
3 1761 04466 8564

a6)

33

DIE WIRTSCHAFTLICHE ENERGIE.

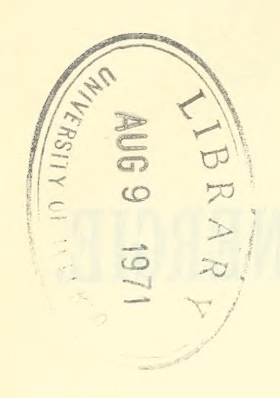
ERSTER THEIL:

SYSTEM DER OKONOMISTISCHEN METHODOLOGIE.

VON

DR. JULIUS v. GANS-LUDASSY.

JENA.
VERLAG VON GUSTAV FISCHER.
1893.



G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Vorwort.

Der erste Theil des Werkes, das unter dem Gesammttitel „Die wirthschaftliche Energie“ der ökonomistischen Welt vorgelegt wird, bildet ein in sich geschlossenes Ganzes; es ist aber bestimmt, sich als organisches Glied einem grösseren wissenschaftlichen Gebäude einzuordnen. Das „System der ökonomistischen Methodologie“ befasst sich mit dem ökonomistischen Denken, mit der Erkenntnisthätigkeit des Oekonomisten, sein Gegenstand ist die Möglichkeit der Oekonomik; der zweite Theil des Werkes wird versuchen, auf Grundlage des ersten ökonomistische Erkenntnisse zu bieten, er wird als System der theoretischen Oekonomik hervortreten und sich mit dem Wirthschaftsleben befassen; der dritte und letzte Theil wird auf Grundlage des zweiten nach den Grundsätzen forschen, nach welchen die theoretischen Erkenntnisse auf das Leben anzuwenden wären; dieser praktische Theil der Oekonomik wird den Titel eines Systems der politischen Oekonomik tragen. Die erkenntnistheoretischen und methodologischen Gründe, welche bei dieser Eintheilung sowie bei dieser Bezeichnungsart massgebend sind, finden sich in dem vorliegenden System der ökonomistischen Methodologie ausführlich erörtert. Die drei Theile haben den Zweck, den Kosmos des Wirthschaftslebens in den wesentlichsten Zügen darzustellen.

Zwei Fragen sind es, die an der Schwelle dieses Werkes erörtert werden müssen. Welche Beweggründe sind es, die den Autor veranlasst haben, es zu schreiben? Welche Beweggründe sind es weiters, die den Fachkenner veranlassen sollen, es zu lesen? Beide Fragen sind leicht zu beantworten, sofern die Entwicklungsstufe, welchen die Oekonomik erreicht hat, ins Auge gefasst wird.

Die Wichtigkeit der ökonomistischen Erkenntnis ist allgemein anerkannt. Allein wir leben nicht mehr in einer Zeit, da man behauptete, die Oekonomik sei eine in sich vollendete und abgeschlossene

Wissenschaft. Es gibt vielmehr kaum eine Lehre ökonomistischer Natur, die nicht aus triftigen Gründen bestritten wäre. Das Gebäude der klassischen Oekonomik hat sich in seinen Grundlagen gesenkt, in seinem Mauerwerk sind Risse und Sprünge entstanden, das Material selbst, woraus es besteht, ist verwittert und bröckelt ab. Der socialistische Gedanke hat die englische Theorie unterhöhlt. Der historisch-ethische Empirismus hat sie erschüttert. Die österreichische Doktrin ist schliesslich mit dem Gedanken hervorgetreten, dass eine neue Richtung der Oekonomik nothwendig sei. Auf die Frage, wo diese neue Richtung zu suchen wäre, werden Antworten laut, über deren Werth die Zeitgenossen noch im Unklaren sind. Die Einen meinen, die historische Schule weise praktisch in die Zukunft, die Anderen, sie zeige in die Vergangenheit. Aehnliche Bedenken werden der exact-realistischen Schule gegenüber erhoben. Die Einen glauben, sie weise theoretisch in die Zukunft, die Andern, sie nähere sich der Theorie der Vergangenheit. Weder hüben noch drüben fehlt es thatsächlich an Werthvollem. Der Oekonomist, der seine Habe überschaut, sieht sich nicht gerade arm, aber auch nicht in beruhigendem Besitze. Er verfügt über eine palastartige Ruine, über weite Lager verwendbaren Materials, über einen Plan des Baues, der erst errichtet werden soll. Allein er hat nirgends eine Stätte, wo er sich behaglich fühlen könnte, ehe die Burg des Wissens errichtet ist.

Bis jener gewaltige und schöpferische Geist auftaucht, der die Oekonomik in monumentaler Weise zur Thatsache macht, ist ein Nothbau wünschenswerth. Ist der Forscher einmal im Besitze einer vollgültigen Erkenntnis, so mag er der vorläufigen entrathen und das zusammengezimmerte Gebälk niederreissen. Wann die Wissenschaft so weit sein wird, lässt sich gegenwärtig nicht bestimmen. Es wird vielleicht lange dauern, ehe sich alle Bedingungen zu einer so grossen That zusammenfinden. Darum ist es auch dann gerathen, dass der Nothbau, welcher der Gegenwart gewissermassen als Surrogat für die Gestaltungen der Zukunft empfohlen wird, möglichst fest und dauerhaft hergestellt werde, damit er aller Unbill des Wetters Trotz biete, bis das Bessere Erscheinung geworden, das ihn ersetzen soll. Solche Massivität ist aber nicht zu erlangen, wenn nicht zuvor ein sicherer Grund gelegt worden, wenn dieser nicht in einen Zustand versetzt ist, der ihn geeignet macht, die Last des schweren Werkes rüstig zu tragen. Ein solcher Unterbau muss natürlich möglichst tief gehen. Er muss in der Methodologie geboten werden. Ihre Aufgabe ist es, uns die Vorfragen zu beantworten, die gelöst sein müssen, ehe an die Errichtung einer Theorie, welche praktisch werden könnte, geschritten

wird; sie hat uns demgemäss zu zeigen, wonach die Oekonomik zu suchen hätte, was die ökonomische Erkenntnis wäre, wie wir zu ihr gelangen, wie wir sie aus einem Princip heraus systematisch gliedern könnten. Sie hat damit als ökonomische Erkenntnislehre der theoretischen Oekonomik vorauszugehen.

Diese Aufgabe ist sehr schwierig. Denn die Oekonomik befindet sich mitten in einem Entwicklungsprozesse. In denselben einzugreifen, ist ein kühnes Unternehmen. Handelt es sich doch um einen Vorstellungscomplex, der durch berufene Hände hindurchgegangen ist; wie hohe Meisterschaft sie auch bekundet haben, es ist doch noch möglich, dass ein trefflicher Gelehrter, der die Entwicklungsgeschichte ökonomistischer Dogmen mit eindringender Aufmerksamkeit erforscht hat, dass Eisenhart seine Wissenschaft eine „räthselhafte und unheimliche" nennt. Unter solchen Umständen muss die Untersuchung, welcher Art die ökonomistische Forschung betrieben werden müsse, damit sie sichere Erkenntnisse ergebe, als eine wissenschaftliche Nothwendigkeit ersten Ranges erscheinen. Vielleicht ist es nicht an der Zeit, dieses Problem zu lösen: sicherlich ist es immer angemessen, eine solche Lösung zu versuchen. Eine durchweg befriedigende endgültige Erledigung derselben ist ausgeschlossen, denn dies würde zugleich den Stillstand der Wissenschaft bedeuten. Immerhin aber war der Autor bestrebt, das Hauptproblem mit Umsicht zu behandeln und es als das, was es thatsächlich ist, als Erkenntnisproblem darzustellen. Da das Verständnis des Theiles nicht im Theile, sondern im Ganzen gelegen ist, musste, wo die ökonomistische Erkenntnis es erforderte, auf allgemeine Erkenntnisprobleme eingegangen werden. In dieser Hinsicht wurde im Sinne von hervorragenden Schriftstellern gehandelt, die, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, doch gemeinsam auf eine ökonomistische Erkenntnislehre hinweisen.

So sagt denn Menger in seinen mit Recht geschätzten Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften (p. X): „Weiss doch Jeder, der mit der bezüglichen Literatur auch nur einigermassen vertraut ist, in wie hohem Masse die philosophische Untersuchung sich seit jeher den eigentlichen methodischen Problemen der Erkenntnistheorie zugewandt hat und wie sie gerade hier zu den werthvollsten Ergebnissen gelangt ist. Sind wir nur einmal über die Ziele der Forschung auf dem Gebiete der Volkswirthschaft zur vollen Klarheit gelangt, die Feststellung der Wege wird uns dann hoffentlich nicht allzu schwer fallen, wenn nur alle Jene, welche an der Begründung einer Methodik der politischen Oekonomie mitzuwirken berufen sind, die Ergebnisse der allgemeinen erkenntnis-theoretischen

Untersuchungen für die speciellen Aufgaben unserer Wissenschaft ernstlich, ernstlicher und verständiger, als dies vielleicht bis nunzu der Fall war, zu verwerthen bemüht sein werden.“ Wer die nachfolgenden Untersuchungen auch nur oberflächlich durchblickt, wird zur Ueberzeugung gelangen, dass wir im Sinne Mengers die Ergebnisse der allgemeinen erkenntnis-theoretischen Ursachen für die speciellen Aufgaben der Oekonomik zu verwerthen ernstlich bestrebt sind.

Von ganz anderen Voraussetzungen aus gelangt Eisenhart zu ähnlichen Darlegungen. In seiner Geschichte der Nationalökonomik (II. Aufl. 1891, p. VI) erklärt er, eine ausführliche Darlegung der Unfertigkeit, an der die Wissenschaft in ihrer historischen Gestalt leide, zu beabsichtigen; er meint insbesondere, dass hinsichtlich der Heranziehung des gesammten, ihr verfallenen Stoffes, sowie hinsichtlich seiner erkenntnis-theoretischen Durchleuchtung zwei Lücken vorhanden seien, in deren Ausfüllung er die „unerlässliche Aufgabe der Gegenwart“ und „die Vollendung der historischen Schule“ erblickt. In vagen Umrissen steht das Gewünschte vor dem Seherauge des Historikers. Er spricht (p. 241 ff.) von unserem „zweckthätigen Geist“; er verwirft eine Methode, welche die wirthschaftliche Erscheinungswelt durch „blinde mechanische Kräfte“ erklären möchte; er verurtheilt anderseits ebenso energisch eine „teleologische Auffassung“, wie sie einem Leibniz eigen war; er will den grossen erkenntnis-theoretischen Umschwung, der sich im Schoosse der auf den kritisch-empirischen Standpunkt zurückkehrenden Philosophie vollzieht, auf das ökonomistische Gebiet wirksam werden lassen; er weisst schliesslich auf den Zweckgedanken, auf den Begriff des „bewegenden Zweckes“ als den erlösenden hin. Wir haben im Sinne Eisenharts den der Oekonomik zuzuwendenden Stoff zu erweitern, wir haben dessen erkenntnis-theoretische Durchleuchtung versucht, wir verwerfen mit ihm Mechanismus und Teleologie, wir gehen von der Zweckthätigkeit des Geistes, dem Zweckgedanken, vom Begriffe eines bewegenden Zweckes aus. Wenn wir hierbei auch diese grundlegenden Potenzen anders und tiefer fassen, wie dies eben der Gegenstand mit sich bringt, so glauben wir uns dabei mit Eisenhart in keinen wesentlichen Widerspruch zu setzen.

Der dritte Autor kommt von den Höhen philosophischer Speculation zu einem verwandten Ergebnisse. Dilthey sucht in seiner geistvollen „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ Jenen, die sich mit der Geschichte, der Politik, Jurisprudenz oder politischen Oekonomie, der Theologie, Literatur oder Kunst beschäftigen, Grundlagen und Methoden ihrer Wissenschaften darzulegen (p. 3). Er meint, die Erkenntnis der Kräfte, die in der Gesellschaft walten, der Ursachen, welche ihre Er-

schütterungen hervorgebracht haben, der Hilfsmittel eines gesunden Fortschrittes, die in ihr vorhanden sind, sei zu einer Lebensfrage für unsere Civilisation geworden (p. 4). Dilthey erörtert weiterhin (p. 145 ff.) die Nothwendigkeit einer erkenntnis-theoretischen Grundlegung der Geisteswissenschaften, also auch der Oekonomik. Er fordert, dass man das in einer solchen Grundlegung geschaffene Hilfsmittel gebrauche, um den inneren Zusammenhang der Einzelwissenschaften des Geistes, die Grenzen, innerhalb deren ein Erkennen in ihnen möglich ist, sowie das Verhältnis ihrer Wahrheiten zu einander zu bestimmen. Er verlangt eine Kritik der historischen Vernunft, nämlich des Vermögens des Menschen, sich selber und die von ihm geschaffene Gesellschaft und Geschichte zu erkennen. Zu diesem Zwecke scheint ihm eine Verknüpfung zwischen Erkenntnistheorie, Logik und Methodenlehre geeignet. Er befürwortet eine Anwendung der Ergebnisse, welche die kritische Philosophie aufzuweisen hat, auf die Geisteswissenschaften. Diesen Forderungen Dilthey's glauben wir entsprochen zu haben. Wir haben aber die Probleme, auf die er hinweist, auf einem von dem seinen weit abliegenden Wege zu enträthseln versucht. Denn Dilthey ist an seinen Stoff als Philosoph herangetreten, er geht denn auch auf philosophischen Pfaden. Wir jedoch sind Gegner der Philosophie überhaupt, Gegner ihres Einflusses auf die Oekonomik. Wir halten die Rolle, die der Philosophie in der Entwicklung des Geistes zukam, für ausgespielt, ihre Mission für vollendet; wir weisen als Oekonomisten die Führung der Philosophie und ihre Methoden ab. Unserer Anschauung nach muss die Oekonomik eine selbstständige, selbstherrliche, muss sie im wahrsten Sinne des Wortes Wissenschaft werden.

Unter welchen Veraussetzungen aber wäre die Oekonomik eine Wissenschaft zu nennen? Eine Wissenschaft liegt im Sinne jenes Kant'schen Kriticismus gerade, auf den Menger, Eisenhart und Dilthey einmüthig hinweisen, erst dann vor, wenn sie ein System bildet, wenn sie also nicht etwa fragmentarische Einsichten, nicht blosse Aggregate von solchen, sondern ein nach einem besonderen Principe geordnetes Ganzes von Erkenntnissen bietet. Nach Kant kann demgemäss der Inhalt der Wissenschaft nur in der Form eines Systems credenzt werden (vgl. u. A. Kant's „Uebergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik, 1888, p. 20—61".) Wollten wir daher darstellen, wie ökonomistische Wissenschaft möglich wäre, so mussten wir es zugleich wagen, ein System derselben zu bilden. Die hiezu nothwendige kritischen Untersuchungen, nach welchen Grundsätzen die Erscheinungen zu einem System zu verbinden wären,

sind im vorliegenden Bande durchgeführt. Allein die Frage, wie ökonomistische Erkenntnis möglich wäre, führt über sich hinaus zu solcher Erkenntnis. Diese Erkenntnis wieder führt über sich hinaus zu Grundsätzen ihrer Anwendung auf das Leben. So stünde denn die äussere Form des Systems vor uns. Nun fehlt uns noch seine Seele, das Princip, welches seine Einheit, seine Ordnung bildet. Dieses Princip eben ist es, das wir über die Pforte des weitläufigen Erkenntnisgebäudes schreiben: es ist die wissenschaftliche Energie, es ist die zweckmässige Wirksamkeit.

Aus Kant's Geiste stammt wohl die Art, in der wir die Wissenschaft überhaupt auffassen, stammen demnach die Postulate an die Oekonomik, nicht aber an die Gedankenelemente, mittels welcher wir diesen Postulaten gerecht zu werden versuchen. Ihm verdanken wir jedoch zumal die erkenntnistheoretischen Leuchten, die uns den Weg der Methodologie erhellen. Kant definirte die Metaphysik als Erkenntnis aus blossen Begriffen. Wir haben uns vor Oekonomik aus blossen Begriffen, vor metaphysischer Oekonomik gehütet. Kant nennt Erfahrung ohne Denken blind, Denken ohne Erfahrung leer. Wir haben uns vor Oekonomik aus blosser Erfahrung, vor blinder Oekonomik gehütet wie vor der ihr entgegengesetzten leeren. Kant fordert, dass Denken und Anschauung einander durchdringen. Seiner Meinung nach gehört zu einer Erkenntnis nicht nur Anschauung, sondern auch Denken, nicht nur Denken, sondern auch Anschauung, daher denn auch aus rein logischen Formen nicht reale Thatsachen abzuleiten wären. In seinem Sinne haben wir auf einem seiner Denkungsart entrückten Gebiete, der Oekonomik, zu leisten versucht, was schon Baco vorschwebte: wir haben Empirismus und Rationalismus, der Erfahrung und dem Denken ein „Brautbett" zu einem „matrimonium legitimum" gerüstet. Wir meinen hiedurch die Wissenschaft bedeutsam zu fördern. Denn darin liegt das wesentliche Merkmal der geistigen Entwicklung, dass in höheren Formen der Erkenntnis das bisher Entgegengesetzte zu organischen Gliedern eines geschlossenen Ganzen gemacht wird. Die Zukunft kann daher nicht jener Methodologie gehören, welche die seit der Mitte dieses Jahrhunderts geltenden Gegensätze verschärft, auch nicht jener, die zwischen den feindlichen Parteien äusserliche Compromisse anbahnt, sondern jener, welche die Antithesen mit kräftiger Faust zusammenfasst und die widerstrebenden Elemente zu einer neuen Gestaltung umbildet, welche somit das gegeneinander Gewendete als verschiedene, einander ergänzende Seiten eines und desselben Grösseren verstehen lehrt und dem Contradictorischen innerhalb eines Weiteren zusammengreifende Functionen zuweist. An der Hand Kant's

wenden wir uns von Wegen ab, die das ökonomistische Forschen nicht zum Ziele führen konnten. Wir suchen neue Bahnen. Es scheint uns, dass wir sie nicht vergebens betreten, wenn wir uns auf ihnen der Wahrheit auch nur um eine Spanne nähern.

Auf dieser Linie bewegen sich die Grundgedanken des vorliegenden Buches. Es wurde angedeutet, dass der eigentliche Gegenstand desselben nicht die Wirthschaftskunde, sondern die Gedankenarbeit Desjenigen ist, der wirthschaftliche Erkenntnis zu erringen strebt. Wir gehen von der Anschauung aus, dass die Oekonomik nicht eine Disciplin gleich irgend einer anderen, sondern dass sie die oberste und höchste der modernen Wissenschaften sei, bestimmt, der Gegenwart eine geschlossene Weltanschauung zu bieten, bestimmt, als Wissenschaft der nächsten Zukunft das zu sein, was die Philosophie der Vergangenheit gewesen.

Um den Grund der ökonomistischen Erkenntnis möglichst sicher, möglichst tief zu legen, nehmen wir die ökonomistische Erscheinung nicht in dogmatischer Weise als gegeben an, wir greifen vielmehr auf das über diese Erscheinung denkende Subject zurück und untersuchen die Art und Weise, in der solche Erscheinungen auf dieses denkende Subject wirken müssen. Nachdem wir die Natur der ökonomistischen Erscheinung festgestellt, gehen wir von ihr aus zum ökonomischen Begriffe und zum ökonomistischen Urtheile über. Von ihnen aus gelangen wir zum ökonomischen Schliessen, insbesondere zum ökonomischen Causalitätsschlusse, sodann zum ökonomischen Gesetze, zum ökonomischen Principe. Im Laufe dieser Untersuchungen wird es klar, dass Oekonomik nicht ausschliesslich wirthschaftliche Erfahrung sein, nicht ausschliesslich am Concreten haften kann, weil sie sonst nicht Theorie zu werden vermag. Und wenn sie nicht Theorie zu werden vermag, kann sie auch nicht Anwendung der Einsicht hinsichtlich des Gesetzmässigen, kann sie auch nicht praktisch werden. Es tritt weiter zu Tage, dass die Oekonomik nur insofern den ihr im Zeitbewusstsein gebührenden Rang einnehmen kann, als sie, von allen übrigen Disciplinen grundsätzlich getrennt, jede fremde Einmischung abweisst. Sie vermag dies zu vollbringen, indem sie sich auf ihr eigenes Gebiet beschränkt, indem sie an der wirthschaftlichen Erscheinung festhält. Die Grenzen derselben bezeichnen ihr Reich. Die wirthschaftliche Erscheinung aber lässt sich nicht unabhängig vom Wirthschafter beurtheilen. Dieser entwickelt sich in der Wirthschaft und durch dieselbe.

So zeigt sich uns die Oekonomik als eine selbstherrliche, als eine autonome Wissenschaft. Sie hat sich weder an die Ethik noch an

die Psychologie anzulehnen. An beide nicht, weil sie philosophischer Natur sind, Oekonomik aber, als Wissenschaft, in keiner Hinsicht philosophisch sein darf. Sie kann auch weder von der Physik noch auch von der Physiologie Hilfstruppen fordern. Sie hat sich nicht auf die Physik zu stützen, weil ihre Erscheinungen lebendige, weil sie Aeusserungen des Lebens sind; sie hat von der Physiologie nichts zu hoffen, weil alle Erscheinungen des Lebens, als zweckmässige, wirthschaftlicher Natur sind. Es erhellt hieraus einerseits die Forderung, alle zweckmässigen Erscheinungen als solche der Oekonomik zu unterwerfen, andererseits aber auch die Möglichkeit, zu einer Egoismus, Mutualismus, Collectivismus und Altruismus als Formen zweckmässiger Bethätigung umspannenden einheitlichen Wissenschaft zu gelangen. Es erhellt schliesslich, dass auch das ökonomistische Denken von unabänderlichen Gesetzen beherrscht ist. Wir unterscheiden uns demnach, wie wir glauben, von früheren Methodologen vornehmlich dadurch, dass jene das ökonomistische Denken als etwas dem Wohlermessen des einzelnen Forschers Anheimgegebenes betrachten. Ja, dem Dichter steht es frei, je nach seinem Belieben, seiner Laune, seiner Stimmung der komischen oder der tragischen Muse zu opfern; anders der Oekonomist. Es gibt unabänderliche Gesetze des ökonomistischen Denkens. Sie stimmen mit den Zwecken der Oekonomik überein. Die Formen, in denen sich das ökonomistische Denken mit Nothwendigkeit äussert, sind dieselben, nach denen sich die Wissenschaft entwickelt.

Wäre die Errichtung eines wissenschaftlichen Gebäudes in einem glücklichen Augenblicke zu bewerkstelligen, so wäre es wohl möglich, dass die Einheit des schaffenden Bewusstseins sich in der Einheit des Geschaffenen widerspiegele. Allein der Zeitraum, den die Abfassung weitwendiger Erörterungen in Anspruch nimmt, ist naturgemäss ein längerer. Innerhalb einer solchen Frist verändert sich der Autor, entwickelt sich die Wissenschaft. Dies sind zwei Momente der Variabilität, die sich nothgedrungen im Werke bethätigen. Sie werden wohl nicht wesentliche Widersprüche mit sich bringen, weil das Subject und seine wissenschaftliche Umwelt sich während der Arbeit nicht wesentlich verändern konnte. Aber sie werden wohl auch nicht völlig unbedeutende sein können. Denn der Zeitraum, um den es sich hier handelt, ist ein ziemlich langer. Die Absicht, die vorliegenden Untersuchungen anzustellen, ist im Jahre 1877 schon gefasst, in den sieben folgenden Jahren sind die grundlegenden Ausführungen niedergeschrieben und wiederholter Umarbeitung unterzogen worden. Als sich die methodologische Literatur des letzten Jahrzehntes des Gegenstandes nachdrücklicher bemächtigte, standen die Anschauungen des Autors bereits fest. Die

neueren Publicationen einschlägiger Natur haben an diesen Anschauungen nichts erschüttert, aber doch Veranlassung geboten, die Probleme tiefer zu durchdenken und durch Geltendmachung contradictorischer Erwägungen zu festigen, zugleich aber auch darauf zu achten, dass die Arbeit sich an die bisherige Entwicklung der Erkenntnis harmonisch angliedere. Während der Jahre 1885—1888 haben äussere Lebensumstände des Verfassers und eine durch dieselben nothwendig gewordene Thätigkeit anderer Art die wissenschaftliche zurückgedrängt und zum Stillstande gebracht. Vom Herbste des genannten Jahres aber bis zum gegenwärtigen Augenblicke war sie dem Autor Gegenstand emsiger Bemühung, so dass er wohl hoffen darf, dem Leser in dem Ergebnisse eines durch drei Lustren fortgesetzten Nachdenkens und mehr denn zehnjähriger schriftstellerischer Arbeit nicht ein unreifes Erzeugnis vorzulegen. Er weiss als Oekonomist nur zu gut, das aufgewendete Mühe es nicht ist, welche den Werth des Erzeugnisses bestimmt. Im vorliegenden Falle besonders ist der Werth des Dargebotenen für die Wissenschaft allein massgebend. Möge denn die in langsamer Reife gezeitigte Frucht nach Gebühr geschätzt oder nach Gebühr verachtet werden, möge das Gebotene ob der ihm etwa innewohnenden Kraft gedeihlich fortwirken oder ob der ihm etwa innewohnenden Schwäche verdienter Vergessenheit anheimfallen.

Unter den Oekonomisten gibt es manche, deren wissenschaftliche Thätigkeit angenehmer, expeditiver, wohl auch erspriesslicher ist, als die unsere. Denn es ist bequem, die Wege zu verfolgen, die Andere wandeln, „darzustellen", was Andere gedacht haben. Solche Wirksamkeit weist den Vorzug auf, dass sie gefahrlos ist; denn für die Theoreme seines Nächsten ist Keiner verantwortlich. In vornehmer Haltung, mit kühl-kritischem Blicke sitzen diese Herren im Parquet und schauen durch die scharfen Gläser literar-historischer Methoden auf die Bühne der Forschung; Keinem von ihnen fällt es ein, selbst tragische oder komische Helden des Gedankens sein zu wollen. Wir treten beherzt vor die Rampen. Wir negiren keine thatsächliche Richtung der ökonomistischen Forschung, aber wir stellen die ausschliessliche Berechtigung einer jeden in Abrede. Es mag daher sein, dass wir uns Gegner zuziehen. Es mag sein, dass wir uns das Missfallen Aller erwerben, die sich um die erkenntnis-theoretischen Grundlagen der Oekonomik nicht kümmern wollen. Wer der Ansicht ist, dass die Frage, wie eine Wissenschaft möglich wäre, keinen Werth für die Wissenschaft habe, vielleicht gar unwissenschaftlich sei, der thut gut, diesen Untersuchungen in weitem Bogen auszuweichen. Wer sich auf einen höheren Standpunkt nicht erheben kann, wer die stolzeste Auf-

fassung der Rolle, welche die Oekonomik zu spielen berufen ist, nicht zu theilen versteht, wem es in den Niederungen des im Staube des Descriptiven sich dahinschleppenden Geschichtsklitterung behagt, wer an den Thatsachen hangt, von ihnen nicht weg will zur Beherrschung der Wirklichkeit, der wird uns weder in die Höhe, noch in die Tiefe folgen wollen, der wird unser Forschen nach einem festen Untergrunde der ökonomistischen Erkenntnis überlegen belächeln, der wird die vollausladende Spannung, die wir der Oekonomik als einer das Gebäude der Wissenschaften krönenden Kuppel verleihen, mit Fug als Ueberspanntheit verhöhnen. Dies kann uns nicht beirren. Hat doch die Erfahrung gelehrt, wie wenig Werth für die Wissenschaft jene ausschliesslichen Punzirungsstätten des ökonomistischen Forschens haben, welche zu entscheiden wagen, was Wahrheit und was Irrthum ist. Der Specialist, der sich auf einem Zweiglein des Wissensbaumes sein Nestchen gebaut hat, um von demselben aus sein eintöniges Lied zu pfeifen, wird sich mit Recht in die trauliche Enge schmiegen, in der er sich wohl fühlt. Denn sein mikroskopischer Sinn wird sich durch die makroskopische Auffassung, die in diesen Blättern niedergelegt ist, befremdet fühlen; der weitere Ausblick, der sich ihm hier eröffnet, wird ihn sogar beängstigend anfrösteln. Er sei gewarnt. Es wird uns nur angenehm sein, wenn er unsere Bemühungen keiner Aufmerksamkeit würdigt. Zum mindesten wird er sie nicht missverstehen, nicht verkennen. Und dies wäre unausweichlich. Denn wer gewöhnt ist, über die Mauer, die sein Anwesen umfriedet, nie hinauszulugen, der wird unsere Bestrebungen, die Oekonomik aus den lähmenden Banden der Philosophie zu lösen, sie aus einer solchen zu einer Wissenschaft zu machen, wohl für philosophische Verstiegenheit halten. Vielleicht werden uns gerade wegen unseres gegen alles Philosophische gewandten Sinnes auch Jene grollen, die sich gerne in abstracte Spekulationen einspinnen und lediglich den Offenbarungen ihrer inneren Stimme zu lauschen lieben; vielleicht werden sie zürnen, weil wir sie an die Thatsache, an deren Werth für die Forschung, für die Beherrschung der Wirklichkeit mahnen. Sei es darum! Wir haben nicht für Gelehrte, nicht für diese oder jene Schule, nicht für die Menge, nicht für die Macht, sondern im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit geschrieben.

Wir wenden uns nun, nach diesen Erörterungen sachlicher Natur, zu einer solchen persönlicherer Artung. Mancher Leser und insbesondere mancher deutsche Leser, wird wohl fragen, woher denn der Autor die — Autorität nehme, ein solches Werk zu veröffentlichen, zumal es ja schon äusserlich für eine Erstlingsgabe zu gewichtig auf-

tritt. Mit dieser Autorität hat es eine eigene Bewandtnis. Keiner, der sie braucht, hat sie, Keiner, der sie hat, braucht sie. Denn das Recht, das Schwierigste zu leisten, wird nur durch Leistung des Schwierigsten selbst erworben; der Schluss vom Kleinen auf das Grosse ist eben auch auf diesem Gebiete nicht gestattet. Es wird sich dabei empfehlen, wenn der geneigte Leser sich die in Rede stehende Frage beantwortet, nachdem er das Studium des vorliegenden Werkes beendigt hat. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass dies Studium ohne Aufwand von einiger Mühe und einiger Zeit nicht zu bewerkstelligen wäre. Allein Jener, der nach ökonomistischer Einsicht strebt, wird es wohl als ein geringes Opfer ansehen, Untersuchungen näher ins Auge zu fassen, die nach Möglichkeit kleinlicher Gelehrsamkeit aus dem Wege gehen, dafür aber eingehendste Gründlichkeit des Denkens zu bekunden bemüht sind, um den Freund der Wahrheit seinem Ziele näher zu rücken. Es fällt auch ins Gewicht, dass bei Erörterungen schwierigerer Art im Allgemeinen nicht der Umfang entscheidend ist und diese umso kürzer dargestellt sind, je weniger Mühe der Leser aufzuwenden hat, um in den Sinn der Auseinandersetzungen einzudringen.

Es ist uns schwerlich gelungen, die Probleme, mit denen wir uns in diesem Werke befassen und die zum Theile neue sind, auch zu lösen. Dennoch lebt in uns die Ueberzeugung, dass der von uns mühsam und umständlich ausgemittelte Weg zum Ziele zu führen geeignet sei, dass sich in den nachfolgenden Untersuchungen Impulse finden, welche die Oekonomik zu fördern geeignet und daher nicht ganz unverdienstlich wären. Sicherlich weist dies Buch auch mannigfache Irrthümer und Fehler auf. Hinsichtlich ihrer machen wir uns wenig Scrupel. Denn rühmlicher scheint es uns, auf den Schroffen der Forschung zu straucheln, als in platter Niederung zu weilen, wo zwar kein Fehltritt, aber auch kein Ueberblick über die Weiten des Lebens möglich ist.

Vor einigen Wochen ist die neue „Grundlegung“ der politischen Oekonomie von A d o l f W a g n e r erschienen. Dies geschah leider erst zu einer Zeit, da der Druck des vorliegenden Werkes so weit fortgeschritten war, dass an eine Berücksichtigung dieses epochemachenden Werkes nicht mehr gedacht werden konnte. Nicht einmal eine Verzögerung der Drucklegung hätte Abhilfe bieten können. Denn es waren nur mehr die letzten Theile unserer Ausführungen, in denen allenfalls noch hie und da Auseinandersetzungen mit der „Grundlegung“ zu bewerkstelligen gewesen wären; solche Einschiebungen hätten aber ihrer Natur nach in die früheren, längst gedruckten Partien gehört. Wir

beklagen es, dass die „Grundlegung“ für das System der ökonomistischen Methodologie behufs einer erschöpfenderen Behandlung nicht mehr zu benützen war, wiewohl dieses hiedurch um so weniger tiefgreifende Aenderungen erlitten hätte, als sich, wie wir mit besonderer Genugthuung hervorheben, zwischen unseren Darlegungen und jenen Wagners unbeschadet wesentlichster Verschiedenheiten bedeutungsvolle Berührungspunkte finden. Wir können nicht umhin, hervorzuheben, dass der methodologische Standpunkt, welchen Wagner im Allgemeinen einnimmt, mit dem unseren wohl nicht identisch ist, aber ihm doch überaus nahe steht. Demgemäss hoffen wir, der Meister der ökonomistischen Forschung in Deutschland werde unsere Bemühungen nicht ablehnen, zumal er ja (p. 138) darauf hinweist, dass es sich in der Methodologie der Oekonomik „schliesslich doch immer um die allgemeineren logischen und erkenntnis-theoretischen Probleme handelt, daher auch um die Anwendung der allgemeinen Methodologie auf den besonderen Fall der einzelnen Wissenschaft“. Wagner fügt hinzu, es werde deshalb „mit Recht Werth auf die genauere Fühlung mit der Fachliteratur der Logik und Erkenntnislehre gelegt“. Zugleich bedauert er, dass eine der Bedeutung des Gegenstandes und den Stand der Streitfragen darstellende grössere zusammenfassende Arbeit der deutschen Literatur noch fehle. Durch diese Aeusserungen reiht sich Wagner Menger, Eisenhart und Dilthey an; er weisst mit ihnen nach ein und derselben Richtung, nach jener Richtung gerade, die wir eingeschlagen haben.

Eine Uebersicht über die wichtigeren Uebereinstimmungspunkte des vorliegenden Werkes mit der Wagner'schen „Grundlegung“ scheint uns von Belang. Wagner fasst wohl das Wirthschaftliche als eine blosse Seite der menschlichen Natur auf, denn er geht gleich uns von der wirthschaftlichen Erscheinung aus, die er in verwandter Weise definirt (p. 81), und die er gleich uns auch als das Object der Oekonomik bezeichnet (p. 143). Gleich uns fasst er das Gesetz als ein lediglich causales auf (p. 231). Die von ihm empfohlene Methode, die vom Concreten und Individuellen ausgeht und auf das Typische und Generelle hinstrebt, sein methodologischer Rath, zuerst die Erscheinungen und ihren Verlauf festzustellen, dann das Typische in ihnen, weiters die Erklärung ihrer conditionalen und causalen Natur, die Beurtheilung ihrer Bedeutung, die Zielaufstellung für ihre Entwicklung, endlich die Wegweisung zu diesem Entwicklungsziele zu ermitteln (p. 144), läuft in den allgemeinsten Umrissen mit den mittleren Capiteln des vorliegenden Buches immerhin nahezu parallel. Wagner ist gleich uns der Ansicht, dass Induction und Deduction und die mit ihnen Arbeitenden sich zu ergänzen

hätten (p. 18, 34, 194). Er beurtheilt das isolirende Verfahren gleich uns (p. 153). Gleich uns führt er aus, dass eine Voraussage nur auf Grund gesetzmässiger Erkenntnis möglich sei (p. 231), gleich uns fordert er eine empiristische Verification des deductiven Verfahrens (p. 177, 193). Wenn diesen Harmonien auch Dissonanzen von grösserem Belange gegenüberstehen, die u. a. insbesondere hinsichtlich des wirthschaftlichen Princips, des finalen Grundgedankens, der wirthschaftlichen Causalität, des der Oekonomik eigenen Wesens, ihrer Grenzen, ihrer Systematik, ihrer Stellung zu den übrigen Wissenschaften, schneidend sind, glauben wir doch, aus ihnen den Schluss ziehen zu können, dass unsere Ausführungen, da sie sich zum Theile mit jenen eines Wagner berühren, unmöglich gänzlich verfehlt sein können.

In ähnlicher Weise müssen wir eines anderen Werkes erwähnen, das noch später als Wagners neue „Grundlegung" erschien und daher in den vorliegenden Blättern gleichfalls unberücksichtigt bleiben musste, wir meinen Siegmund Feilbogens geistvolle, sachkundige und formschöne Monographie: „Smith und Turgot". Seine Auffassung des Smith und der literarhistorischen Forschung überhaupt begegnet sich in manchem Zuge mit jener, die wir in unseren, der literargeschichtlichen Forschung gewidmeten Ausführungen entwickeln.

Es sei uns noch gestattet zu bemerken, dass das erforderliche Register am Schlusse des dritten Bandes zu finden sein wird.

Wien, im December 1892.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

II

Erstes Capitel.

Oekonomik und Philosophie.

I. Die Philosophie in ihrer Beziehung zu den Wissenschaften.

Auf dem Markte drängen sich Käufer und Verkäufer; die Einen preisen mit lauter Stimme ihre Waaren an, die Anderen feilschen; Wechsler walten hinter steinernen Tischen ihres Amtes; man hastet, ruft, verhandelt; es wird vermittelt, gestritten, getauscht, gezahlt. Dazwischen tönt das Knirschen der Wagen, welche mit Gütern belastet einherrollen, der geräuschvolle Eifer der Treiber, der Schrei der gepeitschten Zugthiere. Und abseits von dem Gewühle der lauten Menge, an eine Säule gelehnt, steht in gelassener Haltung ein ernster Mann, der den sinnenden Blick über das wogende Gewühl schweifen lässt. Er mischt sich nicht unter die Geschäftigen und nimmt doch Antheil an ihrem Thun. Er buhlt nicht gleich Jenen nach Gewinn und hofft doch Gedeihliches einzuheimsen. Er betrachtet nur das mannigfaltige, lebendige Leben und Treiben umher und kehrt doch reicher zum häuslichen Herd zurück.

Was ist der Beruf dieses Beobachters, was sein Geschäft, was seine Thätigkeit? Er ist Philosoph, sagt Plato. Entspricht diese Erklärung der heutigen Auffassung? Nein. Es ist nicht der Philosoph! riefe die Gegenwart. Der Beobachter, der im Gewimmel des Marktes, nach dem Ewigen im ruhelosen Wandel, nach dem Gesetze in der abwechslungsreichen Erscheinung forscht, ist der Oekonomist!

Wie ist dieser Zwiespalt der Beurtheilung zu erklären? Hat der Antike Recht oder der Moderne?

Der Widerspruch der Geister lässt sich nur in einen solchen der Zeiten auflösen: was einst Sache der Philosophie gewesen, ist heute die der Oekonomik.

Diese Thatsache ist eine zu fesselnde Erscheinung, als dass wir fraglos an ihr vorüber wandeln dürften. Was war, was ist Aufgabe der Philosophie? Was war, was ist Aufgabe der Oekonomik? Das sind die beiden Probleme, die uns vor allen andern entgegentreten, um uns an der Schwelle unserer Untersuchungen zu begrüssen.

Wir haben gesehen, dass die Erklärung eines bestimmten Erscheinungscomplexes einst Sache der Philosophie gewesen, nun aber die der Oekonomik ist. Dies regt zunächst eine wichtige Frage in uns an. Ist Alles, was einst Philosophie gewesen, heute Oekonomik? Ist das ganze Gebiet, das vormals der Weltweisheit zugeeignet gewesen, nun zum Bereiche einer besonderen Geistesbethätigung geworden? Weite Gefilde, über die einst der Tiefsinn grüblerischer Geister geherrscht hat, gelten derzeit als Beute jugendlicher Eroberer; einzelne Probleme dagegen, die in grauer Vergangenheit schon die Domäne der Philosophie gebildet, scheinen ihr, gleichsam als Stammsitz, noch in der Gegenwart anzugehören.

Was hier in wenige Worte gedrängt ist, das ward in einem wandlungsreichen Processe, in einer allmäligen, unaufhaltsamen Entwicklung. Ihre Uebergänge darstellen, die Verknüpfung ihrer Ursachen, und ihrer Wirkungen ins Licht setzen, solcherart Nahes mit Entferntem, Bekanntes mit Unbekanntem verbinden, und das Mannigfaltige der menschlichen Erkenntnis als ein einheitliches Werden begreifen, das hiesse sich einer der schwierigsten Aufgaben vermessen, es hiesse, die Geschichte der Wissenschaft erzählen zu wollen. Es liegt uns fern, uns einer so übermenschlichen Leistung zu unterfangen. Wir beabsichtigen nur, in allgemeinen Zügen auf die Rolle hinzuweisen, welche die Weltweisheit in der Entwicklung der menschlichen Erkenntniss gespielt hat, weil es unmöglich wäre, das wichtige Verhältnis zwischen ihr und der Oekonomik sachgemäss aufzufassen, ohne einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf den Werdegang beider zu werfen.

Es giebt kaum eine Wissenschaft, die nicht einmal zur Philosophie gehört hätte, keine, die nicht ihrem Schosse entsprungen wäre. Noch zu Zeiten eines Sokrates bilden Physik und Mathematik Unterabtheilungen der Weltweisheit; Plato schliesst die Mathematik aus; in die Physik nimmt er noch die gesammte Naturerkenntnis auf. Unter der Herrschaft des Aristoteles zerfällt die Philosophie, dem Diadochenreiche ähnlich. Wie sich der Stagirite die Eintheilung der Philosophie vorgestellt haben mag, ist bekanntlich streitig. Bald sondert er die Philosophie in Logik und Physik, bald in Theologie, Mathematik und Naturlehre. Aber diese Systematisirung ist ihm im Grunde nur ein Postulat. Thatsächlich behandelt er als zur Philosophie gehörige

Disciplinen: die Logik, das Naturrecht, die Politik, die Naturgeschichte, die Psychologie, die Physik, ja sogar auch die Astronomie. Von Pythagoras wird auch die Musik zur Philosophie gerechnet. Philosophie somit ist gewissermassen der Stamm, auf den sich die Wissenschaften durch Knospung, Sprossung und Abschnürung zu selbstständigem Leben entwickeln.

Comte fasst die Rolle der Philosophie bekanntlich anders auf. Er sieht in der Theologie die erste, in der Methaphysik die zweite reifere Bethätigung des menschlichen Geistes; die höchste Blüte jedoch erblickt er in seiner eigenen Schöpfung, im Positivismus. Diese Auffassung wird als scheinbares Ergebnis einer historisch-evolutionistischen Anschauung vorgetragen. Sie entspricht keineswegs der Wirklichkeit. Die Philosophie ist immerdar ein blosser Versuch gewesen, die Erscheinungen dieser Welt zu erklären; die Theologie desgleichen; die Theologie ist mithin Philosophie, ist Metaphysik; sie ist Philosophie in ihrem ersten, tastenden, träumerischen, kindlichen, phantastischen Entwicklungsstadium, nicht mehr, nicht weniger. Theologie ist Philosophie, die zu einer solchen werden will, Philosophie ist Wissenschaft, die zu einer solchen werden will; Theologie somit werdende Philosophie, Philosophie auf dem Wege zu sich selbst; Philosophie werdende Wissenschaft, Wissenschaft auf dem Wege zu sich selbst.

Die Unterscheidung Comtes, welcher zufolge die Naturerscheinungen in der ersten Epoche auf hypostasirte Naturkräfte, in der zweiten auf hypostasirte Begriffe zurückgeführt werden, ist eine umso mangelhaftere, als die Naturkräfte selbst in letzter Analyse doch nur Begriffe sind. Wäre Comte die religiöse Philosophie des Buddhismus bereits so erschlossen vorgelegen wie uns, hätte er bedacht, dass dem philosophischen Alterthum das theologisch angekränkelte Mittelalter auf dem Fusse folgte, hätte er sich schliesslich in gedeihlicher Weise von historischen Constructionen freigehalten, er hätte seine sogenannten Entfaltungsgesetze wohl nie auszusprechen gewagt. Seine These, dass der menschliche Geist zuerst theologisch, dann metaphysisch, endlich positivistisch denke, schrumpft bei näherer Betrachtung auf den Satz, dass der Mensch immer philosophire, zusammen. Diese Sentenz aber enthält kein wie immer geartetes Verdienst; es ist eine Banalität, ein Gemeinplatz, der, alles Schmuckes, aller Verbrämung entkleidet, sich in seiner vollen Werthlosigkeit vor uns enthüllt.

Betrachten wir, unseren Darlegungen gemäss, die Philosophie als einen noch undifferenzirten Zustand der Erkenntnis, so wird uns klar, wie tiefsinnig Platos dichterischer Geist gewesen, der die Weltweisheit als die Sonne unter den Wissenschaften bezeichnet hat. In der That,

sie ist der Nebelstern, sie der ungeheuere flammende Ball, sie die leuchtende Allmutter, die schimmernde Allgebärerin, sie der strahlende Urquell alles Lebendigen in der Welt der Vernunft. Sie ist der glänzende Fixstern, der im Mittelpunkt der geistigen Welt sich um sich selbst dreht und rollende Planeten abschleudert. Könnte der Entwicklungsgang der Gedanken jenem der Himmelskörper vielleicht auch noch in einer andern Beziehung gleichen? Könnten sich auch hier die Trabanten immer mehr ihrem Centrum nähern? Könnte die Philosophie einmal wieder alle Wissenschaften in ihren Schoss aufnehmen? Könnte sie dann ein Gestirn bilden, dessen Grösse, Leuchtkraft und Schönheit über alle Vorstellungen, die wir uns heute von ihr gestalten mögen, weit hinausragt? Eine solche Integration des bisher Differenzirten wäre wohl würdig erhofft zu werden. Aber sie ist einerseits nicht nur nicht als eine baldige, sie ist als vollends unmögliche zu betrachten; sie ist andererseits als eine evolutionistisch nothwendige und darum gewisse vorherzusehen. Sie ist nämlich unmöglich, sofern wir uns vorstellen, dass die Philosophie, aus der die Wissenschaften herausgeboren werden und die Philosophie, zu der die Wissenschaften sich wieder zusammenfalten, ein und dasselbe wäre. Der Gedanke steht auch im Flusse der Zeit. Was wir Philosophie nennen, es hat sich bedeutsam verändert; es ist somit ein Anderes geworden. Und ein Anderes als Philosophie müsste jene höchste Synthese des Denkens ergeben. Was? Hierauf werden wir alsbald antworten.

Fassen wir zunächst die Gegenwart ins Auge. Die Philosophie steht heute im Gegensatze zur Wissenschaft. Aber in ihr ist das Streben bemerkbar, die Ergebnisse positiver Forschung in sich aufzunehmen und in ihrer Art zu verwerthen. Auch hierin gleicht sie dem Gestirn des Tages, das vermöge seiner Anziehungskraft kleinere Weltkörper auf seine Oberfläche stürzen, sie in der Wucht des Falls erglühen lassen und diesen Flammen sein Licht verdanken soll. Aber diese an die Attraction erinnernden Anstrengungen der Philosophie haben bis nun zu keinem namhaften Ergebnis geführt; die einzelnen Disciplinen beharren auf ihrer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, sie verhalten sich feindlich gegenüber allen Versuchen, sie dem mütterlichen Ursprung wieder zu nähern.

In welcher Art könnten wir nunmehr die Rolle der Philosophie in der Entwicklung der Wissenschaft bestimmen? Die Philosophie war ein Durchgangsstadium, eine Evolutionsphase jeder menschlichen Erkenntnis. Dies für die Vergangenheit. Sie ist gegenwärtig das Residuum dessen, was nicht über den ersten Werdezustand hinauszugedeihen vermochte, sie ist dem nach der Inbegriff aller Fragen, nicht jener aller Antworten, die Ein-

heit der Probleme nicht die der Lösungen, das System des Denkens, nicht des Wissens. Sie konnte jederzeit als die Zusammenfassung dessen aufgefasst werden, was der Menschheit unbekannt war; sie enthielt jeweilig in ununterschiedener Weise die ewigen Räthsel zugleich mit jenem Problemen, die wohl noch nicht in befriedigender Weise geklärt worden, aber doch in gewisser Frist aus dem Gebiete des Denkens in das des Wissens übergehen durften. So ist Philosophie, als Problematik, für jede Zeit einerseits aus der unlösbaren Schlacke, die sich nicht mehr in Wissen umwandeln lässt, andererseits aus dem urnebelhaften Chaos gebildet gewesen, das die mögliche Erkenntnis ferner Zukunft präformirt enthält. Soweit für die Gegenwart. Und was kann von der Zukunft der Philosophie gesagt werden? Das Künftige lässt sich in eine kurze Formel bannen. Die Philosophie der Zukunft ist Oekonomik. Diese Formel ist in ihrer gedrungenen Gestalt mannigfachen Missverständnissen ausgesetzt; die Bedeutung ihres Inhaltes erfordert daher eine genauere Erörterung.

II. Die Entstehung der Oekonomik aus der Philosophie.

Die Oekonomik ist eine Tochter der Philosophie wie jede andere Wissenschaft: sie ist das jüngste Kind dieser Mutter, der letzte Stern, welcher sich aus dem Stoffe dieser Sonne gebildet hat. Fassen wir zunächst die Thatsache ins Auge, dass die genannte Disciplin sich später als jede andere vom gemeinsamen Urgrunde abschnürte.

Dies ist eine verwunderliche Erscheinung, sie fordert zum Nachsinnen auf. Wie ist es zu erklären, dafs die Griechen, deren erstaunliche Geisteskraft die stolzesten Gedankenbaue entwarf und zum Teil auch ausführte, achtlos an den Problemen des Wirthschaftslebens vorübergingen? Sie dachten über das Gute nach: Warum nicht auch über das Gut? Sie erwogen das Wesen der Tugend. Warum nicht auch das des Tauglichen? Sie forschten nach dem höchsten Gute. Wie kam es, dafs sie an den niederen achtlos vorübergingen? Waren sie, wie Viele, denen die antike Welt in einem verklärten Lichte erscheint, meinen, zu ideal in ihren Bestrebungen, um auch das Nützliche zum Gegenstand ihrer Forschungen zu erwählen? Wir lassen das dahingestellt. Gewiss traf dies bei den so nüchternen Römern nicht zu. Sie, die in ihrem Rechtsgebäude so erstaunlichen praktischen Sinn bekundeten, könnten wohl auch, so sollte man glauben, dem allen

Juristischen zu Grunde liegenden wirthschaftlichen Elemente einige Aufmerksamkeit zugewendet haben.

Es scheint jedoch, dass die Alten, welche alle Arbeit von Sklaven besorgen liessen, auch das Denken über die Arbeit als etwas Banausiches betrachtet haben. Bei den Griechen hatten die unteren Schichten der Bevölkerung Dringenderes zu thun, denn zu sinnen, die oberen Freieres zu schaffen als Erwägungen über das Thun der Unfreien. Den Römer vollends, welcher sich nur als Krieger und Staatsmann zu erweisen liebte, und dessen Einkommen vornehmlich aus Beute und Tribut bestand, liessen die Lebensbedingungen der unterjochten Barbaren vollends kalt. Und wie das Alterthum die Arbeit, so verachtete das Mittelalter, vollauf vom Glauben in Anspruch genommen, das eigenmächtige und kühne Denken. In der ersten Epoche war also das Denken über die Arbeit unmöglich, weil der Gegenstand, in der zweiten, weil die Thätigkeit selbst verwerflich schien. Ein fernerer Grund dürfte in dem Umstande liegen, dafs der Geist überhaupt vorerst dem Fernen sich nähert, vom Nahen sich entfernt und eher den Lauf der Sterne als das eigene Handeln zu ergründen die Neigung hegt. Und schliesslich wäre zu bedenken, dass die Ökonomik, als ein Erzeugnis sehr hoher Kultur, diese selbst voraussetzt. Unstreitig ist, dass die Neuzeit in ihren Bestrebungen, eine wissenschaftliche Oekonomik zu schaffen, auf die Ueberlieferungen der Vergangenheit nicht wie bei den übrigen Wissenschaften zurückgreifen konnte. In dieser Disciplin und in ihr allein war und ist sie im Wesentlichen auf sich selbst, auf die eigene Kraft, auf das eigene Können angewiesen.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Abschnürungsprocesse, bei der allmäligen Herausgeburt der Oekonomik aus der Philosophie. Betrachten wir diesen Process in seinen markantesten Phasen, um uns seiner Thatsächlichkeit bewusst zu werden. Wenn die Philosophie wirklich die Oekonomik geboren hat, so muss es eine Zeit gegeben haben, da Oekonomik in der Philosophie verborgen war. Die Entwicklungsgeschichte der Oekonomik bestätigt diese Vermutung. Die Oekonomik ruht undifferenzirt in der Philosophie schon in dem Augenblicke, da diese mündig wird. Die Griechen sind die Ersten, welche ihr eigenes Wesen begreifen wollen, welche zu philosophiren anfangen. Damit nähern sie sich dem Probleme des zweckmäfsigen Handelns; erwägt man, dass zweckmässiges Handeln wirthschaftliches Handeln in sich schliesst, so gewahrt man auch, dass die Annäherung an das Problem des zweckmässigen Handelns mit der Annäherung an das Problem des wirthschaftlichen Handelns gleichbedeutend sei.

Schon die Sophisten streben danach, den Menschen vermögend zu

machen: Unentwickelte Philosophie ist also gleichbedeutend mit unentwickelter Oekonomik, gleichbedeutend mit der Kunst, reich zu werden. Da lehrt der Sophist Protagoras, dafs jeder Einzelne das Mass aller Dinge sei; er folgert daraus, dafs das gut sei, was ihm gut sei; er setzt das Nützliche an Stelle des Ethischen, zeigt wie das Eigenthum, wie die städtischen Angelegenheiten zu verwalten wären und preist Wohlberathenheit als höchste Tugend. Desgleichen Prodikos. Der Subjectivismus der Sophisten bezüglich des Guten kehrt Jahrhunderte später auf dem Gebiete der Oekonomik als subjectivistische Werththeorie wieder. Den Sophisten war das Nützliche Ziel des Denkens und Handelns. Im Begriffe des Nützlichen liegt nun, dass es das dem Zweck Gemässe, also erreichter Zweck ist, und dass es wieder zu etwas nützt, also Mittel zum Zweck wird. Diese Unterscheidung entging den Sophisten nicht; in ihr liegt die wichtige theoretische Sonderung zwischen Genussgütern und Gütern höherer Ordnung, welche Menger in die Oekonomik eingeführt hat, im Keime vorgebildet. Nach den Sophisten lehrt Sokrates, dafs die Tugend eine Einsicht sei, welche in der Erkenntnis desjenigen, womit das Handeln zu thun hat, nämlich seiner Zwecke, Mittel und Bedingungen, besteht. Es ist unverkennbar, dass in dieser Definition des Ethos das wirthschaftliche Princip mit enthalten sei. Denn auch dieses ist eine Einsicht, welche in der Erkenntnis desjenigen, womit das Handeln zu thun hat, nämlich seiner Zwecke, seiner Mittel und Bedingungen, besteht, sofern wir unter dem Zweck die Befriedigung des Bedürfnisses, unter dem Mittel hiezu das Gut und unter den Bedingungen die Beschaffung des Gutes verstehen.

Abgesehen von dieser Ineinsbildung des Wirthschaftlichen und Sittlichen vollzieht sich eben in Sokrates eine Differenziation zwischen dem Oekonomischen und Philosophischen: er unterscheidet zwischen dem Nützlichen und dem Guten. Er nennt das Nützliche dasjenige, was nur für den einen oder den andern Zweck ist, das Gute hingegen dasjenige, was an und für sich Zweck ist. Auch bezüglich dieser Lehre begegnen wir einer merkwürdigen Wiedergeburt, einer Palingenesie des Theorems, welche zu dem Interessantesten gehört, das auf dem Gebiete der Forschung wahrzunehmen ist. Ebendieselbe Unterscheidung zwischen dem Nützlichen und Guten liegt in der ökonomistischen Doctrin vom Gebrauchs- und Tauschwerthe vor, sofern wir Gebrauchswerth demjenigen Gute zusprechen, das nur für den Einen oder den Andern, Tauschwerth hingegen demjenigen, das an und für sich Zweck ist. Die Lehre vom Gebrauchs- und Tauschwerthe ist bekanntlich namentlich durch die bahnbrechenden Neuerungen, welche Jevons und Menger in die Werthlehre eingeführt haben, er-

schüttert worden. Aber noch Böhm-Bawerk unterscheidet zwischen einem subjectiven Werthe, einem Werthe für den Einen oder Andern, und einem objectiven Werthe, welcher zwar nicht als ein Werth an sich aufgefasst wird, aber als allgemeiner, als Werth für den Einen und den Andern, als Werth für Alle gilt, als Werth somit, welcher dasselbe leistet wie der Zweck an und für sich, zumal dieser gleichfalls als Zweck für Alle zu begreifen ist.

Bei Plato tritt die Trennung zwischen dem Oekonomischen und Philosophischen noch mehr zutage. Der Philosoph sieht in der Arbeit und im Handel etwas Nothwendiges, aber der Grieche in ihm verachtet das Oekonomische als Banausisches. Er zählt zum niedersten Stande diejenigen, welche lediglich dem sinnlichen Begehren Folge leisten, er rechnet unter sie vornehmlich die Handarbeiter. Diese Anschauung, dass es sich im Wirthschaftsleben nur um das sinnliche Begehren handle, wird zum Ueberdruss noch heute in der ökonomistischen Literatur vertreten, sie ist die Voraussetzung der kathedersocialistischen Forderung, dass das wirthschaftliche Leben moralischen Gesichtspunkten untergestellt werden müsse. Plato ist der Staat ein Mensch im Grossen. Er huldigt der organischen Auffassung der Gesellschaft, welche heute auch der historischen Schule eigenthümlich ist. Er stellt das Princip der Arbeitstheilung dar. Er formulirt zuerst die Postulate des socialistischen Staates, er verlangt, dass Jeder das ihm Zukommende thue, dass Privateigenthum und private Häuslichkeit, dass das exclusive Eigenthum an Weib und Kindern bei den activen Bürgern aufgehoben werde. Er ist sogar auch in gewissem Sinne der erste Malthusianer, indem er die Zahl der Eheschliessungen und Geburten controlirt wissen will. Er empfiehlt in seinen Phratrien eine Art von Phalanstèren. Zu gleicher Zeit findet Xenophon den Namen für das neue Gebiet des Denkens. Aristoteles giebt bereits in einem der Oekonomik gewidmeten Werke Winke bezüglich der Erwerbung und Verwaltung des Vermögens. In seiner „Politik" entwickelt er Grundsätze ökonomischer Natur hinsichtlich der Erwerbung von Gütern, hinsichtlich des Werthes, des Tausches und des Handels, des Geldes und des Wuchers. Noch mehr aber als durch diese Darlegungen nähert sich Aristoteles durch seine Ethik der Oekonomik. Er definirt das höchste Gut als Glückseligkeit. Die Glückseligkeit aber sieht er in der Thätigkeit. Von seiner Ethik führen zarte, aber feste Fäden hinüber zu der Oekonomik des Smith, zu dem Aristoteles der Oekonomik. Der Gedanke, dass das höchste Gut mit der Glückseligkeit gleichbedeutend sei, erinnert an die Annahme, welche der schottische Denker zuliess, an die Annahme nämlich, er habe gelehrt, dass das wirthschaftliche Leben vornehmlich von egoistischen

Triebfedern beherrscht sei. Die Aristotelische Lehre von der Thätigkeit weist ferner unverkennbar auf die Smithsche Theorie der Arbeit hin. Nur durch die Thätigkeit gelangen wir zur Glückseligkeit, meint der Eine, nur durch die Arbeit erwerben wir uns die Wohlhabenheit, lehrt der Andere. Die Ideenverwandtschaft wird um so deutlicher, wenn man sich vor Augen hält, dass Aristoteles den Reichthum zu den mehr oder minder nothwendigen Bedingungen der Glückseligkeit rechnet und die Thätigkeit, in welcher er das höchste Gut erblickt, als den Ausfluss einer ungehemmten Energie auffasst. Platos Ideal war somit der Staat der Ordnung, des Aristoteles Ideal der Staat der Freiheit. Plato kann daher füglich als Vater des Protectionismus, Aristoteles als jener der liberalen Wirthschaftstheorie gelten.

Wenn die Oekonomik sich von der Philosophie abgeschnürt hat, so muss in dieser Oekonomisches gelegen gewesen sein. Diese These haben wir nunmehr genugsam verfochten. Sie führt naturgemäss zu einer sie ergänzenden Antithese: Wenn die Oekonomik sich von der Philosophie abgeschnürt hat, muss in ihr etwas Philosophisches liegen. Dies philosophische findet sich thatsächlich in der Oekonomik: es ist ihr verwandt und doch fremd, es ist ein Ueberlebsel, das sie aus der Vergangenheit noch mit sich schleppt, es ist das Unwissenschaftliche in dieser Wissenschaft. Je schwächer das Philosophische im Oekonomistischen wird, desto wissenschaftlicher wird die Oekonomik; je stärker es wird, desto weniger kann im Oekonomistischen von Wissenschaftlichkeit die Rede sein. Denn es ist immer ein Zeichen von Ohnmacht, wenn eine Disciplin ihre Selbstständigkeit verringert, wenn sie sich an eine andere anlehnt, von ihr Schutz und Halt fordert, ihr tributpflichtig wird, wenn sie, ihre Grenzen dem Einflusse einer fremden Macht öffnend, ihre Autonomie aufgiebt und der Heteronomie verfällt. Es ist nicht zu verkennen, dass sich die Oekonomik mit rühmlicher Energie von der Philosophie abzutrennen gesucht hat. Aber dieser Process ist noch nicht vollendet. J. Stuart Mill, der in seinem ökonomischen Werke die Lehren seiner Vorgänger mit vornehmer Ruhe und kalter Anmuth zusammenfasst, brachte dieser Energie bekanntlich eine überschwängliche Huldigung dar, indem er behauptete, die Oekonomik sei bereits ein abgeschlossenes Ganzes, dessen Verbesserung unmöglich sei. Er dürfte zu dieser Ansicht eher durch die eigene Unvollkommenheit als durch die Vollkommenheit der von ihm behandelten Doctrin veranlasst worden sein. Er selbst hat seine Meinung später abgeändert. Die Literatur nach ihm hat ihn vollends Lügen gestraft. In ihm war die kindliche Ueberhebung einer jugendlichen Wissenschaft zutage getreten, welche sich im Augenblicke, da

sie die ersten Schritte that, schon für erwachsen hielt. Die Unentwickeltheit der Oekonomik hat sich eben hierin mit besonderem Nachdruck geäufsert. Sie ist ihrem Wesen nach, obwohl sie sich von der Philosophie zu einem selbstständigen Dasein abgesondert, noch immer vorwiegend speculativ. Dieses speculative Element tritt um so fühlbarer hervor, als es zunächst Philosophen aus jenem regsamen Zeitalter, das die Wirklichkeit dem Denken gemäss umgestalten wollte, gewesen sind, welche die Fundamente dieser Disciplin zu legen bemüht waren. So schreibt denn Mirabeau seine „Philosophie rurale,“ die als die erste vollständige Darstellung des physiokratischen Systems betrachtet wird. Vollends Smith stellt in seiner Person das Verhältnis zwischen Oekonomik und Philosophie am deutlichsten dar. Er ist in erster Linie Philosoph von Beruf: auch geht er in seinem bahnbrechenden Werke von einem philosophischen Grundsatze aus; er nimmt als regulatives, nicht als constitutives, somit als heuristisches Princip an, dass jeder Wirthschafter, sofern er eben wirthschaftet, von dem natürlichen Drange nach Bereicherung beherrscht werde: das Moment, dass die Oekonomik es ursprünglich nicht mit dem lebendigen, physiologischen, concreten Menschen zu thun hatte, sondern mit einem constructiven Wesen, mit dem Wirthschaftsmenschen nämlich, verknüpft die Oekonomik inhärirend mit der Speculation; es ist daher auch nur consequent, dafs die Oekonomik in deutschen Universitäten an der philosophischen Facultät gelehrt, an englischen Hochschulen von Professoren der Logik und Ethik vorgetragen wird.

Wohl weisen auch andere Wissenschaften Beziehungen zur Philosophie auf; in allen gelangt der Geist zu obersten oder äussersten Begriffen, die sachte zur Weltweisheit überleiten. Allein eben wegen der Jugend der Oekonomik ist im vergangenen Jahrhunderte die Verknüpfung zwischen ihr und der Philosophie eine noch ziemlich innige, man könnte sagen, der Strang, der das Erzeugende mit dem Erzeugten verbindet, sei noch unversehrt; ein lebendiger Austausch von Kräften und Säften werde durch denselben ermöglicht. Wie in jeglicher Wissenschaft, die sich vom Grundstocke des Denkens, der Weltweisheit, einigermassen differenzirt hat, so werden auch in der Oekonomik Namen laut, die eine Scheidung vom Mutterboden mit besonderer Schärfe, mit einem gewissen jugendlichen Trotze fordern. Petty und Smith überbieten einander in der Verachtung der Metaphysiker; der Erstere reiht die Metaphysiker unter die unproductiven Leute und stellt sie auf eine Linie mit Jenen, die Geld und Gut verprassen. Der Zweite geht weiter; er sieht im Methaphysiker nicht nur ein unnützes, sondern auch ein verwerfliches Wesen. Trotz dieser feindseligen Haltung wurzelt

sich die Anschauung, dass die Oekonomik eine Art der Philosophie sei, immer tiefer ein. Wie verschieden auch die Lehren sonst lauten mögen, in dieser Hinsicht bildete sich eine stillschweigende Uebereinkunft des Irrthums, welche gar seltsam anmuthen muss. Noch Auguste Comte bezeichnet die Oekonomik nicht nur als einen Zweig der Philosophie, sondern er geht vielmehr soweit, sie insbesonders als einen der Metaphysik zu erklären.

Mill, der in seiner Logik (Buch VI Cap. VI § 1) von der Oekonomik als einer Philosophie der Gesellschaft spricht, veröffentlichte seine Grundsätze der Volkswirtschaftslehre unter dem Titel „Principles of political Economy with some of their applications to social philosophy." Was versteht Mill hier unter Socialphilosophie? Oekonomik im Sinne der politischen Oekonomie gewiss nicht; sonst hätte er die Begriffe nicht getrennt. Da er dies gethan, denkt er sich unter Socialphilosophie unstreitig etwas Anderes als unter der Oekonomik. Was? das ist schon in dem Worte „Anwendung" deutlich. Socialphilosophie ist für Mill angewandte Oekonomik. Allein Anwendung ist nur hinsichtlich eines Objectes denkbar; auf was will hier Mill die Oekonomik angewendet wissen? Offenbar auf das praktische Leben. Mill sieht also nicht gerade in der politischen Oekonomie, aber doch in wirthschaftlich-politischen Erörterungen Philosophie. Für diejenigen, welchen der praktische Teil der Oekonomik das Ganze derselben vertritt, für diejenigen, welchen die ökonomische Theorie ein Wahn ist, fasst Mill die Okonomik überhaupt als eine Philosophie auf. Die historische Richtung zieht diese Consequenz in der That. Knies ist die Theorie der Oekonomik nur als eine Philosophie der Wirthschaftsgeschichte denkbar; Roscher definirt die Oekonomik schlankweg als Philosophie der Wirthschaftsgeschichte. Die deutschen Volkswirthe historischer Richtung, die in den Spuren dieser Forscher wandeln, sehen in der Oekonomik lediglich eine Wissenschaft von den Parallelismen der Wirthschaftsgeschichte, sie fordern eine Oekonomik, welche als Philosophie der Wirthschaftsgeschichte entstanden wäre.

Da die Ethik unzweifelhaft eine Disciplin philosophischer Natur genannt werden kann, wirkt in demselben Sinne auch die Bemühung, sittliche Momente mit der Oekonomik zu verknüpfen. In dieser Hinsicht haben neben Comte, Proudhon, Fichte, Marlow und Mill unzählige Schriftsteller gewirkt. Die Socialisten sind es insbesondere, die diesem Gedanken die edelsten Regungen ihres Gemüthes gewidmet haben. Er ist von den Kathedersocialisten übernommen und von denen mit wissenschaftlichem Ernste vertreten worden. Es ist fast überflüssig, dass wir nun auch noch auf Cliff Leslie hinweisen, welcher die These verficht, die

deductive und die historische Methode stünden einander antagonistisch gegenüber; die deductive Methode biete keine bestimmten Gesetze über die Natur, das Anwachsen, die Vertheilung des Reichthums; die philosophische Methode der Oekonomik müsse historisch sein. Auf demselben Standpunkte befindet sich Ingram. Angesichts dieser wirkenden Kräfte konnte Carl Menger die historische Methode mit Recht auch als eine historisch-philosophische bezeichnen.

Durch die Lehren, dass die Oekonomik einerseits in theorethischer Rücksicht lediglich als Philosophie, nämlich als eine solche der Wirthschaftsgeschichte betrachtet werden müsse, dass sie andererseits in praktischer Rücksicht eine Abart der praktischen Philosophie, der Ethik, oder doch jedenfalls unter ihrer Führung zu wirken bestimmt sei, ist das philosophische Element in der Oekonomik überaus verstärkt worden. Und nur durch merkwürdiges Zusammengreifen verschiedener Umstände ward es möglich, dass zwei ihrem ganzen Wesen nach so verschiedene Autoren wie Garnier und Schäffle die Oekonomik als Philosophie des Güterlebens definiren. Ganz im Einklange mit dieser Auffassung steht es, dass Senior in Ricardo, welcher doch ausschliesslich über ökonomistische Fragen geschrieben, „den incorrectesten Schriftsteller, der je auf dem Gebiete der Philosophie Bedeutung erlangt", nennt; Sismondi ist der Ansicht, dass er in seinen „Nouveaux Principes", die nur von wirthschaftlichen Erscheinungen handeln, philosophische Gedanken niedergelegt habe, beklagt er sich doch darüber, dass sein Buch nicht günstig aufgenommen worden, weil er eine Orthodoxie angegriffen hätte, was, wie er hinzufügt, ein Unternehmen ist, das in der Philosophie ebenso gefährlich wäre, wie in der Religion; Dunoyer spricht in seiner „Freiheit der Arbeit" von der Oekonomik als einer Disciplin, in welche nur philosophische Begabung Licht zu bringen vermöchte. Und wie sehr man noch heute geneigt ist, die Oekonomik als einen Zweig der Philosophie zu betrachten, geht auch aus Blocks „Les Progrès de la Science Economique depuis A. Smith" hervor; dieser Autor setzt gelegentlich die Ideen Diltheys auseinander, welcher die Oekonomik zu den Geisteswissenschaften gerechnet hat und macht hiezu die Bemerkung „On pourrait donc qualifier ces sciences de philosophiques". Wie unausrottbar diese Anschauung ist, wird uns auch an dem jüngsten Methodologen der Oekonomik ersichtlich; Keynes lehrt, die Oekonomik könne nicht ohne Rücksicht auf die Einflüsse, welche von Seiten der socialen Erscheinungen auf die wirthschaftliche Welt ausgeübt werden, wissenschaftlich behandelt werden; dennoch meint er, es sei wünschenswerth, dass die Oekonomik selbstständig bleibe; sie sei ein Theil aus der allgemeinen Philosophie der Gesellschaft, deren

übrige Theile das Rechtsleben, die politische Organisation, die Religion und den geistigen Fortschritt betreffen; der ökonomistische Theil der Gesellschaftsphilosophie erhalte dadurch sein besonderes Gepräge und seine bestimmte Eigenart, dass er, gleich der Geometrie, welche die Körper, abgesehen von ihrer körperlichen Eigenthümlichkeit, die Menschen lediglich als Wesen betrachte, welche nach Reichthum streben (Scope and Method of political Economy p. 112). Angesichts solcher Auffassungen ist es befremdlich, dass nebenher das Bestreben läuft, die Okonomik näher an die Philosophie anzugliedern. Denn wenn die Philosophie wirklich nur ein Theil der Philosophie ist, so ist doch die Tendenz, sie erst zu einem solchen zu machen, durch nichts begründet. Eine solche Tendenz verräth aber Macleod wie Baudrillart, Ure-Andrew, Clark und Courcelle-Seneuil. Sie Alle suchen das philosophische Element in der Oekonomik zu verstärken, sie sprechen demgemäss auch von einer ökonomistischen Philosophie, von einer Logik, einer Philosophie der Oekonomik, sie nennen diese letztere eine Philosophie des Reichthums.

Wenn die Oekonomik aber Philosophie ist, so ist sie nicht Wissenschaft. Es fragt sich daher nach der Berechtigung der Anschauung, welche in der Oekonomik eine Art der Philosophie erblickt, es fragt sich nach der Grenze dieser Berechtigung. Von unserem Standpunkte aus kann die Beantwortung dieser Frage nicht schwer fallen. Die Oekonomik entwickelt sich, indem sie sich von der Philosophie zur Wissenschaft entfernt. Wer die vorwaltende Beziehung zwischen Oekonomik und Philosophie, zwischen Philosophie und Oekonomik, betont, wer ihre Wirksamkeit verstärkt, der strebt bewusst oder inbewusst dahin, die Oekonomik in ihren entwicklungsgeschichtlich begründeten Zustande zu erhalten und bewusst oder unbewusst stellt er ihr auch das Recht, in eine höhere Daseinsform, die wissenschaftliche, überzugehen, in Abrede. Wer dagegen die Absicht hat, sie in diese höhere Daseinsform hinüberzuführen oder zum mindesten ihren Werdeprocess zu befördern, der hat sein Sinnen und Trachten auf eine Lockerung und Lösung der Bande zu richten, die Oekonomik und Philosophie noch verknüpfen. Die Oekonomik ist ursprünglich eine Art der Philosophie sowie jede andere Wissenschaft, damit ist aber nicht gesagt, dass sie immer auch nur Philosophie bleiben müsse: im Gegentheil: ihre selbstständige Bedeutung muss mit ihrer Selbstständigkeit zunehmen: das Besondere an ihr, das sie zuerst innerhalb der Philosophie ausgesondert hat, muss somit einer Verstärkung theilhaftig werden.

Wenn Philosophie und Oekonomik sich von einander getrennt haben, wenn Oekonomik somit etwas Anderes geworden ist als Philo-

sophie gewesen, so muss sich zwischen ihnen auch ein Verhältnis der Gegenseitigkeit entwickeln. Der Trabant wird zwar vom Fixsterne abgeschleudert, aber, wenn er selbstständig geworden, wird er nicht nur von Muttersternen angezogen, sondern zieht auch diesen an. Die Wechselwirkung, welche sich demgemäss zwischen Oekonomik einerseits und Philosophie andererseits bemerkbar macht, kennzeichnet sich vornehmlich durch zwei bedeutungsvolle Erscheinungsreihen. Die eine besteht aus den Erscheinungen, welche den Einfluss der Oekonomik auf die Philosophie, die andere aus jenen, die der Einfluss der Philosophie auf die Oekonomik hervorruft.

Wenden wir uns zunächst dem Einflusse der Oekonomik auf die Philosophie zu. Wie mannigfach dieser auch sein möge, wir wollen aus der Fülle der Erscheinungen doch nur eine hervorheben, welche uns die bedeutungsvollste dünkt. Der Gedanke vom Kampfe ums Dasein, welcher modernen Anschauungen ein so kennzeichnendes Gepräge verleiht, er findet sich im Sinne unserer bisherigen Ausführungen schon in den Ueberlieferungen antiker Weisheit; aus der Philosophie der Alten geht er in das Gebiet der Oekonomik über, er findet hier seine schärfste Ausbildung, dann wird er aus der Oekonomik von der Naturphilosophie als etwas Neues herübergenommen und in seinen äussersten Consequenzen ausgeführt. Um diese Behauptungen zu belegen, genügt es wenige Namen zu nennen. Einem Heraklit ist der Kampf der Vater aller Dinge, also das Urprincip gewesen. Er drückte jenen Gedanken in einer Weise aus, der man gleichzeitig Dunkelheit und Schärfe nachsagen kann: jede der Naturpotenzen, die er als flüchtige Formen des ewig brennenden Feuerstoffes auffasst, lebt den Tod der andern. Polus und Thrasymachus sprechen das Recht des Stärkeren als ein Gesetz der Natur aus. Vivere est militari, ruft Seneca dem Lucilius zu. Das Leben ist ein Kampf, klagt Innocenz III. in seinem Tractat von der Weltverachtung. Homo homini lupus, lehrt Hobbes. Im Anschluss an Hobbes entwickelt James Steuart die Lehre, dass die Volkszahl im Verhältnis zu den vorhandenen Nahrungsmitteln stehe, also im Naturzustande zu den wildwachsenden Pflanzen und Thieren: dass durch gelegentlichen Mangel die schwächeren Menschen sterben, die stärkeren dagegen sich besser nähren und zahlreicher vermehren. Malthus baut dieses Theorem in einer Art aus, der man Grossartigkeit nicht absprechen kann. Er zuerst weist nach, in welcher Weise der Wettbewerb um die Bedingungen des Lebens als ein Kampf ums Dasein aufzufassen ist. Der gleichzeitig naturwissenschaftlich geschulte und philosophisch veranlagte Geist Darwins gestaltet diese Anregung

aus. Seine Anschauungen durchziehen die Welt und prägen dem Jahrhunderte sein Zeichen auf.

Weniger glorreich ist der Einfluss, welchen die Philosophie auf die ökonomistische Forschung genommen. Vornehmlich waren Schöpfer der socialistischen Lehre in erster Linie Philosophen. Vollgesogen von den Lehren eines dunklen Systems, in welchem die These von Identität des Gegensätzlichen die Rolle eines wahren Hexeneinmaleins spielte, traten sie an die Thatsachen des Güterlebens heran. Proudhon, Marx, Lassale und Bakunin, sie waren alle Jünger Hegels. Und merkwürdig, zu einer Zeit, da dessen Speculationen längst ihre stolze Wirksamkeit auf dem Gebiete der Philosophie verloren hatten, da seine Dialektik längst nicht mehr als Panacee gepriesen wurde, lebte ihre Tradition in den kühnen Weltverbesserungstheorien der Unzufriedenen wieder auf. Hegel war gestorben, mit ihm seine Philosophie, mit ihm seine Methode; sein Geist aber zeigte sich mächtig auf einem Gebiete, das ihm selbst immer fern gelegen war und waltete spukhaft mit den Begriffen ökonomistischen Denkens. Wohl ist es wahr, dass die Ansichten, die solcher Bethätigung ihre Entstehung verdankten, mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmten. Aber dieses erschütterte die Glaubensfestigkeit der modernen Propheten nicht. Sie fragten nicht nach dem Grunde dieser Disharmonie. Leicht wäre er darin zu finden gewesen, dass die Theorie nicht nach dem Ebenbilde des Thatsächlichen geschaffen, sondern als fertige und feste Form für dasselbe gemodelt wurde. Die Begriffe, die Definitionen waren zu eng, weil sie nicht aus der Fülle der Erscheinnngen abgezogen worden waren. Aber dieser Fehler wurde nicht zugegeben. Die Theorie schien richtig, die Wirklichkeit irrig; so sollte sie denn nach den Begriffen umgestaltet werden. Die alte Praxis des Prokrustes fand eine neue Anwendung.

Wäre dies verkehrte Vorgehen das Geheimnis der Schule geblieben, so hätte der Irrthum nie Schaden zu stiften vermocht. Aber es ist eben das Eigenthümliche ökonomistischer Irrthümer, dass sie alsbald ihre unheilvolle Kraft bekunden. Ein Schlagwort, das auf dem Boden der Hegelschen Dialektik gewachsen war, das Schlagwort von der Identität des Eigentums mit dem Diebstahl fand Eingang in die unteren Gesellschaftsschichten. Hie wurden die Paralogismen einiger von der Philosophie angekränkelter Autoren zu einer wahren Schicksalsmacht. Ein seltsames und ergreifendes Schauspiel! Auf den kalten Höhen der Abstraction wird in der Gedankenretorte eines einsamen Denkers, der das Gute will, aber ahnungslos das Böse schafft, ein Wechselbalg erzeugt, und dieser wächst im Laufe der Zeit zu

einem gewaltigen Dämon an, der über die ganze Kulturwelt die Verderbnis geistiger Verwirrung ausstreut.

III. Die ursprüngliche Wesensgleichheit der Philosophie und der Oekonomik im gemeinsamen Probleme des Glücks.

Das Verhältnis zwischen Philosophie und Oekonomik lässt sich tiefer fassen. Wenn die Oekonomik aus der Philosophie entstanden ist, so muss es einen Zustand gegeben haben, in welchem beide undifferenzirt in einem dritten gelegen waren. Dieses dritte Moment kann weder Oekonomik, noch Philosophie gewesen sein. Es ist vielmehr von vornherein nothwendig in dem Urgrunde zu suchen, dem beide entstammen, im menschlichen Gemüthe. Die Frage ist demnach: Was in unserer Seele ist es, das ihr selbst eigenthümlich, dabei aber auch zugleich der Philosophie und der Oekonomik gemeinsam ist. Auf diese Frage findet sich alsbald eine wichtige Antwort. Jeder unserer Gedanken, jede unserer Handungen ist bestimmt, Zwecke zu erfüllen, auch Philosophie und Oekonomik stehen unter dem Einflusse des Zweckmässigkeitsprincips, denn die erstere will den Menschen über sein Denken, die andere ihn über sein Handeln aufklären. Betrachten wir demzufolge zunächst den Begriff des Zweckes näher.

Dieser Begriff ist ein correlativer, er ist von demjenigen des Mittels untrennbar. Das Mittel ist nur insofern als solches aufzufassen, als es im Stande ist, den Zweck zu verwirklichen. Der Zweck ist nur insofern ein solcher, als es durch Mittel zu vermitteln ist. Das Mittel hat den Zweck zu bewirken; der Zweck muss vom Mittel bewirkt werden. Daher ist jedes Zweckverhältnis als ein Verhältnis von Ursache und Wirkung zu betrachten.

Ist aber auch jedes Verhältnis von Ursache und Wirkung ein Zweckverhältnis? Lange Zeit hat die Philosophie hierauf eine bejahende Antwort gegeben; sie war teleologisch. Wohl ist der Zweck die gewollte Wirkung einer gewollten Ursache, wohl ist das Mittel eine gewollte Ursache einer gewollten Wirkung. Wer aber jede Ursache als eine gewollte auffasst, als ein gewolltes Mittel zu einem gewollten Zweck, der denkt ausschliesslich teleologisch, denn er muss einen hinter den Erscheinungen stehenden Willen annehmen, der eine Erscheinung will, damit irgend eine andere zutage trete. Diese Auffassung, welcher zufolge jede Erscheinung einen Zweck zu erfüllen

hätte, ist als teleologische auch eine anthropomorphistische, sie sieht in der Natur eine Wirthschaft, in dem Gesetzgeber derselben einen Wirthschafter. Wollen wir uns eines solchen Fehlgriffs, der sowohl der erhabenen Natur des göttlichen Wesens wie der Logik widerspricht, nicht schuldig machen, so dürfen wir den Begriff des Zwecks nur soweit annehmen, als das Phänomen des Willens geht; dort also, wo es keine Psyche mehr giebt, wo geistige Regungen sich nicht mehr nachweisen lassen, wo das Leben aufhört, ist auch die Grenze der Zweckvorstellung. Der Zweck ist somit ein biologisch-psychologisches Moment, es ist, soweit biologische Erscheinungen vorwalten, massgebend, es ist das eigentliche und wesentliche Merkzeichen der Vitalität.

Whewell unterscheidet zwischen dem Begriffe der Ursache und dem des Zweckes. Er sieht zwischen beiden einen Gegensatz; nichts ist irriger. Wenn das Causalitätsverhältnis und das Finalitätsverhältnis entgegengesetzt wäre, so wäre das Finalitätsverhältnis gewiss etwas in jeder Hinsicht Anderes als das Causalitätsverhältnis; wenn dem so wäre, dann wäre es auch unmöglich, das Finalitätsverhältnis durch das Causalitätsverhältnis zu definiren. Nun ist es aber durch nichts Anderes als durch das Causalitätsverhältnis und wenn nicht durch dieses, gar nicht zu definiren. Wir fassen überhaupt nur Causalitäten und auch diese nur in einem gewissen Grade auf. Wenn die Finalität das Entgegengesetzte von der Causalität wäre, so könnten wir sie folgerichtig überhaupt nicht auffassen; sie müsste uns vielmehr im vollständigsten Dunkel bleiben. Nun fassen wir aber Finalitäten auf; wir fassen sie um so eher auf, als wir selbst uns unmittelbar bekannte Absichten haben und, von diesen veranlasst, Mittel setzen, welche unserer Anschauung nach geeignet wären, unsere Zwecke zu verwirklichen. Unser ganzes Thun und Lassen steht unter dem Banne der Finalität. Behaupten, dass wir diese nicht verstehen, heisst zugleich lehren, dafs wir unseres eigenen Thuns und Lassens uns nicht bewusst sind, das heisst somit die Intelligenz in Abrede stellen, das heisst jegliche psychologische Causalität leugnen. Wenn wir nun Finalitäten auffassen, so fallen sie unter das für uns Begreifliche; wenn sie unter das für uns Begreifliche fallen, sind sie Causalitäten. Causalität und Finalität sind einander also nicht entgegengesetzt, sondern die Finalität ist nur eine besondere Art der Causalität. Entgegengesetzt sind einander aber die causale und die finale Naturauffassung. Und dies wollte Whewell wohl sagen. Die causale Naturauffassung ist von der Causalität sehr verschieden, weil diese ein Begriff ist, jene ein Urtheil mittels dieses Begriffes. Ebendasselbe gilt von der finalen Naturauffassung und der Finalität. Und entgegengesetzt ist die finale oder

die teleologische Naturauffassung der causalen oder mechanistischen dadurch, dass die erstere von dem Grundsatze ausgeht: „Alles Vermittelte ist bezweckt“; die andere dagegen geht von dem Grundsatze aus: „Alles Bezweckte ist vermittelt“.

So sehr wir die schroffe Gegensätzlichkeit, welche Whewell zwischen der Ursache und dem Zwecke erblickt, zurückweisen, so sehr stimmen wir doch vielen der sonstigen Anschauungen dieses scharfsinnigen Forschers hinsichtlich des Zweckbegriffes bei. Und wenn er darlegt, dass die Idee der Ursache ausschliesslich der Mechanik zukomme, die Idee des Zwecks dagegen zur Auffassung der organischen Phänomene nothwendig sei, scheint er uns der Wahrheit nahe zu kommen, sofern nur festgehalten wird, dass die Idee des Zwecks auf die der Ursache zurückzuführen und sohin das Zweckmässige mechanistisch zu erklären ist. Nach Whewell entwickelt sich die Idee des Zwecks als die einzige Form, in der wir die Phänomene des Lebens aufzufassen im Stande sind. Der englische Denker fügt hinzu, man habe zwar der Anschauung gehuldigt, dass der wissenschaftliche Fortschritt das Gebiet der Zweckmässigkeit einschränke und die mechanistische Causalität an ihre Stelle trete. Allein in der That müsse nunmehr das finale Moment anders aufgefasst werden; es sei nach wie vor unentbehrlich. Es ist nur bedauerlich, dass sich Whewell in seinen Philosophemen nicht immer genau an diese Formeln gehalten hat.

Gewisse Modephilosophen behaupten, der ganze Weltprocess wäre eingentlich nur dazu da, um den menschlichen Intellect zuwege zu bringen. Sie wenden damit den Zweckbegriff, welcher nur bei biologischen Erscheinungen Geltung hat, auf die Erscheinung des Lebens selbst an, und indem sie den menschlichen Geist als Ziel und Zweck des universellen Werdedranges preisen, illustriren sie so recht das classische „parturiunt montes, nascetur ridiculus mus“. Das Spiel wäre wahrhaftig die Kerze nicht werth. Die naive Teleologie vergangener Jahrhunderte hat gewähnt, die Welt sei nur für den Menschen geschaffen worden, die moderne hat sich von diesem Vorurtheil ein wenig emancipirt, sie hat aber doch der menschlichen Eitelkeit nicht das Weh anthun können, den Zweckbegriff in seine natürlichen Grenzen einzuschränken. So wenig der Käse für die Milbe gemacht worden ist, die in ihm gedeiht, ist der Mensch Ziel des Weltprocesses, dessen Ergebniss er ist. Er ist eben nicht eine gewollte Wirkung, weit ein diese Wirkung wollender und demgemäss den menschlichen ähnlicher Wille abgesehn vom menschlichen Willen ohne eine anthropomorphistische Naturverklärung, wie sie bei den modernen Philosophen gebräuchlich ist, nicht angenommen werden kann.

Wenn wir uns von den Phantasien naturwissenschaftlich angehauchter Philosophen zu den Conceptionen philosophisch gebildeter Naturforscher wenden, so gewahren wir eine andere und den Thatsachen viel entsprechendere Auffassung. Fassen wir ins Auge, dass nach den Anschauungen der modernsten Naturerklärer, unter denen Herbert Spencer hervorzuheben ist, die Entwicklung der Vitalität in einer immer grösseren Anpassung an die Zwecke des Lebens besteht und diese Anpassung selbst als etwas dem Leben Förderliches mit einem Lustgefühle verbunden ist, so wird uns der Zusammenhang zwischen dem Zweckbewusstsein und dem Glücksgefühle deutlich. Der Kampf ums Dasein, welcher die Evolution der Lebewesen vermittelt, ist, von seiner psychologischen Seite angesehen, ein Kampf ums Glück. Der Begriff des Daseinskampfes wird gemeiniglich zu eng begrenzt. Nach der nackten Existenz wird nur gestrebt, insofern sie Bedingung des Glückes ist. Es ist die Baufläche der Wolfahrt, die der Mensch in ihr erlangt, und er entsagt dem Leben, also dem Dasein selbst, wenn er zur Ueberzeugung gelangt, dass er in demselben nicht glücklich zu werden vermag. Wäre das Ringen, das wir Leben nennen, wirklich nur ein Kampf um das Dasein allein, gälte es somit für Jeden lediglich, seine nothwendigen Lebensbedingungen zu erwerben, der grösste Theil der wirthschaftlichen Phänomene wäre unerklärlich. Unerklärlich wäre es, dass ein Mann, hinter dem nicht die schwarze Sorge reitet, sich nicht der Seligkeit trägen Müssigganges hingiebt, sondern rüstig weiterschafft für Weib und Kind. Unerklärlich wäre der Luxus, ja undenkbar wäre es, dass Manche in Rauch und Rausch aufgehen lassen, was Andere vor der bittersten Noth bewahren könnte. Unerklärlich wäre die Erzeugung, Vertheilung und Consumtion von Gütern, welche bestimmt sind, die Nerven in einen wohligen Zustand zu versetzen. Der Tabak fördert gewiss Keinen, der seine Cigarre schmaucht, im Kampfe um das Dasein. Keiner trinkt den der Gesundheit eher schädlichen als förderlichen Alkohol in der Absicht, sich hienieden zu behaupten, sondern nur, um einen flüchtigen Augenblick körperlichen Behagens zu erhaschen, das dem Gemüthe ein Trugbild des Glückes vorspiegelt. Vom tröstenden Trunke hängt die Glücksempfindung nur, nicht das Dasein ab: wer ein Gläschen schlürft, ja wer ihm auch nur zulächelt, widerlegt die Theorie vom Kampf ums Dasein, indem er sie zu einem des Kampfs ums Glück erweitert. Und nicht nur die Thatsache des Luxus hebt diese Lehre aus den Fugen, sondern auch der Bestand altruistischer Gefühle und Handlungen.

Gälte es hienieden nur den Kampf ums Dasein, so wäre das strafende Recht unerklärlich. Denn sofern dem Uebelthäter das Uebel

der Gefangenschaft angedroht wird, ist eben von der Voraussetzung ausgegangen, dass der Mensch in dieser wohl sein Dasein, aber nicht sein Glück finden werde. Keiner begnügt sich ohne zwingendste Noth mit dem Kerkerleben, obwohl es dem Verurtheilten die Existenz gönnt. Willig unterzieht er sich der Sorge um das Nothwendige, winkt ihm nur die Hoffnung, dass er auch des Ueberflüssigen theilhaftig werden könne.

Der Kampf ums Dasein ist so wenig die einzige Form des Lebenskampfes, wie der Belagerungskrieg die einzige Form des Krieges ist; wer belagert wird, ist schon halb besiegt; wer nur mehr um das nackte Dasein kämpft, der steht nicht mehr in der Offensive, sondern in der Defensive. Der Lebenskampf kann vom Muth der Verzweiflung und Erbitterung geführt werden, dann haben wir einen Kampf ums Dasein vor uns, er hat aber auch eine offensive Seite, es giebt in ihm auch Angreifer; im Kampfe um das Dasein ringt daher der Mensch um das Glück; indem er über den Kampf um das blosse Dasein hinausstrebt, kämpft er wieder nur um das Glück. Er thut nichts Anderes, er kann nichts Anderes thun, als nach dem Glücke streben. Denn nach dem Glücke streben ist die Natur alles Lebendigen; nur dort, wo dies Streben beengt ist, tritt es als Kampf ums Dasein in die thatsächliche Erscheinung.

Damit ist freilich nicht gesagt, dass der Mensch dazu auf der Welt sei, um glücklich zu sein. Diejenigen, die dergleichen behaupten wollten, würden sich einer lediglich teleologischen Anschauung schuldig machen. Aber wenn der Mensch auch nicht dazu auf der Welt ist, um glücklich zu werden, so handelt er doch so, wie wenn sein Leben diesen Zweck hätte. Das Glück ist somit in der Sprache Kants nicht ein constitutives, sondern ein regulatives Princip des Lebens. Es ist ein Postulat, bestimmt, immer nur Postulat zu bleiben und nie Wirklichkeit zu werden. Ja in dem Augenblicke, in welchem es Thatsache würde, wäre es nicht mehr Thatsache, weil es nicht mehr es selbst, nicht mehr Postulat wäre.

Das Streben nach Glück, die Sehnsucht nach der Seligkeit, das Schmachten nach dem Heile ist Thatsache, nicht das Glück, nicht die Seligkeit, nicht das Heil. Glück! Das ist der Stein der Weisen, welcher in den Schmelztiegeln der Deduction und in den Retorten der Induction unablässig gesucht wird. Glück! Das ist das Lebenselexir, nach welchem Arm und Reich, Alt und Jung, Weise und Thoren die gierige Hand ausstrecken. Glück! Das ist das Zauberwort, das seit Aeonen jedes Herz höher schlagen, jede Brust tiefer athmen, jeden Blutstropfen rascher kreisen lässt. Was ist Gold? Man würde es verachten, hegte

man nicht die Ueberzeugung, dass es ein Mittel zum Glück ist. Und darum giebt es im Grund nur eine Frage, welche den Menschen interessirt: das Glück. Mit dieser Frage hängen aber sehr viele zusammen. Die wichtigste derselben lautet: Wie ist das Glück möglich? Diese Erkenntnis ist die wichtigste, welche sich der Mensch auszudenken vermag. Ihr widmet sich der Philosoph: die Frage, wie wohl das Glück möglich wäre, ist ein Verlangen nach einer Erkenntnis: früh schon beantworten die Denker die Frage nach dem Glück dahin, dass es nur durch Erkenntnis möglich sei. So entsteht denn das grosse, heisse Verlangen nach Wissen, nach Erkenntnis, nach dem Erfassen der Welt, nach dem Begreifen aller ihrer Erscheinungen. Der Mensch will sich Alles erklären. Er strebt den Makrokosmos wie den Mikrokosmos zu beherrschen. Beherrschen! das heisst seinem Bedürfnis nach Glück dienstbar machen. Das Verlangen nach Glück gebärt die Philosophie wie diese die Wissenschaft.

IV. Das Glück als Grundproblem aller Philosophie.

1. Die Spaltung des Glücksproblems.

Wie ist das Glück möglich? Das ist das eudämonistische Problem Wie ist Erkenntnis möglich? Das ist das gnostische Problem. Das eine will die Welt begreifen, will sie erklären, will Weisheit, um glücklich zu werden, das andere fragt, was überhaupt zum Glück führen könne. Das ist der Sinn der beiden Fragen, welche Sokrates als Grundprobleme der Philosophie formulirt: Was ist gut? Was ist wahr? In der einen Frage tritt das eudämonistische Problem, in der andern das gnostische zutage. Und Jahrtausende nachher vermag Fichte seine Philosophie wieder nur durch diese beiden grossen Fragen zu definiren. Sie sind die beiden Augen der Sphinx.

Das eine Grundproblem der Philosophie lautet: Wie ist Erkenntnis möglich? Das andere lautet: Wie ist Glück möglich? Es wird also nach zwei Möglichkeiten gefragt, und es ist daher nicht ganz unzutreffend, wenn Wolff die Philosophie als Wissenschaft vom Möglichen als solchen definirt.

Die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis, das gnostische Problem, und die Frage nach der Möglichkeit des Glücks, das eudämonistische Problem, sie sind beide von einander nicht unabhängig. Die Frage nämlich, wie Glück möglich ist, geht auf die Erkenntnis

einer Möglichkeit aus? Daher ist die Frage, ob Erkenntnis möglich, ein Corollar des eudämonistischen Problems. Da die Erkenntnis einer Möglichkeit des Glücks Erkenntnis ist, interessirt die Menschen die Möglichkeit einer solchen überhaupt. Wir sehen somit, dass die Philosophie im Grunde nur einem Probleme, dem Probleme des Glücks, gewidmet ist: alle Philosophie ist nur Philosophie des Glücks. Das ursprünglich einheitliche Glücksproblem spaltet sich in zwei scheinbar verschiedene Probleme. Das primäre eudämonistische Streben hat nämlich einerseits das nach der Erkenntnis zur Folge, andererseits hört es selbst nicht auf zu wirken; so ist denn alle Weltweisheit nur zum Scheine zwei verschiedenen Gegenständen, in Wahrheit einem einzigen gewidmet, der Möglichkeit des menschlichen Glückes. Diese Thatsache ist eine Erscheinung, welche uns nicht verwundern darf. Die Entwicklung alles Lebendigen ist lediglich eine wachsende Anpassung an Lebenszwecke: diese Anpassung ist als erzeugendes und bildendes Princip wirksam. Es treibt die sinnvollen Gestaltungen der physiologischen Organe hervor. Der Zustand derjenigen Lebewesen, welche sich den Zwecken nicht anschmiegen können, ist ein unglücklicher, das Streben, sich an Zwecke anzupassen, ist ein Streben nach dem Glück; es ist somit das Streben nach dem Glück, das sich den Intellect zum Knechte, zum Instrumente erzeugt hat. Das Gehirn ist daher lediglich Mittel zum Zwecke des Lebens, und diese seine Zweckmässigkeit wird von der ganzen neueren Naturforschung nicht in Abrede gestellt, sie wird nur zu erklären gesucht. Halten wir uns daran, dass das Nervensystem zweckmässig ist, so müssen wir es als ein Organsystem auffassen, das von jeher dazu bestimmt war, für das Glück zu sorgen. Und es thut dies überall nach Kräften: im Leben, in der Wissenschaft, in der Philosophie. Es kann aber andererseits, da unser Glück lediglich von den Beziehungen unseres Selbst zur Aussenwelt abhängt, auch nichts Anderes denn derartige Beziehungen auffassen, nicht aber die Aussenwelt als solche.

Wir werden es nun versuchen, die Entwicklung des Grundproblems, das alle Philosophie hervorgerufen, in seiner primären wie in seiner secundären Form zu verfolgen, damit es uns schliesslich klar werde, wie das Streben nach Glück in das ökonomistische Streben nach Glücksgütern übergeht.

2. Der Werth der Erkenntnis für das Glück.

Wenden wir uns zunächst dem Problem der Erkenntnis zu. Wir werden dasselbe schon deswegen in sachlicher Weise zu behandeln suchen, weil die Erkenntnis eine bedeutungsvolle wirthschaftliche Seite aufweist. Sie ist nämlich nützlich, sie hat lediglich wegen dieser Nütz-

lichkeit Werth, und erweist sich demgemäss als ein wirthschaftliches Gut, welches sich in jeder Beziehung den Gesetzen der Wirthschaft unterordnet. Es ist im Hinblick auf die geistige Seite des wirthschaftlichen Handelns von grosser Wichtigkeit, dass wir über die Natur des Intellects eine geläuterte Anschauung hegen.

Um zu einer solchen zu gelangen, müssen wir vor allem Andern der weitverbreiteten Ueberzeugung entgegentreten, welcher zufolge überall, wo eine sinnenfällige Wirkung durch eine unbekannte Ursache veranlasst scheint, blinde Triebe angenommen werden. Sogar Religion und Philosophie werden von modernen Denkern wie Schopenhauer und Hartmann auf einen metaphysischen Trieb, ein metaphysisches Bedürfnis einen sozusagen metaphysischen Instinct zurückgrführt. In solcher Lehre wandelt ein wahrer Gedanke, in das Gewand des Irrthums gehüllt, durch die Seelen. Wo ein Bedürfnis ist, dort wird ja nach Befriedigung gestrebt; es ist ein Zustand des Glücks, welcher erwünscht und ersehnt wird. Die Philosophie entspringt also nicht der Verwunderung, nicht dem metaphysischen Bedürfnisse, von welchem neuzeitliche Denker träumen. Ein theoretischer Trieb im Menschen ist nicht,anzunehmen. Das Gehirn hat, als Organ der Erkenntnis, Lebenszwecken zu dienen; es ist daher bestimmt, nur Beziehungen zu den Dingen der Aussenwelt aufzufassen und zu verarbeiten. Früh dämmert dem Menschen eine Ahnung von diesem Zusammenhange. Früh lernt er die Uebermacht des Geistes über die rohe Materie begreifen. Schon im Vertrauen der Wilden auf Zaubermittel aller Art lebt die Ueberzeugung, dass Wissen Macht sei. Das Ringen nach Erkenntnis ist denn auch nichts Anderes als ein Kampf um Macht. Und dieses wieder hat darin seine Begründung, dass Macht als ein Mittel zum Glück aufgefasst wird. Alles Wissen wird demgemäss nur erstrebt, weil es einmal nützlich werden kann, es wird also lediglich als eine mögliche Nützlichkeit geschätzt. Diese Anschauung wird durch die Thatsache, dass wir Vieles wissen, was uns nicht nützlich ist, keineswegs widerlegt. Denn das Wissen ist ja nicht nothwendiger Weise eine wirkliche, sondern, wie gesagt, nur eine mögliche Nützlichkeit; derjenige, der von jeder Erkenntnis unmittelbare Vortheile verlangt, gleicht dem Kinde, das Alles, was ihm ins Händchen geräth, zum Munde führt. Die Frage, wie die Nützlichkeit des Wissens sich zu jener Verwunderung verhält, welche Philosophen von Plato und Aristoteles bis in unsere Zeit als die Mutter der Philosophie betrachten, drängt sich uns auf. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich, dass diese mythische Verwunderung in der That den ersten Anstoss zu geistiger Thätigkeit verleiht. Worin beruht nun diese Verwunderung? Sie besteht darin, dass einem concreten Bewusstsein ein concreter Fall un-

erklärlich scheint. Wenn aber dieses Bewusstsein nun nicht gewöhnt wäre, sich das ihm Entgegentretende zu erklären, so würde es sich auch nicht verwundern. Daher setzt die Verwunderung das Streben, sich über die Erscheinungen der Welt klar zu werden, voraus. Sie tritt demach nur ein, wenn eine bestimmte Thatsache sich an die Vorstellungen eines Menschen nicht anreihen lässt. Aber dass diese sich überhaupt bilden, das kann durch Verwunderung nicht erklärt werden. Man kann daher die Verwunderung wohl als einen Beweggrund für Berichtigung von falschen Vorstellungen auffassen, aber das Streben selbst, über richtige Vorstellungen zu verfügen, lässt sich nicht durch Verwunderung, sondern nur durch das dem Menschen innewohnende Verlangen nach Glück erklären.

Der deutsche Gelehrte hegt im Allgemeinen einen rühmlichen Idealismus, dessen Nützlichkeit Jedem einleuchten muss, der es mit ansieht, wie nöthig er seinem Träger im Leben wird. Dieser Idealismus fühlt sich von einer utilitaristischen Auffassung der Wissenschaft abgestossen. Er erblickt in der Wissenschaft etwas Selbstherrliches, das um seiner selbst willen existirt, und er formulirt diesen Gedanken in seiner Art dahin, dass die Wissenschaft Selbstzweck sei. Der Selbstzweck ist nun freilich eine Ideenverbindung, welche vor dem Richterstuhle der Logik nicht zu bestehen vermag. Denn der Zweck ist für alle Erscheinungen im Dasein eines Lebewesens massgebend, nicht aber für das Dasein selbst; wenn man also auch die Wissenschaft als ein Lebewesen auffassen wollte, würde diese Anschauung nicht haltbar sein. Nun aber ist sie in der That nicht ein Lebewesen, sondern ein Artefact, ein Erzeugnis menschlicher Thätigkeit, und wenn eingeräumt wird, dass der Mensch überhaupt nur nach Zwecken handle, so ist die Vision einer als Selbstzweck aufzufassenden Wissenschaft in nichts zerflossen. Hierzu tritt noch eine Erwägung. Wer sagt, dass irgend etwas Selbstzweck sei, der sagt damit offenbar, dass es nicht für irgend etwas Mittel sei, nicht für irgend etwas Mittel sein könne. Wer sagt, dass irgend etwas für nichts Mittel sei und für nichts Mittel sein könne, der sagt auch, dass dies unnütz sei und unnütz bleiben müsse. Wer also sagt, dass die Wissenschaft Selbstzweck sei, der stellt das Wissen als unnützes an den Pranger.

So sehen wir denn, wie der Idealismus sich selbst zum Narren hat. Er glaubt weiss Gott wie Herrliches dem Wissen und Denken nachgerühmt zu haben, wenn er es als Selbstzweck bezeichnet, und hat damit doch nur behauptet, dass es nichts tauge; nicht der Wissenschaft Zuträgliches, sondern ihr Abträgliches hat er somit behauptet. Aber in seinen Augen wird dem nicht so sein. Denn dass Wissenschaft

nützlich sein müsse, dass sie somit praktisch sein müsse, das wollen die wenigsten der Gelehrten zugeben. Wirft man Einem unter ihnen aber vor, dass seine Leistungen innerhalb der von ihm als Selbstzwek verherrlichten Wissenschaft nichts nützen, so fühlt er sich gekränkt; er hält gerade seine Arbeit für nützlich.

So unsympathisch auch eine utilitaristische Auffassung der Wissenschaft für den Forscher sein möge, sie ist doch die ihrer allein würdige, ihr allein entsprechende. Wäre nämlich die Wissenschaft Selbstzweck und nicht Mittel zum Zwecke, so wäre ihr auch, nach Allem, was wir vom Werthe überhaupt wissen, ein Werth nicht zuzuerkennen. Die alten Griechen verfügten schon in jenen Zeiten, da sie an ihrer Mythologie bauten, über ein ziemlich klares Verständnis dieser Frage. Athene, die Göttin der Wissenschaft, weiss mit Ueberlegung zu kämpfen; sie streckt den jähen Ares, welcher die rohe Gewalt versinnlicht, mit ruhiger Kraft hin. In dieser Sage wird der Geist lebendig, der die Natur unterjocht. Die Göttin der Weisheit, welche den Gott der Gewalt besiegt, das ist der forschende Menschensinn, welcher die Elemente sich dienstbar macht, die dämonische Flamme auf den Herd festbannt, die schweifenden Winde nöthigt, seine Schiffe zu treiben, das Meer eindämmt, das wilde Ross, den trotzigen Stier zähmt und schliesslich, die Arbeit immermehr vergeistigend, sich eiserne Sklaven gestaltet.

Wie schon die Gestalt der gewappneten Weisheitsgöttin bekundet, liegt dem Griechen der Gedanke eines streitbaren Geistes, eines Kampfs seitens der Vernunft, eines Kampfs um das Wissen nahe. Durch diese thatkräftige Auffassung unterscheidet sich die abendländische Denkungsart von der morgenländischen. Verachtungsvoll schaut der indische Büsser auf das Wissen herab. Es ist ihm nur Kenntnis von Elend, Mangel, Pein, Noth, Verzweiflung und Jammer. Der Mohammedaner hat sein Fatum, er nimmt Glück und Unglück, Schmerz und Lust mit ungetrübtem Gleichmuth entgegen. Der Occidentale aber ist energisch, er reagirt gegen die Aussenwelt, er nimmt das Schicksal nicht stumpfsinnig entgegen, er ringt mit demselben, er kämpft agressiv um das Glück.

Dass sich der Europäer nicht mit dem Missgeschick begnügt, dass er die Sendung des Zufalls nicht demüthig entgegennimmt, dass er activ nach dem Glück verlangt, das zeigt sich in den Lehren der Stoiker wie in denen der Epikuräer. Wie verschieden dieselben auch sonst sein mögen, zumal die einen durchweg dyskolisch, die andern durchweg eukolisch sind, in einem Punkt treffen sie merkwürdigerweise zusammen. Die Philosophie ist den Stoikern eine Weisheitslehre mit praktischem

Zwecke, alle um ihrer selbst willen betriebenen Wissenschaften, Kunst und Literatur, sind dem Stoiker überflüssiges Beiwerk. Die Logik gebe den Weg zur wahren Erkenntnis an, die Physik weise die Natur und deren Ordnung; beide dienten nur der Ethik, welche aus ihnen Folgerungen für die nothwendige Einrichtung des menschlichen Lebens ziehe. Und Epikur lehrt, dass es zum Streben nach dem Glücke keines besonderen Antriebes bedürfe: unter dem Vielen, das sich störend heran drängt, sei das ausfindig zu machen, was dem Gleichgewichte dienlich sein könnte: die Philosophie müsse zur Glückseligkeit führen, und um glücklich zu leben, müssten wir wissen, wie die Dinge sind, und wie wir uns folglich ihnen gegenüber zu verhalten hätten. Das Denken eines Sokrates ist im Grunde genommen ein streng finalistisches, ihm ist der Zweck die Hauptsache. Das Wozu eines Dinges bestimmt ihm, was es eigentlich sei. Plato sieht die Philosophie schlechtweg als die Wissenschaft von den Bedingungen der menschlichen Glückseligkeit an. Aristoteles erblickt in der Sittlichkeit die Erkenntnis des richtigen Masses: ihm ist daher das Sittliche eine Vernunftthätigkeit: da ihm das Sittliche aber das Glückselige bedeutet, ist die Vernunftthätigkeit, welche zur Sittlichkeit zu führen hat, zugleich bestimmt, die Glückseligkeit zu ermöglichen. Demgemäss ist Aristoteles die Glückseligkeit des Menschen identisch mit seiner Thätigkeit, mit jener Thätigkeit nämlich, welche ihm eigenthümlich ist, mit der Vernunfterkenntnis. Hierin liegt für ihn das Sittliche; denn die Vernunftthätigkeit, sofern sie richtig vollzogen wird, nennt er Tugend. Aehnlichen Anschauungen betreffs des Werthes der Erkenntnis begegnen wir in der neueren Philosophie. Als die Philosophie während des Mittelalters ganz und gar theologisch und scholastisch geworden war, da trat Baco auf und mahnte sie an ihre ursprüngliche Bestimmung; er warf der Wissenschaft vor, dass sie im Laufe der Jahrhunderte nichts dem Menschen Nützliches hervorgebracht habe. Und Nützliches, Nützliches allein will er ergründet sehen, er will, dass das menschliche Sinnen und Trachten auf lebendige Zwecke bedacht sei. Zu diesem Ende weist er den Geist dorthin, wo das Uebel zu finden ist, dem er abhelfen soll, er weist ihn auf die unmittelbare Erfahrung. Baco spricht unumwunden aus, dass die Wissenschaft der Verbesserung des Zustandes der Menschen zu dienen habe, dass ihre Aufgabe darin bestehe, das Menschengeschlecht beständig mit neuen Kräften zu versehen. Und Leibnitz greift auf Plato zurück, indem er sagt, die Weisheit sei die Wissenschaft der Glückseligkeit, sie sei dasjenige, was uns zur Glückseligkeit gelangen lehrt.

Nach Vorliegendem können wir hoffen, nicht zu irren, wenn wir

sagen: Weil die Erkenntnis nützlich ist, hat sie einen Werth, und weil sie einen Werth hat, wird sie erstrebt.

3. Die Möglichkeit der Erkenntnis als Vorfrage zur Möglichkeit des Glücks.

Die Erkenntnis wird auch dann erstrebt, wenn man sich fragt, wie sie selbst möglich ist. Diese Frage ist im Grunde genommen eine unlogische; sie setzt nämlich ihre Beantwortung voraus. Denn wenn keine Erkenntnis möglich wäre, so wäre doch notwendigerweise auch die Erkenntnis, dass die Erkenntnis nicht möglich ist, nicht möglich. Aber gerade dieser Umstand zeigt uns an, dass tief im menschlichen Geist die Überzeugung wurzelt, Erkenntnis sei möglich. Dass man überhaupt etwas wissen könne, dass ist dem Menschen gewiss, er fragt nur noch, was man wissen kann.

Diese Frage lässt verschiedene Beantwortungen zu. Gautama Buddha ist die Illusion das Einzige, was wirklich ist; sie ist Sansara. Dem Inder ist kein Wissen möglich, ausser dem irdischen, und dieses dünkt ihm werthlos. Höchstes Erkennen ist intuitiv, es ist göttlich, es ist Brahm selbst. In seiner tiefsinnigen, religiös-philosophischen Anschauung sind drei Thesen verquickt, die im Laufe der Entwicklung auseinander traten. Der eine Satz, dass nur irdisches Erkennen möglich ist, bildet gewissermassen den Ausgangspunkt einer mannigfaltigen Bewegung, welche schliesslich zu ihm zurückkehrt. Der zweite Satz, dass diese irdische Erkenntnis werthlos sei, findet in unseren Tagen die bündigste Verneinung. Sie allein wird im Sinne des dritten Satze. für werthvoll erachtet.

Wie in der indischen Philosophie, so bethätigt sich auch in der griechischen der Zweifel an der Erkenntnis. Den Eleaten ist die Welt ein wesenloser Schein, die Erkenntnis der Sinne trügerisch. Sie lassen oft nicht gelten, was man doch vernünftigerweise zugestehen muss. Protagoras ist Alles Sache der subjectiven Vorstellung. Wenn es ein Sein gibt, so ist es nicht erkennbar, meint Gorgias. Protagoras ist alle Erkenntnis Wahrnehmung; die Dinge sind so, wie sie erscheinen; dieser Schein ist untrüglich. Sokrates erst fordert ein Wissen vom Wissen. Die Erkenntnis quillt aus der Wahrnehmung und aus dem Denken, sagt Plato. Dem Menschen wohnt ein Trieb zum Wissen von Natnr inne, lehrt Aristoteles. Dieses beginne mit der Wahrnehmung des Einzelnen, läutere sich durch Wiederholung zur Erfahrung empor, welche es bereits mit dem Allgemeinen zu thun hat; aber ihr hafte der Mangel an, dass sie es nur mit dem Thatbestande und nicht mit dem Grunde zu thun habe.

Wodurch unterscheidet sich das Wahre vom Falschen? fragt sich die nacharistotelische Philosophie. Durch die Ueberzeugung, antwortet der Stoicismus. Aber diese Antwort ist bald unzureichend, Aenesidemus verneint, dass man die Wahrheit wissen kann. Man vermag nichts zu wissen, nicht einmal das, dass man nichts weiss, jammert Arkesilaos. Da tritt dann das Glauben in seine volle Macht, es rettet den menschlichen Geist aus den Wirrnissen des Skepticismus durch das erlösende Wort des Gnosticismus: die Erkenntnis liegt in der Offenbarung. Die Scholastik vertieft diese Anschauung: das begriffliche Erkennen der Wahrheit, das Wissen, sei unmöglich, man müsse glauben. Baco setzt das Wissen jedoch über den Glauben. Cartesius wirft die Bücher in den Winkel, er will Wissen, will Weisheit, will Erkenntnis aus dem Buche der Natur schöpfen. Ihm wird das Zweifeln Mittel zum Zerstören von Vorurtheilen, zum Ergründen der Wahrheit. Ihm ist Alles, was er klar und evident als wahr erkennt, gewifs. Malebranche entfaltet wieder selbstbewusst die Fahne derjenigen, welche nach Wahrheit forschen wollen, in seiner „Recherche de la vérité." Aber während Malebranche noch das theologische Problem, das dem Mittelalter sein Gepräge verliehen, in moderner Weise zu ergründen sucht, wendet sich Locke vorwiegend der Realität zu. Er kommt wieder auf die Lehre, dass alle Erkenntnis nur durch Erfahrung möglich sei, zurück. Leibnitz weist nach, dass die Erkenntnis des Nichtswissenkönnens einen logischen Widerspruch involvire. Hume erneuert die Thesen des Illusionismus. Berkeley betrachtet die Dinge als Phänomene, die Erkenntnis löst sich in Nichts auf. Zwischen dem Empirismus Lockes und dem Phänomenalismus Humes und Berkeleys vermittelt Kant, indem er beide Gedanken tiefer begründet. Versucht man es, die Lehren des Königsberger Weisen von ihren Widersprüchen zu reinigen, so gelangt man zu folgender Ueberzeugung. Die in der transcendentale Analystik aufgestellten Kategorien können nicht als seiend aufgefasst werden, weil das Sein als elfte Kategorie der Modalität aufgefasst wird, daher selbst nur Kategorie ist. Es wäre ferner, würde die Kategorienlehre gelten, unmöglich, nach der Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt zu fragen, weil die Möglichkeit schon ein Verstandsbegriff, nämlich der zehnte ist, und daher nicht auf das Ganze der Erfahrung angewendet werden kann. Die Kategorien lösen sich daher in sich selbst auf und lassen sich sämmtlich auf die der Relation zurückführen. Auf diese Art zeigt es sich, dass die Erkenntnis der Relation das Um und Auf der Erfahrung bilden müsse.

Von diesem überaus wichtigen Grundsatze, der in unsern Erörterungen in der Folge eine bedeutsame Anwendung finden soll, sind die

Nachfolger Kants abgewichen. Der moderne Positivismus hat ihn zum Theile wiederhergestellt, ihn aber mit mannigfaltigen Postulaten lediglich speculativer Natur verquickt.

Fassen wir die ganze Evolution des Erkenntnisproblems, welches wir hier in den allgemeinsten Umrissen gezeichnet haben, zusammen, so sehen wir, dass sich das Problem zwischen festen Abscissen in der Form einer Spirale bewegt; der Gedanke geräth nach gewissen Windungen wieder auf dieselben Punkte zurück. Hume und Berkeley sind Eleaten und Sophisten; Kant ein Anhänger des Gorgias und die Positivisten berühren sich mit Aristoteles. Wir sehen ferner, dass es sich in der ganzen Entwicklung wesentlich um das Verhältnis zwischen Wissen und Glauben handelt. Die classische Philosophie der Griechen glaubt an das Wissen, die nachclassische findet, das Wissen sei nur Glaube, das Mittelalter meint, das Wissen sei nichts, der Glaube sei Alles, die moderne Zeit dagegen giebt die Grenze des Wissens an und trennt es so vom Glauben, ein Vorgang, durch den beide an Kraft gewonnen zu haben scheinen.

4. Die Möglichkeit des Glücks.

Die Creatur ruft: ich will des Lebens froh werden, ich will glücklich sein! Es hat bei ihr nicht mit dem blossen Wunsche sein Bewenden. An das Verlangen schliesst sich die Frage, wodurch das Glück möglich wäre, durch welche Art des Verhaltens, durch welche That, durch welche Massregel. So wird der Drang nach Glück auch zum Grundproblem des Denkens, Glaubens und Trachtens, es schliesst in sich, dass das Unglück zu vermeiden ist. Dieser Art tritt dann das Problem des Glücks in zweifacher Gestalt, in einer negativen und einer positiven Fassung auf. Wie vermeide ich das Unglück? das ist die eine Frage. Wie erlange ich das Glük? das ist die andere Frage. Das Verhältnis dieser beiden Fragen ist es zunächst, das einer näheren Betrachtung würdig ist.

Es ist zweifellos, dass das Verlangen nach Glück auf das Theilhaftwerden eines wünschenswerthen Zustandes ausgeht. Die Ausschliessung des Gegenteils ist eine nothwendige Bedingung hiezu. Aber die Abwesenheit kann als etwas Negatives, als ein Mangel, als ein Nichtsein nicht ein Positives, ein Vorhandenes, ein sinnenfälliges Sein mit sich bringen. Darum wird nach dem Glücke gestrebt, weil dieses die Abwesenheit des Unglücks mit sich bringt, sie in sich schliesst; es wird aber nicht nach der Abwesenheit des Unglücks verlangt, weil dieses schon das Glück mit sich brächte. Es wird das Positive gefordert, weil in demselben die Negation der Negation liegt, es wird die Negation der Negation nicht allein gefordert, weil sie nicht das Posi-

tive in sich birgt. Handelte es sich bloss um Ausschliessung des Unglücks, so könnte man, wie wir bereits auseinandergesetzt haben, ganz gut vom Kampfe ums Dasein sprechen. Da aber die Wünsche und das Streben hiebei nicht stehen bleiben, so ist richtiger von einem Kampfe ums Glück die Rede.

Während die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis als eine secundäre, derivative und abstracte sich in ziemlich dürftigen Entwicklungsformen bewegt und schliesslich zu einem ziemlich dürftigen Ergebnisse, nämlich zur Ansicht, dass Wissen nur durch Erfahrung möglich sei, gelangt, weist das eigentliche, primäre und originäre Glücksproblem eine reiche Entfaltung auf. Was da philosophirt, ist nicht kalte Vernunft, sondern Lebensdrang, das frische, stürmisch verlangende Glücksbedürfnis, von dem jedes Wesen erfüllt ist. In der Gluth des Begehrens wurzelt das Problem, es zieht aus diesem üppigen Grunde vollsaftige Nahrung und erblüht zu geradezu tropischer Fülle.

Eine Phänomenologie der Anschauungen über das Glück fördert zunächst folgende Grundgedanken zutage. Dass die Glückseligkeit erstrebenswerth ist, darüber giebt es keinen Zweifel, darüber wären die Denker wohl einig. Anders verhält es sich aber mit den weiteren Sätzen, die mit diesem in Zusammenhang stehen. Schon über die nächste Frage, ob es Mittel gebe, welche geeignet sind, zur Glückseligkeit zu führen, herrscht Zwietracht. Die Einen bejahen, die Andern verneinen die Frage. Die Behauptung, dass es Mittel gebe, welche zur Glückseligkeit führen können, bildet den optimistischen, die Behauptung, dass es keine Mittel gebe, welche zur Glückseligkeit führen könnten, den pessimistischen Grundsatz.

Der pessimistische Grundsatz, der auf reiner Verneinung beruht, ist natürlich keiner weiteren Entwicklung fähig. Dagegen zeigt sich eine solche beim optimistischen. Auf die Frage, wie Glück möglich ist, werden mannigfache Antworten gegeben. In vielen Fällen wird dasjenige, wodurch das Glück angeblich unmittelbar herbeigeführt werden kann, als mit der Glückseligkeit gleichbedeutend aufgefasst. Es ist dies nie als mehr denn ein Tropus aufzufassen, durch welchen die Unfehlbarkeit der Wirkung, die dem angepriesenen Mittel eigne, angedeutet werden soll. Wo uns eine solche Identification entgegentritt, werden wir sie im Geiste also immer aufzulösen und das Mittel vom Zwecke zu sondern haben.

Unter den Mitteln, deren Anwendnug Glück verheisst, sind egoistische und altruistische zu unterscheiden. Die Einen sagen, das Glück sei nur durch Lust, die Andern dagegen, es sei durch Tugend möglich. Nennen wir den ersten Grundsatz den der egoistischen

Mittelbarkeit, den andern denjenigen der altruistischen Mittelbarkeit. Beide Grundsätze treten in mannigfachen Mischformen auf. Denn bald wird der Altruismus auf den Egoismus zurückgeführt, bald die Tugend selbst als Lust gepriesen.

In allen Erwägungen über das Glück treten uns zwei Bezeichnungen entgegen, welche eine nähere Erörterung erheischen. Bald wird vom höchsten Zweck, bald vom höchsten Gut gesprochen. Oft wird beides getrennt, derart, dass man das höchste Gut als dasjenige auffasst, was den höchsten Zweck verwirklichen kann und daher eben als das höchste gilt; bald wird dagegen das höchste Gut dem höchsten Zweck geradezu gleichgesetzt. Dass der Zweck, des Glücks theilhaftig zu werden, der höchste genannt wird, ist einleuchtend, denn er ist es, der allen andern Zwecken vorzuziehen ist. Dass dasjenige, was zu dem Zustande des Glücks zu führen vermag, das höchste Gut genannt wird, ist gewiss gleichfalls verständig und verständlich, zumal das Gut, das so Erwünschtes zu erkaufen vermag, jedem andren vorzuziehen wäre.

Der Umstand, dass das höchste Gut in der Stufenleiter der Güter zu oberst steht, führt zu der Bemerkung, dass das ethische Denken aller Zeiten sich mit einem Werthurtheil beschäftigt hat. Welchen Werth hat die Lust? fragt der Eine, welchen Werth die Tugend? fragt der Andere; Beide meinen, welchen Werth das von ihnen erwogene Mittel für das Glück habe. Betrachten wir nun das höchste Gut als ein Gut, betrachten wir es als ein Gut vom höchsten Werthe, so können wir von demselben mehrere wesentliche Aussagen machen. Das höchste Gut ist dasjenige Mittel, das zum höchsten Zweck führt, zur Glückseligkeit. Eben wegen dieser postulirten Eigenschaft stellen wir uns als das höchste Gut dasjenige vor, dessen Besitz allen anderen Gütern vorzuziehen ist, um dessentwillen der Einzelne Alles thut. Aber da das höchste Gut nothwendig ein Gut ist, da es höchstes Gut nur insofern heisst, als sein Werth der höchste ist, da der Werth endlich nicht an sich, sondern nur für eine bestimmte Individualität im Hinblicke auf ihre individuellen Neigungen denkbar ist, kann das höchste Gut auch nicht für Alle ohne Unterschied dasselbe sein.

Frage Jeden, was sein Gemüth vor Allem beherrscht, alle seine Gedanken in Bann hält, sein Herz höher schlagen lässt, seine Fibern anspannt, seine ganze Kraft ins Spiel setzt, frage ihn, welchen Zwecken er sein ganzes Dichten und Trachten unterordnet. Jeder wird eine andere Antwort ertheilen. Dem Einen ist sein Kind, dem Andern die traute Gattin, dem Dritten Volk und Staat, dem Vierten Ruhm und Unsterblichkeit, dem Fünften sinnliche Durchgluthung das Höchste.

Das höchste Gut ist für den Darbenden Nahrung, für den Reichen Zeitvertreib, für den Spieler die Karte, für den Verliebten die Wollust, für den Ergeizigen Geltung, Titel, Orden, vielleicht für Alle das Leben, für wenige Unglückliche die Ruhe des Todes. Das Niedrigste wie Erhabenste vermag im menschlichen Bewusstsein die erste und oberste Stelle einzunehmen. Wem etwas als höchstes Gut erscheint, der strebt danach zur Erhöhung seines eigenen Glückes. Jedem Willen ist dieser Art eine Richtung gegeben. Aber in dieser Bethätigung liegt kein Verdienst. Es ist nicht in allen Fällen löblich, nach dem höchsten Gute zu langen. Dies ist nur für denjenigen richtig, dem das höchste Gut eben die Tugend selbst ist, denn nur dann kann man behaupten, dass dieses Streben selbst lobenswerth sei. Für denjenigen, dem nicht die Tugend selbst als höchstes Gut erscheint, ist das Streben nach dem höchsten Gute etwas Egoistisches. Daher kann es tugendhaft sein, wenn Jemand, mit seiner Selbstsucht einen Bruch vollziehend, auf sein höchstes Gut verzichtet.

Wir wissen nun, in welchem Verhältnisse der höchste Zweck, das vollendete Glück, zum höchsten Gute, dem Mittel, das zu jenem Zwecke führen könnte, steht. Fassen wir nun die Lehre vom höchsten Gute ins Auge. Betrachten wir zunächst die Religion, welche ihrem Wesen nach als primitive Erscheinungsform der Philosophie, andererseits als supranaturalistische Glückseligkeitslehre aufzufassen ist. Das Streben nach dem Glück tritt uns bereits in der indischen Askese entgegen. Sie schwächt die sinnlichen Triebe, sie sucht das fleischliche Leben zu ertödten, um den Geist zu entlasten, um ihn auf diese Art für die Erkenntnis der Wahrheit vorzubereiten. Erkenntnis der Wahrheit ist also nach der indischen Auffassung dasjenige, für dessen Erlangung Alles zu opfern ist: sie ist das höchste Gut.

Roher als die indische ist die mosaische Lehre. Nach dieser ist das sittliche Leben zu erstreben, weil es von Gott belohnt wird, das Unsittliche zu meiden, weil es von Gott bestraft wird. In jenen Zeiten, da der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele sich mit den Lehren der mosaischen Religion noch nicht verknüpft hatte, bedeutet die Strafe des Weltlenkers ein Uebel in diesem Leben, der Lohn eine Wohlthat in diesem Leben. Lohn und Strafe aber pflanzen sich bis in das siebente Geschlecht fort. Der Gott der Juden ist ein eifervoller Gott, er züchtigt die Söhne für die Sünden der Väter. Der Jude war somit sittlich, insofern er nach Glück strebte, nach Glück für sich und seine Nachkommen. Die Sittlichkeit war ihm ein Mittel zum Zwecke der Glückseligkeit. Das Grundprincip des mosaischen Denkens ist ein empirischer Eudämonismus. Es ist keine sehr erhabene

Auffassung der Sittlichkeit, welche durch das Judenthum in das Getriebe der Kultur geworfen wird, aber es macht diesen Vorwurf reichlich durch einen andern Umstand wett. Im Hiob wird das grosse und wichtige Problem der Vertheilung angeregt; es wird gefordert, dass diese nach dem Grundsatze der Gerechtigkeit vor sich zu gehen habe. Damit stimmt die Auffassung des Glücks, welches der Jude als Lohn betrachtet, überein. Ihm gilt schon das Leben als Glück, mithin als Lohn für die sittliche Lebensweise der Vorfahren. Der Grundsatz, dass der Arbeiter seinen vollen Arbeitsertrag erhalten müsse, ein Gedanke von grosser sittlicher Tragweite und actueller Bedeutung, knüpft an die jüdische Auffassung des Vertheilungsproblems und der Gerechtigkeit an. Dieselbe Höhe der Auffassung wird vom Juden bezüglich des Glücksproblems nicht bethätigt. Das Mittel zum Glück sieht der Prediger im Vergessen, im Geniessen, in der Ruhe; Jesus Sirach dagegen im Besitze von Gütern: den Söhnen Sems ist das Glück gleichbedeutend mit dem Streben nach Glücksgütern.

Auf dem naiven Standpunkte des empirischen Eudämonismus steht aber nicht nur der Semite, sondern auch der Grieche. Diesem ist das Glück ausdrücklich Zweck des menschlichen Strebens. Diese Anschauung däuchte ihm zu selbstverständlich, als dass es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sie zu beweisen, und nicht einmal ein Sophist verfiel darauf, sie zu widerlegen.

Wo das philosophische Bewusstsein sich lebendiger zu regen beginnt, tritt das eudämonistische Problem sofort in den Vordergrund. Die Ethik der Griechen ist durchweg Glückseligkeitslehre. Schon die Pythagoräer befinden sich auf der Suche nach dem Glück. Die Harmonie liegt nach der Lehre der Pythagoräer in den Zahlen, und daher soll die Beschäftigung mit der Mathematik den Schlüssel der Glückseligkeit bilden. Die Atomisten dagegen meinen, das Glück liege nicht im Besitze von Geld und Geldeswerth, es liege in der Tugend, die Tugend aber in der Gleichmässigkeit.

Protagoras, welcher die sinnliche Empfindung als Grundlage der theoretischen Wahrheit anerkennt, lässt einen verwandten Gedanken auch bezüglich des Glücks entstehen; ihm fällt das Glück mit der sinnlichen Lust zusammen. Zugleich betont er die Relativität der Empfindungen bezüglich aller Ansichten; für ihn giebt es nichts, das an sich gut wäre. Sokrates lehrt, dass die einsichtsvolle Einheit des Schönen und Guten, welches seiner Auffassung nach mit der Tugend gleichbedeutend ist, mit der Glückseligkeit identisch sei. Ihm ist die Tugend im Wesentlichen ein Wissen. Obwohl er die Mittel, welche zum Glück führen, mit dem Glück selbst identificirt, giebt er Mittel an,

welche offenbar nicht selbst Glück sind, aber seiner Anschauung nach zu demselben führen können. Nach Sokrates ist es nicht Genuss, welcher den Weg zum Glück ebnet, sondern Enthaltsamkeit und Abhärtung. Sokrates greift auf die Lehre der Atomisten zurück; ihn führt die Tugend zum Glück, ihm ist die Tugend das Glück selbst, der Weg das Ziel.

Die sittliche Lehre des Sokrates wird von Antisthenes fortgesetzt. Tugend ist der höchste Zweck; Einsicht ist Tugend; Tugend führt zum Glück. Aber was ist Tugend? Bedürfnislosigkeit. Das Sokratische erhält hier eine Umbeugung zum Stoicismus.

Die Cyrenäiker wollen das Glück nur in der Lust sehn. Diese Anschauung, die hedonische, erblickt in milder und sanfter Bewegung die erstrebenswerthe Wonne. Die Anhänger dieser Schule untersuchen Alles des höchsten menschlichen Zweckes, des Guten, halber; das Gute aber ist in ihren Augen nichts Anderes als ein Mittel, bestimmt den Zweck der Glückseligkeit zu verwirklichen. Dem Cyrenäiker Aristipp ist mässige Bewegung gleichbedeutend mit Wohlsein, Wohlsein gleichbedeutend mit Lust; sie ist das einzige Gut; der Weise nur vermag sie zu zügeln und in der vollen Hingabe an die lächelnde Gegenwart gleichzeitig die Herrschaft über sich zu bewahren. Theodoros hält jede lustbringende Handlung für erlaubt und rathsam, sofern sie ungestraft, mit Vortheil und zu gelegener Zeit zu vollbringen ist. Wohl erkennt er die Voraussicht an, welche Aristipp der Aeltere im Hinblick auf die alleinige Realität der Gegenwart als unbegründet hinstellte. Ihm gemäss ist nicht jedes Wohlgefühl anzustreben, nicht jedes Wehgefühl zu meiden; nur jene Lust ist ihm wünschenswerth, welche nicht grössere Unlust nach sich ziehen könnte, und jener Schmerz sogar ist zu ersehnen, der grössere Lust verursachen mag.

All diesen Denkern ist die Lust erstrebenswerth; nicht die Tugend, nicht das Wissen, die Lust allein führt zum Glück und ist daher Gegenstand des Wollens, Dichtens und Trachtens. Aus all diesen hedonischen Anschauungen blickt wieder Protagoras hervor. Euklids Lehre dagegen, dass das Glück in der Wahrheit allein liege, stellt uns die Lehre des Sokrates wieder vor Augen.

Plato verlässt den eudämonologischen Boden nicht. Er eifert im Theätet gegen die Hedoniker; fast ist er geneigt, vor der Lust zu flüchten. Im Philebos tritt er in die Spuren des Sokrates. Nur das Schöne kann gut sein, lehrt er. Das Schöne aber ist massvoll. Daher kann nur das Massvolle gut sein. Die Grundfrage der platonischen Ethik bezieht sich auf das höchste Gut, welches er als jenen Zweck definirt, den alles Wollen und Handeln sich zum Ziele zu setzen hat.

Dieser höchste Zweck ist nach Plato das Gute. Das Gute ist ihm Vermeidung der Uebel, welche die Sinnlichkeit mit sich bringt, Läuterung und Befreiung vom Körperlichen, Streben nach Gottähnlichkeit, denkendes Erkennen der Wahrheit. Das Gute ist ihm mit einem Wort die Philosophie.

Das hedonische Princip findet in Plato seine erhabenste Läuterung und Abklärung. Das höchste Gut bildet ihm nothwendig den Endpunkt des menschlichen Strebens, aber die Lust ist ihm nicht das höchste Gut; sie kann ja leidenschaftlich, trügerisch, unrein, krankhaft sein. Wahrhaft gut ist ebensowenig die kalte Einsicht bei völliger Unempfindlichkeit. Es kann daher nur eine aus Einsicht und Lust gemischte Lebensweise übrig bleiben, bei welcher die Einsicht die Leitung übernimmt. Auf die Frage, welcher Weg zur Glückseligkeit führe, antwortet er somit, dass durch Einsicht bedingte Lust zur Tugend führe; diese aber falle mit der Glückseligkeit zusammen.

Fassen wir die Anschauungen Platos zusammen, so können wir sagen, er habe die Philosophie als das höchste Glück und als die höchste Tugend, als Weisheit Männlichkeit und Mass verehrt. Wenn Plato in seinem Staate die grosse Frage aufwirft, wie ein guter Staat möglich sei, und darlegt, dass die Tugend nur in einem vollkommenen Gemeinwesen denkbar wäre, so ist damit der Zusammenhang zwischen der individual-eudämonistischen und der social-eudämonistischen Idee gegeben.

Die Ethik des Aristoteles ist im Sinne des Alterthums Glückseligkeitslehre; sie fragt nur, wie der Einzelne glücklich werden mag. Aristoteles ist demgemäss das höchste durch unsere Handlungen erreichbare Gut die Eudäomonie, die Glückseligkeit; er schliesst die Lust ausdrücklich in seinen Begriff der Glückseligkeit ein. Das Streben nach Glück im weitesten Sinne ist seiner Anschauung nach so sehr die innerste Triebfeder alles Lebendigen, dass er annimmt, die Natur könne dieses Hebels schlechterdings nicht entbehren, um ihre Zwecke zu fördern. Dass das Glück daher auch Zweck des menschlichen Lebens sein müsse, nach welchem der Denker in seiner Weise zu streben hat, das ist Aristoteles so selbstverständlich, dass er voraussetzt, diese These sei allgemein anerkannt. Seine Argumentation ist in Kürze folgende: Alles Thun habe einen Zweck; nicht jeder Zweck könne wieder Mittel zu einem andern Zweck sein, es müsse auch einen letzten und höchsten Zweck geben, etwas, wonach wir um seinetwillen streben, ein schlechthin Gutes, ein Bestes. Was nun dieses angestrebte Gut sei, darüber wäre man dem Namen nach einig; man nenne es Glückseligkeit, Glück, Wohlleben; über den Begriff des Glückes herrsche

aber Streit. Das Glück eines Menschen könne sich im Grunde nur auf das ihm eigenthümliche Wesen beziehn. Die in der Befriedigung der Begierde gelegene Lustempfindung könne wohl als das Glück des Thieres aufgefasst werden, aber nicht als das des Menschen. Dieses dürfe nur in der Bethätigung seiner natürlichen Anlagen beruhen. Für den Regsamen sei immer die Thätigkeit selbst, die ungehemmte Uebung seiner natürlichen Fähigkeiten das Höchste und Beste. Glückseligkeit wäre also ein Wohlbefinden, das zugleich Wohlhandeln ist. Und wie in der platonischen Ethik, so drängt sich auch in der aristotelischen der Philosoph anspruchsvoll vor, sich selbst und seine Artung als Muster für Alle hinstellend. Die Weisheit, die Theorie, sie sei das Beste und Edelste, das Leben in ihr, die Philosophie, die höchste Stufe der Glückseligkeit. Wohl könnten unter anderen Umständen, also bei andern natürlichen Anlagen, welche auf Theorie hinweisen, auch andere Mittel zu einem relativ glücklichen Zustande führen. In diesen Mitteln selbst, welche unter gegebenen Umständen zum Ziele führen, liege das Gerechte.

Fassen wir die aristotelische Lehre schärfer ins Auge. Mittel müssen, sofern sie zum Ziele führen, nützlich genannt werden. Gerecht wären diese Mittel nur insofern, als über ihre Anwendung ein Urteil vom Standpunkt der allgemeinen Interessen gefällt würde. Daraus geht hervor, dass Aristoteles, wenn wir ihn recht verstehen wollen, in den Eigenschaften, welche er als Tugenden preist, wesentliche Beziehungen des Nützlichen erblickt hat. In diesem Sinne wäre die aristotelische Lehre, die Tugend liege darin, dass weder zu viel noch zu wenig gethan werde, dass also das rechte Mass eingehalten werde, ohne Schwierigkeit zu verstehen.

Die grundlegende Auffassung des Aristoteles, welcher zufolge alle Menschen nach Glück streben, ist ihm eine so axiomatische, dass er seine Politik auf sie gründet. Der Einzelne kann weder Tugend noch Glückseligkeit an und für sich erlangen. Daher erwägt Aristoteles in seiner Politik die Bedingungen, unter welchen die Bürger eines Staates der Glückseligkeit theilhaft werden können. Wir sehen schon bei Plato und Aristoteles den Socialeudämonismus sich entwickeln. Bei Epikur drängt sich der Eudämonismus noch greifbarer zu Tage. Auch seiner Anschauung nach ist das Streben nach Glück jedem Menschen unmittelbar eingepflanzt, und er betrachtet daher auch die Philosophie als eine Thätigkeit, welche durch Begriffe und Beweise ein glückliches Leben zu bewirken vermag. Die Tugend um ihrer selbst willen verlangen sei nur eine Jagd nach Einbildungen; nur wer sich Lust zum Ziele setzt, habe einen wirklichen Zweck der Thätigkeit.

Lust sei daher einzig und allein das wahre Gut. Alle Tugend habe nur insofern Werth, als sie zur Lust führe. Alle Sittlichkeit sei nur ein verfeinerter Egoismus, bestehe nur aus wohlverstandenen Interessen des Einzelnen. Das Glück ist Epikur ein in sich befriedigender Gesammtzustand des Gemüths, dessen nähere Bestimmung am besten negativ erfolgt und als Freiheit vom Uebel erklärt wird. Demgemäss gilt denn diesem Denker als die höchste Lust die unerschütterte Gemüthsruhe des Weisen, als höchstes Glück die dauernde Freiheit von der Unlust. Sittlichkeit fällt auch der Anschauung Epikurs nach mit Glück zusammen. Aber die Tugend, die ihm vorschwebt, ist eine ausschliesslich verständige und nützliche. Nur darin liege ihre verbindende Kraft, dass sie Wohlfahrtszwecken diene und das Behagen der Menschen erhöhe. Alles kommt ihm daher auf das sorgsame Abwägen von Lust und Unlust an. Klugheit, Besonnenheit, verständige Ueberlegung sind ihm also Cardinaltugenden. Epikur verachtet die sinnliche Lust, weil sie am Augenblick haftet; die geistige scheint ihm dauernder, weil sie aus Gegenwart und Vergangenheit schöpft; er empfiehlt sie als Mittel zur Glückseligkeit, welche er in der Gelassenheit erblickt. Unterbrechen wir unsere Darstellung, welche die fortwährende und alleinige Bethätigung der Philosophie als eines Inbegriffs von eudämonologischen Erwägungen zum Gegenstande hat, für einen Augenblick, um darauf hinzuweisen, dass vermöge einer interessanten Palingenesie des Dogmas die These Epikurs, Philosophie bestehe in sorgfältigem Abwägen von Lust und Unlust, nach einer Frist von vielen Jahrhunderten in Jevons' Anschauung, Oekonomik bestehe in einem Calcul zwischen Lust und Schmerz, wieder auftaucht.

In Epikur tritt uns das alternde Alterthum entgegen. Er hält äusserlich noch immer an dem fröhlichen hedonischen Grundsatz fest, dass Glück und Lust gleichbedeutend sei, und Tugend unmittelbar zum Glück führe. Aber ähnlich dem ergrauenden Lebemann, der auch die ihm von der Ermüdung aufgezwungene Entsagung als eine Art des Geniessens hinstellen möchte, begnügt sich Epikur unter dem Namen der Lust die blosse Schmerzlosigkeit anzustreben. Epikur ist nur für diejenigen, die ihn nicht kennen, ein munterer Geselle; wer ihm näher tritt, der erfährt, dass seine Lehre so ernst war wie die Züge seines Antlitzes, der gewahrt in seinen Anschauungen melancholische Verdüsterung und mannigfaltige Gemeinsamkeit mit den Stoikern; ja es führen von ihm sogar feine Fäden zu dem mismuthigen Frankfurter Weltweisen hinüber. Für Epikur fällt die Sittlichkeit mit der Glückseligkeit zusammen. Aber was ist ihm die Glückseligkeit? Was Schopenhauer die Lust ist: die Freiheit vom

Uebel. Wenn die Regeln der Sittlichkeit nach Epikur ihre verbindende Kraft nur durch ihren Werth für das Wohlbehagen des Menschen erlangen, so ist hierin nicht etwa eine lebensfreudige Lehre geboten. Denn das Aeusserste, was erlangt werden mag, ist ja nur ein Negatives, ein Mangel, ein Losgelöstsein vom Schmerze, von der Pein. Epikur ist also in gewissem Sinne ein Stoiker, in der tiefsten Tiefe seines Gemüthes ist der Denker, in dem man gewöhnlich den typischen Vertreter griechischer Lebensfreude erblickt, ein Pessimist.

Die Stoiker betrachten die Selbstliebe als den allgemeinen Grundtrieb aller Wesen und folgern aus ihm das Streben nach Glückseligkeit: sie sei aber nur durch Tugend zu erreichen. Auch ihnen ist somit das Sittliche ein Mittel, um ihnen das Glück zu verschaffen, auch ihnen Glück das Ziel jedes sittlichen Handelns. In Bezug auf diese Elemente ihrer Anschauungen sind sie Menschen, sind sie insbesondere Griechen: aber sie haben auch ein Besonderes an sich. Sie entfernen das Sittliche von der Lust. Sie erklären nachdrücklicher, als dies Aristoteles vermochte, dass die Lust nur Folge, nicht aber Zweck unserer Thätigkeit sei. Sie halten somit an der eudämonologischen Richtung der antiken Ethik fest, aber sie negiren deren eigenartigste Gestaltung, den Hedonismus. Die Stoa vermeidet jeden Widerspruch mit der Natur. Daher fordert sie eine naturgemässe Lebensweise. Diese besteht darin, dass der Einzelne sich den allgemeinen Gesetzen unterwerfe, jeden persönlichen Zweck ausschliesse. Die Lust aber ist ein solcher. Sie muss daher gemieden werden. Das Glück besteht folglich nicht im Geniessen. Es besteht in der Selbstgenügsamkeit.

In der Lehre der Stoiker gewinnen freudlose Theorien, die schon früher im Keime vorlagen, die Oberhand. Schon Sokrates sucht das Glück in der Abhärtung, in der Bedürfnislosigkeit, in der Enthaltsamkeit. Die Epikuräer haben in der Schmerzlosigkeit das Höchste gepriesen, die Lust als störend und schädlich betrachtet. Die Stoiker gehen weiter. Sie verzichten auf Lust und Schmerz. Sie stählen ihr Gemüth zu einer erhabenen Gemüthlosigkeit und Unempfindlichkeit; ein Zug von Entsagung verklärt ihre starren Züge. Diese Resignation hat ihren guten Grund: die Philosophie vermochte, vom Principe des empirischen Eudämonismus ausgehend, der nach Glück dürstenden Menschheit nicht ein Mittel anzugeben, durch das sie ihre Sehnsucht hätte befriedigen können. Hegesias zieht die Consequenz dieses Misserfolges. Glückseligkeit sei unmöglich; der Leib werde von Uebeln gepeinigt, die Seele von Leidenschaften durchwühlt; unsere Hoffnungen werden getäuscht, unsere Berechnungen vereitelt. Der Weise wird nicht nach Gütern, er wird nach Freiheit von quälender Pein streben.

Es handelt sich nun nicht mehr darum, Unglück zu vermeiden und Glück zu erstreben; der positive Theil des Postulats hat sich als unerreichbar herausgestellt; es bleibt daher nur übrig, sich dem negativen Theile zu widmen.

Phyrrhon sieht demgemäss das Glück nur in der Apathie, welche weder vom Guten noch vom Ueblen weiss. Auch die Unerschütterlichkeit des Weisen war nicht mehr aufrecht zu erhalten gewesen; als das Höchste erscheint nun die Gleichgiltigkeit. Das höchste Gut, der Zustand dauernden Genusses, das Glück lässt sich nicht finden. Es bleibt nichts übrig, als es nicht zu suchen. Marcus Aurelius allein vermag diesen Nihilismus der Verzweiflung in eigenartiger Weise durch ein neues Element, durch die Idee der Pflicht, zu negiren.

Die Glückseligkeitslehre hatte nicht zum Ziele geführt, sie konnte den Weg zum Heile nicht angeben. So tritt denn mit dem Verzicht auf das eigene Glück die Pflicht an die menschliche Seele heran. Der Einzelne möge seine Aufgabe im Dienste des Ganzen lösen. Der socialeudämonistische Accord wird mit nachdrücklicher Kraft angeschlagen. Es geschieht dies vorerst in römischer Art, in Dur. Bald aber verklingt dieselbe Weise in einschmeichelnder Weichheit. Die Pflicht ist nicht mehr etwas Gemüthloses, Starres, Kaltes, sie wird Liebespflicht.

Die Morschheit der antiken Welt hat sich in ihrem Gedankengebäude zur Genüge gezeigt. Ihr einst so lebensfroher Sinn wendet sich schon mit Epikur von der einstigen Freudigkeit ab, um müde und greise dem Grabe zuzuwanken. Die Zeit ist für einen neuen und grossartigen Gedanken reif. Das Christenthum tritt auf. Die ganze antike Welt hatte der Auffassung gehuldigt, dass die Ethik eine Glückseligkeitslehre sei, dass sie ausschliesslich die Frage nach dem wünschenswerthesten Zustande zu beantworten habe. Aber je älter das Alterthum wird, desto mehr gelangt es in eine grillige Stimmung, in welcher die positive Lust ihm als etwas Unmögliches und daher nicht Erstrebenswerthes erscheint. Glückseligkeit ohne Lust ist aber ein entkernter und entseelter Begriff. Die Stoiker haben es nicht gewagt, zu erklären, dass die Tugend mit der Lust nichts zu thun habe. Diese neue Auffassung war dem Christenthum vorbehalten. In diesem findet man das Element der Glückseligkeit verdeckt; es ist aufgeschoben, nicht aufgehoben; das Glückseligkeitsmotiv wird in das Jenseits verlegt. Das Evangelium des Christenthums durchdringt siegreich die erschöpften Kulturformen und flösst ihnen neue, jugendliche Triebkraft ein. Der eudämonologische Gedanke stellt sich in neuer Fassung dar. Woher kommt das Uebel? fragt die neue Weltanschauung. Von der Schuld! lautet die neue Antwort. Die Menschen waren einmal glücklich, so

verkündet die neue Lehre. Sie verbrachten ihr seliges Dasein im Paradiese. Sie haben es verwirkt. Sie können es aber wiedergewinnen, wohl nicht im irdischen Leben, aber doch im Zukünftigen, im jenseitigen, sie können es gewinnen durch gottgefälligen Lebenswandel. Kann also der Mensch zur Glückseligkeit gelangen? Allerdings, aber nicht hienieden, sondern im ewigen Dasein. Was führt demnach zum Glücke? Demuth und Tugend. Der Kern der Botschaft lautet also, wenn wir seine religiöse Artung sowohl wie seine eudämonologische Natur berücksichtigen: Es frommt, fromm zu sein.

Die Offenbarung ward durch einen grossen Gedanken, ward durch das Unsterblichkeitsdogma gegeben. Dieser Gedanke ist ein Kind des Elends. Dem Jammervollen, der rings Noth und Verzweiflung erschaut, ist es einleuchtend, dass alle lebenden Menschen unglücklich sind. Dem Schuldlosen, der leidet, dem Ehrlosen, der geniesst, scheint die Gerechtigkeit des Weltlaufs in gleicher Weise fraglich. Tugend wird vom fühllosen und sinnlosen Schicksale oft bitter bestraft, Laster oft glänzend belohnt. Das Gemüth, das sich eine Welt ohne sittliche Ordnung nicht zu denken vermag, steht schmerzerstarrt vor so grausen Erscheinungen. Das Wissen ist gebrochen, da naht der Glaube. Er legt seine milde, weiche Hand tröstend auf die brennende Stirne. Wohl, spricht er mit sanfter Stimme, wohl ist der Lebende unglücklich, wohl ist diese Erde ein Jammerthal, wohl fliessen hier Thränen, schluchzt das Weh, röchelt der Schmerz. Aber nach dem Tode! Aber jenseits! Ja, jenseits jubeln diejenigen, die hienieden geseufzt haben: es giebt eine Vergeltung; die Tugend wird jenseits belohnt, das Laster jenseits bestraft! Die Ahnung einer höheren, besseren, über dieser irdischen schwebenden himmlischen Welt erfüllt die bange Seele. Und das Knie beugt sich. Und die Lippe murmelt das Credo.

Der Unsterblichkeitsglaube entwickelt sich bei den Juden zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft. Jesus Christus findet dieses Kind der Verzweiflung vor; es hatte in der Mischna, der zum Talmud gehörigen mündlichen Tradition, ein Asyl gefunden. Christus führt die grossartige Offenbarung des ewigen Lebens aus der dunklen Enge der Thoraschule in die weite Helle der Welt. Alle Herzen fliegen der frohen Botschaft zu. Der Hinweis auf das Jenseits war ein Gedanke, der alle Schwierigkeiten zu ebnen und in reine Harmonie aufzulösen schien. Die Guten, denen das irdische Glück sich versagt hatte, wurden auf den künftigen Lohn vertröstet und trugen frohgemuth die Bürden, die ihnen das Schicksal aufgeladen hatte; die Schlimmen erschraken vor der Androhung unaufhörlicher Qualen und Strafen.

Auch bei der christlichen Sendung bilden Lohn und Strafe die Mittel, durch welche Jesus die Menschen zur Tugend anzuhalten bestrebt ist. Aber er fordert Verzicht auf irdische Güter und irdisches Glück. Er weist auf den Lohn im Jenseits. Nicht nach eitlem Vortheil hat der Christ zu streben, sonst entgleitet ihm der übernatürliche; das mosaische Element zeigt sich im Christenthum darin, dass, wie Hartmann bemerkt, die Annahme des Evangeliums zu einem Acte der Klugheit, die Abweisung dagegen zu einem Acte der Thorheit wird; gilt es doch dabei, das grosse Gut, den ewigen Lohn, das himmlische Leben durch Preisgebung des kleinen, des weltlichen Sinnes, des irdischen Genusses zu erkaufen. Die Sinnesänderung, welche das ursprüngliche Christenthum verlangt, ist also nur eine Sache der klugen Berechnung, das irdische Ziel wird mit dem jenseitigen vertauscht, wobei der Vortheil besser gewahrt ist; es wird lediglich vom schlecht berathenen an den besser zu berathenden Egoismus appellirt. Auch nach dieser Anschauung ist die Sittlichkeit ein Mittel, das zur Glückseligkeit zu führen vermag und darum erstrebenswerth ist.

Das Grundprincip des theologischen Denkens, das im ganzen Mittelalter die Hegemonie führt, ist transscendenter Eudämonismus. Dieser negirt nicht das Streben nach dem Glück, er lehrt nur, dass das Glück nicht in dieser Welt, sondern jenseits derselben sei. Irdisches Glück zu erstreben sei verwerflich. Himmlisches Glück allein soll ersehnt und ihm Alles, woran das Menschenherz hernieden hängt, geopfert werden.

Die Ueberzeugung, dass das Glück nicht in der Welt liegt, bringt die Weltverachtung, bringt die Weltflüchtigkeit mit sich; Glück ist Erlösung, heisst das neue Schlagwort; Tugend wird daher zur Askese. Leben und Werke haben keinen Werth, lehren die Gnostiker. Glück ist Gnade, Tugend ist Keuschheit, lehren die Kirchenväter. Das Glück liegt im Glauben, das Heil liegt im Tode, predigen die Scholastiker des Mittelalters. Glück ist Seligkeit; um Seligkeit zu erwerben, muss man Armuth erlangen; Tugend ist Liebe zu Gott, ruft Eckhart. Wie supranaturalistisch, wie weltflüchtig sich aber auch die Gläubigkeit mittelalterlicher Theologie geberden, wie sehr ihr auch das Menschliche fremd sein möge, ein Menschliches ist ihr dennoch zu eigen: sie strebt nach Glückseligkeit.

An der Schwelle der Neuzeit ragt die eigenartige Gestalt Bacos. Er fordert im siebenten und neunten Buche seines der Vermehrung der Wissenschaft gewidmeten Werkes für den Menschen ein System des praktischen Verhaltens, welches zur irdischen Glückseligkeit zu leiten

verheisst. Baco, der das Denken aus der alten Zeit in die neue hinüberführt und gegen die Philosophie der Scholastik mit den Waffen überlegenen Geistes ficht, muss nothwendiger Weise den eudämonologischen Werth des Glaubens verkennen. Ihm schwebt eine Wissenschaft vor, in welcher von der Religion ganz abgesehen wird. Der grosse Philosoph, der zugleich wohl der bedeutendste Oekonomist seiner Zeit ist, postulirt in jenem System ahnungsvoll die Oekonomik, die ein Jahrhundert später empfangen, zwei Jahrhunderte später geboren, drei Jahrhunderte später mündig wird.

Bei Spinoza finden wir bereits Anschauungen, welche uns den innigen Zusammenhang zwischen Philosophie und Oekonomik auf das Lebendigste zum Bewusstsein bringen. Die Gleichartigkeit der Fragen, welchen beide Geistesbethätigungen ihr Entstehen verdanken, bewirkt bei diesem Denker eine unverkennbare Aehnlichkeit der speculativen Antworten mit jenen, die der Oekonomik bisher ihr eigenthümliches Gepräge verliehen haben. Diese Aehnlichkeit ist vielleicht auch durch den Umstand gefördert, dass Spinoza einem Volke entstammt, dessen Sinn für wirthschaftliche Verhältnisse durch eine eigenartige Entwicklung überaus geschärft worden. Jedenfalls bietet Spinoza vielleicht den merkwürdigsten und schlagendsten Beweis dafür, dass die Keime des wirtschaftlichen Bewusstseins im philosophischen zu suchen sind. Im Tractatus ethicopoliticus finden sich Sätze, welche vermöge einer auf dem Gebiete des Denkens öfter zu beobachtenden Palingenese des Dogmas in den Lehren der Wirthschaftstheoretiker wiederkehren.

Spinoza nennt die Begierde das eigentliche Wesen des Menschen; sie allein bewirkt eine Vermehrung der Realität, welche mit der Vollkommenheit identisch ist. Der Selbsterhaltungstrieb erscheint Spinoza als die einzige Grundlage der Tugend. Tugend ist ihm daher das Vermögen oder die Macht des Menschen, seine Realität zu erhalten oder zu vermehren. Je mehr Begierden wir befriedigen, und je mehr Lust wir dadurch erlangen, zu desto grösserer Vollkommenheit gehen wir über. Gut und Böse sind nur Beziehungsbegriffe des Denkens. Gut ist, was mir nützt, böse, was mich hindert, des Guten theilhaftig zu werden. Lust ist somit unmittelbar gut, Unlust unmittelbar schlecht. Insofern wir wahrnehmen, dass ein Ding uns mit Lust oder mit Unlust afficirt, nennen wir es gut oder böse; folglich ist die Erkenntnis des Guten oder Bösen nichts Anderes als Lust oder Unlust, sofern wir derselben bewusst sind. Der Lust kann nie zu viel sein, da wir durch sie immer vollkommener werden; aber die meiste Lust ist einseitig, sie bezieht sich lediglich auf gewisse Theile unseres

Körpers oder nur auf den gegenwärtigen Augenblick; solche Lust kann aber grössere Unlust zur Folge haben, sofern sie im Uebermasse auftritt. Wohlbehagen hingegen, welches sich auf alle Theile des Körpers gleichmässig bezieht, kann kein Uebermass aufweisen, sondern ist immer gut. Die Rücksicht auf mein gesammtes Wohlbefinden, nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft, muss daher entscheidend für mein Handeln sein. Dazu gehört, dass von zwei Gütern stets das grössere, von zwei Uebeln stets das kleinere gewählt werde, auch dann, wenn die vorzuziehende Lust in der Zukunft, die aufzugebende in der Gegenwart liegt. Unlust wird man unter allen Umständen so sehr als möglich von sich fern zu halten suchen und sich sehr bedenken, ehe man eine Lust durch Unlust erkauft, wie beispielsweise die Lust der Genesung durch die Unlust der Krankheit. Und wenn das Gut erheblich grösser als das Uebel ist, wird man letzteres um des ersteren willen auf sich nehmen. Alles, was es in der Natur uns Schlechtes und Hinderliches giebt, dürfen wir in zweckmässiger Weise entfernen; dagegen dürfen wir unsere Vorteile anwenden und auf jegliche Weise Alles benützen, das wir für gut und nützlich zur Erhaltung unseres Seins und zum Genusse des vernünftigen Lebens erachten; nach dem höchsten Rechte der Natur darf Jeder unbedingt das thun, wovon er glaubt, dass es zu seinem Nutzen gereicht. Nun giebt es aber nichts mehr mit der Natur eines Dings Uebereinstimmendes als Individuen derselben Art, und folglich giebt es nichts, was zur Erhaltung seines Seins und folglich zum Genusse des vernünftigen Lebens nützlicher wäre als der Mensch, den die Vernunft leitet. Durch Rücksicht auf seinen wohlverstandenen Nutzen gelangt der Mensch zu der Einsicht, dass es vortheilhafter für ihn ist, in gesellschaftlicher Verbindung als im isolirten Naturzustande zu leben, weil ihm aus solchem Verein viel mehr Vortheil als Nachtheil erwächst. Nur mit Menschen können wir Freundschaftsverbindungen eingehen, nicht mit Thieren; deshalb erfordert unser Nutzen nur den Menschen gegenüber Schonung des Lebens und Willens, gebietet uns aber in Bezug auf die Thiere und übrigen Naturdinge, sie ganz wie es uns am dienlichsten ist, zu erhalten, zu zerstören oder beliebig zu verwenden. Um sich die Vortheile einer geordneten Gesellschaft und die Segnungen freundschaftlicher Unterstützung zu sichern, verzichtet der Mensch auf einen Teil seiner natürlichen Rechte, nämlich insoweit sie auf Verletzung und Beschädigung anderer Menschen sich erstrecken, und um denselben Rechtverzicht der Anderen ihm gegenüber wirksamer zu garantiren, überträgt er zugleich sein Recht auf Rache auf die überlegene Macht des Vereins, so dass ein Jeder sich hütet, Schaden zuzu-

fügen, aus Furcht vor grösserem Schaden. So gross sind die Vortheile des staatlichen und socialen Vereins für den Menschen, dass er um des Zweckes willen, dieser Vortheile theilhaftig zu werden, auch die Mittel auf sich nehmen muss, welche zu diesem Zwecke führen. Damit aber ein staatlicher und socialer Verein und in ihm jene Eintracht bestehen könne, durch welche erst seine Segnungen sich entfalten, muss vor allen Dingen eine Ordnung bestehen, welcher die vielen Bürger sich fügen, und diese Ordnung durch Gesetze und Gebräuche vorgezeichnet werden, welchen gehorsam zu sein der eigene Nutzen aus den angegebenen Gründen erheischt, zumal der Ungehorsam noch überdies Strafe empfängt. Die Auflehnung gegen das Gesetz heisst Sünde, welche demnach im Naturzustande ihrem Begriffe nach nicht existiren kann. So wahrt der Mensch seinen Nutzen auf das Beste, so fördert er sein Wohlbefinden und seine Realität oder Vollkommenheit am meisten, so ist er also am tugendhaftesten. Das Abwägen und Abmessen der Art und Weise des Handelns und Lebens, durch welches man seinen Nutzen am meisten fördert, geschieht mittelst der Verstandsreflexion, von Epikur *φρόνησις*, von Spinoza ratio oder Vernunft genannt; das Handeln ist somit insofern tugendhaft, als es durch die Vernunft geleitet wird; von der Vernunft lässt aber derjenige sein Handeln leiten, der darauf bedacht ist, sein Dasein zu erhalten und zu diesem Ende den eigenen Nutzen zu suchen. Es ist für das Verständnis spinozistischer Wirthschaftslehre wohl zu beachten: nur deshalb, weil die Vernunft das geeignete Mittel ist, um das Maximum eines bestimmten persönlichen Gesammtwohles zu realisiren, nur deshalb unterwirft sich der Einsichtige ihrer Leitung, nicht etwa deshalb, weil die Vernunft und ihre Vorschriften an und für sich besser wären als die Unvernunft. Diese Auffassung und das Leben nach derselben müssen wir um des eigenen Nutzens willen zu verbreiten und zu fördern suchen, denn die Menschen sind uns erst dann am nützlichsten, wenn sie gleichfalls nach der Leitung der Vernunft leben und nur nach dieser ihren wohlverstandenen Nutzen suchen. Hass, Neid, Verhöhnung, Verachtung, Zorn sind verwerflich, weil sie die gesellige Vereinigung stören und ausserdem unter sich mit Unlust verknüpft sind. Diese die Eintracht störenden Seelenbewegungen muss man auch an Anderen zu hindern suchen, was am besten dadurch geschieht, dass man Hass, Zorn, Verachtung den Anderen mit Liebe und Edelsinn vergilt, während man sie durch Erwiderung mit den gleichen schlechten Affecten nur steigert, also die Zwietracht, unter der man selbst mitleiden muss, vermehrt. Alles das, wonach wir der Vernunft gemäss streben, ist

nichts Anderes als das Erkennen, und der Geist hält, sofern er die Vernunft anwendet, nur das für nützlich, was zum Erkennen führt.

Wie E. v. Hartmann bemerkt, tritt sowohl bei den Alten wie bei Spinoza Geringschätzung gegen die drei mächtigsten Triebfedern des menschlichen Lebens zu Tage, gegen Habsucht, Ehrgeiz und Geschlechtsliebe. Hier liegt der Cynismus nahe, der den Menschen ganz auf das eigene Bewusstsein zu stellen strebt. Diesem gilt es Alles, sogar die Verachtung zu verachten, sich aller Güter zu entäussern, auf welche die Menschen gewöhnlich Werth legen. Da wird die Werthlosigkeit des Lebens in den Vordergrund gestellt. Der Egoismus äussert sich als Isolirung in absoluter Welt- und Menschenverachtung. Die Negation hat aber noch nicht den Muth gefunden, sich gegen die Existenz des Lebens selbst zu wenden. Ataraxie führt zur Isolirung des Menschen, die Abwehr der Schmerzen geht in die Abwehr des gesammten Lebensinhaltes über. Man will todt sein, todt bei lebendigem Leib. Daher das Streben nach Erlösung von den Banden der an sich werthlosen Existenz. Der nächste Ausweg scheint Selbstmord zu sein. Das ist in der That bei den Griechen das vernichtende Rettungsmittel für denjenigen, denen das Leben unerträglich geworden. Aber es ist auch eine selige Hingabe an einen wonnevollen Gegenstand möglich; aus dem Erkennen quillt die höchste Lust: das Object des Erkennens ist Gott, und indem wir uns dieser Erkenntnis Gottes als der Ursache unserer höchsten Lust bewusst sind, empfinden wir Liebe zu Gott, in dieser Liebe zu Gott ersteht die Glückseligkeit, welche nicht Lohn der Tugend, sondern Tugend selbst ist. Bei Spinoza wird das eudämonologische Problem zunächst wieder mit dem der Erkenntnis indentificirt. Glück ist Erkennen. Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend selbst.

Auch die Philosophie eines Leibnitz ist, wie schon seine vorhin erwähnte Definition der Philosophie andeutet, im Wesentlichen Philosophie des Glücks. Diesem Denker ist alle Thätigkeit eine Selbstbehauptung; das Sittliche ist ihm nur die reinste und höchste Form dieses Grundtriebes bei den Vernunftwesen. Leibnitz nennt den Trieb nach Glückseligkeit die Wurzel alles Lebens und Handelns. Der dichterische Denker der Theodicee weist nachdrücklich aus der Philosophie auf die Oekonomik hin, wenn er sagt, es sei nicht die Glückseligkeit, auf die sich der ursprüngliche Trieb richte, sondern die einzelnen Güter; der Begriff der Glückseligkeit liege aber nicht in ihnen, sondern entstehe erst als Summe einer Reihe von Erfahrungen. Das Glück, meint Leibnitz, könne nicht in einem absoluten Zustand schwelgerischen Wohlbehagens liegen; dies sei unmöglich; es sei nur in einem beständigen Wachs-

thum, einem beständigen Fortschreiten zu neuen Vergnügen denkbar. Für Leibnitz setzt sich das Glück demzufolge aus einer Reihe von Lustempfindungen zusammen; die einzelne Lustempfindung sei nur ein Schritt zum Glücke, oft der scheinbar kürzeste, aber nicht immer der sicherste und beste.

Die Sittenlehre eines Hobbes ist durchwegs religiös, aber es liegt in der Natur der Sache, dass man hieraus nicht den Schluss ziehen kann, dieselbe vernachlässige das Problem des Glücks. Dem „Radicalen im Dienste der Reaction“ ist der Begriff der Erlösung mit den Freuden des ewigen Lebens schlechthin identisch; von der Sünde erlöst werden heisst nichts Anderes als Befreiung von den Uebeln erlnagen, welche die Sünde über uns gebracht. Nach Hobbes sind wir verpflichtet, auf das allgemeine Wohl bedacht zu sein, weil die Natur der Dinge und namentlich die aller Vernunftwesen uns zeige, dass das Streben zur Vollendung unseres eigenen Glückes unentbehrlich ist; hier vereinigten sich also die grössten inneren Kräfte mit der höchsten Trefflichkeit des Zweckes. More bringt, nachdem Cudworth den Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und Sittlichkeit vernachlässigt hatte, diese beiden Principien wieder in engere Beziehung. Die Tugend sei eine intellectuelle Kraft der Seele, vermöge welcher sie die thierischen Triebe und sinnlichen Leidenschaften so zu beherrschen im Stande ist, dass der Mensch bei allem Thun mit Leichtigkeit demjenigen nachzustreben vermag, was an und für sich nur schlechthin gut ist. More setzt sittlich Gutes und Glückseligkeit einander gleich.

Das Verhältnis zwischen Glück, Lust und Sittlichkeit ist bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts ein Gegenstand unausgesetzter und eingehender Erörterungen. Locke ist die Erfahrung über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit eines bestimmten Thuns die einzige natürliche Quelle sittlicher Beurtheilung; Shaftesbury fällt die Sittlichkeit mit dem Glück zusammen; Buttler ist der Anschauung, dass dem menschlichen Thun ein doppeltes Princip zu Grunde liege: einerseits nämlich die Selbstliebe, welche er dem allgemeinen Verlangen nach Glück gleichsetzt, dann aber auch noch eine Reihe von Affecten, welche der Selbstliebe entgegenwirken; die Selbstliebe suche nämlich den Gegenstand nie um seiner selbstwillen, sondern wegen des Genusses; die Affecte dagegen richteten sich auf einen bestimmten Gegenstand, sie suchten in ihm ihre Befriedigung, ungeachtet der Beziehung derselben zum Wohlergehen. Die Selbstliebe sei nicht im Stande, uns aus eigener Kraft auf einen bestimmten Gegenstand hinzuführen, sondern erst nachdem durch die Erfahrung festgestellt worden, was gut für uns, treibt sie uns, dasselbe aufzusuchen. Selbst-

liebe und Gewissen, sie führen uns, wenn wir unser Glück recht verstehen, ein und denselben Weg; unsere Pflicht und unser Interesse sind identische Grössen: Buttler hebt ferner nachdrücklich hervor, dass unter all' unseren Vorstellungen die eudämonologischen, die nächstliegenden und wichtigsten wären: demgemäss bestände das Sittliche und Rechte lediglich in der Achtung dessen, was an und für sich gut ist. In den Augenblicken kühler Ueberlegung könnten wir ein derartiges Verhalten nur dann vor uns rechtfertigen, wenn wir uns überzeugt haben, dass unser Glück demselben wenigstens nicht entgegengesetzt ist. Hartley begründet das Sittliche durch den Ueberschuss der mit ihm verbundenen Lustempfindungen; er sieht im Sittlichen keineswegs verfeinerte Selbstsucht: sie wurzelt zwar im egoistischen Individualwillen, aber aus diesem trüben und schlammigen Grunde erhebt sich allmälig der reine Genuss der Sittlichkeit, die nicht um des Lohnes willen dient und doch des höchsten Glückes, der inneren Befriedigung, der Seligkeit theilhaftig wird. Hartley ist das Glück also nicht etwas, das von aussen in den Menschen hereingebracht werden könnte, wie ein fertiges Gut, das Jeder zu geniessen vermöchte: er meint, das Glück könne nur in dem Masse wirklich werden, in welchem wir fähig sind, es zu geniessen. Hutcheson lässt das Sittliche nicht auf dem Nützlichen beruhen, nicht auf der Angemessenheit oder Unangemessenheit für gewisse Zwecke: Hume dagegen unterstellt den Begriff des Sittlichen jenem des Nützlichen und Angenehmen: seiner Anschauung nach schuf die Natur im Sittlichen ein Mittel gegen Uebelstände, welche sich für die Menschheit aus dem Zusammentreffen ihrer Eigenart und der Aussenwelt ergeben. Gegen Ende des der dogmatischen Philosophie eigenthümlichen Werdeganges lässt sich Friedrich der Grosse vernehmen; in einem Marc Aurel entgegengesetzten Sinne: ihm ist die Selbstliebe das Princip unserer Sittlichkeit und folglich der universellen Glückseligkeit; im Einklange hiemit steht es, dass er die Nützlichkeit der Tugend preist. Der Geist des Aufklärungszeitalters treibt wieder eine egoistische Eudämonologie als Ethik hervor. Das Streben nach der Glückseligkeit ist dem Menschen angeboren; sogar die antiegoistischen Ethiker haben die Glückseligkeit als das Höchste aufgefasst; sie haben eingeräumt, dass der Mensch nach der Glückseligkeit streben solle. Als das Mittel, welches zur Glückseligkeit führt, ist die Tugend angegeben worden. Sie haben also gewollt, dass der Mensch aus Egoismus altruistisch sei, d. h. mutualistisch handle. Die Lehre, dass die Tugend zur Glückseligkeit führe, hat den Werth eines Motivs für die Menschen, tugendhaft zu sein und demgemäss nicht den eigenen Nutzen, sondern den der Neben-

menschen im Auge zu behalten. Es ist nicht nothwendig, dem Menschen aufzutragen, dass er nach Glückseligkeit streben solle; er sei ohnehin um dieselbe besorgt; die Menschen seien sogar tugendhaft und selbstlos, wenn dabei ein Gewinn für den Egoismus herausschaue: mit demselben Rechte könne man einem Steine den Rath geben, zu Boden zu fallen; das Streben nach Glück sei unausrottbar; auch die Heiligen wollen ja glücklich sein, sie seien geradeso Egoisten wie jene, die der Habsucht leben; nur sei das erstrebte Gut verschiedener Art. Der Mensch handelt somit lediglich egoistisch; er thut sich allein wohl: dies geschieht in zwei Formen. Er begünstigt sich zunächst unmittelbar. Hierin kann ihm nur Recht gegeben werden. Indem er für sich sorgt, vermag er sich in einen bessern Zustand zu bringen, als wenn er darauf warten wollte, dass Andere seine Gönner seien. Zudem werde die Willenskraft durch die Selbstsucht in vortheilhafter Weise gestärkt. Die Eigenliebe bringe auf diese Art die günstigste Erhaltung und günstigste Entfaltung der einzelnen Persönlichkeiten zuwege. Hierin liege die eigene Glückseligkeit, durch die Erreichung derselben thue Jeder ohne Absicht auch Anderen Gutes, denn sein glücklicher Zustand vererbe sich auf seine in der geistigen und physischen Glückseligkeit erzeugten Sprossen, deren Hervorbringung und Existenz wieder zu seinem Wohlbefinden beitrage. In einem weitern Sinne kann sich der Mensch auch mittelbar wohlthun. Es gehört zum Glücke des Menschen, dass er sich geliebt wisse; er will Menschen um sich haben, welche geneigt sind, ihn eher zu unterstützen als zu befehden. Diese Liebe ist nur zu erwerben, wenn der Einzelne dem Egoismus derjenigen, von welchen er geliebt werden will, aus Egoismus Opfer bringt, wenn er sich zu Gunsten jener Entbehrungen auferlegt. Dieser Art entsteht der Mutualismus. Er ist im Grunde ein Geschäft. Dem Einzelnen, welcher in der angegebenen Weise handelt, ist eben die Liebe seiner Mitmenschen mehr werth als der Preis, den er für dieselbe zahlt.

Dies etwa ist die eudämonistische Gedankenreihe, welche sich von Helvetius und Holbach bis zu Beneke und Feuerbach fortsetzt. In derselben sehen wir den Egoismus zu einem möglichst geschlossenen Principe erhoben.

Glück, so lehrt in diesem Sinne der erkenntnistheoretische Vorgänger Kants, Maupertuis, Glück ist Sittlichkeit und Weisheit. Kant ist die Einheit von Tugend und Glückseligkeit ein Postulat; damit ist das causale Verhältnis, in welches Theologie und Philosophie Glückseligkeit und Tugend gesetzt hatten, zerstört und das Princip der Glückseligkeit aus dem Weltplan gelöst, die Sittlichkeit ist nicht Mittel, sondern

Zweck. Das Glück ist nicht in der Erfahrungswelt, denn es wird nur verlangt, ohne dass dieses Begehren je Befriedigung fände. Das Glück eines einseitigen Zustandes vollends ist gar nicht vorstellbar: es kann nicht Thätigkeit sein, weil eine solche in jedem Augenblick die volle Zufriedenheit ausschlösse, es kann aber auch nicht Ruhe sein, weil in der Vorstellung eines in Erstarrung bestehenden Zustandes das menschliche Gemüth keine Genugthuung finden mag. Und an diese Lehren schliesst sich der grosse Gedanke, der uns aus Goethes Faust so machtvoll entgegentritt: Das Glück liegt im Kampfe um dasselbe.

Wie innig und unauflöslich aber das eudämonistische Denken mit dem Sittlichen verbunden ist, das zeigt, sehr wider seinen Willen, Niemand mehr denn Kant; nachdem er ausgesprochen, dass Glück und Sittlichkeit nichts miteinander zu thun hätten und nur der kategorische Imperativ, nur die Pflicht für das Handeln massgebend sein dürfe, drängt sich das rückgestaute eudämonistische Princip als socialeudämonistisches schon in der Fassung des Pflichtbegriffes vor; vollends in den späteren Theilen seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ tritt der Eudämonismus als amnestirter Verbrecher in seine früheren Rechte; schliesslich versichert ja Kant, dass die Sittlichkeit nicht selbst das höchste Gut sein könne; denn um das zu sein, müsse sich in ihr auch Glückseligkeit bergen; im Begriffe des höchsten Gutes vereinige sich der Begriff der Sittlichkeit mit dem der Glückseligkeit. Eine ganz ähnliche Wendung des Imperativs zu Gunsten des Eudämonismus vollzieht sich später in Cousin. Auch Fichte steht auf diesem Boden. Ihm ist Sittlichkeit Seligkeit; zugleich aber hebt der Idealist mit realistischem Blicke hervor, dass Glückseligkeit als solche unmöglich sei. Dies ist ein pessimistischer Zug, welcher zu Schopenhauer hinüberleitet. Bei ihm beziehen sich alle menschlichen Handlungen auf das Wohlergehen. Das Wohl und Wehe, das jeder Handlung oder Unterlassung als letzter Zweck zu Grunde liegen muss, ist notwendig das des Handelnden selbst oder eines andern, bei der Handlung passiv Betheiligten. Schopenhauer ist das Mitleid das ethische Grundphänomen; es fordert einerseits, dass Niemand verletzt, andererseits dass Jedermann geholfen werde; die erste Formel sei die der Gerechtigkeit, die andere die der Menschenliebe. Die Beziehung beider zum menschlichen Glück liegt zu sehr auf der Hand, als dass es nothwendig wäre, sie genauer zu erörtern. Gegenüber dem Frankfurter Weltweisen macht Feuerbach darauf aufmerksam, dass alles Mitleid mit Anderen nur auf Grund des eigenen Glückseligkeitstriebes möglich sei. Auch Comte hebt hervor, dass der Begriff des fremden Wohles oder des allgemeinen Interesses lediglich durch das persönliche Interesse verständlich werde, zumal jenes allgemeine

Interesse nichts enthalten kann, als was im persönlichen Interesse bei verschiedenen Individuen gemeinsam sei. Wir sehen, dass auch in den dyskolischen Betrachtungen des Pessimisten, der alles Glück leugnet, das Princip des Glückes seine gedankenbildende Kraft bethätige. Auch Herbart wendet sich gegen den Eudämonismus; er spricht es aus, dass mit der Aufgebung der Glückseligkeitslehre durch Kant der mächtigste Theil der Reform, welche die Sittenlehre treffen müsste, vollbracht sei; auch bei ihm dringt aber, wie bei Kant, der Eudämonismus, welcher durch das Thor hinausgewiesen ist, durch ein Hinterthürchen wieder ein. Denn wenn die allgemeine Trefflichkeit, Brauchbarkeit, Zweckmässigkeit es ist, welche der sittlichen Güter inneren Anlagen begründet, so ist damit zugleich zugestanden, dass das Sittliche als ein Social-eudämonisches aufgefasst werden müsse.

Klar liegt der Zusammenhang der Sittlichkeit mit der Glückseligkeit bei Schleiermacher zutage. Schleiermacher sind das höchste Gut und die Tugend Aller identische Begriffe, und darum ist in der Sittlichkeit zugleich die Glückseligkeit gegeben. Hinsichtlich der Tugend, deren sich Einzelne befleissen könnten, hat jedoch die Frage nach dem Verhältnis zwischen Sittlichkeit und Glückseligkeit keine Berechtigung, zumal kein Einzelner das höchste Gut besitzen kann. Insbesondere bei Feuerbach ist die Eudämonologie zum Kern der Philosophie gemacht. Er geht vom Gegensatze zwischen Wollen und Können, zwischen Wünschen und Erreichen aus, die Religion sei es, die diesen Widerspruch zu überbrücken habe. Die Wesen, in denen er aufgehoben gedacht wird, seien die Götter. In ihnen wird das unseren Wünschen und Vorstellungen nach Mögliche, unseren Kräften nach Unmögliche als wirklich hypostasirt; die Götter seien Kinder des Wunsches; ein Gott sei der in der Phantasie befriedigte Glückseligkeitstrieb des Menschen; hätten die Menschen keine Wünsche, so hätten sie trotz Phantasie und Gefühl keine Religion, keine Götter. Dies das Wesen der Feuerbach'schen Religionsphilosophie. Hinsichtlich der Ethik weist Feuerbach auf den Unterschied zwischen dem Ich und dem Du hin, auf welchem Selbstbewusstsein und Moral beruhe; dieser Unterschied sei im Grunde der Gegensatz zwischen Mann und Weib, so dass sich das Geschlechts- und Familienverhältnis als das moralische Grundverhältnis darstelle. Die Gegenseitigkeit des Glückseligkeitstriebes erscheint hier in der innersten Natur des Menschenthums begründet. Feuerbach steht auf einem Boden mit der empirischen Richtung, die sich im Laufe dieses Jahrhunderts vorzugsweise in England entwickelt. Diese Richtung ist der Anschauung, dass in den Aeusserungen der Sittlichkeit Producte eines psychischen Werdeganges vorliegen, sie betont dabei vor Allem den

Zusammenhang dieser Erscheinungen mit der menschlichen Glückseligkeit. Schon Comte sucht den Fortschrittsbegriff für die Ethik nutzbar zu machen; der Fortschritt wird dabei als etwas eminent Nützliches aufgefasst; die Entwicklung der Menschheit sei kein Traumbild, sondern erweisliche Realität; kein grosser, kein heilbringender Gedanke gehe verloren; die späteren Generationen zehrten in Allem von den Schätzen, welche die Vergangenheit hinterlassen hat; nur unablässige Arbeit im Verstehen und Benützen der Natur und des menschlichen Geistes vermöge unsere Lage zu verbessern und unser Glück zu befördern. Whewell ist das höchste Gut die Centralidee der Sittlichkeit; Glückseligkeit müsse als letztes Object des Handelns gelten, sie sei das Ziel der Weisheit, wie Genuss das der Begierde und wohlerwogenes Interesse das der Klugheit; Glückseligkeit und höchstes Gut seien ein und dasselbe, sei der Kern der Sittlichkeit. Hamilton schlägt einen aristotelischen Accord an: unser Wissen und unser Glück, so lehrt er, bestehen in Thätigkeit. Mill präcisirt die utilitaristische Anschauung näher. Lust und Unlust, oder in erweitertem Sinne Glück und Unseligkeit seien die alleinigen Triebfedern alles Handelns; das Sittliche werde somit nicht um seiner selbst willen angestrebt; auch Acte der Selbstverleugnung müssten einen eudämonologischen Hintergrund haben, sollten sie als sittlich gelten; sie müssen sich irgendwie als Mittel zur Förderung dieses Endzweckes erweisen; es entwickle sich im Laufe der Generationen durch gehäufte Erfahrungen der Menschlichkeit das Kriterium der sittlichen Beurtheilung zugleich mit der Anpassung an die damit gegebenen Normen. Mill drängt, wie wir sehen, die Entwicklungsidee energisch in den Vordergrund; sie ist die Seele der Spencerschen Philosophie. Diesem Denker ist das Glück die göttliche Idee, welche durch den Weltlauf realisirt werden soll.

Deutlichste Hinüberleitung der Ethik in die Oekonomik findet sich bei Beneke vor; er knüpft direct an die eudämonistischen Theorien der Engländer an; er geht vom wohlthätigen Einflusse gewisser Gesinnungen und Gefühle aus und sucht denselben durch Läuterung und Verschmelzung die Bedeutung praktischer Mustervorstellungen zu verleihen. Damit ist bereits das eudämonistische Moment klar und scharf hervorgehoben. Dies findet sich zumal im Kernsatze Benekes, welcher besagt, dass durch den hervorgehobenen Gegensatz zwischen dem Nützlichen und Moralischen, zwischen Begriffen also, welche gar nicht in Gegensatz zu einander ständen, künstlich eine Kluft geschaffen werde; Beide beruhten auf dem gemeinsamen Grundbegriffe, nämlich dem der Güter oder der Werthe. Beneke hebt zugleich hervor, dass dies die Grundbegriffe für die praktische Philosophie überhaupt wären.

Während Kant in seiner sachlich ernsten Weise docirt hatte, dass Glück nicht Leben wäre und Leben nicht Glück, geht der moderne Pessimismus durch eine leise Abänderung des Gedankens weiter; er sagt: Glück ist Nichtleben, Leben ist Nichtglück. Das Glück liegt im Tode, ruft Leopardi. Schopenhauer verachtet die Welt, verachtet das Leben, aber er empfindet doch den Tod als das grösste aller Uebel. Das hindert ihn nicht, das Glück in Nirwana, im Nichtsein zu erblicken. Es giebt kein Glück, ruft auch Hartmann. Er unterscheidet drei Stadien der Illusion, welche das Verlangen nach Glück durchläuft, und fordert rückhaltslose Hingabe des Individuums an den Weltprocess um seines Erlösungszweckes willen. Bahnsen betrachtet diese Anschauung als die vierte Illusion. Wenn das Einzelglück unmöglich ist, so ist es auch das Glück der Gesammtheit; das Unglück des Bürgers bringt das Unglück des Volkes mit sich. Im Pessimismus hat der Socialeudämonismus keinen Raum.

Der moderne Pessimismus will im Wesentlichen nur Philosophie des Uebels sein; trübseligen Blickes weist er das lockende Problem des Glückes in den Hintergrund; das Unglück ist es, das seine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Da er sich als das fortgeschrittenste Verständnis der Zeit ausgiebt, müssen wir uns mit ihm auseinandersetzen. Zu diesem Behufe ist es nothwendig, dass wir ihn zunächst begreifen. Wir könnten ihn nicht begreifen, wollten wir ihn nicht als sich Entwickelndes auffassen. Verfolgen wir daher das ihm zu Grunde liegende Problem in der Vergangenheit, um dessen wesentlichste Formen an unserem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen.

Es sind lauter Antworten auf eine bange Frage, der Mensch will wissen, warum er leidet. Er will es wissen, damit er die erzeugende Ursache zu vermeiden, aufzuheben, zu zerstören versuche. Das Uebel ist die Folge der Schuld, lehrt Buddha. Dass Uebel aus der Schuld keime, ist auch die Ansicht des Judenthums. Aber bei dem Inder handelt es sich um die mystische Schuld des Göttlichen, welches die Schuld des Seins begangen hat, beim Juden um die empirische Schuld des Einzelnen, der einen von seiner Persönlichkeit getrennten Thatbestand in Erscheinung treten lässt. Nach dem Mosaismus ist die Welt die wohlgelungene Schöpfung des göttlichen Geistes; die Uebel sind nur durch nachträgliche Schuld in das Gebäude Gottes gelangt. Aristipp ist der Anschauung, das Unglück komme von heftiger oder fehlender Bewegung, Plato, das Uebel wurzle in der Sinnlichkeit, Aristoteles, es sei das Uebel weder zu fürchten noch schlechthin nicht zu fürchten, die Stoa, Uebel sei Schlechtigkeit.

Das Christenthum, das in düsterer Zeit unter gebeugte Menschen tritt, das Christenthum kennzeichnet sich durch ein tieferes Gefühl für das Problem des Uebels. Es zu ergründen, wird durch die Intuition, durch eine die Grenze der Vernunft überfliegende Speculation, versucht. Diese lehrt, dass das Uebel aus der Schuld des Menschen quelle, aus der Sünde, daher könnten die Menschen nur durch Erlösung zum Heil gelangen. Auf welche Art nun diese Erlösung möglich wäre, das ist das Erlösungsproblem, das ist die Heilslehre, das ist die Soterologie. Im weiteren Verlaufe wird die Philosophie nicht etwa nur Magd der Theologie, sie verschmilzt vielmehr vollkommen mit ihr; alle Philosophie wird Theologie, alle Theologie gilt als Philosophie, es ist nicht mehr zwischen beiden zu unterscheiden. In dieser Epoche wird die philosophische Erklärung des Uebels naturgemäss Aufgabe der Theologie. Die Kirche sagt: Das Uebel ist Sünde und Lohn der Sünde; der Gnosticismus insbesondere sucht das Uebel auf mystische, fast mythologische Weise zu erklären. Uebel ist nach Augustin der Mangel des Guten. Innocenz III. sieht das Uebel im Elend, das Elend hinwider sei eine Wirkung der Noth. Mitten im wundersamen Glanze des Vaticans, auf der höchsten Höhe, zur der ein Niedriggeborner emporklimmen kann, mitten im strotzenden Ueberfluss, mitten im strahlenden Reichthum eines Hofes giebt dieser seltsame Mann, ein zweiter Buddha, das grosse Losungswort der Gegenwart aus: er fasst das Problem des Uebels als das der Noth auf. Innocenz III. vertritt die ascetisch-weltflüchtige, naturfeindliche, echt geistliche Auffassung, die Wurzel des Uebels liege in der Natur, welche selbst dadurch, dass sie das unheilige Leben schuf, eine Schuld auf sich geladen habe; Ursache des Uebels sei das individualisirte Dasein. Der Mensch sei in Sünde empfangen, klagt Innocenz, der Lebendige geboren zum Schmerz, zum Leid, zum Tod, zur Strafe. Jeder vom Weibe Geborene sei aus demselben Stoffe gebildet wie das Vieh und gehe gleich diesem zu Grunde. Zeitlebens thue er das Böse und schädige hiedurch seinen Nächsten. Mühselige Arbeit wäre ihm zugetheilt, ein schweres Joch trügen die Söhne Adams; aber die Früchte aller Plagen seien werthlos, und sogar die Versenkung in die Geheimnisse der Wissenschaft bringe lediglich Noth und Qual. Das Leben könne füglich ein Kampf genannt werden, ein Kampf gegen die Natur einerseits, gegen die Mitmenschen andererseits. So findet denn der Bedauernswerthe nur Mühe und Sorge, der Arme sei vollends unselig. Nicht einmal die Achtung ob seiner Tugenden könne ihn für seine Entbehrungen entschädigen, denn man schätze den Werth der Person nach dem Glücke statt das Glück nach dem Werthe der Person. Sogar die Abhängigkeit des Glückes von der Vermehrung

der Menschen wird von Innocenz in seiner lapidaren Weise erörtert und dieser Art der Grund zur Discussion des Bevölkerungsproblems gelegt.

Und immer mehr erfüllt sich der Geist der Kirche mit Weltverachtung. Die Kunst, welche zu jener Zeit wie die Philosophie in ihrem Dienste steht, macht die Gleichheitsidee, die später zur Mutter der Revolution wird, in den Todtentänzen volksthümlich. Schon beginnt der Volksgeist die Ungleichheit als Uebel zu empfinden, die vollkommene Gleichheit als Uebel zu fürchten. Das Problem des Uebels kommt in dieser Epoche nicht zur Ruhe. Man versucht es mit Hilfe des Teufels zu lösen. Luther meint schlankweg, das Uebel komme aus dem Widersacher. Auch der gleichzeitige Katholicismus sieht das Böse im Teufel, den Teufel im Bösen. Leibnitz dagegen sucht der Frage, die der Hölle trotzt, durch den Himmel beizukommen; er unterscheidet in seiner Theodicee drei Arten des Uebels: das metaphysische, physische und moralische. Er findet, dass sie nicht existiren könnten, wenn sie nicht von Gott gewollt wären, und dass sie die Harmonie des Universums nicht stören. Holbach nennt das Uebel die Mutter der Theologie und Religion. Die Aufklärungsphilosophie ist übrigens nicht weniger optimistisch als die im Banne des Glaubens stehende; sie meint, dass die Uebel der Menschheit bei vernunftgemässer Gestaltung des Lebens überwunden werden können. Die Philosophie dieser Zeit wäre nur unzureichend berücksichtigt, wollten wir nicht auch Goethes Erwähnung thun. Goethe sieht das Uebel im Zuviel des Lebensdranges. Der Weltschmerz empfindet das Uebel als Weltelend. Auch Schopenhauer ist das Uebel eine Folge der Schuld, in seinen Augen ist das Elend ein Beweggrund des Philosophirens.

Fassen wir die Entwicklung des eudämonologischen Problems in unseren Sinn, so gewahren wir, dass es erst Philosophie des menschlichen Glückes ist, dann die Wissenschaft von demselben; es ist erst speculativ, ein Gegenstand tiefsinniger Erwägung, geistvoller Erörterung, krauser Grübelei, dann, als die Zwecklosigkeit und Eitelkeit solcher Bemühungen an der Erfahrung offenbar wird, rationell, ratiocinativ; schliesslich wird es ein Gegenstand der empirischen Untersuchung, der erfahrungsmässigen Erforschung, der sachlichen Klärung.

5. Die Philosophie des Glücks und das Glück der Philosophie.

Wenn wir die ganze Reihe der bisherigen Auseinandersetzungen überblicken, festigt sich in uns jedenfalls die Ueberzeugung, dass die ganze Philosophie nur einen Inhalt hatte, dass es immer und immer nur ein

Problem gegeben hat, welches den Menschen von Beginn an beschäftigte: das Problem des Glücks. Um zu dieser Insel der Seligen zu gelangen, wurden die verschiedensten Wege versucht. Keiner hat sich als ein unter allen Umständen und unmittelbar auf das Ziel hinführender erwiesen.

Eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung klärt uns über den Werth der Philosophie in mannigfacher Hinsicht auf. Sie legt uns in erster Linie nahe, dass keine geschlossene philosophische Ansicht als die abgeschlossene, keine in sich vollendete als an sich vollendete gelten dürfe. In ihren allgemeinsten Zügen weist die Evolution der Philosophie bis jetzt drei wesentliche Anschauungen als schiessliche Ergebnisse dreier verschiedener, aber von einander abhängiger Bildungsprocesse auf.

Bei der Bemühung, sie in kurze Formeln zu bannen, muss man sich hüten, in den Fehler Hartmanns zu verfallen, der drei Stadien eudämonologischer Illusion unterscheidet und in unhistorischer Weise die verzweiflungsvollen Gestaltungen der nacharistotelischen Philosophie einerseits, die lebensfrohen Anläufe der neuzeitlichen Weltweisheit andererseits vernachlässigt, damit dieselben die Kreise seiner historischen Construction nicht stören mögen. Es geht nicht an, gleich ihm zu behaupten, dass während eines gewissen Stadiums ein bestimmter eudämonologischer Gedanke ausschliesslich vorgewaltet habe. Auch wer sich dem Phänomen, welches wir als Palingenesie des Dogmas bezeichnet haben, nicht verschliesst, wer demgemäss anerkennt, dass gewisse Gedankencompexe, welche überwunden scheinen, in neuerer und höherer Gestalt wieder zur Geltung zu gelangen pflegen, um wieder von anderen überwunden zu werden, wer historische Constructionen nur als Effectstücke des Denkens gelten lässt und eine scharfe Abgrenzung zwischen einer Entwicklungsform und der andern als einen dem Principe der Entwicklung selbst widersprechenden Vorgang ablehnt, der vermag sich dem Eindrucke nicht zu entziehen, dass in den drei grossen geschichtlichen Perioden das Problem des Glücks auch in drei verschiedenen Physiognomien zutage trete.

Das Glück liegt in den Dingen dieser Welt; das vornehmlich ist die Anschauung der Alten. Das Glück liegt nicht in den Dingen dieser Welt, es liegt für denjenigen, der in dieser Welt tugendhaft gewesen, in jener Welt; das ist vornehmlich die Anschauung des Mittelalters. Die Neuzeit wiederholt beide Thesen in entwickelterer Form. Sie steht zuerst im Banne des Mittelalters; dann kehrt sie sich mehr der antiken Auffassung zu. Seit dem Anfange unseres Jahrhunderts gelangt sie zu einem Resultate, das die antiken und mittel-

alterlichen Vorproducte zu einem Neuen und Eigenartigen verarbeitet und zeigt, dass man an Vergangenes erinnern kann, ohne solches zu sein.

Es giebt kein Glück! Das ist das pessimistische Losungswort der Gegenwart. Kein Glück der Erkenntnis, keine Erkenntnis des Glücks! Locke schon bestreitet die Möglichkeit vollster Einsicht, er erschüttert die Metaphysik, indem er nachweist, dass wir uns einen Träger der Erscheinungen nicht zu denken vermögen. Hume lässt uns an unserem eigenen Denken irre werden. Kant vernichtet den Dogmatismus vollends. In seiner Kritik der reinen Vernunft beweist er die theoretische Unbeweisbarkeit der drei Vernunftideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Die vom Standpunkte des theoretischen Wissens ausgewiesenen Ideen führt er im praktischen Interesse wieder ein; er huldigt ihnen als Postulaten der praktischen Vernunft. Sie bleiben als solche lediglich Voraussetzungen für das Handeln, nur regulative, nicht konstitutive Principien, nur Richtschnüre, nicht aber Thatsächlichkeiten; sie bieten somit keine theoretische Gewissheit und bleiben dem Zweifel ausgesetzt. Der Weisheit letzter Schluss ist daher bei Kant die Verzweiflung am Wissen. Der Königsberger Philosoph nennt eine synthetische Erkenntnis, die uns ihrer Wesenheit nach einen Zusatz zum Bestande unserer Vorstellungen verschafft, eine Doctrin, Disciplin dagegen eine Wissenschaft, welche irgend einer der geistigen Bethätigungsarten unüberschreitbare Grenzen setzt. In diesem Sinne sieht er in der rationalen Psychologie eine Doctrin und nicht eine Disciplin. Durch ihn hat die Erkenntnislehre den Charakter einer Disciplin erhalten, die Philosophie in ihrer Gänze das Gepräge einer Doctrin verloren. Wäre dem nicht so gewesen, Kant hätte nicht im Jahre 1791 über das Misslingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee schreiben können. Er hätte nicht davon sprechen können, dass es eine Metaphysik nicht gebe und dass diese unmöglich sei, zumal ja alle Philosophie bis auf ihn im Wesentlichen Metaphysik gewesen war und die Unmöglichkeit dieser, die Unmöglichkeit der Philosophie überhaupt bedeutete.

Das Ungeheure, das da geschehen war, gelangte nur schwer zum Bewusstsein der Philosophen: sie wähnten, dass diese Auflösung der Anfang einer Neugestaltung werden könne, und versuchten dieselbe. Aber die Logik der Entwicklung selbst lässt sich durch solche Missverständnisse nicht beirren. Im Gegentheil. Auch in den Händen der Fehlgreifenden zeigt sich an der Philosophie die unerschütterliche Continuität des Entwicklungsprocesses, dem sie unterworfen ist. Schelling isolirt die Philosophie vom lebendigen Leben; unter seinen Händen nimmt sie ein Dasein für sich allein und abgesondert von

jedem andern in Anspruch. Die Trennung vom Leben ist aber eben, was gemeiniglich als Tod betrachtet wird. Der Tod der Philosophie tritt zunächst in der Philosophie des Todes in Erscheinung. Wir meinen damit die Philosophie Schopenhauers. Das Missstimmende, das Zerstörende, das Kranke und das Kränkende, Jammer, Elend, Noth, Verzweiflung, Auflösung, das sind seine Probleme, das Leiden der eigentliche Gegenstand seines Denkens. Ihm ist das Weh lediglich eine Hemmung des Wollens durch ein Hindernis, das sich zwischen eben dieses Wollen und sein Ziel stellt. Die Verwirklichung desselben wird aber nicht als Lust empfunden, denn alle Freude sei nur negativ, nur mit einem Wegfall von Pein gleichbedeutend. Das Uebel der Welt quillt aus der Erbsünde, aus dem Willen zum Leben. Es giebt nach Schopenhauer keinen dauernden Zustand der Lust, also kein Glück, keine Glückseligkeit, keine Seligkeit, es giebt nur Unglück, und dieses kommt vom Leben. Zu derselben Zeit, in welcher die Oekonomik des Smith die Welt erobert, stimmt Schopenhauer seine düstern Klagelieder an, vermeintlich solche über das Elend des Lebens, thatsächlich eine Nänie der Philosophie selbst.

Der Frankfurter Denker baut auf den von Kant in der transscendentalen Aesthetik aufgestellten Grundlehren fort. Demgemäss sind Zeit und Raum nur Formen unserer Sinnlichkeit, welche dem Wesen abgesehen von seiner Erscheinung als Object unserer Erkenntnis gar nicht zukommen. Analog verhält es sich mit den Kategorien der Zahl, der Quantität, der Qualität und der Modalität, welche alle lediglich als Formen unseres Intellectes aufzufassen wären. Schopenhauer, den die eherne Consequenz in den Ausführungen Kants bezwungen, sucht sich vor dem Illusionismus, zu welchem die Erkenntnistheorie zu führen geeignet ist, durch die Hypostase des Willens zu retten. Er fühlt klar, dass mit der Negation der transscendentalen Realität der Philosophie selbst der Boden unter den Füssen fortgezogen ist. Er bejaht daher diese Realität kraft seines blinden Willens durch die Annahme eines blinden Willens. Er zieht die Consequenzen seiner Anschauung. Die Philosophie ist ihm ein Product des Weltschmerzes; sie sollte daher besser nicht existiren. Schopenhauer unterzeichnet unbewusst das Todesurtheil der Philosophie, das Kant gefällt hatte, und nur versuchsweise, nur um zu diesem Ergebnisse zu gelangen, wird der zusammenbrechende Bau durch die schwache Stütze der Willenstheorie gepölzt. Schopenhauer wirft der Welt vor, sie sei nicht motivirt und sei daher auch nicht berechtigt zu existiren; was besser nicht wäre, das ist ihm etwas, was nicht sein darf. Und was ihm unvernünftig scheint, das verurtheilt er als böse. Schopenhauer vergisst, dass diese

ganze Reihe spitzfindiger Argumente besser auf die Welt der Philosophie als in die Philosophie der Welt passen. Die Metaphysik, deren Unmöglichkeit Kant nachgewiesen, sie wird in seinem System die Basis für das Wirkliche, sie soll das Greifbare und Sinnenfällige vor Vernichtung durch die Speculation bewahren. Eine unmögliche Basis ist aber zugleich die Unmöglichkeit des Gebäudes, und die kühnen Giebel und Bogen des Frankfurter Gedankenbaumeisters stürzten zusammen, als der morsche Balken des blinden Willens dem Ansturm kritischer Kräfte nicht zu trotzen vermochte.

Hegel sucht sich darüber, dass der Philosophie durch Kant das Fundament zerstört worden ist, in anderer Weise hinwegzuhelfen. Er zimmert sein Gebäude in die Luft. Aber es erweist sich darum nicht als dauerhafter und haltbarer, weil es auf alles Materielle verzichtet. Die Zeit, in welcher die Naturwissenschaften so wunderbar emporgeblüht, vermag den Begriff nicht als etwas an und für sich Seiendes, ausserhalb des menschlichen Intellectes Giltiges aufzufassen. Die Generationen, die unter dem Banne Darwins und seines evolutionistischen Empirismus stehen, können sich in Hegels evolutionistischen Apriorismus gar nicht hineindenken. Auch das System Hegels wandert zu den Todten. Noch immer aber ist der philosophische Geist noch nicht zur Ruhe gelangt. Er merkt nicht, dass er gestorben ist, und fordert eine Reconstruction der Philosophie.

Hartmann, getreu der Lehre seines Meisters bezüglich der Identität des Widerspruchs, thut, was Schopenhauer und Hegel gethan hatten, er baut die Philosophie in die Luft und stützt sie obendrein durch ausgiebige Hypostasen. Er contrasignirt das Todesurtheil der Philosophie, denn er legt unverfroren dar, dass das eudämonologische Glücksproblem unlösbar sei. Die Sehnsucht der Menschen nach Glück durchwandele drei Illusionen, von denen die dritte die Hingabe an den Weltprocess zu Gunsten kommender Geschlechter ist. Und dieser Weltprocess soll lediglich von einem Erlösungszwecke bestimmt sein. Nicht mit Unrecht hat der geniale Bahnsen die Hoffnung auf Erlösung durch den Weltprocess als vierte Illusion bezeichnet. Hartmann scheint aber die fünfte Illusion ganz entgangen zu sein: die Illusion, dass Speculation nach Kants Kritik der reinen Vernunft noch vom Absoluten, von der ausserweltlichen Unlust desselben, von dem Weltprocesse und dessen Erlösungszwecke sprechen dürfe.

Schopenhauer und Hartmann tragen die Leiche der Philosophie zu Grabe. Während der Eine uns bedeutet, die Welt sei geradezu eine Hölle, meint der Andere mit pfiffiger Miene, die Welt sei zwar sehr schlecht, sie sei aber schliesslich doch möglichst gut. Mit anderen

Worten, er ist zwar unzufrieden, anerkennt aber doch gnädig, dass die Welt sich zusammengenommen und, soweit die vorhandenen Kräfte reichen, sich bemüht habe, ihm zu gefallen. Die Comödie ist unter aller Kritik, aber der Dichter hat sich unleugbar angestrengt. In dieser Formel wähnt Hartmann der Philosophie einen grossen Dienst erwiesen zu haben. Und da er das Glück hat, in einer geistig pathologischen Epoche zu leben, findet er auch zahlreiche Anhänger und veranlasst eine ganze Beräucherungsliteratur. Aber all' diese Reclame, all' diese lobenden Zeitungsausschnitte, all' diese Broschüren und Polemiken anonymer und pseudonymer Natur, sogar nicht einmal die krampfhaften Versuche, der Philosophie durch Politikasterei schlimmster Sorte auf die Beine zu helfen, wollen etwas nützen. Denn was die Philosophie ist, was sie bedeutet, welcher ihr Werth ist, das hat Hamilton mit grosser Schärfe präcisirt. Er wendet sich gegen Schelling, gegen Hegel, gegen Cousin; in der Philosophie könne es kein Unbedingtes geben; nur das Bedingte, nur das Begrenzte stehe unserem Geiste offen; unser Denken sei von Anfang an bedingt; Denken heisse bedingt machen. In Hamilton ruft die Philosophie mit dem Pathos eines sterbenden Helden, der sich als vermeintlicher Uebermensch eines Frevels vermessen, aus, der Adler könne nicht über die Luft hinausfliegen. Nein, über die Luft hinaus kann Philosophie nicht fliegen, das gesteht sie zu; aber ein Aar wäre sie dennoch, wähnt sie. Wahrlich, nur geringen Respect flösst dieser König der Lüfte ein, wenn Hamilton zugesteht, das Höchste, was Philosophie erreichen könne, sei die Anerkennung unserer Unwissenheit in Bezug auf die Existenz an sich.

In nichts bethätigt sich der Marasmus der modernen Philosophie mehr als in der Thatsache, dass sie ihre eigenen Ergebnisse nicht mehr festzuhalten vermag, dass ihrem zermürbten Gedächtnisse ihre eigenen Lehren entfallen. Dass das Causalgesetz nur innerhalb der Erfahrung Geltung habe, das ist die grosse Eroberung Kants, und Niemand hat diese Lehre lichtvoller auseinandergesetzt als Schopenhauer. Das Uebel nun ist offenbar nur causal aufzufassen; es ist nur als eine Wirksamkeit verständlich, welche dem Willen nicht gemäss ist; auch Schopenhauer fasst den Begriff in dieser Art. Gut und Böse gelten daher nur innerhalb der Erfahrung, innerhalb dessen, was wir Welt nennen, nicht aber ausserhalb unserer Erfahrung und an der Welt im Ganzen. Es geht also nicht an, die Welt als Ganzes mit Eigenschaften zu begaben, welche nur Beziehungen ihrer Theile untereinander anzudeuten vermögen. Die Welt kann nicht gut, sie kann nicht böse sein, sie kann nicht unschuldig sein, nicht von Schuld belastet. Auch wenn wir im Sinne Hartmanns eine transscendente

Causalität annehmen, können wir doch in logischer Weise nur von einer Causalität abgesehen von unserer Erfahrung sprechen, aber darum nicht alle Begriffe unserer Erfahrung als solche ansehen, welche ausserhalb unserer Erfahrung gelten müssen. Wir können ferner einen Begriff, der möglicherweise ausserhalb unserer Erfahrung nach Giltigkeit hätte, wenn es überhaupt einen solchen gäbe, gewiss nicht auf das Ganze der Welt anwenden. Ja, wir können dies umso weniger, als wir bereits mit diesem Argumente in einen Fehler verfallen, der demjenigen des von uns befehdeten Grundsatzes ähnlich ist, in den Fehler nämlich, die Logik ausserhalb ihres Gebietes, des Erfahrungsbegriffes nämlich, anzuwenden. Dieser Missgriff aber ist lediglich darauf zurückzuführen, dass wir uns auf das dem Raisonnement unzugängliche Gebiet des jenseits unserer Erfahrung Liegenden durch die probeweise Annahme einer transscendentalen Causalität begeben haben.

Die Pessimisten, welche nicht gern an ihrer Weltauffassung schuld sein wollen, pflegen in Kant den Vater ihrer Lehre zu preisen. Sie vergessen, dass es gerade die kritische Philosophie ist, welche der Anwendung der Erfahrungsbegriffe feste Grenzen gezogen hat, und uns lehrt, dass wir Gut und Böse nur in der Welt, nicht aber an der Welt anwenden dürfen. Wir können demzufolge wohl überall innerhalb der Welt von einer Schwere sprechen, welche eine Beziehung der einzelnen Himmelskörper untereinander betrifft, aber nach der Schwere des Weltalls zu fragen, wäre eine Ungereimtheit. Auch wenn wir unter „Gut" die Geeignetheit zu einem gewissen Zwecke verstehen, können wir von der Welt nicht aussagen, dass sie gut oder schlecht sei, weil im Begriffe des Zweckes der einer gewollten Wirkung liegt. Wir überschritten hier mithin in zweifacher Hinsicht das Gebiet der Erfahrung, indem wir erstens einen Weltwillen annähmen und sodann vermeinten, dieser Weltwille würde sich gleichfalls nach Zwecken verhalten, wozu uns gar kein hinreichender Grund vorläge.

Ob dieses Weltgebäude somit gut oder schlecht, nützlich oder schädlich ist, das ist eine Frage, die ein Mensch nur insofern stellen kann, als er selbst zur Welt gehört, in der Welt ist und zu Allem, was ausser ihm ist, in gewissen Beziehungen steht, welche mit seinen Zwecken übereinstimmen oder nicht. Dieses Verhältnis der Welt zu seinen persönlichen Zwecken, welche zugleich Bedingungen seines individuellen Daseins sind, in die Welt zu werfen und als etwas ihr, abgesehen von diesem Verhältnisse, Eigenthümliches aufzufassen, ist einer der grössten Denkfehler, welche je begangen worden sind.

Der Pessimismus hat in unserem Jahrhunderte sieghaft die Welt durchzogen. Er wird von Byron und Leopardi bis Ibsen, Zola,

Sudermann und Voss in der Literatur vertreten. Seine Verbreitung ist nicht nur Philosophen vom Schlage Schopenhauers, Hartmanns und Bahnsens, sondern auch den Socialphilosophen zuzurechnen, die sich im Socialismus eine eigene Art des Entrüstungspessimismus zurecht gelegt haben. Auf wie schwachen Füsssen aber der Pessimismus steht, wäre dessen Partisanen wohl längst klar geworden, wenn sie sich ein wenig an die Lehren Kants erinnert hätten. Aus der eigenthümlichen Natur des menschlichen Geistes hat der Königsberger Philosoph klar und scharf nachgewiesen, dass wir, sobald die Vernunft in Beziehung auf das Weltganze eine Aussage wagt, die Daten der Endlichkeit fälschlich auf das Unendliche anwenden; in einem solchen Falle ist immerdar das Gegentheil dieser Aussage, die Antithesis, genau so beweisbar wie die Thesis. Die antinomische Natur ist nothwendig dem Pessimismus wie dem Optimismus zu eigen. Wenn Kant mit seinen angezogenen Ausführungen Recht hat, so kann man folgerichtig weder davon sprechen, dass die Welt gut, noch auch dass sie böse sei. Denn dass Gut und Böse Erfahrungsbegriffe sind, dass sie nicht wirklich an und in den Dingen wohnen, die wir rühmen oder tadeln, das hat schon Spinoza mit Einsicht dargelegt. Sind diese Begriffe aber ihrem Wesen nach relative, so ist klar, dass sie nicht auf das Weltganze, auf das Absolute also, angewendet werden können. Der Pessimismus ist wie der Optimismus ein Werthurtheil, ein Urtheil nämlich über den Werth der Welt. Ein Werthurtheil hat aber seine natürlichen Grenzen. Das Werthurtheil des Pessimismus wie das des Optimismus überschreitet diese Grenzen, indem es über die jedem Werthurtheil überhaupt zustehenden Befugnisse hinausschweift: es verlässt die Erfahrungswelt. Es greift über das Immanente hinweg, indem es nicht etwa damit sich begnügt, die einzelne Erfahrung als eine üble zu betrachten, sondern als generelles Urtheil, das Ganze der Erfahrungswelt zum Gegenstande einer Aussage macht. Es ist selbstverständlich, dass aus einem so falschen Urtheile auch nur falsche Schlüsse gezogen werden können. Der eine dieser falschen Schlüsse, welcher bei zeitgenössischen Pessimisten oft zu finden ist, bezieht sich auf die These, dass das Nichtsein dem Sein vorzuziehen wäre; dies ist eine Phrase, die bei näherer Beleuchtung zerstiebt. Das Vorziehen ist ein Act des Willens, ein solcher kann das Nichtsein nicht zum Gegenstande haben, weil er selbst nur unter der Voraussetzung des Seins gilt; er kann auch das Nichtsein nicht anstreben, weil er es sich nicht vorzustellen weiss; nur das Anderssein ist dem Denken zugänglich. Ein anderer falscher Schluss bezieht sich auf die Berechtigung der Welt. Es ist leicht nachzuweisen, dass die

Welt keine Existenzberechtigung hat, weil der Begriff der Berechtigung, nur auf menschliche Handlungen innerhalb eines geregelten gesellschaftlichen Zustandes anwendbar, sich mit dem Weltganzen gar nicht verbinden lässt.

Die Consequenzen der veränderten Situation, in der sich die Philosophie seit dem Auftreten des Pessimismus befindet, werden zunächst vom Positivismus gezogen. Comte fordert von der Philosophie Ersatz dessen, was einst die Theologie und Metaphysik für die Sittlichung der Menschheit geleistet haben. Aber die Philosophie ist nicht mehr stark genug, um sich selbst zu helfen, wie könnte sie der Menschheit gedeihlich sein! Im Systeme Comtes tritt uns der Verfall der Philosophie klar und deutlich vor Augen. Seiner Theorie nach soll die Philosophie das sein, was sie ihrem Wesen nach nicht sein kann, sie soll etwas Anderes sein, als was sie ihrer Natur nach ist, die Philosophie soll Wissenschaft sein; die bisherigen Glieder der Philosophie verschwinden, aufgelöst von dem Nagen der Verwesung; an ihrer Stelle erscheint die legitime Nachkommenschaft der Philosophie, erscheinen die einzelnen Wissenschaften. Die Philosophie ist dahin. Die Gesammtheit der Kinder giebt sich für die Mutter aus. Unter den Sprösslingen kann nicht gleicher Rang herrschen; es entspinnt sich ein Streit über die Hierarchie der Wissenschaften, welche von Comte irrigerweise als constitutive Elemente der Philosophie betrachtet werden, während sie in der That umgekehrt von dieser erzeugt worden. Aus diesem Streite geht der Erbe der Würden, welche einst die Philosophie besass, stolz hervor. Die Sociologie ist der höchste Zweck; verglichen mit ihren Schwestern Biologie und Psychologie ist sie als der eigentlich wichtige aufzufassen. Wollen wir Comte glauben, so studirt man Biologie und Psychologie nur, um sich auf die Probleme der Sociologie vorzubereiten, welche die erhabensten und schwierigsten sind. Was wir uns unter dieser neuen Wissenschaft vorzustellen haben, das ist ein eigenes Problem, dessen eingehendere Erörterung an diesem Orte nicht versucht werden möge. Das Wort ist jedenfalls da, der Begriff wird sich vielleicht mit der Zeit einstellen.

Eines ist gewiss. Die Sociologie hat sich jedenfalls mit der Gesellschaft zu befassen. Aber wodurch unterscheidet sie sich denn von der Oekonomik, die sich bekanntlich gleichfalls mit der Gesellschaft befasst? Das ist eine sehr schwierige Frage. Eine Wissenschaft ist durch ihren Gegenstand bestimmt. Wenn zwei Wissenschaften e i n e n Gegenstand haben, so ist es nothwendig, ihr beiderseitiges Verhältnis zu bestimmen. Die Oekonomik ist ein Theil der Sociologie, sagen die Einen; die Sociologie ist ein Theil Oekonomik, sagen die Anderen;

die Sociologie fällt mit der Oekonomik zusammen, sagt die dritte Partei. Wie dem auch sei, die Sociologie steht mit der Oekonomik in einem unlösbaren Zusammenhange, und möge nun die Sociologie etwas Oekonomisches oder die Oekonomie etwas Sociologisches sein, es ist hier ein Complex von Erkenntnissen, welchen ein eigenthümlicher Vorrang vor allen anderen Disciplinen eingeräumt wird.

So gross auch die Unterschiede zwischen Comte und Spencer sein mögen, die Verwandtschaften überwiegen jedenfalls, und es ist nicht zu verkennen, dass die beiden grossen Denker insbesondere bezüglich der Sociologie dieselben Anschauungen hegen.

Bei Spencer wie bei Comte ist der eudämonistische Drang unverkümmert. Sie huldigen beide einem evolutionistischen Optimismus, der an Nachdrücklichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Während Comte von der Sociologie fordert, dass sie das Heil der Völker nicht aus dem Auge verliere, weist Spencer an der Hand des Entwicklungsprincipes das goldene Zeitalter in die blaue Ferne der Zukunft des Menschengeschlechtes. Ja sie wird einst kommen, die Glückseligkeit, die Tugend, die Sittlichkeit, die Vollkommenheit, aber wir sind noch zu jung, um glücklich, um weise, um tugendhaft, um vollkommen zu sein. Wir sehen, auch bei Spencer ist das Glück die treibende Kraft. Allein er sucht es nicht mehr in der Speculation, sondern in der Erfahrung. Spencer ist vielleicht die stärkste, aber gewiss nicht die charakteristische Incarnation des Zeitgeistes.

Comte und Spencer, sie versuchten beide die Philosophie in ihrer alten Bedeutung durch die Wissenschaft zu reconstruiren. Ihnen ist die Philosophie die Vereinheitlichung des Specialwissens zu einer möglichst widerspruchslosen Weltansicht. Diese Anschauung setzt voraus, dass Specialwissenschaften vorhanden wären, welche wirklich wissenschaftliche, das ist unanfechtbare Ergebnisse aufzuweisen vermöchten. Und an dieser Voraussetzung erhellt, dass der Positivismus in sich selbst widersprechend ist. Denn es giebt entweder solche Ergebnisse unanfechtbarer Art; dann stehen sie, da es nur eine Wahrheit geben kann, nothwendigerweise nicht mit einander im Widerspruche; und dann ist eine Vereinheitlichung der einander nicht widersprechenden, sondern ohnehin einheitlichen Specialergebnisse nicht nur nicht nöthig, sondern schlechtweg unmöglich. Wenn solche Ergebnisse vorliegen, dann ist ja Comtes Wunsch erfüllt, dann findet ein Wissen und mit ihm ein Vorauserkennen statt. Mehr wollte Comte nicht, mehr kann der Mensch nicht verlangen, nur weniger. Es kann aber auch angenommen werden, dass solche Ergebnisse nicht vorliegen. Dann können sie also auch nicht zu dem Aufbau einer Philosophie verwendet

werden. Was beweist dies? Es beweist, dass man auf dem Wege des Positivismus überhaupt nicht mehr zu einer Philosophie gelangt.

Diejenige Figur, in welcher sich der Uebergang aus der Vergangenheit in die Zukunft am klarsten andeutet, ist Mill, ein vermittelnder Meister und ein Meister der Vermittlung. Mill ist Positivist, insofern er die transscendentale Speculation perhorrescirt, er ist Positivist, indem er die Logik, welche der methodologische Theil der Philosophie gewesen, nach dem Tode derselben der Oekonomik dienstbar macht; er ist ein Positivist, insofern er in dem Titel seines Hauptwerkes bereits von der social philosophy spricht, auf welche ökonomische Principien anzuwenden sein sollen. Sieht man sich aber dasjenige, was Mill unter social philosophy versteht, näher an, so gewahrt man, dass sie im Gegensatze zur Oekonomik, welche die gesetzmässigen Vorgänge innerhalb der Gesellschaft darzulegen hat, dasjenige, was in der Gesellschaft vorgehen sollte, zum Gegenstande hat. Mill hält mit Bentham einen Zustand für möglich, in welchem vollständiges Glück herrscht, er macht denn auch das Glück zu seinem ethischen Principe. Mills Moral ist eine utilitaristische. Das Princip der Nützlichkeit ist aber ein solches, das in den Kreis des Oekonomischen fällt. Mill nennt sich also noch einen Philosophen, aber er ist bereits durchwegs ein Oekonomist.

Mögen wir nun die pessimistische oder die positivistische Philosophie nach dem Glücke fragen, weder die eine noch die andere ertheilt uns eine befriedigende Antwort; beide versichern uns, es gebe für uns kein Heil. Es giebt überhaupt kein Glück, jammert der Weltschmerz; es wird wohl einmal in unabsehbarer Zukunft ein Glück geben, vertröstet die entwicklungstheoretische Philosophie. Wir aber stehen jedenfalls glückverlassen da; für unser Dasein ist uns sogar die Hoffnung geraubt; die Taube des Geistes, die wir in unserer Verzweiflung ausgesendet, sie kehrt ohne tröstlichen Oelzweig heim.

Das ist ein Resultat, welches selbst wieder ein Problem ist. Wenn Philosophie erklärt, dass sie den Weg zum Glücke nicht zu finden wisse, so kann dies ja Zweifaches besagen. Es kann besagen, dass die Speculation nicht zum Glücke zu führen vermag, dass sie nicht das Mittel zu demselben sei und daher nicht als Ursache gesetzt werden dürfe, welche die Seligkeit in irgend einer Weise zur Wirkung haben müsse, dass sie es nicht wäre, die uns die Bahn zum Heile zu nennen verstände. Aber dies verschlüge nichts, denn es bliebe doch noch dahingestellt, ob nicht ein zweckentsprechenderer Wegweiser zum Glücke auffindbar wäre, ein Mittel, untrüglicher denn alle Philosophie. Die Botschaft derselben kann aber auch besagen, dass das Glück wirklich nicht zur That werden könne, dass Philosophie wohl geeignet gewesen

wäre, des Glückes habhaft zu werden, wenn dasselbe nur irgend greifbar gewesen wäre, dass ihre Rückkehr von weiter Weltfahrt bekunde, das Erhoffte und Ersehnte sei ein nichtiger Schimmer, ein Wahngebilde, eine Fata Morgana, leerer Trug eines Verlangens, dem nie Befriedigung winke. Welche dieser beiden Auslegungen ist die richtige? Die jüngste Entwickung der Philosophie schleudert die menschliche Seele in eine merkwürdige Zweispältigkeit, in ein Dilemma, welches in seiner knappsten Fügung lautet: Entweder ist das Glück unmöglich, oder die Philosophie unvermögend, seine Möglichkeit anzugeben, und daher nutzlos. Giebt es den Oelzweig, nach welchem wir verlangen? Oder gehört er lediglich zu den Erzeugnissen fabulirender Einbildungskraft? Hat die Taube, welche wir nach ihm abgesendet haben, ungeschickt gesucht, ist sie blind, dass sie das köstliche Reis nicht zu gewahren vermag? Oder sprosst dasselbe nur in den Träumen unserer fieberischen Begehrlichkeit?

Dieses Problem, so schwierig es sich auch auf den ersten Blick anlassen mag, ist doch seiner wesentlichsten Hinsicht nach leicht zu lösen. Es sind nur zwei Fälle möglich: Entweder das Glück ist möglich, oder es ist unmöglich. Wenn das Glück unmöglich ist, die Philosophie aber diese Möglichkeit nicht angeben kann, das Glück somit für die Philosophie unmöglich ist, dann ist die Philosophie als ein ungeschicktes Mittel, welchem die Erreichung eines an sich möglichen Zweckes unmöglich ist, gegenstandslos. Wenn das Glück aber unmöglich ist, und die Philosophie dies nachgewiesen hat, so hat sie zugleich nachgewiesen, dass sie als Mittel zu etwas Unmöglichem gegenstandslos ist. In jedem Falle also ist die Philosophie ein überwundener Standpunkt. Es giebt mithin im Sinne Hartmanns eine fünfte Illusion, die der Philosophie.

Der Zusammenbruch dieser Illusion ist in den modernsten Erscheinungsformen des philosophischen Denkens gegeben. In der Bilanz des menschlichen Lebens, mit welcher die Philosophie der Gegenwart den Bankerott der Schöpfung anzukündigen wähnt, liegt vielmehr der eigene Bankerott ausgesprochen, und demgemäss kann auch der Generalpächter des Weltelends und Weltschmerzes zugleich als Masseverwalter der Speculation gelten. Fassen wir die speculative Richtung der Philosophie ins Auge, wie sie insbesondere in Deutschland gepflegt worden, so liegt der Verfall derselben klar in ihren beiden Endresultaten ausgesprochen. Wir können nichts wissen ausser der Erfahrung, das ist das Ergebnis der das Erkenntnisproblem betreffenden Erwägungen. Wir können nicht glücklich sein, das ist das Ergebnis der das Glücksproblem betreffenden Erwägungen. Es giebt keinen Weg, welcher

zur Wahrheit führen würde, das ist die letzte Consequenz des erkenntnistheoretischen Illusionismus; wir können nicht glücklich sein, das ist die letzte Consequenz des eudämonologischen Illusionismus. Diese beiden Geständnisse eigener Ohnmacht sind die Selbstverurtheilungen der Philosophie. Nach diesen beiden Geständnissen ist es nicht weiter erstrebenswerth, dass die Naturwissenschaft mit der Philosophie in Einklang gesetzt werde. Denn es giebt keine Philosophie mehr. Sie gleicht jenem amerikanischen Reporter, der sterbend den Blättern seinen eigenen Tod meldet. Sie hat sich selbst widerlegt, indem sie bewies, dass sie nicht im Stande sei, die Aufgabe, die sie sich selbst zugewiesen, die Aufgabe, welche ihre ganze Lebensberechtigung war, zu lösen.

Es giebt keine Philosophie mehr, das ist auch das Resultat, das sich in der positivistischen Philosophie ausgedrückt findet. Man kann den Journalismus definiren als den Beruf, einen solchen zu verfehlen. In ähnlicher Art wäre die positivistische Philosophie in einer Darlegung der Unmöglichkeit aller Philosophie zu erblicken. Das Wesen des Positivismus liegt in einer Negation, in der Negation der Speculation, in der Negation der ganzen bisherigen Philosophie, in der Negation der Philosophie überhaupt. Denn indem die Philosophie der positivistischen Richtung sich mit den Wissenschaften identificirt, auf alle Speculation verzichtet und sich damit bescheidet, lediglich ein Abbild der Erfahrungswelt und ein Auszug aus der Natur zu sein, verzichtet sie auf ihr Stammland und sucht sich in das der Wissenschaften zurückzuziehen. Diese Consequenz ist in der Klassification der Wissenschaften, welche zugleich die Eintheilung der positivistischen Philosophie ist, thatsächlich vollzogen. Mit derselben hat die Philosophie erklärt, dass sie in die Wissenschaft vollständig aufgegangen sei, dass es nur mehr Wissenschaft gebe, dass sie selbst nur insofern existiren wolle, als es die Wissenschaft ihr gestatte; mit anderen Worten, damit hat die Philosophie sozusagen verbrieft und beurkundet, dass sie nicht mehr unter den Lebenden weile, dass sie nicht mehr sei und wese. Der Positivismus ist somit so weit davon entfernt, eine lebensvolle Art der Philosophie zu sein, dass sie vielmehr die Verlassenschaftsabhandlung derselben genannt werden könnte. Insofern die Philosophie denkende Betrachtung der Dinge war, ist sie ja vollends in die Wissenschaften übergegangen, welche dieser hohen Aufgabe nachzukommen streben. Insofern sie mehr als dies sein wollte, musste sie die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einsehen und auf alles Hinausstreben über die Erfahrung verzichten. Dies zeigt sich uns insbesondere klar, wenn wir die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Disciplinen und der

Philosophie ins Auge fassen. Das Verhältnis der einzelnen Teile der Philosophie ist bekanntlich viel ausgeprägter als sie selbst. Ohne Erkenntnislehre keine Metaphysik, ohne Methaphysik keine Ethik. Die Erkenntnislehre thut dar, dass alle Erkenntnis abgesehen von der aus der Erfahrung quellenden unmöglich ist. Die Erfahrung an sich ist weder Philosophie noch Wissenschaft, sondern ein Rohmaterial, aus welchem je nach seiner Läuterung und Veredelung Höheres zu gestalten ist. Dieses Höhere ist zunächst Wissenschaft, sofern sie als Inbegriff sicherer Ergebnisse aufzufassen, Philosophie, sofern dies nicht der Fall. Die Erkenntnislehre unterwühlt den Boden der Metaphysik, und, wie der Herzog dem Mantel, stürzt die Ethik der Methaphysik nach.

Die Philosophie giebt sich in neuester Zeit als das Verständnis ihrer Zeit aus. Wenn diese Auffassung richtig ist, dann ist die moderne Philosophie überhaupt keine Philosophie mehr, weil sie kein Verständnis ihrer Zeit verräth. Unsere Zeit ist nämlich in erster Linie praktisch in dem Sinne, dass sie auf das Nützliche ausgeht und dasjenige, was nicht Nutzen zu bringen verspricht, nicht gelten lässt. Die Philosophie dagegen ist unpraktisch, denn sie müht sich zum Scheine um Dinge, die sie selbst als unmöglich nachgewiesen hat. Die Zeit ist erfüllt von der tiefen und unerschütterlichen Ueberzeugung, dass die Uebel der Welt, wenn auch nicht ausgerottet, so doch durch zweckmässiges Vorgehen vermindert werden können: dass es wohl nicht möglich sei, die Menschen vollends glücklich zu machen, wohl aber sie glücklicher zu machen als sie heute sind. Die Zeit ist also hoffnungsvoll und thatkräftig. Anders die Philosophie. Sie kennt nur entweder das Aufgeben alles Wollens aus Verzweiflung an der Möglichkeit des Guten oder das verzweiflungsvolle Mitwirken an dem Processe der Erlösung von den Uebeln dieser Welt; sie ist mithin im Wesentlichen ein Product der Verzweiflung.

Nur in einer Beziehung hat die moderne Philosophie ein Verständnis des Zeitgeistes bekundet. Dieser neigt sich den Wissenschaften zu, er pflegt die Erkenntnis der Natur, aber er verachtet die Speculation; er ist unphilosophisch; die moderne Philosophie ist eine philosophie feindliche Philosophie geworden: sie hat sich selbst aufgelöst und, vom Zeitgeist verurtheilt, in den jüngsten Leistungen dieses Gebietes das Harikiri an sich selbst vollzogen.

So sehr sich unsere Zeit aber auch des Einzelwissens erfreuen möge, das ihr die Erfahrungswissenschaft vermittelt, sie beginnt doch der Thatsachen müde zu werden. Die Fülle verwirrt den Blick. Nirgends bietet sich ein fester Halt. Auf das Band, dass die Theile verknüpfen könnte, musste verzichtet werden. Aber die Beziehung des

Mannigfaltigen zu Einem ist doch unabweisliches Postulat. Die mechanistische Causalität ist unfähig sie zu bieten. Da wendet sich denn der Geist an die Finalität. Er fragt nach dem Zwecke all' seines Wissens und hofft in ihm die erwünschte Einheit seiner Anschauungen zu erlangen.

V. Die Erbschaft der Oekonomik von Seiten der Philosophie.

Die Philosophie ist todt. Woran ist sie gestorben? Dies ist die nächste Frage, welche wir uns vorzulegen haben. Der Grund ihrer Auflösung lag zunächst darin, dass der Grund ihrer Existenz fortfiel. Der Grund ihrer Existenz aber ist die Idee des Glücks. Die Idee der Glückseligkeit aber wich, weil sie einen Widerspruch enthielt. Wäre die Philosophie methodisch vorgegangen, wäre sie logisch genug gewesen, statt nach dem Wege zur Glückseligkeit zu fragen, vorerst zu untersuchen, was sie sich als Glückseligkeit vorstelle, so wäre ihr manche Enttäuschung, so wäre ihr sozusagen nicht nur ihr Leben, sondern auch mit demselben ihr Tod erspart geblieben. Dass nämlich unter der Glückseligkeit ein dauernder Zustand des Behagens zu verstehen sei, das war Jedem von Anbeginn klar, aber ob ein dauernder Zustand des Behagens überhaupt denkbar sei, ob er die Empfindung der Glückseligkeit hervorbringen müsse, das fragte sich die ungeduldige Speculation nicht. Hätte sie dies gethan, so hätte sie gesehen, dass sie sich unter dem Glücke etwas in sich Widerspruchsvolles vorstelle. Es ist merkwürdig, es ist erstaunlich, es ist seltsam: wir Menschen, die wir durch Kampf und Noth für Kampf und Noth geworden sind, wir Sterblichen, die wir durch das stete Ringen mit Hindernissen aller Art unsere gegenwärtige Kraft und Fertigkeit zu so stolzer Fülle der Leistungsfähigkeit in uns emporgeläutert haben, wir können den Zustand der Glückseligkeit, der doch als nothwendiges Postulat von unserem Gemüthe gefordert und von ihm auch als etwas Mögliches angesehen wird, gar nicht als etwas Widerspruchsfreies denken, geschweige denn in der That verwirklichen. Ja, wir vermögen uns das vollste Glück nicht einmal vorzustellen. Und weil wir es uns nicht vorstellen können, sind wir auch nicht im Stande zu erkunden, wie es zur Thatsache gemacht werden könnte.

Dass es kein allgemein giltiges Recept für das Glück giebt, das

ist nicht das eigentlich Verwunderliche an der Sache; aber das Glück selbst, das, was wir uns unter Glück vorstellen, das ist selbst unerfindlich. Es ist richtig: der Mensch fühlt sich im Allgemeinen durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse glücklich. Diese Bedürfnisse sind aber sehr mannigfaltiger Natur. Stellen wir uns nun einen Zustand vor, in welchem alle Bedürfnisse befriedigt wären, jeder noch so leise Wunsch, kaum entstanden, verwirklicht, jeder Gedanke, der uns anfliegt, sofort zur Thatsache würde. Wäre dieser Zustand der des Glückes, der Glückseligkeit? Gewiss nicht! Es giebt keine Glückseligkeit ohne Thätigkeit, keine Thätigkeit ohne Bedürfnis, kein Bedürfnis ohne Mangel, kein Mangel ohne Unbefriedigtsein; wir gelangen so zu dem Paradoxon, dass es kein Glück ohne Unbefriedigung, ohne Unglück giebt, mit anderen Worten, dass der Begriff des Glückes in sich selbst widerspruchsvoll, dass er antinomisch und paralogistisch ist.

Versuchen wir es, den Begriff des Glückes anders zu construiren; wir haben die vollste Befriedigung der Bedürfnisse angenommen; wir haben gefunden, dass dieselbe langweilig wäre, dass eine Reihe von schönen Tagen nicht zu ertragen wäre. Versuchen wir es, uns das Glück auf Grund der Bedürfnislosigkeit aufzubauen. Hier gähnt uns die Stagnation an; wenn wir gar kein Bedürfnis hätten, so wären wir weit davon entfernt, glücklich zu sein, wir wären im besten Falle unglücklich. Wo die Thätigkeit nicht abwechslungsvoll ist, wo sie nicht selbst durch Ruhe unterbrochen ist, ist kein Glück möglich, kein Genuss des Daseins denkbar.

Wenn das Glück aber nicht als dauernder Zustand der Befriedigung und nicht als dauernder Zustand der Bedürfnislosigkeit zu denken ist, wie ist es denn zu denken? Versuchen wir einen Mittelweg. Gewiss ist, dass das Glück in der Befriedigung der Bedürfnisse liegt, in der Erfüllung aller unserer Wünsche, mögen dieselben nun materieller oder ideeller, egoistischer oder altruistischer, banaler oder edler Natur sein. Aber die Befriedigung des Wunsches ist ein Concrement; lösen wir es in seine Elemente auf. Wo liegt das Glück, in welchem Theile ist es verborgen? Im Bedürfnisse kann das Glück nicht liegen, denn diesesist Unbefriedigung, ist Sehnsucht, ist Mangel, ist Schmerz. In der Befriedigung allein kann es auch nicht liegen, denn diese ist kein dauernder Zustand. Das Bedürfnis, das befriedigt ist, hat aufgehört zu existiren, und die Befriedigung, der kein Bedürfnis mehr gegenübersteht, ist keine mehr. Und wäre sie auch ein dauernder Zustand, sie enthielte doch das Gegentheil ihrer selbst in sich, die Unbefriedigung, das Schmachten nach Veränderung, nach Wechsel. Das Glück liegt also nur in einem Momente, in dem Augenblicke, in welchem das Be-

dürfnis sich seiner Befriedigung bewusst wird und zu existiren aufhört. Es ist ungereimt, sich einen Augenblick als dauernd vorzustellen, denn wenn man sich ihn als dauernd vorstellt, so ist er eben nicht mehr, was er gewesen. Diesem bloss postulirten, vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht haltbaren, erträumten Leitbilde kommt am ehesten ein Zustand nahe, in welchem fortwährend neue Wünsche entstehen und diese fortwährend durch Thätigkeit neuer Befriedigung zugeführt werden, ein Zustand mithin, in welchem durch unsere Activität immer Neues hervorgerufen wird, das uns bald befriedigt, bald unbefriedigt macht, ein Zustand, in welchem ein durch das Spiel unserer Seelenkräfte bewegter dauernder Wechsel ermöglicht wird: die Arbeit, die in jedem Augenblicke Verlangen weckt und dieses im nächsten wieder zur Ruhe bettet.

Während Menschenwitz und Menschensinn die Glückseligkeit nie aus unmittelbarer Erfahrung zu kennen vermag und sich daher den Zustand vollkommenen, vollendeten und absoluten Behagens nicht vorzustellen weiss, stösst der Gedanke einer Steigerung der Wohlfahrt bei Keinem auf Schwierigkeiten des Verständnisses. Wie das Ideal zu erreichen und zu verwirklichen wäre, dass hat die Philosophie gefragt, und darauf vermochte sie keine genügende Antwort zu ertheilen; worin aber ein Schritt zu jenem Fernen und Unerreichbaren gelegen wäre, das ist Jedem nach Massgabe seiner eigenen Bedürfnisse klar bewusst. Die Glückseligkeit kann als ein thatsächlicher Zustand nicht gedacht werden, wohl aber als Postulat, als ein Ziel, nach welchem zu streben ist, ohne dass man je in der Lage wäre, es zu erreichen. Eben dieses Streben, welches als thatsächlich aufzufassen ist, es ist ein Verlangen nach Erhöhung des Glücks, ohne dass mit dieser auch schon die Erlangung der vollständigen Glückseligkeit gegeben wäre. Die Philosophie hat einer solchen Vermehrung und Vergrösserung der Befriedigung nicht gedacht, sie nicht als einen ihrer würdigen Gegenstand in Erwägung gezogen. Wenn es keine Ueberlebtheit ohne Schuld giebt, so kann insbesondere die Schuld an der Ueberlebtheit der Philosophie in dem Umstand erblickt werden, dass die Weltweisheit unbescheiden war und das Masslose durch übermüthiges Hinausschweifen über die der menschlichen Vernunft gezogenen Grenzen zu erfassen verlangte. An dieser Unbescheidenheit ging sie zu Grunde. Sie forderte Alles oder Nichts. Und „Nichts!“ lautet die Antwort. Gerade die Ergebnisse ihrer Irrfahrt nach der Glückseligkeit haben die Ansprüche des Geistes herabgemindert. Auf die Frage, wie die Glückseligkeit zu denken sei, weiss beim besten Willen Keiner eine vernunftgemässe Auskunft zu ertheilen. Anders aber steht die Frage,

wenn wir uns bei einem Menschen erkundigen: Denkst du wohl, dass Du glücklicher werden könntest als du in diesem Augenblicke bist? Diese Frage wird Jeder in entsprechender Weise zu beantworten wissen. So erhebt sich denn vor uns ein neues Problem, das aus dem Grabe der absoluten Glückseligkeitsidee, den Trümmern der Ueberlebten, Zermorschten, Vermoderten emporblüht: das Problem des relativen Glückes.

Fassen wir diesen wichtigen Gegenstand schärfer ins Auge. Es ist allerdings Thatsache, dass der Mensch, ohne dass Glückseligkeit überhaupt denkbar oder erreichbar wäre, nach Glückseligkeit strebt. Dieses Setzen des letzten und höchsten Zweckes implicirt aber das Setzen untergeordneter und ihn bedingender, ihn vermittelnder Zwecke. Der Mensch will zunächst nur glücklicher sein, als er in einem gegebenen Momente ist; er will nur das relative Glück; er will wissen, wodurch er es ermöglichen könnte; die in sich haltlose Idee des absoluten Glückes bestimmt ihm jedoch lediglich die allgemeine Richtung seines Handelns, ohne ihn Neues und irgend Nutzbares zu lehren; der Wunsch, das Behagen auf das Höchste zu steigern, schliesst jedoch den, es zu vermehren, in sich. Wenn man daher das absolute Glück richtig auffasst, so gewahrt man, dass es das Streben nach dem relativen als allein möglich und thatsächlich darthut und dieserart selbst zu Gunsten seiner Descendenz abdankt.

Dass diese Abdankung keine grundlose sein kann, liegt auf der Hand. Die Philosophie hat gefragt, ob die Glückseligkeit möglich ist. Sie hat sich selbst diese Frage mit Nein beantwortet. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Sie hat ihr Problem verfehlt aufgefasst, und das verfehlt aufgefasste Problem musste nothwendig eine verfehlte Lösung ergeben. Die Medicin kann nicht bewirken, dass wir uns in irgend einem Augenblicke unseres Lebens in einem vollkommen normalen Zustande befinden, dass wir je das Leitbild abstracter Gesundheit verwirklichen; denn zu jeder Zeit sind wir in einem Zustande, welcher sich von der Norm in irgend einer Beziehung entfernt. Wir können uns einen Zustand völlig normalen Befindens nicht denken, wir vermögen uns ein Leben in schattenloser Glückseligkeit nicht vorzustellen; es gelingt uns im Allgemeinen nicht, uns das ganz Normale begreiflich zu machen; es ist daher unmöglich, es in Wirklichkeit umzusetzen.

Ist es nun richtig, dass sich die Glückseligkeit einerseits nicht als eine Thatsache auffinden lässt, andererseits auch nicht vernunftgemäss zu erfassen ist, weil es undenkbar ist, dass Jedermann zu jeder Zeit sich in einem Zustande vollständiger Befriedigung befinde, so

lässt sich hieraus folgern, dass die Glückseligkeit, als absolute betrachtet, in der That unmöglich ist und demgemäss das Glück nur ein relatives sein kann. Und dieses relative Glück ist nur insofern und insolange ein solches, als es sich nicht verallgemeinern, nicht zu einem absoluten umgestalten kann, denn schlüge es in das absolute um, so wäre es eben nicht mehr ein relatives.

Hätte die Philosophie ihre Bemühungen der Erörterung dieser Sätze gewidmet, hätte sie die Chimäre des absoluten Glückes, welches sich ihr erst nach langer Arbeit als ein Wahngebilde herausgestellt hat, ausser Acht gelassen und sich lediglich dem Probleme des realitiven Glückes zugewendet, so wäre sie das geworden, was sie heute ist, und was doch von ihr grundverschieden ist, nämlich Oekonomik. Durch die Anwendung des Grundsatzes der Realitivität, welcher eines der bedeutsamsten Ergebnisse der modernen Gedankenarbeit ist, auf das eudämonologische Problem wird diese Verwandlung der Philosophie in ein Anderes und ihr Fremdes, ein durchwegs Neues, das dem Alten seine Entstehung verdankt, vollzogen.

Die Philosophie hat aus dem Umstande, dass das Glück nicht allgemein sei, den morosen Schluss erfliessen lassen, dass die Glücklosigkeit allgemein sei, um aus dieser gewagten Consequenz wieder in gewagter Weise zu deduciren, dass das Unglück allgemein sei. Die Welt ist schlecht, und die Menschen sind unglücklich, das war das grause Evangelium der Selbstverzweiflung, das sie in die Weite rief. Und wenn das Missbehagen ob des herben Geschmackes einer Frucht, welche tausendjährige Arbeit gezeitigt hat, sie übermannt, wenn Unmuth ihren Geist verwirrt, so versteigt sie sich wohl auch zu der Behauptung, die Welt sei unglücklich, und die Menschen seien schlecht. Wie dem auch sei, die innere Verwandtschaft zwischen den Theorien des philosophischen und ökonomistischen Pessimismus, welcher von Seiten der Philosophie Entrüstungspessimismus, von Seiten der Oekonomik als Socialismus bezeichnet wird, ist unverkennbar und tritt zum Ueberflusse auch in der theils pessimistischen, theils socialistischen Gesinnung des gegenwärtigen Hauptvertreters der Philosophie in Deutschland genug zu Tage.

Die Philosophie ist todt. Wer ist der Erbe ihrer Macht, der Erbe ihrer Würden, der Erbe ihrer Stellung gegenüber den anderen Wissenschaften? Die Antwort auf diese Frage ergiebt sich mit Nothwendigkeit aus den bisherigen Erörterungen. Die Oekonomik ist es, die als die wahrhaft moderne Philosophie zu betrachten ist. Aber auch Philosophie ist ein Begriff, der bei genauerer Analyse einen Widerspruch in sich selbst aufweist. Dieser ist in dem Umstande ge-

legen, dass das Moderne in der Philosophie eben darin liegt, dass sie unmodern ist. Das Neue an ihr ist, dass sie alt, das Jugendliche, dass sie überlebt ist, und die letzte Form, in der sie sich darstellt, ist in Wahrheit die letzte, in der sie sich überhaupt darstellen konnte. Eine wirklich moderne Philosophie vermag daher nicht mehr als solche in Erscheinung zu treten; sie kann nicht mehr als Speculation, sie muss positivistisch sein, sie kann nicht mehr philosophisches Gepräge an sich tragen, sie muss ihrem Wesen nach vielmehr Wissenschaft sein. Diese neue Philosophie, welche ihrem Wesen nach nicht Philosophie, sondern Wissenschaft ist, kann keine andere sein als die Oekonomik. Sie ist es, die, nachdem sich das Grundproblem der Philosophie, ihre eigentliche Lebenskraft und Seele, das Problem des absoluten Glückes, in ein Unmögliches aufgelöst hat, dasselbe Thema in der geläuterten, höhern und allein möglichen Form des relativen Glückes weiterführt.

Die Selbstauflösung der Philosophie ist ein erschütterndes Schauspiel. Wir sehen ein strahlendes Meteor am Firmamente emporschimmern, um uns ein Bild der Vergänglichkeit, dem auch das Edelste und Höchste anheimfallen muss, zu bieten; wir sehen eine stolze, selbstbewusste, ragende Macht sich vernichten, sich zerstören, sich vollends zertrümmern. Der Wehmuth, welche ob solchen Anblicks unsere Brust erfüllt, steht ein wirksamer Trost gegenüber. Es ist das allgemeine Loos des Alten, dass es untergehen muss, um jüngeren Bildungsformen, die in der Regel auch die höheren sind, Raum zu gönnen. Was sich zwischen der Philosophie und der Oekonomik vollzieht, ist nicht etwas Willkürliches und Zufälliges, es ist eine historisch gebotene, in der ganzen Entwicklung der Philosophie selbst und ihrer schliesslichen Auflösung gegebene Nothwendigkeit, es ist ein evolutionistischer Process von der grössten Bedeutung.

Das Verhältnis, das zwischen Philosophie und Oekonomik obwaltet, ist demjenigen analog, das in verschiedenen Entwicklungsprocessen der materiellen Welt zu beobachten ist. Die Philosophie hört auf zu sein, an ihre Stelle tritt die Oekonomik, wie der Urnebel aufgehört hat zu sein, und an seine Stelle die Sonne mit ihren Planeten getreten ist. Die Philosophie hört auf zu existiren wie die antediluvianischen Lebewesen, um denen späterer Perioden, die sie bedingt haben, Platz zu machen.

Dass diese entwicklungsgeschichtlich überaus wichtige Veränderung gerade in unsere Tage fällt, ist nach den eingetretenen Erscheinungen nicht verwunderlich und kein genügender Grund, an der Thatsächlichkeit des Vorganges zu zweifeln. Die Oekonomik konnte sich nicht

vor, konnte sich nicht neben der Philosophie entwickeln; die Oekonomik muss vielmehr als Wissenschaft aus der Philosophie entstehen. Entstanden, nimmt sie das der Philosophie wesentliche, ihr Lebensberechtigung verleihende, aber von ihr ungelöst gelassene Problem auf, um es in neuer Gestalt weiterzuführen. Die Oekonomik konnte sich also nicht nur nicht früher entwickeln als die Philosophie, sie konnte sich vielmehr nicht früher voll und ganz entwickeln, als die Philosophie ihre Entwickelung abgeschlossen hatte. Der Zerfall der Philosophie ist ihre Lebensbedingung. Die Philosophie musste erst allenthalben verkündigen, dass sie unfähig sei, die ihr zugewiesene Aufgabe mit ihren Mitteln zu lösen, sie musste sich erst selbst ihre Daseinsberechtigung absprechen, um sie der Oekonomik zu überantworten. Sie hat dies mit unzweideutiger Klarheit in Mill gethan. Dieser Denker sagt in seiner Unsettled Questions, die Oekonomik fasse die combinirten Gesetze des Geistes und der Materie zusammen. Wenn dem so ist, dann ist sie Philosophie oder sie hat die sämmtlichen Functionen derselben übernommen.

VI. Die Ablösung der Philosophie durch die Oekonomik.

In der Oekonomik sehen wir die letzte Abschnürung von der Philosophie. Damit ist die Lebenskraft dieser zu Ende; was übrig geblieben, das ist erschöpft; das Neue tritt für das absterbende Alte ein. Sie hat von diesem Alles, was gesund und kräftig ist, aufgesogen und sich assimilirt; was sie zurücklässt, ist inhaltlose Form, entseelte Körperlichkeit, entkräfteter Stoff.

Die Stellung, welche die Oekonomik gegenüber der Philosophie einnimmt, wird durch eine einfache Erwägung bestimmt. Die Philosophie, deren Gegenstand immerdar das Problem des Glückes gewesen, hat folgerichtig immer nach Mitteln zu diesem höchsten Zwecke gesucht und es daher vorwiegend mit Schätzungen zu thun gehabt. Das Werthurtheil war es, das der Philosophie geradezu plastische Kraft verlieh. Die Philosophie frug in der Erkenntnisslehre nach dem Werthe der Erkenntniss und dem Werthmassstabe derselben, in der Metaphysik nach dem Werthe und dem Werthmassstabe gewisser, das Gebiet der Erfahrung überfliegender Urtheile, in der Ethik nach dem Werthe und Werthmassstabe der menschlichen Handlung, in der Aesthetik endlich nach dem Werthe und Werthmassstabe des Kunstwerkes. Die

Oekonomik nun stellt sich über all' diese Probleme durch eine Frage, deren Lösung sie sich allein vorbehält, durch die Frage nach dem Wesen des Werthes überhaupt, und sie sucht auf diese Art in Einem für alle Fälle sämmtliche Probleme der Philosophie zu lösen. Die Philosophie hat mit einem absoluten Werthe gearbeitet, in der Meinung, dass ein solcher möglich sei; ihr war das Gute das absolut Werthvolle, das Schöne das absolut Werthvolle, das Wahre das absolut Werthvolle. Die Oekonomik fasst allen Werth als relativen auf, sie täuscht sich nicht über die Beziehung von jedem Werthvollen zum menschlichen Behagen, zur gedeihlichen Vermehrung der Wohlfahrt, zum relativen Glücke.

Das Werthproblem bestimmt auch den Rang der Oekonomik zu den anderen Wissenschaften. Ihr ist das grösste Problem zu eigen, dasjenige, das sie so hoch über die bisher höchste Disciplin, die Philosophie, hebt; indem sie den Werth überhaupt bestimmt, bestimmt sie auch den Werth der anderen Wissenschaften; diese ihrerseits sind nur für sie da, denn während alle übrigen Wissenschaften sich dem Wohle der Menschheit weihen und in dieser Widmung ihre Existenzberechtigung haben, behandelt die Oekonomik das Wohl der Menschheit selbst und hat dieses zu ihrem Gegenstande. Und während alle übrigen Wissenschaften sich lediglich mit den möglichen Mitteln zum Glück befassen, behandelt sie die Möglichkeit dieses höchsten Zweckes selbst.

Nur wenige Jahre nach dem Tode ihrer Mutter geboren, tritt sie für das Bewusstsein der Menschen an die Stelle derselben. Die speculative und absolute Eudämonologie hat abgewirthschaftet; wir haben es nunmehr mit einer empirischen und relativen Eudämonologie zu thun. Indess die erstere ihrem Wesen nach Ueberlegung, Erwägung, Betrachtung, Arbeit in abstracten Begriffen, indess sie Philosophie des Glückes war, ist die letztere Wissenschaft vom Glücke, vom menschlichen Glücke, vom relativen menschlichen Glücke. Es ist bezeichnend, dass vereinzelte Stimmen dieselbe Forderung, welche hier an die Oekonomik gestellt wird, bereits an die Philosophie richteten. Das Baco der Anschauung war, die Philosophie habe eine das Glück befördernde Macht zu sein, haben wir bereits hervorgehoben. Proudhon hat diesen Gedanken besonders markig ausgedrückt; bei ihm empfängt alles Erkennen seinen Werth durch den Einfluss, den es auf unsere praktische Lebensgestaltung auszuüben vermag. Er verlangt von der Philosophie, sie solle wirken, sie solle einen socialen Beruf ausfüllen. (Phil. d. Progrès 1853 S. 17.) Comte verlangt von der Philosophie, dass sie eine Universalwissenschaft werde, er verlangt clartés de tout, er schätzt

das Wissen, weil es Voraussicht bedeute: „Le veritable esprit philosophique consiste, comme le simple bon sens à connaître ce qui est, pour prévoir ce qui sera, afin de l'ametiorer autant que possible“ (Caléchisme positiviste, 1874). Lauter Mahnungen, die noch an die Philosophie gerichtet sind, aber nur mehr die Oekonomik treffen. Wieso dies gekommen? Die Philosophie hat in teleologischer Weise nach dem Zwecke der Welt, nach dem ihrer einzelnen Erscheinungen gefragt. Die Oekonomik weiss, dass diese Frage ungereimt ist, dass Zweckmässigkeit nur bei Handlungen und Ergebnissen solcher aufzuweisen ist; sie fragt somit nur nach Handlungen und ihrer Zweckmässigkeit: das teleologische Princip der Philosophie setzt sich somit in der Oekonomik als finales wirksam fort, indem sie zugleich die speculative Methode mit der empirischen vertauscht. Das philosophische Bewusstsein ist mit anderen Worten zu einem wirthschaftlichen geworden.

Diese Wissenschaft der Oekonomik, deren Gegenstand die Bedingungen der Vermehrung des menschlichen Glückes sind, zeigt sich uns von verschiedenen Seiten. Insofern sie sich nämlich mit Bedingungen einer bestimmten Erscheinung befasst, also Ursache und Wirkung mit einander zu verknüpfen hat, ist sie Theorie. Insofern die Wirkung eine gewollte und die Ursache eine gewollte ist, die Bedingung, welche theoretisch festgestellt ist, also mögliches Mittel zu einem möglichen Zwecke werden kann, ist sie praktisch. Und insofern schliesslich ihr Zweck auf Hebung des menschlichen Geschlechtes ausgeht und ihr Nutzen darin liegt, dass sie nach dem grössten Glücke der grössten Zahl strebt, ist sie ethisch. Diese hohe und weite Aufgabe sucht die Oekonomik jedoch nicht auf dem Wege der philosophischen, sondern auf dem der wissenschaftlichen Methode; sie ist nicht geneigt, Allgemeines anzunehmen, das nicht Abstraction aus der Erfahrung selbst ist; sie weiss, dass jeder Mensch eine gewisse Capacität für das Glück hat, und dass diese individuell verschieden ist; dass die Bedürfnisbefriedigung, welche ein gewisses Mass überschreitet, möglicherweise eine Empfindung des Unglücks herbeiführen kann. Sie geht daher von dem Grundsatze der Relativität aus, in welchem bereits das Gesetz der Entwicklung implicirt ist.

Der menschliche Geist ist nicht nur bescheidener, er ist auch selbstsicherer geworden. Er will nicht mehr wissen, was ist, nicht mehr, was Wahrheit genannt werden kann, nicht mehr, ob er glückselig sein kann, nicht mehr, was der Anfang und das Ende aller Dinge wäre, nicht mehr, ob und wie eine Weltordnung anzunehmen sei. Seine geläutertere Erkenntnis hat ihm bewiesen, dass es auf diese Fragen keine Antwort gebe. Daher fragt er nur, ob er wissen kann,

was er will. Das ist die letzte Frage, welche ihm noch möglich erscheint, die letzte, welche das Denken noch nicht in Nichts aufgelöst hat. Sie kann auch nicht das Schicksal ihrer Schwestern theilen, denn geschähe dies, so müsste die Menschheit Lebensüberdruss erfassen, müsste sie rathlos die ewig emsigen Hände in den Schoos sinken lassen, müsste sie an sich selbst verzweifeln. Indem die Oekonomik sich an die Stelle der Philosophie setzt, verwirklicht sie die Worte eines der grössten deutschen Philosophen, Feuerbachs; mit prophetischem Blicke hat er erklärt, wir würden, wenn wir erst an ein besseres Leben nicht mehr glauben, sondern es wollen, ein solches nicht vereinzelt, sondern mit vereinten Kräften, zu schaffen im Stande sein.

Der Mensch, der wissen möchte, was er will, der über das eigentliche Wollen aufgeklärt zu sein wünscht, der Zweck und Mittel richtig abzuschätzen geneigt ist, ist auch in anderer Beziehung bescheidener geworden. Er fordert nicht die absolute Wahrheit, zumal diese, gleich dem absoluten Glücke ein Begriff ist, welchen er sich nicht zu construiren vermag, er fordert nur die relative Wahrheit, die Wahrscheinlichkeit. Was er eigentlich will, ist handeln; soll er warten, bis die vollendete Wahrheit ihm geworden, so gelangt er nie zum Handeln und vereitelt seine Absicht: er bedarf der unbedingten und absoluten Wahrheit gar nicht; er handelt immer, im Kleinsten wie im Grössten, auf blosse Wahrscheinlichkeit hin, da er ja nach Erfahrungsgrundsätzen handelt und ihm diese nicht mehr als blosse Probabilität zu bieten wissen. Aber dies genügt ihm vollauf. Es bestimmt sein Verhalten und giebt seinem Thun und Lassen Kraft und Sicherheit. Das ist es, was er verlangt, nicht mehr und nicht weniger.

Die Philosophie ist todt, Oekonomik besteigt ihren Thron. Ist durch das Sterben auch der Einfluss der Philosophie auf die Oekonomik vernichtet? Wir haben diese Frage schon berührt, wir haben schon gesehen, dass die Philosophie über die Grenze ihres Daseins hinaus zu wirken vermag. Wie ist dies möglich? Der Einfluss der Philosophie auf die Oekonomik stammt zum Theile aus Zeiten, da diese noch ein Scheinleben bethätigte. Die Wirkung lebt noch fort, während die Kraft, die sie einst ausgelöst hat, nicht mehr zu den Lebendigen zu zählen ist; der ferne Stern ist längst vernichtet, während sein Licht, das nur mälig zu uns dringt, unserem Auge noch leuchtet. Auch giebt es Viele, welchen die Ueberlebtheit der Philosophie noch nicht zum Bewusstsein gekommen ist, welche in ihr nicht einen Sterbling sehen; sie halten die Verwesung für neues Keimen, den faulen Zauber für leuchtende Glut, und gewahren nicht,

dass aus dem Moder schon ein Neues, Jugendfrisches emporblüht. Da die Entwicklung der Oekonomik als Product der Philosophie von dieser fortweist, vermag sie ihre Selbstständigkeit, ihre gedeihliche Ausgestaltung nur durch Entfernung von derselben zu erlangen. Die Oekonomik macht demnach nur Fortschritte, sofern sie trachtet, nicht mehr Philosophie, sondern Wissenschaft zu sein; sie macht dagegen Rückschritte, wenn sie sich der Philosophie zuneigt. Die Einflüsse der Philosophie auf die Oekonomik sind also mit Leichenvergiftungen zu vergleichen, sie sind Infusionen von schädlichen Ptomaïmen, welche in dem zerfallenden Organismus der Speculation entstehen. Jede philosophisch-speculative Infiltration im Körper der Oekonomik ist daher Uebel, sie ist als rückbildende Krankheit, zu betrachten.

Die Oekonomik nimmt die hohe Stellung, welche ihr gebührt, noch nicht ein. Das bewirkt der Einfluss der Philosophie auf sie, ein lähmender, zersetzender, irreleitender Einfluss, der sie in der Knechtschaft der Heteronomie hält und ihr eine gedeihliche Autonomie nicht gestattet. Es fragt sich daher, wie sie sich gleichzeitig von der Philosophie emancipiren, eine Wissenschaft werden und damit an die Stelle der überlebten Philosophie treten könnte. Der Kampf um das Glück ist die Wirksamkeit, aus welcher das menschliche und mit demselben auch das wirthschaftliche Leben entstanden ist: der Kampf um das Glück ist es, der dasselbe von Anbeginn aus dem Hordendasein zu den modernen Formen zweckmässiger Association emporgeführt hat: der Kampf um das Glück ist diejenige Macht, welche alles Oekonomische gestaltet hat und gestaltet. Man kann annehmen, dass im Wirthschaftsleben ausschliesslich die Selbstsucht massgebend sei, man kann annehmen, dass die menschliche Wirthschaft ethischer Natur sei, man kann der Anschauung huldigen, dass Altruistisches und Egoistisches aus der Oekonomik in gleicher Weise zu verbannen sein, allein Eins kann nicht geleugnet werden: das fortwährende Streben nach Glück, das uns Alle durchwaltet und bewegt. Wir brauchen uns desselben nicht zu schämen, es ist nicht etwas Unsittliches, im Gegentheile, die Sittlichkeit selbst ist, wie wir an geeigneter Stelle genauer darlegen werden, aus diesem Streben hervorgegangen. Der Eine kann sagen, dass alle Menschen Teufel, der Andere, dass sie Engel sein, der Dritte, dass die Oekonomik Beides nichts angeht; aber kann es in Abrede gestellt werden, dass der Heilige, indem er sein Glück im Heile der Nebenmenschen erblickt, in der Tugend selbst nach einem Zustande des Glückes strebe? Und gleicht er nicht hierin dem Lasterhaften und Schlechten, der sein Glück im Unglücke des Anderen findet?

Es ist der Kampf um das Glück, der uns, wie wir erörtert haben, als Kampf um die Wahrheit entgegentritt, das Verlangen nach dem Glücke wird zum Haschen der Wahrheit, wo die Lüge, wo der Irrthum das Glück zu beeinträchtigen vermag. Wo die Wahrheit das Glück vermehrt, wird sie geliebt, geschätzt, erstrebt, wo diese das Glück nicht vermehrt, wo sie es vielleicht vermindert, verwandelt sich die Schätzung der Wahrheit in Verachtung; die Lüge, welche selig macht, wird der Wahrheit, welche schmerzlich ist, vorgezogen. Der Kampf ums Glück ist dieserart der Ausgangs- und Endpunkt aller menschlichen Bestrebungen, er ist auch der eigentliche Sinn und Inhalt des Erkenntnissstrebens. Er ist es, der unser ganzes Denken, Thun und Treiben zweckentsprechend, zweckmässig, final einrichtet. Dieser Kampf um das Glück ist, als Thatsache, der Gegenstand der Oekonomik.

Nachdem die aus speculativen Begriffen gezimmerten Schiffe, mit welchen wir zur Insel des Glücks segeln wollten, zu Wracken geworden, nimmt die Oekonomie die bedrohte Ladung auf und führt sie auf neuem Fahrzeuge und neuem Wege nach dem erwünschten Eiland. Auch sie sucht das Glück, aber sie sucht es nicht mehr auf speculative, sie sucht es auf empirische Weise. Sie ist somit Philosophie, insofern sie sich mit dem ursprünglich philosophischen Probleme des Glücks befasst, sie ist Lehre von der Finalität, insofern sie weiss, dass das Gebiet des Zweckmässigen auf die Thätigkeit des Bewusstseins eingeschränkt ist; sie ist Wissenschaft, insofern sie die Welt der Erscheinungen durch Begriffe zu beherrschen sucht, insofern sie im Hinblicke auf die praktische Anwendbarkeit ihrer Erkenntnis Erfahrungen zu sammeln, zu ordnen und zu durchdringen strebt. Und weil sie Lehre von der Finalität, Philosophie und Wissenschaft ist, kann sie nicht nur als empirische und relative, sondern auch als geradezu moderne Eudämonologie betrachtet werden.

Allein es fragt sich, ist solche moderne Eudämonologie, so wünschenswerth sie auch sei, möglich? Kant hat die Grenzen der Erkenntnis bestimmt, er hat klargelegt, welche Grundsätze der reinen Vernunft überfliegend sind. Aehnliches ist mit Bezug auf das Problem des Glückes zu leisten. Gegenüber den Behauptungen, dass es kein Glück und keine Erkenntnis der Wahrheit gebe, erhebt sich die wichtige Frage nach den Grenzen dessen, was wir an Glück erfahren und was wir an Glück erreichen können. Verständen wir unter Glück das absolute Glück, so hätte unsere Frage keinen Sinn, denn die Grenze des Unbegrenzten lässt sich nicht angeben; demgemäss hätte auch die diesem Probleme gewidmete Wissenschaft keine Aussicht auf gedeihliche Entfaltung, weil

etwas, was nie Gegenstand der Erfahrung ist, nicht zum Gegenstande einer Disciplin gemacht werden kann. Fassen wir aber das Glück als etwas Relatives auf, so wird es als solches Gegenstand unmittelbarer und täglicher Erfahrung, wird es greifbare Erscheinung und kann somit zum Objecte einer Wissenschaft gemacht werden. Denn nur sofern das relative Glück Erscheinung ist, ist es an Bedingungen geknüpft; Bedingungen einer Erscheinung zu erforschen, ist aber dem menschlichen Geiste möglich. Es ist damit die Möglichkeit der Oekonomik dargethan.

Wenn die Oekonomik aber möglich ist, so fragt es sich weiter, wie sie zu ermöglichen, wie das Mögliche zu verwirklichen wäre. Dies ist ein schwieriges Problem. Das relative Glück ist nicht nur bezüglich seiner theoretischen Seite Erscheinung, es ist auch eine erwünschte und erstrebenswerthe Erscheinung; als solche ist es nicht allein Gegenstand der Betrachtung, sondern auch Ziel des Wollens und der Thätigkeit; daraus folgt, dass die Oekonomik eine Wissenschaft ist, welche zu praktischen Consequenzen führt. Halten wir fest, dass im Begriffe des Glückes, das wir lediglich relativ auffassen, einerseits, sofern es Erscheinung ist, etwas Theoretisches, andererseits, sofern es eine erstrebenswerthe ist, etwas Praktisches liegt, so wird uns auch klar, dass die Oekonomik, die es mit diesem Probleme zu thun hat, in einen theoretischen Theil und einen solchen, der dessen praktische Consequenzen zieht, zerfallen muss. Es steht ausser Frage, dass Diejenigen, welche in der Oekonomik eine Art Philosophie sehen, unserer Auffassung nicht gegensätzlich entgegentreten können. Denn die Oekonomik ist in der That eine Art der Philosophie, nur eine solche, welche nicht mehr Philosophie ist; es ist aber unleugbar, dass sie lange Philosophie gewesen und mit Recht Philosophie des wirthschaftlichen Lebens genannt worden ist. Dieser Zustand ist uns jedoch erst verständlich, wenn wir in der Philosophie überhaupt nur das Gebiet der keimenden Wissenschaften sehen, der möglichen Wissenschaften also, einen Complex von Erwägungen somit, von welchem sich die Oekonomik allmälig zu immer selbstständigerem Leben abgeschnürt hat. So sehr sie sich auch entwickeln, so selbstständig sie auch werden möge, ihr höchster Begriff bleibt immer als Nabelstrang übrig, welcher von ihr wie von jeder andern Wissenschaft zur Philosophie, zum Inbegriffe des uns Unbewussten, das zugleich aus dem Abstractesten und Unklarsten, aus dem sublimirtesten Producte wissenschaftlicher Thätigkeit und dem weiterer Bearbeitung bedürftigen Theile der Theorie besteht. Sofern man von der Philosophie denkende Betrachtung der Dinge, sofern man von ihr Bearbeitung der Begriffe verlangt, sofern man von ihr fordert, dass sie durch Analyse der Vorstellungen sich zu einer grösseren

Klarheit durchringe, ist die Oekonomik noch immer Philosophie. Aber sofern die Philosophie denkende Betrachtung der Dinge, sofern sie Bearbeitung der Begriffe, sofern sie Analyse der Vorstellungen ist, ist sie selbst nicht mehr Philosophie, sondern Wissenschaft geworden, denn in all' diesen Beziehungen hält sie sich an das Gegebene, ohne über dasselbe hinwegzueilen. Nennt man also die Oekonomik in diesem Sinne Philosophie, so nennt man sie auch zugleich im richtigsten Verstande Wissenschaft. Würde man damit andere Vorstellungen verbinden, würde man die Oekonomik in der That als eine Art der philosophischen Speculation auffassen, so würde man sie hiedurch heteronom machen, die Entwicklung ihrer Emanation aus der Philosophie, welche nunmehr zur Emancipation gediehen ist, hemmen, ihr den Charakter der Wissenschaftlichkeit rauben und sie zu dem machen, was Philosophie ist, zu einem Vernichteten, Zerklüfteten und Verwesenden. Eine Oekonomik, welche philosophisch ist, ist demnach eine Pseudoökonomik; eine wissenschaftliche Oekonomik ist vielmehr nur als eine in ihren Principien autonome möglich.

Autonomie der relativen Eudämonologie, das ist es, was als Strebeziel der Volkswirthschaftslehre betrachtet werden mag. Die Frage nach dem Strebeziel der Oekonomik ist von Seiten der historischen Schule aufgeworfen worden. Wagner ist der Ansicht, dass dies Ziel in einem bestimmten Zustande aller Einzelwesen, welche eine Gesellschaft bilden mögen, bestände. Diese Anschauung ist nicht haltbar. Sie ist leicht widerlegt. Nehmen wir an, es wäre jener gemäss der gegenwärtigen Wirthschaftsstufe erwünschte Zustand zur Thatsache geworden. Dann wäre so das sogenannte Strebeziel erreicht. Fände die Oekonomik hierin ihr Genüge? Verendete sie am Ende ihres Strebens? Stirbt sie hin, wenn sie ihren Endzweck erreicht hat? Das wäre freilich die unmittelbare Consequenz der Wagner'schen Anschauung. Und in der That, wie wäre es denn denkbar, dass die Oekonomik noch strebt, wenn sie bereits erreicht hat, was sie erreichen wollte. Offenbar verbirgt sich hier ein Fehler. Worin liegt er? Sofern es sich um Aufstellung eines Strebezieles handelt, ist es zunächst nothwendig, sich darüber klar zu werden, dass ein solches in sich die Gewähr der Möglichkeit tragen müsse. Wird als Strebeziel der Oekonomik irgend ein Zustand der Gesellschaft angegeben, so früge es sich vor Allem, ob dieser Zustand möglich wäre. Daran schlösse sich die Frage, welche die Oekonomik überhaupt zu behandeln hätte, die Frage nämlich, auf welche Art ein solcher möglicher Zustand zu verwirklichen wäre. Wird nun als Strebeziel der Volkswirthschaft ein Zustand der Gesellschaft betrachtet, bei welchem Jedem seine

Existenz gewährleistet ist, somit Jeder sozusagen sein Huhn im Topfe hat, so müsste vorerst ausgemacht werden, dass hier nicht ein illusorisches Ziel namhaft gemacht worden. Es ist leicht denkbar, dass ein solches Ziel in sich haltlos ist und den Gesetzen des Wirthaftslebens widerspricht, dass es demnach seinem ganzen Wesen nach ein frommer Wunsch sei und bleiben müsse, weil in der ganzen Ordnung des Wirthschaftslebens kein Causalmoment liegt, das jenes etwaige Trugbild verwirklichen könnte. Ausserdem darf bei Angabe des Strebezieles für die Oekonomik überhaupt nicht übersehen werden, dass ein solches Ziel nicht mit einem der gegenwärtigen Wirthschaftslehre oder der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung verwechselt werden darf. Wenn ich demgemäss auch angebe, wonach die Oekonomik zu streben hat, so darf ich damit doch nicht zugleich einen Punkt angeben, an welchem sich das Strebeziel in ein Sterbeziel verwandelt, denn damit hätte ich der Disciplin einen übelen Dienst erwiesen. Zudem liefe ich auch Gefahr, dass sie meine Anschauung durch die That in Abrede stellt. Das Strebeziel der Oekonomik muss daher ein gleitendes sein, es muss nimmer aus sich herausweisen, es muss mit anderen Worten nicht ein solches, sondern eine Maxime, ein Strebensgrundsatz sein, welcher im Gange der Entwicklung mit jedem Fortschritte verwirklicht wird, zugleich aber für jeden künftigen Fortschritt die Bahn weist. Diese Maxime glauben wir in der Lehre vom relativen Glücke gefunden zu haben.

Es ist dies ein Gedanke, der, so einfach er auch sein möge, doch von Geistern, denen eine nur vermeintliche Begabung für logisches Denken zu eigen ist, leicht missverstanden wird. Die Oekonomik, dürften diese Afterdenker sagen, kann nicht die Aufgabe haben, anzugeben, wie es möglich wäre uns glücklicher zu machen als wir sind, denn wir sind nicht glücklich, und wenn wir nicht glücklich sind, können wir auch nicht glücklicher werden. Hier tritt, wie deutlich erkennbar, die Formenlehre der Sprache an Stelle des Denkens selbst; denn in der Behauptung, das relative Glück sei ein unmöglicher Begriff, weil ein existenter Comparativ einen existenten Positiv voraussetze, wird scheinbar etwas sehr Stichhaltiges, in der That aber etwas ganz Ungereimtes vorgebracht. Es wird nämlich versucht darzuthun, dass das relative Glück nur insofern denkbar wäre, als das absolute Verwirklichung gefunden hätte, es wird mithin die Ansicht vertreten, dass eine Steigerung des Glückes nur unter der Voraussetzung möglich wäre, dass sie sich als unmögliche darstellte. Wir gestehen, dass wir solchen Argumenten nicht den rechten Geschmack abzugewinnen wüssten.

Die eudämonologische Bedeutung der Oekomonik ist schon früh

gewürdigt worden. Schon Paoletti schrieb über die „wahren Mittel, der Gesellschaft zur Glückseligkeit zu verhelfen“ (I veri mezzi di render felice la società; 1772); Vauban lehrte, das Ziel der Regierung sei die Wohlfahrt aller Stände der staatlichen Gemeinschaft, alle hätten Anspruch auf gleiche Gunst und Förderung; nach Smith, welcher in seinem Werke die Wohlfahrt der Nationen behandelt, hat die Natur für das gesellschaftliche Glück dadurch Sorge getragen, dass Jeder sich angetrieben fühlt, seine Lage zu verbessern; Glückseligkeit ist nach Godwin das Strebeziel des von ihm erdachten Gesellschaftsideals; des Malthus berühmtes Werk erscheint 1803 unter dem Titel „An essay on the principle of population, or a view of its past and present effects on human happiness; with an inquiry into our prospects respecting the future removal or mitigation of the evils which it occasions“. Droz erwägt in seiner 1820 erschienenen „Economie Politique“ die Beziehungen des Reichthumes zum menschlichen Glück; Ludovico Bianchini betitelt sein Werk über die Oekonomik: „Principii della scienza del bene vivere sociale“ (1845); Sismondi betont den Standpunkt der Eudämonologie in der Behandlung der socialen Frage; insbesondere die reformatorische Richtung hat ein klares Gefühl von der Aufgabe der Oekonomik im Sinne einer Hebung des Lebensfusses, also einer Vermehrung des Glückes; von Vielen wird sogar das Wesen der Oekonomik mittels eudämonologischer Begriffe definirt. Umpfenbach ist die Oekonomik das Studium der Gesetze, nach welchen sich gemäss dem Kampfe ums Dasein das Problem der Abhängigkeit der Bevölkerung von den Subsistenzmitteln löst. Kautz ist die Oekonomik die Theorie der Grundlagen, der Mittel und der Entwicklungsgesetze des Wohlergehens der Nationen; Rau ist die Oekonomik jene Wissenschaft, die zeigt, in welcher Art ein Volk durch die eigene wirthschaftliche Thätigkeit mit Gütern versehen wird; auch der jüngste Methodologe, Keynes, sagt: „According to the . . . conception of the economic art; its aim is to direct the economic activies of the state and of individuals with a view to te completest realization of social well-being.“

Wir haben mit Ausführlichkeit das Verhältnis der Oekonomik zur Philosophie hinsichtlich der Vergangenheit erörtert. Wie stellt es sich hinsichtlich der Zukunft dar? In der Philosophie sehen die Einen die Lehre von den ersten Principien, die Anderen die von den letzten Principien. Beide Anschauungen sind gleichberechtigt, sofern ihnen gemeinsame Elemente zu Grunde liegen. Die Philosophie befasst sich nämlich mit den ersten und mit den letzten Principien. Beiden Meinungen gemeinsam ist, dass es sich in ihnen lediglich

um Grundsätze handelt, welche wir nicht klar zu erfassen vermögen. Beide Meinungen sind sogar in letzter Analyse gleichbedeutend, denn die ersten Principien sind eben die letzten Principien; die Differenz zwischen ihnen ist nur ein leeres Wort. Denn je nachdem der Gedanke progressiv oder regressiv unsere Vorstellungen durchschreitet, gelangt er zu Fragen, welche nach der einen Wanderung als Endpunkte, nach der anderen als Anfangspunkte gelten müssen. Gemeiniglich werden aber unter den ersten Principien solche verstanden, welche vor unserer Erfahrung möglich sind, unter den letzten Principien solche, die nach der Erfahrung möglich sind. Mögen nun beide ein und dasselbe sein oder nicht, die Philosophie beschäftigt sich mit ihnen. Und in beiden überfliegt sie das Gebiet der Erfahrung. Der menschliche Geist, welcher das ihm Gebotene mit Ungeduld durcheilt, macht sich eine gewisse lebendige Kraft zu eigen, die ihn über die ihm zugewiesenen Grenzen hinausschnellen lässt. Sein Hang, das Gebiet der Wissenschaften zu verlassen und sich mit Geschäften zu bemengen, welche nie und nimmer einer erfreulichen Lösung zugeführt werden können, scheint tief in seiner Natur selbst zu wurzeln, und, wenn die Philosophie in Zukunft auch unmöglich ist, das vielleicht trotzdem wenig geschwächte Streben nach dem Unmöglichen bleibt in seinem starren Beharren immer noch psychologisch begreiflich. Der Menschen Sinn gleicht einem Vögelein, das im Zimmer gefangen gehalten wird; immer flattert es gegen die durchsichtige Scheibe; es wähnt, die Luft, in der es zu fliegen vermag, erstrecke sich über dies harte Gefüge hinaus; es ist ihm noch nicht zum Bewusstsein gelangt, dass dort, wo sich seinem einfältigen Auge nichts entgegenstellt, ein fester, undurchdringlicher Glaskörper vorhanden sei. Das einfältige Thierchen wird so das Opfer seiner mangelhaften Logik; es glaubt, weil die Luft durchsichtig sei, müsse alles Durchsichtige auch Luft sein; es ahnt nicht, dass es einiges Durchsichtiges giebt, das nicht Luft ist. In ähnlicher Weise glaubt unsere Vernunft, die sich innerhalb der Erscheinungen mit Geschicklichkeit bewegt, am Ende des Erfahrungsgebietes noch munter ins Unendliche flattern zu können.

So kommt es denn, dass es heute nur mehr eine Philosophie als Thatsache, aber nicht mehr eine als Recht giebt; denn die Frage nach dem Woher des Menschen ist nunmehr auf positivistischem Wege erledigt; die Frage nach dem Wohin ist als unstatthafte zurückgewiesen worden; das Forschen muss sich förderhin mit dem, was ihm gegönnt ist, bescheiden lernen; und wirklich greift es nicht mehr in die Weite, es will nicht mehr die Welt enträthseln. Es versucht nur das Problem des Glückes auf empirische Weise zu lösen. Die Frage nach der

Möglichkeit des Glücks führt aber auf die des Elends. Die Oekonomik fragt also nach der Möglichkeit und dem Masse des Glückes und nach der Möglichkeit und dem Masse des Unglücks.

Jede Wissenschaft hat einen eudämonologischen Gehalt, welcher ihr den Werth, der ihr eigen, verleiht; die Oekonomik überragt alle Wissenschaften an Werth, weil sie geradezu Eudämonologie ist; indem sie das Nützliche zu ihrem Gegenstand macht, ist sie selbst nützlich; indem sie das Werthvolle zu ihrem Gegenstand macht, ist sie selbst werthvoll; indem sie das Interesse zu ihrem Gegenstande macht, erregt sie dasselbe in höchstem Masse; indem sie das Höchste zu ihrem Gegenstande macht, das Glück, wird sie selbst die höchste Wissenschaft, Eudämonologie. Sie ist als solche Wissenschaft vom Glücke, von den Bedingungen des Glückes; die Anwendungen ihrer Erkenntnisse, welche aus ihr früher oder später für das Leben erfliessen müssen, versprechen zu einer Kunst des Glückes zu führen. Diese praktische Richtung der Oekonomik kann sich in zweifacher Hinsicht entwickeln. Sie kann Anwendung möglicher ökonomistischer Erkenntnisse zum Zwecke eines einzelnen Wesens sein und wird dann Lebenskunde, welche das Problem des Glückes individualeudämonistisch zu lösen sucht, ein Vorgehen, welches keineswegs mit dem des Egoismus gleichbedeutend ist. Sie kann aber auch socialeudämonistisch sein, das Glück der Gesammtheit im Auge haben und in diesem Sinne ethisch sein. Das erstere wäre die Lehre, wie der Einzelne glücklich, wie er reich, wie er mächtig, wird, die andere wäre die Lehre, wie Nationen zu diesem Ziele gelangen.

Der Gedanke, man könnte allen Einzelnen eine genaue Directive zur Erlangung eines möglichst glücklichen Zustandes bieten, stösst in der Ausführung auf die grössten Schwierigkeiten. Nachdem Jeder, gemäss seiner Individualität sich verschiedene Zwecke setzt, lässt sich die zum Charakter der Wissenschaftlichkeit nothwendige Allgemeinheit für Rathschläge privatwirthschaftlicher Natur nicht erlangen. Es giebt keinen Nürnberger Trichter, welcher Jedermann binnen sechzig Minuten die Kunst, glücklich zu werden, lehren könnte; das individuelle Glück ist ein Problem des Individuums, und es ist nicht abzusehen, in welcher Art über die Recepte, welche beispielsweise Smiles in seinen Schriften gegeben, hinwegzukommen wäre. Es sei denn, man wollte den Rath, jeder Einzelne möge trachten, glücklich zu werden, als eine aus den Tiefen der Wissenschaft quellende Weisheit auffassen. Und wäre dieser Rath auch das Ergebnis wirklicher Erkenntnis, so wäre er doch der müssigsten einer; denn Jeder handelt ja so, möge ihm dieser Rath zum Bewusstsein gelangen oder nicht.

Zu Zeiten eines Pölitz wurde in der That die Oekonomik als eine Kunst reich zu werden, angesehen; sie war demnach mit der Alchymie vergleichbar; an dieser Auffassung ist nur zu rühmen, dass sie zu einer anderen führte, welcher gemäss eine Aehnlichkeit mit der Chemie angestrebt wurde. Noch in unseren Tagen muthet es in weiteren Kreisen wie ein Widerspruch mit sich selbst an, wenn ein Oekonomist arm ist oder gar, wenn er in der Führung seiner Angelegenheiten eine unglückliche Hand bewährt. Immer noch ist das Vorurtheil lebendig, dass derjenige, der sich selbst nicht zu Reichthum helfen könne, auch der Gesammtheit keine guten Rathschläge in dieser Beziehung zu bieten im Stande wäre, und nur bitterer Spott trifft den armen Finanzminister, der, wie ein historisch gewordenes Witzwort lautet, so ehrlich ist, dass er zu jeder Schurkerei bereit ist, welche ihm nichts einbringt und dem Staate nützt. Ebenso oft wird die Oekonomik als eine Sammlung von unfehlbaren Zaubermitteln aufgefasst, welche man bloss ins Werk zu setzen brauche, um über alle Gaue Wohlstand zu ergiessen. Staatsmänner, welche nicht im Stande sind, das Reich reich zu machen, bekunden dieser Ansicht nach nur ihre Unwissenheit; ihnen wäre alles Uebel in die Schuhe zu schieben. Unter solchen Umständen ist es den vielverleumdeten Trägern jeglicher Verantwortung nicht allzusehr zu verdanken, wenn sie es geschehen lassen, dass sich das Missbehagen der Menge an andere Prügelknaben halte. Die Opposition, die Minister, die Prügelknaben, alle drei sind gemeiniglich gleich arm an wirklicher Einsicht in die Gesetze des wirthschaftlichen Lebens. Wohl bringt Alt und Jung der Wissenschaft, welche die gesellschaftliche Prosperität zu ihrem Gegenstande hat, eifrige Aufmerksamkeit entgegen. Allein obwohl es kaum anzunehmen ist, ein Politiker von Beruf würde Oekonomik zu seinem Schaden studiren, so kann man doch nicht versichern, dass viele Staatsmänner bisher Gelegenheit gehabt hätten, sich mit Nutzen in die Geheimnisse dieser Wissenschaft zu vertiefen. Denn bald, nachdem er sich die ersten Grundzüge zu eigen gemacht, gelangt der Strebsame zu einem Kreuzwege der Untersuchung. Auf dem einen wird gelehrt: Wenn Jeder glücklich ist, so ist auch die Gesammtheit glücklich. Auf dem andern wird gelehrt: Wenn die Gesammtheit glücklich wird, so lebt auch jeder Einzelne im Himmel. Auf den ersten Blick scheint beides gleich wahr. Auf den zweiten hin senkt sich die Wagschale zu Gunsten einer der beiden Alternativen. Und alsbald hat sich die Falte der Ueberzeugung im Gehirne gebildet. Der Betreffende ist Individualist oder Collectivist. Betrachtet man die beiden Alternativen aufmerksamer, so gewahrt man freilich, dass sie keine sind. Bei dem Schlusse von der Gesammtheit auf die Einzelnen

ist nämlich eine ganz andere Causalität vorhanden als beim Schlusse von den Einzelnen auf die Gesammtheit. In einem Falle ist nämlich in der Bedingung eine Ursache, im zweiten Falle ein Grund angegeben. Der individualistische Schluss enthält constitutive Causalität, denn ich sage in ihm: Wenn es jedem Einzelnen wohl ergeht, so entsteht daraus das Wohlergehen der Gesammtheit. Der zweite, collectivistische Schluss enthält rationelle Causalität, denn ich sage in ihm: Wenn es Allen wohl ergeht, kann ich daraus schliessen, dass es jedem Einzelnen wohl ergeht. Bei näherer Untersuchung sehen wir also, dass Individualismus und Collectivismus keineswegs im Verhältnisse des Gegensatzes zu einander stehen, sondern einander vielmehr bedingen. Denn vermag ich den ersten Schluss nicht zu ziehen, so geht es auch mit dem zweiten nicht. Wenn ich sage, dass es jedem Einzelnen wohl ergeht, so muss ich freilich auch sagen, dass es Allen wohl ergeht, weil alle Einzelne eben gleichbedeutend mit der Gesammtheit sind. Und wenn ich sage, dass es der Gesammtheit wohl ergeht, so ist damit auch zugleich ausgedrückt, dass sich Alle wohlbefinden, denn es giebt keinen Unterschied zwischen der Gesammtheit und Allen. Es liegen somit in beiden Urtheilen, im individualistischen wie im collectivistischen, Sätze wesentlich analytischer Natur vor, die, weit davon entfernt, einander auszuschliessen, miteinander geradezu gleichbedeutend sind. Wir können vom Einzelnen nur sagen, dass er trachte, möglichst glücklich zu werden, von der Gesammtheit, dass sie in derselben Weise dafür sorge, ihre Wohlfahrt zu heben.

Die beiden Begriffe des Individualglückes und des Collectivglückes lassen schliesslich noch eine Combination zu, welche als eine exceptionelle von minderer Bedeutung für die allgemeine Wohlfahrt ist. Es giebt Menschen, welche im Streben nach einer Erforschung der Bedingungen, welche das Glück der Völker entstehen lassen, in der Bemühung für eine Wissenschaft, welche lehrt, die Völker möglichst glücklich zu machen, ihr Genüge, ja ihr Glück finden. Solche Männer werden oft, wenn sie nicht bestimmten Anschauungen zustimmen, welche einer gewissen Schule als sittlich gelten, unsittlich gescholten. Diese Vorkommnisse führen auf das Verhältnis zwischen der Oekonomik und Ethik. Dieses ist ausführlicherer Erörterung würdig, an dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, dass die speculative Ethik es sich bis in die jüngste Vergangenheit zur Aufgabe gemacht hat, zu bestimmen wie das Handeln sein soll. Diese Frage hat sich als irrige erwiesen, die Ethik kann daher mit der Philosophie, als deren Glied sie gelebt hat, als überlebt betrachtet werden. Sie, nicht ihr Gegenstand, das sittliche Gefühl, die pflichtgemässe Handlung; ihr Thema ist auf

eine empirische Wissenschaft, die Psychologie, übergegangen, denn in der modernsten Gestaltung der Ethik handelt es sich nicht mehr um das Handelnsollen, sondern um das Handeln, um das thatsächliche Handeln selbst. Die Eudämonologie ist nun insofern der Ethik verwandt, als sie es auch mit dem Handeln, aber insbesondere mit dem Nützlichhandeln zu thun hat. Wenn wir nun unter dem Nützlichhandeln ein Handeln verstehen, welches das Mittel dem Zwecke unterordnet, sehen wir, dass durch den Beisatz der Nützlichkeit nicht ein neues Merkmal an das Handeln gefügt worden; es liegt vielmehr auf der Hand, dass jedes Handeln zur Erfüllung gewisser Zwecke bestimmt ist. In der That fasst die positivistische Ethik alles Handeln auch in diesem Sinne auf.

Wir sehen somit, dass die Oekonomik weit davon entfernt ist, eine Wissenschaft zu sein, welche geeignet ist, als heteronome unter der Botmässigkeit der Ethik zu stehen. Ist aber jedes Handeln ein zweckmässiges, so fällt die Unterscheidung zwischen dem Handeln als solchen und dem nützlichen Handeln weg. Fällt diese Unterscheidung aber weg, so ist damit auch die Kluft, welche die Ethik von der Eudämonologie trennt, ausgefüllt. Aber nicht in dem Sinne des Alterthums, welchem Ethik Anweisung auf das Glück und somit Eudämonologie gewesen, sondern im modernen Sinne, welchem zufolge Eudämonologie zur Ethik wird, nachdem diese selbst in Nichts sich aufgelöst und ihr berichtigtes Problem Gegenstand einer neuen und empirisch vorgehenden Wissenschaft, der Psychologie, geworden ist.

So lange das, was wir uns gewöhnt haben Ethik zu nennen, noch blühte, hatte es zum Inhalt die Aufgabe, zu bestimmen, wie das Handeln sein solle. Dies für alle möglichen Fälle und Charakter auszudenken, hat sich als ein unmögliches Unterfangen erwiesen. Wir wissen nur, dass der Mensch im Allgemeinen nicht so handelt wie er handeln soll; wir wissen aber nicht einmal klar, warum er eigentlich anders handeln soll als er handelt, und der Grund, aus welchem wir Forderungen an die Gesinnung stellen, ist auch wie jener, welcher die Thatsache an sich billigt, dunkel geblieben. Die Oekonomik, deren Gegenstand das Handeln ist, und welche einzig und allein von diesem ausgeht, tritt mit der Erbschaft der Philosophie auch diejenige der Ethik an.

Die Frage, inwiefern sie geeignet ist, zu einer Ethik der Gegenwart und Zukunft zu werden, wird des Weiteren erörtert werden, wenn wir über die Erkenntniswege der Oekonomik grundlegende Anschauungen gewonnen haben werden. Uns genügt es, nachgewiesen zu haben, dass die Evolution des Geistes nicht in der Comteschen Weise vor sich geht, nicht zuerst Theologie, dann Philosophie, dann Positivismus ist.

Dies ist um so unrichtiger, als Theologie, Philosophie und Positivismus durchweg mit philosophischen Begriffen arbeiten, somit selbst Philosophie sind. Man könnte daher nur sagen, dass Philosophie zuerst eine solche mit theologischem Inhalt, dann eine mit Gedankeninhalt, dann eine mit Erfahrungsinhalt, schliesslich aber Oekonomik ist. Sie hat der neuen Zeit zu geben, was ihr das Gemüth verhiess, was ihr das Denken nicht bieten konnte: Glauben, Liebe und Hoffnung. Während demnach in der Vergangenheit die geistige Höhe eines Menschen sich durch die Höhe seines philosophischen Bewusstseins kennzeichnet, ist dieses Mass gegenwärtig durch die wirthschaftliche Einsicht gegeben. Im Gegensatze hiezu ist die Rolle der Philosophie ausgespielt. Ihre grosse historische Aufgabe war es, uns über unsere Illusionen aufzuklären. Diese Aufgabe hat sie redlich gelöst. Sie hat uns vornehmlich über die Illusion ihres eigenen Werthes gründlich belehrt. Wie nach Schelling die jetzt vor uns liegende anorganische Materie das Residuum der organischen Metamorphose ist, dasjenige also, was nicht organisch werden konnte, so ist Philosophie auch das Residuum desjenigen, was nicht Wissenschaft werden konnte.

Aber ist die Philosophie Schlacke allein? Während die Wissenschaft das System dessen ist, was wir wissen, ist Philosophie das System dessen, was wir nicht wissen, das Chaos der Erkenntnis, aus dem sich immer neue Bildungen gehoben haben, ein Polypenstamm, dessen Aeste sich zu selbstständigen Wesen abschnürten. Diese zeugende Kraft vermag die Philosophie in Zukunft nicht mehr zu bekunden. Sie ist eine abgedankte Grösse, sie ist unfruchtbar; sie ist unfruchtbar, weil sie todt ist. Die Philosophie hat eine grosse Vergangenheit hinter sich, sie ist eine geschichtliche Erscheinung ersten Ranges. Unter den Blinden ist der Einäugige König. In diesem Sinne war der Philosoph der König der Menschen gewesen. Aber nun ist die Welt aufgeklärt über seine Macht, seine Weisheit, seinen Vorrang. Sie hat die Empfindung, dass sie auf einer Reise durch die Wüste Wasser aus dem Leibe der Kameele trinken musste. Nun aber labt sich das nach Wahrheit dürstende Gemüth nicht mehr an der Philosophie, sondern an dem sprudelnden Springquell der Erfahrung. Der Denkende, der wissen will, was er will, was also der Gegenstand und die Art seines Wollens und Handelns ist, wendet sich von der Philosophie, deren Mund für ewig verstummt ist, zur Oekonomik, deren Sprache noch ein Lallen ist, um diesem als wichtige Offenbarungen zu lauschen.

Das Verhältnis zwischen Philosophie und Oekonomik ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Können wir sagen, dass Oekonomik durchaus Philosophie sei, wie Schäffles Definition behauptet? Diese

Frage lässt sich verneinend beantworten. Nach Herbart ist Philosophie nichts Anderes denn Bearbeitung der Begriffe. Oekonomik ist eine Bearbeitung ökonomischer Begriffe; mithin ist sie, sofern Herbarts Definition der Philosophie stichhaltig ist, ökonomische Philosophie. Allein Herbarts Definition ist zu weit. Jede Wissenschaft ist Bearbeitung der Begriffe. Hätte Herbart Recht, es gäbe keine Disciplin, die nicht eine Philosophie wäre. Herbert definirt somit die Wissenschaft als solche, nicht die Philosophie. Da nun aber die Philosophie nicht Wissenschaft ist, zumal sich das Eine vom Anderen differenzirt hat, ist der Ausgangspunkt des obigen Beweises ein falscher, und es kann nicht behauptet werden, dass Oekonomik durchaus nur Philosophie sei. Ist sie aber nicht durchaus Philosophie, so entsteht die weitere Frage, ob sie wohl zum Theile oder aber ganz und gar nicht Philosophie sei. Sie kann nicht durchaus Philosophie sein, denn sie muss als Wissenschaft etwas von der Philosophie Getrenntes sein, denn wie wir in jeder Wissenschaft, so muss auch in ihr ein Theil, ein Grenztheil vorhanden sein, der zu noch unklaren Vorstellungen überleitet und demnach, als ein Theil, der sich noch nicht zur Wissenschaft sublimiren konnte, philosophisches Gepräge an sich tragen. Denn eine Wissenschaft ist wohl eine geordnete Zusammenfassung des Erkannten; aber keine Wissenschaft, am allerwenigsten eine so junge wie die Oekonomik, kann alle Schwierigkeiten bereits siegreich überwunden, alle Probleme, die innerhalb ihrer Grenzen auftauchen, in lautere Erkenntnisse, in völlig befriedigende Wahrheiten geläutert zu haben sich rühmen. So bleibt denn nur die Annahme übrig, dass Oekonomie sowie jede andere Disciplin, zu einem Theile Philosophie bleiben müsse. Aber wie gross soll dieser Theil sein? Diese Frage kann nur Gegenstand einer besonderen Untersuchung sein. Es gilt ja die Oekonomik im wahrsten Sinne, im Sinne der Evolution, welche sie von der Philosophie differenzirt hat, zur Wissenschaft zu machen und ihr die Selbstständigkeit in möglichst grossem Ausmasse zu verleihen. Die Frage nach dem Ausmasse des Philosophischen in der Oekonomik fällt somit zusammen mit der Hauptfrage, welche in der Proökonomik zu behandeln ist, mit der Frage, wie Oekonomik als Wissenschaft möglich wäre. Sie lautet in ihrer knappsten, gleichzeitig philosophischesten und wissenschaftlichsten Form: Wie sind ökonomische Erkenntnisse möglich? Ehe wir uns dieser wichtigen Frage zuwenden, müssen wir mehrere bereits formulirte Anschauungen noch durch eine Erwägung abschliessen.

Wir haben dargelegt, dass die Philosophie, ohne selbst Wissenschaft zu sein, die Mutter aller Wissenschaften ist. Wir haben dar-

gelegt, dass sie ihre Aufgabe erledigt und in der Erfüllung ihres Zeugungsgeschäftes kraftlos geworden, dass sie in ihm verschieden ist. Wir haben zugleich gesagt, dass die Philosophie für jede Generation, für jede Epoche der Inbegriff ihrer Fragen ist, nicht der ihrer Antworten, der Inbegriff desjenigen, das ihre Zeit noch nicht weiss, der Inbegriff desjenigen, das sie noch nicht zur Wissenschaft emporläutern konnte. Wir haben somit die Philosophie einerseits als eine Phase der den Geist betreffenden Entwicklung, als etwas zeitlich Begrenztes, dessen Dauer vorüber ist, dargestellt, andererseits als etwas Ewiges, das zu allen Epochen der Erkenntnisentwicklung seine Triebkraft bethätigen wird. Dies ist ein Widerspruch. Aber nur ein scheinbarer. Wir sagen, die Philosophie sei todt und sie lebe. Aber dies ist nicht so ungereimt, wie es auf den ersten Blick hin dünkt. Denn die Philosophie, von deren Tod wir sprechen, ist nicht diejenige, von deren Leben wir sprechen. Was nämlich bisher als Philosophie gelehrt und gelernt wurde, das ist dahin, das ist Staub und Moder, das ist Asche und morsche Verwesung. Aber wie in der Natur eine vollständige Vernichtung sich nicht vorfindet, sondern nur eine Umgestaltung geschlossener Individualitäten durch Zerfall zu neuen Gestalten, so muss auch die Philosophie, indem sie stirbt, etwas Andres, Neues werden. Was von der Ersten gilt, das gilt daher nicht von der Zweiten, was von der Einen gilt, das gilt nicht von der durchwegs Anderen. Wie an einem Korallenstocke die unteren Blüthen verwelken und ihr Gerüst zur Grundlage jüngeren Werdens verwendet wird, so muss auch die geistige Entwicklung das Gewordene überwinden und sich über das Ueberlebte hinausbilden. Jeder Generation erscheint das, was die Ahnen als höchste Lebensfülle, aus adäquatem Ausdruck ihres Innenlebens betrachteten, als matt, farblos, abstract und unzureichend. Die Generationen der Zukunft werden das, was wir heute als Wissenschaft bezeichnen, als Philosophie betrachten und das heute als Wissenschaft Lebende zu dem, was als Philosophie verblichen ist, werfen; je mehr das Sinnen und Denken zum Kennen und Wissen sich klärt, desto reger wird dieser Process vor sich gehen. Wir haben uns also in unseren obigen Ausführungen keines thatsächlichen Widerspruches schuldig gemacht. Die ganze Philosophie war nur misslungene Oekonomik, Oekonomik, die ihrer selbst nicht bewusst war. Stets hat es sich dabei um die Befriedigung, um das Glück, also um eigentlich ökonomische Begriffe gehandelt. Die Philosophie ist demnach als Oekonomik zur Wissenschaft geworden. Es ist dies eine Umbildung, für die auch Whewell eine Analogie erwähnt. Er sagt, was im Verhältnis zu einer vorausgegangenen Untersuchung

Theorie ist, ist im Verhältnis zu einer folgenden Thatsache; dass die Planeten sich in Ellipsen bewegen, ist bei Kepler Theorie, bei Newton schon Factum. Hieran sehen wir das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Philosophie in vollster Klarheit. Immerdar wird das vermeintliche Wissen der Voreltern von den Nachgeborenen als Philosophie verachtet, immerdar wird die Philosophie der jeweiligen Gegenwart als Wissenschaft gepriesen werden: Philosophie ist das Denken der Vergangenheit, Wissenschaft die Philosophie der Gegenwart. Philosopie darum vergangenes Denken, Wissenschaft gegenwärtiges Philosophiren. Die Philosophie ist daher todt. Das Philosophiren aber ist unsterblich. Allein während Philosophiren einst Betreiben der Philosophie bedeutete, besagt dies Wort heute nur mehr ein Denken in Begriffen, abstractes Denken also. Dieses kann aber nicht mehr auf Erklärung des Makrokosmos, sondern nur auf Klärung im Mikrokosmos ausgehen.

Zweites Capitel.

Die ökonomistische Methodologie als Proökonomik.

Alle ökonomische Forschung hat den Zweck, ökonomische Erkenntnisse zu bieten. Wie verschiedenartig auch die Anschauungen der Sachkenner über Wesen, Grenzen und Methoden der Oekonomik sein mögen, der eben ausgesprochene Satz dürfte wohl wenig Gegner finden.

Wären es nicht Erkenntnisse, welche diese Wissenschaft vermitteln soll, so hätte sie wohl alsbald auf ihre stolzen Titel zu verzichten, sie hätte bald aufgehört eine Sache des Verstandes zu sein, ihr könnte nur die Bedeutung einer Gemüthserregung, einer unbestimmten Willensrichtung beigemessen werden. So tief ist die Oekonomik aber, seit ihr Fundamente überhaupt gelegt worden, nicht gesunken. Jeder redliche Forscher auf diesem Gebiete ist nach Kräften bemüht gewesen, zu wirklichen Einsichten ökonomistischer Natur durchzudringen und das vielfach verschlungene Gewebe der socialen Erscheinungen zu entwirren. Allein es geschieht allzu oft, dass ein feuriger Geist an dieses Geschäft geht, ohne vorher die Werkzeuge, über die er verfügt, einer sorgfältigeren Prüfung unterzogen zu haben. Er bearbeitet die ihm vorliegende Materie mit ungeeigneten Instrumenten und vermag daher seinen Zweck nicht zu verwirklichen. Er unternimmt die Fahrt nach der Erkenntnis, wie Columbus seine Entdeckungsreise nach Indien ohne Compass und findet nicht immer gleich diesem neues Land, ein ungeahntes Amerika.

Die Vorstellung von der Möglichkeit, Gesetze des ökonomischen Lebens ausfindig zu machen, begeistert gegenwärtig eine grosse Schaar gelehrter Männer. Sie fühlen sich verlockt, das glückspendende Arcanum aufzusuchen, sie sehnen sich danach, den gepriesenen Stein der

Weisen mit Händen zu ergreifen; der Besitz des Räthselwortes ist ihrer Phantasie ein Ziel aufs Innigste zu wünschen. Aber sie wagen die Wanderung nach dem paradiesischen Eiland in der Regel ohne sich über den Weg, der etwa zu ihm führen könnte, klar geworden zu sein. Wenn sich der Forscher nicht danach fragt, was er unter ökonomischen Erkenntnissen zu verstehen habe, und nicht, wie er wohl zu ihnen gelangen könnte, so fehlen naturgemäss alle Bedingungen des Gelingens. Durch ein so verwegenes und unbesonnenes Beginnen, in welchem ohne viel Federlesens darauf los untersucht wird, öffnen sich den Kobolden des Irrthums, welche sich in das Gebiet der Oekonomik leichter als auf andere Gebiete empirischer Forschung einschleichen, Thür und Thor. Das ist begreiflich. Denn eine Aufgabe ist nur dann wirklich zu lösen, wenn man sich über sie selbst völlig klar geworden ist. So ersteht uns denn aus dem Problem, ökonomische Erkenntnisse zu gestalten, ein anderes; es ist zu lösen, bevor wir uns mit dem eigentlichen Thema befassen. Denn wir würden diesem machtlos gegenüberstehen, wenn wir nicht die Ergebnisse dieser Voruntersuchung in Händen hätten. Wir müssen also vor Allem zu ergründen trachten, wie ökonomische Erkenntnisse überhaupt möglich sind.

Bevor wir nun wieder diese Frage mit Erfolg zu lösen in der Lage wären, müssten wir ins Reine bringen, was denn eigentlich unter ökonomischen Erkenntnissen überhaupt zu verstehen wäre. Denn wenn wir nicht in dieser Weise vorgingen, hätte unsere Frage nach der Möglichkeit solcher Erkenntnisse vorerst keinen klaren und bestimmten Sinn und somit auch keinen wie immer gearteten wissenschaftlichen Werth.

Was stellen wir uns also unter ökonomischen Erkenntnissen vor? Dies ist das erste Problem der Untersuchung. Unter ökonomischen Erkenntnissen nun müssen wir unstreitig zunächst Erkenntnisse einer bestimmten Art verstehen. Die Art derselben könnte nur durch einen bestimmten Inhalt determinirt sein, der sie von allen anderen unterscheidet. Welches ist dieser kennzeichnende Inhalt? Dieser kennzeichnende Inhalt kann nothwendig nur in einer Beziehung der Vorstellungen zu concreten Erscheinungen liegen. Wenn wir also sagen, dass wir unter ökonomischen Erkenntnissen Erkenntnisse ökonomischen Inhalts verstehen, dass der ökonomische Inhalt in einer Beziehung zu bestimmten Erscheinungen liegen müsse, sehen wir, dass es sich in Allem um den Begriff des Oekonomischen selbst handelt und dieser seinem Wesen nach ins Licht gesetzt werden müsse. Dieser Begriff bestimmt aber Inhalt und Grenze der Oekonomik. Ihn mit aller Schärfe zu erfassen, ist ebenso wichtig als schwierig. Es wird aus didaktischen Gründen nicht möglich sein, diesen Kernbegriff der Oekonomik schon jetzt, da

er uns an der Schwelle unserer methodologischen Erörterungen in seiner ganzen Bedeutung entgegentritt, in jeder seiner Beziehungen und in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Wir werden uns vielmehr vorläufig begnügen müssen, von ihm so viel zu erfahren, als wir gerade zur Erreichung unserer nächsten Zwecke nöthig haben.

Wie immer auch der Begriff des Oekonomischen aufgefasst, wie weit oder wie eng auch sein Umfang gezogen werden möge, es ist doch gewiss, dass in ihm, sofern er eben ein Begriff ist, eine bestimmte Beziehung, ein bestimmtes Verhältnis zu verstehen ist. Welcher Art ist diese Beziehung? Eine Farbe, ein Schall, die Härte, die Empfindung der Wärme, all diese Eindrücke sind Beziehungen zwischen einem Subjecte und einem Objecte der Wahrnehmung. Ist die ökonomische Beziehung mit der erkenntnistheoretischen gleichbedeutend? Dies würde voraussetzen, dass das Oekonomische an den Gegenständen der Sinnlichkeit unmittelbar wahrgenommen werde, dass es zu den allgemeinen physikalischen Eigenschaften der Körper gehöre. Wäre diese Annahme richtig, so müsste Oekonomik nothwendigerweise mit Physik zusammenfallen. Dies aber ist unmöglich, da es die Oekonomik mit Handlungen, also ausschliesslich mit Erscheinungen zu thun hat, welche vom menschlichen Willen hervorgerufen werden, die Physik dagegen ausschliesslich mit solchen Phänomenen, welche abgesehen von dem menschlichen Willen zu Tage treten. Oekonomische Erkenntnisse erhalten somit ihr Gepräge nicht durch die geistige Beziehung zwischen Subject und Object. Ihre Eigenart ist folgerichtig in einem andern Momente zu suchen.

Alltägliche Erfahrung lehrt uns, dass die Gegenstände der Wahrnehmung nicht alle ökonomischen Charakter an sich tragen, sondern denselben erst unter gewissen Umständen erhalten. Diese Umstände, deren genauere Darlegung einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben möge, haben zur Folge, dass sich zwischen den Objecten der Erkenntnis und den Subjecten derselben eine Beziehung herstellt, welcher gemäss diese Objecte der Erkenntnis auch Objecte der wirthschaftlichen Thätigkeit des Subjectes werden. Unter dieser Thätigkeit haben wir uns jedenfalls eine Beziehung des Subjectes zu einem Objecte seines Wollens vorzustellen. Es ist demgemäss offenbar, dass das Oekonomische eine Beziehung des Subjectes zum Objecte seines Wollens bedeute. Daraus folgt, dass wir eine ökonomische Erscheinung als eine solche anzusehen haben, welche ihre Eigenart der Beziehung des Subjectes zu den Objecten seines Willens verdankt. Oekonomische Erkenntnisse werden demnach Erkenntnisse sein, deren Inhalt von den Beziehungen des Subjectes zu den Objecten seines Wollens gebildet wird.

Der Objecte des Wollens sind aber nur zweierlei denkbar. Sie sind alle entweder Zwecke oder Mittel zu solchen. Zwecke aber sind allezeit nur gewisse Zustände des Subjectes. Ein Verhältnis des Subjectes zu einem seiner subjectiven Zustände ist aber nicht denkbar, denn der Zustand des Subjectes ist nichts vom Subjecte Getrenntes. Das Subject kann aber nur zu etwas Anderem, als es selbst ist, in einem Verhältnisse stehen. Somit bleibt nur das Verhältnis zu den Mitteln übrig, die gewählt werden, um jenen Zustand herbeizuführen.

Einer wirthschaftlichen Erscheinung wird daher überhaupt nur dadurch das Gepräge des Wirthschaftlichen zu eigen, dass in ihr eine Beziehung zu Zwecken zu Tage tritt und sie als Mittel zu möglichen Absichten ins Auge gefasst werden kann. Und nun ist auch die Bedeutung ökonomischer Erkenntnisse zu verstehen. Ihre Art wird, wie wir bereits wissen, durch ihren Inhalt bestimmt. Dieser Inhalt wird durch die Beziehung des Mittels zum Wollen des Zweckes gegeben. Eine ökonomische Erkenntnis ist daher eine solche, die sich auf die Mittel zu möglichen Zwecken bezieht.

Wie sind nun ökonomische Erkenntnisse möglich? Die Frage ist gleichbedeutend mit der Frage, wie Erkenntnisse bezüglich der Mittel zu möglichen Zwecken möglich sind. Dieses wichtige Problem zu beantworten, sei die Aufgabe einer selbstständigen Untersuchung. Sie durchzuführen ist Sache der Methodologie. Ihr ziemt es, den Weg zu bestimmen, auf welchem der menschliche Geist zu Erkenntnissen ökonomischer Natur gelangen kann.

In welchem Masse vermag sie dies zu leisten? Die Erforschung der Art, wie ökonomische Erkenntnisse erreichbar sind, muss der Erforschung dieser Erkenntnisse selbst nothwendigerweise vorausgehen. Die Methodologie gleicht als Proökonomik einer Magd der Oekonomik; sie wandelt wohl voraus, aber nicht, weil sie vornehmer ist, sondern weil sie dient und dienend die Leuchte trägt, welche den Weg der Herrin zu erhellen und sie vor dem Straucheln zu bewahren hat. Ausser dieser rein sachlichen besitzt die Proökonomik auch eine didaktische Bedeutung. Man würde sehr irren, wollte man der Anschauung huldigen, dass die Bedeutung der ökonomischen Methodik im Bestreben liege, für die Oekonomik eine besondere Methode ausfindig zu machen. Der Aberglaube, dass es eine alleinseligmachende ökonomistische Forschungsmethode geben könne, ist nur dadurch entstanden, dass mehrere Oekonomisten gewisse Erkenntniswege, auf welchen sie für die Wissenschaft mit mehr oder weniger Grund Fehltritte fürchteten, ausschlossen; sie warnten vor solchen Bahnen und riethen der Forschung bestimmte Pfade an, auf welchen sie selbst mit Erfolg gewandelt zu

sein glaubten. Von so freundlicher Weisung, welche vor dem Holzweg auf der Hut zu sein anräth, liegt die peremptorische Entscheidung, dass das Heil nur in einer Richtung zu suchen sei, weit ab.

Es ist nicht abzusehen, ob und wie dergleichen überhaupt denkbar wäre. Denn wenn es gewiss ist, dass die Oekonomik nur aus dem Material immanenter, also aus der Erfahrung geschöpfter Vorstellungen aufgebaut werden dürfe, wenn es gewiss ist, dass in ihr kein Begriff zu finden sein soll, der nicht auf eine unmittelbare Anschauung zurückführbar wäre, wenn es gewiss ist, dass auf ihrem Gebiete Eingebungen, Extasen, Intuitionen ohne Belang sind, dann kann ihr auch keine ganz und gar eigene und allen anderen Erkenntnisweisen fremde Methode, keine auschliessliche Methode zugesprochen oder eine solche für sie erfunden werden. Demgemäss müssen auch alle Behauptungen, dass eine solche zu ersinnen wäre, in den Bereich der Fabel verwiesen werden. Nur die Cagliostros der Oekonomik faseln von einer besonderen ökonomistischen Methode, von einer ökonomistischen Methode schlechtweg, um durch deren vorgeblichen Besitz von den Gesetzen der Logik losgebunden zu sein und jeden ungereimten Gedanken, der ihnen durch den Kopf fährt, für das Resultat tiefer Elucubration ausgeben zu können. Wenn der Proökonomik nun auch der von Schwärmern erwünschte Stein der Weisen versagt bleibt, wenn sie auch jene Wünschelruthe zu brechen oder jene blaue Blume zu pflücken nicht vermag, welche alle Schlösser aufspringen heisst und alle Schätze zugänglich macht, so bleibt ihr doch ein weites Feld thatkräftigen Wirkens. Sie hat darzuthun, in welcher Weise sich auf diesem besonderen Gebiete des menschlichen Denkens die allgemeinen Gesetze, die dasselbe sonst beherrschen, bethätigen.

Alles Erkennen ist zweifach bedingt: subjectiv durch das Wesen der Erkenntnisfähigkeit, objectiv durch die Natur dessen, was erkannt werden soll. Alles Subjective ist seiner Natur nach Allgemeines, alles Besondere entspringt dem Objectiven. Die Formen und Gesetze der menschlichen Erkenntnis können nicht nur ihrem allgemeinen Gepräge nach, sondern auch nach ihren bedingten besonderen Modificationen betrachtet werden. Das Erste ist die Aufgabe der reinen oder allgemeinen, das Zweite die der besonderen Logik, welche auch angewandte Logik genannt werden kann, da es sich bei ihr um die Erfüllung des abstracten Schemas durch ein Concretes, also um eine Anwendung handelt. Die Proökonomik ist solche angewandte Logik, denn in ihr wird nicht untersucht, wie man zu Erkenntnissen überhaupt, sondern wie man zu ökonomischen Erkenntnissen insbesondere gelangen könne. Diese ökonomistische Methodologie wird daher von der generellen nur

durch eine Determination des Gegenstandes getrennt. Ein besonderes Merkmal tritt hinzu. Dieses besondere Merkmal wird nur im besonderen Inhalte liegen können, welchen ökonomische Begriffe haben müssen. Dieser besondere Inhalt wird auch besondere Schwierigkeiten mit sich bringen, welche nur auf methodologischem Wege zu überwinden sind. Die ökonomistische Methodologie wird daher der Logik gegenüber, welche die allgemeinen Denkgesetze darzulegen hat, als Logik eines besonderen Begriffskreises, von der Oekonomik selbst aber als eine Erörterung formeller Natur sich abgrenzen. Sie wird die ökonomische Erscheinung, deren Natur, die ökonomische Causalität und die Möglichkeit ökonomistischer Gesetze zu Gegenständen haben und hiemit auch die Frage nach der Möglichkeit der Oekonomik überhaupt zu beantworten suchen. Sie wird schliesslich bemüht sein, nicht nur auf die bereits angedeutete Art und Weise das Verhältnis der Oekonomik gegenüber der Logik, sondern auch ihr Verhältnis zu Psychologie, Biologie und Ethik zu kennzeichnen.

Diese nothwendige Untersuchung ist, insofern sie jeder Erforschung ökonomistischer Erkenntnisse vorauszugehen hat, P r o ö k o n o m i k. Sie ist, insofern ihr die Aufgabe eignet, die Methode klarzulegen, durch die ökonomische Erkenntnisse möglich sind, ökonomistische M e t h o d o l o g i e. Sie ist, insofern sie den Geist für Untersuchungen ökonomistischer Natur vorbereitet, ökonomistische P r o p ä d e u t i k. Sie ist, insofern sie die Wissenschaft von den Gesetzen des ökonomistischen Denkens genannt werden kann, ökonomistischer K a n o n. Sie ist, insofern sie das Mittel zum Zwecke des wissenschaftlichen Baues bedeutet, ein ökonomistisches O r g a n o n. Sie ist, insofern sie das ökonomistische Denken vor Irrthümern zu bewahren hat, ein ökonomistisches K a t h a r t i k o n. Dies Alles hat sie zu sein, jedoch Alles zugleich, keines getrennt und besonders. Wollen wir diese Vielheit in ihrer Einheit darstellen, so müssen wir sagen, die Proökonomik sei d i e T h e o r i e d e r ö k o n o m i s t i s c h e n T h e o r i e, d i e S e l b s t b e s i n n u n g d e s ö k o n o m i s t i s c h e n D e n k e n s, die allgemeine Wissenschaftslehre von der Oekonomik.

Dies als Antwort auf die Frage nach dem Masse ihrer Leistungsfähigkeit. Welche Bedeutung ist ihr demnach beizumessen? Die Frage schliesst zwei Momente in sich. Es wird sich erstlich darum handeln, festzustellen, was den Werth der Methodologie begründe; es wird sich weiters darum handeln, auszumitteln, wodurch dieser Werth begrenzt werde. Es ist Mode geworden, von der ökonomistischen Theorie praktische Vorschläge zu fordern und sie, wie einen Götzen, der nicht nach Bedarf Sonnenschein oder Regenwetter zu schaffen vermag, zu miss-

achten und zu misshandeln. Es ist Mode geworden, theoretischen Untersuchungen ökonomistischer Natur mit Misstrauen entgegenzukommen und jeden Versuch in dieser Richtung mit dem hämischen Hohnlächeln vermeintlicher Ueberlegenheit zu begrüssen. Es ist insbesondere Mode geworden, die Wissenschaft als ein Concrement von Anschauungen zu betrachten, ohne zu bedenken, dass nach Kant Begriffe ohne Anschauungen leer, Anschauungen aber ohne Begriffe blind sind. Wieso entstand diese Unsitte? Wie ist diese Manie zu erklären? Welchen Wurzeln entspringt diese fixe Idee? Das ist schwer zu sagen. Warum so viele Praktiker die Theorie schief ansehen, ist erklärlich. Warum so viele Nichtpraktiker sie herabsetzen, darüber kann man sich nur in Vermuthungen ergehen. Vielleicht geben sie vor, nicht theoretisch denken zu wollen, weil sie es nicht können; vielleicht halten sie sich, uneingedenk der Regel, dass aus blosser Verneinung kein positiver Schluss zu ziehen sei, nur darum für Praktiker, weil sie keine Theoretiker sind; vielleicht beten sie einem grossen Staatsmanne nach, der die Theorie, dass die Theorie lächerlich sei, mit der ganzen Wucht einer gigantischen Persönlichkeit vertreten hat.

Gewiss ist uns das Eine, dass mancher jener trockenen Schwärmer den Versuch, eine Theorie der Theorie zu entwickeln, gewissermassen als eine aufs Quadrat erhobene Träumerei, als einen Traum im Traume betrachten würde. Ob mit Recht? Wir erörtern dies nicht. Wir können nur über das urtheilen, was uns als ein Vorliegendes gegeben ist; wo wir selbst beurtheilt werden sollen, unterfangen wir uns nicht eines Rechtspruches. Wir entscheiden, wo wir Richter, nicht dort, wo wir Partei sind. Richter ist Jeder über das Gewordene; die Zukunft allein ist das Forum der Processe, welche die Gegenwart erfüllen. Wir sind der Ansicht, dass Erwägungen wie diejenigen, die wir nun unternehmen, nothwendig sind; Andere meinen wohl sie seien überflüssig. Vielleicht wird der Appell an die Zukunft für die eine oder die andere dieser Anschauungen, vielleicht auch für beide erfolglos sein, vielleicht wird die eine oder die andere, vielleicht werden auch beide gar nicht vor das competente Forum gelangen. Dies verschlüge nichts. Auch in diesem Falle hätte es nicht mit seinem Rechtsspruche zurückgehalten, denn nicht urtheilen heisst hier verurtheilen.

Wir haben gesagt, dass die Proökonomik Theorie der Theorie sei. Sie wäre somit eine Theorie, deren Gegenstand die Theorie ist. Da nun der Gegenstand der beabsichtigten Theorie die ökonomistische Theorie insbesondere ist, da der Gegenstand einer Erörterung innerhalb derselben nothwendigerweise zur Besprechung gelangen muss, ist es natürlich, dass in den nachfolgenden Untersuchungen sich ökono-

mistische Anschauungen einer bestimmten Art geltend machen werden. In der Proökonomik beabsichtigen wir allerdings nur den Weg nach dem Ziele der ökonomischen Erkenntnis zu weisen. Wenn wir dies aber thun, wird es oft unvermeidlich, dass am Ende des rechten Pfades das erwünschte Ziel von ferne sichtbar wird. Wohl behalten wir uns vor, die Strasse selbst, die wir uns in der Proökonomik durch sorgfältige Untersuchung ausgemittelt haben, in vorsichtigem Schritte zu wandeln, um am Schlusse derselben das Gebäude der Theorie zu betreten. Allein wir können es nicht verhindern, dass der Blick, der die Bahn der Untersuchung hingleitet, hie und da einen Erker, einen Flügel, einen Giebel oder ein Thürmchen aus weiter Ferne herüber schimmern sieht.

Jedenfalls ist festzuhalten, dass es nicht Zweck dieser Untersuchungen ist, ökonomische Anschauungen zu entwickeln, sondern darzulegen, wie diese sich überhaupt bilden. Festzuhalten ist, dass wir uns hier nicht mit den ökonomischen Erscheinungen befassen, sondern mit der Möglichkeit unserer Erkenntnis derselben, festzuhalten ist, dass alles Gegenständliche, das in diesem Punkte zur Erörterung kommt, nur Beispiel, nur Gerüst ist und wegfallen kann, ohne das Erörterte zu schädigen. Wenn ich durch ein Fernrohr auf einen entfernten Gegenstand hinblicke, kann ich dabei von zweifacher Absicht ausgehen. Die eine Absicht kann die sein, dass ich die Güte des Instrumentes erkunden will, die andere Absicht könnte die Verwendung des Instrumentes zu dem Zwecke sein, den Gegenstand zu erkunden. Untersuchungen ökonomischer Natur werden in der Proökonomik in der ersten Absicht, in der Oekonomik selbst in der zweiten Absicht angestellt. Wessen Natur so ungeduldig ist, dass ihm diese Art der Untersuchung eine zu umständliche erscheint, der erinnere sich, dass es nur ein Mittel giebt, das zur Wahrheit zu führen vermag, eine möglichst umfassende Untersuchung nämlich. Und was wäre unter einer umfassenden Untersuchung zu verstehen? Voraussetzungslos und ohne Rücksicht auf das bisher Erworbene wieder von vorne zu denken anfangen und über die Grenze des bisher Errungenen hinaus weiter denken, wo möglich zu Ende denken!

Die methodologische Proökonomik unternimmt es, den Ursprung der ökonomistischen Vorstellungen zu erörtern. Diesem Beginnen stellen sich mannigfache Schwierigkeiten entgegen. Carl Menger hebt mit Recht hervor, dass das Wissensgebiet der Oekonomik um seiner unvergleichlichen Schwierigkeiten willen die höchsten Anforderungen an den Forschergeist stelle. Er fügt hinzu: „Nie ist die Reform einer Wissenschaft schwieriger und zum Mindesten

zunächst, weniger lohnend, als wenn hervorragende Geister dieselbe bereits erfolglos versucht haben; denn der Druck der Autorität dieser letzteren lähmt die Zuversicht der Nachstrebenden und zugleich die Anerkennung wirklich errungener Erfolge; er lähmt die Thatkraft der schöpferischen und die Freiheit des Urtheils der recipirenden Geister.“ Was der scharfsinnige Oekonomist hier von der Oekonomik überhaupt sagt, das gilt auch von der Methodologie insbesondere. Sie ist wichtig, sie ist aber auch schwierig und ihre Schwierigkeit ist so gross wie ihre Wichtigkeit. Dass die Methodologie unbedingt nothwendig ist, das hebt bereits Marshall in seiner Schrift „The Present Position of Economics“ hervor. „To grasp at on view this manifold mutual action is a task that few can achieve. None can do it save those who have trained habits of scientific thought; and work whith the aid of a special organon“ (p. 31). In ähnlicher Weise äussert sich Keynes (Scope and Method p. 199): „For these reasons, it is impossible to frame any general theories of value, interest, wages, rent by purely à posteriori methods of reasoning. Recourse must needs be had to a method, in which deduction from elementary principles of human nature occupies a position of central, though not exclusive, importance. Upon this point, there is a practical umanimity amongst economists, with the exception of the extreme wing of the historial school; and they do not so much affirm that general theories can be obtained by the method of specific experience, as that it is useless attempting to obtain general theories at all.“ C. Menger, welcher sich um die Methodologie bekanntlich sehr bedeutende Verdienste erworben, äussert sich hinsichtlich ihrer Bedeutung an verschiedenen Stellen seiner Schriften in verschiedenem Sinne. Menger sagt, er schlage die Bedeutung der Methodik für die Forschung überhaupt und speciell für jene auf dem Gebiete der Oekonomik nicht allzuhoch an; die wichtigsten wissenschaftlichen Ergebnisse seien von Männern ausgegangen, welche methodischen Untersuchungen fernstanden, während die grössten Methodiker sich nicht selten als höchst unfruchtbare Forscher auf dem Gebiete jener Wissenschaften erwiesen haben, deren Erkenntniswege sie mit imponirender Klarheit zu weisen vermochten. Zwischen der Feststellung der Methodik und dem Ausbaue einer Wissenschaft liege ein unermesslicher Abstand, welcher nur durch das Genie überbrückt zu werden vermag. Das geübte Forschertalent habe oft genug schon ohne ausgebildete Methodik, die Methodik ohne jenes niemals noch eine Wissenschaft geschaffen oder in epochemachender Weise umgestaltet. Anders urtheilt Menger an anderen Stellen. So sagt er (Untersuchungen p. X): „Sind wir nur einmal

über die Ziele der Forschung auf dem Gebiete der Volkswirthschaft zu voller Klarheit gelangt, die Festsetzung der Wege zu diesen Zielen wird uns dann hoffentlich nicht allzuschwer fallen, wenn nur alle Jene, welche an der Begründung der Methodik der Nationalökonomie berufen sind, die Ergebnisse der allgemeinen, erkenntnistheoretischen Untersuchungen für die speciellen Aufgaben unserer Wissenschaft ernstlich, ernstlicher und verständlicher als dies bisher der Fall war, zu verwerthen bemüht sein werden.“ Dann weiteres (p. XIX): „Die Methodik hat somit das Wort und wird es behaupten, bis durch Klarstellung der Ziele der Forschung und in weiterer Folge durch Klarstellung der Erkenntniswege zu denselben jene Hemmnisse beseitigt sein werden, welche durch irreleitende methodische Grundsätze den Fortschritten der politischen Oekonomie in Deutschland entstanden sind.“ Schliesslich, in seiner Abhandlung über die Classification der Wirthschaftswissenschaft (p. 24) nennt er die methodologische Frage die wichtigste und dringendste, über welche zur Klarheit zu gelangen wir alle bestrebt sein sollten. Man sieht somit, dass der genannte Forscher, dessen Anschauungen zu bedeutsam sind, als dass man sich mit ihnen nicht auseinandersetzen müsste, die Methodologie einerseits als bedeutsam, andererseits aber als wenig bedeutsam darstellte. Dies ist nur ein scheinbarer Widerspruch. Die Angelegenheit hat in der That zwei Seiten. Die Methodologie ist in einer Hinsicht werthvoll, in der andern nicht. Die Methodologie ist werthlos für denjenigen, der in ihr ein Mittel sucht, um die wirthschaftliche Erkenntnis zu vermehren: sie vermag Keinen über den Bereich, den sich die Wissenschaft zu eigen gemacht, hinauszutragen: wer von ihr fordert, dass sie ihm eine neue, eigenartige, unfehlbare Weise zur Vermehrung seines geistigen Besitzstandes oder des geistigen Besitzstandes der Oekonomik überhaupt angebe, der steht auf dem einfältigen Standpunkte desjenigen, dem die Oekonomik selbst eine unnütze Wissenschaft scheint, solange sie ihn nicht lehrt, wie man binnen kurzer Frist mit leichter Mühe ein Crösus wird: die Chemie lehrt nicht Gold machen; die Oekonomik nicht Gold erwerben; die Methodologie nicht das Zaubermittel, mit dem die Geheimnisse des Reichwerdens zu enträthseln wären. Dennoch ist die Chemie nicht müssig, sie lehrt die Naturkräfte kennen, damit man sie im Kampfe um das Dasein verwerthe: die Oekonomik betrachtet die Gesetze der Verwerthung als solche: die Methodologie dagegen sucht die Gesetze des ökonomistischen Denkens. Die Methodologie ist werthvoll für denjenigen, der sich fragt, wie die Oekonomik überhaupt möglich ist. Mittels eines förmlichen Kriegsplanes mag man dem Feinde auf den Leib rücken, aber nicht dem Freunde, dem Irr-

thume, aber nicht der Wahrheit. Sie ist nicht durch eine feste Taktik, nicht durch eine regelrechte Belagerung zu erobern. Die Methodologie wird uns werthvoll sein gegenüber dem Irrthum, aber nicht für die Wahrheit. Sie wird uns davor bewahren, dass wir vom rechten Wege abirren. Sie wird uns dieserart auch den rechten Weg weisen. Die Kraft aber, den Weg, den sie uns weist, auch zu wandeln, vermag sie uns aber nicht zu verleihen; sie giebt uns weder ein Vehikel, auf dem wir mühelos zu unserm Ziele gelangen könnten, noch auch die natürlichen Bewegungsorgane, welcher wir uns bei dieser Gelegenheit bedienen könnten. Eine Methode, mittels welcher man auf neue Gedanken gerathen könnte, wäre ein Apparat, der das Genie mechanisirt. Scholastiker vom Schlage eines Lullus suchten zur Zeit, da die Alchymie in Blüte stand, nach einer unfehlbaren Operation, mittels welcher man auf neue Gedanken gerathen könnte; aber der göttliche Funke des Gedankens lässt sich nicht gleich dem der Electricität meistern; es giebt keinen Vorgang, welcher es ermöglichen würde, Jeden binnen einer Woche zu einem Forscher zu machen, so wenig als eine Jägersche „Anthropinpille" einen Lastträger in einen Dichter umwandelt. Eine Methode, zu Neuem zu gelangen, das ist ein alter Weg zu neuen Dingen. Hat man die Methode, welche zu Neuem führen könnte, so hat man selbstverständlich auch das Neue selbst. Gemeiniglich ist es umgekehrt der Fall: zuerst die Theorie, dann der Weg, auf dem zu ihr gelangt worden. Hieraus eben könnte auch ein bemerkenswerther Einwand gegen die Möglichkeit der Methodologie erhoben werden; man könnte sagen: wenn die Methodologie in der That Theorie der Theorie ist, so ist die ökonomistische Methodologie ja auch nothwendig durch den Bestand einer Theorie bedingt; wenn diese nicht vorhanden ist, so ist auch jene nicht möglich; nun giebt es aber keine ökonomistische Theorie; folglich ist auch der Gedanke, eine Theorie der ökonomistischen Theorie zu schaffen, in sich selbst widerspruchsvoll und daher ungereimt.

Das Argument ist bestechend, aber es ist falsch. Dass es nämlich keine Theorie der ökonomistischen Erscheinungen giebt, das ist die Prämisse, und diese Prämisse lässt sich nicht erweisen. Wir verfügen über eine ökonomistische Theorie, sie mag fehlerhaft, irrig, lückenhaft sein, aber sie ist. Und weil sie existirt, ist auch eine Methodologie möglich. Die empirische Beobachtung des wissenschaftlichen Denkens leidet jedoch an einem bedeutsamen Gebrechen. Das Wesentliche der Gedankenvorgänge, mit welchen der menschliche Geist zur Wahrheit gelangt, wird dem Forscher selbst nicht bewusst; denn gerade im gegebenen Augenblicke spielen sich die psychologischen Phänomene,

welche gleichzeitig logische Operationen sind, so schnell ab, und gerade im gegebenen Augenblicke ist die Aufmersamkeit des Denkenden so sehr auf das Object seiner Vorstellungsthätigkeit gerichtet, dass alle Selbstbeobachtung ausgeschlossen ist. Die Beobachtung Anderer bietet hinsichtlich desselben Gegenstandes noch fragwürdigere Erfolge: was Einer an sich selbst nicht zu beobachten vermag, kann er selbstverständlich auch nicht von Anderen beobachten lassen.

Dass sich das wissenschaftliche Denken demnach, sofern es Thätigkeit ist, verhüllt und nur die Resultate offen zutage liegen, das ist zwar bedauerlich, aber es ist nicht allzusehr zu beklagen. Denn wüssten wir auch Alles, was unserer wissenschaftlichen Neugier verborgen ist, es würde uns doch nicht frommen. Solche Einsicht wäre, wenn wir wir sie hätten, sicherlich solcherart, dass nur Jene von ihr Gebrauch machen könnten, welche ihrer vermöge ihrer Naturanlage gar nicht bedürften. Den Anderen dagegen wäre sie gewissermassen eine allzuschwere Rüstung, in die sie wohl schlüpfen, in der sie sich aber nicht bewegen könnten.

Die Proökonomik ist eine theoretische Wissenschaft, sie legt dar, wie die ökonomistischen Anschauungen entstehen. Da sie ein Entstehen darstellt, ist ihre Methode die genetische. Sofern sie ein Entstehen darstellt, ist sie Wissenschaft, zumal ja im Entstehen ein Causalzusammenhang gegeben ist. Die praktische Anwendbarkeit dieser Theorie würde eine praktische Methodologie ergeben, eine Darlegung der Art und Weise nämlich, in der die methodologischen Einsichten gelegentlich der Forschung selbst anzuwenden und nutzbar zu machen wären. So zerfiele also die Methodologie in eine theoretische und praktische. Eine so genaue Behandlungsart dürfte aber zur Zeit noch nicht angemessen sein. Denn schliesslich müsste sie auch zu der Frage führen, wie die Anwendungsgrundsätze anzuwenden wären; dies würde somit, wie man sieht, ins Uferlose leiten. Die Methodologie ist eine Wissenschaft über eine Wissenschaft, sie ist eine Theorie, deren praktische Anwendung in ihrer Praxis, welche hier Theorie der Oekonomik ist, gelehrt wird. Aufgabe der Methodologie ist es demgemäss, eine richtige Auffassung der Oekonomik als Wissenschaft anzubahnen; sie hat das Problem, in welcher Art ökonomische Erkenntnis möglich wird, zu behandeln, sie hat aber solche Erkenntnis nicht zu ermöglichen; sie hat vielmehr nur die Anschauungen über diese Erkenntnismöglichkeit zu klären.

Wenn wir in dieser Art den wissenschaftlichen Charakter der Methodologie zu bestimmen suchen, so drängt sich uns auch noch eine weitere Frage auf, die Frage nämlich, nach welchen Grundsätzen bei methodologischen Forschungen überhaupt und insbesondere bei solchen

hinsichtlich der Oekonomik vorgegangen werden soll; dies ist eine Angelegenheit, welche nur berührt werden möge. Denn das Problem, ob es nicht möglich, ja sogar nothwendig wäre, einer Methodologie wieder eine Methologie ihrer selbst vorauszusenden, scheint uns denn doch zu weit zu gehen. Es lässt sich allerdings nicht leugnen, dass hier ein Feld wissenschaftlicher Arbeit sich aufthue, welches vielleicht interessante Ausbeute verspricht. Aber die Mothodologie selbst ist noch zu sehr in den Kinderschuhen, als dass man daran denken könnte, diesen Seitenpfad mit einigem Erfolge einzuschlagen. Wenn wir nun auch sagen, die Methodologie müsse zuerst gefördert werden, ehe solche Ueberfeinheiten, solcher Luxus des wissenschaftlichen Denkens, solche zu weit gehende Akribie der Forschung in Erwägung gezogen werden könnte, so müssen wir doch das Wesentlichste dieser möglichen und vielleicht auch künftigen Methodologie der Methodologie in Betracht ziehen. Die Methodologie ist eine Wissenschaft; welcher Art ist sie? Welche Erscheinungen hat sie zum Gegenstande? Ist sie apriorischer oder aposteriorischer Natur? Diese Probleme sind von Wichtigkeit und insbesondere das letzte darf nicht leicht genommen werden. Denn die Methodologie der Oekonomik ist entweder apriorisch, dann ist sie eine Darlegung, wie Oekonomik als Wissenschaft aussehen soll, ohne selbst eine Wissenschaft zu sein, eine Darlegung, wie man nach wirthschaftlichen Erkenntnissen forschen soll, ohne selbst Erkenntnis zu sein. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, dass sie aposteriorisch ist; wenn dem aber so ist, so ist sie Erfahrungswissenschaft, so stellt sie nicht dar, wie die ökonomischen Begriffe gebildet werden sollen, um richtig zu sein, sondern wie die ökonomische Erkenntnis sich überhaupt bilde; wenn sie aposteriorisch ist, so vermag sie sich weiters nur auf Grund des Vorhandenen aufzubauen; sie vermag daher ihrem ganzen Wesen nach der Wissenschaft nicht neue Bahnen zu eröffnen, neue Gebiete zu erobern, ungekannten Aufschwung zu verleihen.

Man könnte uns nun einwenden: wenn die Methodologie nicht im Stande ist, uns die Wege zu weisen, auf welchen wir zu neuen ökonomistischen Verhältnissen gelangen könnten, so bedürfen wir dieser Disciplin nicht; sie hätte nur insofern einen Werth, als sie uns eben neue Verhältnisse verheisst; thut sie nicht einmal dies, so hat sie gar nicht das Recht, das Wort zu ergreifen. Ein solcher Einwand wäre nicht stichhaltig. Wenn man von der Methodologie mehr verlangt als sie ihrem Wesen nach zu leisten im Stande ist, so liegt das Unrecht nicht auf Seite der Methodologie, sondern auf jener der Forderung. Bevor wir wissen, wie neue Erkenntnisse auf dem Gebiete der Oekonomik möglich wären, müssen wir wissen, wie Erkenntnisse überhaupt

denkbar sind. Ist dies ausgemacht, so können wir sagen, auf dem Wege, auf welchem sich ökonomische Erkenntnisse überhaupt bilden mögen, müssen auch insbesondere neue Erkenntnisse zu erlangen sein. Die richtige Methode angeben, wie in jedem Falle jede Frage zu lösen wäre, hiesse alle Probleme der Wissenschaft in einem lösen; denn die Befolgung der richtigen Methode wäre dann ein Spiel. Die richtige Methode lässt sich nur erfahrungsmässig, lässt sich nur am Erfolge, lässt sich nur a posteriori bestimmen. Ist es gelungen, auf irgend einem Wege zu wirklichen Erkenntnissen durchzudringen, dann kann man nach rückwärts schliessen, dass jener Erkenntnisweg der richtige war: die Entscheidung über den Werth des Erkenntnisweges liegt somit immer bei der Bewährung: von vornherein und vor aller Erfahrung lässt sich derselbe nicht ausmachen: es muss versucht werden; bei jeder Schwierigkeit hat sich der Forscher zu fragen, in welcher Weise sie wohl zu überwinden wäre; gelangt er nicht zu sicheren Ergebnissen, was sich bald aufklärt, so war seine Behandlung falsch; gelangt er dazu, so war seine Behandlung richtig. Wer eine Methodologie als Schlüssel zu allen wirthschaftlichen Räthseln verheissen wollte, würde sich einer Anmassung schuldig machen: noch mehr, er würde auf dem Wege der Theorie die unheilvollen Spuren Laws wandeln. Dass wir bei der Untersuchung, wie ökonomische Erkenntnisse überhaupt möglich wären, zu Entdeckungen im wahrsten Sinne des Wortes gelangen könnten, das ist von vornherein nicht auszusagen, das ist aber auch von vornherein nicht auszuschliessen: wir dürfen im besten Falle Klärungen, aber nicht Vermehrungen unserer Einsichten hoffen. Als Columbus das Schiff betrat, mit welchem er seine denkwürdige Fahrt machte, hat er gewiss nicht ausgesprochen, er segele nun in die Weite, um Amerika zu entdecken.

Wir müssen noch eines möglichen Einwandes hinsichtlich der Bedeutung der Methodologie für die Wissenschaft Erwähnung thun. Keynes sagt mit Recht (Scope and Meth. p. 2): „In passing to the considelation of method, we are dealing with a branch of applied logic, the object being to determine the nature of the logical process specially appropriate to the study — that is, the methods of investigation and proof of which it can avail itself — and the logical character of its conclusions as affected thereby." Ist demgemäss Proökonomik angewandte Logik, so könnte folgendes Bedenken rege werden. Wir vertreten die Anschauung, dass das wirthschaftliche Handeln mit dem Handeln überhaupt gleichbedeutend sei, dass mit anderen Worten jede Handlung eine wirthschaftliche sei; wir vertreten die Anschauung, dass das wirthschaftliche Denken überhaupt mit dem Denken gleich-

bedeutend, dass mit anderen Worten jedes Denken ein wirthschaftliches sei. Haben wir hierin Recht, so liegt der Schluss nahe, dass die wirthschaftliche Methodologie die Methodologie des Denkens überhaupt ist. Denn steht das Denken überhaupt im Dienste der Wirthschaft, ist die Oekonomik überhaupt die Wissenschaft vom menschlichen Handeln im weitesten Sinne, zumal ja vom menschlichen Handeln überhaupt die Gestaltung des menschlichen Schicksals abhängt, so muss die ökonomistische Methodologie auch mit der Logik überhaupt zusammenfallen. Dann wäre es nicht nothwendig in einer Methodologie zu arbeiten; sie läge in der Logik, bereits vor. Betrachten wir diesen Einwand näher. Er besagt Folgendes: ist die ökonomistische Methodologie angewendete Logik, so ist sie Anwendung der Logik auf ein besonderes Gebiet des Denkens ist sie Anwendung der Logik auf ein besonderes Gebiet des Denkens, so kann Oekonomik nicht die weite Spannung haben, welche wir ihr geben; es ist also eins von beiden falsch, entweder dass die ökonomistische Methodologie angewandte Logik ist, oder dass der Oekonomik die Weite eigen, welche wir ihr beigemessen. Dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Die Logik beschäftigt sich mit den rein formalen Beziehungen des Denkens. Die Oekonomik befasst sich dagegen mit der materiellen Beziehung der Finalität. Sofern in der Finalität formale Beziehungen der Vorstellungen zur Anwendung kommen, ist eine Anwendung der Logik auf finale Vorstellungen möglich. Betrachtet die Oekonomik die Erscheinungen, sofern sie finale sind, so betrachtet sie eine mögliche, nicht aber eine überall thatsächliche Beziehung derselben zum menschlichen Willen. Sie fasst die Natur, soweit sie erkennbar ist, Makrokosmos und Mikrokosmos, nicht hinsichtlich der Causalität überhaupt ins Auge, sondern hinsichtlich einer besonderen Art der Causalität, hinsichtlich der Zweckmässigkeit nämlich. Wir sehen somit, dass die ökonomistische Methodologie angewandte Logik sein kann, sofern die Logik mit Causalitätsbegriffen überhaupt, die ökonomistische Methodologie dagegen mit einer besonderen Art von Causalitätsbegriffen, mit Finalitätsbegriffen nämlich zu thun hat; wir sehen ferner zu gleicher Zeit, dass die Thatsache der ökonomistischen Methodologie keineswegs der von uns vertretenen Spannung der Oekonomik widerspricht, weil es sich in ihr lediglich um eine besondere Beziehung der Begriffe überhaupt handelt.

Wir haben die Bedeutung der Methodologie für die Wissenschaft genugsam gewürdigt. Betrachten wir in Kurzem die Grenzen dieser Disciplin. Ausgeschlossen aus ihr ist Alles, was erst als ihre Consequenz oder gar als die Consequenz ihrer Consequenz denkbar ist; ausgeschlossen ist aus der Methodologie somit nicht nur die Theorie,

sondern zumal auch die Anwendung der Theorie auf das Leben. Wir werden daher nicht Gelegenheit haben, in einen Fehler zu verfallen, dessen sich die meisten methodologischen Untersuchungen schuldig machen: wir werden die Rolle, welche der Staat im Wirthschaftsleben spielen soll, in der Methodologie nicht erörtern. Es ist dies eine Frage, welche nicht an der Pforte der Wissenschaft zu behandeln ist: nicht von vornherein und bevor wir die Gesetze der Oekonomik kennen, vermögen wir darüber zu urtheilen, wie diese Gesetze zu Gunsten der Gesammtheit angewendet werden sollen. Erst aus der vollen Erfassung des Thatsächlichen an den wirthschaftlichen Erscheinungen quillt das Verständnis dessen, was der Staat ist, was der Staat thun kann, was der Staat zu thun hat. Die Rolle des Staates zu bestimmen, ist nicht Sache der thoretischen Oekonomik, geschweige denn der Theorie selbst. Sie kann an der ihr einzig angemessenen Stelle nur im Zusammenhange mit der Frage, in welcher Art die ökonomischen Verhältnisse anzuwenden wären, also im praktischen Theile des Systems abgehandelt werden.

Drittes Capitel.

Die Entwicklung der Methodologie.

Es ist Aufgabe des Geschichtsschreibers, alle Erscheinungen, welche irgendwie für die Entwicklung seines Gegenstandes von Bedeutung gewesen sein mögen, mit Sorfalt darzustellen. Es liegt nicht in unserer Absicht, eine Geschichte der methodologischen Forschung, sondern eine solche der Methodologie zu versuchen. Wir werden es demnach vornehmlich mit dem Probleme selbst, mit dessen Umgestaltung, mit den auf die wissenschaftliche Frage hin versuchten Lösungen zu thun haben; die rein individuellen Abänderungen nebensächlicher Natur sollen uns aber nicht von der Beobachtung der Hauptlinien, welche dem Werdegange des Problemes eigenthümlich sind, ablenken.

Wo immer die Entwicklung von Anschauungen erwogen wird, dort sind mehrere Momente ins Auge zu fassen, welche aus dem Wesen der Gedankenentfaltung erfliessen. Es ist zunächst festzuhalten, dass die Gedankenbildung ein Process ist, in welchem das Frühere das Spätere bedingt. Die spätere Lehrmeinung fusst auf den früheren und bildet ein nothwendiges Ergebnis aller zeitlich vorhergehenden einschlägigen Anschauungen. Das Darstellungsprincip nach diesem Gesichtspunkte könnte das doxographische genannt werden. Weiters ist die Abhängigkeit der Anschauungen von dem jeweiligen Stande der allgemeinen Ansichten in Berücksichtigung zu ziehen; das ist der culturelle Gesichtspunkt, welchem gemäss ein Gedankengebilde einer bestimmten Epoche mit Gedankengebilden derselben Epoche in Beziehung steht. Das in ihm ausgedrückte Darstellungsprincip könnte das der Contemporaneität genannt werden. Diese beiden Gesichtspunkte können aber in ihrem Zusammenwirken keineswegs eine volle Lösung der Frage, wie sich eine Anschauung von bestimmten Gegenständen gebildet

habe, bieten. Denn da muss auch noch das individuelle Moment hinzutreten, das in der Existenz und Wirksamkeit spontan eingreifender Persönlichkeiten gelegen ist. Es ist der Einfall, welcher hier zu einer bildenden Kraft wird. Dieses individuelle Moment lässt genauere Untersuchung zu: es kann zum Gegenstande einer besonderen Forschung gemacht werden, wie sich ein bestimmtes Wesen, welchem es vergönnt war, durch seine Ueberlegungen die Entwicklung eines Gedankens zu fördern, selbst entwickelt haben mag, wie es dazu kam, gerade diese und keine andere Vorstellung in Erscheinung treten zu lassen. Erklärungsversuche in dieser Richtung werden nie vollständig sein können, weil eine exacte Beobachtung solcher rein psychologischen Vorgänge, wie wir bereits betont haben, unmöglich ist. Demgemäss wird auch das Hauptgewicht einer evolutionistischen Darstellung sich darauf beschränken müssen, einerseits die innere Nothwendigkeit ins Licht zu setzen, vermöge welcher ein Gedankengebilde aus dem andern entsteht, andererseits die äussere Nothwendigkeit, vermöge welcher das allgemeine Zeitbewusstsein auf die Gestaltung solcher Gedankengebilde Einfluss nimmt. Würde bloss die erste Genese ins Auge gefasst werden, so würde man unfehlbar zu historischer Construction gelangen; würde ausschliesslich die zweite Genese in Betracht gezogen werden, so müsste der innere Zusammenhang der Anschauungen fehlen: es könnte demnach nicht eine evolutionistische Darstellung erreicht werden. Aber weder die erste noch die zweite geben in ihrem Zusammenhalte ein volles Bild der Wirklichkeit, weil das individuelle Moment, in das wir nur mangelhafte Einsicht haben, nicht behufs der Herstellung des exacten Connexes einzuflechten ist. Die Entwicklung der Methodologie lässt sich somit nicht mit voller Adäqualheit zum Bewusstsein bringen.

I. Die rationalistische Periode.

Hinsichtlich des methodologischen Problemes der Oekonomik war man nicht nur nicht immer ein und derselben Meinung; es hat auch Zeitläufte gegeben, da man über diesen Gegenstand gar keine Ansichten hegte, da er einfach nicht existirte. Solange man in die Gesetze der Oekonomik noch unbedingtes Vertrauen setzte, solange man in ihnen allgemeine Regelmässigkeiten erblickte, die mehr oder weniger bei allen Völkern und für alle Zeiten Giltigkeit hätten, fragte man nicht

viel nach der Herkunft einer bestimmten Lehre, nach ihrer Entstehungsweise, nach ihrer Existenzberechtigung. Bis zum Erlöschen jenes Dreigestirnes von Oekonomisten, das als classische Schule bekannt ist, hat es daher keine Methodologie, sondern nur eine Methode gegeben.

Galiani hat dargelegt, dass das beste System in Bezug auf den Getreidehandel darin bestehe, überhaupt keines zu besitzen. Vor und während der classischen Epoche nationalökonomischen Denkens scheinen die massgebendsten Schriftsteller bezüglich der methodologischen Frage einem ähnlichen Principe der Principienlosigkeit gehuldigt zu haben. Steuart berücksichtigt die socialen Entwicklungsstufen und ihre Wirthschaftsformen, er befolgt also die inductive, empirische Methode: aber er besitzt keine methodologischen Grundsätze. Das Genie eines Smith geht seinen Weg ohne Methodologie so sicher wie die Sterne den ihren ohne Kenntnis der Astronomie. Buckle behauptet wohl, dass die Methode des schottischen Denkers ausschliesslich die deductive gewesen sei. Cliffe Leslie meint dagegen mit Comte, Smith habe nur auf inductivem Wege geforscht. Ingram steht vermittelnd zwischen beiden Ansichten; seiner Meinung nach begegnet man in dem berühmten Werke über den Völkerreichthum zwei verschiedenen Behandlungsarten: auf der einen Seite der inductiven Forschung, auf der anderen der apriorischen Speculation. In der That lässt sich von Smith weder nachweisen, dass er ausschliesslich inductiv noch auch, dass er ausschliesslich deductiv verfahre, weil sich nicht darthun lässt, dass er eine dieser beiden Methoden in bewusster Weise vorgezogen, die andere aber von sich gewiesen habe. Keynes hebt daher mit Recht hervor, dass Smith keine Methode verschmäht habe, welche ihn zum Ziele hätte führen können.

Die beiden Elemente der deductiven und inductiven Methode, welche in Smith noch undifferenzirt nebeneinander liegen, treten nach dem Erscheinen seines Werkes auseinander. Es wird einerseits die deductive Methode befolgt, andererseits die inductive. Beide Richtungen berufen sich auf Smith; die eine preist in ihm den Schöpfer der deductiven, die andere in ihm den der inductiven Methode. Hält man beide Anschauungen gegeneinander, so gewahrt man, dass sie wohl beide begründet sind, dass aber doch in dem Grade ihrer Berechtigung ein Unterschied vorwalte. Das deductive Element überwiegt in Smith; in dieser Hinsicht steht er seinem Freunde Hume antagonistisch gegenüber. Solches Ueberwiegen ist ein Phänomen, das historische Würdigung beansprucht. Sie kann uns nach den in der Einleitung gebotenen Ausführungen nicht schwer werden. Infolge des Umstandes, dass sich die Oekonomik aus der Philosophie entwickelt, sich von ihr abgeschnürt hat, mussten ihre ersten Entwicklungsformen

auch das Speculative an sich stärker hervortreten lassen als das Empirische. Dies drückt sich in Ricardo besonders deutlich aus.

Auch Ricardo bemengt sich nicht mit dem methodologischen Problem. Während Smith dadurch, dass er Alles, was vor ihm an Theorie geboten worden, zusammenfasst und andererseits dadurch, dass alle Wege, die nach ihm eingeschlagen werden, von ihm ausgehen, an seinen Zeitgenossen Kant erinnert, gemahnt Ricardo an Hegel. Auch bei ihm bewegen sich die Begriffe gleichsam von selbst, sie bekunden ein eigenartiges, energisches, aber dabei kaltes, man möchte fast sagen, ein lebloses Leben. Es ist verwunderlich, wie dieser halbgebildete Mann mit Abstractionen zu jongliren verstand. Ricardo entwickelte durch voreilige Verallgemeinerungen Gesetze ökonomischer Erscheinungen. Er deducirte nur. Auf diese Weise gelangte er zu den seltsamsten und merkwürdigsten Resultaten. Eine ganze Generation bewunderte seine Kunstfertigkeit; sie war ob derselben so verblüfft, dass sie es nicht fassen konnte, in welcher Art es Ricardo zuwege brachte, so gewandt mit Gesetzen und Theorien sein Spiel zu treiben.

Die Oekonomisten erholten sich allmälig von ihrem Erstaunen, sie fragten, ob die Anschauungen Ricardos mit der Wirklichkeit im Einklang stünden. Um dies zu eruiren, musste eben diese Wirklichkeit ermittelt werden. Dabei hat es sich denn herausgestellt, dass das Thatsächliche mit den ökonomischen Dogmen nicht übereinstimme. Hieraus lassen sich zwei Schlüsse ziehen. Der erste lautet: Die Wirklichkeit ist nicht so, wie sie sein soll. Der andere Schluss lautet: Die Oekonomik ist nicht so, wie sie sein soll. Es ist ferner möglich, beide Schlüsse gleichzeitig zu ziehen, sie in eine Synthese zusammenzufassen: man kann sagen: Weder die Wirthschaft noch die Wirthschaftslehre ist in Ordnung. Auch bezüglich dieses Satzes kann sich eine Diversität der Anschauungen ergeben. Die Einen können sagen: Weder die Wirthschaft noch die Wirthschaftlehre ist in Ordnung, aber die Wirthschaft muss sich nach der Wirthschaftslehre richten. Die Anderen können sagen: weder die Wirthschaft, noch die Wirthschaftslehre ist in Ordnung, aber die Wirthschaftslehre muss sich nach der Wirthschaft richten; aus dem Thatsächlichen ist eine Theorie zu gestalten, aus der dann das Praktische erst abzuleiten wäre. Die Ersteren rufen: Handeln wir nur rasch, die Theorie mag später kommen. Die Lezteren mahnen: Verstehet die Dinge zuerst, das Handeln wird sich nachher finden. Die thatsächliche Entwicklung hat sich nahezu in den Bahnen dieses logischen Schemas bewegt.

Neben Ricardo ragte Malthus. Er vertrat das Ueberwiegen des

empirischen Elementes. Seine Methode war zwar noch eine im Wesentlichen deductive, aber ihre Form ist durch erfahrungsmässige Ermittlungen derart erfüllt, dass sie sich sehr der inductiven nähert. Malthus weist bereits in die Zukunft. Fassen wir die Methode der drei ökonomistischen Classiker ins Auge, so gelangen wir zu folgender Formel: Smith ist deductiv und inductiv, Ricardo ist im Grunde nur deductiv, Malthus im Grunde nur inductiv. Aber alle drei kennen keine Methodologie; sie kennen nur eine Methode, die sie stillschweigend befolgen, die sie aber nicht zum Gegenstande einer besonderen Erörterung machen.

Die Classiker der Oekonomik haben die Wege, welche sie einschlugen, um zu ihren Ueberzeugungen zu gelangen, nicht beachtet. Bald nachdem ihre grossen wissenschaftlichen Thaten Erscheinung geworden, erhebt sich das methodologische Problem. Es aufgeworfen zu haben ist ein Verdienst, das freilich nur das Epigonenthum sich zu erwerben vermag: es bildet die Kraft der Schwäche. Die Meister schaffen und gehen von hinnen. Dem Jünger bleibt das Werk zurück. Im Gefühle seiner Unzulänglichkeit mag er sich fragen, wie es denn möglich gewesen, so Bedeutendes zu leisten. Und im Augenblicke, da dieser Gedanke in ihm rege wird, ist auch schon das methodologische Problem geboren. Es ist seiner Entstehung nach an eine wesentliche Bedingung geknüpft, an das Vorhandensein positiver wissenschaftlicher Leistungen. Es ist demnach, historisch betrachtet, ein secundäres. Anders verhält es sich mit seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Indem die Methodologie nämlich die Bedingungen darzustellen sucht, unter denen ökonomistische Erkenntnisse möglich sind, geht sie von der Voraussetzung aus, dass die Erforschung dieser Möglichkeiten der Erforschung jener Erkenntnisse vorausgehen müsse. Und in dieser Hinsicht ist das methodologische Problem ein primäres. Während also früher Jeder die Erkenntniswege gewandelt ist, welche seiner individuellen Denkart entsprachen, werden diese Wege nun selbst Gegenstände der Betrachtung und Untersuchung. Man strebt nicht mehr direct zum Ziele; man bemüht sich, die Momente zu erfassen, welche dieses Ziel als Zweck sicher vermitteln könnten.

Das kann einerseits als eine Stärkung des ökonomistichen Denkens aufgefasst werden, andererseits als eine Schwächung desselben. Als eine Stärkung: denn das methodologische Streben geht dahin, den Irrthum zu vermeiden und zu wissenschaftlichen Ergebnissen allgemeingiltiger Natur zu gelangen. Als eine Schwächung: denn misstrauisch tastet es den Boden ab, bevor es wagt, einen Fuss zu rühren. Noch mehr. Im Augenblicke, da man sich mit der Methodologie als einer

Theorie über die Theorie befasst, also die blosse Möglichkeit einer ökonomistischen Theorie in Betracht zieht, wird diese selbst als ein blosses Desiderat vorgestellt; so ebnet denn das methodologische Problem durch seine blosse Existenz der Auffassung den Boden, dass man auf dem Gebiete der Oekonomik Dringenderes zu thun habe als den gedeihlichen Ausbau der Theorie. Verschärft sich diese Anschauung etwa auch noch dahin, dass man einer Theorie überhaupt nicht bedürfe und dass eine solche schon in den Thatsachen selbst gegeben sei, so ist damit auch die Ueberflüssigkeit der Methodologie, welche ja nichts sein kann als ein mögliches Mittel zur Herbeiführung der richtigen Theorie, gesetzt. Wir sehen somit, wie das methodologische Problem in letzter Analyse nicht als Motiv, sondern als Quietiv des wirthschaftlichen Denkens wirkt.

Die Beschäftigung mit dem methodologischen Problem ist demnach kein günstiges Zeichen für die jeweilige Entwicklungsphase, welche die Wissenschaft durchwandelt. Sie deutet nicht auf eine neue Blüthe hin, sie kündigt vielmehr eine Aera ängstlicher Behutsamkeit und bedächtiger Vorsicht an, welche Genauigkeit in der Form höher schätzt als Kraft des Inhaltes; da die Methodologie im Grunde nichts ist als das Misstrauen des wirthschaftlichen Denkens gegenüber dem eigenen Thun, zeugt sie dafür, dass dies Denken seiner Frische, seiner Kühnheit, seiner unbewussten Sicherheit verlustig geworden. Gewiss haben sich auch die Classiker gefragt, wie sie zu ökonomischen Erkenntnissen gelangen könnten. Sollte ein Smith beispielsweise diesen Gedanken nie erwogen haben? Das ist kaum anzunehmen. Die sichtbare Antwort auf jene Frage liegt in seiner wissenschaftlichen That vor. Bei dem nachgeborenen Jünger der Wissenschaft erst, der das Wesentliche geleistet vorfindet, tritt das ängstliche Schwanken ein: der Muth zu irren hat der Furcht vor dem Irrthume Platz gemacht. Im aufmerksamen Bestreben, keinen Fehltritt zu thun, bleibt er stehen — oder er stolpert. Er blickt sich beim Spiele auf die Finger und verfehlt die richtige Taste. Wie soll ich denken, damit ich eine Theorie gestalten könne, fragt er sich. Diese Frage geht von zwei wesentlichen Voraussetzungen aus. Die eine dieser Voraussetzungen ist in dem Misstrauen gegenüber der classischen Theorie gegeben. Würde nämlich in diese alles Vertrauen gesetzt werden, so würde sich der Geist bei ihr vollständig beruhigen: er würde nicht fragen, wie man denn wohl zu einer Theorie gelangen könne, wenn diese fehlerlos und unanfechtbar vorläge. Die andere Voraussetzung ist das Misstrauen in das eigene Denken, das allem Epigonenthum eigen ist. Und mit diesem vermählt sich eine kennzeichnende Selbstüberhebung. Der richtige Nachkömmling wähnt, er hätte nur

nothwendig zu wissen, wie das Grosse vollbracht wird, um es selbst gleichfalls zu vollführen. Diese Annahme ist freilich nicht stichhaltig. Das Wissen der Art und Weise, in der etwas bewerkstelligt werden soll, ist noch nicht gleichbedeutend mit dem Können, nicht mit dem Vermögen, das Erforderliche thatsächlich in Erscheinung treten zu lassen. Die Kenntniss des Weges ist nicht auch die Kraft, ihn zu wandeln. Ja sogar, wenn sich die Einsicht mit der Fähigkeit vermählt, kann der methodologisch geschulte Epigone nicht etwas leisten, das dem Werke des Meisters im wahren Sinne des Wortes ebenbürtig wäre. Denn wenn er auch die Art, in welcher Jener seinen Bau aufgeführt hat, erfasst und Gleiches zu bilden vermag, er thut das Grosse doch nur nach; was ihm mangelt, ist die Ursprünglichkeit; diese kann er nicht nachahmen und wenn er auch sonst dem Meister überlegen wäre.

Das Charakteristikon des Epigonenthums ist die Schwäche, das Merkmal der Schwäche ist die Uebertreibung. Ricardo wird von Senior übertrumpft, welcher sich erbötig macht, die ganze Nationalökonomie aus vier grundlegenden Thesen abzuleiten. Aber das Jahrhundert der Naturwissenschaften ist eine ungünstige Zeit für solche Ueberhebungen des abstracten Gedankens. Malthsus grollte bereits; er sagte dem System des Ricardo den Verfall voraus und vertrat die Anschauung, dass es Theorien geben werde, welche weniger einfach und berückend als die des Ricardo, aber richtiger wären. Dies könne geschehen, wenn sie in einem höhern Masse die Ursachen, welche in allen wirthschaftlichen Ergebnissen eine thatsächliche Wirkung üben, berücksichtigen.

Whateley wird der Prophet einer Neugestaltung. Einzelne seiner Einfälle, wahre Genieblitze, weisen im Dunkel der Zukunft den Weg. Er behauptet, dass die ganze Oekonomik auf den Werth gegründet werden müsse; er lehrt, dass wir uns in der ganzen Wirthschaftslehre nicht zu sehr von der Wirklichkeit entfernen dürfen; er stellt in Abrede, dass die Menschen, sofern sie wirthschaften, nur dem eigenen Interesse Folge leisten; er findet, dass die Wissenschaft nach Thatsachen dürste, dass sie die Menschen zu nehmen habe, wie sie in der That sind. Lauter hellseherische Ahnungen, die mit einem seltenen wissenschaftlichen Instincte die Zukunft vorher verkündigen.

In Jones beginnt die inductive Methode zu keimen. Er erblickt das Heil im Sehen, im Beobachten, im Ueberschauen einer Reihe von Thatsachen, er eifert gegen voreilige Urtheile, welche nicht Grundsätze von umfassender Allgemeinheit ergeben können; er will von der Fiction eines Menschen, der lediglich nach Reichthum strebe, von der Fiction eines Wirthschaftsmenschen nichts wissen; er zeigt sich zuerst vom

Geiste des Jahrhunderts erfasst; in ihm bethätigt sich eine evolutionistische Anschauung. Die empirische Methode stellt sich der philosophischen Methode trotzig gegenüber. Welche hat Recht auf das Dasein? Das kann nur durch einen Kampf zwischen beiden Anschauungen entschieden werden.

Dieser tritt vornehmlich in Mill in Erscheinung. Ihm, dem empirischen Philosophen, drängt sich die methodologische Frage mit verdoppeltem Nachdruck auf. Er beantwortet sie zweimal. Beide Male verschieden, beide Male im Sinne der rationalistischen Richtung, beide Male conservativ. Zuerst lehrt er, die deductive Methode habe allein Geltung, die inductive sei ganz zu verwerfen. Aber in derselben Art, in welcher er sich vom Boden des Individualismus aus dem Socialismus zuneigt, weist er auch hier die inductive Richtung zum Hauptthor hinaus, um sie durch verschämte Begünstigungen bei einem Hinterthürchen wieder hereinschlüpfen zu lassen. Die empirische Methode sei im Grunde eine umgekehrte Deduction, meint er; die Deduction zerfalle in drei Functionen, in die inductive, die bewährende und die ableitende. Er kann die ökonomistische Induction nicht tödten, er will es vielleicht nicht; so nimmt er sie denn gewissermassen gefangen und unterstellt sie der Deduction. Aber auch in dieser Unterordnung lebt sie und fordert sie das Recht, sich frei zu bethätigen.

Mill stellt die Gegensätzlichkeit zwischen Induction und Deduction in Abrede, er giebt die erste für eine Art der zweiten aus. Er wähnt, sich durch diesen sophistischen Kniff über alle Schwierigkeiten hinwegschwingen zu können. Aber er irrt. Auch wenn er die Induction unter die Oberhoheit der Deduction stellt, liegt ein Antagonismus vor, welcher zu neuen Gestaltungen führen muss.

Smith hat sich mit der Frage nach der Methode nicht abgegeben. Er hat die inductive und die deductive Methode angewendet. Ihm war jeder Weg recht, der ihn zum Ziele führte. Mill verhält sich gerade entgegengesetzt. Er selbst übt in bewusster Weise vornehmlich die eine Methode, ohne allerdings der anderen überall entrathen zu können, er beschäftigt sich eindringlich und wiederholt mit dem methodologischen Problem, er fordert die Befolgung beider Methoden, indem er die eine als die Erscheinungsform der anderen aufzufassen vorgiebt und somit die eine in der andern erheischt. Und, diese Minderberechtigung der Induction als unhaltbar bekundend, geht er so weit, das Reich der Oekonomik willkürlich zu trennen und jeder Methode ein gesondertes Herrschgebiet zuzuweisen, der Deduction die Production, der Induction die Distribution der Güter.

Was Ricardo gegenüber Senior gewesen, das ist Mill gegenüber

Cairnes. Dieser überbietet Mill an Strenge. Er weist der inductiven Methode die Pforten; er nimmt nur die deductive in Gnaden auf. Mill verlangt noch Bestätigung der Deduction durch Thatsachen. Cairnes dagegen behauptet, dass ein Gesetz über die Aufeinanderfolge der Erscheinungen nichts aussage und daher durch Thatsachen weder begründet, noch widerlegt werden könne.

Cairnes ist der Robespierre der deductiven Methode. Ihm gegenüber erhebt sich Bagehot. Dieser behauptet, das System der Volkswirthschaftslehre, wie es von Ricardo und Mill überkommen ist, habe nicht auf Allgemeingiltigkeit Anspruch, sondern ruhe auf grundlegenden Voraussetzungen, welche nur innerhalb enger zeitlicher und räumlicher Grenzen zutreffen. Sie sind nur für das England ihrer Zeit giltig, sie erklären nicht das Wirthschaftsleben früherer Zeit. Das ist eine Welt, in welcher Uebertragung von Capital und Arbeit von einem Punkte auf den andern mühelos zu vollziehen ist. Auch er will jeder Methode ihren Wirkungskreis zuwenden, der abstracten Methode die Gegenwart, der historischen Methode die Vergangenheit.

Während die Wissenschaft bei Mill und Cairnes immer noch den Charakter des lediglich Begrifflichen an sich trägt und Beide sich bemühen, die Fiction des Wirthschaftsmenschen zu galvanisiren, weist Dunoyer wieder auf Erfahrung und Beobachtung. Er ist vielleicht der Erste, welchem eine wirkliche Theorie vorschwebt, eine Wissenschaft nämlich, in welcher vorerst nichts vorgeschrieben, nichts angerathen, sondern die Fülle des Thatsächlichen lediglich erklärt wird. Es ist dies ein Gedanke, der später von der österreichischen Schule wieder aufgegriffen und bedeutsam fortgebildet wird. Die rationalistischen Methodologen lehren im Wesentlichen, die Oekonomik sei eine deductive Theorie; sie sei daher von der Praxis zu unterscheiden; die erstere habe Wahrheiten festzustellen, die andere durch Anwendung dieser auf das Leben Regeln zu bieten; da die Induction nicht allgemein giltige und nothwendige Erkenntnisse zu bieten vermag, sei die Deduction vorzuziehen.

Fassen wir die angeregten Gedanken in knappe Formeln, um sie uns erforderlichen Falls mit möglichst grosser Raschheit vergegenwärtigen zu können. Mill stellt hinsichtlich der ökonomistischen Forschungsmethode ein Postulat auf. Es ist das des Deductivismus; es ist dies eine Vorschrift, welcher Cairnes beistimmt. Ihm gegenüber stellt sich Dunoyer auf den Boden des ökonomistischen Empirismus. Beide verknüpfen ihre Anschauungen inhärirend mit dem Postulate des ökonomistischen Theorismus. Wir bitten wegen der Nomenclatur um Entschuldigung, welche wir hier gewagt haben und noch fürder

wagen werden. Allein der Nachtheil, welcher darin liegt, neue Bezeichnungen einzuführen, wird reichlich aufgewogen durch die solcherart gebotene Möglichkeit, feinere Gedankenschattirungen, welche jünger sind als die vorhandenen Sprachformen, in kürzester und prägnantester Weise festzuhalten.

Bluntschli schildert in seiner „Geschichte des allgemeinen Staatsrechtes und der Politik" (1867, p. 349) die gemeinsamen Züge der rationolistischen Staatslehre. Er sieht dieselben in der Nichtbeachtung der realen Grundlagen des Staates, in dem Absehen von der historischen Entwicklung des Staatslebens, in der doctrinären Einheitlichkeit eines mehr oder weniger abstracten Systems, in Dürftigkeit des Gehaltes neben einer grossen Zuversicht der dogmatischen Form, in der freisinnigen Tendenz ohne tieferes Verständnis für lebendige Freiheit, in gewandter Kritik, aber praktischer Unbrauchbarkeit; in der rationalistischen Staatslehre wird Alles von Vernunftgründen, Alles a priori ohne Rücksicht auf Erfahrung, ohne Rücksicht auf die Geschichte abgeleitet. Das Bild, das uns die rationalistische Oekonomik bietet, ist zwar in vielen Beziehungen ein anderes, aber es verleugnetseine Familienähnlichkeit mit der eben entworfenen Skizze nicht, eine Aehnlichkeit, die in dem philosophischen Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts begründet ist. Die rationalistische Methodologie zeigt, da sie ihrer ganzen Artung nach den philosophischen Anschauungen ihrer Zeit näher stehen muss als die Oekonomik selbst, das ganze Gepräge jenes allgemeinen Zeitgeistes, welchen der Anhänger der historischen Schule vom seinem Standpunkte aus so treffend gekennzeichnet hat. Auf dem Boden des Rationalismus wäre Oekonomik und ökonomistische Methodologie geblieben, wäre ihm nicht der Empirismus als entgegengesetztes Denkprincip entgegengetreten. Schon in Kant regt sich dies Denkprincip mächtig, denn schon dem Königsberger Denker ist die Erfahrung die eigentliche Mutter der Weisheit. Nach dem Zusammenbruche der Philosophie wenden sich demgemäss auch alle wahrheitsuchenden Gemüther dem Thatsächlichen zu; die Naturwissenschaften entfalten sich zu ungeahnter Blüte; die Technik beginnt das Antlitz der Erde umzugestalten: der Geist des neunzehnten Jahrhunderts wird zu einem wesentlich empiristischen, wesentlich praktischen, wesentlich baconischen. Diesem allgemeinen Zuge unterliegt das Philosophiren des Zeitalters: an die Stelle der rationalistischen Philosophie tritt eine empirisch-evolutionistische; auch die Oekonomik wird in diese Bahn gerissen.

II. Die empiristische Schule.

Rationalismus und Empirismus, sie stehen einander wie These und Antithese gegenüber. Diese Gegensätzlichkeit ist bedeutsam, sie zeigt uns, dass auch auf dem Gebiete der ökonomistischen Methodologie jenes Gesetz des psychologischen Contrastes, massgebend ist, welchem gemäss eine Vorstellung, welche nach allen Seiten durchdacht und daher längere Zeit vorgeherrscht hat, die ihr entgegengesetzte hervorruft; eine Erscheinung ausschliesslich psychologischer Natur, welche Hegel für eine logische Nothwendigkeit hielt; bekanntlich lehrt er, dass die These in die Antithese umschlage. Aber von einem solchen dialectischen Umschlage ist um so weniger die Rede, als die Antithese in der These thatsächlich latent vorhanden ist und sich aus dieser heraus erst naturgemäss entwickelt. So kommt ein gewisser Rhythmus in den Werdegang der Anschauungen überhaupt, des methodologischen Problemes insbesondere. Zuerst ist eine Periode theoretischer Stärke bemerkbar, bei welcher die Beobachtung vernachlässigt wird, dann eine Periode der Beobachtung ohne theoretische Stärke. Schon der Umstand, dass das Verhältnis zwischen diesen beiden Forschungsprincipien das der Gegensätzlichkeit ist, scheint geeignet, darauf hinzudeuten, dass sie als gleich berechtigte und gleich unberechtigte Factoren einander gegenüberstehen. Oekonomisten, welche den Entwicklungsbegriff einseitig und mechanisch auffassen, werden dieser Anschauung nicht beipflichten. Ihnen dünkt das Spätere deswegen, weil es später ist, immer auch als das Entwickeltere und Bessere; ihre Einsicht in die Eigenart der Wissenschaftsentwicklung ist eben eine nur oberflächliche; die wähnen daher, dass die geistige Fortbewegung eine gerade Linie einhält; sie nehmen den Rhythmus nicht wahr, welcher diese Geradlinigkeit bald nach der einen, bald nach der entgegengesetzten Seite abbiegen lässt. Und da die mangelhafte Fähigkeit, einen Gedanken abzuwägen, immer auch zu Uebertreibungen, zu allzu starken oder allzu schwachen Betonungen führt, sind sie nicht geeignet, das Empiristische im Rationalistischen zu erforschen und geneigt, das Rationalistische aus dem Empirismus auszuschliessen. Allein ebensowenig, wie die bloss logische Auffassung des methodologischen Werdeganges ohne Berücksichtigung des kulturellen und individuellen Momentes als eine adäquate zu gelten vermag und demgemäss zu vermeiden ist, stellt sich auch jede Theorie, die bloss ein Kind des Widerspruchsgeistes ist, als eine zwar an sich nothwendige und ent-

wicklungsgeschichtlich wohlbegründete, aber nicht als eine Annäherung an die Wahrheit dar.

Die Thatsache, dass die rationalistische Methode in die empiristische übergeht, setzt einen amphibolischen Zustand des Ueberganges selbst voraus. Die Forschung muss auf dem Wege vom Rationalismus zum Empirismus an einen Punkt gelangt sein, welcher vom Rationalismus genau so weit entfernt ist wie vom Empirismus. Dieser Punkt kann nicht die Wahrheit sein, aber er muss in einer Linie liegen, auf der man sich der Wahrheit nähern könnte. Es ist dies eine Linie, die im Pendelschwung der Meinungen nothwendig überschritten wurde; concrete Bemühungen aber, welche als solche das Ideal nicht erreichen können, müssen wegen des Merkmales der Uebertreibung, das jeder Insuffienz eigen ist, einen oscillatorischen Charakter annehmen. Wir haben bereits hervorgehoben, dass dieser Charakter insbesondere an Mill wahrzunehmen ist.

Die Unsicherheit und Zweideutigkeit, welche wir an seinen methodologischen Anschauungen bemerken, sie ist nicht ausschliesslich ihm selbst zum Vorwurfe zu machen. Mill ist gleich Baco ein Mann des Ueberganges, welcher, an der Grenzscheide zweier Epochen sich erhebend, nothwendigerweise auch beider Eigenthümlichkeiten in sich als Widersprüche aufweist. Als Mill seine Logik schrieb, hatte er bereits Gelegenheit gehabt, Comtes Anschauungen kennen zu lernen. Der evolutionistische Empirismus desselben war ganz danach angethan, das Gebäude der classischen Nationalökonomie zu erschüttern. Mill vertheidigt die alte gegen die neue Zeit. Er führt das Princip des Rationalismus vollends durch und indem er dies thut, leitet er ihn in den Empirismuss hinüber. Einige Stellen aus Mill drücken diese Doppelnatur mit bemerkenswerther Schärfe aus. Mill sagt (Polit. Econ. 11 1 § 1): „The distribution of wealth depends on the laws and customs of society. The rules by which it is determined are what the opinions and feelings of the ruling portion of the community make them, and are very different in different ages and countries; and might be still more different, if mankind so chose.“ Mill fragt sich ferner in seiner Autobiographie (p. 246), was an den wirthschaftlichen Erscheinungen nothwendig und unveränderlich sei, was an ihnen den Einflüssen des menschlichen Willens unterworfen wäre; er meint, die Erzeugung der Güter vollziehe sich nach gleichförmigen Naturgesetzen, die Vertheilung dagegen sei vom menschlichen Willen abhängig. Keynes hebt hervor, dass die allgemeine Theorie der Distribution und des Tausches bei der Millschen Schule auf abstracte Weise begründet werde, aber er bemerkt hiezu mit grosser Feinheit, dass der Wirthschaftsmensch in

den Essays eine bedeutende, dagegen in den Principien eine weniger hervortretende Stellung einnehme. Auch die ethische Richtung ist, wie der genannte Autor betont, in den Ausführungen Mills über die Zukunft der arbeitenden Classen angebahnt. Mill sagt endlich in seiner Schrift über Comte und den Positivismus, Comte rühmend, dass er auf die Geschichte als die Quelle der sociologischen Belehrung hingewiesen habe: „From this time any political thinker, who fancies himself able to dispense whith a connected view of the great facts of history, as a chain of causes and effects, must be regarded as below the level of his age.“ Und in ähnlicher Weise wie Mill deutet auch Bagehot, noch auf dem Boden des Rationalismus stehend, zum Empirismus hinüber, wenn er darlegt, die Oekonomik sei nur für eine gewisse Art hochentwickelter Gesellschaft, bei welcher freie Concurrenz herrsche, von Giltigkeit. Genau so, wie es ursprünglich keine Methodologie, aber doch eine Methode gegeben, findet die inductive Methode zunächst Anwendung, ehe sie theoretische Begründung erfährt. Sidgwick hebt mit Recht hervor, dass Mill und andere Oekonomisten seiner Richtung nicht ausschliesslich von der rationalistischen Methode Gebrauch gemacht hätten, sondern vielmehr empirisch vorgegangen wären; so habe Mill die Frage des Grundeigenthums mittels der Induction behandelt; Cairnes habe dasselbe bezüglich der Slawe-Power gethan; er trachte das allgemeine Gepräge der Sklavenarbeit durch sorgsame Studien der Thatsachen zu ergründen, wobei geringer Gebrauch von der Deduction gemacht werde.

Dass der Zeitgeist ein empiristischer wird, das ist nicht die einzige Ursache, welche dahin wirkt, die ökonomistische Forschung in das Fahrwasser der erfahrungsmässigen Methode zu lenken; die Kraft, welche in der allgemeinen Geistesströmung gelegen ist, wird noch durch andere Momente verstärkt; in erster Linie ist hier die Eigenart des Engländers zu nennen, welcher für die Thatsache eine besondere Vorliebe hat und sich nur ungern in seinen wissenschaftlichen Erwägungen von derselben entfernt. Im Allgemeinen ist der Sinn des englischen Volkes so nüchtern und ruhig, dass er den festen Boden des Sinnenfälligen nur ungern verlässt und in generellen Grundsätzen nichts Verwendbares erblickt. Diese Denkungsart mag unter Umständen sogar bis zum Hausbackenen herabsinken. Nun ist aber dieser Stamm vielleicht just wegen dieser Eigenart zu einem so ausgebreiteten und vielfältigen wirthschaftlichen Leben gelangt, dass er gerade besonders berufen erscheint, ökonomistische Erscheinungen zu beurtheilen. England ist demgemäss auch immerdar die Hochburg des ökonomischen Denkens gewesen. Wenn die Deutschen in Ansehung der empiristischen Behandlung der Oekonomik sich hervor-

thun, so hat dies einen andern Grund; er liegt nicht in der auf das Thatsächliche gerichteten Sinnesart, sondern vielmehr in dem merkwürdigen Umstande, dass die Deutschen zu der in Berücksichtigung kommenden Zeit dasjenige Volk waren, bei welchem die grösste wissenschaftliche Ausbildung zugleich mit einer verhältnismässig geringen wirthschaftlichen Entwicklung zu beobachten war. Ja man könnte, ohne sich allzusehr von der Wahrheit zu entfernen, behaupten, es wäre in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts kein Volk zu finden gewesen, das bei gleich hoher geistiger Durchbildung eine gleich tiefe ökonomische Entfaltung aufzuweisen gehabt hätte.

Die Initiative ergreift aber in diesem wie in manchen ähnlichen Fällen weder England, noch Deutschland, sondern Frankreich. Es ist eine Eigenthümlichkeit des französischen Volkes, dass es, geistreich und erfindsam, rasch zugreifend und gestaltungsfähig seiner ganzen Natur nach, öfter berufen war, neuen Richtungen anfängliche Impulse zu verleihen, welche dann, von andern Nationen aufgegriffen und einem gedeihlichen Ende zugeführt wurden; Frankreich so könnte man sagen, liefert gemeiniglich die wissenschaftlichen Vorproducte, die dann von hervorragenden Geistern anderer Nationen veredelt werden. So war es mit Maupertius und Kant, mit Lamarck und Darwin, so war es mit der Oekonomik überhaupt, zumal die wichtigsten Vertreter dieser Disciplin vor Smith und gerade diejenigen, die Smith veranlassten, sich in den Gegenstand zu vertiefen, dem celtoromanischen Völkerstamme angehörten. Auch die empiristische Umbildung der rationalistischen Richtung geht vom Strande der Seine aus: von Comte.

Comte fordert in der Sociologie eine von den übrigen Wissenschaften abgeschlossene Disciplin, in welcher die sämmtlichen Elemente eines gesellschaftlichen Zustandes in ihren Beziehungen und gegenseitigen Wirkungen erforscht werden, er fordert eine dynamische und eine statische Theorie der Gesellschaft, er will das Absolute ausgeschieden und durch den Grundsatz der Relativität ersetzt sehen; an die Stelle einer eingebildeten Beständigkeit will er den Gedanken eines geordneten Wechsels der Entwicklung gesetzt wissen; die hauptsächliche Methode der Forschung bestehe in der geschichtlichen Vergleichung; gebieterisch heischt er die Unterstellung der Wissenschaft unter eine sittliche Idee: vermöge derselben hat der Grundsatz der gesellschaftlichen Pflicht den individuellen Rechten gegenübergestellt zu werden; damit ist die Sociologie der Sache des Volkes gewidmet, deren grosses Ziel auf friedlichem Wege, nicht durch Revolution, sondern durch Evolution erstrebt werden möge. Dieses scheint ihm denkbar, weil die

Evolution zwar in Ansehung ihrer Richtung und ihres wesentlichen Gepräges unverkennbar vom Anbeginne bestimmt ist, dagegen dem Masse nach und hinsichtlich untergeordneter Züge willkürlicher Abänderung unterliege.

Fassen wir nun auch Comtes Grundsätze in geläuterten und erläuternden Formeln zusammen. Wir unterscheiden dabei zwischen Postulaten, welche Forderungen enthalten, und Doctrinen, welche Anschauungen über Thatsachen bergen. Wir bemerken demgemäss in den Comteschen Sätzen das Postulat einer theoretischen Wissenschaft, das Postulat des Theorismus in der näher determinirten Gestalt des sociologischen Theorismus. Die Art, wie er dieses Postulat erfüllt sehen will, erhält ihre besondere Bestimmung durch die Doctrin des evolutionistischen Empirismus. Vom Empirismus deduciren sich als Corollare zwei Postulate, in welchen Comte eine dynamische und eine statische Theorie der Sociologie fordert. Die dynamische Theorie hätte nach dem Grundsatze der Causalität vorzugehen und die Entwicklung der sociologischen Elemente zu prüfen. Die statische Theorie dagegen hätte nach dem Satze vom Widerspruch vorzugehen und die Uebereinstimmung der gleichzeitig zur Entwicklung gelangten sociologischen Elemente ins Auge zu fassen. Diese Postulate setzen zwei Doctrinen voraus. Die erste ist die des socialen Evolutionismus, durch welche ausgesprochen wird, dass sich die Gesellschaft entwickelt; die zweite die des socialen Harmonismus, durch welche ausgesprochen wird, dass die sich entwickelnden socialen Erscheinungen im Verhältnis der Uebereinstimmung zu einander stehen. Weiteres folgt aus dem Lehrsatze des Evolutionismus das doctrinäre Corollar der Relativität, welches alles Absolute ausschliesst. Vom Empirismus dagegen deducirt sich das postulative Corollar der comparativen Methode. Ein Folgesatz des socialen Harmonismus ist ferner die Anschauung, dass die Sociologie einer ethischen Idee unterstellt werden, dass den individuellen Rechten sociale Pflichten gegenübertreten müssen, dass die Wissenschaft der grossen Sache des Volkes, der socialen Reform zu widmen sei. Aus dem Satze vom socialen Harmonismus, nach welchem die socialen Phänomene in ihren gleichzeitigen Entwicklungsphasen einander gegenseitig bedingen, und daher im Verhältnis der gegenseitigen Uebereinstimmung stehen, ist somit auch die Uebereinstimmung aller socialen Phänomene mit der Socialethik postulirt.

Wir haben es bei Comte lediglich mit sieben Sätzen zu thun. Zuoberst steht der positivistische Grundsatz des evolutionistischen Empirismus. Dieser ergiebt in seiner Anwendung auf die Gesellschaft die Comtesche Doctrin der socialen Evolution. Diese Doctrin ergiebt

zwei Folgesätze: Erstens: die Comtesche Doctrin von der socialen Harmonie, zweitens: die Comtesche Doctrin von der socialen Relativität. Aus diesen werden drei Postulate gefordert. Erstens: das Postulat der socialethischen Reform als eines Zweckes der sociologischen Theorie. Zweitens: das Postulat einer sociologischen Theorie als Mittel zu einer socialethischen Reform. Drittens: das Postulat einer comparativen empirischen Methode als Mittel zur Begründung einer sociologischen Theorie.

Diese Sätze beziehen sich sämmtlich auf die Sociologie, eine Wissenschaft, deren Beziehung zur Oekonomik noch heute unbestimmt ist. Aber der eigentliche Leitsatz des evolutionistischen Empirismus ist ein zu mächtiger, als dass er das Gebiet der Oekonomik unbeeinflusst liesse. Er wird von der historischen Schule der deutschen Oekonomisten auf die Oekonomik übertragen. Die ersten Ursprünge dieser Schule sind von Carl Menger in seinem methodologischen Werke mit solcher Sachkenntnis dargestellt worden, dass wir uns begnügen müssen, in dieser Angelegenheit auf seine Ausführungen zu verweisen.

In Roscher erst wird der Historismus mannbar und bemächtigt sich der Oekonomik. In seinem Grundriss zu Vorlesungen über die Staatswissenschaft nach geschichtlicher Methode fordert Roscher, es mögen die analogen Momente in den verschiedenen Entwicklungen der Völker zu einem Entwicklungsgesetze zusammengefasst werden. Roscher erblickt als Aufgabe der Theorie die einfache Schilderung der wirthschaftlichen Natur und der Bedürfnisse des Volkes, der Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letzteren bestimmt sind, endlich des grösseren oder geringeren Erfolges, den sie gehabt haben. Roscher fordert noch eine Theorie; er anerkennt also das Postulat des ökonomistischen Theorismus. Insofern er die Aufgabe der Theorie lediglich in der Schilderung der Erscheinungen erblickt, schränkt er die Aufgabe der geforderten Theorie auf blosse Wahrnehmung, auf lediglichen Empirismus ein, dessen Ergebnisse, an sich thatsächlicher Natur, keine Verallgemeinerung zulassen, somit auch weder ein Verständnis, noch eine Beherrschung der beobachteten Erscheinungen anbahnen. Die blosse Feststellung, dass concrete Bedürfnisse unter concreten Umständen vorgewaltet haben, dass Gesetze und Anstalten concreter Natur sie mit grösserem oder geringerem Erfolge befriedigt haben, lässt keinen wie immer gearteten Schluss zu. Aehnliche Bedürfnisse können unter anderen concreten Umständen, zu anderen Zeiten oder bei einem anderen Volke andere Gesetze erfordern, ähnliche Gesetze können unter anderen concreten Verhältnissen, zu anderen Zeiten oder bei anderen Völkern andere Wirkungen üben;

das sind Sätze, welche von Roscher selbst überall als Ergebnis der historischen Forschung hervorgehoben werden; aber es wird dabei nicht empfunden, dass gerade sie die Ausschliesslichkeit der historischen Methode unmöglich machen, weil sie zu Urtheilen führen, welche ihrer ganzen Natur nach rein singulär und particulär sind und daher keine Ausdehnung zu allgemeinen Urtheilen zulassen, aus welchen allein Erkenntnisse wissenschaftlicher Art zu bestehen haben. Sofern Roscher die Existenz von Gesetzen des wirthschaftlichen Lebens anerkennt, aber meint, dass dieselben noch nicht genügend erkannt sind, giebt er nicht nur die Möglichkeit einer Theorie überhaupt zu, er vindicirt ihr auch den Charakter der Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit, welchen blosse Schilderung des Thatsächlichen nicht zu bieten vermag.

Roscher vertritt den evolutionistischen Grundsatz. Corollare zu demselben sind drei fernere postulative Sätze.

Der erste ist derjenige der nationalen Doctrin, derzufolge das Volk nicht nur aus den heute Lebenden besteht, woraus wieder abgeleitet wird, dass die Gegenwart zur Beobachtung nicht genüge.

Das zweite Postulat ist das comparative, welchem zufolge eine Vergleichung der historisch und ethnographisch gegebenen Völker gepflegt werden soll.

Das dritte Postulat ist das des Theorismus, welchem zufolge weder getadelt, noch gelobt, sondern begriffen werden soll. Wir sind dem Lehrsatze von dem ökonomistischen Theorismus schon bei Dunoyer begegnet. Es zeigt sich, dass Roscher denselben gleichfalls vertritt. Ein weiterer, aber nicht postulativer, sondern doctrineller Satz von grundlegender Bedeutung ist der von der Anwendung der Evolutionstheorie auf die Theorieevolution, ein Lehrsatz, welchem zufolge auch die Theorie sich entwickelt.

Bei Knies findet dieser Satz eine scharfe Formulirung. Er ist der eigentliche Methodologe der evolutionistischen Schule. In seinem Werke, das „Politische Oekonomie nach geschichtlicher Grundlage“ betitelt ist (1853), entrollt er in grossen Zügen die Postulate, die von seinem Standpunkte aus an die Forschung zu stellen wären: im Gegensatze zu dem Absolutismus der Theorie beruhe die historische Auffassung der Oekonomik auf dem Grundsatze, dass, wie die wirthschaftlichen Lebenszustände, so auch die Theorie der Oekonomik das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung ist; sie erwachte in lebendiger Verbindung mit dem Gesammtorganismus einer völkergeschichtlichen Periode mit und aus den Bedingungen der Zeit, des Raumes und der Nationalität; sie bestehe und verändere sich mit ihnen zu fortschreitender Entwicklung; sie habe in dem geschichtlichen Leben der Völker ihre

Argumentation; ihren Resultaten müsse der Charakter geschichtlicher Lösungen beigelegt werden; sie könne auch die allgemeinen Gesetze in dem allgemeinen Theile der Oekonomik nicht anders denn als geschichtliche Explication und fortschreitende Manifestation der Wahrheit darstellen, auf jeder Stufe nur als die Verallgemeinerung der bis zu diesem Punkte der Entwicklung erkannten Wahrheiten dastehen und weder der Summe, noch der Formulirung nach als absolut abgeschlossen erklärt werden: der Absolutismus der Theorie, wo er sich auf einer Stufe geschichtlicher Entwicklung Geltung verschafft hat, sei selbst nur als ein Kind seiner Zeit und bezeichne eine bestimmte Stufe in der geschichtlichen Entwicklung der Oekonomik. Knies legt auf das historische Verständnis der volkswirthschaftlichen Phänomene, auf die den wechselnden Verhältnissen entsprechende Auffassung der Literaturgeschichte Gewicht und hofft, dass eine Philosophie der Wirthschaftsgeschichte die Resultate der ökonomistischen Forschung zusammenfassen werde, erblickt aber in dieser möglichen Zusammenfassung wieder nur ein relatives Ergebnis des wirthschaftlichen Denkens. Die Lehren dieses Forschers lassen sich auf wenige elementare Sätze zurückführen, welche den Versuchen weiterer Reduction Widerstand zu leisten vermögen. Sein Fundamentalsatz lautet: Alles entwickelt sich; diesem Satze gesellen sich zwei Corollare bei; das erste lautet: das Wirthschaftsleben entwickelt sich; das zweite lautet: die Wirthschaftstheorie entwickelt sich; der Folgesatz des ersten dieser Sätze ist: weil das Wirthschaftsleben sich entwickelt, giebt es kein absolutes und allgemeines Gesetz des Wirthschaftslebens. Der Folgesatz des zweiten dieser Sätze lautet: weil die Wirthschaftslehre sich entwickelt, vermag auch jede concrete Wirthschaftstheorie nur auf einen relativen Werth Anspruch zu machen. In diesen fünf Sätzen resumirt sich die Kniessche Sendung.

Die Anschauung des Knies, dass die Wirthschaft sich entwickle, ergänzt sich durch die, dass in jeder jeweiligen wirthschaftlichen Auffassung das Ergebnis einer Entwicklung vorliege. Jeder zeitlich bestimmten Phase der wirthschaftlichen Entwicklung entspreche eine gleichzeitige der wirthschaftstheoretischen Entwicklung. Diese beiden Phasen bedingten einander wechselseitig; es existirte ein Zusammenhang zwischen jeder Phase der wirthschaftlichen Auffassung und der socialen Gestaltung der betreffenden Periode, zumal beide Phasen sich zusammen auf gleichen, zeitlich, räumlich und national bestimmten Grundlagen entwickelt haben. Dies ist der dritte doctrinelle Folgesatz des evolutionistischen Grundprincipes. Nennen wir diese These die der theore-

tisch-praktischen Reciprocität. Vom evolutionistischen Grundprincipe sind ferner bei Knies zwei Folgesätze abhängig, welche wegen ihres wesentlich negatorischen Inhaltes nicht als Thesen, sondern nur als Antithesen, als Contrapositionen gegen die Positionen der classischen Schule aufgefasst werden müssen. Der eine lehrt, dass keine in einer bestimmten Phase vorhandene Organisation absolut gut und richtig sei; es ist der Satz vom relativen Werth jeder concreten Wirthschaftsform. Der andere lehrt, dass keine Wirthschaftstheorie absolut gut und richtig sei, sondern nur eine gewisse Stufe der sich entfaltenden und fortschreitenden Offenbarung der Wahrheit bedeute. Dies ist der Satz vom relativen Werthe der concreten Wirthschaftsdoctrin. Auf demselben Boden steht Bruno Hildebrand, welcher das von Comte bereits hervorgehobene Postulat der comparativen Methode mit besonderem Nachdruck empfiehlt. In einer 1848 publicirten Schrift, welche den Titel „Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft" trägt, tritt dieser Autor für die empirische Methode, welche er als historische bezeichnet, ein. Er stellt die Möglichkeit, in der Art des Smith Gesetze für das Wirthschaftsleben aller Zeiten und Völker auszusprechen, in Abrede; die Gesetze, welche diese Wissenschaft formuliren könne, wären demgemäss nicht solche von ewiger Dauer, sie hätten überhaupt nichts mit den Naturgesetzen zu thun; der Eigennutz sei auch nicht die einzig nothwendige Triebfeder des menschlichen Handelns; die Oekonomik sei zu einer Lehre von den wirthschaftlichen Entwicklungsgesetzen umzugestalten; ihre Aufgabe sei es, den Entwicklungsgang des Wirthschaftslebens, wie er von einzelnen Völkern, wie er von der gesammten Menschheit gewandelt wird, von Stufe zu Stufe zu erforschen. Auf diesem Wege wären die Grundlagen zu ermitteln, auf denen die jeweilige wirthschaftliche Kultur beruht und aus der Artung dieser die Aufgabe zu erkennen, deren Lösung der jeweilig lebenden Generation vorbehalten ist; diese zu leiten sei Pflicht des Staates, welcher das Heil der Gesammtheit, nicht aber die Interessen des Individuums zu wahren habe.

Ueberschauen wir die Botschaft, welche uns diese vier Schriftsteller gebracht haben, mit einem Blicke, fassen wir dieselbe zum Zwecke der Vergleichung mit späteren Dogmen in Kürze zusammen. Comte, Roscher, Knies und Hildebrand haben zehn Sätze aufgestellt.

1. Evolutionistischer Grundlehrsatz: Alle Erscheinungen stehen unter dem Gesetz der Entwicklung.
2. Lehrsatz von der ökonomischen Evolution: Es giebt eine Entwicklung des wirthschaftlichen Handelns.

3. Relativistischer Folgesatz der ökonomischen Evolution: Weil es eine Entwicklung des wirthschaftlichen Handelns giebt, hat jede concrete Wirthschaftsform nur relativen Werth.
4. Lehrsatz der ökonomischen Evolution: Es giebt eine Entwicklung des wirthschaftlichen Denkens.
5. Relativistischer Folgesatz der ökonomistischen Evolution: Weil es eine Entwicklung des wirthschaftlichen Denkens giebt, hat jede concrete Wirthschaftstheorie nur relativen Werth.
6. Lehrsatz von der theoretisch-praktischen Reciprocität: Weil sowohl das wirthschaftliche Handeln als auch das wirthschaftliche Denken sich entwickeln, entpricht jeder concreten Wirthschaftsform eine concrete Wirthschaftstheorie.
7. Lehrsatz von der harmonischen Reciprocität: Weil sowohl das wirthschaftliche Handeln als auch das wirthschaftliche Denken sich entwickeln, stehen alle von beiden abhängigen socialen Erscheinungen im Verhältnisse harmonischer Gegenseitigkeit.
8. Theoristisches Postulat: Es ist Aufgabe des wirthschaftstheoretischen Denkens, die wirthschaftlichen Erscheinungen zu begreifen.
9. Methodologisches Postulat: Da die wirthschaftlichen Erscheinungen sich entwickeln, ist es Aufgabe des theoretischen Denkens, die Gesetze der wirthschaftlichen Entwicklung zu begreifen: dies ist nur durch die comparative Methode möglich.
10. Praktisches Postulat: Der evolutionistisch bedingte, theoretisch-praktische Fortschritt ist unter Führung der socialethischen Reformidee anzubahnen.

Die vorliegende zusammenfassende Reproduction der forschungsgrundsätze, welche die ältere historische Schule proclamirt hat, ist, wie wir gleich bemerken wollen, keineswegs eine dem Wort und dem Sinne nach vollkommen getreue. Sie ist ein zum Zwecke der wissenschaftlichen Forschung wesentlich geklärter und verschärfter Ausdruck der von jenen Männern geäusserten Anschauungen. Dieses vom Grundsatze der Entwicklung ausgehende Forschungsprogramm könnte man in seiner Gänze den evolutionistischen Dekalog nennen. Wir wollen nicht behaupten, dass diese wenigen Sätze den ganzen Gedankengehalt der älteren historischen Schule wiedergeben, es dürften sich aber in ihren Darbietungen kaum Lehren finden, welche aus den hier darge-

legten Dogmen nicht abzuleiten wären. Es drängt sich uns auch noch eine andere Bemerkung auf. Die drei deutschen Oekonomisten, deren Forschungsgrundsätze wir soeben auseinandergesetzt haben, haben sich die historische Schule genannt. Eine Reihe von jüngeren Gelehrten, unter welchen Schönberg, Schmoller, Scheel, Cohn und Held besonders zu nennen sind, hat sich dieser Schule angeschlossen. Die Fortsetzer gingen nothwendigerweise in irgend einer Art über das ihnen vorliegende Programm, über die Verfassung der evolutionistischen Schule hinaus. Je mehr sich ihre eigenen Lehren krystallisiren, desto weniger kann die ältere Gruppe von Oekonomisten mit der jüngeren unter einen Hut gebracht werden.

Dieselbe Rolle, welche Smith gegenüber dem Manchesterthum, Ricardo gegenüber Senior, Mill gegenüber Cairnes spielt, die des übertreibenden Fortsetzers, welcher einen Umschlag der Entwicklung einleitet, sie wird von der junghistorischen Schule in Bezug auf die ältere historische Schule, in Bezug auf Roscher, Knies und Hildebrand durchgeführt. Der Umstand, dass anstatt eines compacten Planeten beiderseits ein Sternensystem eintritt, steht dieser Analogie nicht entgegen, sondern findet in den astronomischen Verhältnissen seinen Parallelismus. Eben wegen des übertreibenden Gepräges, welches dieser Schule eigen ist, ist auch der Vorwurf der Inconsequenz, welchen sie Carl Menger gegenüber erhebt, weil er durch die Widmung seines ersten Werkes an Roscher sich als ein Anhänger der historischen Schule documentirte, durch seine weiteren Werke aber dem Historismus entgegentrat, unstichhaltig; es ist nur folgerichtig, wenn derjenige, der die Wissenschaft fördern will, mit dem einen Fusse auf dem historisch Gebotenen steht, mit dem andern aber zu gedeihlichem Fortschritt ausgreift: einer Inconsequenz hat sich hingegen die historische Schule schuldig gemacht, indem sie ihre These bezüglich der Relativität der Doctrin vergessend, ihre eigenen Dogmen als der Weisheit letzten Schluss pries und jedem Verlassen ihres Programms gegenüber sich intolerant erweist.

Wenn wir versuchen wollen, zwischen den Lehren der älteren evolutionistischen Schule und jenen der jüngeren historischen zu unterscheiden, müssen wir uns zunächst die methodologischen Theoreme der neuhistorischen Schule verlebendigen.

III. Die Schule des hyperbolischen Empirismus.

Wir haben gesehen, dass Epigonenschwäche, die in der Uebertreibung Kraft zu bekunden wähnt, den Umschwung der Anschauungen durch den Widerspruch veranlasst, den sie herausfordert. In dieser Hinsicht sind Persönlichkeiten wie Senior und Cairnes besonders bemerkenswert. Was sich auf Seite des Rationalismus abspielt, findet auf der des Empirismus sein Gegenbild. Doch kann nicht verkannt werden, dass das hyperbolische Moment hier in stärkeren Zügen zutage tritt als dort. Diese Verstärkung ist in dem Umstande begründet, dass die hyperbolischen Empiristen nicht nur dem Rationalismus überhaupt, sondern insbesondere auch dem hyperbolischen Rationalismus zu widersprechen haben: die Schwäche äusserst sich, wie wir gesehen haben, durch Ueberschreitung des Masses; sie wird geradezu überschwänglich, wenn sie gereizt wird, wenn sie demgemäss nicht nur ihrer inneren Natur, sondern auch noch einer in gleichem Sinne wirkenden Kraft Folge leistet.

Wenn wir den hyperbolischen Empirismus solcherart auffassen, beabsichtigen wir damit nicht etwa einen Tadel: wir sind keineswegs gewillt, gegen diese Richtung zu Felde zu ziehen; wir verfassen kein Libell gegen eine Schaar wackerer Forscher, welche ohnehin täglich mehr an Boden verlieren; wir betrachten ihre Lehren vielmehr nur mit jenem kalten Blick, mit welchem im Allgemeinen jede historische Erscheinung ins Auge zu fassen ist; wir meinen insbesondere, wissenschaftliche Bethätigung, wie sie auch sein möge, beanspruche immerhin soviel Respect, dass man sogar den Irrthum, den man befehdet, noch zu achten, und nicht nur darzuthun strebe, in welcher Hinsicht und warum er als unrichtig zu betrachten wäre, sondern auch, warum und wieso er entstanden. Gewiss ist nicht Alles, was der Rationalismus behauptet hat, richtig. Weder ein bestimmtes Buch, noch ein bestimmter Forscher, ja nicht einmal eine Gruppe von Forschern vermag in ihren Bemühungen soweit zu gelangen, dass alles Ausgesprochene wahr und alles Wahre ausgesprochen sei. Könnte dies je geschehen, es würde vielleicht gar nicht bemerkt werden, denn Vollkommenheit würde nicht auf das richtige Verständnis stossen, sie würde sogar als irrig verurtheilt werden. In dem Berichtigungskampfe, welchen die empirische Schule gegen die gewiss mit Gebrechen versehene rationalistische führt, werden, wie übrigens in jedem Streite erhitzter Geister, Strategeme angewendet, welche eher verwirrend als klärend wirken. Bald werden thatsächliche Eigenthümlichkeiten des Rationalis-

mus übertrieben, damit diese Uebertreibung gerügt werden könne; dann werden ihm wieder Eigenthümlichkeiten angedichtet, damit ihnen diese Dichtung vorgeworfen werden könne; das Alles hindert allerdings nicht, dass in dem Kampfe gegen die luftigen Geschöpfe des eigenen Unmuthes auch Streiche fallen, welche wirklich Fleisch und Bein treffen. Im Allgemeinen aber müssen wir, da wir es im Empirismus nicht mit einem Richter zu thun haben, welcher über einen Angeschuldigten, den Rationalismus, zu urtheilen hat, sondern, wie an der Gegensätzlichkeit der Anschauungen zutage tritt, mit Processparteien, hinsichtlich der vorgebrachten Argumente, der Repliken und Dupliken, eine Unterscheidung treffen, für die Analyse von Wichtigkeit ist. Aus dem Streite selbst müssen nämlich Argumente ausgesondert werden, welche das widerlegen, was nicht behauptet worden ist, oder das nicht widerlegen, was behauptet worden ist. Polemik der ersten Art ersinnt Aussprüche, welche nie laut geworden, um sie effectvoll widerlegen zu können, Polemik der zweiten Art scheint es ausschliesslich darauf abgesehen zu haben, Sätze, welche von der Gegenpartei ausgesprochen worden sind, derselben als Entgegnungen, die aus ihrem Eigenen kommen, vorzuhalten; damit wird allerdings im Grunde nur näher begründet, was der Gegner behauptet hat, aber es sieht für den ersten Blick so aus, als wäre derselbe widerlegt worden.

Die methodologische Literatur der extrem-empiristischen Richtung ist ziemlich reich. Wenn wir auch die Darlegungen, welche Roscher in seiner „Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland“ (p. 1032 bis 1036) und das Werk des Knies „Die Politische Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode“ aus Gründen, welche wir im weiteren Verlaufe unserer Auseinandersetzung ausführlich entwickeln werden, nicht als für diese Schule typisch aufzufassen vermögen, können wir doch andererseits nicht verkennen, dass sich in ihnen gerade die wesentlichen Sätze vorfinden, deren Outrirung den Historismus erst geschaffen hat. Auch Wagners Erörterungen über „Systematische Nationalökonomie (Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. 1886.)“ nehmen eine zu gemässigte Stellung ein, als dass sie hier in Betracht kommen könnten. Forschungsgrundsätze der hyperbolischen Empiristen finden sich in Schönbergs Artikel, über Volkswirthschaft im Handbuche § 1—13, in T. E. Cliffe Leslies „Essays moral und political“ (1879). Bekanntere Darstellungen und Vertheidigungen der historischen Methode haben Kautz, Held, Schmoller, Scheel und Ingram geliefert; bemerkenswerth sind auch die Vorträge Brentanos: die „klassische Nationalökonomie“

(1888), „Ueber die Ursachen der gegenwärtigen socialen Noth" (1889); Kleinwächters Essay „Ueber das Wesen, die Aufgaben und das System der Nationalökonomie" (Conradsches Jahrbuch XVIII, 1889, p. 601) und Philippovichs anregend geschriebene Schrift „Ueber Aufgabe und Methode der politischen Oekonomie" sind hier zu nennen. In Italien wurde die historische Schule insbesondere vertreten von R. Schiatarella „Del metodo in economia sociale" (1875), Cognetti de Martiis „Delle attinenze tra l'economia sociale e la storia" 1865, Ricca-Salerno „Del metodo in economia politica" 1878, und Vito Cusumano „Le scuole economiche della Germania in rapporto alla quistione sociale 1875"; „Sulle condizione attuale degli studi economici in Germania" 1873.

Die modernsten Phasen des methodogischen Problems hat Camillo Artom in einem trefflichen Essay „La recente evoluzione della metodologia nella scienza economica tedesca" (Giornale degli Economisti, 1888) dargestellt. Artom unterscheidet drei Methoden, die historische, die organische und die exact-realistische. Diese Trennung ist eine lediglich begriffliche. In Wirklichkeit findet sich eine theoretisch so befriedigende Trichotomie nicht vor. Die Anhänger der historischen Methode huldigen mehr oder weniger der organischen Auffassung. Die Vertreter der organischen Auffassung dagegen anerkennen auch die Forschungsgrundsätze und die praktischen Ziele der historischen Methode. Die organische Auffassung ist übrigens gar nicht eine Methode, sondern eine Theorie, zumal sie keinen heuristischen, vielmehr nur einen dogmatischen Werth hat; das Urtheil, dass die Gesellschaft ein Organismus sei, ist ja ein einfaches Urtheil, aber nicht ein Forschungsgrundsatz, nicht eine Forschungsmaxime; sie ist ein wissenschaftliches Princip, das wohl auf wissenschaftliche Ueberzeugungen umbildend zu wirken vermag, aber nicht als constitutive Kraft hinsichtlich derselben aufgefasst werden kann. Der Umstand, dass die Vertreter der historischen Methode gemeiniglich der organischen Auffassung huldigen, berechtigt folgerichtig nicht, in diesem Falle von zwei Methoden zu sprechen; es ist nur eine, die historische, vorhanden, wenn auch nicht bestritten werde, dass sich gewisse Forscher der historischen Schule mehr mit der historischen Methode, andere mehr mit der organischen Auffassung derselben befassen. Die gemeinsamen Momente liegen nicht nur in empirischer Denkungsart, sondern auch in der Thatsache, dass die historisch-organische Geistesströmung einen starken Zufluss von Seiten des heterodoxen socialistischen Gedankens in sich aufgenommen hat; die historische, wie die organische Auffassung — Beide fussen ursprünglich auf Einem Programm. Beide haben auch gemeinsame Gegner: die Anhänger der orthodoxen Oekonomik einerseits, die der exact-reali-

stischen Schule andererseits. Trotz des fundamentalen Fehlers, welcher in der sachlich und geschichtlich unstatthaften Trennung der historischen von der organischen Methode liegt, ist uns der Essay Artoms doch von Werth, zumal sein Autor, fern vom deutschen Schauplatze des wissenschaftlichen Kampfes, in der Lage ist, eine rühmliche Objectivität zu bekunden; dem Gewühle entrückt, vermag er sich eine Kühle des Urtheils und eine Unparteilichkeit der Ueberzeugung zu wahren, die allein schon geeignet sind, ihn schätzbar zu machen. So verweisen wir denn bezüglich der folgenden Darlegungen, sofern sie eine möglichst sachliche Zusammenfassung der neuhistorischen Forschungsgrundsätze zu bieten suchen, auf seine Arbeit.

Schmoller und Ingram spielen im Empirismus genau dieselbe Rolle, welche Senior und Cairnes im Rationalismus zugewiesen ist: die der extremen Partei. Das Wesen einer solchen ist Uebertreibung: Uebertreibung aber mag als ein weiblicher Zug gelten; in der That entwickeln sich die Anschauungen derart, dass Uebertreibung als weibliches Element, von dem gemässigten als dem männlichen befruchtet, Neugestaltungen gebärt, welche die Eigenschaften aller Vorfahren in sich vereinigen. Bei Schmoller, der seine Anschauungen insbesondere in seiner Schrift „Zur Literaturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaft“ niedergelegt hat, handelt es sich nicht mehr darum, den Empirismus in dem Sinne geltend zu machen, dass er dem Rationalismus als gleichberechtigt an die Seite gestellt werde. Nein, die Ausschliesslichkeit des Empirismus ist es, der das Wort geredet wird. Die Wirthschaftsgeschichte wird mit der Wirthschaftswissenschaft identificirt, zugleich aber diese ihres wissenschaftlichen Charakters dadurch entkleidet, dass ihr die Möglichkeit, allgemein giltige Erkenntnis zu erringen, abgesprochen wird. Schmoller erklärt zwar, er wolle keineswegs die Theorie vernachlässigt wissen: aber die nothwendige Basis dieser sei, dass man derzeit auf beschreibendem Wege vorgehe; nur soweit, als das descriptive Material die Forschung im Stiche lasse, sei eine Einwendung gegen die descriptive Methode zulässig. Wenn Schmoller lehrt, jede Theorie betreffs der wirthschaftlichen Entwicklung müsse auf historischer Basis stehen, so kann man dem wohl zustimmen, sofern damit nicht gesetzt erscheint, dass jede Theorie ausschliesslich und allein auf historischer Basis stehen dürfe. Sollte nämlich die ökonomistische Theorie ausschliesslich und allein auf der historischen Basis stehen, so müsste diese zunächst eine feste und ruhende, nicht aber, wie sie es in der That ist, eine bewegte und flüssige sein. Theorie, welche sich ausschliesslich an die Geschichte hält, kommt bereits veraltet zur Welt, sie ist somit keine. Wenn Schmoller zugleich be-

hauptet, es gebe keine andere Oekonomik als die nach seiner Methode aufgebaute, was wohl dahin zu verstehen ist, dass es, seiner Ansicht nach, keine andere geben dürfe, so kennzeichnet er sich gerade durch derartige Darlegungen als Extremer, welcher sich bereits sehr weit von Jenen entfernt hat, deren Dogmen er vorgeblich vertritt. Die historische Schule kann gerade deshalb, weil sie diese ist, sie kann gerade deshalb, weil sie die ihr eigenthümlichen Grundsätze zu befolgen hat, sofern sie überhaupt consequent sein will, ihre Besonderheit nicht als die letzte Etape der ökonomistischen Entwicklung betrachten. Die These Schmollers bedeutet in strenger Auslegung, dass der Theoretiker gegenwärtig im Grunde nichts auf der Welt zu thun habe als Kärrner für einen König der Zukunft zu sein; er habe nur descriptives Material zu sammeln für jenes messianische Wesen, das vielleicht einmal berufen wäre, hinsichtlich der Theorie werkthätig an die Arbeit zu gehen, und diese Theorie, sie müsste nach der Anschauung Schmollers das Gepräge der Philosophie tragen, sie müsste nämlich Philosophie der Wirthschaftsgeschichte sein. Diese Anschauung ist um so eher zu verwerfen, als sie, wie aus unserer Erörterung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Oekonomik deutlich hervorgeht, eine lediglich reactionäre genannt zu werden verdient. Schmoller unterscheidet sich von den Evolutionisten vornehmlich dadurch, dass er die Gesetzmässigkeit der wirthschaftlichen Erscheinung in Abrede stellt, daher die Oekonomik lediglich als Phänomenologie der wirthschaftlichen Erscheinungen auffasst. Nur das Palpable, nur das Morphologische sei wirklich wissenschaftlich, lehrt er, lehrt Brentano. Die Begründung hierzu ist seltsam genug. Weil das Substrat, die Gesellschaft nämlich, sich immer ändert, deshalb glauben die genannten Forscher, könne man nicht von dauernden Gesetzen sprechen. Diese Anschauung ist nur möglich, sofern der allgemeine Begriff eines Gesetzes falsch aufgefasst wird; auch evolutionistische Empiristen, wie Ashley, fordern sociale Entwicklungsgesetze, somit nicht etwa theoretische Eintagsfliegen, sondern allgemein gültige und nothwendige Erkenntnisse hinsichtlich der socialen Entwicklung, somit dauernde Aussagen über das Wandelbare und Flüchtige. Die Einwendung, welche Schmoller den Rationalisten gegenüber macht, gilt auch gegenüber den evolutionistischen Empiristen. Denn es ist offenbar, dass es hier wie dort ein Subject giebt, von welchem der gesetzliche Vorgang ausgesagt wird. Hier ist es die Gesellschaft, welche sich verändert, und doch glaubt man von ihr Dauerndes aussagen zu können, nämlich ein Entwicklungsgesetz. Die Auffassung der evolutionistischen Empiristen hinsichtlich dessen, was unter einem Gesetze zu verstehen ist, ist zwar noch immer mangel-

haft, aber doch klarer als die Vorstellung, welche sich die historische Schule über diesen Gegenstand bildet. Wie ungereimt nämlich die These Schmollers ist, das geht bereits aus einer sehr einfachen Erwägung hervor. Es ist wahr, die Gesellschaft verändert sich, aber dass sie sich verändert, kann für denjenigen, welcher die Gesetze dieser Veränderungen zu suchen entschlossen ist, nicht ein Hindernis seiner Thätigkeit, sondern vielmehr nur einen Anlass zu derselben bilden. Gerade weil die Gesellschaft sich verändert, haben wir das Bedürfnis, die Gesetze dieser Veränderung kennen zu lernen; würden übrigens Veränderungen genügen, um Gesetze unmöglich zu machen, so gäbe es überhaupt kein Gesetz, denn jedes Gesetz bezieht sich nur auf Veränderungen.

In der Natur des hyperbolischen Empirismus, welcher ja ein Product des Widerspruchs ist, liegt es, dass er zunächst Forschungsgrundsätze negatorischen Inhalts aufstellt; er ist in erster Linie bemüht, nachzuweisen, dass der Rationalismus verwerflich sei; was aber an die Stelle des niedergerissenen Gebäudes zu setzen wäre, das ist eine weitere Frage; das Material zu dem Neubau ist ihm nicht sogleich zur Hand. Es wird in erster Linie gelehrt, dass gewisse Annahmen, von welchen der Rationalismus vorgeblich ausgeht, irrig seien. Die ökonomische Forschung dürfe nicht von der Annahme eines Wirthschaftsmenschen ausgehen, welcher nur die Neigung hat, sich zu bereichern, denn dies sei gleichbedeutend mit der Annahme, dass alle Menschen von grimmer Selbstsucht beseelt seien; die ökonomische Forschung dürfe nicht von der Annahme ausgehen, dass bei jedem wirthschaftlichen Tausche auf beiden Seiten gleiche Freiheit des Handelns vorwalte; die ökonomische Forschung dürfe nicht von der Annahme ausgehen, dass es einen bestimmten Satz für Capitalgewinn und Lohn innerhalb einer Gemeinschaft geben müsse; die ökonomische Forschung dürfe nicht von der Annahme ausgehen, der Arbeiter sei in Wirklichkeit so verschiebbar, dass er den für ihn zuträglichsten Markt aufsuchen könne; die ökonomische Forschung dürfe schliesslich nicht von der Annahme ausgehen, dass auf dem Markte Jedem die genaueste Kenntnis der Geschäftslage zugänglich sei; der Mensch, welchen der Rationalismus im Auge habe, sei ein rationalistischer, ein abstracter, eine lediglich Begriffsconstruction, es sei ein Mensch, welcher sich im besten Falle im Bankmanne concret vorfinde. Wir sehen, dass der extreme Empirismus eine vorwiegend negatorische Thätigkeit entfaltet. Er verneint den rationalistischen Kosmopolitismus, er verneint somit, dass sich die Oekonomik auf alle Zeiten und alle Völker anwenden lasse; er verneint die Allgemeingiltigkeit der wirthschaftlichen Gesetze,

er verneint somit auch, dass der Oekonomik die Natur einer wissenschaftlichen Theorie zukommen dürfe, und lässt im äussersten Falle eine Philosophie der Wirthschaftsgeschichte zu; er verneint, dass von einer Verallgemeinerung wirthschaftlicher Erkenntnisse die Rede sein könne. Er gestattet nur die Darlegung des concreten, bestimmten, individuellen Factums, die Schilderung von bestehenden Zuständen eines Volkes zu irgend einer Zeit; er strebt danach, die Wissenschaft in eine blosse Beschreibung wirthschaftlicher Phänomene umzugestalten, ihr ein rein morphologisches Gepräge aufzudrücken. Er geht so weit, innerhalb der ökonomischen Wissenschaft diese selbst zu negiren; er hat die methodologische Aufgabe falsch aufgefasst: denn nicht im schwachmüthigen Verzichte auf das Erfassen der wirthschaftlichen Gesetze, auf die Gestaltung einer ökonomistischen Theorie kann sie bestehen, sondern nur in dem Streben, darzulegen, wie allgemein giltige ökonomistische Erkenntnisse, welche eben mit der Theorie gleichbedeutend sind, möglich wären. Dadurch, dass man zu beweisen sucht, eine Wissenschaft könne nicht nur gegenwärtig, sondern überhaupt nicht auf den Rang einer solchen Anspruch machen, hat man es nicht unternommen, diese irgendwie zu fördern, sondern man hat sich ausserhalb derselben gestellt, um sie zu befehden; die Anschauungen der hyperbolischen Oekonomisten können daher auch gar nicht den Anspruch erheben, wissenschaftlich zu sein.

Was die historische Schule bietet, ist schwächer als das, was sie nimmt. Sie geht, als Ableger der evolutionistischen Schule, von der Thatsache der Entwicklung aus; sie will die verschiedenen Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung erforschen; sie huldigt der Auffassung, es könnten durch die Berücksichtigung des Umstandes, dass sich die wirthschaftlichen Erscheinungen entwickeln, alle Schwierigkeiten der Oekonomik beseitigt werden, sie glaubt insbesondere, durch diese Betrachtungsart den Fehler des Perpetualismus vermeiden zu können. Als Mittel zur Verwirklichung dieses Zweckes wird die comparative Methode empfohlen. In diesen beiden Grundsätzen stimmt die historische Schule mit der evolutionistischen überein. Diese beiden Grundsätze verflüchtigen sich aber bei näherer Betrachtung auf einen, nämlich den evolutionistischen. Denn die comparative Methode vermag nicht den Anspruch zu erheben, ein irgendwie eigenartiger Vorgang zu sein, welcher lediglich oder auch nur vorzugsweise ein unterscheidendes Merkmal des ökonomistischen Denkens von dem irgend einer anderen Wissenschaft wäre; das Denken beruht überhaupt auf dem Auffassen von Verschiedenheiten; es muss also überhaupt verglichen werden; Denken heisst Vergleichen, Vergleichen heisst Denken, Denken von einem niederen

Rang, aber immerhin Denken. Der Ausgangspunkt der historischen Richtung kann daher in einen Satz zusammengefasst werden: es ist das Postulat, dass die wirthschaftliche Entwicklung durch das Denken zu ermitteln wäre. Von diesem Ausgangspunkte aus gelangt sie zu Forderungen, welche von jenen der evolutionistischen Schule ziemlich weitab liegen. Indem sich nämlich die historische Schule vorsetzt, nicht etwa im Sinne des Evolutionismus die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens überhaupt, sondern die bestimmter wirthschaftlicher Erscheinungen festzustellen, findet bereits eine sehr wesentliche Abänderung des evolutionistischen Programms statt. Die historische Schule strebt danach, die concreten Wirthschaftszustände bestimmter Völker und Völkergruppen oder die Entwicklung einer bestimmten wirthschaftlichen Organisirung in einem bestimmten Wirthschaftsgebiete darzustellen. So wandelt sich unter ihrer Hand die evolutionistische Oekonomik in eine historische um; sie verlangt, dass die Oekonomik als eine historische Wissenschaft, die Theorie als eine Theorie der Wirthschaftsgeschichte aufgefasst werde. Sie strebt durch Philosophie der Wirthaftsgeschichte zu einem allgemeinen Verständnisse der wirthschaftlichen Erscheinungen zu gelangen. Mit Recht wirft ihr daher auch C. Menger vor, dass sie darauf verzichte, die complicirten Wirthschaftserscheinungen zu analysiren, und demgemäss auch versäume, sie unserem theoretischen Verständnisse zu eröffnen. Die historische Schule verwirft das Dogma des Eigennutzes, sie ist nicht der Anschauung, dass die durch wirthschaftspolitische Massregeln unbeeinflusste Verfolgung des individuellen Interesses auch den höchsten Grad des Gemeinwohles im Gefolge haben müsse; sie ist auch nicht der Anschauung, dass die Menschen bei ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit mehr oder weniger ausschliesslich von der Rücksichtnahme auf ihr individuelles Interesse geleitet werden. Der Mensch werde von zahllosen, zum Theil gegensätzlichen Beweggründen beeinflusst. Dadurch sei eine strenge Gesetzmässigkeit der menschlichen Handlungen überhaupt und jene der wirthschaftlichen Handlungen insbesondere ausgeschlossen. Eine solche Gesetzmässigkeit sei nur unter der Voraussetzung denkbar, dass wir uns den wirthschaftenden Menschen bei seiner Thätigkeit immer von demselben Motive, dem Eigennutze beeinflusst denken; dann sei allerdings jede Handlung streng determinirt. Aber diese Voraussetzung treffe nicht zu. Man könne im Eigennutze wohl eine hauptsächliche Triebfeder erblicken, aber es dürfe deswegen nicht übersehen werden, dass auch Sitte und Recht, Gemeinsinn und Nächstenliebe den Menschen mitbestimmen. Ist dies aber der Fall, so sei auch die Theorie der classischen Schule

falsch. Sie sei dies um so mehr, als sie nicht auf den Irrthum Rücksicht nehme, welcher sich so oft bei wirthschaftlichen Handlungen einstellt, und sich der Thatsache gegenüber verschliesse, dass ihre Forderung, es möge volle Freiheit von jedem äusseren Zwange stattfinden, lediglich ein Desiderat ist, welches in der thatsächlichen Welt nicht als Wirklichkeit zu finden wäre. Durch ihre eigenthümliche Auffassung des Entwicklungsbegriffes einerseits, durch ihre Anschauung von der psychologischen Freiheit andererseits, gelangt die historische Schule zu der Ueberzeugung, dass es kein Gesetz gebe, welches das Wirthschaftsleben beherrschen würde; die im Wirthschaftsleben bemerkbaren Regelmässigkeiten, Gesetzmässigkeiten seien lediglich historische. Diese beiden Formen der Gesetzmässigkeit werden dahin bestimmt, dass den Naturgesetzen eine absolute und constante Wirksamkeit eigen sei, dass sie auf der Annahme von Kräften beruhen, welche stetig in demselben Sinne wirken. Zum Theil hindere das geistige Element, das im Wirthschaftsleben thätig sei, eine solche Unbedingtheit und Constanz. Es bringe vielmehr mit sich, dass das Wirthschaftsleben von denselben Gesetzen regiert werde, die der Moral ihr eigenthümliches Gepräge verleihen. Das Wirthschaftsleben sei anderntheils in einem Zustande fortwährender Entwicklung, jede Epoche sei das Gewordene eines historischen Werdens. Die Gesetze der Wirthschaft hätten demnach lediglich einen relativen Werth und veränderten sich je nach Zeit, Ort und Nationalität. Die wirthschaftlichen Gesetze seien somit selbst der Veränderung unterworfen; sie seien daher keine Gesetze im wahrsten Sinne des Wortes, sondern lediglich Erscheinungen; die Doctrinen der Oekonomik seien gleichfalls der Veränderung unterworfen, sie seien somit lediglich psychologische Erscheinungen, welche mit im Fluss der Dinge stehen und vielleicht auch unter ein Gesetz der Veränderung, das zugleich ein veränderliches Gesetz ist, gebracht werden könnten. Demgemäss habe der Forscher nur den Aehnlichkeiten, den Analogien, den Parallelismen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, er habe nur auf die Regelmässigkeiten, welche in der Fülle der Erscheinungen hervortreten, zu achten und in den Thatsachen der Vergangenheit die grossen Linien der Evolution, die Entwicklungsgesetze zu erforschen, um als schliessliches Ergebnis ein Gesetz des Fortschrittes überhaupt zu ergründen.

Schon dadurch, dass die historische Schule den Wirthschaftsmenschen verwirft, dass sie auf einen Menschen Rücksicht nimmt, welcher von verschiedenen Motiven und nicht nur vom Verlangen nach Reichthum allein bewegt wird, stellt sich eine gewisse Anschauung über die Sittlichkeit der Menschen ein, welche, durch die Unklarheit

der Begriffe begünstigt, unmerklich in eine moralische Anschauung überfliesst. Das historische Element vermählt sich mit dem Ethischen. Diese Verschmelzung wird durch die methodologischen Anschauungen auch in anderer Hinsicht begünstigt. Denn wenn es keine absoluten, keine stringenten, keine unabänderlichen Gesetze giebt, dann vermag der Mensch das wirthschaftliche Leben zu beeinflussen, und wenn es ein Gesetz der Vervollkommnung giebt, so muss jene mögliche Beeinflussung im Sinne dieses Gesetzes ausfallen. Dieserart erhält die historische Schule ihren ethisirenden Charakter; den hyperbolischen Empirikern gilt es als ausgemacht, dass die Oekonomik sittliche Aufgaben zu erfüllen habe. Die moralische Würde der Wissenschaft steigt durch diese Auffassung unverkennbar, aber je weniger sie zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll, unterscheidet, desto mehr büsst sie zugleich an wissenschaftlichem Werthe ein: die Oekonomisten der hyperbolischen Doctrin massen sich sozusagen eine pontificale Rolle an, indem sie die These vertreten, es sei nicht nur Aufgabe der Oekonomik, die Einflüsse der Beweggründe zu beurtheilen, welche das wirthschaftliche Handeln hervorrufen, sondern auch ihren sittlichen Werth abzuschätzen. Es müsse also ausgemittelt werden, in welcher Art Erzeugung und Vertheilung der Güter den Principien der Gerechtigkeit nicht nur, sondern auch denen der Moral entsprechen. Es wird dabei freilich von der an sich nicht unrichtigen Erwägung ausgegangen, dass jede wirthschaftliche Entwicklung zugleich stofflich und geistig, socialer und sittlicher Natur sei; ein mehr oder weniger deutliches Gefühl von einer Wechselwirkung socialer und wirthschaftlicher Erscheinungen macht sich geltend; aber eine volle Klarheit über die Art dieser Beziehungen, dieser Wechselwirkungen, dieses Zusammenhanges ist um so weniger vorhanden, als viele Anhänger dieser Schule die Oekonomik mit einer erst zu gestaltenden socialen Wissenschaft verbinden, manche sie sogar der Sociologie unterstellen wollen. Dadurch, dass sie die Oekonomik bald unter die Botmässigkeit der Ethik, bald unter die der Sociologie bringen wollen, ziehen sie allerdings die logische Consequenz des Schwächezustandes, in welchem sich die Wissenschaft ob ihrer Schuld befindet.

Ein besonderes Merkzeichen der historischen Schule ist ihre eigenthümliche Auffassung des Staates. Die Bannerträger der rationalistischen Richtung erblicken im Staate ein nothwendiges Uebel; als Ideal gilt ihnen der sogenannte Nachtwächterstaat. Diese politische Anschauung war in der Geschichte begründet. Das Bürgerthum war von einem merkantilischen Absolutismus bedrückt worden; als es sich gegen diese Herrschaft erhob, wollte es auch von dem seiner ganzen Natur

nach absolutistischen Mercantilismus nichts wissen. Der rationalistische Liberalismus ist demnach nicht ein constitutives Princip der gesammten Gesellschaft, sondern lediglich ein regulatives Postulat des nach Befreiung verlangenden dritten Standes. Hiemit hängt die rationalistische Vorstellung, welche man sich vom Staate machte, eng zusammen. Der Staat galt als etwas Ausserökonomisches, er galt als die blosse Form, in welcher sich der wirthschaftliche Inhalt zu befinden, als der Rahmen, in dem das Bild des Güterlebens sich auszubreiten, als das Gefäss, in welchem das Getriebe der individuellen Kräfte sich zu entfalten hätte. Wo der dritte Stand die Vorherrschaft zu erringen und zu behalten vermag, dort wird diese Staatsauffassung sich bethätigen. Wo derselbe aber einerseits durch die oberen, andererseits durch die unteren Stände in empfindlicher Weise in die Mitte genommen wird, wobei immer eine Partei die Umgehungstruppe der andern bildet, dort wird der Liberalismus des dritten Standes mit diesem selbst zurückgedrängt: die historische Schule fordert daher den starken, thatkräftigen, mächtig waltenden, in das Getriebe des Wirthschaftslebens eingreifenden, dasselbe überwachenden und ordnenden Staat, den Staat Bismarcks, den Staat Wilhelms II. Dem Staate der Socialreform, welcher sich in mancher Beziehung bereits dem socialen Staate nähert, gilt die Begeisterung dieser Schule. Dieser Staat hat die hehre Aufgabe, die Gesellschaft zu erhalten, zu veredeln, zu vervollkommnen; er hat den Kampf der Interessen zu beobachten, die socialen Gegensätze zu mildern, das Thun des Einzelnen im Sinne des allgemeinen Wohles zu beeinflussen; aus der Prüfung der historischen Entwicklung sollen sich für ihn die Normen ergeben, welche geeignet wären, die Freiheit der Einzelnen mit der Ordnung, mit dem Glücke Aller in Einklang zu setzen; da handelt es sich nicht lediglich um die Vermehrung der Güter, um die Ansammlung der Reichthümer, um die Anwendung des Gebotenen, sondern auch um die Art und Weise der Vertheilung; ein mehr oder weniger deutliches Gefühl von der Einheitlichkeit in der Mannigfaltigkeit der verschiedenen socialen Beziehungen macht sich bereits bemerklich. Wir haben ausgeführt, dass diese Einheitlichkeit zu einer sittlichen Richtung führe; denn wenn die verschiedenen socialen Beziehungen als untheilbar aufgefasst werden, so ist damit auch zugestanden, dass das wirthschaftliche Leben seiner ethischen Bestimmung angepasst werden müsse; so ist es denn der Staat, welcher die Aufgabe hat, im Sinne der socialen Schule zu wirken und sich im juristischen und ethischen Sinne des Wortes als eine

moralische Person zu bethätigen, welche an der Spitze der culturellen Entwicklung einherschreitet.

Wenn uns in diesem Gedanken auch ein Element entgegentritt, das unverkennbar an Comte anklingt, so steht die jüngere historische Schule doch in anderen Punkten der älteren contradictorisch gegenüber. In dieser Hinsicht ist in erster Linie des Postulates zu gedenken, das eine ökonomistische Theorie durch Erforschung ökonomischer Gesetze verlangt. Nachdem diese Schule die Gesetze, welche die Oekonomik zu bieten vermag, als solche zweiten Ranges, ja gewissermassen als Gesetze minderer Güte betrachtet, die auf diese Bezeichnung keinen ernstlichen Anspruch mehr erheben dürften, ist es allerdings consequent, wenn sie vom Postulate des ökonomistischen Theorismus nur wenig wissen will. Sie unterscheidet demgemäss auch zwischen einer Theorie ersten und zweiten Ranges. Von diesen beiden Theorien ist die zweite ein Surrogat der ersten. Eine Theorie des wirthschaftlichen Lebens ist allerdings wünschenswerth, aber sie kann sich erst auf Grundlage vollständiger Beherrschung des empirischen Materials ergeben. Dieses empirische Material habe vornehmlich in der Wirthschaftsgeschichte, als dem beschreibenden Theile der Oekonomik, gesammelt zu werden. Bevor die Fülle der Thatsachen, aus denen eine Theorie, welche ihrem Wesen nach nichts Anderes als Philosophie der Wirthschaftsgeschichte sein dürfte, vorliege, sei ein dogmatisches Lehrgebäude der Oekonomik ein platonisches Desiderat, dessen gedeihliche Ausführung der Nachwelt überlassen bleiben müsse; der ökonomische Theorismus erhält das Gepräge der Zukunftsmusik. Der Gegenwart habe daher eine Sammlung historisch-statistischen Materials, das nach gewissen Kategorien geordnet sei, die Theorie zu ersetzen. Wie Savigny seiner Zeit den Beruf zu legislatorischer Arbeit, so spricht die jüngere historische Schule der ihren den Beruf zur Schaffung einer ökonomistischen Theorie ab. Indem sie in einer blossen Anordnung von Thatsachen, in einer Phänomenologie und nicht in einer Beherrschung derselben durch Begriffe die Erkenntnis der aus den Thatsachen zu folgernden Gesetze der Wissenschaft erblickt, hegt sie eine Anschauung, mit welcher einst Goethe bezüglich der Farbenlehre bereits Schiffbruch erlitten hat.

Es giebt also auch nach den Darlegungen der jüngeren Historisten eine Theorie, aber diese ist lediglich unter dem historischen Gesichtspunkte zu behandeln; es ist nur nach dem historischen Gesetze zu forschen; der Oekonomist hat sich darauf zu beschränken, die empirischen Regelmässigkeiten, mögen sie nun geschichtlicher oder statistischer Natur sein, zu ergründen; er hat es nur mit den Parallelismen, die

sich ihm zeigen, zu thun, nur die Philosophie der Wirthschaftsgeschichte zu entwickeln.

Mit diesen Grundsätzen steht das sogenannte organische Verständnis der Gesellschaft in Verbindung. Krieken unterscheidet auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes drei Formen dieses Theorems als die wesentlichsten. Der Staat wird als ein Ganzes betrachtet, in dessen Mittelpunkte als bewegende Kraft der Wille wirkt. Das ist die Doctrin Hegels, welcher mit Fichte und Schelling die organische Auffassung des Staates für unser Jahrhundert erneuert. Nach der zweiten Anschauung wird der Staat als ein Mensch in vergrössertem Massstabe aufgefasst, als ein Organismus, welcher dem des Individuums vollkommen gleicht. Das ist die physiologische Auffassung, welche vornehmlich von Bluntschli vertreten wird. Nach der dritten Auffassung wird der Staat als eine ethisch-organische Gemeinschaft betrachtet, als ein wirklicher und wahrhafter Organismus, ein Erzeugnis der Natur, in welchem die einzelnen Functionen von selbstbewussten und freien Organen besorgt werden. Diese These wird vornehmlich von Vorländer, Fricker, Waitz und Schmitthenner vertreten.

Die Auffassung des Staates als eines Organismus findet Eingang in das Gebiet der Oekonomik. Schon Roscher kennzeichnet seine Methode als physiologische, obwohl er seiner Behandlung das Gepräge der historischen Auffassung zu wahren pflegt. Die organische Auffassung der Wirthschaft findet in Schäffle und Lilienfeld ihre consequentesten Vertreter. Nach Schäffle, welcher den Spuren der Comteschen Sociologie folgt, ergiebt sich als Krone der Schöpfung, als wunderbarster aller Organismen über allen andern biologischen Phänomenen der sociale Organismus. Die Verbindungen zwischen seinen einzelnen Theilen sind zum Unterschiede vom physischen Organismus immaterieller, geistiger Natur. Aber es hört darum nicht auf, ein organisches Ganzes zu sein, zumal durch die Individuen, welche die Gesellschaft bilden, eine Art von Kraftübertragung durch das sie trennende Mittel hindurch stattfindet. Dies wird durch den Tausch der Gedanken, durch selbstbewusste nnd freie Handlungen ermöglicht. Der Begriff des Organismus schliesst nach Schäffle eine materielle Verbindung zwischen dem Ganzen und dem Theile nicht ein, es genügt die lebendige Wechselwirkung, welche einen gewissen dynamischen und vitalen Connex bildet. Wir sehen uns somit einem Organismus eigener Art, einem Organismus unorganischer Natur gegenüber.

Wenn aber auch die Gesellschaft dieser Anschauung nach ein von jenem der Individuen wohl zu unterscheidendes, ein in jeder Hinsicht mannigfaltiges und vollkommenes Lebewesen ist, da ja die natürliche

Auslese die Gesellschaft veredelt, so ist es doch möglich, die Structur und die Funktionen des socialen Körpers mit jenem des individuellen zu vergleichen. Dies sei ein Vorgehen, das dem des Naturforschers analog wäre. Dieser sucht einen ununterbrochenen Parallelismus zwischen der Structur und den Funktionen von Lebewesen, die auf verschiedenen Stufen der zoologischen Entwicklung stehen, nachzuweisen. Aehnlich habe auch der sociale Forscher seine Gaben zu bethätigen. Aber die Methode der Socialwissenschaften könne nicht eine ausschliesslich biologische in dem Sinne sein, dass das sociale Wesen mit dem menschlichen Organismus oder gar einem zoologisch niedriger stehenden völlig identificirt werde. Dies schliesse aber nicht aus, dass das Collectivwesen der Gesellschaft wichtige Berührungspunkte mit dem Leben der Organismen aufweise, die für ihn constitutive Elemente sind und dass demgemäss Erforschung der biologischen Analogie für die tiefere Erkenntnis des socialen Körpers werthvoll sei. Die Naturwissenschaften vermochten sich mit grosser Raschheit zu einem bedeutsamen System sicherer Erkenntnis emporzubilden, weil ihr Gegenstand an sich bestimmt und in seiner Gänze der Beobachtung zugänglich ist; es handle sich bei ihnen darum, von den bekannten Synthesen zu den unbekannten Elementen vorzuschreiten. Umgekehrt verhalte es sich mit dem socialen Körper. Seine Elemente seien das unmittelbar Bekannte, die Gesammtheit, zu welcher dieselben vereinigt sind, das Unbekannte, das begründet werden müsse. Der Mensch, welcher das constitutive Element des socialen Körpers bildet, habe sich als Glied in einer lebendigen und unlösbaren Kette zu begreifen. Innerhalb des grossen socialen Organismus sei die Volkswirthschaft lediglich als Process des Stoffwechsels aufzufassen. Der Stoffwechsel im biologischen Körper bestehe in der Benutzung von Naturkräften zu Zwecken der eigenen Existenz; der sociale Stoffwechsel bezieht sich auf Benutzung der Naturkräfte zum Zwecke der Existenz des socialen Körpers. Der endliche Erfolg ist bei beiden Lebewesen der gleiche: Umbildung der Materie zum Zwecke des Lebens, nur dass in einem Falle dieses Leben ein physiologisches, im andern Falle ein sociales ist. Die Processe, durch welche die Materie ihrer Bestimmung zugeführt wird, gleichen einander in allen Phasen; im menschlichen Körper wie im socialen würden die zur Erhaltung nothwendigen Nahrungsmittel eingeführt, verarbeitet, vertheilt und schliesslich consumirt.

Die These, dass der Staat ein Organismus sei, ist mit der Lehre, dass die Gesellschaft ein Organismus sei, innig verwandt; überdies gleicht der Staat derjenigen, die eine organische Methode der Oekonomik vertreten, dem Staate jener, die lediglich der historischen Methode

huldigen. Der Staat ist ihnen eine Vereinigung aller Einzelwirthschaften; er darf diese nicht absorbiren, er darf sich dem peripherischen Leben nicht substituiren, zumal ja auch das gesellschaftliche Leben nicht durch einzelne, sondern durch einen Complex von Kräften bedingt ist. Der Staat hat demgemäss regulative Functionen. Er hat die Production zu fördern und darüber zu wachen, dass die Vertheilung der Güter nach der Grösse und Bedeutung der Leistungen vor sich gehe, welche jedes Organ besorgt. Der Staat hat daher auch den Kampf der Interessen nicht zu unterdrücken; er muss vielmehr den anarchistischen und als solchen destructiven Wettbewerb in einen geordneten und heilsamen Wetteifer umwandeln.

Unter den biologisirenden Oekonomisten der historischen Schule weiss insbesondere Schäffle den Einwänden, welche seiner Theorie entgegengehalten werden könnten, mit unleugbarem Geschicke im Voraus entgegenzutreten. Man würde irren, lehrt er, wollte man glauben, dass ein aus Organismen zusammengesetzter Organismus undenkbar sei. Jeder höhere Organismus sei vielmehr aus elementaren Organismen, welche Zellen genannt werden, zusammengesetzt und dem analog müsse in dem Individualleben das Cellularleben des collectiven Organismus erblickt werden. Artom findet, dass auch die Einwendungen, welche Menger der organischen Methode gegenüber erhebt, zum Theile unhaltbar seien. Der italienische Schriftsteller meint, es gehe beispielsweise nicht an, zu behaupten, dass die organische Theorie sich nur auf jene socialen Thatsachen anwenden lasse, die nicht der selbstbewussten menschlichen Thätigkeit ihre Entstehung verdanken und daher nicht die Ergebnisse gesellschaftlicher Uebereinkunft wären. Er erblickt vielmehr mit Schäffle in Staat und Gesetzgebung lebendige und thätige Organe, deren Thatsachen setzender Wille mit der psychischen Thatkraft der Individualorganismen in unlösbarem Zusammenhang stehe. Dagegen räumt Artom ein, dass die grundlegende Behauptung Mengers, derzufolge die organische Analogie eine nur theilweise sei, ihr daher auch nur der Werth eines Hilfsmittels für die Darstellung, nicht aber der einer Vertiefung der ökonomischen Erkenntnis zukomme, zu Recht bestehe. Artom meint, dass diese Theorie nur dazu dienen könne, die wechselseitigen Einflüsse, welche zwischen den Theilen und dem Ganzen der Gesellschaft hin und und wider walten, aufzusuchen und jene Verhältnisse ins Licht zu setzen, durch welche die normale Thätigkeit der Theile und die des Ganzen einander bedingen. Schäffle könne mittels seiner Methode nicht die Existenz einer Einzelwirthschaft erfassen; die Wirthschaftstheorie habe aber die Aufgabe, die Thatsachen, deren Zusammengreifen die sociale Wirthschaft bilde, nicht

nur in ihren wechselseitigen Beziehungen, sondern auch in ihrem abgesonderten Bestande zu studiren. Die organische Theorie, welche ausschliesslich auf der Prüfung der Gegenseitigkeit zwischen den socialen Thatsachen beruhe, sei daher unvollständig; auch in jenen Fällen, in welchen die Analogie in jeder Hinsicht zutrifft, habe das organische Element nur einen illustrativen Werth und könne nicht zur Ergründung neuer Erkenntnisse, die nicht durch Beobachtung socialer Thatsachen ohne Rücksicht auf die organische Analogie zu gewinnen wären, führen. Artom gelangt nach der Darlegung der historischen und der organischen Methode zu folgenden Schlüssen: sie hätten beide die wahren Grundlagen der Wirthschaftstheorie aus den Augen verloren. Es sei nicht schwer, in der historischen Schule die Spuren Hegelscher Doctrinen aufzuweisen. Nach Hegel sehe auch sie in der Entwicklung die Entfaltung eines dauernden, vernünftigen Princips. Die Absicht, eine Philosophie der Wirthschaftsgeschichte zu begründen und die Theorie auf ihr fussen zu lassen, habe den Charakter der Dunkelheit und Unbestimmtheit. Was die organische Theorie betrifft, so findet Artom, dass sie von vornherein darauf verzichtet, das Wirthschaftsleben durch sorgfältige Analyse zu prüfen und sich darauf beschränkt, die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen festzuhalten. Sie vermag das einzelne Organ nicht vom Gesammtkörper zu trennen, um sich mit seinen Functionen vertraut zu machen, sie vermag das Einzelne nur in seinem Zusammenhange mit Allem, in seiner mannigfaltigen Bedingtheit zu erblicken: sie opfere so die Autonomie der Wissenschaft. Beiden Theorien gemeinsam sei die Vermischung zweier Disciplinen, welche getrennt bleiben müssen, nämlich der Wirthschaftskunde und der politischen Oekonomie. Während erstere die Aufgabe habe, das Wesen und die allgemeinen Gesetze der wirthschaftlichen Erscheinungen zu ergründen, sei es Sache der andern, die Grundsätze festzustellen, welche das Wirthschaftsleben zu regeln hätten.

IV. Parallele zwischen den methodischen Lehren der althistorischen und jenen der neuhistorischen Schule.

Die neuhistorische Schule lehrt, es gebe auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens kein Naturgesetz; die Regelmässigkeiten des wirthschaftlichen Lebens seien lediglich historische Gesetze: die Naturgesetze seien absolut, sie seien constant, sie beruhten auf der An-

schauung von Kräften, welche immer in demselben Sinne wirken. Das geistige Element, welches im Wirthschaftsleben spielt, verhindere eine solche Auffassung. Die wirthschaftlichen Gesetze seien nicht absolut, nicht constant, sie hätten es nicht mit Kräften zu thun, welche immer in demselben Sinne wirken, sie seien vielmehr dieselben Gesetze, welche die moralischen Handlungen regieren. Halten wir den evolutionistischen Decalog dagegen, so werden wir sehen, dass die jüngere historische Schule von der älteren in mannigfachen und wesentlichen Punkten abweicht. Der evolutionistische Decalog geht von der Anschauung aus, dass es eine Entwicklung gebe, er geht ferner, da der evolutionistische Grundsatz ein allgemeiner ist, von der besonderen Annahme aus, dass es eine sociale Entwicklung gebe. Die Entwicklung im Allgemeinen sowie auch die Entwicklung im Besonderen entfalte sich aber nach bestimmten Entwicklungsgesetzen. Diese Entwicklungsgesetze, welche die Natur so gut beherrschen wie die Gesellschaft, seien ihrem Wesen nach Naturgesetze. Der allgemeine Gang der Entwicklung sei ein unausweichlicher, nur in Einzelheiten vermöge der menschliche Wille Abänderungen herbeizuführen: er vermöge insbesondere die Entwicklung zu beschleunigen.

Wir sehen somit, dass der Decalog von Entwicklungsgesetzen, die historische Schule von historischen Gesetzen spricht: während aber die Entwicklungsgesetze als historische aufgefasst werden können, zumal die Geschichte nichts Anderes als die Phänomenologie der Entwicklung ist, vermag man in den historischen Gesetzen nicht Entwicklungsgesetze zu erblicken. Denn die Entwicklungsgesetze sind eben absolut, sie sind constant, sie sprechen von Kräften, welche immer in demselben Sinne wirken, die historischen Gesetze dagegen sind nicht absolut, nicht constant, sie wollen von Kräften, welche immer in demselben Sinne wirken, nichts wissen; Kräfte, welche aber nicht immer in demselben Sinne wirken, sind unregelmässig; die historische Schule will die Regelmässigkeiten dieser unregelmässigen Kräfte studiren, sie will somit ergründen, was ihrer eigenen Darlegung nach nicht statt hat. Wenn es schon ungereimt genannt werden kann, dass die historische Schule im Wirthsschaftleben Kräfte zu sehen glaubt, welche nicht immer in demselben Sinne wirken, so wird dieses Wahngebilde doch durch das Bestreben, die regelmässigen Aeusserungen desjenigen, das man selbst irrigerweise für unregelmässig hält, kennen zu lernen, noch fragwürdiger. Hierzu kommt noch Eins. Kräfte welche nicht immer in demselben Sinne wirken, sind keine solchen, zumal Kräfte als immer in demselben Sinne wirkend gedacht werden und das wissenschaftliche Denken überhaupt von dem Grundsatze ausgeht, dass jede Verände-

rung ihre Ursache haben muss, daher auch das veränderte Wirken irgend einer Kraft nicht in dieser selbst, sondern in einer von ihr verschiedenen gesucht werden muss. Die Theorie der historischen Schule kränkelt denn auch an dem Gebrechen, dass sie keine genaue Vorstellung von der Causalität überhaupt, insbesondere aber keine geklärten Begriffe von der wirthschaftlichen Causalität besitzt. Nur durch diesen Uebelstand, welcher auf eine mangelhafte wissenschaftliche Vorbildung zurückzuführen ist, ist der Umstand zu begründen, dass die Ansichten der historischen Schule nicht nur den evolutionistischen Decalog, sondern auch der Logik widersprechen, dass sie vornehmlich unter einander widerspruchsvoll sind.

Sofern es möglich ist, mit Consequenz inconsequent zu sein, kann diese rühmliche Eigenschaft der historischen Schule in einigen Beziehungen nicht abgesprochen werden, denn während sie die Entwicklungsgesetze leugnet und die Gesetze des wirthschaftlichen Lebens lediglich als historische Gesetze auffasst, spricht sie von fortwährender Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens und fasst jede Epoche als das Resultat der vorhergehenden auf. Sie giebt also mit der Rechten wieder, was sie mit der Linken genommen hat. Die historischen Gesetze, welche die Stelle der Entwickelungsgesetze versehen sollen, unterscheiden sich, wie die Anhänger der historischen Schule andeuten, von diesen durch die mangelnde Constanz; die mangelnde Constanz äussert sich darin, dass die Gesetze nach den Dogmen der historischem Schule relativen Werth haben. Dies geschieht insofern, als die historischen Gesetze sich je nach der Zeit und je nach dem Volke verändern. Kehren wir uns für den Augenblick nicht an diesen Tragelaphen, an das Sideroxylon eines veränderlichen Gesetzes. Nehmen wir es hin. Nehmen wir an, dass das historische Gesetz in der That relativen Werth habe. Nirgends im evolutionistischen Decaloge wird uns diese Lehre vorgetragen. Sie ist ein Novum. Der evolutionistische Decalog lehrt uns den relativen Werth der concreten Wirthschaftsformen, was mit der evolutionistischen Theorie im Einklange steht. Der evolutionistische Decalog lehrt, dass eine concrete Wirthschaftslehre nur einen relativen Werth hat. Aber vom relativen Werth der Wirthschaftsgesetze ist im evolutionistischen Decaloge nirgends die Rede.

Das ist unseres Erachtens nicht ein Mangel des Decaloges, es ist vielmehr ein Missgriff der neuhistorischen Schule, dass sie das historische Gesetz in einer Weise auffasst, welche durch eine contradictio in adjecto den Charakter des Gesetzes, der im Worte selbst gegeben ist, im Beisatze des Historischen wieder tilgt.

In weiterer Erwägung des Gegenstandes ist auf den Umstand,

dass alle Erscheinungen sich verändern. Gewicht zu legen. Was sich verändert, das ist eine Erscheinung. Wenn ich von einem Gesetze spreche, so stelle ich mir darunter irgend eine Verknüpfung von Erscheinungen vor. Spreche ich aber von einem Gesetze, das sich verändert, so drücke ich demselben den Charakter einer Erscheinung auf; daraus geht hervor, dass dasjenige, was die historische Schule Gesetz nennt, im Grunde nur Erscheinung, nicht aber ein Gesetz ist, dass sie mithin gar keinen Begriff von einem Gesetze hat. Die evolutionistische Schule vertrat den Gedanken einer Gesetzmässigkeit der geschichtlichen Entwicklung gesellschaftlicher Erscheinungen: die historische Schule will die Gesetzmässigkeit socialer Erscheinungen nicht anerkennen; sie kann folgerichtig auch die Gesetzmässigkeit der Entwicklung socialer Erscheinungen gar nicht erfassen, weil das, was sie Gesetz nennt, für sie nur eine generelle Erscheinung ist; weil sie aber die Existenz allgemein giltiger und nothwendiger Gesetze hinsichtlich wirthschaftlicher Vorgänge in Abrede stellt, ist sie ihrem Wesen nach eine anomistische Schule zu nennen, und wegen dieses anomistischen Charakters steht sie der älteren historischen Schule, welche wir die evolutionistische nennen, sofern diese eine nomistische, ein Gesetze irgendwelcher Art anerkennende gewesen ist, contradictorisch gegenüber. Es ist somit ganz falsch, wenn die neuhistorische Schule sich als Fortsetzerin der evolutionistischen betrachtet.

Nach den Normen der neuhistorischen Schule hat der Forscher in der Gegenwart die Aufgabe, die Parallelismen zu studiren, die Regelmässigkeiten, welche in der Fülle der Erscheinungen zu Tage treten. Wozu diese Bemühung? Es handelt sich, so heisst es, darum, in der Vergangenheit das grosse Gesetz zu suchen, welches gleichzeitig ein Gesetz des Fortschrittes ist. Das Suchen nach Parallelismen ist ein anderer Ausdruck für das Postulat der comparativen Methode. In dieser Anschauung wie in der, dass die historischen Gesetze dieselben seien, welche das moralische Handeln des Menschen regieren, setzt sich das historische mit dem ethischen Moment in Verbindung. So entsteht die These, dass das ökonomische Leben seiner ethischen Bestimmung angepasst werden möge. Es ist jedoch widersinnig, auf einer Seite zu behaupten, dass wirthschaftliche Kräfte nicht immer in demselben Sinne wirken, dass es demnach auch kein wirthschaftliches Gesetz gebe, und auf der anderen Seite ein Gesetz der Entwicklung zu suchen, welches ein Gesetz des Fortschrittes ist, also immer in demselben Sinne wirken müsste. Abgesehen von diesen, gegen die Denkgesetze verstossenden Conceptionen, stellt sich in dem ethischen Postulate der historischen Schule nichts Anderes dar, als der Satz von der Hegemonie der social-

ethischen Reformidee, welcher wir bereits im evolutionistischen Decaloge begegnet sind. Diese Idee steht in einem inneren Zusammenhange mit der Lehre von der socialen Harmonie, einer Doctrin, die uns in der althistorischen Schule als Lehre von der Untheilbarkeit der verschiedenen socialen Beziehungen, als organische Theorie entgegentritt.

Die socialethische Reformidee des evolutionistischen Decaloges wirft eine Frage auf, welche die historische Schule durch ihr Staatsideal zu beantworten sucht. Der Staat hat ihrer Auffassung nach die Aufgabe, die socialethische Reformidee zu verwirklichen. Hier allein könnte vielleicht eine gewisse Fortbildung erblickt werden. Zu dem Ziele, das die evolutionistische Schule angegeben, schlägt die historische ein Mittel der Verwirklichung vor. Erwägt man aber, dass diese Fortbildung lediglich in einer Hervorhebung bereits vorhandener Gedankenelemente besteht, so wäre man geneigt, sie nicht besonders hoch zu achten. Noch weniger lässt sich eine Förderung der Wissenschaft in den der Möglichkeit einer Theorie gewidmeten Conceptionen dieser Schule statuiren. Nach ihren Lehren ist die Wirthschaftsgeschichte der beschreibende Theil der Oekonomik; nach ihren Lehren kann, da die Wirthschaftsgeschichte weit davon entfernt ist, erschlossen oder abgeschlossen zu sein, nicht davon die Rede sein, dass bereits in der Gegenwart sich eine Theorie zu entfalten vermag; nach ihren Lehren ist die Theorie nichts als ein historisch-statistisches Material, das nach gewissen Kategorien geordnet werden soll. Dem anomistischen Grundsatze gesellt sich der atheoretische bei, welcher gleichfalls den Dogmen der evolutionistischen Schule widerstrebt.

Fassen wir nun den Gedankenbestand der evolutionistischen Schule ins Auge und vergleichen wir ihn mit dem der historischen. Diese hat dem evolutionistischen Decaloge keine originelle Vorstellungsverbindung hinzugefügt, sie hat ihn nicht reformirt, nicht von Widersprüchen gesäubert, nicht geläutert, sie hat im Gegentheil jede einzelne der im Decaloge normirten Positionen geschwächt. Der evolutionistische Grundlehrsatz, welcher an der Spitze des Decaloges steht, ist zwar beibehalten, insbesondere der erste Folgesatz desselben bezüglich der socialen Entwicklung. Der erste Satz des evolutionistischen Decaloges, der Lehrsatz nämlich, dass Alles sich entwickelt, ist ein inductiver, der zweite Satz von der ökonomischen Evolution ist ein Folgesatz, welcher auch derart ausgedrückt werden könnte: weil Alles sich entwickelt, muss auch das wirthschaftliche Handeln sich entwickeln; dieser Satz ist als Folgesatz ein deductiver; als deductiver Satz aber

ist er zugleich ein hypothetischer, denn er könnte auch derart ausgedrückt werden: wenn Alles sich entwickelt, so muss auch das wirthschaftliche Handeln sich entwickeln. Die Kraft beider Lehrsätze ist keine unbedingte. Der inductive Satz ist als solcher ein lediglich wahrscheinlicher und kann durch jede Instanz vernichtet werden, der hypothetische ist vollends ein lediglich vom inductiven Satze abhängiger. Durch den anomistischen Grundsatz der historischen Schule sind beide Sätze zwar nicht in ihrem Bestande aber in ihrer Wirksamkeit geschädigt. Denn, wenn die Entwicklungsgesetze, welche die Welt bis zum Menschen aufweist, nicht wesensgleich sind mit jenen, die das menschliche Leben beherrschen, so kann aus dem allgemeinen Schlusse, dass Alles sich entwickelt, auch nicht die hypothetische Consequenz gezogen werden, dass sich insbesondere die Gesellschaft entwickle; daher steht dieser Satz in der Verfassung des Historismus gewissermassen in der Luft; er ist einerseits nicht durch Prämissen zu erhärten, andererseits auch nicht durch Bewährung, welche eben nur insofern denkbar wäre, als die sociale Causalität das Gegräge der Nothwendigkeit an sich trüge. Ist nun aber der socialevolutionistische Lehrsatz gelockert, so ist auch die Consequenz desselben, der Lehrsatz vom relativen Werth der concreten Wirthschaftsform seiner Grundlage beraubt und es ist unter solchen Umständen gleichgiltig, ob diese Sätze von der historischen Schule dennoch anerkannt werden oder nicht: wird nämlich das Bedingte asserirt, das Bedingende dagegen verneint, so ist die Assertion selbst eine lediglich platonische, eine solche nämlich, welche keinerlei Consequenzen nach sich ziehen kann.

In ähnlicher Weise ist dem achten Lehrsatze der evolutionistischen Schule, ist dem Postulate einer wirthschaftlichen Theorie der Stein aus dem Schild gebrochen: dem Decaloge nach ist es Aufgabe einer wirthschaftlichen Theorie, die Gesetze der wirthschaftlichen Entwicklung zu begreifen. Wenn wir aber keine Gesetze und keine wirthschaftliche Entwicklung haben, so ist es auch unmöglich, das Gesetz der Entwicklung ausfindig zu machen; die neuhistorische Schule ist daher nur consequent, wenn sie vom Aufbau einer Theorie absieht, die Möglichkeit einer solchen in die entfernte Zukunft weist und für die Gegenwart nur in der Wirthschaftsgeschichte Bausteine für eine Zukunftstheorie der Wirthschaft herbeizuschaffen sucht. Sie wird aber darin wieder mit sich selbst uneins, dass sie, aller philosophischen Abstraction abhold und nur die Thatsache schätzend, künftigen Generationen eine Philosophie der Wirthschaftstheorie verheisst. Während sie also einerseits lebhaft betont, dass das philosophische Moment aus der Wirthschaftskunde aus-

zumerzen sei, verspricht sie, dasselbe in Zukunft wieder einzuführen, und geht so weit, gerade in diesem die erwünschte Theorie in Aussicht zu stellen, deren Nothwendigkeit sie einsieht, deren derzeitige Möglichkeit sie verneint.

Die historische Schule hält am Postulate der comparativen Methode fest, fest an der Lehre von der socialen Harmonie, fest an der Lehre von der Hegemonie der socialethischen Reformidee, dagegen erschüttert sie den fünften Lehrsatz, dass jede concrete Wirthschaftslehre das Ergebnis einer Evolution sei, durch den Glauben, dass sie selbst diese Evolution für alle Zeit abschliesse; in demselben Sinne wendet sie die Consequenz dieses Satzes, dass jede concrete Wirthschaftslehre einen relativen Werth besitze, nur auf ihre eigenen evolutionistischen Vorstufen an und leugnet die Möglichkeit eines Hinausgehens über die eigene Vollendung. Angesichts solcher Artung ist auch der sechste Lehrsatz von der theoretisch-praktischen Reciprocität in Frage gestellt.

Aus obiger Rechnung ergiebt sich das Resultat, dass die historische Schule den evolutionistischen Decalog, soweit ihren eigenen widerspruchsvollen Aeusserungen überhaupt Sinn abgewonnen werden kann, auf drei vermindert hat, sie hat demzufolge sieben Lehrsätze der evolutionistischen Schule theils durch contrapositive Behauptungen wie des anomistischen und atheoretischen Grundsatzes erschüttert, theils hat sie den Sätzen des Decalogs durch Untergrabung ihrer Fundamente jeden Halt geraubt. Unter dem Regime der historischen Schule ist eine auffallende Verarmung des Gedankengehaltes, welcher der ökonomischen Methodik eigen gewesen, eingetreten: die Bilanz, welche nun, da sie sich anschickt zu liquidiren, nicht unzeitgemäss ist, spricht gegen ihre Wirthschaft auf dem Gebiete der Wirthschaftslehre.

Wir gehen nunmehr daran, uns in Analogie zur Tafel, welche wir den evolutionistischen Decalog genannt haben, die wesentlichen Grundsätze der sogenannten historischen Schule zu vergegenwärtigen.

1. An Stelle des ersten und zweiten Satzes im evolutionistischen Decalog tritt das Postulat, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen unter dem historischen Gesichtspunkte studirt werden müssen.
2. An Stelle des theoretischen Postulates tritt die Forderung, dass das historische Gesetz des Wirthschaftslebens aufzusuchen und die Oekonomik als historische Wissenschaft aufzufassen sei. Dagegen wird die Autonomie der Oekonomik durch die Forderung, dass die Volkswirthschaft nur im Zusammenhang mit der socialen und culturellen Entwicklung und als ein Theil der

universellen Gesellschaftswissenschaft zu behandeln sei, am kräftigsten erschüttert.

3. An Stelle des methodologischen Grundsatzes der comparativen Methode tritt das Postulat, dass die Parallelismen der Wirthschaftsgeschichte festzustellen seien.
4. Ein Corollar zu diesem Satze liegt in dem Verbot an den Forscher, sich Abstractionen hinzugeben: ein Verbot, dessen Werth durch Verheissung einer Philosophie der Wirthschaftsgeschichte, welche ihrem Wesen nach in einer Abstraction aus den historisch gebotenen Wirthschaftserscheinungen bestehen dürfte, genugsam gekennzeichnet ist. Auch widerspricht dieses Verbot dem Postulate, dass das historische Gesetz des Wirthschaftslebens aufzusuchen sei. Denn dieses könnte gleichfalls nur durch Abstraction aus einer Reihe von historisch gegebenen Erscheinungen möglich sein.
5. Das im evolutionistischen Decalog aus dem Princip des Evolutionismus selbst fliessende Corollar bezüglich des relativen Werthes jeder jeweiligen Wirthschaftsform findet sich auch auf der Tafel der historischen Schule als These von der Wandelbarkeit des Eigenthumbegriffes und des Freiheitsbegriffes.
6. Das im evolutionistischen Decalog aus dem Princip der Evolution selbst fliessende Corollar bezüglich des relativen Werthes jeder jeweiligen Wirthschaftstheorie wird von der Tafel der historischen Schule anerkannt, aber nicht auf sich selbt angewendet.
7. Das im evolutionistischen Decalog formulirte Postulat von der Hegemonie einer socialethischen Reformidee wird von der Tafel der historischen Schule acceptirt und demgemäss zwischen einer privatwirthschaftlichen, einer zwangswirthschaftlichen und caritativen Bethätigung des Wirthschaftsstaates unterschieden.

Diese Sätze können als Verfassung der neuhistorischen Schule bezeichnet werden. Diese Schule befindet sich in einem doppelten Gegensatze zur Vergangenheit. Sie steht in offenem Kampfe gegenüber der englischen Oekonomik; sie steht im verborgenen Gegensatze zur althistorischen Schule. Die gegebenen Gegensätze streben nach einer Ausgleichung. Sie tritt in der exact-realistischen Richtung zutage. Ehe wir uns dieser zuwenden, fassen wir die methodologischen Gedanken, die bisher geäussert worden sind, behufs einer leichteren Uebersichtlichkeit in eine Tafel der empiristischer Richtung überhaupt zusammen.

1. Evolutionistischer Grundlehrsatz: Alle Erscheinungen stehen unter dem Gesetze der Entwicklung.
2. Lehrsatz der ökonomischen Evolution: Es giebt eine Entwicklung des wirthschaftlichen Handelns.
3. Relativistischer Folgesatz der ökonomischen Evolution: Weil es eine Entwicklung des wirthschaftlichen Handelns giebt, hat jede concrete Wirthschaftsform nur relativen Werth.
4. Lehrsatz der ökonomistischen Evolution: Es giebt eine Entwicklung des wirthschaftlichen Denkens.
5. Relativistischer Folgesatz der ökonomistischen Evolution: Weil es eine Entwicklung des wirthschaftlichen Denkens giebt, hat jede concrete Wirthschaftstheorie nur relativen Werth.
6. Lehrsatz der theoretisch-practischen Reciprocität: Weil sowohl wirthschaftliches Handeln als wirthschaftliches Denken sich entwickelt, entspricht jeder concreten Wirthschaftsform eine concrete Wirthschaftstheorie.
7. Lehrsatz der harmonischen Reciprocität: Weil sowohl das wirthschaftliche Handeln als das wirthschaftliche Denken sich entwickelt, stehen alle von beiden abhängigen socialen Erscheinungen im Verhältnisse der harmonischen Gegenseitigkeit.
8. Theoristisches Postulat: Es ist Aufgabe des wirthschaftstheoretischen Denkens die wirthschaftichen Erscheinungen zu begreifen.
9. Methodologisches Postulat des Historismus: Da die wirthschaftlichen Erscheinungen sich entwickeln, weisen sie eine Geschichte auf und müssen somit zum Zwecke der Auffindung von concreten Parallelismen der Wirthschaftsgeschichte mit Ausschluss der Abstraction unter dem historischen Gesichtspunkte studirt werden.
10. Historischer Folgesatz des vom Historismus aufgestellten methodologischen Postulates: Da die wirthschaftlichen Erscheinungen von der Oekonomik unter dem historischen Gesichtspunkte studirt werden müssen, ist die Wissenschaft selbst eine historische und hat lediglich die historischen Gesetze des Wirthschaftslebens zu untersuchen.
11. Heteronomistischer Lehrsatz des Historismus: Die Oekonomik ist unter Voraussetzung eines Zusammenhanges des wirthschaftlichen Lebens mit der socialen und

staatlichen Entwicklung als ein Theil der universellen Socialwissenschaft aufzufassen.

12. Folgesatz des heteronomistischen Lehrsatzes: Da jede concrete Form des Wirthschaftslebens nur relativen Werth hat und mit der socialen und staatlichen Entwicklung zusammenhängt, haben auch die concreten Formen des Eigenthums und der Freiheit als wandelbare nur relativen Werth.

13. Praktisches Postulat des Historismus: Der evolutionistisch bedingte, theoretisch-praktische Fortschritt ist unter Führung der socialethischen Reformidee im Hinblick auf einen zwangswirthschaftlichen und caritativen Wirthschaftsstaat anzubahnen.

V. Die exact-realistische Schule.

Zwei bedeutsame Entwicklungsreihen stellen sich uns dar: auf der einen Seite die Entwicklungsreihe, welche in dem extremen Rationalismus eines Senior, eines Cairnes gipfelt, auf der anderen die Entwicklungsreihe, welche in dem extremen Empirismus eines Schmoller, eines Ingram, eines Brentano ausläuft. Die Einen fordern exclusiven Rationalismus, die Andern exclusiven Empirismus. In dem Augenblicke, da die Entwicklung so weit gediehen und die Thesis der Antithesis in voller Gegensätzlichkeit gegenüber getreten war, bot sich eine für den Werdegang des wirthschaftlichen Denkens geradezu historische Aufgabe dar: die beiden gegnerischen Parteien waren vor den Richterstuhl der Kritik zu fordern, ihre Ansprüche, ihre wissenschaftlichen Rechtstitel waren zu untersuchen: Jedem war zu nehmen, was er sich ohne Recht anmasste, Jedem zu geben, was er mit Fug besass. Dies war in sachgemässer Art nur durch Abweisung der von den extremen Parteien vertretenen Ansprüche zu leisten. Hieran hätte sich eine Verschmelzung der von einander abweichenden gemässigten Parteien zu einem einheitlichen Ganzen zu schliessen gehabt. Eine solche Vereinigung wäre aber nicht auf dem Wege eines Compromisses, sondern auf dem Synthese zu erstreben gewesen, in welcher die einander feindlichen Anschauungen sich als verschiedene Seiten ein und desselben Gedankens dargestellt hätten.

Eine solche Arbeit ist gewiss eine sehr verlockende, sie ist aber auch mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Unter denselben ist zunächst ein Moment hervorzuheben, dem der Werth einer psycho-

logischen Hemmung nicht abgesprochen werden kann. Zu der Zeit, da die Spannung der theoretischen Gegensätze auf ihr höchstes Mass gestiegen und eine Ausgleichung derselben nothwendig geworden war, stellte sich das Bild, welches die Wissenschaft in Europa bot, folgendermassen dar. In England, der Hochburg der Oekonomik, trotzte eine Majorität von Rationalisten einer Minorität von Empiristen: in Deutschland hatte der Rationalismus, in Frankreich der Empirismus keinen willkommenen Nährboden gefunden. Wer nun daran ging, den extremen Parteien ihre Ansprüche abzuerkennen und den Empirismus mit dem Rationalismus zu vermählen, musste sich gegen die Vertreter aller Schulen wenden, er musste sich Alle zu Gegnern machen. Dessen konnten sich nur Individualitäten von grosser Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Denkens erkühnen, Forscher von ungewöhnlicher Energie und Uneigennützigkeit, geneigt, den wirthschaftlichen Geist unserer Zeit zum Kampfe herauszufordern, geeignet, ihm ein neues Gepräge aufzudrücken. Wo waren solche Individualitäten zu finden?

Die Fahne des wissenschaftlichen Fortschrittes wird im Wettbewerbe der Völker nicht immer von einer Hand getragen: sie entsinkt einer Nation: eine andere tritt an ihre Stelle und ringt und strebt, bis auch sie das heiligste Feldzeichen ermattend frischeren Kämpen überlassen muss. Dem romanischen Geist ist ursprüngliche, zeugende Kraft zu eigen: er warf grosse Gedanken in die Welt, die von germanischen Pflegern zu voller Entfaltung gezeitigt worden sind: seit Mill aber ist das Scepter der Oekonomik den Engländern entsunken. Man hat behauptet, dass ein eigenthümlicher Zusammenhang zwischen dem jeweiligen Entwicklungszustande des Volkes, das diese Wissenschaft gerade pflegt, und ihr selbst vorhanden sei. Als das niederdeutsche Volkselement sich zu einem immer wichtigeren Factor in der europäischen Staatengeschichte gestaltete, da wähnten Viele, es werde sich auch in der Oekonomik bedeutsame Verdienste erwerben. Allein diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Die historische Schule bezeichnet zwar ein nothwendiges Glied in der Kette der Entwicklung, welche das wirthschaftliche Denken nehmen musste: aber sie kann nicht als ein Höhepunkt der Evolution aufgefasst werden. Wohl vermochte sie sich für lange Frist der Hegemonie zu bemächtigen, allein da sie ihrer innersten Natur nach eine blosse Contraposition gewesen, eine Antithese gegenüber der These der classischen Schule, konnte sie eine positive Bereicherung der wirthschaftlichen Erkenntnis nicht mit sich bringen. Vielleicht hat der Historismus denn auch im Bewusstsein seiner historischen Mission und ihrer Grenzen von vornherein darauf verzichtet, zu leisten, was noch nicht geleistet worden, und sich darauf

beschränkt, für den König, der da kommen sollte, Kärrnerdienste zu leisten; er hat, voll eines seltsamen Messiasglaubens, die Blätter auf dem Baume der Menschheit gezählt, anstatt dessen Lebensbedingungen zu erforschen; er war engherzig und enggeistig genug, Kenntnisse für Erkenntnis, Wissen für Wissenschaft, Ansichten für Einsichten zu halten; er hat gerechnet, gemessen, gewogen, compilirt und um sich einen Wall von Büchern, Excerpten, Citaten aufgeführt, der ihm die Aussicht auf das lebendige Leben verschloss. Er hat gelesen und nicht nachgedacht; er hat beobachtet, das Beobachtete jedoch nicht zu durchdringen vermocht: aus Sand ist eben kein Strick zu drehen. Wenn ein neuer Aufschwung der Wissenschaft nun doch zu verzeichnen ist, so ist er nicht französischem, nicht englischem, nicht niederdeutschem Wesen zu verdanken: Hochdeutsche, Oesterreicher sind es, die begonnen haben, die so wichtige Disciplin der Oekonomik zu vertiefen, die bereits vollends zu verflachen drohte; sie brachten dem erstarrten Felde ersehnten Frühling. Zuerst hat Carl Menger das Denken wieder in sein altes, gutes Recht eingesetzt; er hat zuerst in seinem theoretischen Werke die Grundbegriffe der Oekonomik revidirt, dann jedoch eingesehen, dass er vor weiterer Fortsetzung der ausbauenden Arbeit den Grund von Veraltetem vollends zu säubern habe. So zog er denn gegen die zeitgenössischen Oekonomisten der historischen Schule reisig aus. Er schlug sie mit der treffenden Schärfe seiner polemischen Kritik aufs Haupt. In seine Fussstapfen trat später auf methodologischem Gebiete Emil Sax.

Warum es gerade Oesterreicher waren, die zu einem Kampfe gegen die Ausschreitungen des Historismus ausersehen schienen, wird von Denjenigen, welche die Bedingungen einer Erscheinung zu erkunden gewohnt sind, gewiss nicht als etwas Zufälliges betrachtet werden. Während des kurzen Zeitraums, welcher den deutschen Krieg vom Berliner Congress trennt, war Oesterreich ein ökonomistisches Beobachtungsgebiet, wie es besser nicht zu wünschen gewesen wäre. Einer Periode des wirthschaftlichen Aufschwunges, welche in gleicher Weise durch die Schaffung von positiven und fictiven Werthen ausgezeichnet war, folgte eine Epoche des Niederganges, der Erschlaffung, der qualvollen Stagnation. Nichts ist belehrsamer als eine Krise, in welcher sich Ueberproduction und Ueberspeculation verquicken; der Zusammenbruch enthüllt die innere Structur des Gewordenen; er rüttelt auf, er erschüttert; er regt zum Nachdenken an. Und hat Einer Auf- und Niedergang, Wellenberg und Wellenthal mit eigenen Augen gesehen, sind insbesondere die Einzelheiten des Werdens und Vergehens einem offenen Sinne täglich zu berufsmässiger Beurtheilung zugänglich ge-

wesen, so sind damit die wesentlichen Bedingungen für eine kritische Reinigung, für eine energische Katharsis der ökonomistischen Anschauungen nicht nur, sondern insbesondere auch der Anschauungen über die Oekonomik selbst gegeben.

Wir haben dargelegt, dass sich gegenüber den Uebertreibungen der historischen Schule, in deren Hand sich die Oekonomik zu einem Gemisch von byzantinischer und alexandrinischer Gelehrsamkeit zu gestalten im Begriffe stand, der Widerspruch der exact-realistischen, gegenüber der deutschen Schule die österreichische erhob. Wir haben ins Licht gesetzt, wie es zu ihrer naturgemässen Aufgabe wurde, zwischen den entstandenen Gegensätzen zu vermitteln. Ehe wir jedoch auf die Grundsätze dieser Schule näher eingehen, ist es nothwendig, noch einen Augenblick bei der Stellung, welche sie im Entwicklungsprocesse des wirthschaftlichen Denkens einnimmt, zu verweilen. Diese Stellung ist zunächst dadurch gegeben, dass die realistische Schule sich mit Nothwendigkeit aus der historischen entwickelt hat. Die historische Schule betrachtet Alles, was mit der Wirthschaftslehre zusammenhängt, als im Flusse der Entwicklung Stehendes, vindicirt aber sich das Privilegium, den Entwicklungsprocess abzuschliessen. Folgerichtig müsste sie vielmehr aus sich hinausweisen und eine gedeihliche Weiterführung der Wissenschaft nicht von sich selbst, sondern von einer anderen Schule erwarten. Denn wenn die Lehren der Oekonomik mit in dem Flusse der Entwicklung stehen, so ist die exact-realistische Schule nicht eine Marotte einiger Schriftsteller, nicht eine Laune des Zufalls, sondern das Ergebnis der Entwicklung selbst, und ist sie das Ergebnis der Entwicklung, so ist sie berechtigt: die Grundsätze der historischen Schule nöthigen diese daher, die Berechtigung der exact-realistischen anzuerkennen. Sofern die Anhänger der historischen Schule dies nicht thun, bekunden sie lediglich, dass sie entweder über ihre eigenen Principien im Unklaren sind, oder dass ihnen die genügende geistige Kraft fehlt, aus denselben die nothwendigen Consequenzen zu ziehen. Andererseits darf aber auch die exact-realistische Schule nicht, wie dies öfter geschieht, verkennen, dass die historische Schule nicht etwa ihre Erzfeindin, sondern die evolutionistische Bedingung ihrer eigenen Existenz ist.

Wir haben die Stellung der exact-realistischen Schule in der Entwicklungsgeschichte des ökonomistischen Denkens gewürdigt, gehen wir nun einen Schritt weiter, erörtern wir unter welchen Bedingungen sie dieser Stellung gerecht werden könnte, erkunden wir, wie es die exact-realistische Richtung anzustellen hätte, um ihrer bedeutsamen Aufgabe gerecht zu werden. Dies verlangt eine genauere Untersuchung. Die historische Richtung hatte die evolutionistischen Gedanken ver-

zerrt: dies forderte zum Widerspruche heraus: die exact-realistische Schule erhob diesen Widerspruch: sie tritt daher zunächst in Gegensatz zur historischen Schule: sie muss mit ihr kämpfen. Dieser Kampf ist um so gefährlicher, als der Sieg über die Masslosigkeit nur durch Mass möglich ist: siegt die exact-realistische Richtung zu sehr, so verliert sie merkwürdigerweise die bereits gewonnene Beute, verliert sie ihre Eigenart, ihre Selbstständigkeit. Wie ist dies zu erklären? Die exact-realistische Schule steht drei hinter einander aufgestellten Treffen gegenüber, das erste ist von der Truppe der Historiker, das zweite von der der Evolutionisten, das dritte zunächst von der extrem-rationalistischen, dann von der alt-rationalistischen oder classischen Schule gebildet. Dränge die exact-realistische Schule nun allzu ungestüm durch die feindliche Truppe hindurch, so könnte es geschehen, dass sie unversehens auf den Boden der classischen Schule geriethe; dann hätte sie sich zu Tode gesiegt. Es ist gewiss, dass sie sich den Anhängern der historischen Schule gegenüber stellen muss; im Augenblick aber, da die exact-realistische Schule hinter die historische Schule gelangt, tritt die strategische Hauptschwierigkeit ein: die historische Schule ist durch den Widerspruch gegen die rationalistische geworden; der Widerspruch gegen die historische Schule treibt die exact-realistische unwiderstehlich in die rationalistische Schule hinein. Das ist nur dadurch hintanzuhalten, dass sie sich gleichzeitig auch gegen die classische wende. Die exact-realistische Schule muss somit einen Krieg mit zwei Fronten führen.

Welche eigenartigen Consequenzen hat dieser Kampf mit zwei Fronten zur Folge? Ingram behauptet in seiner Geschichte der Nationalökonomik, dass die exact-realistische Schule gegenüber der jüngeren historischen Schule eine reactionäre Richtung eingeschlagen habe. Betrachtet man diese Auffassung mit sachdenklichem Blicke, so kann man ihr eine gewisse psychologische Berechtigung nicht absprechen. Ingram ist einer der begeistertsten Anhänger der historischen Schule. Diese kämpft im Augenblick gegen zwei Gegner. Gegen den einen hat sie sich erhoben, der andere hat ihr den Krieg erklärt: sie ficht mit der classischen Schule und wird von der neueren exact-realistischen Schule im Rücken angegriffen: auch sie führt somit einen Krieg mit zwei Fronten; sie ringt als Neues mit dem Alten; das ewige Princip des Fortschrittes wendet sich, nachdem es der historischen Schule gedient hat, solange sie jung gewesen, treulos von ihr ab und gegen sie; denn auch sie ist alt geworden: sie zollt nur dem allgemeinen Naturlaufe ihren Tribut, wenn sie ihrerseits von frischen und nachstrebenden Mächten angegriffen wird. Von zwei Seiten bedrängt, muss sie

auch nach zwei Seiten hin wirken: das Wirken ihrer beiden Partner dagegen wird naturgemäss zu einem Zusammenwirken. Der merkwürdige und complicirte Process, welchen die Astrophysik unter dem Namen eines Problems der drei Körper keunt, wiederholt sich hier auf geistigem Gebiete. Und wie dort die sogenannte Störungsgleichung zu den schwierigsten Bethätigungen des wissenschaftlichen Geistes gehört, so lässt sich auch hier das schliessliche Ergebnis der mannigfaltigen Kraftentfaltung nicht mit voller Klarheit und Sicherheit bestimmen. Was das Urtheil verzerrt und den Ausblick in die Zukunft erschwert, liegt insbesondere in einer Combination mehrerer durch die Sachlage begründeter Umstände. Die historische Schule strebt aus leicht begreiflichen strategischen Gründen ihre beiden Gegner auf eine Seite zu bringen, um sie um so leichter zu vernichten; sie sucht daher consequent die exact-realistische Schule als eine Umgehungstruppe der rationalistischen Richtung aufzufassen. Gelänge es ihr in der That, aus den beiden ein einheitliches Ganzes zu bilden, so wäre ihr Sieg zur Hälfte gewonnen und er wäre längst zur Hälfte verloren, würde sie in diesen Bewegungen nicht durch die Thatsache unterstützt, dass sich zwischen ihren Gegnern, welche einen gemeinsamen Feind bekämpfen, eine durch die taktische Situation selbst verursachte Annäherung vollzogen hat. Diese Annäherung ist eine gegenseitige. Der Rationalismus, welcher sich alt und schwach fühlt, begrüsst den neuen Gegner seines Erbfeindes mit unverhohlener Schadenfreude; er vergisst ob derselben ganz und gar, dass die exact-realistische Richtung in Bezug auf ihn selbst füglich als ein Bundesgenosse der historischen Schule betrachtet werden kann. Die Annäherung der exact-realistischen Richtung an den Rationalismus ist gleichfalls unverkennbar. Dies tritt vornehmlich darin zutage, dass sie in Streitigkeiten zwischen der historischen und der rationalistischen Schule zu Gunsten der letzteren zu dirimiren pflegt, dass sie, noch zu jung, um auf allen Gebieten der Wirthschaftslehre ihren eigenen Standpunkt betont zu haben, dort, wo sie nicht über eigenthümliches Material verfügt, noch mit den Bausteinen arbeitet, welche der Rationalismus hinterlassen hat; es ist dies eine Uebung, deren sich, nebenbei gesagt, die historische Schule gleichfalls beflissen hat und die auch ihr nicht wohl bekam. Die exact-realistische Richtung ist sich eben in vieler Hinsicht über das eigene Wesen nicht klar geworden, sie gewahrt nicht, dass sie manches Ueberlebsels, das sie willig an ihrer Brust birgt, nicht bedarf; sie trägt, wie alle jüngeren Bildungen, Organe mit sich herum, deren sie füglich zu entrathen vermöchte, während ihr andere abgehen, die ihr sehr zu gute

kämen. So fehlt ihr denn auch in vieler Hinsicht das trotzige Selbstbewusstsein, das sich ganz auf die eigene Kraft verlässt.

Zwischen den beiden Annäherungen, nämlich einerseits der classischen Schule an die realistische, andererseits der realistischen Schule an die classische besteht aber ein bedeutungsvoller Unterschied, welcher rückhaltslos ausgesprochen werden muss: jede Annäherung zum modernen Realismus stärkt die classische Schule, jede Annäherung des modernen Realismus an die classische Richtung schwächt ihn. Der Realismus ist jung, der Rationalismus ist alt: findet ein Austausch von Säften zwischen beiden statt, so kann sich der Rationalismus nur verjüngen, der Realismus nur vergreisen. Der Kampf ist vorläufig noch nicht auf der ganzen Linie entbrannt. Es sind bisher nur zwei der wichtigsten Fragen der Wirthschaftskunde, welche zum Gegenstande contradictorischer Erörterungen zwischen der historischen und realistischen Schule geworden sind. Die eine Frage betrifft die Methode der Wissenschaft, die andere die Werththeroie und ihre Bedeutung für die Wissenschaft. Nennen wir das erste Problem das methodologische, das zweite das axiologische.

Wir haben die Frage erörtert, in welcher Art sich die exact-realistische Schule anzustellen hätte, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden; wenden wir uns nun der Frage zu, wie sie sich thatsächlich hiezu anstelle. Wie versteht sie ihre Mission, durch welche Mittel ist sie bestrebt, sie durchzuführen? Die Beantwortung dieser Thatfrage kann derzeit nicht in endgiltiger Weise gegeben, sie kann nur versucht werden, weil ihr Werk in verschiedener Rücksicht unvollkommen ist; es ist in verschiedener Rücksicht unvollkommen: zunächst weil es erst begonnen und daher noch weit von einer allseitigen Durchführung entfernt ist: weil, wenn auch die Ziele, welche die exact-realistische Schule anstrebt, an Klarheit nichts zu wünschen übrig lassen, mehrere der zur Erreichung dieser Ziele vorgeschlagenen Mittel einander bei näherer Betrachtung ausschliessen: weil erst Kritik und Entwicklung in die Fülle der durch diese Schule gebotenen Anregungen Ordnung und System zu bringen vermag. Unsere hauptsächliche Bemühung wird daher dahin gerichtet sein, das Wesen der ganzen Richtung zu erfassen, die Aeusserungsformen dieses Wesens von Widersprüchen thunlichst zu säubern und ihnen ein einheitliches Gepräge zu verleihen.

Man kann die Geister eintheilen in solche, die mit dem Strome der Zeit schwimmen und in andere, die ihn zu seinen Quellen zurück zu verfolgen streben. Die Einen wie die Andern entfernen sich von der Gegenwart, die Einen, indem sie sich der Zukunft nähern wollen, die Andern, indem sie auszumessen suchen, in welcher Art die Gegen-

wart geworden ist, indem sie also die Kräfte der Vergangenheit genauerer Prüfung unterziehen. Die Gegenwart fliesst freilich aus vielen verschiedenen Quellen zusammen: rieselnde Wasserfäden sonder Zahl, geschwätzige Bäche, Sturzwasser, hurtige Flüsse, majestätische Ströme, sie alle vereinigen sich zu dem gewaltigen Brausen, das an unser Ohr schlägt. Die historische Schule wollte zum Verständnisse der Gegenwart durch die Vergangenheit gelangen. Es war ein Gedanke, der vielversprechend erschien. Aber er hat wenig gehalten. Die Vergangenheit führt in das Dunkel, führt in undurchdringliche Nebel; gelänge es sogar, jenes Dunkel aufzuhellen, diese Nebel zu zerstreuen, die Zeit wäre mittlerweile weiter fortgeschritten; eine neue Gegenwart wäre da; die Gegenwart wäre mittlerweile Vergangenheit geworden und heischte wieder eine neue Untersuchung; das Unternehmen, das Seiende durch das Gewesene erklären zu wollen, krankt, so vernünftig es auch an sich sein mag, insbesondere an einer Schwierigkeit: das Gewesene ist schwer festzustellen; das Seiende liegt unmittelbar vor Augen; es ist der Beobachtung und dem Denken zugänglicher.

Die exact-realistische Schule wendet sich nicht von der Gegenwart ab, um sich ein Verständnis derselben zu verschaffen; sie wendet sich nicht von der Vergangenheit ab, um in der Gegenwart das Verständnis derselben ausfindig zu machen, weiss sie doch, dass das Verständnis des Theiles nicht im Theile, sondern im Ganzen ruht; sie unterscheidet nämlich zwischen dem Realgrunde und dem Erkenntnisgrunde. Sie leugnet nicht, dass die Realgründe der Gegenwart in der Vergangenheit lägen, sie ist aber der Anschauung, dass die Erkenntnisgründe der Vergangenheit nicht in ihr, sondern in der Gegenwart zu suchen sind; in der Gegenwart berge sich somit der Schlüssel zum Verständnisse der Vergangenheit; daher sei es nothwendig, sich zunächst an diese zu halten; sie will zu einem unmittelbaren Verständnisse der unmittelbaren Erfahrung gelangen. Hiefür bietet sich ihr kein geeigneteres Mittel als die Analyse der wirthschaftlichen Erscheinungen. Die exact-realistische Schule ist demnach eine wesentlich analystische. Die Analyse soll nach den Anschauungen der exact-realistischen Schule selbst eine möglichst strenge sein. Diese Forderung führt uns auf den Namen, welchen sich die Schule beigelegt hat.

Die exact-realistische Schule nennt sich eine exact-realistische im Gegensatz zur historischen, weil sie durch das Verständnis realer, thatsächlicher und gegenwärtiger Erscheinungen zur Erfassung wirthschaftlicher Vorgänge überhaupt zu gelangen sucht; sie nennt sich eine exact-realistische, weil sie dies durch eine strenge, eine genaue Analyse zu bewerkstelligen trachtet. Dass sich die exact-realistische

Schule exact nennt, hat bei Vielen die Anschauung hervorgerufen, dass sie sich für vollkommen halte. Nichts ist falscher. Menger sagt (Untersuchungen, p. 36) ausdrücklich, dass er unter Exactheit Strenge verstehe; und dies deutet auch auf den Sinn seiner Forderung, wenn er (Untersuchungen, p. 115) von der exacten Forschung verlangt, dass sie die typischen Relationen der wirthschaftlichen Erscheinungen feststelle. In der Thatsache, dass sich die neue Schule die exact-realistische nannte, ist bereits ihr Programm eingeschlossen: es ist den Ausführungen conform, welche wir hinsichtlich des von ihr zu wandelnden Weges geboten haben. Sofern die exact-realistische Schule nämlich den Realismus auf ihre Fahne schreibt, negirt sie den Rationalismus der classischen Schule und nähert sich der empirischen; sofern sie nach einem exacten Verständnisse der wirthschaftlichen Erscheinungen durch begriffliche Durchdringung derselben strebt, stellt sie sich in Widerspruch zur empirischen Schule und nähert sich dem Rationalismus. Eine solche doppelte und entgegengesetzte Annäherung und Entfernung ist es, welche sie schliesslich in die Mittellinie drängt, zum Versuche einer Synthese der hinsichtlich des methodologischen Denkens geschichtlich gegebenen Entwicklungsmomente; das Mittel, durch das sie diesen Zweck zu erreichen strebt, ist die Analyse der Erfahrungsbegriffe.

Wir haben versucht, nachzuweisen, die exact-realistische Schule müsse einerseits auf den Schultern der rationalistischen, andererseits auf jenen der empirischen Schule stehen; soll dies geschehen, so muss die exact-realistische Schule auch nach beiden Seiten hin einen fühlbaren Druck ausüben. Nur so kann es ihr gelingen, dass ihr Schwerpunkt sich von dem der beiden Schulen gleich weit entfernt halte. Jede Zeit baut mit den Trümmern der Vergangenheit; aber dies ist nur dadurch möglich, dass das Frühere nicht vollständig vernichtet werde, sondern zu höheren Erscheinungsformen in das Neue aufgehe. Es wird ersichtlich werden, dass die exact-realistische Schule in den wesentlichsten Beziehungen ihrer bedeutsamen historischen Mission eingedenk ist.

Fassen wir zunächst den Widerspruch gegen den Rationalismus ins Auge; er entfernt naturgemäss die exact-realistische Schule vom Rationalismus und nähert sie dem Empirismus. Es sind also die Berührungspunkte der exact-realistischen Schule mit der empiristischen Auffassung, welche wir einer genaueren Betrachtung unterziehen. Ein bedeutsamer Berührungspunkt der exact-realistischen und empiristischen Auffassung liegt in der Ueberzeugung, dass die rationalistische Oekonomik nicht auf Vollkommenheit Anspruch machen könne. Menger weist (Untersuchungen XII) auf die immer deutlicher hervortretende

Erkenntnis hin, dass die ökonomistische Theorie, wie sie aus den Händen des Adam Smith und seiner Schüler hervorging, der gesicherten Grundlagen entbehre, dass selbst die elementarsten Probleme derselben keine befriedigende Lösung gefunden, dass sie insbesondere eine ungenügende Grundlage der praktischen Wissenschaften von der Volkswirthschaft und somit auch der Praxis auf dem Gebiete der letzteren sei; schon vor dem Auftreten der historischen Schule deutscher Volkswirthe habe die Ueberzeugung, dass der bis dahin vorherrschende Glaube an die Vollendung unserer Wissenschaft ein falscher sei, diese letztere vielmehr einer tiefgehenden Umgestaltung bedürfe, immer mehr Verbreitung gewonnen. So Menger. Das sind Anschauungen, die jeder Anhänger der historischen Schule geschrieben haben, die jeder Anhänger der historischen Schule unterschreiben könnte. Sie stehen mit weiteren verwandtschaftlichen Zügen im Zusammenhang. Fassen wir sie ins Auge. Wer die Unfertigkeit der Wissenschaft der oben erwähnten Art zugesteht, der vertritt die Anschauung, dass sie unentwickelt sei; wer zugesteht, dass sie unentwickelt sei, der findet, dass sie die Thatsachen, sofern sie der unmittelbaren Beobachtung zugänglich sind, nicht zu erklären vermöge; wer findet, dass die Wissenschaft die Thatsachen, sofern sie der unmittelbaren Beobachtung zugänglich sind, nicht zu erklären vermöge, der fordert eine solche Erklärung, er fordert also die Wissenschaft als eine erst zu leistende; wer eine Wissenschaft als eine erst zu leistende fordert, der gesteht die Entwicklungsfähigkeit der Wissenschaft zu; wer die Entwicklungsfähigkeit der Wissenschaft zugesteht, gibt somit auch zu, dass die Wissenschaft als solche nach dem Gesetze der Entwicklung sich gestalte; damit ist also einerseits die Thatsache der Entwicklung, andererseits auch die These der evolutionistischen Schule, dass sich auch die Wissenschaft entwickle, gesetzt. Hiernach ist die Frage, welche Stellung die exact-realistische Schule dem Lehrsatze von dem relativen Werthe der jeweiligen concreten Wirthschaftsformen und der Lehre vom relativen Werthe der jeweiligen concreten Wirthschaftslehre gegenüber einnehme, leicht zu beantworten. Es steht ausser Zweifel, dass diese Sätze auch innerhalb der exact-realistischen Richtung ihre Giltigkeit haben: die exact-realistische Richtung fasst überdies in ihrer Behandlung des axiologischen Problems, welches als ausschliesslich theoretisches nicht in eine Theorie der Theorie gehört und daher hier als gelegentliche Hilfstruppe herangezogen werden möge, jeden Werth als einen bloss relativen auf, sie perhorrescirt somit die Annahme eines absoluten Werthes in jeder Hinsicht: es kann darum auch nicht angenommen werden, dass die exact-realistische Richtung irgend einer Wirthschafts-

weise, irgend einer Wirthschaftslehre absoluten Werth zuerkenne. Wir sehen, dass die exact-realistische Schule im Sinne der Aufgabe, welche ihr durch die geschichtliche Entwicklung des wirthschaftlichen Denkens zugewiesen worden, sich zwar dem extremen Empirismus gegenüber als eine frondirende bekundet, eine ähnliche Stellung aber hinsichtlich der evolutionistischen Schule nicht einnimmt. Dass die exact-realistische Schule die Thatsache der Entwicklung und deren Bedeutung nicht verkennt, geht auch quellenmässig aus den Darlegungen hervor, welche Menger (Untersuchungen p. 252) diesem Begriffe widmet: die exact-realistische Schule verschliesst sich um so weniger dem Entwicklungsbegriffe, als sie sogar einräumt, die Thatsache der Entwicklung habe für die sociale Forschung eine höhere Bedeutung als für die Naturwissenschaften. (Menger, Unters. p. 100.) Menger legt weiters (Unters. p. 95) dar, der evolutionistische Gesichtspunkt sei insbesondere bei Erforschung der Massregeln zur Förderung der Volkswirthschaft im Auge zu behalten.

Wenn die exact-realistische Schule auch zugesteht, dass die wirthschaftlichen Phänomene sich entwickeln, so entgeht es ihr darum doch nicht, dass das sich Entwickelnde selbst sich innerhalb der Entwicklung als ein Beharrendes bekunde. Sie fasst demnach die Entwicklung derart auf, dass das sich Entwickelnde im Laufe der Entwicklung und durch dieselbe gewisse an ihm zu beobachtende Merkmale verändere, dass dagegen andere im Wechsel dauern und solcherart die Wesenheit des sich noch Entwickelnden ausmachen. So tritt denn an die exact-realistische Forschung die Aufgabe heran, die unveränderlichen Merkmale wirthschaftlicher Vorgänge von den beharrenden zu trennen. Mit dieser Auffassung der Entwicklung stimmt es überein, dass die exact-realistische Richtung den Evolutionismus nicht zu einem heuristischen Principe, zu einem Forschungsgrundsatze gemacht. An seine Stelle ist die Causalverknüpfung getreten. Die Entwicklung ist, wie wir später genauer erörtern werden, eine bestimmte Art der Causalität. Hat die wirthschaftliche Forschung demnach die Causalität wirthschaftlicher Erscheinungen zu beachten, so ist darin auch implicirt, dass die Entwicklung wirthschaftlicher Erscheinungen zu erforschen ist.

Die Ueberzeugung der exact-realistischen Schule, dass die ökonomische Wissenschaft unfertig sei, ist, wie wir gesehen haben, ihrem Wesen nach identisch mit der von der evolutionistischen Schule vertretenen These, in der die Doctrin von dem relativen Werthe jeder Wirthschaftstheorie gelehrt wird. An diese Ueberzeugung schliesst sich eine weitere Anschauung, welche die geschichtlich begründete

Verwandtschaft der exact-realistischen Schule mit der historischen Schule verräth. Die historische Schule bestreitet bekanntlich unserer Zeit den Beruf zur Ausgestaltung einer ihr entsprechenden wirthschaftlichen Theorie. Die exact-realistische Richtung schliesst sich zwar diesem Theorem um so weniger an, als sie gerade es unternimmt, eine unserer Zeit entsprechende Theorie zu schaffen, aber es klingt in ihr dennoch, wenn auch in geschwächter Weise wieder. Menger sagt (Untersuchungen XV): „Nie ist die Reform unserer Wissenschaft auf den bisherigen Bahnen der Forschung schwieriger und zum Mindesten zunächst weniger lohnend, als wenn hervorragende Geister derselben sie bereits erfolglos unternommen haben: denn der Druck der Autorität dieser letzteren lähmt die Zuversicht der nachstrebenden und zugleich die Anerkennung wirklich errungener Erfolge; er lähmt die Thatkraft und die Freiheit des Urtheils der recipirenden Geister." Die These von der Unmöglichkeit, eine befriedigende Wirthschaftsdoctrin zu gestalten, ist hier zu der schweren Möglichkeit abgedämpft. Die Consequenzen dieser Anschauung sind sehr wichtige. Gerade das Bewusstsein von der Schwierigkeit der Aufgabe ist es, das der exact-realistischen Schule die Frage aufdrängt, auf welche Weise es wohl gelingen könnte, die Wissenschaft, welche zur Zeit nichts ein adäquates, übermittelbares Bild der wirthschaftlichen Erscheinungen bietet, den Anforderungen der Gegenwart gemäss zu gestalten. Solcherart ist es denn das methodologische Problem, das von dieser Schule in den Vordergrund der Discussion geschoben wird. Menger sagt (Untersuchungen IX): „Wie soll die Untersuchung über die Wege zu den Zielen der Forschung auf dem Gebiete der politischen Oekonomie zu einem befriedigenden Abschlusse gelangen, ja auch nur das Interesse der gelehrten Welt den bezüglichen Problemen sich in ernstlicher Weise zuwenden, wenn die Ziele selbst noch in Frage stehen." Und der genannte Forscher fährt (Untersuchungen p. X) fort: „Sind wir einmal über die Ziele der Forschung auf dem Gebiete der Volkswirthschaft zur vollen Klarheit gelangt, die Feststellung der Wege zu diesen Zielen wird uns dann hoffentlich nicht allzuschwer fallen." Menger fasst, wie wir sehen, die Methodologie zunächst als eine Untersuchung hinsichtlich der Ziele der Oekonomik auf. In Betreff dieses Punktes dürfte sich jedoch eine Einhelligkeit unter den Oekonomisten unschwer herstellen: das Ziel der Oekonomik kann nur in der wirthschaftlichen Erkenntnis liegen. Durch diese Antwort ist freilich die Frage, was wir wohl uns unter den Zielen der Oekonomik zu denken hätten, nicht etwa beantwortet, sondern nur hinausgerückt. Denn acceptirt man auch, dass das Ziel der Oekonomik ausschliesslich in der Darbietung wirth-

schaftlicher Erkenntnis bestehe, so fragt es sich doch alsogleich, was wir unter wirthschaftlicher Erkenntnis zu verstehen hätten. Erst wenn wir wissen, was ökonomische Erkenntnisse sind, können wir danach fragen, wie solche möglich wären. Die Frage, was ökonomische Erkenntnisse sind, lässt sich aber wieder weiter hinausrücken: denn ökonomische Erkenntnisse sind zweifelsohne Erkenntnisse hinsichtlich wirthschaftlicher Erscheinungen. Wir sehen somit, dass das Streben der Methodologie darauf gerichtet sein muss, zunächst die wirthschaftlichen Erscheinungen richtig zu erfassen. Dies wieder kann aber nur geschehen, wenn das Merkmal des Wirthschaftlichen, das den wirthschaftlichen Erscheinungen und den wirthschaftlichen Erkenntnissen anzuhaften hätte, eine volle Erklärung findet: ist diese einmal gegeben, so ist die Bahn gebrochen: denn das allgemeine Problem, was wir uns unter Erscheinungen und was wir uns unter Erkenntnissen vorzustellen hätten, bietet an sich keine namhafteren ökonomistischen Schwierigkeiten. Es zeigt sich somit, dass wir es im Grunde in der Methodologie nur mit zwei Problemen zu thun haben. Das erste lautet: Was ist das Wesen des Wirthschaftlichen. Das andere lautet: Wie sind wirthschaftliche Erkenntnisse möglich. Die Methodologie hat einen Zweck: die Richtigkeit der Methode nämlich: die Methode hat einen Zweck: die Schaffung einer Theorie nämlich: die exact-realistische Schule fordert somit eine Theorie.

Welches sind die Vorstellungen, welche sich die exact-realistische Schule von den Aufgaben einer ökonomistischen Theorie macht? Menger lehrt (Unters. p. 24), die Oekonomik sei als Wissenschaft von der menschlichen Wirthschaft zu betrachten. „Die exacte Nationalökonomie hat uns" so meint Menger (Untersuchungen p. 59), „ihrer Natur nach die Gesetze der Wirthschaftlichkeit, die empirisch-realistische Volkswirthschaftslehre dagegen die Regelmässigkeiten in der Aufeinanderfolge und Coexistenz der realen Erscheinungen, die in ihrer vollen empirischen Wirklichkeit ja auch zahlreiche Elemente der Unwirthschaftlichkeit enthalten, zum Bewusstsein zu bringen." Die exacte Nationalökonomik hat „uns die wirthschaftliche Seite der Socialerscheinungen zu exactem Verständnis zu bringen" (Untersuchungen p. 67). Es kann sich dabei nicht um eine „Erweiterung zu dem Phantom einer Universaltheorie der socialen Erscheinungen" handeln (Untersuchungen p. 65). „Die theoretische Nationalökonomik ist die Wissenschaft vom generellen Wesen (den Erscheinungsformen) und dem generellen Zusammenhange (den Gesetzen) der Volkswirthschaft" (Untersuchungen p. 126). „Das Wesen der exacten Richtung der theoretischen Forschung auf dem Gebiete der ethischen Erscheinungen

besteht darin, dass wir die Menschheitsphänomene auf ihre ursprünglichsten und einfachsten constitutiven Factoren zurückführen, an diese letzteren das ihrer Natur entsprechende Mass legen und endlich die Gesetze zu erforschen suchen, nach welchen sich aus jenen einfachsten Elementen, in ihrer Isolirung gedacht, complicirtere Menschheitsphänomene gestalten" (Untersuchungen p. 43). „Die exacte Richtung der theoretischen Forschung auf dem Gebiete der Socialerscheinungen hat die Aufgabe, die Menschheitserscheinungen auf die Aeusserungen der ursprünglichsten und allgemeinsten Kräfte und Triebe der menschlichen Natur zurückzuführen und hierauf zu untersuchen, zu welchen Gestaltungen das freie und durch andere Factoren, insbesondere durch Irrthum, Unkenntnis der Sachlage und äusseren Zwang unbeeinflusste Spiel jeder einzelnen Grundtendenz der menschlichen Natur führt" (Untersuchungen p. 77). Die Volkswirthschaft habe nicht nur das generelle Wesen der menschlichen Wirthschaft zu erforschen, welche, wie beispielsweise die Marktpreise, die Wechsel- und Effectencurse, die Geldwährung, die Banknoten, die Handelskrisen u. s. w. volkswirthschaftlicher Natur sind, sondern auch das Wesen der Singularerscheinungen der menschlichen Wirthschaft, z. B. das Wesen der Bedürfnisse des Individuums, das Wesen der Güter, das Wesen des Tausches, ja selbst das Wesen solcher Erscheinungen, welche, weil sie durchaus subjectiver Natur sind, lediglich im Individuum zur Erscheinung gelangen, z. B. des Gebrauchswertes in seiner subjectiven Erscheinung, (Menger, Unters. p. 123).

Betrachten wir diese Sätze hinsichtlich der Einheitlichkeit ihrer Grundgedanken näher, so gewahren wir, dass in ihnen mehrere Gesichtspunkte zutage treten. Der exacten Oekonomik werden nacheinander mehre Aufgaben zugewiesen. Sie hat zunächst im Gegensatz zu der empirisch-realistischen Betrachtungsweise die Gesetze der Wirthschaftlichkeit in Erwägung zu ziehen; die empirisch-realistische Betrachtungsweise hat dagegen die Regelmässigkeiten in der Aufeinanderfolge und Coexistenz der realen Erscheinungen, die in ihrer vollen empirischen Wirklichkeit ja auch zahlreiche Elemente der Unwirthschaftlichkeit enthält, zum Bewusstsein zu bringen. Daraus folgt, dass die exacte Richtung nicht eine empirisch-realistische und die empirisch-realistische nicht eine exacte ist. Zugleich ist festzuhalten, dass, den Anforderungen der exact-realistischen Schule zufolge, das Wesen der exacten Forschung darin beruht, dass die Gesetze der Wirthschaftlichkeit in Erwägung gezogen werden, die empirisch-realistische dagegen es mit den realen Erscheinungen überhaupt, einschliesslich der unwirthschaftlichen Erscheinungen zu thun hat. Ist es nun Aufgabe der exacten Richtung,

uns die wirthschaftliche Seite der Socialerscheinungen zum exacten Verständnis zu bringen, so entsteht die Frage, ob diese Forderung mit der früheren, dass die exacte Forschung nämlich die Gesetze der Wirthschaftlichkeit in Erwägung zu ziehen habe, congruent sei. Sogar, wenn wir zu dem Resultate gelangen sollten, dass die Aufgabe, die Gesetze der Wirthschaftlichkeit zu ergründen, mit jener, die wirthschaftliche Seite der Socialerscheinungen zu behandeln, zusammenfalle, würde sich doch die weitere Frage erheben, ob die Aufgabe, die Gesetze der Wirthschaftlichkeit oder die wirthschaftliche Seite der Socialerscheinungen zu ergründen, mit der Auffassung der Oekonomik als einer Wissenschaft vom generellen Wesen und dem generellen Zusammenhange der Volkswirthschaft, beziehungsweise mit der Aufgabe, die Menschheitsphänomene auf ihre ursprünglichsten und einfachsten constitutiven Factoren zurückzuführen, identisch sei. Hieran würde sich eine fernere Frage schliessen: Menger lehrt, die empirisch-realistische Richtung der ökonomischen Forschung habe sich mit den realen Erscheinungen einschliesslich der unwirthschaftlichen Erscheinungen wie Zwang, Irrthum, Unkenntnis zu befassen: die exacte Richtung dagegen habe von diesen unwirthschaftlichen Momenten abzusehen. Gibt er aber das Wesen der Volkswirthschaft dahin an, dass sie nicht nur das generelle Wesen der menschlichen Wirthschaft zu ergründen habe, sondern auch das Wesen der Singularerscheinungen, welche, weil sie rein subjectiver Natur sind, lediglich im Individuum zur Erscheinung gelangen, so fragt es sich, ob hier nicht die unwirthschaftlichen Momente, welche vorhin ausgeschlossen worden sind, wieder mit eingeschlossen werden.

Wir wollen all' diese Probleme für eine spätere ausführlichere Behandlung dahingestellt sein lassen. Wie dem immer sei, wesentlich bleibt ja doch, dass die Oekonomik als eine Theorie aufgefasst wird. Hinsichtlich des Wesens dieser Theorie hat Keynes, der in vieler Hinsicht der exact-realistischen Richtung nahe steht, eine Definition zu geben versucht; er sagt (Scope a. M. p. 12): „The function of political economy is to investigate facts and discover truths about them, not to prescribe rules of life.“ Diese Definition ist offenbar einerseits zu eng, andererseits zu weit. Denn die Aufgabe, aus der Untersuchung der Thatsachen Wahrheiten abzuleiten, ist der Wissenschaft überhaupt zu eigen, nicht der Oekonomik insbesondere. Die Definition ist weiters zu eng, weil in allen Wissenschaften und demgemäss auch in der Oekonomik die Wahrheiten, die Erkenntnisse nicht um ihrer selbst willen angestrebt werden, sondern wegen ihrer Verwerthbarkeit. Die Theorie im Allgemeinen, die ökonomistische Theorie insbesondere ist

nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zum Zwecke werthvoll. Demgemäss unterscheidet die exact-realistische Schule auch zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Kunst in der Oekonomik. Die Rationalisten betrachten die Oekonomik als Darlegung theoretischer Erkenntnisse, welche zugleich als praktische Regeln zu gelten hätten; die Empiristen betrachten die Oekonomik als einen Inbegriff von praktischen Regeln, welche zugleich als theoretische Erkenntnisse zu gelten hätten; die exact-realistische Schule drückt, ihrer historischen Mission getreu, gegen beide Parteien, indem sie Theorie und Praxis von einander trennt. Theorie und Praxis sind also zweierlei; wenn sie zweierlei sind, so haben sie auch verschiedenen Werth; die Frage nach dem Werth der Theorie im Vergleiche zu dem der Praxis wird von der exact-realistischen Schule in einer Weise beantwortet, in der ihr Antagonismus gegenüber der historischen Schule von Einfluss ist. Die Historiker hatten die theoretische Bedeutung der Oekonomik verkannt, die exact-realistische Richtung, welche die Thorie zu einer reinen zu gestalten wünscht, sieht vielfach von der praktischen Verwerthbarkeit einer solchen ab und fragt sich nicht, ob die Theorie in irgend einem Zusammenhange zu unserem Handeln stehen könnte. Ist die Theorie der Praxis wegen da, so wird sie nur der Praxis wegen geschätzt, ihr Werth ist also nur ein mittelbarer; sie wird lediglich als Vorproduct gewerthet; ihr Werth muss daher geringer sein; indem die exact-realistische Schule auf die Theorie ein grösseres Gewicht legt, als auf ihren Zweck, hat sie ihre Mission in der Entwicklung des methodologischen Denkens falsch aufgefasst; sie hat nicht etwa nichts Anderes zu thun, als den Irrthümern der historischen Schule entgegenzutreten, denn oberster Grundsatz des freien Forschens ist das amicus Plato, magis amica veritas nicht nur; diese Maxime muss auch negativ gefasst werden; es gilt den wissenschaftlichen Gegner mannhaft zu befehden, mehr aber noch den Irrthum überhaupt. Dadurch, dass die exact-realistische Schule dieses Grundsatzes nicht immer eingedenk war, vermochte sie die Abneigung gegen die historische Schule fortzureissen. Und so kam es, dass sie auf die Möglichkeit einer Benutzung der ökonomischen Theorie nicht genügend Rücksicht nimmt.

Dies führt uns auf die Sätze, in welchen sie Contrapositionen gegenüber den Positionen der historischen Schule aufstellt, Gegenbehauptungen gegenüber den Behauptungen der historischen Schule. Die exact-realistische Schule ist davon überzeugt, dass es verdienstlicher ist, eine Theorie zu schaffen, als die Art und Weise zu erforschen, in der eine solche entstanden sein mag; sie ist ferner überzeugt davon, dass die Theorie der Praxis vorauszugehen habe; die exact-realistische

Richtung ist der historischen in der Hinsicht gegensätzlich gesinnt, dass die letztere, wie oben auseinandergesetzt worden, die Theorie, die erstere aber die Praxis zur Zukunftsmusik macht. Die exact-realistische Schule sagt ferner im Hinblicke auf die Grundsätze der historischen Schule, es sei falsch, dass die Wirthschaftsgeschichte mit der Wirthschaftstheorie zu idenificiren wäre, es sei, trotz der Schwierigkeiten, die sich einer Neubegründung der Wissenschaft entgegenstellen, falsch, unserer Zeit den Beruf zur Ausgestaltung einer Wirthschaftstheorie abzusprechen: diese Theorie sei möglich; die Wissenschaft dürfe aber nicht im Sinne der historischen Schule als eine lediglich normative aufgefasst werden, sondern müsse den Charakter der Wissenschaft überhaupt an sich tragen, sie müsse daher der Chemie und Physik analog construirt werden.

Indem die exact-realistische Schule eine theoretische Oekonomik als eine von der praktischen getrennte Disciplin fordert, schliesst sie sich Roscher an, welcher eine Wissenschaft verlangt hatte, die weder lobt noch tadelt: es ist dies ein Wunsch, welchem erst durch die exact-realistische Richtung zum Theil Genüge geleistet wird. Auch hinsichtlich der Methode findet zwischen der exact-realistischen Richtung und der empirischen eine Annäherung statt. In Mengers exacter Methode findet nämlich die comparative Methode des Evolutionismus vollständig Eingang: denn indem sie anstrebt, dass die Wissenschaft die Erscheinungen erfasse, implicirt dies, dass man sie vergleiche, zumal ohne Vergleichung keine Begriffsbildung und kein Verständnis möglich ist.

Abgesehen von den Berührungspunkten, welche der exact-realistischen Schule mit der empirischen überhaupt eignen, sind auch noch einige Berührungspunkte der exact-realistischen Schule mit der historischen insbesondere bemerkenswerth, um so bemerkenswerther, als sich sonst zwischen beiden Schulen ein unverkennbarer Antagonismus äussert. Unter diesen tritt uns zunächst einer mit bedeutender Energie entgegen: die exact-realistische Richtung schliesst den empiristischen Realismus nicht aus, sie stellt sich nur als gleichberechtigten Factor neben ihn. Dies geht deutlich daraus hervor, dass Menger (Untersuchungen p. 47) erklärt: „Sowohl die exacte, als auch die realistische Richtung der theoretischen Forschung sind berechtigt, beide sind Mittel zum Verständnis, zur Voraussicht und zur Beherrschung der Phänomene der Volkswirthschaft.“ Beide Richtungen der Forschung hätten sich aber nicht auf verschiedene Gebiete zu beziehen, wie dies Mill lehrt, sondern jede derselben habe uns die ganze Volkswirthschaft unter den ihr eigenthümlichen Gesichtspunkten zum Verständnis zu bringen. „Die Ergebnisse

der exacten und jene der realistischen Richtung der theoretischen Forschung haben das Gemeinsame, dass sie uns das generelle Wesen und den generellen Zusammenhang der Erscheinungen lehren“ (p. 50) „Die theoretischen Wissenschaften sollen uns das Verständnis, eine über die unmittelbare Erfahrung hinausreichende Erkenntnis und eine gewisse Voraussicht der Phänomene verschaffen, lobenswerthe Aufgaben, deren Lösung, wenn auch in verschiedenem Sinne, sowohl durch die Ergebnisse der exacten, als auch durch jene der realistischen Forschung gefördert werden“ (p. 50). Menger anerkennt also die Geschichte als Grundlage der theoretischen Forschung auf dem Gebiete der Volkswirthschaft. Nur fordert er, dass die historische Wirthschaftswissenschaft weder mit der theoretischen, noch mit der praktischen vermischt werde. Menger ist der Anschauung, dass die exacte Oekonomik nicht empirische, sondern rationale Gesetze, Gesetze also, welche allgemein giltig und nothwendig sind, exacte Gesetze zutage fördern müsse; aber dagegen wirkt die von ihm gleichfalls ausgesprochene Ausnahme, dass der menschliche Wille frei sei (p. 259): wir werden später sehen, dass eine derartige Theorie die Conception vom exacten Gesetze ausschlösse.

Wir haben dargelegt, der Realismus habe sich dadurch in einen Gegensatz gegen den Empirismus gestellt, dass er die Unbestimmtheit der wirthschaftlichen Begriffe nicht auf die Eigenart der wirthschaftlichen Erscheinungen, sondern auf die empiristische Art der Forschung zurückführte. Damit ist zwar die Art und Weise, in welcher die historische Schule einen ihrer Gedanken zur Ausführung brachte, bekämpft, aber die Richtigkeit dieses Gedankens selbst zugegeben. Die empirischen Oekonomisten streben im Allgemeinen danach, die Oekonomik auf eine naturwissenschaftliche Basis zu stellen; sie haben aber dieses Streben ungeschickt verfolgt; der Grund hievon lag in dem Umstande, dass sie von dem Musterbilde, das ihnen vorschwebte, nämlich von der Natur der Naturwissenschaft, nur sehr rudimentäre Kenntnisse besitzen; wäre dem nicht so, es wäre unmöglich, dass sie glaubten, die Oekonomik könne zu einer Zeit, da die Naturwissenschaften längst nicht mehr die descriptive Methode befolgen, zu einer Zeit, da Beschreibungen und Eintheilung auf dem Gebiete der Naturerkenntnis ihre wissenschaftliche Bedeutung vollständig eingebüsst haben und alle Naturforschung sich um den causalen Zusammenhang und um die Entwicklung dreht, dadurch gewinnen, dass sie längst überwundene Entwicklungsformen der Naturerkenntnis sich zu eigen macht und gewissermassen in eine Haut schlüpft, welche jene in ihrer Jugendzeit, da sie noch andere Gestalt hatte, abgestreift hat. Der

auch für unsere Tage richtige Grundgedanke der Empiristen, er wird auf eine für unsere Entwicklungsstufe richtige Weise erst durch die exact-realistische zur Geltung gebracht. Sie nimmt sich den Naturforscher zum Vorbild, genau so wie beispielsweise Brentano, aber es ist nicht der Naturforscher des vergangenen Jahrhunderts, nicht der Naturforscher, der registrirt, classificirt, beschreibt, sondern der Naturforscher, der als Chemiker zu den einfachsten Elementen der ihm erfahrungsmässig gegebenen Gebilde zu gelangen sucht, um durch eine Synthese der Producte, welche seine Analyse ergeben haben, wieder zu dem erfahrungsmässig Gegebenen zurückzugelangen, solcherart den Kreis der Forschung voll und ganz zu durchmessen und zu einem klaren Verständnisse hinsichtlich des Gegenstandes durchzudringen.

Damit wäre der Kreis der Berührungspunkte zwischen der exact-realistischen und der empirischen Schule ausgemessen. Wenden wir uns nun den Widersprüchen der exact-realistischen gegenüber der empirischen Schule zu, welche ihrer Natur nach eine Annäherung der neueren Schule an die classische bedeuten. Gegen die ältere empiristische Schule, gegen den Evolutionismus finden sich nur verhältnismässig wenige Einreden. Die eine bezieht sich auf die praktische Oekonomik. Während die extrem-empiristische Schule die Schaffung einer Theorie in ferne Zukunft rückt und sie lediglich als Verheissung, als Schlussform der gegenwärtigen Entwicklung begreift, rückt die exact-realistische Schule die praktische Anwendung der theoretisch gewonnenen Lehrsätze in eine ferne Zukunft: die Folgerungen, die sich aus der bisher festgestellten Theorie für den Staat ergeben mögen, werden der Entwicklung der Wissenschaft selbst überlassen. Damit wird das evolutionistische Theorem von der theoretisch-praktischen Reciprocität negirt. Aus dem von der exact-realistischen Schule mit besonderer Energie betonten Grundsatze der ökonomistischen Autonomie ist weiters ein bedeutsames Correlat abzuleiten, das mit dazu beiträgt, dieser Richtung ihr besonderes Gepräge zu verleihen. Wenn die Theorie nämlich nur die wirthschaftliche Seite der Erscheinungen ins Auge zu fassen hat, ist es auch nicht ihre Aufgabe, sich um die sittlichen Elemente zu bekümmern, die im wirthschaftlichen Getriebe mitspielen mögen: aus diesem Grunde wird auch die Frage nach der Natur des Eigenthumsbegriffes und die nach der Natur des Freiheitsbegriffes aus dem Rahmen der Oekonomik hinausgewiesen.

Zahlreich sind insbesondere die Widersprüche, welche die exact-realistische Schule gegenüber der historischen Schule erhebt. Menger bekennt sich zum Postulate des Theorismus; er lehrt, die bezüglichen Theoreme der historischen Schule verneinend: es ist nicht wahr, dass

unsere Zeit nicht berufen sei, theoretisch zu denken, eine Theorie zu schaffen; es ist unwahr, dass die theoretische Volkswirthschaftslehre als eine Wissenschaft von den Entwicklungsgesetzen der Volkswirthschaft, als eine Philosophie der Geschichte aufgefasst werden müsse; es ist unwahr, dass die Theorie der Oekonomik in praktischen Rathschlägen gelegen sei; es ist unwahr, dass der eigenthümliche Charakter der wirthschaftlichen Gesetze eine Theorie unmöglich mache; es ist unwahr, dass diese Gesetze den Naturgesetzen an Strenge nachstehen; unwahr, dass strenge Gesetze der Volkswirthschaft nur möglich seien, wenn die Menschen bei ihren wirthschaftlichen Handlungen lediglich von ihrem wohlverstandenen Interesse geleitet wären; unwahr, dass die vorhandene Unbestimmtheit der wissenschaftlichen Begriffe in der Eigenart der wirthschaftlichen Erscheinungen überhaupt begründet sei; vielmehr sei hieran ausschliesslich die lediglich empiristische Forschungsweise, welche die begrifflichen Elemente der Wissenschaft vernachlässigt, schuld; es ist unwahr, dass die Theorie der Oekonomik bereits in der Wirthschaftsgeschichte gelegen sei; es ist unwahr, dass die Wirthschaftsgeschichte zur Theorie der Oekonomik gehöre und einen wesentlichen Theil derselben bilde; es ist unwahr, dass in einer Anordnung historisch-statistischen Materiales das theoretische Element vermieden werden könne, zumal jede Anordnung nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten bereits eine latente Theorie bedeutet; es ist unwahr, dass die Geschichtsschreibung die einzig berechtigte Richtung der Forschung auf dem Gebiete der Volkswirthschaft wäre; es ist unwahr, dass die ökonomistische Forschung vollständig auf die Abstraction verzichten könne, welche zwar von der historischen Schule perhorrescirt, zugleich aber nicht nur in der Forderung einer Anordnung der wirthschaftlichen Erscheinungen nach wissenschaftlichen Grundsätzen, sondern noch vielmehr in der Verheissung einer Philosophie der Wirthschaftsgeschichte vorausgesetzt sei; es ist unwahr, dass die volkswirthschaftlichen Erscheinungen in untrennbarem Zusammenhange mit der gesammten socialen und staatlichen Entwicklung der Völker zu behandeln seien; es ist unwahr, dass das sogenannte organische Verständnis der Volkswirthschaft dieselbe wesentlich bereichere.

Unter den Berührungspunkten der exact-realistischen Schule mit andern ist jener besonders bedeutsam, welcher diese Schule mit der rationalistischen sowohl wie mit der empiristischen verbindet. Dieser Berührungspunkt liegt in der Auffassung der Aufgabe, welche der Theorie durch die exact-realistische Schule zugewiesen wird. Die theoretische Wissenschaft hat, so lehrt die exact-realistische Schule, nicht die unmittelbare Bestimmung, Verwaltungs- und Gesetzgebungsnormen vorzuschreiben, sie

hat vielmehr nur den Zweck, die Natur der Erscheinungen zu erfassen und die Gesetze zu erforschen, welche dieselben beherrschen. Die exact-realistische Richtung sucht in dieser Auffassung der Theorie rationalistische und empiristische Elemente zu verknüpfen. Sie geht im Sinne des Empirismus von der Thatsache aus; aber sie bleibt weder bei dem Empirismus noch bei der Thatsache stehen, sie sucht vielmehr das empirisch Gegebene rationalistisch zu behandeln; einfache Beobachtung, welche von jeder Abstraction sich fernhält, vermag uns den Auffassungen der exact-realistischen Schule gemäss weder auf dem Felde der socialen, noch auch auf dem der Naturwissenschaften die Gesetze der Erscheinungen zu ermitteln. Dieser Auffassung entspricht die der exact-realistischen Schule eigene exacte Methode: sie besteht in dem Streben, jede wirthschaftliche Erscheinung in ihre Elemente aufzulösen; die exacte Methode sucht die typischen, die primordialen, die jeder weiteren Analyse trotzenden, irreductiblen wirthschaftlichen Erscheinungen von jedem fremden, störenden Einflusse zu trennen. Damit wird der Oekonomik die Methode der Naturwissenschaften, ja des Denkens überhaupt zugesprochen.

Im Sinne der rationalistischen Schule wirkt die exact-realistische dadurch, dass nach Menger (Untersuchungen, p. 78) gefordert wird: „eine Theorie, welche uns die Aeusserungen des menschlichen Eigennutzes in den auf die Deckung ihres Güterbedarfes hinzielenden Bestrebungen der wirthschaftenden Menschen in exacter Weise verfolgen und verstehen lehrt, eine Theorie somit, welche nicht die Aufgabe hat, uns die socialen Erscheinungen oder gar die Menschheitserscheinungen, ja nicht einmal jene Socialphänomene, welche man gemeiniglich die volkswirthschaftlichen nennt, überhaupt und in ihrer Totalität verstehen zu lehren, sondern uns nur das Verständnis einer besonderen, allerdings der wichtigsten, der wirthschaftlichen Seite des menschlichen Lebens zu verschaffen, während das Verständnis der übrigen Seiten desselben nur durch andere Theorien erreicht werden könnte, welche uns die Gestaltungen des menschlichen Lebens unter dem Gesichtspunkte der übrigen Tendenzen desselben zum Bewusstsein bringen würde.“ Freilich ist hiebei in Erwägung zu ziehen, dass die exact-realistische Richtung nicht von der Voraussetzung ausgeht, die wirthschaftenden Menschen wären thatsächlich nur von den ökonomischen Interessen geleitet. So anerkennenswerth aber auch diese letztere Erwägung sein möge, so erzeugt sie doch in der exact-realistischen Schule ein Moment, das an den extremen Rationalismus erinnert: es ist die Ausschliessung einer erfahrungsmässigen Bewährung der exacten Gesetze (Untersuchungen, p. 49). Andererseits wendet sich Menger deutlich gegen

den Rationalismus dadurch, dass er den Vorwurf des Perpetualismus, welchen die historische Schule gegenüber dem Rationalismus erhob, nicht negirt; doch findet er, dass dem Vorwurfe des Perpetualismus nur durch Berücksichtigung der Veränderung überhaupt, abgesehen von der Entwicklung, begegnet werden könnte (p. 111).

Blicken wir ein wenig auf den zurückgelegten Weg zurück. Wir haben nacheinander erörtert, wie sich die exact-realistische Schule zu den bisherigen verhält, wie sie die überkommenen Elemente selbstständig zu einem neuen Gebäude verwendet; wir haben namhaft gemacht, in welchen Beziehungen diese Schule jeder früheren beistimmt oder ihr widerspricht. Wir haben noch die ihr eigenthümlichen Lehrbestandtheile hervorzuheben, welche weder auf Bejahung, noch auf Verneinung vorgefundener Dogmen beruhen mögen. Unter diesen Lehrbestandtheilen scheint uns insbesondere einer werthvoll. Menger sagt (l. c. p. 14): „Das Ziel der wissenschaftlichen Forschung ist nicht nur die Erkenntnis, sondern auch das Verständnis der Erscheinungen. Wir haben eine Erscheinung erkannt, wenn das geistige Abbild derselben zu unserem Bewusstsein gelangt ist, wir verstehen dieselbe, wenn wir den Grund ihrer Existenz wie ihre eigenthümliche Beschaffenheit, den Grund ihres Seins und Soseins erkannt haben." Es handelt sich somit darum, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen lediglich ihrer wirthschaftlichen Seite nach ins Auge gefasst werden, es ist dies der erste Lehrsatz der exact-realistischen Schule; er fordert eine Autonomie der Oekonomik; nennen wir dieses Postulat das autonomistische. Theorie ist nach Menger eine exacte Erkenntnis; sie hat die thatsächlichen Erscheinungen durch Analyse und Abstraction auf ihre einfachsten Elemente zu bringen; sie strebt, die Wirkung gewisser Ursachen einzeln unter der Lupe festzuhalten. Sie ist dabei vom Grundsatze geleitet, dass sie nur die wirthschaftliche Seite der Erscheinungen zu prüfen habe. Die exacte Richtung sieht in den wirthschaftlichen Erscheinungen solche, die in einer strengen Causalverknüpfung mit einander stehen. Die exact-realistische Richtung verlangt absolute Gesetze und versucht sie auch zu bieten. Die Gesetze, welche die exacte Richtung zu erforschen sucht, müssen demgemäss den Charakter der Naturgesetze an sich tragen.

Während Menger vorwiegend durch eine sorgsame und geduldige Analyse zu seinen Resultaten gelangt, betrachtet es der vornehmste seiner methodologischen Jünger, betrachtet es Sax mehr als seine Aufgabe, die Synthese zu betreiben, die wirthschaftlichen Begriffe zu klären, einen Zusammenhang zwischen der exact-realistischen und rationalistischen Richtung herzustellen. Sax findet die Oekonomik theils un-

zureichend, theils unhaltbar; er fordert eine Begründung dieser Wissenschaft, einen Neubau vom Grund aus; denn sie sei unklar über ihren eigenen Umfang, stümperhaft in ihren Begriffsbestimmungen, unsicher in ihren Methoden. Die Oekonomik habe es mit einer bestimmten Art socialer Erscheinungen zu thun, sie sei daher ein Zweig der Socialwissenschaft. Wirthschaft sei ihr Gegenstand. Unter Wirthschaft sei diejenige menschliche Thätigkeit zu verstehen, welche auf Erlangung materieller Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen gerichtet wäre. Die Technik sei von der Wirthschaft zu unterscheiden, erstere sei die bewusste Bethätigung des Menschen in der Richtung seiner Lebensprocesse auf Grund der Naturerkenntnis. Die Oekonomik sei eine sowohl descriptive als normative Wissenschaft, sie habe nicht nur zu lehren, was ist, sondern auch, was sein soll. Es müsse eine theoretische und praktische Oekonomik geschaffen werden. Wolle man wissen, was in der Volkswirthschaft durch die bewusste That zu schaffen wäre, so müsse man sich vorerst darüber klar sein, was auf diesem Gebiete geschehen könne; es handle sich da um den Unterschied zwischen der menschlichen Satzung und dem unabänderlichen Naturgesetze, zwischen dem, was im Gesellschaftlichen nothwendig, was willkürlich ist. Sax sieht in den sozialen Vorgängen nicht durchwegs naturgesetzliche Erscheinungen, gerade die ökonomistische Seite der Staatsthätigkeit interessirt ihn besonders. Seiner Ansicht nach liegen dem gesellschaftlichen Getriebe zwei Principien zu Grunde. Das eine bezeichnet das Interesse des Einzelwesens, das andere das des Gesammtwesens; der Individualismus äussert sich im Einzelwesen, das seine Sonderzwecke über die Gemeinzwecke setzt, als Egoismus; der Collectivismus äussert sich im Einzelwesen, das die Gemeinzwecke über seine Sonderzwecke setzt, als Altruismus; nützt ein Einzelwesen einem andern, um dadurch einen Nutzen für sich selbst zu erlangen, so liege eine dem Collectivismus sich nähernde Aeusserungsform des Egoismus vor, der Mutualismus. Sax nimmt Egoismus und Altruismus als gleichwerthige Momente in seine Theorie auf, um durch diesen Dualismus ineinandergreifender und einander ergänzender Gegensätze sich von den Einseitigkeiten sowohl der herzlos genannten egoistischen Manchesterdoctrin als auch der neueren ethisirenden Richtung fernzuhalten und gleichzeitig beiden Standpunkten gerecht zu werden. Die aus Individuen gebildeten Gruppen, welche Sax reale Collectiva nennt, seien Zusammenfassungen der Einzelnen zu Gesammtheiten, welche sich als solche im Wirthschaftsleben bethätigen. Ein solches Socialgebilde umfasse nicht nur die Mitlebenden, sondern eine Reihe von Generationen; im Collectivismus erscheint das Streben des Menschen bis zur Aufopferung des

Selbst der Allgemeinheit gewidmet. Die Grenze des Collectivismus ist nach Sax dort zu finden, wo sich die Entwicklung des Ganzen in Widerspruch setzt mit der Entwicklung seiner Theile. Er wird wirksam in jedem Zwangsverbande, im weitesten Sinne im Staate. Collectivismus und Individualismus erscheinen Sax jedoch in letzter Auflösung nur als zwei einander ergänzende Seiten des einen socialen Wesens, das wir Mensch nennen. Diese Anschauungen bedingen die von Sax in Vorschlag gebrachte Gliederung der theoretischen Oekonomik. Die Grundlage des Systems habe die Analyse der elementaren Socialerscheinungen zu bilden; die Grundbegriffe müssten geklärt werden; sodann wären die Socialerscheinungen des Individualismus nach seinen drei Seiten, Egoismus, Altruismus und Mutualismus zur Anschauung zu bringen. In der Gemeinwirthschaft wären in erster Linie die Beziehungen von Moral und Recht zur Volkswirthschaft zu erörtern; sodann wäre zu erforschen, inwieweit die collectivistische Wirthschaft als selbstständiger ökonomischer Process die individualistische lenkt und ausschliesst. In diesem Sinne wird die Volkswirthschaftspflege zu einem integrirenden Theile der theoretischen Volkswirthschaft. Es wirft sich nunmehr die Frage auf, in welchem Verhältnisse die praktische Oekonomik zur reinen Theorie steht und wie sie noch ausser der theoretischen Volkswirthschaft Raum haben kann. Um diese Frage beantworten zu können, geht Sax auf den Unterschied zwischen Sein und Sollen ein. Dieser Unterschied ist Sax nicht der zwischen der Wirklichkeit und dem Ideale; er ist ihm auch nicht der zwischen dem Seienden und Gegenwärtigen einerseits und dem Werdenden und Künftigen andererseits; Sax fasst den Begriff des Seins sehr weit; er sieht im Sein nicht nur den eigenthümlichen Zustand desjenigen, was ist; er sieht in ihm das, was mit Nothwendigkeit ist, also was ist und sein wird. Er erblickt den besagten Unterschied seltsamerweise in dem zwischen dem Allgemeinen und Besondern; die praktische Oekonomik ist ihm somit ein Begriff concreter Regeln für die bestimmte ökonomische Zweckhandlung; sie hat zu behandeln, in welcher Art besondere Zwecke mittels besonderer Mittel zu verwirklichen wären. Sax trennt die bisherige Wirthschaftspolitik in zwei Gebiete, in die theoretische Staatswirthschaft einerseits, die Oekonomik der Staatswirthschaft andererseits.

Zwei Momente sind es, welche aus den bedeutsamen Lehren Saxens bedeutsam hervorstechen: das eine Moment bezieht sich darauf, dass dieser Forscher die Analyse als die der Oekonomik geziemende Methode proclamirt, ein Gedanke, durch den er sich an Menger anschliesst; das zweite Moment liegt darin, dass er die Wirthschaftspflege zu einem

integrirenden Theile der theoretischen Volkswirthschaft gemacht wissen will, wodurch er sich von Menger entfernt.

Der von Menger und Sax auf methodologischem Gebiete inaugurirten exact-realistischen Richtung hat sich ein reichsdeutscher Oekonomist, Dietzel, angeschlossen. In seinen methodologischen Arbeiten „Ueber das Verhältnis der Volkswirthschaftslehre zur Socialwissenschaftslehre, Berlin 1882", „Der Ausgangspunkt der Socialwirthschaftslehre und ihr Grundbegriff. Zeitschrift für ges. Staatswissenschaft 1883, 1." schlägt Dietzel einen anderen Weg ein als Sax, um die exact-realistische Schule von dem Ueberlebsel des Wirthschaftsmenschen zu befreien: er empfiehlt, ganz von der sittlichen oder unsittlichen Natur der Beweggründe abzusehen, um nur im Auge zu behalten, dass der Mensch Bedürfnisse hege und denselben durch Befriedigung abhelfen wolle. Dietzel hält in dieser Bestrebung Menger keinen Geringeren als Menger selbst entgegen, welcher ja selbst erklärt hat, dass er an Menschheitserscheinungen nichts als ihre wirthschaftliche Seite erblicken wolle. Er gewinnt sein Spiel, so lange er gegen Menger mittels eben desselben kämpft und vom Bundesgenossen durch eine bedeutungsvolle Anschauung unterstützt wird; aber das Glück wendet sich von ihm, sowie er anfängt, aus seinem Siege auf eigene Faust Folgerungen zu ziehen. Indem nämlich Dietzel einen Menschen construirt, welcher seine Bedürfnisse ausschliesslich durch materielle Güter zu befriedigen in der Lage ist, geht er von einem wirthschaftenden Subjecte aus, welcher keine andere Sorge hat als die, seine physische Integrität zu bewahren und das dem physischen Leben entquellende Bedürfnis durch Einverleibung von Materie in seinen Organismus zu befriedigen. So setzt er an die Stelle des wesentlich egoistischen Wirthschaftsmenschen ein vollends widerliches Zerrbild des homo sapiens, einen stumpfen Verdauungsmenschen. Der Wirthschaftsmensch mag eine Abstraction sein, welche sich innerhalb des exact-realistischen Lehrgebäudes als eine Inconsequenz darstellt, er ist aber dennoch diesem inexact-naturalistischen Wesen, das etwas Pantagruelistisches an sich hat, vorzuziehen. Wir werden später sehen, dass der Wirthschaftsmensch nicht die Bedeutung hat, welche ihm gegenwärtig noch vielfach zugesprochen wird; wir werden sehen, dass er ein Gerüst zum Bau ist, nicht aber dessen Fundament.

Wir sind uns wohl bewusst, durch unsere Darlegungen das Wesen der exact-realistischen Schule vielfach ausdehnend interpretirt zu haben; wir wollen auch zugestehen, dass manche Grundsätze dieser Schule in deren Quellen nicht in der Weise begründet sind, wie wir es hier versuchen; wir glauben aber dennoch das Bild derselben nicht zu

fälschen, sondern nur lebensvoller retouchirt zu haben. Wenn die Prämissen, von welchen die exact-realistische Richtung ausgeht, auch nicht immer in der von uns vertretenen Art formulirt sind, so liegen sie doch den Consequenzen, welche mit aller Bestimmtheit vorgetragen worden, nothwendig zu Grunde. Wir unterscheiden uns demnach in unserer Auffassung der exact-realistischen Schule nur dadurch von derjenigen, welche ihre vornehmsten Anhänger von ihr selbst hegen, dass wir nicht nur die sachliche, sondern auch die historische Begründung derselben berücksichtigen und den Zusammenhang in den Entwicklungserscheinungen des methodologischen Denkens festzuhalten versuchen.

Wenn nun die neue Schule einen Fortschritt bedeutet, so muss sie nicht nur Alles leisten, was vor ihr geleistet worden ist und nicht nur alle berechtigten Standpunkte der ihr historisch gegebenen Entwicklungsformen in sich einschliessen, sondern sie muss auch mehr leisten, sie muss etwas leisten, was vor ihr nicht geleistet worden ist; handelt es sich aber in ihr um eine blosse Anbahnung eines Fortschrittes, dann sind so grosse Anforderungen nicht an sie zu setzen, dann genügt es, wenn sie durch ihre Kritik reinigend gewirkt hat, wenn sie Unkraut für werthvolle Saat ausgerodet hat. Diese Alternative führt zu einer weiteren Untersuchung.

VI. Die exact-realistische Richtung als solche des rationellen Empirismus.

Wir haben nun die wesentlichsten Gedankenformationen auf dem Gebiete der ökonomistischen Methodologie erörtert, zugleich aber auch die Stellung jedes methodologischen Anschauungscomplexes zu den ihm vorausgehenden und ihn bedingenden Entwicklungsgestaltungen geschildert. Wir haben bei dieser Gelegenheit einige Beobachtungen machen können, welche festgehalten zu werden verdienen. Unter denselben ist in erster Linie eine hervorzuheben, welcher Belang nicht abgesprochen werden kann: das Problem, welches wir das methodologische nennen, weist eine unverkennbare Entwicklung auf. Auch hier geht, wie überall auf dem Gebiete des Denkens, thatsächliche Uebung dem erwägenden Bedenken, der denkenden Erwägung voraus: es giebt zunächst nur eine Methode, dann tauchen gelegentlich methodologische Bemerkungen auf; diese Gedankenkeime entfalten sich aber erst unter dem Einflusse der Beachtung, welche grossen, theoretischen

Leistungen gewidmet wird; erst als die Bewunderung sich entschliesst, den Meistern nachzustreben, gewinnt sie ihre volle Triebkraft. Dadurch, dass die Begeisterung allmälig in Zweifel umschlägt, tritt eine extensive Entfaltung, eine Verschiedenheit in der Einheit der methodologischen Bestrebungen ein; sie führt zu neuen, historisch berechtigten Gesichtspunkten, in welchen wieder die Bedingungen weiteren Fortschrittes gegeben sind. So gestaltet sich das methodologische Problem in immer durchgeführteren Lösungsversuchen aus, welche allmälig eine bestimmte Schulen trennende Wirksamkeit gewinnen. Der fachlich geschulte Leser wird bemerkt haben, dass wir der hochragenden Gestalt des Jevon's in der Entwicklung der Methodologie keine Erwähnung gethan haben. Die Gründe für dies Verhalten sind einfach: Jevon's Bedeutung liegt nicht in der Methodologie, sondern in der Theorie; methodologische Grundsätze, welche derjenigen, die er thatsächlich befolgte, aber nicht systematisch begründete, verwandt sind, hat bekanntlich unabhängig von ihm Carl Menger formulirt.

Wir waren bestrebt, die Entwicklung des methodologischen Problems derart darzustellen, dass die Nothwendigkeit jeder einzelnen Phase ihres Werdeganges ersichtlich wird. So wurde bemerkbar, dass die Grundsätze einer jeden Schule, sofern sie nur vollständig durchgeführt werden, mit zwingender Gewalt aus sich heraus auf einen weiteren Standpunkt hinüberleiten. Es war weiter zu gewahren, dass die Principien einer jeden Schule, sofern diese eine gewisse Abgeschlossenheit erlangt hat, uns in der Gestalt gewisser nicht weiter zu reducirender Gedankenverbindungen entgegentreten. Das Element aber, das immer zu neuen Bildungen drängte, ist immer nur eines gewesen: die Erfahrung; wir sahen die Anschauungen durch den Kampf mit empiristischen Gedankenelementen entstehen und vergehen; ein Ringen ums Dasein geistigster Natur und fesselndster Art. Die ganze Untersuchung hatte den Zweck, dem im Streite der Parteien etwa befangenen Leser jener objectiven Denkungsart theilhaft werden zu lassen, deren wir bedürfen, wenn wir, die Entwicklung des methodologischen Denkens verlassend, uns der Analyse und Kritik desselben zuwenden; nur ein gelassener Sinn macht zu weiterer Forschung geeignet.

Dass eine solche trotz der modernsten Errungenschaften des methodologischen Denkens noch nothwendig ist, ist im Wesen der Entwicklung begründet: in diesem liegt es, dass das Werden sich bei keinem concreten Zustande zu beruhigen vermag. Eine solche Fortentwicklung ist aber nur auf dem Wege der Kritik möglich. Versuchen wir es demnach, den ganzen Werdegang mit einem kritischen Blicke zu überschauen und uns der in ihm zutage tretenden Unzulänglichkeiten,

der Keime weiterer Fortbildung bewusst zu werden. Dem Historiker der methodologischen Entwicklung überlassen wir es, mit Genauigkeit die Beziehungen jeder einzelnen Schule zu allen andern zu erörtern. Da wir es hier mit nicht weniger als fünf verschiedenen Richtungen zu thun haben, mit der rationalistischen, der extrem-rationalistischen, der empirischen, der extrem-empirischen und der exact-realistischen Schule, so müssten wir demgemäss auch eine ganze Reihe von Untersuchungen anstellen. So verdienstlich diese sich vielleicht auch gestalten würden, wir müssen doch auf sie verzichten: eine Durchforschung all dieser geschichtlich gegebenen Einzelheiten, eine Zerfaserung der Beziehungen zwischen den einzelnen Schulen könnte uns zur Erreichung unseres Endzweckes wenig fördern, wir könnten durch solche Schürfung sogar von unserem Ziele allzuweit entfernt werden.

Den ersten Einwand unserer Kritik fordert die evolutionistische Schule heraus; es ist dies ein Einwand, der uns aus ihr hinausführt. Wenn das Wirthschaftsleben sich entwickelt, so ist es nothwendig selbst etwas durch die ganze Zeit und Entwicklung Dauerndes. Und nicht nur es selbst, sondern auch die Entwicklung als solche ist, abgesehen von allen ihren einzelnen, vergänglichen Phasen etwas Beharrendes. Ueberdies ist jede concrete Entwicklungsreihe bis zum erlangten Höhepunkte der Entwicklung derartig, dass jegliche Phase das Vorhergehende in sich schliesst, dabei aber mehr leistet als das Vorhergehende: schliesst aber jede Phase das Vorhergehende in sich, so ist der Wechsel, der durch die Veränderung in der Entwicklung eintritt, nicht ein durchgängiger, sondern nur ein theilweiser. Ist der Wechsel, der durch die Veränderung in der Entwicklung eintritt, nicht ein durchgängiger, sondern nur ein theilweiser, so müssen in jeder concreten Entwicklungsreihe Elemente vorhanden sein, welchen im Vergleiche zu anderen grössere Dauer zukommt.

Das sehen wir denn auch in der socialen Entwicklung. Wenn auf die durch die Uebung der Jagd gekennzeichnete Wirthschaftsstufe die des Ackerbaues und der Viehzucht, auf diese wieder die der industriellen Betriebsamkeit folgte, so schliesst das nicht aus, dass während der Epoche industrieller Betriebsamkeit zugleich auch Jagd, Ackerbau und Viehzucht vorhanden sei. So sehr demnach auch ein Volk dadurch, dass es sich vermehrt, sowie dadurch, dass es sich zu immer höherer cultureller Bethätigung emporarbeitet, höherer Entwicklungsformen theilhaft werden möge, es behält doch frühere Zustände als gleichzeitige sociale Gliederungen bei. Es ist wohl richtig, dass der Ackerbau selbst sich entwickelt, sich industrialisirt hat: man

arbeitet nicht mehr in primitiver Art an der Scholle. die Maschine bethätigt auch hier ihre Mitwirkung. Der Ackerbau hat sich verändert, aber er ist im Grunde doch innerhalb der grossen socialen Entwicklung geblieben, was er vom Anfang an gewesen. Es ist weiters wohl richtig, dass eine Wahrheit nur so lange Geltung hat, als der Gegenstand, auf den sie sich bezieht, dauert. Aber diese Einsicht vermag gerade auf dem Boden der Entwicklungstheorie nicht zu einer Erschütterung, sondern nur zu einer Stärkung unserer Wissenschaft zu führen. Denn wenn wir sehen, dass überall die höheren Lebensformen die niedereren nicht ausschliessen, sondern in sich einschliessen, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, dass der Fortschritt Vergangenes nicht vernichte, sondern stabilisire, indem er das, was früher der letzte Zweck gewesen, als Mittel zu einem höheren angliedert. Diese Einsicht zwingt uns, anzunehmen, dass es möglich wäre, von allem Dauernden auch Dauerndes auszusagen. So führt uns denn gerade eine lebensvollere Erfassung des Entwicklungsbegriffes dazu, von der Oekonomik Gesetze des Wirthschaftslebens zu verlangen. Eine spätere, dem Wesen dieser Gesetze gewidmete Untersuchung wird uns lehren, was für Forderungen wir an diese Gesetze stellen können.

Dass der Standpunkt des Evolutionismus uns nicht voll zu genügen vermag, geht aus diesen unseren Erörterungen hervor. Dass sich das moderne Bewusstsein bei dieser Anschauung seinerseits nicht zu beruhigen vermochte, geht bereits aus dem Umstande hervor, dass es auf der schiefen Ebene derselben in die Tiefen des Historismus glitt. Der Nimbus des Historismus ist bereits ziemlich verblasst. Einige richtige Lehren, welche er als von ihm ausgehende vertrat, hat die Kritik auf ihren wirklichen Ursprung zurückgeführt: andere Thesen, die der Historismus mit besonderer Ueberzeugungskraft verfocht, haben sich als unhaltbar erwiesen. Hinsichtlich der ersten Gruppe von Theoremen hat Carl Menger dargethan, dass die Lehre, die Geschichte sei eine Lehrmeisterin für die Socialwissenschaften, keineswegs vom Historismus zuerst ausgesprochen worden, sondern schon im Alterthume als eine Binsenwahrheit gegolten habe; der Gedanke der institutionellen Relativität sei gleichfalls schon von Plato und Aristoteles, von Macchiavelli, Bodinus und Montesquieu ausgesprochen worden; desgleichen sei der Vorschlag der comparativen Methode schon bei Plato, Bodinus, Machiavelli und Stupanus zum Ausdrucke gelangt. Ueberdies lässt sich die eigentliche Grundanschauung des Historismus auf Protagoras zurückführen; er war es, der zuerst die Ansicht vertrat, dass die Begriffe des Sittlichen nicht aus der Natur der Dinge hervorgehen, sondern auf menschlichem Belieben beruhen; er war es auch,

der zuerst auf die Verschiedenheit sittlicher Grundsätze in verschiedenen Gemeinwesen hingedeutet; Hobbes und Helvetius betrachten in ähnlicher Weise die sittlichen Normen als conventionelle, die vom Gutdünken des Staates und der Gesellschaft abhängen. Wiewohl diese Lehren, wie wir später ausführen werden, der Wahrheit nicht entsprechen, liegt ihnen doch Stichhaltiges zu Grunde. Dies ist, wie schon hier hervorgehoben werden kann, in der Idee der Relativität zu suchen; sittliche Normen sind Erscheinungen, sie sind daher auch wie alle anderen Erscheinungen relativer Natur. Dadurch aber, dass die Absolutheit des Sittlichen in Abrede gestellt wird, ist nicht auch, wie die oben genannten Denker wähnten, die Nothwendigkeit einerseits, die Stringenz der Normen andererseits aufgehoben.

Allein, wer die menschliche Natur kennt, der weiss auch, dass Postulate negativer Natur, Verbote also, oft zu Tage treten, um das Unvermögen einer Leistung zu bemänteln. Blickt man daher tiefer in die Geheimnisse der historischen Schule, so gewahrt man, dass sie zugrunde gehen musste, weil sie von jeher an einem organischen Fehler, einem tief liegenden Widerspruch krankte. Dieser beruht darin, dass sie lehrt, jede Culturepoche habe ihre eigene Wirthschaftstheorie; dies konnte jedoch folgerichtig nur dazu veranlassen, auch die Wirthschaftstheorie für unsere Culturepoche zu verlangen; aber nein; hier wird die Logik durch die Unmöglichkeit, Schaffenskraft zu bethätigen, geschwächt; hier biegt der Gedanke plötzlich um und es werden frühere Culturepochen studirt, um für unsere Zeit eine Wirthschaftstheorie zu entwickeln.

Unter solchen Umständen ist es von symptomatischer Bedeutung, dass die Freunde der historischen Schule sich von ihr zurückzuziehen beginnen. Keynes geht der historischen Schule soweit entgegen, dass er zugiebt, die Darlegung von Entwicklungsgesetzen komme nur der Zukunft zu; damit stellt er also im Sinne der historischen Schule das Postulat des Theorismus in Abrede. Es ist bemerkenswerth, dass derselbe Autor gerade die weitestgehende Theorie des Historismus vertritt (l. c. p. 305), und dass seine diesem Gegenstande gewidmeten Ausführungen mit dem Schlusse enden, die Oekonomik könne nie eine specifisch historische Wissenschaft werden (l. c. p. 309). Keynes constatirt, man sei gegenwärtig über den Historismus hinweg zu der Einsicht durchgedrungen, dass historische Forschung allein noch nicht die Wissenschaft der Oekonomik zu constituiren vermag. Allmälig macht sich die Ueberzeugung geltend, dass der Historismus die von ihm geforderte Umwandlung der Oekonomik in eine historische Wissenschaft nicht nur nicht geleistet, sondern nicht einmal unternommen habe; denn

damit, dass die Theorie zur Seite gedrängt und die Wirthschaftsgeschichte an ihre Stelle gesetzt wurde, ist offenbar das Postulat jener Umbildung nicht erfüllt. Auch die Behauptung des Historismus, die Arbeit des Historikers sei wichtiger als die des Theoretikers, erweckt nicht mehr die frühere Begeisterung. Wir wollen nicht soweit gehen wie Menger, welcher in seiner gegen die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie gerichteten Schrift auszuführen sucht, dass die Befolgung der historischen Methode nicht in einem wissenschaftlichen Bedürfnisse der Oekonomik selbst begründet, sondern dieser gewissermassen von fremden Eroberern aufgezwungen worden sei. Wir haben vielmehr dargelegt, wie die Erscheinung der historischen Schule ohne diese heroische Annahme auf dem Wege natürlicher Entwicklung zu erklären wäre. Nichtsdestoweniger können auch wir in dem Historismus nur einen entwicklungsgeschichtlich begründeten Ausläufer der empirischen Richtung, nicht aber eine Bereicherung der ökonomistischen Anschauung erblicken. Was der historischen Schule ihr wesentliches Gepräge verleiht, ist weniger die vorgeblich eigenartige Methode, welche, als solche der Erfahrung, zu dem eisernen Inventare des menschlichen Denkens gehört, als ihre Postulate. Mit diesen aber war nicht mehr zu erreichen, als mit Forderungen überhaupt durchzusetzen ist, deren Berechtigung und deren Durchführung fraglich ist. Damit, dass ein Idealstaat verlangt wird, entsteht er noch nicht; und wenn er auch entstände, so wäre damit nur er selbst, nicht auch eine ökonomische Wissenschaft geleistet; eine noch so grosse Menge von noch so herrlichen Wünschen hinsichtlich des Wirthschaftslebens und der Wirthschaftspolitik geben keine Wissenschaft und haben daher auch auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch zu machen. Damit hängt zusammen, dass die historische Schule, trotz ihrer Feindschaft gegen die classische, hinsichtlich ihrer theoretischen Anschauungen von ihren Gegnern abhängig ist; dies ist ein Punkt, hinsichtlich welches sich sogar Anhänger der historischen Schule wie Sidgwick (Scope and method of Pol. Ec. p. 35 „Economical Method“ Forthnigthly Rev. 1879 p. 304) keine Illusionen machen; auch Cliffe Leslie und Keynes (Scope and method. p. 301) geben hierin Sidgwick Recht. Das theoretische Unvermögen des Historismus ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, dass die historische Schule um so weniger Fortschritte in der Theorie aufweisen konnte, als sie solche nicht einmal anstrebte, ja sogar als unwissenschaftlich perhorrescirte. Dies steht im Einklange mit dem fundamentalen Einwande, welcher dem Historismus entgegenzuhalten wäre: er kann zwar angeben, wie etwas geschehen ist, aber

er vermag hieraus nicht allgemeine Grundsätze abzuleiten, welche im Stande wären, die Einsicht in das Wirthschaftsleben und mit ihr auch das wirthschaftliche Handeln zu erklären. Damit wäre denn auch auf den eigentlichen Sinn und Gehalt der von Arnold Toynbee ausgesprochenen Mahnung, dass die historische Methode ohne Hilfe der Deduction nur dazu dienen könne, eine Masse unverbundener und unnützer Thatsachen aufzuspeichern, hingedeutet.

Ingram ist der Anschauung, dafs die Bestimmung der geeigneten Methode des wirthschaftlichen Forschens als eines der Hauptergebnisse der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft aufgefasst werden könne; zugleich constatirt er allerdings, dass gegenwärtig gerade hinsichtlich der Methode grosse Meinungsverschiedenheiten herrschen. Wenn es wahr ist, dass die für die Wissenschaft geeignete Methode bereits als Ergebniss der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft vorliege, mithin bereits vollendet sei, so muss es wahrlich Wunder nehmen, dass hinsichtlich dieses Gegenstandes noch Meinungsverschiedenheiten herrschen; wenn hinsichtlich dieses Gegenstandes noch Meinungsverschiedenheiten herrschen, so muss es andererseits wieder Wunder nehmen, dass die für die Oekonomik geeignete Methode bereits vorliege. Indem Ingram die methodologische Frage durch die methodologischen Anschauungen der empirischen Richtung für gelöst erachtet, macht er sich genau desselben Irrthums schuldig, welchen Mill beging, als er die rationalistische Oekonomik für ein monumentum aere perennius erklärte. Ingram kann in diesem Sinne als das historische Gegenbild Mills betrachtet werden. Allerdings fällt ins Gewicht, dass der Anhänger der historischen Richtung für sein Vorgehen weniger mildernde Umstände geltend machen kann, als jener der classischen Schule. Denn vom Standpunkte der classischen Schule aus, welche das Dauernde im Wechsel in schlichte Formeln zu bannen suchte, war das unbedingte Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit ihrer Anschauungen begreiflich und verzeihlich; vom Standpunkte der historischen Schule dagegen ist die Behauptung, dass Alles im Flusse der Entwicklung stehe, ihre methodologischen Ueberzeugungen aber auf das Privilegium der Unveränderlichkeit Anspruch machen könnten, weil sie vorgeblich die Entwicklung abschlössen, nicht nur ein Beweis, dass diese Schule das Wesen der Entwicklung nur sehr oberflächlich erfasst hat, sondern auch einer der masslosesten Selbstüberschätzung, ja sogar des Grössenwahns. Hätte die historische Schule ihre eigene Stellung mit historischem Blicke betrachtet, so wäre dieses seltsame Specimen wissenschaftlicher Anmassung unmöglich gewesen.

Der Mangel an historischem Sinne ist auch der exact-realistischen

Schule zum Vorwurfe zu machen, wiewohl nicht zu verkennen ist, dass sie zur Bethätigung eines solchen nicht in dem Masse verpflichtet wäre, wie der Historismus selbst. Es ist ihr freilich nicht geschehen, dass sie wie das Schönberg'sche Handbuch (1. Aufl. p. 51) von einem physiokratisch-Smithschen Systeme spricht und so Smith mit den Physiocraten in einen Topf wirft. Allein es fällt doch auch ins Gewicht, dass sie die Entwicklung der Methodologie nicht genügend beachtete, die Unterschiede zwischen der evolutionistischen und historischen Schule übersah und demgemäss beide als ein einheitliches, untheilbares Ganzes in Erwägung zog. Ob dieser Ausserachtlassung hat sie nicht einsehen können, wie gross und wie klein die Zahl ihrer Gegner in Wirklichkeit gewesen, hat sie ihre Schlachtlinie zu weit aufgerollt und sich mehr Widersacher geschaffen, als unbedingt nothwendig gewesen wäre. So bemerkenswerth auch die Erfolge sein mögen, welche sie errungen, es lässt sich doch nicht in Abrede stellen, dass eine sorgsamere Theilung ihrer Gegner bei weniger Kampf mehr Sieg gebracht hätte.

Auf dieselbe Unzulänglichkeit ist es zurückzuführen, dass die exact-realistische Schule sich bisher ihrer eigenen Stellung in der Entwicklung des methodologischen Denkens nicht genug klar bewusst geworden: sie hat daher wohl ihre nächstliegende Aufgabe, nämlich ihre Action gegen die historische Schule, wahrgenommen, aber nicht auch ihre weitere und wichtigere, die Assimilation der lebensfähigen, entwicklungsgeschichtlich hervorgetriebenen methodologischen Gedanken und die Umbildung derselben zu einem einheitlichen Ganzen. Dies hat freilich seine guten Gründe. So lange die exact-realistische Richtung lediglich frondirende Opposition und in der Minorität gewesen, musste sie sich naturgemäss als Kampfespartei fühlen; diese Periode liegt hinter ihr; sie ist nun auf dem Wege, zur herrschenden Partei zu werden; sie hat sich ihren neuen Aufgaben gemäss nicht mehr als Kampfespartei zu betrachten, sondern durch Aufstellung eines, soweit es ihre Grundsätze erlauben, gemässigten und unparteiischen Programms ihre Regierungsfähigkeit zu bekunden.

Dass die exact-realistische Richtung ihre Stellung in der Entwicklungsgeschichte des methodologischen Denkens nicht immer richtig auffasst, zeigt sich in der Anschauung Mengers (Untersuchungen p. 17), dass das theoretische Verständnis der Socialphänomene dem historischen als gleichwertig und gleichbedeutend gegenüber stehe. Die exact-realistische Richtung hat sich, thatsächlich der ehernen, entwicklungsgeschichtlichen Nothwendigkeit Folge leistend, dadurch eingeführt, dass sie sich durch ihre Behandlung des axiologischen Problems in einen

Gegensatz zur classischen Schule stellte; dann trat sie durch ihre Behandlung des methodologischen Problems dem Historismus gegenüber; indem sie sich also mit beiden Schulen in Widerspruch setzte, stellte sie sich über beide; die thatsächliche Stellung, welche die exact-realistische Richtung in der Entwicklung des methodologischen Denkens einnimmt, steht daher im Widerspruche mit ihrer Auffassung von dieser Stellung: wenn sie das theoretische Verständnis der Socialphänomene vertritt, so kann dieses um so weniger als ein mit dem historischen Verständnisse gleichwerthiges und gleichbedeutendes aufgefasst werden, als das historische Verständnis seiner ganzen Natur nach nothwendig ein theoretisches oder überhaupt kein Verständnis ist.

Aber nicht nur die Auffassung ihrer Stellung, auch die Mittel, durch welche sie sich in derselben erhält, verlangen nach kritischer Fortbildung.

Wird der Theorie die Aufgabe zugewiesen, die wirthschaftliche Seite der Socialphänomene zu exactem Verständnisse zu bringen, so sind die individualistischen Momente, wie beispielsweise der subjective Werth einer ist, aus der Theorie ausgeschlossen, zumal wir es bei diesen individualistischen Momenten nicht mit einem Socialphänomene, sondern vielmehr mit einem jedem Socialphänomene zu Grunde liegenden Momente zu thun haben. Es ist demnach wohl an sich richtig, dass die Theorie die Aufgabe habe, die wirthschaftliche Seite der Socialphänomene zu erfassen, es ist ferner auch richtig, dass sie die Aufgabe habe, die allen Socialphänomenen zugrunde liegenden und zusammensetzenden Individualphänomene zu erfassen, aber eben deshalb ist die Aufgabe der Wissenschaft, sofern nur von der wirthschaftlichen Seite der Socialphänomene gesprochen wird, zu enge begrenzt. Wir stellen zwar nicht in Abrede, dass die gegenwärtige Wirthschaftsform eine wesentlich sociale sei, dass sie nämlich unter der Voraussetzung gesellschaftlichen Verkehres vor sich gehe. Wir betonen aber andererseits, dass die im gesellschaftlichen Verkehre mit einander in das Verhältnis der Gegenseitigkeit tretenden Factoren individuelle sind. Wir legen insbesondere darauf Gewicht, dass die Gesellschaft nicht die Trägerin, sondern das Ergebnis der Wirthschaft ist; die wirthschaftliche Erscheinung muss denn auch früher existirt haben als die sociale, zumal ja die sociale nur eine besondere und specifische Form der wirthschaftlichen ist. Wird demnach davon gesprochen, dass die Oekonomik die socialen Erscheinungen, sofern sie wirthschaftliche sind, ins Auge zu fassen habe, so wird hiedurch der Gegenstand der Oekonomik durch die Erscheinung der Vergesellschaftung begrenzt, und nur die socialen Erscheinungen der Wirthschaft, nur die sociale Seite der

Wirthschaftserscheinungen gehen in die Theorie ein. Die Auffassung, dass die Oekonomik das Verständnis der wirthschaftlichen Seite der Socialerscheinungen zu vermitteln habe, scheint um so anfechtbarer, als nach den Anschauungen der exact-realistischen Schule selbst das Verständnis der Socialerscheinungen in den Individualerscheinungen liegt; es ist der exact-realistischen Schule wesentlich, dass sie analytisch vorgeht; analysirt sie die Socialerscheinung, so führt sie ihre Analyse unfehlbar auf das Individuum. Fühlt man sich unter solchen Umständen nicht zu dem Schlusse geneigt, dass das analytische Verständnis der wirthschaftlichen Erscheinung, welches ja das exacte ist, mit der Auffassung, dass die Oekonomik es mit einer Seite der Socialerscheinungen zu thun habe, im Widerspruche stehe? Wird das Moment des Wirthschaftlichen als ein Merkmal an den Socialerscheinungen und nicht umgekehrt das Moment der Vergesellschaftung als eine Form der Wirthschaftlichkeit aufgefasst, so gelangen wir überhaupt zu Consequenzen, welche nicht haltbar sind. Denn dann müssen wir von der Oekonomik fordern, dass sie sich von allen Erscheinungen nur mit den Socialerscheinungen, von den Socialerscheinungen nur mit jenen, welche eine wirthschaftliche Seite haben und mit jenen, die eine wirthschaftliche Seite haben, nur soweit befasse, als diese Seite reicht. Dadurch sind die Grenzen der Oekonomik sehr enge gezogen. Insbesondere sind zwei Marksteine gesetzt, die noch litigös sind. Einerseits ist hiedurch nämlich, wie wir ausgeführt haben, das Wesen der Singularerscheinungen ausgeschlossen. Aber es giebt auch noch eine ganze Reihe von anderen Erscheinungen, die dann als nicht in die Oekonomik gehörig zu betrachten sind. Verstehen wir nämlich im Sinne der exact-realistischen Schule unter dem Begriffe der wirthschaftlichen Thätigkeit eine Verfügung gegenwärtiger Güter im Hinblicke auf zukünftige Bedürfnisse, verstehen wir insonderheit mit Menger unter der Wirthschaft die auf Deckung ihres Güterbedarfes gerichtete vorsorgliche Thätigkeit des Menschen; setzen wir ferner diese Formel in die Rechnung ein, so zieht sich der Kreis der Oekonomik wo möglich noch enger; es gehören dann nicht mehr in ihr Gebiet: Erscheinungen, welche dadurch hervorgerufen sind, dass unwirthschaftlich vorgegangen wurde; Erscheinungen, welche dadurch hervorgerufen sind, dass Menschen sich in einem Zustande befinden, in dem sie über gegenwärtige Güter im Hinblicke auf zukünftige Bedürfnisse nicht verfügen können; Erscheinungen endlich, die dadurch hervorgerufen werden, dass Menschen die auf Deckung ihres Güterbedarfes gerichtete vorsorgliche Thätigkeit nicht entfalten, sei es weil es ihnen hiezu an Fähigkeit, sei es weil es ihnen hiezu an Gelegenheit

gebricht; damit wäre denn das Problem der Armuth, damit wäre die sociale Frage aus dem Gebiete der Oekonomik ausgeschlossen.

Die Auffassung der Oekonomik als einer Theorie dürfte bei der exact-realistischen Schule noch in einem weiteren Sinne fortbildungsfähig sein. Menger gesteht (Untersuchungen p. 259) die Freiheit des Willens zu. Wir behalten es einer späteren Erörterung vor, genauer nachzuweisen, dass diese Auffassung mit dem Postulate, die Theorie habe Gesetze des Wirthschaftslebens zu bieten, nicht harmonire. Wir begnügen uns hier darauf hinzuweisen, dass die Oekonomik, sofern sie im wahrsten Sinne des Wortes Wissenschaft, im wahrsten Sinne des Wortes Theorie werden will, die Aufgabe hat, den Causalzusammenhang der wirthschaftlichen Erscheinungen darzulegen; dem Causalzusammenhange ist aber Nothwendigkeit zu eigen; wird die Freiheit des Willens zugestanden, so ist diese Nothwendigkeit geleugnet, damit auch der Causalzusammenhang der wirthschaftlichen Erscheinungen untereinander und mit dem Causalzusammenhange der wirthschaftlichen Erscheinungen untereinander die Wissenschaft, die Möglichkeit einer Theorie; die These von der Freiheit des Willens schliesst also das Postulat des Theorismus aus, das Postulat des Theorismus die These von der Willensfreiheit.

Menger gesteht die Freiheit des Willens zwar als thatsächlich zu, für die Theorie aber nimmt er das Recht in Anspruch, anzunehmen, dass diese Freiheit nicht existire; demgemäss wäre also der Wirthschaftsmensch, welcher lediglich den Erwerb im Auge hat, eine Annahme, also ein Gedankending, welchem nichts in der Erfahrung thatsächlich entspreche; entspricht aber dem Wirthschaftsmenschen nichts in der Erfahrung, so vermag auch der exacten Oekonomik, die nur von ihm handelt, nichts in der Erfahrung zu entsprechen. Die exact-realistische Richtung zieht consequent auch diese letzte Folgerung. Die exact-realistische Richtung schliesst die Erfahrung als Bewährung ihrer theoretischen Anschauungen aus (Unters. p. 49 ff.). Die These, dass die Erfahrung nicht ein Kriterion ihrer Ergebnisse sein dürfe, ist ein Gedanke, welchem grosse Bedeutung zugesprochen werden muss. Von einer Theorie nämlich, welche die Bewährung grundsätzlich ausschliesst, vermag ich weder auszusagen, dass sie wahr, noch auch, dass sie falsch sei. Vermag ich von einer Theorie aber nicht auszusagen, ob sie wahr oder falsch ist, so vermag ich weder an sie zu glauben, noch auch an ihr zu zweifeln; so ist sie für das Bewusstsein bedeutungslos, so vermögen mich ihre Ergebnisse in keiner Weise bei meinem Handeln zu bestimmen; eine Theorie, welche auf die Bewährung durch die Erfahrung von vornherein Verzicht leistet, ist somit auch unfähig, in

irgend einer Weise praktisch zu werden, eine solche Theorie verzichtet darauf, das zu leisten, was Comte von ihr fordert: bei ihr ist savoir nicht auch prévoir. Diese Erwägung erscheint um so berechtigter, als auf dem Boden der exact-realistischen Schule ein Uebergang von der Theorie zur Praxis auch nach einer anderen Richtung hin erschwert wird. Fasst man nämlich, im Sinne der genannten Schule, die Oekonomik als eine Erkenntnis der generellen Erscheinungen und der generellen Zusammenhänge der wirthschaftlichen Erscheinungen auf, so ist auch hierin die Verwerthbarkeit der Theorie nicht gegeben, denn der Unterschied, welchen Kant zwischen generellen, das heisst durchschnittlich zutreffenden und universellen, das heisst jederzeit und nothwendig giltigen Sätzen macht, zeigt uns, dass die generellen Zusammenhänge nur als durchschnittliche aufzufassen, somit nicht als jederzeit nothwendige aufzufassen wären: nach Kant vermag man auch aus den generellen Regeln keine praktischen Grundsätze abzuleiten. Hat der Königsberger Recht, dann gelangen wir auch auf diesem Wege dahin, eine von dem Boden der Erfahrung losgelöste Theorie zu umfangen, welche sich in keiner Weise an die Thatsächlichkeiten des inexacten, aber realen Lebens anzuschmiegen vermag. Durch die Haltung, welche die exact-realistische Richtung gegenüber der Erfahrung einnimmt, ist nicht nur ihre Stellung gegenüber dem Empirismus wesentlich von der Linie, welche ihr die Entwicklung des methodologischen Denkens zuweist, verschoben worden, sie hört auch auf, im wahrsten Sinne des Wortes realistisch zu sein. Die exact-realistische Richtung stellt ferner bekanntlich in Abrede, dass die volkswirthschaftlichen Erscheinungen im Zusammenhange mit der gesammten socialen und staatlichen Entwicklung der Völker zu behandeln wären. Sie trennt daher auch ganz und gar das ethische vom ökonomistischen Momente; aber diese Trennung wird dadurch wieder in Frage gestellt, dass Menger (Unters. p. 43) manchmal, wenn von wirthschaftlichen Erscheinungen die Rede ist, dieselben ethische Phänomene nennt. Das geschieht freilich nur, sofern es sich um den Gegensatz von ethischen und Naturwissenschaften handelt: es ist aber fraglich, ob das Wesen der wirthschaftlichen Erscheinung dadurch klarer wird, dass man sie als eine ethische bezeichnet.

Wir müssen nun einen Punkt in Erwägung ziehen, der merkwürdigerweise der rationalistischen, empirischen und exact-realistischen Richtung gemeinsam ist. Die historische Schule betrachtet bekanntlich die classische als eine absolutistische, kosmopolitische, abstracte, atomistische, materialistische, individualistische, sie nennt sich eine exacte, eine realistische, eine historisch-ethische. Ueber diese Fülle der Epitheta,

ihren Werth und ihre Berechtigung liesse sich wohl ein eigenes Kapitel schreiben. Allein eine Erörterung der Vorwürfe, welche die historische Schule der classischen zu machen für gut findet, scheint uns denn doch nicht geeignet, die Wissenschaft besonders zu fördern. So begnügen wir uns denn, ein Moment hervorzuheben. Es ist dies der Vorwurf des Materialismus. Was mag der Sinn dieses Vorwurfes sein? Gewiss will der Historismus dadurch, dass er dem Rationalismus materialistische Anschauungen vorwirft, nicht besagen, dass er dem Individualismus huldige, denn es wird ja zwischen dem Materialismus und dem Individualisms genau unterschieden. Gewiss will der Historismus ferner damit, dass er dem Rationalismus materialistische Anschauungen vorwirft, nicht behaupten, dass er abstract sei und das Concrete vernachlässige; denn derjenige, welcher lediglich das Concrete ins Auge fasst, ist ja gemeiniglich auch derjenige, dem man Materialismus vorzuwerfen in der Lage ist. Gewiss handelt es sich dabei auch nicht um einen Gegensatz gegen den Individualismus, da dieser in der ethischen Natur des Historismus genugsam hervorgekehrt erscheint. Der Vorwurf des Materialismus kann sich daher nur darauf richten, dass der Begriff des Gutes in den Lehren des Rationalismus materialistisches Gepräge hat, dass das Streben nach Reichthum, welches der Rationalismus voraussetzt, ohne es allerdings sittlich zu billigen oder zu missbilligen, eben deswegen, weil es sich dabei um ein Verlangen nach lediglich materiellen Gütern handelt, immerhin als ein materialistisches erscheinen mag. Hat nun die historische Schule in dieser Hinsicht eine Verbesserung vorgenommen? Im Schönbergschen Handbuche wenigstens finden wir keine Andeutung einer solchen Verbesserung. „Die wirthschaftliche Thätigkeit,“ sagt das Handbuch (1. Aufl. 1. Bd. p. 4) „ist eine menschliche Thätigkeit und bezeichnet im allgemeinsten Sinne des Wortes unter den menschlichen Thätigkeiten diejenige, welche sich auf die Beschaffung, Verwendung materieller Mittel für die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse richtet.“ Die wirthschaftliche Thätigkeit „ist diejenige, mit der sich der Mensch die materiellen Mittel für die Befriedigung seiner Bedürfnisse verschafft und die erlangte auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse verwendet“. „Als menschliche Thätigkeit ist sie in ihrem Wesen und ihrer Erscheinung bedingt durch das Wesen des Menschen und die geschichtliche Entwicklung der Menschheit; Anlass derselben sind die Bedürfnisse, welche die Menschen haben und befriedigen wollen und welche zu ihrer Befriedigung materielle Mittel erfordern, ihr Zweck ist die Befriedigung dieser Bedürfnisse; sie ist eine zweifache, verschiedene Thätigkeit; sie ist einerseits auf die Beschaffung und den Erwerb materieller Mittel ge-

richtet, eine Erwerbsthätigkeit, andererseits in der Verwendung und dem Gebrauche des Erworbenen bestehend." Aehnliche Ausführungen sind in der 3. Auflage p. 2 zu finden. Wenn es nun richtig ist, dass die rationalistische Schule deshalb, weil sie unter den Gütern nur materielle versteht, sich eines theoretisch verwerflichen Materialismus schuldig macht, so ist es auch richtig, dass die historische Schule hierin keine Verbesserung der Theorie angebahnt hat. Es kann zwar nicht geleugnet werden, dass sie in nachdrücklicher Weise auf die sittlichen Güter und ihren Werth hingewiesen; aber ein Hinweis ist noch keine Einsicht, ja nicht einmal noch eine Theorie. Und ist es richtig, dass jener Materialismus der rationalistischen Schule tadelnswerth ist, was, nebenbei gesagt, durch die historische Schule nirgend erwiesen worden, so ist es auch richtig, dass sie selbst des Materialismus zu bezichtigen ist. Wie wir nun aber gelegentlich unserer Sax gewidmeten Ausführungen gesehen haben, huldigt auch die exact-realistische Richtung der Auffassung, dass wir es in der Oekonomik lediglich mit Sachgütern zu thun hätten, mit materiellen Gütern also und mit Bedürfnissen, die durch materielle Güter zu befriedigen sind. Hier ist die wirthschaftliche Causalität noch ganz nach Analogie der physikalischen aufgefasst. Es ist dies eine Betrachtungsart, die wohl historisch zu begreifen, aber nicht sachlich zu billigen ist. Wenn wir an Güter denken, so stellen wir sie uns unwillkürlich als Waarenballen vor; am liebsten taucht in unserer Phantasie wohl der Getreidesack auf; es zeigt schon entwickelteres wirthschaftliches Denken, wenn uns nicht der Getreidesack, sondern der Wollsack vorschwebt. Das primitiveste wirthschaftliche Denken kennt nur das animalischeste der Bedürfnisse, den Hunger, es versteht demnach unter einem Gute ein Ding, das zum Essen ist; ein etwas höheres wirthschaftliches Denken hat ein Bedürfnis im Auge, das sich erst nach Stillung des vitalsten geltend macht, die behagliche Körperbedeckung. Immer hat es aber die Wirkung eines materiellen Dinges auf ein anderes im Auge. Eine genauere Erörterung der wirthschaftlichen Causalität wird uns zeigen, dass diese Auffassung nicht mehr haltbar ist.

Eine kritischere Betrachtung der weiteren Anschauungen, welchen Sax huldigt, lehrt uns, dass dieser Autor mit Menger keineswegs in allen Dingen übereinstimmt. Wohl äussert sich Sax hinsichtlich der Oekonomik in einer Weise, welche annehmen lässt, dass er die diesbezüglichen Lehren Mengers billige. Er sagt von der Oekonomik („Wesen und Aufgaben" p. 2), sie sei unklar über ihren eigenen Umfang, ja selbst über ihre Stellung im Reiche der Wissenschaften, unklar ferner über die dem Wesen des betreffenden Wissensgebietes

adäquate Methode und deren Consequenzen, stümperhaft in ihren Begriffsbestimmungen, die nicht selten blosse Tautologien oder petitiones principii. schwankend in der Terminologie, so dass Controversen zum Theil lediglich auf Wortstreit hinauslaufen, sie verfalle insbesondere in den Fehler, Theorien, welche eher einen Theil der Erscheinungen oder eine Seite derselben erfassen, als die Fülle der Erscheinungen der Wirklichkeit umfassen, als erschöpfend anzusehen und überdies jene Thesen als ökonomische Gesetze zu proclamiren, denen sich das Leben in der Einzel- und Gemeinwirthschaft unterordnen müsse. So unentrinnbar ist aber die Logik der Verhältnisse, dass der Antagonismus gegen die rationalistische Richtung Sax zu bedeutsamer Annäherung an den Historismus hindrängt. In dieser Hinsicht ist vornehmlich der socialwissenschaftliche Standpunkt bemerkenswerth; Sax erblickt in demselben den festen Boden für einen zu schaffenden ökonomistischen Neubau, dessen Fundamente jetzt mit einem grossen Gesammtgebiete des menschlichen Wissens fest verwachsen wären. (Sax, W. u. A. 4.) Von dieser Anschauung ausgehend, sieht er denn auch (Wesen und Aufgaben p. 8) in der Wirthschaft ein grossartiges, höchst complicirtes Socialphänomen, richtiger einen Complex von Socialphänomenen eigener Art. Wenn nun die Wirthschaft ein Complex von Socialphänomenen ist, so fragt es sich, wie damit in Einklang zu bringen wäre, dass Sax der exacten Methode die Aufgabe vindicirt, zur Erkenntnis aller Seiten eines wirthschaftlichen Phänomens zu führen. (Wesen und Aufaben p. 3.) Dass Sax die Frage hinsichtlich des Unterschiedes zwischen Technik und Oekonomik in Erwägung zieht, ist ganz verdienstlich, aber die Lösung entbehrt der Schärfe: er hätte sagen können, die Oekonomik handle vom Nützlichen, die Technik von Nützlichem. Frage der Technik ist es, welche Mittel zu einem Zwecke zu ergreifen wären, wenn der Zweck bestimmt ist. Aber es lässt sich nicht ausmachen, wie man Mittel im Allgemeinen mit Zwecken im Allgemeinen in Verbindung setzen mag, weil dergleichen nur im Besondern Sinn und Geltung haben kann. Wir dürfen uns bei diesem Gegenstande hier nicht länger aufhalten, weil wir ja hier nicht Lösungen geben, sondern Fragen aufwerfen wollen; wir können nur darauf hinweisen, dass Saxens Ausführungen gewiss entsprechender ausgefallen wären, wenn er sich über den Unterschied zwischen dem Sein und dem Sollen klar geworden wäre. Es ist verwunderlich, dass Sax, einen so scharfsinnigen, geradezu genialen Mann, eine derartige Frage zu vorgeblichen Lösungen veranlasste, welche mit dem Gegenstande des Problems selbst nur wenig zu thun haben. Wir werden diesen Unterschied übrigens an geeigneter Stelle ausführlich erörtern. Hier sei

nur vorläufig darauf hingewiesen, dass das Sein ein Verhältniss des Objectes zur Erkenntniss bezeichne, das Sollen dagegen das aus diesem Verhältnisse gefolgerte Verhältnis des Willens zum Objecte. Das Sein betrifft somit die Thatsachen, das Sollen ist Sache der That; das Sein bedeutet die vorhandene Einwirkung der Dinge auf den Menschen, das Sollen die gebotene Einwirkung der Menschen auf die Dinge. Speciell in der Oekonomik ist in dieser Beziehung eine tiefere Einsicht von Wichtigkeit, weil der in Rede stehende Unterschied zu dem zwischen den unwandelbaren, unveränderlichen, weil in der Natur der Gesellschaft liegenden Vorgängen und den in unserer Willkür stehenden, abzuändernden Massnahmen hinführt.

Den Kern der Saxschen Ausführungen bilden seine Anschauungen über die „psychischen Grundkräfte", welche das Wirthschaftsleben gestalten; für ihn bildet nicht eine einzige psychische Kraft den Ausgangspunkt der Theorie: es sind verschiedene Kräfte, welche in ihren Rahmen eingehen: sie alle üben Einfluss auf das wirthschaftliche Leben. Sax classificirt die Bestrebungen der menschlichen Seele, er unterscheidet einerseits den Individualismus, andererseits den Collectivismus, in jedem derselben bethätigen sich Egoismus, Mutualismus und Altruismus. Das empirische Studium ist ihm eine Probe auf die Richtigkeit der speculativen Resultate, ein Punkt, durch den er sich von Menger erheblich unterscheidet. Allein hier ist noch Manches zu erwägen. Wenn Sax die Motive, aus welchen wirthschaftliche Handlungen entstehen können, eintheilt, so hat er sich damit auf den lediglich descriptiven Standpunkt gestellt, welchen er perhorrescirt; damit, dass man Verschiedenes eintheilt, bekundet man schliesslich doch nur, dass man es in der That als verschieden erkannt hat; damit aber, dass ich die eine Erscheinung dahin, die andere dorthin einreihe, habe ich sie noch nicht erklärt; wissenschaftlich sein heisst aber erklären und nicht eintheilen; man kann auch Unbekanntes eintheilen; aber nur dadurch, dass man etwas erklärt, wird es erst zu einem Bekannten. Ob die Eintheilung richtig ist oder nicht, das ist von sehr untergeordneter wissenschaftlicher Bedeutung. Wenn der in Rede stehenden Eintheilung Verdienst zuzusprechen ist, so ist dies darin begründet, dass sich in ihr das Grundproblem in voller Schärfe erhebt. Dass dabei von einer Lösung nicht die Rede sein kann, brauchen wir nicht zu erwähnen. Das Problem geht nämlich dahin, zu erkunden, woher es kommt, dass sich eine solche Mehrheit bilden konnte und weiters, aus welcher gemeinsamen Quelle das Verschiedene fliesse. Denn dass eine Verschiedenheit nicht von Anbeginn vorhanden gewesen sein kann, liegt auf der Hand; das Leben ist ja eine einheitliche, eine

einfache Erscheinung, welche eben wegen dieser Einheitlichkeit, dieser Einfachheit jeder weiteren Analyse zu trotzen vermag. Wenn Sax darlegt, dass uns zwei Seelen in der Brust wohnen, so muss er uns auch erklären, in welcher Art diese mit der Einheit unseres Bewusstseins in Einklang zu bringen wären.

Sax nimmt Egoismus und Altruismus als gleichberechtigte Elemente in seine Theorie auf, um durch diesen Dualismus ineinandergreifender und sich ergänzender Gegensätze sich von den Einseitigkeiten sowohl der herzlos genannten egoistischen Manchesterdoctrin als auch der neuen ethisirenden Richtung der Oekonomik fernzuhalten und so beiden Standpunkten gerecht zu werden. Ja, wenn er beide, Egoismus und Altruismus auf ein gemeinsames Princip zurückgeführt hätte, so wäre ihm dies gelungen. Dies vermochte er aber nicht. Unter solchen Umständen fragt es sich, ob es nicht richtiger gewesen wäre, wenn Sax sich an den Satz, den er selbst (p. 53 seines Werkes) ausspricht, gehalten hätte. „Die ethische Qualification des ökonomischen Handelns," so meint der Gelehrte, „ist für unsere Wissenschaft indifferent." Ob er hierin Recht hat, wollen wir an dieser Stelle nicht untersuchen; es würde uns zu weit führen; aber wenn dem so ist, dann fragt es sich, ob in der Aufstellung des Egoismus oder des Altruismus oder beider als Principien des wirthschaftlichen Handelns nicht eben eine ethische Qualification vorliege. Es fragt sich ferner, ob Sax nicht zu eben denselben theoretischen Zielen hätte gelangen können, wenn er, statt beide Principien aufzunehmen, beide von der Schwelle seines Gedankenbaues zurückgewiesen hätte. Es fragt sich, ob er durch diese Hypostasen nicht die selbstumschriebenen Grenzen seiner Wissenschaft, die sich mit der causalen Verknüpfung von socialen Erscheinungen zu beschäftigen hat, überschreitet, indem er die sinnfällige Handlung und ihre sinnfälligen Wirkungen auf ein nicht sinnfälliges Motiv zurückführt. Es fragt sich, ob hier nicht ein metaökonomisches Gebiet vorliegt, das die eigentliche Domäne der Ethik wäre. Eine Oekonomik, welche sich gemäss der unzweifelhaft richtigen Idee des Sax auf dem ehernen Fundamente der Werthung monistisch aufbaut, wäre vielleicht imstande, der Frage nach den innerlichen, rein psychologischen und nicht nur zweifältigen, sondern mannigfaltigen Ursachen dieses Grundphänomens, nach den Ursachen der Bewerthung füglich zu entrathen, nachdem der Effect, der einzig und allein in den Gesichtskreis des Oekonomisten fällt, doch immer derselbe bleibt.

Die Anschauungen des Prager Gelehrten führen übrigens auch noch zu weiteren Schwierigkeiten. Das reale Collectivum, die Gruppe, die Zusammenfassungen der Individuen zu Gesammtheiten, die sich im

Wirthschaftsleben als solche bethätigen, verwenden die Individuen als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke. Nun sagt aber Kant, derjenige, der einen Menschen nicht als Zweck, sondern als Mittel betrachte, handle unsittlich. Sind beide Sätze, der des Sax und der Kants wahr, so gelangen wir zu dem Schlusse, dass die realen Collectiva, welche selbstverständlich die Träger der Socialethik sind, selbst unsittlich genannt werden können.

Sax empfiehlt dem autonomistischen Grundsatze entgegen, eine neue Heteronomie, die Abhängigkeit von der Psychologie. Dadurch wendet er sich gegen die Conception des Wirthschaftsmenschen, an welcher die exact-realistische Schule in Menger noch festhält, dadurch bahnt er eine complicirtere, aber der Realität sich inniger anschliessende Vorstellung des Wirthschafters an; dadurch macht er aber andererseits auch die Oekonomik zu einer Dependenz der Psychologie, was um so weniger zu billigen ist, als er diesen Standpunkt nicht mit Consequenz durchführt. In der That schwärmt Sax noch von einer anderen Heteronomie, der sociologischen. Artom wendet sich gegen die psychologische Richtung, welche insbesondere von Sax vertreten wird; wohl könne man Sax nicht Unrecht geben, wenn er neben den Egoismus noch andere Impulse setzt, welche thatsächlich in der menschlichen Seele ausgelöst werden; muss sich aber, fragt Artom; die Oekonomik mit solcher Tendenz befassen? Die Oekonomik würde sich in diesem Falle zu einer ökonomistischen Sociologie erheben und dürfte ihre Gesetze nicht aussprechen, ehe die Psychologie die Grundtendenz der menschlichen Seele enträthselt hätte. Artom wünscht eine engere Grenzbestimmung, damit die Oekonomik in der Lage sei, in bescheidenerem Umfange eine wissenschaftliche Autonomie zu üben. Er huldigt der Auffassung, dass es behufs der Auffindung allgemeiner Gesetze nicht nothwendig sei, von den unmittelbaren Zwecken abzusehen und die psychologischen Tendenzen der Individuen ins Auge zu fassen; nur der nächste Beweggrund, welcher als solcher die grösste Allgemeinheit für sich in Anspruch nehmen kann, gestatte es, solche zu wissenschaftlichen Grundsätzen zu erheben; sicherer seien unsere Prämissen, wenn sie nur das Nächste berücksichtigen, statt auf entrücktere und unbestimmtere Beweggründe einzugehen.

Auch Dietzel können wir nicht durchwegs beistimmen. Auch er ist der Anschauung, dass unter dem Namen Volkswirthschaft nur die vom Volke als Ganzen ausgehende wirthschaftliche Bethätigung betrachtet werden könne, dass dagegen die durch die selbstständige Bewegung und Berührung der einzelnen Wirthschaften entstehenden Erscheinungen als Socialökonomie aufzufassen wären. Auch Dietzel

bekennt sich also zur These, dass die Oekonomik nothwendig Volkswirthschaft oder Socialökonomie sein müsse, dass sie aber jedenfalls von den Massen nicht zu trennen sei. Das ist ein Gesichtspunkt, dem sich für den praktischen Theil der Oekonomik wenigstens Berechtigung nicht absprechen lässt, der aber auf dem Boden der theoretischen Oekonomik durch nichts begründet ist. Wie wenig dies der Fall ist, geht schon aus seiner Auffassung der Oekonomik überhaupt hervor. Seiner Anschauung nach handelt es sich in der Oekonomik um Auffindung von allgemeinen Gesetzen der menschlichen Bethätigung. Man hat nun zwischen folgender Alternative zu wählen. Entweder ist die Oekonomik als lediglich sociale aufzufassen, dann ist die Aufgabe der Oekonomik von Dietzel unzureichend definirt, denn dann handelt es sich in ihr nicht um Auffindung von allgemeinen Gesetzen der menschlichen Bethätigung, sondern insbesondere um Auffindung von Gesetzen der socialen menschlichen Bethätigung. Oder es handelt sich in der Oekonomik um Auffindung der allgemeinen Gesetze menschlicher Bethätigung, dann ist die Auffassung der Oekonomik als einer wesentlich socialen Wissenschaft zu eng.

Dietzels Ausführungen verdienen übrigens volle Beachtung. Er bringt ein bisher wenig beachtetes Moment in Discussion, indem er seine Aufmerksamkeit vornehmlich der wirthschaftlichen Causalität zuwendet. Im wirthschaftlichen Getriebe, so sagt er, sei die Willensentscheidung des Menschen massgebend; wir könnten daher erst dann den wirthschaftlichen Causalnexus vollkommen erfassen, wenn uns die Willensrichtung jedes einzelnen Menschen bekannt wäre. Erst wenn uns die Richtung gegeben, in welcher jedes Motiv auf jedes einzelne Willenscentrum wirkt, können wir das sociale Factum vorherbestimmen, das auf Grund dieser Causalität entstehen wird. In der wirthschaftlichen Welt sei es möglich, die mittlere Richtung anzugeben, welche die einzelnen Bestrebungen einhalten; dies sei das Verlangen nach Bedürfnisbefriedigung; es bestimme den Menschen, den grössten Nutzeffect gegen die geringste Verwendung materieller Mittel und persönlicher Kraftentfaltung anzustreben. Dies sei denn auch das eigentliche ökonomische Princip. Die Theorie sei demgemäss nicht auf die psychische Grundtendenz aufzubauen, sondern auf die Grundtendenz des Menschen, sich mit Hilfe der äusseren Dinge zu erhalten; dadurch sei die Theorie auf die versteckten Grundkräfte des Wirthschaftslebens hingewiesen, dadurch seien Induction und Deduction miteinander verschmolzen. Diese Methode sei die abstracte zu nennen. Wir sehen hier an Dietzel, wie es manchesmal einem feinsinnigen Geiste gelingt, einen Schatz zu wittern, ohne ihn heben zu können. Dass Dietzel auf die

Frage der wirthschaftlichen Causalität Gewicht legt, ist höchst verdienstlich, aber die Resultate, zu welchen seine Untersuchung führt, befriedigen um so weniger, als sie gerade dorthin führen, von wo ausgegangen wurde, auf die Annahme eines Menschen nämlich, der nur einigen Menschen gleicht, aber mit einer beliebig grossen Zahl multiplicirt, das Abbild der thatsächlichen Gesellschaft geben soll.

Eine kritische Betrachtung der exact-realistischen Schule wäre unvollständig, wollten wir nicht auch ihrer Wirksamkeit gedenken. Die Frage freilich, in welcher Art die Enunciationen der exact-realistischen Richtung aufgenommen worden sind, genauer zu erörtern, müssen wir dem Historiker der Methodologie überlassen. Die Polemik, welche sich entspann, förderte keinen neuen für uns werthvollen Standpunkt zutage. Das Ergebnis derselben war aber, dass die Anhänger der exact-realistischen Richtung insbesondere in Italien, Amerika, Frankreich und England zu einer stattlichen Schaar angewachsen sind. Dies schwächte den Widerstand des Historismus. Wenn man die ersten Bände der drei Auflagen, welche das Schönbergsche Handbuch bis zu dem Augenblicke, da wir diese Zeilen schreiben, erlebt hat, aufmerksamer vergleicht, so gewahrt man an der Standarte des Historismus selbst deutlich den Wandel der Anschauungen. Von Auflage zu Auflage steigt die Beachtung, welche die deutsche Schule der österreichischen angedeihen lässt. Kennzeichnend für die augenblickliche Situation ist der Umstand, dass bei vielen Autoren ein eigenartiges Schwanken zu bemerken ist; das Streben, die Berechtigung der exact-realistischen Richtung anzuerkennen, stellt sich der Nothwendigkeit, mit der noch immer mächtigen historischen Schule nicht zu brechen, gegenüber; so kommt in mannigfache Publicationen der Gegenwart ein diplomatisch vermittelnder, zweideutiger, schielender Zug, der sogar an Wortführern des Historismus zu beobachten ist. Der Gedanke, zwischen der historischen und der exact-realistischen Richtung zu vermitteln, ist aber ein durchwegs falscher, der nur auf der Basis unzureichender Einsicht in die Entwicklung des methodologischen Denkens möglich ist. Die exact-realistische Richtung ist ja selbst eine vermittelnde; sie hat darin ihre Daseinsberechtigung; zwischen der vermittelnden Richtung und derjenigen, zwischen welchen sie vermitteln will, auch noch zu vermitteln, hat daher gar keinen klaren Sinn, keinen fasslichen Zweck. Denn Jedem, der auch nur einigermassen das Wesen der methodologischen Entwicklung aufgefasst hat, muss es klar sein, dass die weitere Entfaltung des Problemes unmöglich in einer Linie liegen könne, welche sich zwischen der historischen und exact-realistischen Richtung erstrecken würde. Dann wäre die exact-realistische Richtung, welche

wir als eine entwicklungsgeschichtlich nothwendige erkannt haben, als nicht nothwendig vorausgesetzt. Und wäre eine solche Entwicklung auch möglich, so ist sie gewiss nicht auf dem Wege des blossen Compromisses zu erreichen. Es ist demnach nur von symptomatischer Bedeutung, dass mehrere jüngere Schriftsteller eine solche versuchen. Unter denselben wollen wir zwei als besonders kennzeichnende Gestalten hervorheben: Keynes und Berghoff-Ising. Keynes sagt (Scope and Meth. p. 305): „It has been laid down in the preceding chapter that so far as any satisfactory theory of economic development can be formulated, its foundation must be sought principally in a direct appeal to history. Assistance may be derived from a comparison of European, oriental and savage states of society at the present time, but the main ressource must be a comparison of successive states of society in the past.“ Derselbe Autor lehrt weiters (l. c. p. 307): „There is involved in the ultrahistorical view an exaggerated idea of the sufficiency of the part that historical material can ever play in the building up of the science, and of the extent to which without the aid of explicit theory the historian can assign to phenomena their causal connexions . . . economic history itself needs to be interpreted by theory.“ Wir sehen in den angedeuteten Stellen, dass das Compromiss als Surrogat für die Synthese angestrebt wird, aber, da es die Aufgabe der Synthese nicht zu erfüllen vermag, wird auch das Surrogat durch ein Surrogat ersetzt, durch die Oscillation.

Dasselbe Schauspiel tritt uns in Berghoff-Ising entgegen. Dieser Autor kann wohl nicht als eine Autorität auf seinem Gebiete angezogen werden, aber er ist insbesondere charakteristisch für den Grad und die Art des Verständnisses, das im Lager des Historismus für die Bestrebungen der exact-realistischen Richtung aufzudämmern beginnt. Wir wählen ihn unter anderen hervorragenderen heraus, weil er unserer Meinung nach den Eindruck, den die exact-realistische Richtung hervorgerufen, am besten widerspiegelt. Seine Schrift trägt den Titel „Ueber die historisch-ethische Richtung in der Nationalökonomie.“ (1889.) Berghoff-Ising personificirt eine andere Art des Compromisses, zu welchem sich die historische Schule nunmehr geneigt fühlt. Er kommt der exact-realistischen Richtung auf halbem Wege entgegen. Er sucht dieselbe als Resultat der historisch-ethischen Richtung hinzustellen, wodurch sie einerseits freundlich aufgenommen erscheint, zugleich aber auch ihr Verdienst für die historische Richtung in Anspruch genommen wird. Berghoff-Ising bekundet vor den Leistungen der exact-realistischen Richtung schon dadurch hohe Achtung, dass er, wo nur immer mög-

lich, zwischen den klaffenden Gegensätzen jene kluge Mitte einzuhalten bestrebt ist, wo er nach beiden Seiten hin möglichst nahe und möglichst weit steht. Die classische Oekonomik hätte, wie Berghoff-Ising sagt, das Individuum von seiner Herkunft, seinem Volke, seiner Culturstufe losgelöst; sie habe nicht nach dem Berufe, nicht nach der Klasse, welcher der ihr vorschwebende Mensch angehören mochte, gefragt; ihr gegenüber habe sich die socialistische erhoben; diese hätte mit erregter Leidenschaftlichkeit darauf hingewiesen, dass die classische Oekonomik die Selbstsucht zum Ausgangspunkt ihrer Erwägungen genommen habe; sie stellte die classische Richtung als eine geradezu unsittliche hin. Die historische Schule erhöbe sich auf den Schultern dieser Vorläufer; bei ihr trete Volk, Staat und Gesellschaft in den Vordergrund; ihr sei der Einzelne nur ein Glied im Ganzen der sich allmälig erweiternden Körperschaften, sie erblicke in den wirthschaftlichen Handlungen nicht sittlich gleichgiltige Thatsachen. Ihre Aufgabe sei somit eine social-ethische. Gegenüber dem Individualismus, welcher der Kraft, Geschicklichkeit und Rührigkeit des Einzelnen Erfolge verheisse, stelle sich die historische Schule auf die Seite des im Wettbewerbe Unterdrückten und fordere, dass der Schwache vom Staate gegen den Starken wirthschaftlich geschützt werde, fordere, die rechtliche und wirthschaftliche Ordnung sei so bestellt, dass jeder mit durchschnittlichen Kräften Begabte durch den Gebrauch derselben zu einer menschenwürdigen Existenz gelangen könne, dass jede Klasse der Bevölkerung an dem Fortschritte der Cultur in dem Masse ihrer Mitwirkung theilzunehmen vermöge. Berghoff-Ising legt dar, dass die methodologischen Untersuchungen sich erst entwickeln konnten, nachdem die Principien des Individualismus durch das Walten des Historismus durchbrochen waren. Die Consequenz des Historismus sei denn auch nicht etwa Unterdrückung der Theorie durch eine specielle oder praktische Oekonomik, sondern vielmehr Verbreitung und Vertiefung dieses grundlegenden Theiles der Wirthschaftswissenschaft. Mit der durch die geschichtliche Forschung und die schärfere psychologische Beobachtung und feinere Zergliederung der in der Gegenwart uns umgebenden wirthschaftlichen Vorgänge erweiterten und vertieften Einsicht sei die Einseitigkeit des früheren Historismus zutage getreten, welcher nur beobachten, aber nicht auch das Beobachtete überdenken wollte. Es handle sich nun darum, zwischen Schmoller und Menger die Mitte zu finden. Schmoller sei im Unrechte, sofern sich die Wissenschaft nicht so, wie er sie wünsche, ganz unter den Bann der Wirthschaftsgeschichte bringen lasse; eine rein descriptive, specielle Oekonomik könne aber die Ergebnisse der Theorie nicht verwerthen. Andererseits müsse die Oekonomik auf-

hören, ein Gebäude von Lehrsätzen zu sein, aus denen die Entscheidung aller praktischen Fragen sich glatt deduciren lasse; es müsse auf das historische Element, auf örtliche und zeitliche Wandlungen in der Natur der wirthschaftlichen Probleme Rücksicht genommen werden. Bezüglich des Streites zwischen der inductiven und deductiven Richtung hält Berghoff-Ising dafür, dass sie beide relativ berechtigt wären. Die Aufgabe der Oekonomik könne nicht ohne die Mithilfe der Speculation gelöst werden. Es sei demnach ganz falsch, zu wähnen, die letztere sei durch die historische Schule gänzlich ausser Curs gerathen. Im Gegentheil; die Einsicht in die wirkliche Natur der concreten Verhältnisse könne eine zuverlässige Controle für die speculative Schule abgeben.

Hält man Berghoff-Ising beim Worte, so wird es klar, warum die historische Schule immermehr in das Dunkel der Vergangenheit zurücktritt. Der Individualismus proclamirte in seiner äussersten Consequenz die Herrschaft des rücksichtslosen Genies; der social-ethische Historismus dagegen die beschwerlichere der rücksichtslosen Mittelmässigkeit, die Mediokratie. Dies aber mag wohl die grausamste Herrschaft sein; sie drückt nach oben gegen alle fortschrittliche Macht des Geistes, nach unten gegen die noch Aermeren, noch Schwächeren. Gerade nach Berghoff-Isings Darlegungen vermag man die Bilanz der historischen Schule mit Leichtigkeit zu ziehen. Hinsichtlich der Theorie verhiess der Historismus, warten zu wollen, bis ein König erscheine, der imstande wäre, die Bausteine, welche er als Kärrner herbeigefahren hatte, zu einem stolzen Baue zu verarbeiten. Hinsichtlich der Praxis vermochte er nicht zu helfen, denn wenn er auch die Stärkeren zu Gunsten der Mittelmässigen an die Wand zu drücken suchte, die Mediokratie ist auch eine Bedrückung und dem Enterbtesten gilt es gleich, ob er vor einem Palast oder vor einer grossen Anzahl kleinbürgerlicher Wohnhäuser verhungere.

Wir begrüssen in Berghoff-Ising einen jener Flügelmänner der historischen Schule, der sich der speculativen Richtung zu nähern strebt. Kennzeichnend für die Behutsamkeit, mit welcher in dieser Hinsicht vorgegangen wird, ist der Umstand, dass Berghoff-Ising seine Anerkennung der exact-realistischen Richtung in Anmerkungen verbirgt. In einer Anmerkung gedenkt er des grossartigen Fortschrittes, den die moderne Theorie gegenüber den Ueberlieferungen der Classiker in der Werthlehre errungen, „Resultate, welche die Erklärung der schwierigsten Probleme der Theorie, auch die Finanzwissenschaft auf einen völlig neuen Boden stellen.“ In einer Anmerkung auch meint er, Menger dürfte Recht haben, wenn er lehrt, dass es mit einer noch

so gründlichen Kenntnis der Vergangenheit der Völker allein nicht gethan sei.

Wir haben mit unseren kritischen Erörterungen über die exact-realistische Richtung nicht eine Erschütterung, sondern eine Festigung derselben im Auge; wir haben ihre ungelösten Probleme hervorgehoben, wir haben die Fragen ausgesprochen, zu welchen sie veranlasst, ohne vorläufig eine Antwort auf dieselben zu suchen. Es erübrigt uns nun aus der Scepsis hinaus in die Sphäre positiver Ueberzeugungen zu dringen. Zu diesem Zwecke sei es uns gestattet zunächst noch die Ergebnisse unserer kritischen Betrachtung zu formuliren. Die methodologische Entwicklungsreihe, die wir bisher überblicken können, ist noch kurz. Sie besteht ja im Grunde nur aus drei wesentlichen Gliedern. Es wird der Zukunft vorbehalten sein, eine grössere Reihe von einzelnen Phasen zum Gegenstande ihrer Untersuchungen zu machen und vielleicht das Entwicklungsgesetz des methodologischen Denkens auszusprechen. An so Kühnes dürfen wir nicht denken. Uns muss es genügen, wenn wir hinsichtlich des Dringendsten zu leidlicher Klarheit gelangen.

In der Gegenwart steht die methodologische Frage folgendermassen. Das moderne ökonomistische Bewusstsein vermag sich mit dem überwundenen Standpunkte der rationalistischen Schule nicht mehr zu begnügen, weil die theoretischen Grundlagen dieser Schule aus Zeiten stammen, da die Nothwendigkeit des erfahrungsmässigen Denkens noch nicht wie in den unseren berücksichtigt wurde; weil die Gegenwart sich gewöhnt hat, die Thatsache der Entwicklung vollauf zu würdigen; weil insbesondere das nunmehr stark ausgebildete Nationalgefühl sich gegen den Kosmopolitismus der rationalistischen Schule auflehnt. Die bedeutsamen Begriffe der Entwicklung, der erfahrungsmässigen Behandlung, der Nationalität leiten demgemäss aus der rationalistischen zur empiristischen Auffassung hinüber. Aber auch auf dem Standpunkte dieser Schule kann das moderne Bewusstsein nicht stehen bleiben. Denn die erfahrungsmässige Behandlung der Entwicklung einer Nation führt unwiderstehlich auf das Gebiet der Geschichte, auf die Auffassung der historischen Schule. So nothwendig diese aber auch im Werdegange der Theorien zutage treten musste, so nothwendig ist es auch, dass das Denken bei ihr nicht Rast zu finden vermag. Denn die erfahrungsmässige Behandlung der nationalen Entwicklung ist zwar Geschichte, aber sie ist nicht Theorie. Das moderne wirthschaftliche Bewusstsein bedarf aber der Theorie schon wegen des ihm eigenen, überaus praktischen Sinnes. Eben wegen dieses praktischen Sinnes muss es sich sagen, dass es ihm mit

der Erkenntnis der Vergangenheit bezüglich der Beurtheilung der Zukunft nicht gedient sei; gerade der Entwicklungsbegriff legt ihm nahe, dass die Erkenntniss der Zukunft nur durch die der Gegenwart gewonnen werden könne, dass es somit nur durch eine Theorie zu seinem Ziele, zur möglichst allseitigen Beherrschung der wirthschaftlichen Erscheinung zu praktischen Zwecken, gelangen könne. So entsteht denn die Forderung einer Theorie. Und damit sind wir bei der exact-realistischen Schule angelangt. Ihr kommt, wie aus unserer evolutionistischen Darstellung des methodologischen Denkens hervorgeht, wohl nicht das Verdienst zu, das theoretische Postulat zuerst zu erheben, wohl aber das, es gegenüber der Verdunklung seitens der historischen Schule zuerst wieder zur Geltung gebracht zu haben. Es fragt sich nun, auf welchem Wege das Postulat einer Theorie gemäss den modernen Anschauungen von einer solchen zu erfüllen wäre. Die von der rationalistischen Schule befolgte Methode vermag uns, wie aus der Entwicklung des methodologischen Denkens zur Evidenz hervorleuchtet, nicht mehr zu leiten. Das wirthschaftliche Bewusstsein der Gegenwart musste sich seiner ganzen Artung, seiner Wesenheit nach der rationalistischen Richtung feindlich gegenüberstellen. Empiristisch, positiv, praktisch durch und durch, konnte es in jenem universalistischen und lediglich ratiocinativen Theoretisiren keine innere Befriedigung erlangen, weil die rationalistische Theorie für die Praxis nicht zu taugen vermochte, weil sie diese sogar ausschloss, weil sie darum auch zu unpraktisch und somit auch zu untheoretisch war. Durch diese Ueberzeugungen wurde das wirthschaftliche Bewusstsein unfehlbar in das Gebiet der evolutionistischen Schule gedrängt. Und nun trat eine grosse Schwierigkeit ein. Das methodologische Denken vermag sich, da es contradictorische Gegensätze vor sich sieht, zunächst nicht auf der Linie der Wahrheit zu bewegen, es folgt der des geringsten Widerstandes; es tritt in einen conträren Gegensatz zur evolutionistischen Schule. Das ist die schwierigste Stellung, welche eine Schule einnehmen kann, sie führt zur Uebertreibung: die historische Schule wird zu einer Nebenschule. Die Misserfolge dieser Schule mögen eine nachfolgende, welche als die dritte Hauptschule einzugreifen hätte, auf den richtigen Weg leiten. Sie muss zu den beiden andern contradictorisch gegenüberstehenden Schulen Stellung nehmen. Sie muss in gewissem Sinne beiden widersprechen, beiden Recht geben. Sofern das Nichtvorhandensein eines Problems die Negation desselben bedeutet, hat sich die exact-realistische Schule dadurch auf den Boden der classischen Schule zu stellen, dass sie die Methodologie, welche ihr vorliegt, die evolutionistische Methodologie nämlich, verneint, da-

gegen stellt sie sich auf den Boden der evolutionistischen Schule, sofern sie die Nothwendigkeit eines methodologischen Problems bejaht; dass man einen Weg zur wirthschaftlichen Erkenntniss suchen müsse, wird daher von ihr zugegeben. Dies Suchen nach einem Weg zur wirthschaftlichen Erkenntnis muss aber, soll es überhaupt zum Ziele führen, durch eine Untersuchung der wirthschaftlichen Erkenntniswege überhaupt vermittelt werden.

Der Weg der Mitte, welcher zwischen den Contrasten hindurch zum Ziele zu führen verheisst, ist, wie wir betont haben, derjenige, der den Extremen zugleich möglichst nahe und möglichst ferne ist: dies ist der Weg des Compromisses: über ihm und über den Contrasten läuft der Weg der Synthese: auf ihm allein kann man hoffen den mannigfaltigen Denkfehlern, welche die Methodologie der Vergangenheit verschuldet hat, zu entgehen. Welches sind die wesentlichsten dieser Fehler? Zuerst wurde die Theorie der Wissenschaft vorwiegend deductiv behandelt. Dann wurde die Wissenschaft als praktische aufgefasst: es wurde somit vorwiegend der praktische Theil der Wissenschaft gepflegt: dieser Theil der Wissenschaft wurde vorwiegend inductiv behandelt. So kam es, dass zuerst der ersteren, der rationalistischen Richtung keine praktischen Erfolge blühten, dann der zweiten, der empirischen Richtung keine theoretischen: von ihrem theoretischen Boden aus gelangt die rationalistische Richtung nicht zu einer Anwendung ihrer Grundsätze, die empiristische Richtung vom Boden der Praxis aus nicht zur Theorie. Das ist selbstverständlich. Sie haben eben Beide je einen Theil der Oekonomik behandelt und für jeden Theil gerade diejenige Methode angewandt, welche nicht für ihn, wohl aber für sie angemessen war.

Als die ptolemäische Astronomie zu einem immer verwickelteren Complexe von epicyclischen Bahnen geworden, weil von der Voraussetzung, dass die Erde stehe, die Sonne aber sich bewege, ausgegangen wurde, drängte sich der Gedanke auf, die Sache umzukehren und zu versuchen, ob es nicht möglich wäre, zu einer befriedigenden Erklärung der Sternbewegungen durch die Annahme zu gelangen, dass die Erde sich bewege, die Sonne aber stehe. Als die Philosophie sich immer tiefer in ihre Gedankenzüge verstrickte, weil sie von dem Gedanken ausging, dass sie die Aussenwelt so nehmen müsse, wie sie ihr gegeben wäre, trat der Gedanke zutage, dass auf das Subject zurückzugehen und in ihm die Quelle aller Schwierigkeiten aufzusuchen sei. Wir sehen an diesen beiden Beispielen, dass überhaupt in der Entwicklung der Erkenntnis eine Anschauung bis zu ihrem Extrem durchgeführt, in ihr Gegentheil umschlägt, wir haben Aehnliches auch in der Ent-

wicklung des methodologischen Denkens beobachten können. Der Gedanke, die deductive Methode auch in der Theorie anzuwenden, ist von der rationalistischen, der Gedanke, die inductive Methode in der praktischen Methode anzuwenden, von der empirischen Schule durchgeführt worden. Wir werden weiterhin im Streben, einen Umschlag herbeizuführen, untersuchen, ob es nicht begründet wäre, umgekehrt vorzugehen und die inductive Methode für die Theorie, die deductive Methode für die Praxis anzuwenden.

Die Grundsätze, die uns bei dieser Untersuchung leiten werden, erfordern eine nähere Beleuchtung. Durch die empiristische Doctrin hat sich in der Oekonomik eine Wendung vollzogen, welche eine bedeutsame Analogie in der Geschichte der Philosophie findet. Es ist der alte Gegensatz zwischen der individualistischen und der collectivistischen Auffassung, welcher sich hier bethätigt. Auf dem Gebiete der Weltweisheit trat dieser Gegensatz in dem Kampfe zwischen dem Nominalismus und dem Realismus zutage. Allein, während die Parteien, welche einander damals befehdeten, auch noch heute mit einander ringen, haben sie merkwürdigerweise ihre Namen gewechselt. Dieselbe Anschauung, welche damals Nominalismus genannt wurde, liegt dem modernen Realismus zugrunde. Damals standen einander Duns Scotus und Thomas von Aquino gegenüber. Scotus wies auf die Bedeutung der Individualität hin; Thomas von Aquino, dem Repräsentanten der kirchlichen Speculation, ist das Universelle das allein Wirkliche; das Individuelle besteht für ihn nur in der Begrenzung der Materie; Scotus dagegen und mit ihm Occam hält das Individuelle für das allein Wirkliche, das allein Vollkommene. So lange die Philosophie existirte, lagen Erfahrung und Denken miteinander in Fehde. Man empfand wohl, dass sie Elemente seien, die einander in ihrer Gegensätzlichkeit zusammen wirkend ergänzen. Dennoch schwankte das philosophische Denken seit Plato, dem Rationalisten, und Aristoteles, dem Empiristen, zwischen den entgegengesetzten Polen hin und her. Allein, wenn Erfahrung und Denken Pole sind, sind sie dann nicht gegensätzliche Aeusserungen einer Kraft?

Alle Erkenntnis ist aus einem Materiale aufgebaut, das dem Denken durch die unmittelbare Wahrnehmung zugeführt worden ist; demgemäss gewähren nur jene Einsichten volle Sicherheit, die auf die Erfahrung reducirbar sind; eben wegen der Gegensätzlichkeit der beiden Elemente, aus der die Erkenntnis sich entwickelt, ringen zwei Kriterien der Wahrheit miteinander. Beide gehen nach dem Satze des Widerspruches vor; das eine Kriterion, das rationalistische, anerkennt nur das, was der logischen Nothwendigkeit entspricht und hält jedes Ge-

dankengebäude für falsch; das innere Widersprüche darbietet; das andere, das empiristische Kriterion, anerkennt nur das, was der Erfahrung entspricht und hält dasjenige für falsch, was der Erfahrung widerspricht; der Widerspruch zwischen den beiden Kriterien ist es demgemäss, welcher zunächst zu beseitigen ist, damit man zu einer einheitlichen Wahrheit gelangen könne, was um so nothwendiger ist, als eine zweifache Wahrheit eben gar keine ist. Eine Auflösung des Widerspruchs zwischen den beiden Kriterien der Wahrheit lässt sich nur durch einen rationellen Empirismus anbahnen, dessen oberster Satz der des Widerspruches ist; dieser Satz lässt weder etwas zu, was der Logik, noch auch etwas, was der Erfahrung widerspricht. Für diesen rationellen Empirismus spricht der Umstand, dass sich, wie wir darlegen werden, die Begriffe mit Nothwendigkeit aus der Erfahrung bilden, zwischen den Begriffen hinwieder nothwendige Zusammenhänge entstehen. Bei tieferer Betrachtung wird sich zeigen, dass Erfahrung und Denken einander nicht feindlich gegenüberstehen, sondern einander vielmehr ergänzen; dies ist dadurch zu erklären, dass sie beide wesensgleich sind. Schon die Erfahrung ist ein Denken, wenn auch ein solches rudimentärer Art, das Denken andererseits ist nichts Unwirkliches, es ist selbst real und geht auf das Reale als seine Bedingung zurück, es ist nur eine sublimirte Erfahrung. Die Entwicklungsstufe, auf welche das methodologische Denken hinsichtlich der Oekonomik gehoben werden muss, ist damit angegeben. Die exact-realistische Schule musste dem Historismus seinerzeit entgegentreten; dadurch hat sie sich dem Rationalismus mehr genähert als dem Empirismus; dadurch aber, dass sie die allzu üppigen Triebe des extremen Empirismus mit der kritischen Scheere beschnitten, gelangt sie dahin, sich vom Standpunkte des Rationalismus wieder dem Empirismus zu nähern. Damit ist ihre oscillatorische Bewegung, welche in ihrer bisherigen, historisch gegebenen Stellung als Kampfpartei begründet ist, beendet; sie muss daran gehen, ihre Aufgabe vollends zu lösen; zu diesem Zwecke muss sie sich zu einer rationell-empirischen überführen. Die rationell-empirische Schule muss beiden Schulen widersprechen, sie muss beiden Recht geben. Sie muss beiden Schulen widersprechen: der classischen, indem sie sagt, es müsse eine Methode gesucht werden, der empirischen dadurch, dass sie sagt, die Methode des Empirismus sei nicht die richtige. Sie muss beiden Recht geben: der classischen dadurch, dass sie sagt, die empirische Methode sei nicht die richtige, der empirischen dadurch, dass sie sagt, man müsse eine Methodologie begründen.

Keynes stellt sich auf den Standpunkt der wissenschaftlichen Arbeitstheilung und meint, diejenigen, welche auf dem Felde der Oeko-

nomik arbeiten, mögen mit dem ihnen verfügbaren Materiale thun was sie können, sie mögen mithin nicht die Arbeit von Historikern vollbringen, sondern ihnen die ihnen eigene Art der Geistesthätigkeit überlassen. Auf diesem Wege gelangen wir zu einem Compromisse. Keynes sagt (pag. 306): „The more thoroughly the historical enquiries are carried out the better; for thorough work in any department of economic study will be an assistance, not a hindrance to workers in other departments. But there is work of more than one kind to be done.“ Wir sehen das alttestamentarische Compromiss, welchem gemäss dem einen Gegner der eine Weg, dem andern der andere Weg überlassen wird; das ist aber keine Lösung der im Kampfe selbst gegebenen Schwierigkeiten, sondern vielmehr nur eine Perpetuirung derselben; dadurch, dass die feindlichen Elemente auseinandergehen, wird zwar der Kampf verhindert, aber keineswegs die Einigkeit zwischen beiden hergestellt. Wollen wir nun zu einer rationell-empirischen Methodologie gelangen, das heisst zu einer Methodologie, welche uns lehrt, die Mittel der Erfahrung derart zu verwenden, dass durch diese Verwendung eine Wissenschaft möglich wird, welche in sich selbst widerspruchslos ist und auch der Erfahrung nicht widerspricht, so müssen wir das methodologische Denken selbst einer genauen Untersuchung unterziehen; wir müssen nämlich der exacten Methode, von welcher wir ausgehen und welche wir befolgen, getreu, das wirthschaftliche Denken selbst in seine Elemente auseinanderzulegen suchen.

Viertes Capitel.

Die ökonomische Erscheinung.

Giebt es ökonomische Erscheinungen? Dies ist die erste Frage, welche die ökonomische Methodik zu beantworten hat. Sie ist von grundlegender Bedeutung. Denn gäbe es keine ökonomischen Erscheinungen, so gäbe es auch keine Gesetzmässigkeit in denselben, ohne Gesetzmässigkeit kein ökonomisches Gesetz und ohne ökonomische Gesetze keine ökonomische Wissenschaft.

Betrachten wir zunächst die Erscheinung überhaupt. Wir sehen einen Stein fallen. Dies ist ein ziemlich einfaches Phänomen. Worin besteht es? Ein Gegenstand der Wahrnehmung verändert seine Relationen zu einem andern. Er war eben erst von der Erdoberfläche messbar entfernt, er ist derselben nun unmessbar nahe. Und welches ist die Ursache dieser Erscheinung? Dies ist eine weitere Frage. Wir vermögen sie nicht zu beantworten; sie ist uns unbekannt und eben deswegen nennen wir sie eine Kraft; in diesem besonderen Falle nennen wir die Ursache der uns gegenständlichen Erscheinung Schwerkraft.

Dass ein Stein zu Boden gefallen, ist eine Erscheinung, die gewiss nicht das Merkmal des Oekonomischen an sich trägt. Wir haben es da wohl mit einer Erscheinung, wir haben es aber nicht mit einer determinirten Erscheinung, einer qualificirten Erscheinung zu thun, nicht mit einer ökonomischen Erscheinung. Der Fall war eben nicht Mittel zu einem für unsere Erkenntnis wahrnehmbaren Zwecke.

Ein Mensch tritt heran. Er erblickt den Stein und hebt ihn auf. Der Stein hat sein Verhältnis zu anderen Dingen, zu seiner realen Umgebung wieder verändert. Er war früher von dem Menschen messbar entfernt, er ist ihm nun unmessbar nahe, er steht in unmittelbarer Berührung mit der Körperoberfläche des Betreffenden. Diese Erschei-

nung ist auf den ersten Blick nicht complicirter als die früher beobachtete. Vorhin trat eine unmittelbare Berührung des Steines mit der Erdoberfläche, nun eine solche mit der Epidermis eines organischen Wesens ein. Scheinbar ist der Unterschied ein geringfügiger. Der Mensch ist ja schliesslich geradeso ein Gegenstand, ein Ding, eine Erscheinung wie der Erdboden. Die Annäherung des Steines an die Erde haben wir auf die Schwerkraft zurückgeführt; die Annäherung des Steines an den Menschen erklären wir auch durch eine Kraft, durch seine Körperkraft.

Schwerkraft oder Muskelkraft, wir haben es in beiden Fällen mit ihrem Wesen nach unbekannten Ursachen bekannter Erscheinungen zu thun. Könnte man die Schwerkraft einerseits, die Muskelkraft andererseits, immer von der Wirkung nach der Ursache vorwärtsschreitend untersuchen, so käme man wohl auf ein einheitliches Agens. Aber haben wir einen zureichenden Grund Körperkraft und Schwerkraft miteinander direct zu identificiren? Gewiss nicht. Die Oekonomik hat zwischen beiden nicht immer scharf unterschieden. Man hat gewähnt, dass die ökonomischen Erscheinungen von jenen der Natur nicht besonders verschieden seien, man hat in einer Lehre von ihnen eine besondere Art von Physik oder Mechanik erblicken wollen. Allein in dem einfachen Phänomen, das in der Berührung eines Steines mit einem Menschen gegeben ist, eröffnet sich uns mit einem Schlage eine neue Welt. Der Stein hat sich nicht dem Menschen genähert wie vordem der Erde; der Mensch hat seine Hand mit dem Steine in Berührung gebracht, er hat ihn zwischen seinen Fingern festgeklemmt, er hat die Schwerkraft überwunden. Ein fremdes Merkmal springt uns da entgegen. Dieses Merkmal ist nicht in der Erscheinung selbst zu suchen. Es ist eine Reihe von Erscheinungen, die jene Schlusserscheinung hervorgerufen haben. Dort standen wir einer in ihrem Wesen unbekannten Macht gegenüber, wir nannten sie eine Kraft. Nun entrollt sich vor unsern erstaunten Blicken eine ganze Kette von Erscheinungen, als deren Schlussergebnis wir erst die Ortsveränderung des Steines zu betrachten haben. Die einzelnen Glieder der Kette kennen wir nur unzureichend. Unser Wahrnehmungsvermögen ist so mangelhaft und derb, dass nur die auffallendsten derselben in unser Bewusstsein gelangen. Und je mehr die Wissenschaft sich entwickelt, desto öfter kommt sie in die glückliche Lage, zu entdecken, dass zwischen einer Ursache und einer Wirkung, welche als unmittelbare Nachbarn bekannt waren, eine mehrfache Vermittlung einzuschieben sei.

Betrachten wir nun in diesem Sinne den in Rede stehenden Vorgang. Die reflectirten Lichtstrahlen, welche vom Steine ausgingen,

haben das Auge des Menschen getroffen. Durch Vermittlung verschiedener Zwischenglieder ist im Sehnerven eine Reizung entstanden, welche sich auf das Gehirn übertragen hat und dort zur Empfindung geworden ist. Hier verwandelt sich die Empfindung unter Umständen, die uns derzeit unklar sind, in die Wahrnehmung. Die Wahrnehmung hat zu einem Urtheile geführt. Das Urtheil ist mit anderen vorhandenen Urtheilen in Beziehung getreten. Es entstand ein Schluss. Aus diesem ward ein Entschluss. Der Entschluss ward unter Vermittlung des Rückenmarkes auf die Bewegungsnerven übertragen, diese lösten das sehr complicirte Muskelspiel des Niederbeugens und Ergreifens aus. Und nun erst führt der Kreislauf der Erscheinungen zum Steine, von dem er ausgegangen, wieder zurück.

Bis jetzt haben wir nur eine lückenhafte Phänomenologie geboten. Wir haben auch nichts erklärt. Eine ganze Reihe von inneren Vorgängen ist nur angedeutet, aber ihre eigentliche Natur noch nicht bestimmt worden. Fühlt sich denn Jeder, der einen Stein bemerkt, auch veranlasst, denselben aufzuheben? Gewiss nicht. Diese Thätigkeit ist nicht eine blosse Reflexbewegung. Dort wo die Empfindungen sich in Bewegungen umgesetzt haben, ist bei Jenem, der sich durch die Wahrnehmung des Gegenstandes zu einer Handlung bewogen fühlt, ein innerster Vorgang mit eingetreten, dessen Wirksamkeit erst imstande ist, den Schlusseffect zu erklären. Er ist somit das Wesentliche an der in Rede stehenden Erscheinung.

Wir haben davon gesprochen, dass ein Schluss entstehe, dass dieser sich in einen Entschluss umwandle. Hier haben wir das Gebiet der physischen und physiologischen Causalität verlassen. Eine scheinbar ganz andere Art von Causalität offenbart sich uns: die Motivation. Es ist offenbar, dass der in Rede stehende Mann sich nicht der Mühe unterzogen hätte, sich zu bücken und den Stein aufzulesen, wenn er nicht erkannt hätte, dass dieser Körper ihm zu einem gewissen Zwecke, etwa zum Schleudern, tauge. Er hat das Passive vermöge der ihm eigenthümlichen Activität als taugliches Mittel zu einem ihm vorschwebenden Zwecke in eine Causalitätskette eingeschoben, deren schliesliches Ergebnis ihm aus der Erfahrung bekannt und erwünscht war. Er hat den Stein aufgehoben, weil er desselben bedurfte, um beispielsweise eine Baumfrucht, welche seinem Arme entrückt war, herabzuschleudern. Die Verfügung über die Baumfrucht ist also sein Zweck gewesen. Ausserdem muss ihn die Erfahrung gelehrt haben, dass er die Frucht durch einen Steinwurf in seine Gewalt bringen könne. Auf diese Art hat sich das Verlangen nach der Befriedigung des Bedürfnisses in das nach dem Steine umgewandelt. Der Stein wird ge-

worfen. Die Frucht fällt. Sie wird emporgehoben, der Stein bleibt sodann liegen. Der Mensch kümmert nicht mehr um das Mittel, das ihm gedient hat. Sein Interesse ist nun ganz und gar der Frucht zugewendet, welche verzehrt und dem digestiven Apparate einverleibt wird.

Werfen wir noch einen Blick auf das Geschehene, um es in ein Gesammtbild zu fassen. Der Mensch bedurfte des Steines, um zur Frucht zu gelangen, er bedurfte der Frucht, um sie zu verzehren, und er verzehrte sich, um sich zu sättigen. Nun erst ist sein Zweck erreicht und er betrachtet keines der Dinge, die ihm vor Kurzem noch Mittel waren, als solche. Er hat sich gebückt, um den Stein aufzuheben, er hat ihn geschleudert, er hat sich wieder gebückt, um die niedergefallene Frucht aufzuheben, sie gekaut und geschluckt. Er hat somit eine ganze Reihe von Thätigkeiten entwickelt, von Ursachen verwirklicht, um zur Verwirklichung seines Zweckes zu gelangen. Er hat somit einen Zweck gesetzt; er hat ihn gesetzt, indem er ihm etwas geopfert, etwas für ihn hingegeben, für ihn geleistet hat. Und nun verlassen wir dies primitive Beispiel, das seiner Art nach nicht an eine niedere Culturentwicklung gebunden, sondern unter allen Umständen möglich ist. Wenden wir uns einem Menschen zu, der nicht in idyllischer Einsamkeit einem Baume, auf dem eine verlockende Fülle von saftigen Früchten prangt, gegenübersteht; betrachten wir vielmehr den Menschen in seinem Ringen um die Güter überhaupt, in seiner regen Bethätigung auf dem wandlungsreichen Wogen des Verkehres, in seinem emsigen, eifrigen, unermüdlichen Zusammenwirken mit Seinesgleichen. Er producirt Güter, er tauscht, er kauft, er setzt Unternehmen ins Werk, er strebt und lebt, kämpft und siegt, arbeitet und geniesst. Was tritt uns, die wir ihn in seinem Thun und Treiben beobachten, an ihm zutage? Nicht als eine zusammenhängende Reihe zweckmässiger Handlungen, welche ihn als Wirthschafter zum Ziele zu führen haben. Zerlegen wir diese Reihe von zweckmässigen Handlungen in ihre einfachsten Elemente. Jede Einzelhandlung ist zweckmässig. An jeder lässt sich der Process aufweisen, den wir vorhin in seine Phasen zertheilt haben. An jeder gewahren wir als Ausgangspunkt eine Vorstellung, welche in ein Urtheil, ein Urtheil, das in einen Willensimpuls, einen Willensimpuls, der in eine Leistung übergeht. Die complicirtesten ökonomischen Handlungen lassen sich also in einfache ökonomische Handlungen auflösen, deren jede als Erscheinung der oben besprochenen Elementarerscheinung gleich ist.

Wodurch unterscheiden sich nun die complicirteren ökonomischen Handlungen, welche allenthalben wahrgenommen werden, von den ein-

fachen Handlungen? Offenbar durch nichts Anderes als ihre Complicirtheit, durch nichts Anderes als den Umstand, dass diese complicirten sich in die einfacheren auflösen, die einfachen aber sich planvoll zu Gesammthandlungen, in welchen jeder Einzelzweck als Mittelzweck einem Endzwecke untergeordnet ist, vereinigen lassen. Es giebt Zwecke, deren Verwirklichung der Einzelne Jahre seines Lebens widmet; Zwecke, an deren Verwirklichung Tausende von Arbeitern gemeinsam thätig sind, Zwecke, um deren Verwirklichung ganze Generationen nach einander bemüht sind. Wir kennen nun den Unterschied der elementaren und combinirten ökonomischen Erscheinungen. Was ist ihnen aber gemeinsam? Dies ist nach unseren Darlegungen leicht zu beantworten. Gemeinsam ist ihnen die Zweckmässigkeit. Die muss der kleinsten, einfachsten, primitivsten ökonomischen Erscheinung genau so zu eigen sein wie der durch den genialen Weitblick einer erfindungsreichen Individualität entworfenen Gesammthandlung, in welcher eine für gewöhnliche Intelligenzen geradezu unabsehbare Kette von Bedingungen zu immer weiteren bedingten Erscheinungen fortschreitet. Wir sehen somit, dass dies Zweckmässige als das Wesentliche der ökonomischen Erscheinung zu betrachten ist. Wir sehen somit ferner, dass der Gegenstand der Oekonomik die zweckmässige Handlung als solche ist; die Oekonomik hat daher soweit zu gehen, als zweckmässige Handlungen überhaupt zu finden sind.

Alle ökonomischen Handlungen sind also zweckmässig. Dies ist uns klar. Sind aber alle zweckmässige Handlungen auch ökonomische? Hat demgemäss die Oekonomik alle zweckmässigen Handlungen, insofern sie eben zweckmässig sind, zu betrachten? Dass alle wirthschaftlichen Handlungen zweckmässig sind, steht um so mehr ausser Zweifel, als es streng genommen unzweckmässige Handlungen nicht giebt. Vielmehr werden ja alle Handlungen nur gesetzt, sofern sie dem Handelnden zweckmässig erscheinen. Wenn sie auch nicht wirklich zum Ziele führen, zu dem sie der Absicht des Wirthschafters nach führen sollten, sind sie doch immer zur Verwirklichung eines Zweckes bestimmt. Verfehlen sie ihren Zweck, so ist dies nicht darauf zurückzuführen, dass sie auf denselben nicht abzielten, sondern darauf, dass das Causalverhältnis zwischen der gesetzten Handlung nicht richtig aufgefasst worden war. Unter solchen Umständen wäre es eigentlich angemessen, zwischen zweckmässigen und zweckdienlichen Handlungen zu unterscheiden. Man könnte demgemäss sagen, unter allen Handlungen, welche zweckmässig sind, seien nur einige wahrhaft zweckdienlich.

Wenn wir aber auch zugeben, dass alle wirthschaftlichen Hand-

lungen zweckmässig sind, sind alle zweckmässigen Handlungen auch wirthschaftlich? Und wenn nicht, durch welches hinzutretende, besondere Merkmal unterscheidet sich die zweckmässige Handlung von der wirthschaftlichen im engeren Sinne? Könnte man demzufolge sagen: die wirthschaftliche Handlung ist jene zweckmässige Handlung, welcher ein bestimmtes Merkmal zu eigen ist? In diesem Falle würde es sich darum handeln, dieses unterscheidende Merkmal mit Genauigkeit aufzu fassen. Wenn es richtig ist, dass jeder wirthschaftlichen Handlung das Moment der Zweckmässigkeit eigen ist, so muss das Merkmal des Zweckmässigen auch an allen wirthschaftlichen Erscheinungen zu finden sein. Ein besonderes Merkmal, welches aus der Reihe der zweckmässigen Handlungen die wirthschaftlichen Handlungen heraushöbe, müsste im Begriffe des Wirthschaftlichen selbst liegen. Dieser Begriff ist es, welchen wir näher zu analysiren haben werden. Wir sind in unserer Untersuchung noch nicht so weit vorgedrungen, dass wir dies Geschäft schon jetzt in Angriff nehmen könnten, denn wir haben es in der Wirthschaftlichkeit mit einem Begriffe zu thun; wir müssen uns demnach zuvor über das Wesen eines ökonomischen Begriffes klar werden. Wir werden daher dem Begriffe der Wirthschaftlichkeit erst im weiteren Verlaufe unserer Darlegungen näher treten können. Ihm vornehmlich ist das Capitel des wirthschaftlichen Urtheiles gewidmet.

Halten wir uns vorläufig an das unmittelbare Ergebnis unserer Untersuchung; wir sind zu dem Schlusse gelangt, dass alle wirthschaftlichen Handlungen zweckmässig sind. Welches sind die Consequenzen dieser Einsicht? Ein und dieselbe Handlung, welche einerseits von Einem, andererseits von Vielen unternommen wird, bleibt darum doch, was sie, als einzelne genommen, ist, möge sie nun bei dem Einen oder bei den Vielen ins Auge gefasst werden. Wenn wir einen stabförmigen Magnet nehmen und ihn in einiger Entfernung von einem Eisentheilchen halten, wird sich das Eisentheilchen dem Magneten nähern und an ihm haften. Diese Erscheinung nennt man Magnetismus. Bringt man den Magnet mit Tausenden von Eisenfeilspänen in Berührung, so werden sie alle dem Einflusse der magnetischen Kraft unterliegen, sie werden sich an den Polen anhäufen, die Mitte des Stabes aber freilassen, Ist dies weniger Magnetismus, weil sich ein und dieselbe Erscheinung an einer grösseren Anzahl von ähnlichen Körpern zeigt? Dies wird gewiss Niemand behaupten wollen. Die einzelne wirthschaftliche Erscheinung ist also von der wirthschaftlichen Massenerscheinung nicht wesentlich verschieden, zumal die wirthschaftliche Massenerscheinung nur aus lauter einzelnen Erscheinungen bestehen kann. Es wäre demnach auch irrig, wollte man, wie es insbesondere von Seiten der historisch-

statistischen Schule geschieht, das Wesen des Oekonomischen ausschliesslich in den Massenerscheinungen erblicken. Dies wäre genau so falsch, wie wenn ein Naturforscher behaupten wollte, das Reich des Organischen fange erst bei einer Vielheit von Zellen, also beim Zellgewebe an, es liege aber in den einzelnen Zellen, in ihrem Werden und Wachsen noch nicht vor. Woher sollte das Wirthschaftliche in der Massenerscheinung kommen, wenn nicht aus der einzelnen Erscheinung, welche sie zusammensetzt? Wie wäre es möglich, dass das Gesammte einen Charakter an sich trüge, der den Elementen vollkommen abgeht? Es liegt somit auf der Hand, dass, wie im Theile nicht das Verständnis des Ganzen gelegen sein kann, auch andererseits das Verständnis des Ganzen nicht im Ganzen liege. Wenn man mit der complexen Erscheinung beginnt und bei derselben bleibt, wird man sich sie nie erklären können, denn erklären heisst analysiren, heisst Concretes in seine Elemente auflösen, heisst das Thatsächliche auf seine Bedingungen zurückführen. Wer sich auf den Standpunkt stellt, dass die elementare wirthschaftliche Erscheinung nicht in das Gebiet der Wirthschaftskunde gehöre, der kann mit demselben Rechte die Meinung vertreten, die Chemie dürfe nichts von den Grundstoffen lehren; mit anderen Worten, er schliesst aus der Oekonomik gerade das aus, in dem das Verständnis liegt, das wirthschaftliche Moment.

Aus dem Wesen der wirthschaftlichen Erscheinung ergiebt sich, dass die blosse Darstellung von solchen Erscheinungen, blosse Schilderung derselben uns nie wirkliche Einsichten, wirkliche Erkenntnisse zu vermitteln vermag. Die Thatsache ist hoch zu schätzen, weil sie das nothwendige Vorproduct der Erkenntnis ist, aber so wenig das Getreide, das noch im Halme auf dem Felde steht, so wenig das ungejagte Wild Speise, so ist wenig die Thatsache an sich Erkenntnis; sie ist das Mittel hiezu, nicht diese selbst. Die genaue Ermittlung von Thatsachen, von Zuständen, von Einzel- und Massenerscheinungen bildet erst die Erfahrung und diese selbst muss erst durch das Denken zu Begriffen, diese wieder zu Wissenschaft umgewandelt werden; es ist dies ein geistiger Verdauungsprocess; die Thatsache vermag nicht in den Geist einzugehen; dazu muss sie sich selbst erst dem Geiste verähnlichen, dazu muss sie erst Theorie werden. Aller Sammlung von Thatsachen muss aber die Oekonomik die Wege weisen; die Oekonomik stellt die Frage, sie beantwortet sie auch; der Oekonomik bleibt es auch vorbehalten, die Antworten, welche sie etwa von der Statistik erhält, in ihrer Weise zu deuten, die Massenerscheinungen, die ihr zur Kenntnis gebracht werden, nach Wirkung und Ursache zu verknüpfen. So wird denn die Oekonomik immer die Lehrmeisterin der Statistik

sein; anders verhält es sich mit der Wirthschaftspolitik, welche nur allzu oft mit der politischen Oekonomik verwechselt wird; diese empfängt durch die Statistik ihr Licht; erst wenn wir wissen, welche Structur einem Volke zu eigen ist, erst wenn wir wissen, in welcher Art eine Nation sich gliedert, erst wenn wir wissen, welche Schichtungen eine Gesellschaft aufweist und durch welche Merkmale eine jede derart ausgezeichnet ist, dass sie sich von der anderen unterscheidet, werden wir auch genauer erfassen können, worin die Uebel bestehen, an welchen eine Gesammtheit leidet. Welches aber die Mittel wären, um ihnen Abhilfe zu leisten, wird uns wieder nur die Oekonomik an die Hand geben können. Die Therapie der Gesellschaft wird somit durch die Statistik nur insofern gefördert, als sie eine wissenschaftliche Diagnostik derselben ermöglicht.

Viele wirthschaftliche Erscheinungen sind, wie wir sehen, als Massenerscheinungen zu beobachten, weil viele Zwecke vielen Wirthschaftern gemeinsam sind und von ihnen mittels ähnlicher Mittel verfolgt werden; eine solche Massenerscheinung liegt beispielsweise in der Berufswahl vor; die Frage, ob alle Massenerscheinungen auch als sociale betrachtet werden können, müssen wir für eine spätere Erörterung aufsparen; sie wird dort am Platze sein, wo wir das Wesen der Vergesellschaftung überhaupt zu untersuchen haben werden. An dieser Stelle glauben wir aber doch einen Punkt in Erwägung ziehen zu sollen. Von Wichtigkeit erscheint uns nämlich die Frage, ob alle Massenerscheinungen wirthschaftlicher Natur sind. Auf den ersten Blick hin wären wir wohl geneigt, diese Frage zu verneinen, bei näherer Betrachtung gelangen wir aber zur Ueberzeugung, dass alle Massenerscheinungen als zum Gebiete der Oekonomik gehörig in Anspruch zu nehmen sind. Führt dies nicht zu einem Widerspruche? Wir haben gesagt, dass die Oekonomik es nur mit zweckmässigen Erscheinungen zu thun habe und wir zögern nun nicht, Erscheinungen, welche wir ausdrücklich als unzweckmässig, als natürlich betrachten, mit in ihr Gebiet einzubeziehen? Dieser Widerspruch heischt eine Lösung. Sie wird deshalb besonders schwierig, weil es unmöglich ist, sie in voller Schärfe schon am Anfange unserer methodologischen Untersuchungen zu bieten; wir müssen daher einige der Ergebnisse späterer Erörterungen vorwegnehmen, um die Art, in der dieser Widerspruch zu überwinden wäre, schon hier wenigstens anzudeuten. Es ist offenbar, dass Massenerscheinungen nur denkbar sind unter Voraussetzung der Vergesellschaftung. Nach unseren Darlegungen hinsichtlich des Wesens der wirthschaftlichen Erscheinung wird es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass Massenerscheinungen oder sociale Er-

scheinungen mit wirthschaftlichen Erscheinungen nicht zu verwechseln sind; die Massenerscheinung muss nämlich als das Vielfache der wirthschaftlichen Erscheinung aufgefasst werden. Nicht alle Massenerscheinungen sind wirthschaftlicher Natur. Es giebt Massenerscheinungen, welche nicht wirthschaftlicher Natur sind, weil an ihnen das Merkmal der Zweckmässigkeit fehlt, so die Sterblichkeit. Gehört dieses Phänomen, das an sich ein individuelles ist, aber auch als Massenerscheinung ins Auge gefasst werden kann, in die Oekonomik? Dies ist ein Problem, dem wir unsere volle Aufmerksamkeit widmen müssen. Wir haben dargelegt, dass alle wirthschaftlichen Phänomene zweckmässig sind; wir werden später bei Erörterung des Begriffes der Wirthschaftlichkeit darlegen, dass alle zweckmässigen Handlungen das Gepräge der Wirthschaftlichkeit an sich tragen. Es sei uns vorläufig gestattet, dies hier in Rechnung zu ziehen. Wenn alle zweckmässigen Handlungen wirthschaftlich sind, so ist Leben Wirthschaften, Wirthschaften Leben; das Lebendige zeichnet sich ja durch nichts Anderes, als durch die Fähigkeit, Zwecke durch Mittel zu verwirklichen, aus; demgemäss würde die Oekonomik, von welcher wir gesagt haben, dass sie soweit gehe wie die Finalität, durch die Ausdehnung des Lebensbegriffes selbst begrenzt werden; ist nun das Sterben die Begrenzung des Lebens, so zeigt es sich, dass die Sterblichkeit die Erscheinung der Grenze für die Oekonomik bedeute. Da nun aber die Begrenzung eines Begriffes zu demselben gehört, muss auch der Begriff der Sterblichkeit mit zur Oekonomik gehören; das finale Moment in ihm liegt darin; alle Sterblichkeit beruht darauf, dass gewisse Zwecke nicht mehr durch Mittel verwirklicht werden können. Den Erörterungen über die Grenze der Oekonomik, ihr Wesen und ihre Aufgabe vorgreifend, müssen wir schon hier betonen, dass wir in der Oekonomik folgerichtig die Wissenschaft vom Leben und seinen Bedingungen erblicken müssen. Der Gedanke, dass das Aufhören zweckmässiger Handlungen mit in die Wissenschaft zweckmässiger Handlungen gehöre, sofern das Aufhören einer zweckmässigen Handlung die Begrenzung einer solchen bedeutet, hat uns zu diesen Durchbrechungen der systematischen Ordnung veranlasst. In ihnen ist vieles zutage getreten, das erst im weiteren Verlaufe unserer Untersuchungen zu entsprechender Klarheit geläutert werden soll.

Ist die ökonomische Erscheinung eine derartige, dass sie als gefälliges Material für den leichten und mühelosen Aufbau einer Wissenschaft dienen könnte? Es liegt auf der Hand, dass es keine Wissenschaft giebt, deren primitivster Stoff, deren Grundphänomen nämlich, eine auch nur annähernd ähnliche Complicirtheit aufwiese. Das Element alles physikalischen, und im weiteren Sinne auch alles naturwissen-

schaftlichen Denkens ist immer eine einfache Vorstellung. Hier liegt ein Körperliches vor; es bewegt sich, es dehnt sich aus, es zieht sich zusammen, es verändert sich in Bezug auf seine Farbe oder in Ansehung der Geräusche. die von ihm ausgehen; die einzelne Erscheinung ist bald auf eine Ursache zurückzuführen, bald auf die mehrfache Wirkung eines Zusammengreifens von Ursachen. Anders auf dem Gebiete der Oekonomik. Da ist das einfachste, das primitivste Element derselben, das Primordiale, bereits ein Vorgang, ein Process, ein vielfach verschlungenes Mannigfaltiges von physikalischen, physiologischen und psychologischen Ursachen und Wirkungen. Man kann daher sagen, die Oekonomik fange in jedem Sinne dort an. wo die genannten anderen Wissenschaften aufhören. Sie setzt jene Doctrinen voraus, sie sieht in ihnen Unterstufen, die sich mit den Ursachen derjenigen Wirkungen zu befassen haben, welche ihre Gegenstände bilden. Sie hat die Resultate all dieser Forschungen aufzunehmen und zu bearbeiten, ohne sich hiedurch mit irgend einer von ihnen zu identificiren. So steht denn die Oekonomik höher als ihre Hilfswissenschaften. Sie ist auch schwieriger als jede derselben. Denn es ist unmöglich, in ihr ohne hinlängliche Beherrschung der Hilfswissenschaften erspriesslich zu wirken. Andererseits kann sich die Oekonomik bei den ihr von den übrigen Wissenschaften gelieferten Resultaten nicht beruhigen. Jene frohnden und sind Kärrner, wo sie als Königin baut.

Wir haben gesehen, dass jede ökonomische Erscheinung complexer Natur ist. Sie hat sich uns als eine geschlossene Kette von ineinandergreifenden Ursachen und Wirkungen dargestellt, als ein System von Erscheinungen, als ein Kranz von Thatsächlichkeiten. In Bezug auf diese Complexität des Elementaren ist die Oekonomik in gewisser Beziehung mit der Astronomie zu vergleichen. Jeder Stern steht mit anderen in Zusammenhang. Unmöglich, ihn an sich, ihn losgelöst von seinen Beziehungen zu betrachten. Er gehört einem Systeme an. Jedes System aber steht mit anderen Systemen in Verbindung. Aehnlich wie die Welt der Himmelskörper verhält sich die Welt der gesellschaftlichen Phänomene. Auch hier, auch in der Oekonomik haben wir es ausschliesslich mit Erscheinungssystemen zu thun, mit Systemen, welche das Gepräge des Oekonomischen durch das Merkmal der Mittelbarkeit erhalten. Allein die astronomischen Erscheinungen sind insofern viel einfacherer Natur, als sie sich sämmtlich innerhalb der Sphäre des Anorganischen, Unbelebten, rein Physikalischen abspielen und nirgend in das Reich des Organischen, Belebten und Beseelten übergreifen.

Die Anschauungen, welche wir hier dargelegt haben, stehen zwar

mit bereits vorliegenden Lehren namhafter Oekonomisten nicht durchwegs in Uebereinstimmung, aber sie widersprechen denselben auch nicht. In der Literatur wird viel von wirthschaftlichen Erscheinungen gesprochen. Das ist um so erfreulicher, als die Forschung nur dann ein wissenschaftliches und erfahrungsmässiges Gepräge hat, wenn sie das Moment der Erscheinung nicht vernachlässigt. Das Problem aber, was denn eigentlich eine wirthschaftliche Erscheinung sei, findet sich nur wenig behandelt. Cairnes (The Charakter and Logical Method of Political Economy p. 35) fragt zwar: „Now what are the phenomena of wealth?“ Aber er weiss darauf in wenigen Zeilen nur eine sehr unzureichende Antwort zu geben. Er nennt nämlich wirthschaftliche Erscheinung: „Simply the facts of wealth: such facts as production, exchange, price, or, again the various forms which wealth assumes in the process of distribution, such as wages, profits, rent, interest, and so forth.“ Auch Keynes wirft gelegentlich (Scope and Meth. p. 2) das Problem auf, ohne sich ernstlich um seine Lösung zu bemühen. „In seeking to define the scope of any department of study, the object in view is primarily to determine the distinguishing features of the phenomena with which it deals and the kind of knowledge that it seeks concerning these phenomena.“ Der Umstand, dass man sich mit diesem Gegenstande so wenig befasst hat, ist selbst ein Problem, das seine Erklärung heischt. Im Allgemeinen können wir das Wesen einer Erscheinung nicht angeben, sofern sie eine einfache Vorstellung, wie beispielsweise eine Farbe ist: es kann daher auch Niemandem einfallen, eine Erscheinung definiren zu wollen, zumal ja die Definition nicht an einer Vorstellung, sondern nur an einem Begriffe möglich ist. Aber das Element des wirthschaftlichen Denkens ist nicht etwa gleichbedeutend mit dem Elemente des Denkens überhaupt, es ist von besonderer Natur: es ist nicht eine einfache Wahrnehmung, nicht ein einfacher Sinneseindruck, welcher in der wirthschaftlichen Erscheinung zu Tage tritt, sondern vielmehr ein complicirtes Phänomen, weil es ein ganzer Vorstellungscomplex ist, der, logisch genommen, in einen finalen Schluss ausläuft. Das Complicirte hat mehrere Merkmale, wesentliche und unwesentliche. Es ist daher nicht nur möglich, sondern auch geboten, es zu definiren. Was nun den finalen Schluss betrifft, so haben wir für ihn nur deshalb volles Verständnis, weil uns das Finale unmittelbar bekannt ist, weil es sich in jeder unserer Handlungen äussert: die wirthschaftliche Erscheinung implicirt demgemäss hinsichtlich ihrer formalen Qualitäten eine Specification sinnlicher Vorstellung und psychologischen Schliessens. Die Natur dieses Schliessens ist dadurch gegeben, dass es durch unsere innere Erfahrung, welcher

gemäss wir zweckmässig handeln, gegeben ist und wir, wenn wir ein anderes Wesen handeln sehen, auch bei diesem Zweckmässigkeit voraussetzen. Zu der Erfassung einer wirthschaftlichen Erscheinung gelangen wir somit nur durch die Beobachtung, durch einen Analogieschluss, durch die Induction. Sie musste eben jenen entgleiten, welche das erfahrungsmässige Element in der Wirthschaftslehre nicht genügend berücksichtigten. Dieses Element wird sowohl in der empirischen, wie in der exact-realistischen Schule gewürdigt. Daher sehen wir denn, dass in diesen beiden Schulen die wirthschaftliche Erscheinung den Gegenstand mannigfacher Erwägungen bildet. Schönberg definirt die Gesetze der Oekonomik als solche der wirthschaftlichen Erscheinungen; Knies führt aus, dass eine wirthschaftliche Thatsache nicht mit einer physikalischen gleichbedeutend sein könne, sondern die Mitwirkung eines Menschen erfordere (a. a. O. 351, 356, 466 ff.), dass demgemäss die ökonomischen Thatsachen Ergebnisse aus einer Combination zweier Factoren, eines realen und eines persönlichen Factors wären, der dem Geistesleben in dem Innern des Menschen entstammt. Welcher Art dieser persönliche Factor wäre, ist freilich weder bei ihm noch bei Schönberg näher untersucht. Insbesondere ist es das finale Moment in der wirthschaftlichen Erscheinung, das der Aufmerksamkeit dieser Forscher zu entgehen scheint.

Von der exact-realistischen Schule ist es insbesondere Menger, der oft von den wirthschaftlichen Erscheinungen zu sprechen pflegt. Menger wirft (Grundzüge einer Classification der Wirthschaftswissenschaften, Jahrb. f. N. u. St. XIX. 2) der historischen Schule vor, dass sie darauf verzichte, die wirthschaftlichen Erscheinungen zu analysiren. In seinem methodologischen Werke betont schon das Vorwort (p. VII), die nachclassische Epoche hätte mit dem Begriffe der Volkswirthschaftslehre zumeist schlechthin die Idee einer Wissenschaft von den Gesetzen der Volkswirthschaft verbunden, von den Gesetzen der Coexistenz und der Aufeinanderfolge der volkswirthschaftlichen Erscheinungen, etwa nach Art der Naturgesetze. Weiters führt er aus (p. XI): „Die Einsicht in die Natur der Wahrheiten des (wirthschaftlichen) Wissensgebietes kann nur das Ergebnis umfassender und sachkundiger Betrachtung des von uns durchforschten Gebietes von Erscheinungen und der besonderen Anforderungen des Lebens an unsere Wissenschaft sein." Menger lehrt (p. 6), dass uns auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaft individuelle und generelle Erkenntnisse und dementsprechend Wissenschaften vom Individuellen und solche vom Generellen der Erscheinungen entgegentreten; er sagt an der angeführten Stelle weiter: „Zu den ersteren gehört die Geschichte und die

Statistik der Volkswirthschaft, zu den letzteren die theoretische Volkswirthschaftslehre; denn die beiden ersteren haben die Aufgabe, die individuellen volkswirthschaftlichen Phänomene . . . die letzteren die Erscheinungsformen und Gesetze . . . der volkswirthschaftlichen Erscheinungen zu erforschen". Und in einer Anmerkung fügt der hervorragende Gelehrte hinzu: „Die theoretische Volkswirthschaftslehre hat das generelle Wesen und den generellen Zusammenhang der volkswirthschaftlichen Erscheinungen zu erforschen, nicht etwa die volkswirthschaftlichen Begriffe zu analysiren und die aus dieser Analyse sich ergebenden Consequenzen zu ziehen. Die Erscheinungen, beziehungsweise bestimmte Seiten derselben und nicht ihr sprachliches Abbild, die Begriffe sind das Object der theoretischen Forschung auf dem Gebiete der Volkswirthschaft. Die Analyse der Begriffe mag im einzelnen Falle eine gewisse Bedeutung für die Darstellung der theoretischen Erkenntnisse von der Volkswirthschaft haben, das Ziel der Forschung auf dem Gebiete der theoretischen Nationalökonomie kann indess immer nur die Feststellung des generellen Wesens und des generellen Zusammenhanges der volkswirthschaftlichen Erscheinungen sein." Er spricht (a. a. O. 17) von den Erscheinungen der Wirthschaft, ihrer Aufeinanderfolge, ihrer Regelmässigkeit (a. a. O. 17). Menger bemerkt (a. a. O. p. 83): „Es wird heute Jedem der Vorwurf des Atomismus gemacht, der die Erscheinungen der Volkswirthschaft in letzter Linie auf individuelle wirthschaftliche Bestrebungen, beziehungsweise auf ihre einfachsten constitutiven Elemente zurückführt." Menger sagt (Untersuchungen p. 157): „Die letzten Elemente, auf welche die exacte theoretische Interpretation der Naturphänomene zurückgehen muss, sind Atome und Kräfte. Beide sind unempirischer Natur. Wir vermögen uns Atome überhaupt nicht und die Naturkräfte nur unter einem Bilde vorzustellen und verstehen wir in Wahrheit unter den letzteren lediglich die uns unbekannten Ursachen realer Bewegungen. Hieraus ergaben sich für die exacte Interpretation der Naturphänomene in letzter Linie ganz ausserordentliche Schwierigkeiten. Anders in den exacten Socialwissenschaften. Hier sind die menschlichen Individuen und ihre Bestrebungen, die letzten Elemente unserer Analyse, empirischer Natur und die exacten theoretischen Socialwissenschaften somit im grossen Vortheil gegenüber den exacten Naturwissenschaften." Der Wiener Forscher ist demgemäss der Ansicht, dass die These Mills, die Privatwirthschaft als solche sei kein Gegenstand der Wissenschaft, sondern bloss einer der Kunst, unrichtig sei. Für uns ist insbesondere eine Stelle seines Werkes wichtig, in welcher er das finale Moment hervorhebt (p. 264). „Was wir zur Erhaltung unseres Lebens

und unserer Wohlfahrt zu thun vermögen, was in dieser Hinsicht von unserer Macht und Willkür abhängt, ist, jenen Weg von einem streng determinirten Ausgangspunkte zu einem ebenso streng determinirten Zielpunkte so zweckmässig, das ist in unserem Falle so wirthschaftlich als möglich zu durchschreiten." Wir gewahren, dass Menger die Begriffe zweckmässig und wirthschaftlich hier gleichsetzt. Auch Sax erwähnt die wirthschaftlichen Erscheinungen öfter, doch liebt er es, sie mit den Socialerscheinungen zu identificiren. Er sagt (Wesen und Aufgaben der Nationalökonomie p. 6): „Ueber das Wesen der Erscheinungen, deren Inbegriff Volkswirthschaft genannt wird, ist im Allgemeinen der Sache nach zur Zeit wohl ausreichende Uebereinstimmung der Forschung erzielt, wenngleich die von den Autoren gebrauchten sprachlichen Wendungen differiren oder dem Gemeinten zuweilen inadaequat sind. Wir haben es mit einer eigenen Kategorie von Socialerscheinungen zu thun, bei der Theorie der Volkswirthschaft also mit einem Zweige der Socialwissenschaften; einer Socialwissenschaft." Nicht richtig ist die Anschauung, welcher er (a. a. O. p. 12) Ausdruck giebt: „Die so bestimmten Ausflüsse des Strebens des Menschen nach Erhaltung und Entfaltung seines Daseins, das damit gegebene Verhalten des Menschen behufs Sicherung der äusseren Bedingungen seiner Existenz (im vollen Inhalt derselben) sind die ökonomischen Erscheinungen, zum Beispiel Werthanschlag, Kostenrechnung, Arbeitstheilung." Es wird sich uns später, wenn wir das Wesen des wirthschaftlichen Begriffes besprochen haben, klarlegen, dass Sax hier, genau so wie oben bereits Cairnes, wirthschaftliche Begriffe und wirthschaftliche Erscheinungen nicht auseinander zu halten weiss. Dagegen ist er sich der Bedeutung, welche der Erkenntnis der Erscheinungen hinsichtlich der Möglichkeit, die Gesetze des Wirthschaftslebens zu erfassen, zukommt, vollkommen bewusst. Er sagt (a. a. O. 37): „Indem wir in einer tiefer gehenden Analyse die „„einfachsten Elemente"" der Erscheinungen auseinanderlegen und eben nur eines von ihnen isolirt in seinen causalen Verhältnissen beobachten, gelangen wir zu Grundgesetzen der Erscheinungen, welche schlechtweg ausnahmslos gelten, wie das Causalitätsgesetz selbst. Der Weg, auf dem sie gefunden wurden, ist die Induction." Dietzel ist (Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften 1883, S. 9) der Ansicht, dass die Lehre von den allgemeinen Verkehrserscheinungen und Verkehrsbegriffen der Inhalt der Socialwirthschaftslehre sein müsse. Dagegen meint Sax (a. a. O. p. 16), dass das wirthschaftliche Leben der Gesellschaft sich nicht in den Beziehungen der Einzelwirthschaften zu einander und den daraus hervorgehenden Erschei-

nungen erschöpft, sondern erachtet einzelne von ihm selbst angegebene Kategorien, nämlich Gut, Werth, Capital als solche, welche keineswegs blosse Verkehrserscheinungen, resp. Verkehrsbegriffe sind (Verkehr im Sinne von regelmässigen Beziehungen der Einzelwirthschaften,) vielmehr allgemeine ökonomische Erscheinungen darstellen.

Versuchen wir es nun, die Resultate unserer bisherigen Betrachtungen kurz zusammenzufassen. Es giebt ökonomische Erscheinungen. Sie werden vom Willen gesetzt. Sie sind gewollte Erscheinungen, sofern sie als zweckmässige vorgestellt sind. In der Zweckmässigkeit liegt das Kriterion, das sie als ökonomische erkennen lässt. Jede ökonomische Erscheinung lässt sich in Elemente zerlegen: jedes dieser Elemente ist ein System von Einzelerscheinungen, die verschiedenen Gebieten der menschlichen Erkenntnis angehören.

Es erübrigen uns nun bezüglich der ökonomischen Erscheinungen nur noch wenige Fragen. In welchem Verhältnisse stehen die ökonomischen Erscheinungen zu einander? Welche Wirkungen ziehen sie nach sich? Es giebt nur eine reale Verbindung zwischen Erscheinungen: die Causalität. Diese beiden Fragen betreffen somit die Causalitätsverbindung zwischen ökonomischen Erscheinungen, sie betreffen die ökonomische Causalität. Bevor wir uns der Untersuchung über die ökonomische Causalität zuwenden, müssen wir eine andere Erörterung in Angriff nehmen. Die Causalität ist eine Verbindung der Erscheinungen, der ökonmische Begriff ist ein Derivat der einzelnen Erscheinungen abgesehen von ihrer causalen Verbindung. Wir haben uns daher zunächst mit dem ökonomischen Begriffe zu befassen.

Fünftes Capitel.

Der ökonomische Begriff.

Die ökonomische Erscheinung ist, wie im vorigen Capitel dargelegt worden, nie eine einfache, sie ist eine Gesammterscheinung, eine Einheit von Mannigfaltigem, ein Connex von einzelnen Thatsachen. Nun ist aber eine Erscheinung nur insofern ein solche, als sie wahrgenommen wird. Wir haben daher die Beziehung der ökonomischen Erscheinung zur Wahrnehmung ins Auge zu fassen.

Jede Wahrnehmung einer Handlung ist auf zweifache Weise denkbar. Sie kann einerseits vornehmlich Resultat der Selbstbeobachtung sein, sofern das handelnde Subject mit dem wahrnehmenden identisch ist; sie kann aber auch andererseits vorwiegend äusserer Beobachtung entspringen, sofern das handelnde Subject vom wahrnehmenden verschieden ist. In jedem Falle wird die äussere mit der innern Wahrnehmung verbunden sein müssen; denn ohne äussere Wahrnehmung kann das handelnde Subject sich nicht als solches erkennen, ohne innere Wahrnehmung dagegen vermag das beobachtende die Thätigkeit des handelnden nicht zu verfolgen, nicht zu verstehen. Ob nun diesen beiden Wahrnehmungsarten in jedem Sinne Objectives entspreche, wie gross die subjectiven, wie gross die objectiven Elemente in der Vorstellung sein mögen, das sind Fragen, deren genauere Erörterung wir als erkenntnistheoretische der Psychologie überlassen. Für uns ist nur das Eine von Bedeutung, dass die ökonomische Erscheinung als eine existente wahrgenommen wird. Insofern sie nun als ein Nacheinander wahrgenommen wird, ist sie complicirt, insofern dieses Nacheinander als ein Zusammengehöriges in unser Bewusstsein eingeht, ist sie einheitlich. Als Zweckvorstellung ist sie ein psychisches Gebilde mit mehreren Merkmalen, deren jedes auf eine der nacheinander ab-

rollenden Einzelerscheinungen zurückzuführen ist. Das Object der wirthschaftlichen Vorstellung ist also ein Ganzes, an welchem sich verschiedene Wirksamkeiten, die Vortellung selbst ein Ganzes, an welchem sich diesen Wirksamkeiten entsprechende Merkmale unterscheiden lassen.

Die Vorstellung der ökonomischen Erscheinung ist genügend klar, denn wegen des ihr eigenthümlichen finalen Elementes besitzt sie eine hinreichende Bewusstseinsstärke, um von allen anderen unterschieden zu werden, sie ist ferner deutlich und bestimmt, weil ihre Bestandtheile von einander durch Analyse getrennt werden können; ihr Inhalt, der durch die Gesammtheit ihrer Theilvorstellungen und Merkmale gegeben ist, kann auf analytischem Wege leicht in seine Elemente zerlegt werden. Das Moment der Zweckmässigkeit ist unter allen Merkmalen der ökonomischen Vorstellungen das wesentlichste; als wesentliches Merkmal führt es zu den ökonomischen Begriffen. Wieso dies möglich ist, wird eine kurze Darlegung erläutern. Diese wird sich mit drei Problemen befassen: sie wird zuerst erörtern, wie sich die ökonomischen Begriffe bilden, dann wie sie als gebildete geklärt werden, endlich wie der geweilige Zustand der in Klärung befindlichen Begriffe ausgedrückt wird.

I. Die Begriffsbildung.

Wie bilden sich die ökonomischen Begriffe? Immer und überall verstärken sich die Eindrücke mehreren Erscheinungen gemeinsamer und daher sich öfters wiederholender Merkmale im Bewusstsein, während sich die widersprechenden Merkmale gegenseitig verwischen und verdunkeln. Auf diese Weise treten gewisse Merkmale als wesentliche hervor; mit ihnen ist der Begriff gesetzt. Wenn wir sagen, dass das wesentliche Merkmal am Begriffe dasjenige sei, mit welchem er gesetzt ist, das unwesentliche dagegen dasjenige, mit welchem er nicht gesetzt ist, so haben wir damit auf den Begriff jene Definition des Causalverhältnisses angewendet, die Spinoza (Eth. I. ax. 3) formulirte. Spinoza bestimmt nämlich die Wirkung als dasjenige, was mit einem Andern, der Ursache, nothwendig gesetzt und aufgehoben wird. In der That haben wir denn auch in dem wesentlichen Merkmale, mit dessen Setzung die nothwendige Setzung des Begriffes selbst verbunden ist, die Ursache des Begriffes selbst zu erblicken.

Der geschilderte Process der Begriffsbildung lässt sich am ehesten

den von Francis Galton erfundenen Compositionsportraits vergleichen. Galton lässt eine Reihe von Physiognomien eine gleiche Zeit hindurch auf eine lichtempfindende Platte wirken. Auf derselben erscheint schliesslich eine Durchschnittsfigur, eine Deckungsgestalt, welche man, zumal sie sinnlich wahrnehmbar ist, einen Typus nennen könnte, erscheint ein Umriss, der in auffallender Weise mit jenem übereinstimmt, den sich unser Geist als allgemeinen aus der Beobachtung der concreten Erscheinungen zu bilden pflegt. Die Analogie des Resultates lässt zweifelsohne auf eine Analogie des Vorganges schliessen. Wir können uns demgemäss die Begriffsbildung derart vorstellen, dass ein Vorgang, welcher dem der Galtonschen Compositionsphotographie ähnlich ist, uns in die Lage versetzt, aus der bunten Fülle concreter Erscheinungen allgemeine Typen abzuziehen. Diese Anschauung wird wohl für Jene, die sich daran gewöhnt haben, im Apparate des Auges eine Anwendung der camera obscura zu erblicken, nichts Befremdliches an sich haben, zumal auch im Auge ein Analogon für die lichtempfindende Platte in der Netzhaut vorhanden ist. In welcher Art nun die Aufsammlung der Eindrücke innerhalb des Centralnervensystemes erfolgt, ist freilich nicht genauer zu bestimmen. Die besondere Eigenart der Veränderungen innerhalb unseres Nervensystems, durch welche die geistige Thätigkeit bedingt ist, lässt sich nicht mit voller Klarheit angeben. Das ausschlaggebende Hemmnis liegt hier immer in dem Umstande, dass wir das Causalgesetz nicht mit voller Kraft und Sicherheit auf Vorgänge anwenden können, deren Ergebnis erst die geistigen Gebilde, welche wir Vorstellungen nennen, sind, deren Ergebnis erst die Causalität ist

Wenn die Begriffe in der That auf die angegebene Art durch Anhäufung der öfter wiederkehrenden und durch Aussonderung der seltener wiederkehrenden Merkmale, wenn in der That einerseits eine Verstärkung analoger Eindrücke kraft der Wiederholung, andererseits eine Schwächung verschiedener Eindrücke durch wechselseitige Verdunkelung herbeigeführt wird, so können wir hieraus schliessen, dass bei der Begriffsbildung dem Gedächtnisse eine bedeutsame Stelle zukomme. Wir können aus der Art der Begriffsbildung weiter schliessen, dass jeder Begriff nicht zufällig, nicht künstlich, nicht willkürlich, sondern nothwendig entsteht und dass daher die Begriffsbildung als solche nicht durch einen Vorsatz zu verhindern ist. Wir können endlich aus der Art der Begriffsbildung schliessen, dass zu einem auf die Hemmung des dargelegten Processes abzielenden Entschlusse, welcher zu dem eisernen Bestande der extrem-empiristischen Oekonomisten gehört, kein Grund vorhanden sein kann, zumal jeder Begriff,

möge er nun wahr oder falsch, richtig oder irrig sein, nichts Anderes als das nothwendige Ergebnis grösserer oder geringerer Erfahrung ist; reichere Erfahrung klärt den Begriff insofern, als das wesentliche Merkmal sich von unwesentlichen Elementen säubert; dürftigere Erfahrung dagegen bringt nothwendig auch eine mangelhafte Begriffsbildung mit sich. Ist der Begriff aber ein nothwendiges Ergebnis der Erfahrung, so können gerade diejenigen, welche sie schätzen, die Berechtigung des Begriffes nicht regiren. Wie wenig Veranlassung hiezu vorwaltet, zeigt eine Schlussfolgerung, welche besonders für den ökonomischen Begriff von Bedeutung ist. Ist nämlich die Richtigkeit und Adäquatheit eines Begriffes von der Anzahl der Einzelerfahrungen abhängig, die ihn in uns hervorgerufen haben, so ist auch jeder Begriff das Ergebnis einer mehr oder weniger vollkommenen statistischen Beobachtung; je vollkommener dieselbe ist, desto grösser ist der Näherungswert des concreten Begriffes zur Wahrheit, je weniger vollkommen sie ist, desto grösser ist der Entfernungswert des concreten Begriffes von der Wahrheit; dieser Entfernungswert ist es, welcher gemeiniglich Irrthum genannt wird. Im geläuterten Begriffe haben wir es immerdar mit einem Ergebnis zu thun, das die Aufnahme einer grossen Anzahl von Erscheinungen im Intellecte zutage förderte; ein solches Ergebnis ist naturgemäss von dem Gesetze der grossen Zahl abhängig; der Begriff bildet demgemäss das, was der statistische Forscher eine Deckungscurve zu nennen pflegt.

Diese Natur der Begriffe ist um so bedeutungtvoller für die Wissenschaft, als man aus ihr auf den Werth statistischer Beobachtung zu sbhliessen in der Lage ist. Ist nämlich jeder Begriff thatsächlich das Ergebnis der Wirksamkeit von concreten Erfahrungen, das mit der Zahl derselben an Vollkommenheit gewinnt, so ist es auch gewiss, dass die Statistik wirthschaftlicher Erscheinungen uns auf dem Gebiete der ökonomischen Forschung die Begriffe nur bilden und klären, nicht aber dieselben, wie Manche wähnen, auch entbehrlich machen kann. Sind wir also erst in den Besitz wirthschaftlicher Begriffe von unzweifelhafter Klarheit und Bestimmtheit gelangt, so halten wir das Ergebnis eines Processes in Händen, welchen die statistische Untersuchung erst anbahnt; sind wir einmal so weit, so bedürfen wir keiner statistischen Beobachtung mehr, zumal uns diese ja ein solches Resultat nur als ein schliessliches und endliches ergeben könnte.

Es ist von Belang, dass man über den Bildungsprocess der Begriffe klare Anschauungen hege, bevor man auf ihr Wesen eingeht. Wir können daher nicht umhin, hier bereits auf einen weiteren wichtigen Punkt hinzuweisen. Bain lehrt, dass die allgemeinen Begriffe

durch Classification, Abstraction und Definition gebildet werden. Er erblickt somit in der Begriffsbildung das Resultat unserer Initiative, unserer Arbeit, unserer geistigen Spontaneität. Eine solche Doctrin wird wohl der Spontaneität unserer Intelligenz gerecht, vernachlässigt aber, indem sie die ursprüngliche Correlation eines activen und eines passiven Elementes, welches Biran als jeder Wahrnehmung wesentlich zu Grunde legt, ausser Acht lässt, die geistige Receptivität. Die Begriffe bilden sich in uns, wie die Erfahrung lehrt, unabhängig von unserem Willen, unabhängig von unserer möglichen Absicht auf Begriffe; Begriffe entstehen in uns, auch wenn wir nicht die Neigung haben, sie werden zu lassen; sie werden oft nicht, wenn wir uns bemühen, sie zu erzeugen. So kommt es, dass in unserem Gemüthe Ueberzeugungen Wurzel schlagen, deren blosse Existenz uns gefährlich zu werden vermag.

Die wissenschaftliche Thätigkeit des Forschers, welcher darauf ausgeht, in sich adäquate, also objectiv giltige Begriffe zu produciren, ist gleichfalls nicht eine lediglich spontane, sie ist nur eine methodische Wiederholung des natürlichen Vorganges. Der Denker lässt lange und eindringlich seinen Blick auf den Erscheinungen ruhen, welche er zum Gegenstande seiner Erwägungen gemacht hat; er beobachtet; auf diese Art vollzieht sich in ihm die natürliche Wirksamkeit des innern Mechanismus, welchen wir Intelligenz nennen. Je besser dieser Mechanismus functionirt, aber auch je reicher das ihm vorgeführte Material ist, ein desto vollkommeneres Bild der Realität wird sich in ihm ausarbeiten. Begriffliche Zusammenfassungen von Merkmalen können nie, wie beispielsweise Goering glaubt, den Charakter des Zufälligen an sich tragen. Geschähe dies, so wäre ja die Thatsache einer Entwicklung der Wissenschaft unerklärlich. Alle Begriffsbildung beruht freilich auf der Existenz gewisser constanter Verbindungen coexistenter Merkmale, aber diese Existenz gewisser constanter Verbindungen coexistenter Merkmale selbst kann den Begriff in unserem Geiste nicht anders hervorrufen, als durch die Anhäufung des Eindruckes, welcher eben das Constante ausmacht.

Haben wir in dem Begriffe eine nothwendige Erscheinung eine nothwendige Thatsache unseres Innenlebens erkannt, so ist es nicht nur klar, dass er vergebens getadelt, vergebens gemieden werde, dass er sich immer und immer wieder aufs Neue vollziehen müsse, dass er sich nach Massgabe der Erfahrung entwickle, dass die wissenschaftliche Forschung, will sie nicht fehlgehen, den ursprünglichen und natürlichen Weg zu wiederholen habe. Wenn wir wissen, dass dem Begriffe ein Kreis von Erscheinungen entsprechen müsse, welcher durch ein gemeinsames Merkmal als einen Familienzug hervorgehoben wird,

wenn wir wissen, dass er etwas allgemein Giltiges ist, so haben wir hierin auch die Gewähr, dass er, als die Einheit von Verschiedenem, das wesentliche Merkmale verbinden, wahr ist.

Es ist für jeden Kenner der neueren Philosophie müssig, ausdrücklich hervorzuheben, dass die hier dargelegten Anschauungen nicht auf der Lehre von der Association der Vorstellungen beruhen, wie sie insbesondere von Hartley und Mill ausgebildet worden. Die Lehre von der Association der psychischen Gebilde sucht nämlich die Begriffsbildung durch die Verwandtschaft der Eindrücke zu erklären; sie stellt als nicht weiter abzuleitendes Gesetz hin, dass das Aehnliche sich wechselseitig verstärkt, das Unähnliche sich wechselseitig verdunkelt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass dies empirische Gesetz nur eine Erscheinung ist, welche selbst wieder eine Erklärung fordert. Diese Erklärung nun scheint uns in dem Momente der Reiteration, der Wiederholung gegeben, womit denn die Association der Vorstellungen nicht als letztes und Alles erklärendes Glied der Conclusionen, sondern als Folgeerscheinung, als Derivat eines andern weiteren Momentes aufgefasst wird.

Die Art, in der sich die Begriffe überhaupt bilden, muss nothwendig auch an den ökonomischen Begriffen zu beobachten sein. Hinsichtlich dieser müssen wir aber eine wichtige Unterscheidung machen. Das ökonomische Denken ist mit dem ökonomistischen nicht zu verwechseln. Das ökonomische Denken ist das des Wirthschafters, das ökonomistische Denken ist dasjenige des Wirthschaftstheoretikers, der sich eben das des Wirthschafters zum Gegenstande seiner Erwägung gemacht hat. Das ökonomische Denken entwickelt sich vom Einfachen zum Complicirten; es schreitet von der elementaren Verbindung eines Zweckes mit einem Mittel, das geeignet ist, diesen Zweck zu erfüllen, zu immer weiteren Reihen von Mitteln, welche sich ihrerseits einer von einander abhängigen Reihe von Zwecken unterordnen. Das ökonomistische Denken dagegen entwickelt sich umgekehrt vom Complicirten zum Einfachen. Es sucht aus der wirthschaftlichen Erscheinung das ihr Wesentliche herauszuheben, durch das ihr Wesentliche zu ökonomistischen Begriffen, welche die Erscheinungen beherrschen, fortzuschreiten. Der Wirthschafter bedarf seines theoretischen Wissens, um die realen Erscheinungen, welche die Naturkräfte zutage fördern, seinen concreten Zwecken unterzuordnen. Derjenige dagegen, der das Wirthschaften überhaupt und im Allgemeinen zum Objecte seines Denkens gemacht hat, bedarf der theoretischen Einsicht, um die wirthschaftlichen Erscheinungen wirthschaftspolitischen Zwecken unterzuordnen. Der Wirthschafter denkt final, er denkt über Mittel und Zwecke nach, er schätzt ihren Werth ab; der Wirthschafts-

theoretiker beurtheilt das Denken des Wirthschafters über Finales. Beide Arten der Erwägung sind durch wirthschaftliche Begriffe bedingt. Bei beiden giebt das finale Moment den Ausschlag.

Wie wir im vorigen Capitel an einigen Citaten gesehen haben, betrachten namhafte Autoren Werth und Preis, Capital und Capitalzins, Arbeit und Arbeitslohn als ökonomische Erscheinungen. Sind sie dies in der That oder sind hier wirthschaftliche Begriffe für wirthschaftliche Erscheinungen genommen? Die ökonomischen Erscheinungen sind solche der Zweckmässigkeit: es ist folgerichtig auch nothwendig, dass den ökonomischen Begriffen das Moment der Finalität eigen sei. In der Finalität selbst ist also das Moment gegeben, welches an sich die Einheit aller wirthschaftlichen Begriffe, durch seine Modificationen aber die Mannigfaltigkeit derselben begründet. Den ökonomischen Begriffen ist somit wie den ökonomischen Vorstellungen, das finale Moment wesentlich. Das vorzüglichste determinirende Moment dagegen liegt in den Phasen, welche der primäre Erscheinungsprocess durchläuft. In der ersten Phase wird, wie wir im vorigen Capitel am Beispiele des Mannes, der einen Stein aufhebt, um eine Frucht mit demselben herabzuschleudern, gesehen haben, ein Gegenstand appercipirt und als geeignet erachtet, Mittel zu einem Zweck zu sein. Dieser Phase entspricht der Begriff des Gutes. Dasselbe Verhältnis besteht zwischen dem Bewusstsein des Subjectes und der Frucht, die als geeignet erachtet wird, Mittel zum Zwecke der Bedürfnisbefriedigung zu sein. Das Gut wird gewollt. Das ist die zweite Phase. Ihr entspricht der Begriff des Werthes. Der Wille führt zur That, das Mittel, das zum Zwecke führen kann, wird benützt, es wird für den Zweck aufgeopfert. Dieser Phase entspricht der Begriff des Preises. Diese Begriffe, die wir nur beispielsweise anführen, um darzuthun, in welcher Art die ökonomische Begriffsbildung vor sich geht, interessiren uns an dieser Stelle lediglich in Bezug auf ihre formale Bedeutung. Es ist Aufgabe der theoretischen Oekonomik, sie in inhaltlicher Beziehung genauer zu begründen. Erscheinung, das müssen wir festhalten, Erscheinung im strengsten Sinne des Wortes, ist weder Gut noch Werth, noch Preis, weder Capital und Capitalzins, noch Arbeit und Arbeitslohn. Was am Gut Erscheinung ist, das ist der Gegenstand, welcher als Mittel zu einem Zweck betrachtet wird, solange dies eben geschieht; was am Werth Erscheinung ist, das ist das Urtheil, in welchem er ausgesprochen wird; was am Preise Erscheinung ist, das ist der Umstand, dass ein Gut von einer Hand in die andere geht, dass es sich bewegt. Kein Mensch hat je ein Gut gesehen, sondern nur einen Gegenstand, in welchem er ein Gut zu erblicken

vermochte; kein Mensch hat einen Werth gesehen, sondern nur eine Handlung, welche darauf schliessen liess, dass ein bestimmter Wirthschafter einem Gut Werth zuspreche, nämlich die Preisgebung eines andern Gutes um der Erlangung des ersteren willen: kein Mensch hat einen Preis gesehen, sondern nur den Wandel in der Beziehung eines Gegenstandes zu einem andern Gegenstande, nämlich zu einer Person. Eben darum können aber auch Gut, Werth und Preis nicht concrete Erscheinungen sein, sondern abstracte Beziehungen: und weil sie abstracte Beziehungen sind, können sie auch nur als Begriffe in Betracht kommen. Aehnliches gilt von Capital und Capitalzins, Arbeit und Arbeitslohn.

Was ist demgemäss Aufgabe des Oekonomisten? Er hat das Sinnenfällige, das ihm die Beobachtung der thatsächlichen Vorgänge bietet, zu erklären. Was sieht er am Preise? Für ein bestimmtes Gut wird bald mehr, bald weniger gegeben: der Preis steigt und fällt. Die Aufgabe des Oekonomisten geht dahin, zu fragen, wieso er zu dem Begriffe eines Preises gelange, wieso es komme, dass bestimmte Preise steigen und fallen. Der Oekonomist sieht concrete Individuen, concrete Wirthschafter, welche über grosse Mittel verfügen: er nennt sie reich; er sieht concrete Wirthschafter, welche über die Mittel, die geeignet wären, ihre Zwecke zu erfüllen, nicht verfügen; er nennt sie arm. Reich und arm sind wirthschaftliche Begriffe, deren Zusammenhang der Wirthschaftsdenker zu ergründen hat. Er sieht, dass es eine Gesellschaftsschichte von Reichen giebt, er sieht, dass es eine Gesellschaftsschichte von Armen giebt. Hier wird das Verfügen über die Mittel oder das Entbehren derselben zur Massenerscheinung. Indem er diese Massenerscheinung auf sich wirken lässt, klärt sie sich ihm zu Begriffen ab, zu jenem der wirthschaftlichen Macht, zu jenem der wirthschaftlichen Ohnmacht oder des Elends. Der Oekonomist hat den Zusammenhang dieser Begriffe festzustellen. Er hat zu untersuchen, welches die Bedingungen der wirthschaftlichen Macht, welches die Bedingungen der wirthschaftlichen Ohnmacht sind. Versteht er unter Macht und Ohnmacht Grade der wirthschaftliche Energie, so stellt sich ihm in einfacherer Formulirung seine Aufgabe dahin, dass er zu untersuchen hat, welches die Bedingungen der Entfaltung wirthschaftlicher Energie sind. Er hat demnach zu prüfen, unter welcher Bedingung die wirthschaftliche Energie zu einer grossen wird, er hat zu prüfen, unter welchen Bedingungen die wirthschaftliche Energie zu einer kleinen wird. Er hat sich daher zu fragen, warum es ein Elend giebt, ob es nothwendig ist, ob es zu bannen wäre; er sieht, dass das Elend sich vermehrt, er sieht, dass es sich vermindert; es muss unter-

sucht werden, warum es sich vermehrt, warum es sich vermindert. Wir sehen, dass das Elend sich zum Theil auch deshalb vermehrt, weil die Elenden sich vermehren, wir sehen aber auch, dass es sich vermehrt, weil vernichtete Existenzen in die untersten Schichten hinuntersinken. Wir müssen die Vermehrungsfactoren des Elends von einander trennen. Es wäre irrig, wollte man glauben, es wäre in diesem Falle Alles mit Volkszählungen, mit statistischen Daten und Untersuchungen gethan. Was die Statistik uns zu bieten vermag, das ist nur das Mass, in welchem eine bestimmte Massenerscheinung in einem concreten gesellschaftlichen Ganzen vorhanden ist. Das Wesen, die Bedeutung dessen, was wir auf statistischem Wege suchen, vermag uns doch nur die Oekonomik selbst klarzumachen.

Die Behandlung all dieser Probleme ist nur in wirthschaftlichen Begriffen möglich, zumal jedes ökonomistische Problem ein solches in ökonomistischen Begriffen ist. Der Begriff, das ist das Material, mit welchem der Oekonomist zu arbeiten hat. Für das Ergebnis seiner Thätigkeit ist es natürlich von Belang, dass das Material, welchem seine Bemühungen gelten, in tadellosem Zustand sich befinde. Es ist daher nothwendig, dass er, bevor er an so grosse Aufgaben schreitet, sich zunächst eine Herrschaft über die Natur seines Materials aneigne. Dies vermag nur eine genaue methodologische Untersuchung zu vermitteln.

Da der ökonomische Begriff, wie jeder andere, Ergebnis eines Abstractionsprocesses ist, müssen wir an ihm Zweierlei untersuchen. Zunächst haben wir den primitiven Stoff, das Rohmaterial, aus dem er verfertigt ist, hinsichtlich seiner Fähigkeit zu solcher Sublimirung zu betrachten: mit anderen Worten, wir müssen den Zusammenhang des Begriffes mit der Erfahrung ins Auge fassen. Sodann wäre der Process der Sublimirung selbst zu erörtern.

II. Begriff und Erfahrung.

Auf die Bedeutung, welche der Erfahrung in dem Gebiete der Oekonomik beigemessen werden mag, ist schon aus der Art, in welcher die ökonomischen Begriffe sich bilden, zu schliessen. Versteht man nämlich unter einer Vorstellung das geistige Abbild einer concreten Wahrnehmung und unterscheidet man sie dieser Art von dem Begriffe als dem Ergebnis einer Loslösung wesentlicher Merkmale von einer Reihe

von Vorstellungen, so vermag man in einer Untersuchung, welche die Rolle des Concreten in der Wissenschaft zu bestimmen strebt, kaum fehlzugehen. Es ist dies eine Angelegenheit, welche an sich wohl kaum Anlass zu einer eingehenden Erörterung böte, hätten sich nicht im Laufe der jüngsten Decennien Autoren gefunden, die das Wahre und Einfache zu verwirren und zu verdunkeln im Stande waren, Autoren, denen Phänomenologie schon als Wissenschaft gilt. Sie glauben, eine blosse Schilderung thatsächlicher Zustände genüge, um uns den Körper der Oekonomik zu constituiren. Sie glauben, die Beschreibung des Wirklichen, die sie Morphologie nennen, könne uns befriedigende Einsichten in das Wissenschaftsleben bieten.

In jeder Behauptung aber, so übertrieben sie auch sein mag, ist das Körnchen Wahrheit zu suchen, dass in ihr verborgen sein könnte. Auch in der These, dass Phänomenologie Wissenschaft sei, liegt etwas Richtiges. Brentano vertritt die Anschauung, ihm sei die Schilderung eines Dorfes mehr werth als ein ganzes System; und etwas Berechtigtes steckt in der Fülle von Unberechtigten, die in dieser peremtorischen Sentenz aufblüht. Ja, wer ein Dorf, wer die Erscheinungen, die in einem Weiler zu beobachten sind, und wäre dieser noch so klein, vollständig zu erklären wüsste, der hätte in der That nicht nur die Wissenschaft bereichert, er hätte sogar das Welträthsel gelöst. Denn wäre es dem Menschen gegeben, eine Erscheinung vollkommen zu erfassen, sie vollkommen zu erschliessen, so wäre damit auch Alles geleistet, wäre jede Schwierigkeit gemeistert, wäre die Frucht vom Baume der Erkenntnis im eigentlichsten Sinne gebrochen. Wäre es möglich ein Dorf nur ökonomistisch zu erfassen, — die Oekonomik wäre eine fertige Wissenschaft, und nicht nur sie, auch alle übrigen Disciplinen würden den ersehnten Zustand der Vollendung erreicht haben. Wer aber statt zu erklären, bloss beschreibt, der hat, und möge er auch die ganze Welt schildern, schliesslich nur unsere Kenntnis, nicht auch unsere Erkenntnis, schliesslich nur unser Wissen, nicht aber auch unsere Einsicht bereichert. Er hat uns den Stoff zur Wissenschaft gegeben, nicht diese selbst. Ohne Theorie sind wir nicht einmal im Stande uns die Vorgänge in einem Dorfe zu erklären.

Der Empirismus ist durch mehrere mächtige Hilfen zu der Bedeutung gelangt, die ihm seit geraumer Zeit beigemessen wird. Einerseits hat ihn jener Complex von Bestrebungen, welche unter dem Namen des Socialismus bekannt sind, empor getragen, andererseits hat ihn die Nationalitätsidee gefördert. Der Zusammenbruch aller Philosophie und insbesondere der des Hegelschen Systems, die Abneigung, die sich allenthalben gegen das Absolute geltend machte,

verbunden mit dem jugendlichen Aufblühen der Naturwissenschaften, haben auch auf dem Gebiete der Oekonomik eine Reaction gegen die Ueberhebungen des Rationalimus eingeleitet. Aber diese an sich gesunde Bewegung gerieth bald in die Hände von Radicalen, in welchen Begeisterung stärker war als Einsicht. Sie verkannten insbesondere die alte und bereits von Aristoteles gewürdigte Wahrheit, dass jedes Princip nur innerhalb eines gewissen Masses, nur innerhalb gewisser Grenzen Giltigkeit habe. So kam es denn, dass die empiristische Richtung in mannigfacher Hinsicht mit fragwürdigen literarischen Bestrebungen der Neuzeit parallel läuft. Wie die Naturalisten auf dem Gebiete der Belletristik die blosse Beschreibung des Sinnenfälligen bereits für Poesie halten und dieser beflissen zu sein glauben, wenn sie dieselbe womöglich vollständig ausschliessen, so meinen auch diese Oekonomisten der Wissenschaft Genüge gethan zu haben, wenn sie das Bestehende oder Bestandene abbilden, dabei aber das Denken principiell von sich weisen. Es ergeht ihnen dabei freilich ähnlich wie Richard Wagner, den die Schwierigkeit, Melodien zu schaffen, veranlasste, eine Musiktheorie zu begründen, welche die Unmöglichkeit, einer Forderung nachzukommen, in die grundsätzliche Ablehnung dieser Forderung umgestaltete. In der Behauptung, wirthschaftliche Phänomenologie sei bereits Wissenschaft, haben wir es mit einem Zuge zu thun, der in unserer Zeit auch noch nach anderen Richtungen hin sich bethätigt. Die Feindschaft gegen die Theorie wäre wohl auf dem Gebiete der ökonomistischen Theorie selbst nie in dem thatsächlichen Masse möglich gewesen, hätte sich nicht auch ein übermächtiger Staatsmann gefunden, der, selbst ein Staatstheoretiker von bahnbrechender Kraft, überall, wo ihm theoretische Dogmen hinderlich in den Weg traten, die Bedeutungslosigkeit solcher Erwägungen für die praktische Politik mit dem ganzen Glanze seiner eigenthümlichen und hinreissenden Beredsamkeit verfocht.

Es war, wie wir sehen, ein Zusammengreifen mannigfacher Kräfte, welche auf dem Gebiete der Oekonomik den Empirismus, die Anschauung nämlich, dass all' unsere Erkenntnis lediglich auf Wahrnehmungen beruhen sollte, ohne dass in denselben zugleich durch das Denken gewisse allgemein giltige Zusammenhänge ausfindig gemacht würden, Wurzel schlagen liess. Die Urtheile über ihn gehen sehr auseinander; er wird von der einen Seite in den Himmel gehoben, von dem er nichts wissen will, auf der anderen Seite wird seine Berechtigung über Gebühr angezweifelt. Das hat nicht so sehr der Empirismus selbst, das haben seine extremen Vertreter verschuldet, welche die Geschichte als den einzigen Quell priesen, aus wel-

chem Erkenntnis zu schöpfen wäre. Menger und Jevons brachen den Einfluss der extrem-empirischen Richtung. Aber diese beiden hervorragenden Forscher vermochten sich doch dem allgemeinen Gesetze der wissenschaftlichen Entwicklung nicht zu entziehen, nämlich der Nöthigung, nach der entgegengesetzten Seite hin zu übertreiben. Sie hatten immer Recht, aber sie waren nicht immer gerecht. Jevons schlug zu weit in die Welt des Abstracten aus, indem er die Oekonomik zu einem blossen Calcul umzugestalten strebte; Menger dagegen dürfte die Geschichte wohl nicht sachgemäss beurtheilt haben, wenn er findet, dass dieselbe nur die Aufgabe habe, sich ausschliesslich mit individuellen Erscheinungen zu befassen. Es ist, als gäbe es keine Geschichte von allgemeinen Erscheinungen, keine Geschichte der Freiheit, der Demokratie, der Cultur; die Geschichte des Materialismus, die Geschichte der Philosophie, die Geschichte der Kunst, die Geschichte der Literatur, die Geschichte der Oekonomik selbst und innerhalb derselben insbesondere die Dogmengeschichte, widerlegen seine Anschauungen als Thatsachen, als Instanzen.

Mit Recht hebt dagegen Menger (Conradsche Jb. XIX., p. 31) hervor: „Hätten die Bearbeiter der praktischen Disciplinen und die Praktiker die Ansicht Brentanos, dass die Wissenschaft sich darauf beschränken solle, dem Leben seine Entwicklungsprincipien abzulauschen, seit jeher getheilt und zur ausschliesslichen Regel ihres Handelns erhoben, so wäre zu besorgen, dass wir heute noch in dem Leben abgelauschten Höhlen wohnen und mit dem Leben abgelauschten Thierfellen bedeckt wären . . . und die Sklaverei und Leibeigenschaft auch heute noch conservirt haben würden.“ Und vollends trifft Menger geradezu den Nagel auf den Kopf, wenn er in derselben Schrift (p. 11) betont, die Morphologie stehe im Dienste der Theorie. So wirkungsvoll und zugleich so heilsam war sein Eingreifen, dass sogar aus dem Lande, in welchem die Schätzung der Thatsachen zu einem völkerpsychologischen Zuge gehört, eine Verurtheilung der extrem-empiristischen Richtung in dürren Worten hinübertönt. Keynes ruft (Scope and Method of. P. E. p. 202) unwirsch aus: „Facts themselbes leave us the more helpless and mere empirism is the more misleading.“ Das Alles hindert aber nicht, dass auch dieser letztgenannte Autor eine profunde Abneigung gegen die sogenannte absolutistische Behandlung der Oekonomik hegt und ein ferventer Anhänger der Relativität ist.

„Absolut“ und „Relativ“! Das sind gar vieldeutige Begriffe! Der Rationalismus will absolute, der Empirismus relative Wahrheit. Was heisst absolut, was relativ? Den Begriff des Absoluten und seine relative

Berechtigung werden wir im nächsten Abschnitte dieses Capitels näher würdigen; wir haben es hier mit der Erfahrung und ihrer relativen Berechtigung zu thun; eine kurze Erörterung wird uns die absolute Berechtigung des Relativen darthun. Unter dem Relativen versteht man im Allgemeinen das Bedingte, unter dem Absoluten das Unbedingte. In diesem Sinne hat Baco den Ausdruck des Relativen benutzt, um darzulegen, dass die Sinne die Objecte nicht im Verhältnis zum Universum, sondern in der Relation zum Menschen darstellen, dass Gegenstände der Wahrnehmung mithin nur unter der Bedingung eines Subjectes das Gepräge hätten, das wir an ihnen wahrnehmen. Bekanntlich hat Locke die Lehre von der Relativität weiter ausgebildet. Der Standpunkt des Relativismus, welchen Hume, Kant und Mill einnahmen, beruht in der Behauptung, dass wir uns unmittelbar der Empfindung nur als eines Bewusstseinszustandes, nicht aber als des Anzeichens eines vom Bewusstsein unabhängigen Dinges an sich bewusst sind. Aber Hume durchbricht sein Princip der Relativität dadurch, dass er gewissermassen absolute Relativitäten zulässt; er unterscheidet zwei Categorien von Relationen zwischen Ideen, welche zu Urtheilen über dieselben Anlass geben können (Tr. III. 1); er unterscheidet nämlich einerseits solche Beziehungen, welche von den vergleichenden Ideen abhängen, also innere, wesentliche Beziehungen, und solche, welche sich ändern können, ohne Aenderung des Inhaltes der Ideen und unserer Verknüpfungen. Kant durchbricht das Princip der Relativität, das er vertritt, indem er nur die Erfahrung als Quelle der sicheren Einsichten anerkennt. Innerhalb der Erfahrung ist nach Kant freilich Alles relativ, weil innerhalb der Erfahrung seiner Anschauung nach das Causalitätsgesetz herrscht, diesem Gesetze gemäss aber Alles bedingt ist; anders verhält es sich aber mit dem Causalitätsgesetze selbst, mit Zeit und Raum, welche als apriorische und transcendentale Momente, als vor aller Erfahrung gegeben, nothwendig auch unbedingt, also absolut sein müssen. Ebenso verhält es sich mit dem transcendenten Dinge an sich. Mill durchbricht das Princip der Relativität durch sein Princip der Vorstellungsassociation; denn wenn er auch Alles von der Association abhängig zu machen weiss, so ist doch dieses Princip selbst eines, das er nur durch sich selbst, also nicht zu erklären vermag und das demnach als unbedingtes stehen bleibt. Auch Spencer nimmt den Standpunkt der Relativität ein; bei ihm wird die Erkenntnis als eine immanente aufgefasst, daher behauptet, dass das Absolute nicht unmittelbar gegeben sein könne, dass alles Gegebene in untrennbarer Beziehung zum Bewusstsein sich befinde. Er bemüht sich aber auch nachzuweisen,

dass mit der Relativität nothwendig auch ein absolutes Princip verbunden sein müsse, welches wir nicht zu erkennen vermögen.

Es mag wohl auf den ersten Blick scheinen, als hätte die Relativität, von welcher in der Philosophie die Rede ist, mit der Relativität, von welcher in der Oekonomik die Rede ist, nichts zu thun. Dies ist aber bei den von uns dargelegten Beziehungen zur Philosophie unmöglich. Dort wie da ist die Relativität der Erfahrung eigen, dort wie da bedeutet sie etwas Bedingtes. Aber es lässt sich nicht verkennen, dass, wiewohl in beiden Fällen von einer Immanenz die Rede ist, doch der Accent verschieden gelegt wird: In der Philosophie versteht man unter dem Absoluten ein Gedankengebilde, das vorgeblich der Causalität, auf dem Gebiete der Oekonomik dagegen eines, das vornehmlich Zeit und Raum entrückt ist. Wiewohl in beiden Fällen das Relative überhaupt etwas ausdrückt, was nicht allgemein giltig und nothwendig ist, hat es doch auf dem Gebiete der Philosophie mehr den Charakter des Nichtnothwendigen, der Oekonomik dagegen mehr denjenigen des nicht Allgemeingiltigen. Es ist dies ein Unterschied, der um so mehr nur in der Betonung liegt, als Zeit und Raum von der Causalität nicht getrennt werden können. Allein alles Immanente ist relativ: wir haben es in der Oekonomik immer nur mit immanenten Begriffen zu thun: die ökonomischen Begriffe sind daher durchweg relativ.

Das Uebergewicht des Principes der Relativität über das absolute ist leicht zu erklären: die beiden Begriffe stehen selbst in einer Relation zu einander: sie sind Correlate: der Begriff des Absoluten selbst ist somit als Begriff, welcher nicht absolut, sondern nur im Verhältnis zum Relativen Geltung hat, relativ; daher sind denn beide Begriffe relativ und Relativitität der übergeordnete Begriff, die Synthese zwischen Relativität und Absolutheit: demgemäss muss es möglich sein, den Begriff des Absoluten in den des Relativen aufzulösen. Es muss somit möglich sein, nachzuweisen, dass das Absolute im Grunde nur ein Relatives ist. Wäre dies aber nachgewiesen, so wäre damit auch dargethan, dass alles Relative absolut, dass es unbedingt gilt, dass es an nichts eine Schranke findet, als an seiner eigenen Macht. Dieser Nachweis ist keineswegs unmöglich; er ist sogar wirklich; er ist von Kant mit geradezu unsterblichem Scharfsinn geführt worden. Nach den Darlegungen des Königsberger Philosophen ist es gewiss, dass all unsere Vorstellungen immanente, als solche aber relative und bedingte sind. Somit läge in ihnen nichts, was uns veranlassen könnte, etwas Transcendentes, Absolutes und Unbedingtes anzunehmen. All dies ist uns nicht gegeben. Wir gelangen daher zu der Idee des

Transcendenten, Absoluten und Unbedingten lediglich durch die Verneinung des Immanenten, Relativen, Bedingten; wir können somit nur sagen, das, was nicht bedingt ist, ist unbedingt; ist uns aber das Unbedingte nicht in der Erfahrung gegeben, sondern nur durch die Verneinung der Bedingung als Idee möglich, so taucht diese Idee immer in uns auf, sofern wir dem Bedingten eine Grenze setzen. Das Unbedingte ist uns daher ein Grenzbegriff unseres Denkens. Vermöge der Eigenart unserer Vernunft sind wir genöthigt, die Kette der Causalität entweder von der Wirkung zur Ursache, also aufwärts, oder von der Ursache zur Wirkung, also abwärts zu verfolgen. Geht uns auf diesem Wege die Kraft aus, gelangen wir an die Grenze unseres Vermögens, so ist uns das letzte Glied, das wir in Händen halten, das Absolute; es ist nichts an sich Existentes; es ist nur in der Athemlosigkeit des Intellectes gegeben.

Haben wir es nun aber überhaupt nur mit relativen Vorstellungen zu thun und sind die Vorstellungen, mit welchen wir in der Oekonomik zu arbeiten haben, auch nur immanente, relative und bedingte, so gelangt man hinsichtlich der Forderung, dass auf dem Gebiete der Oekonomik nur relative Vorstellungen Eingang finden mögen, zu einem bedeutsamen Ergebnisse. Diejenigen nämlich, welche diese Forderung erheben, haben Recht und Unrecht zu gleicher Zeit; Recht, indem sie transcendente, absolute und bedingte Anschauungen vermieden wissen wollen, Unrecht dagegen, sofern sie glauben, dergleichen Vorstellungen wären je in der Oekonomik wirklich zur Geltung gelangt. Es liegt vielmehr auf der Hand, dass eine absolute Richtung nie zu Worte gekommen, dass immer nur von Bedingungen die Rede gewesen, dass sogar die rationalistische Schule sich immer nur mit Bedingungen, mit Bedingungen der günstigsten Art nämlich, in welcher Güter zu produciren, zu vertheilen und zu consumiren wären, abgeben habe. Gar so absolutische Lösungen, wie die extremen Empiristen uns glauben machen wollen, haben die Oekonomisten des rationalistischen Jahrhunderts uns nicht gegeben. Schon James Stuart schreibt den Satz hin: „Political economy in each country must necessarily be different“; auch Smith ist keineswegs so manchesterlich gesinnt, wie gewöhnlich behauptet wird, er hat vielmehr mit grosser Klarheit darauf hingewiesen, dass der nationale Standpunkt gewahrt werden müsse; er betrachtet sogar die Vertheidigungsfähigkeit als wichtiger als die Wohlhabenheit; freilich ist inbesondere in unserem Zeitalter, in welchem nicht nur Krieg, sondern auch Frieden geführt wird, nicht zu verkennen, dass die Vertheidigungsfähigkeit durch Wohlhabenheit bedingt ist. Auch Malthus kann nicht als ein Schriftsteller aufgefasst werden,

welcher unbedingte Gesetze ausgesprochen hätte: seine Lehren handeln ja nur von Bedingungen; er prüft ja die Abhängigkeit der Volksvermehrung von den Nahrungsmitteln: Ricardo, welcher darlegt, dass die Vermehrung des Arbeiterstandes vom Lohnfond abhänge, hat es gleichfalls mit einer Abhängigkeit zu thun und kann gleichfalls nicht als ein Autor aufgefasst werden, der absolutistische Lösungen der ökonomistischen Probleme gegeben hat. Am wenigsten wird der Vorwurf des Absolutismus Mill zu machen sein, welcher in seiner Logik (B. VI C. X § 2) einen Satz äussert, welchen jeder in der Literatur einigermassen bewanderte Oekonomist Roscher zuschreiben würde. „Zustände der Gesellschaft“, sagt Mill, „gleichen verschiedenen Constitutionen oder den verschiedenen Altersstufen des physischen Körpers; es sind Zustände nicht eines oder mehrerer Organe und Functionen, sondern des ganzen Organismus.“ Noch mehr nähert sich Mill dem Relativismus durch das rückhaltlose Bekenntnis, dass die Oekonomik nur hypothetische Wahrheiten zutage fördern könne: denn hypothetische Wahrheiten, das sind bedingte; bedingte, das sind relative. Unter solchen Umständen erhebt sich die Frage, worin denn jener „Absolutismus der Lösungen“ bestände, welcher dem Doctrinarismus der sogenannten Manchesterdoctrin, welcher dem Rationalismus vorgeworfen wurde und worin er sich von der Relativität, welche insbesondere List betonte, unterscheide. Sind nämlich die Lehren des Rationalismus bedingt, die des Empirismus bedingt, so könnte doch der Unterschied nicht in der bedingten Natur der Lehren bestehen, sondern nur in der Weise, in welcher diese Bedingungen aufgefasst werden.

Dieser Unterschied kann nicht wesentlich sein, sondern nur unwesentlich: die absolutistischen Lehren können nicht toto genere, sondern nur graduell, nicht qualitativ, sondern nur quantitativ von den relativistischen unterschieden sein. In der That sehen wir, dass der Rationalismus aus einer bestimmten Entwicklungsphase heraus nur diese selbst zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht; Mill hebt bereits (Logik B. VI Cap. IX § 4) hervor, in der politischen Oekonomie würden von englischen Denkern empirische Gesetze der menschlichen Natur stillschweigend vorausgesetzt, die nur auf Grossbritannien und die Vereinigten Staaten berechnet wären; unter Anderem werde beständig eine Intensität des Wettbewerbes angenommen, die als eine allgemeine Thatsache des Geschäftslebens in keinem Lande der Welt, ausser in diesen zweien vorhanden wäre. Von diesem Gesichtspunkte aus gelangt Mill im nächsten Capitel seiner Logik dahin, zu betonen, dass in jedem Zeitalter die Haupterscheinungen des gesellschaftlichen Lebens von dem verschieden sind, was sie in vorhergehenden waren,

und noch verschiedener von jedem früheren Zeitalter; er weist auf die fortschrittliche Natur des Menschengeschlechtes hin; er fordert, dass man durch die Erforschung und Zergliederung der allgemeinen Thatsachen der Weltgeschichte das zu entdecken trachte, was man das Gesetz des Fortschrittes nennen könnte; mit andern Worten, er entrollt im Wesentlichen das Programm der evolutionistischen Schule. Der Relativismus unterscheidet sich also vom Absolutismus, der Empirismus vom Rationalismus durch die Betonung des Entwicklungsbegriffes. Die Evolutionisten meinen, es sei nicht richtig, die ökonomischen Verhältnisse, welche den gegenwärtigen Forscher umgeben, in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zu betrachten; dieselben seien auch von der Vergangenheit abhängig; da nun die Bedingungen jeder Erscheinung nothwendigerweise der Zeit nach vor dieser eintreten müssen, der Rationalismus aber die Bedingungen der ökonomischen Erscheinungen ins Auge fasst, betrachtet auch er die Vergangenheit, sofern er eben den regressiven Schluss von der Wirkung auf die Ursache zieht; der Empirismus aber geht weiter in die Vergangenheit zurück; er betrachtet die ökonomische Erscheinung als eine solche, die nicht etwa aus einer Ursache allein entspringt, sondern einem Complexe von Ursachen ihr Entstehen verdankt; der Empirismus fasst somit die Mehrheit der Ursachen ökonomischer Erscheinungen sachgemäss ins Auge. Dadurch bahnt er eine vollständigere, umfassendere Erklärung der Erscheinungen an, welche ihm als Probleme vorliegen; hierin birgt sich denn auch der Grund der Beachtung, welcher dem Empirismus beigemessen werden muss.

Indem der Empirismus insbesondere als Evolutionismus den Begriff der Entwicklung zugleich als heuristisches und constitutives Princip der Oekonomik entfaltete, entging ihm, was wir in der Kritik des Entwicklungsbegriffes bereits dargelegt haben, entging ihm nämlich, dass der Entwicklungsprocess nicht nur selbst einer sei, welcher nicht im Strome der Entwicklung stehen kann, sondern dass sich auch in allem sich Entwickelnden Momente finden müssen, welche während der ganzen Entwicklung dauern und daher gegenüber andern, veränderlichen Momenten einen Vorrang einnehmen. Der Empirismus ist daher zu weit gegangen, wenn er Alles, dessen er ansichtig wurde, in gleicher Weise als in der Entwicklung Stehendes betrachtet; Lassalle, Wagner und Schäffle betrachten Eigenthum, Vertragsrecht und Erbrecht als historische Kategorien, als Wesenheiten, welche gewechselt haben und ferner dem Wechsel unterworfen sind, sie betrachten sie somit, wie Herbart geistvoll sagt, als relative Begriffe, welche Kinder der Zeit sind (Metaphys. p. 303). Mit demselben Rechte könnte ein

Astronom behaupten, es gäbe eigentlich keine Fixsterne, weil alle uns bekannten Sterne, die das Centrum eines Systems bilden, sich bewegen. Ganz richtig; aber gerade durch die Relation ihrer Bewegung zu der ihrer Planeten können die Fixsterne und müssen sie als solche betrachtet werden.

Es wurde von uns ausdrücklich betont, dass die Richtigkeit der Begriffsbildung durch umfassende Erfahrung vermittelt ist. Den Begriff selbst haben wir als Ergebnis einer Anhäufung von Vorstellungsmomenten erkannt. Er beruht somit wesentlich auf demselben geistigen Vorgange, den wir unter dem Namen der Induction kennen: diese fasst jeden wiederholt beobachteten Zusammenhang zweier oder mehrerer Erscheinungen auf. Die Begriffsbildung ist demnach durch den wiederholt beobachteten Zusammenhang einer Erscheinung mit ihr anhaftenden Merkmalen bedingt. Da Begriffsbildung und Induction im Wesentlichen identische Operationen unseres Geistes, Begriff einerseits, Induction andererseit das Product einer Accumulation von Vorstellungselementen sind, ist nichts ungereimter als der Gedanke, dass der Inductionsschluss als etwas dem wissenschaftlichen Denken Förderliches, die Begriffsbildung aber als etwas dasselbe Schädigendes aufzufassen wäre. Der Werth der Erfahrung für die Wissenschaft beruht demgemäss darauf, dass sie der Forschung die wirthschaftlichen Erscheinungen zuführt; das ökonomistische Denken hat diese Erscheinungen sodann nicht mehr hinsichtlich ihrer Merkmale, sondern hinsichtlich ihres Zusammenhangs mit anderen Erscheinungen zu betrachten. Die Erfahrung ist der Kärrner, das Denken der König, welcher baut.

Wird eine Erscheinung nicht bezüglich ihrer Eigenschaften, also ihrer Wirkung auf das Subject, sondern bezüglich ihrer Wirksamkeit auf andere Erscheinungen in Erwägung gezogen, so wird sie als Thatsache betrachtet. Unter einer Thatsache ist also eine Erscheinung hinsichtlich ihrer Causalität zu verstehen. Strebt der Geist, eine Thatsache zu begreifen, so sucht er zu einem pragmatischen Verständnis des Gegebenen durchzudringen. Das Muster des pragmatischen Verständnisses ist in der Physik gegeben. Die empirische Forschungsweise der neueren Physik geht von Thatsachen aus; es wird versucht, diese Thatsachen zu erklären; es wird hiebei nicht beansprucht, dass diese Erklärungsgründe mehr seien als andere Thatsachen; es ist demgemäss natürlich, dass gewisse Thatsachen als letzte Erklärungsgründe unerklärt übrig bleiben. Durch ein solches Vorgehen hofft die moderne Physik sich zu einem rationellen Empirimus entfalten zu können. Der Oekonomist, sonst durch die verschiedenartigsten Umstände im Verhältnisse zum Physiker ge-

fesselt und geknebelt, ist doch in einer Hinsicht besser daran. Die Thatsache nämlich, von welcher die Oekonomik ausgeht, ist nicht nur Sache der Wahrnehmung, sie ist im wahrsten Sinne Sache der That. Wohl wähnt Niemand, dass es möglich sei, mit unseren geistigen Mitteln, welche lediglich zur Selbsterhaltung geschaffen sind, ein absolutes Verständnis der Aussenwelt erlangen und alle Eigenschaften, alle Zustände aus einer einzigen Bestimmung heraus begreifen zu können. Auch der Physiker beruhigt sich ja bei der Annahme einer Vielheit von letzten Eigenschaften. Einigermassen anders verhält es sich mit der Oekonomik. Wohl müssen wir auch hier auf Gedankenelemente stossen, welche sich nicht weiter auf einfachere zurückführen lassen. Allein der Oekonomist ist doch zum Entgelt dafür, dass ihm das Experiment, dieses wichtigste Mittel der Erkenntnis, erschwert ist, im Stande, das Wesen der Erscheinung angeben zu können, die ihn beschäftigt: in dem finalen Momente liegt dieses Wesen, das vermöge der ihm eigenen Kraft die Mannigfaltigkeit der ökonomischen Erscheinungen bildet. Und noch ein Punkt käme in Berücksichtigung. Auf dem Gebiete der physischen Naturerkenntnis kann die Analyse nicht so fruchtbar sein wie auf dem der Oekonomik. Wenn wir auch die Eigenschaften des Sauerstoffes und des Wasserstoffes kennen, so sind uns damit wahrlich nicht auch die des Wassers gegeben. Vereinigen sich Sauerstoff und Wasserstoff zu einem Ganzen, so ist dieses ein Neues, das seiner ganzen Natur nach nichts mit den ihn bildenden Elementen gemein hat. Anders auf dem Gebiet der Oekonomik. Dass zwei Erscheinungen ökonomischer Natur eine ganz neue und eigenartige Erscheinung ergeben könnten, ist nicht denkbar. Dies beruht darauf, dass wir es hier mit Aeusserungen eines Elementes zu thun haben, das sich überall vorfindet und allen Erscheinungsformen zugrunde liegt, mit der Finalität. Wenn demnach Hume lehrt, Alles, was die Vernunft vermöge, sei, die für die einzelnen Erfahrungen geltenden Regeln auf einfachere zurückzuführen und mehrere besondere Wirkungen aus wenig allgemeinen Ursachen abzuleiten, so ist die Vernunft vielleicht nur auf dem Gebiete der Oekonomik im Stande sein Postulat zu erfüllen, ja sogar über dasselbe hinaus vorzudringen. Sie vermag nämlich die vielen besonderen Wirkungen auf nur eine allgemeine Ursache zurückzuführen.

Von dieser günstigen Eigenart kann aber die Oekonomik nicht Gebrauch machen, sofern das Vorurtheil des Oekonomisten, er müsse sich an die Erfahrung und an diese allein halten, sie in ihrer Entfaltung hemmt. Durch Erfahrung allein gelangt der Forscher nur zu einer allseitigen Kenntnis seiner Probleme, keineswegs aber zu

einer Erkenntnis, zu einer Beantwortung der von der Erfahrung gestellten Fragen, zur wahren interpretatio naturae. Der Werth der Erfahrung für die Oekonomik ist nicht gering zu achten, man hüte sich aber, ihn zu überschätzen. Hiezu wird man freilich zu einer Zeit des Rückschlags gegen übertriebene Abstraction nur allzusehr geneigt sein. Wenn die Erfahrung aber auf die Fragen, welche der neugierige und ungeduldige Menschensinn an sie richtet, nicht Antwort zu geben vermag, tritt auch eine Missachtung der Empirie ein und das Wahrheit suchende Gemüth flüchtet sich in die Höhen der Speculation. Auf dem Gebiete der Philosophie ist solcher Umschwung der Geistesströmung wiederholt beobachtet worden. Auch unser Jahrhundert bot uns das Schauspiel solchen Wandels. Einerseits hat sich die Philosophie erst in der Gestalt Hegels, dann in der Hartmanns auf den Schwingen der Speculation in die Lüfte erhoben. Andererseits kriecht die Naturphilosophie, gleich der Oekonomik ihre rationalistischen Orgien bereuend, auf dem Boden der Empirie und sucht durch Akribie zu büssen, was sie durch eine die Schranken der Erfahrung überfliegende Abstraction gesündigt. Eine richtige Schätzung der Erfahrung ist daher gerade in unserer Zeit möglich, da der relative Werth der Thatsache wie jener der Abstraction durch die manigfachen Oscillationen des Denkens hindurch erkennbar geworden, aber sie bleibt darum dennoch überaus schwer. Wenden wir zu diesem Zwecke den Blick für kurze Frist in die Vergangenheit. Locke erklärt, dass alles Wissen nur durch Erfahrung erworben wird. Aber schon dieser Denker hebt hervor, dass die empirische Erkenntnis ihrem Wesen nach immer nur particulär sein könne, weil die nothwendige Verknüpfung der sinnlichen Wahrnehmungs-Elemente zwar als bestehend gedacht, aber nicht gegeben ist, so dass man vom einzelnen Fall aus kein allgemeines Urtheil zu fällen vermöge. Fast in derselben Weise denkt Leibnitz von der Erfahrung. In der Vorrede zu seinen „Neuen Versuchen“ sagt er, die Erfahrung sei nur eine gedächtnismässige Verbindung der Wahrnehmung; er meint, dass das Denken der Thiere solcherart beschaffen sei; der Mensch handle auch wie das Thier, wenn die Folgen der Vorstellungen, welche ihm eigen sind, nur vom Principe des Gedächtnisses abhängig wären; wenn wir nun auch gleich in drei Vierteln unserer Handlungen nur rohe Empiriker wären wie die Thiere, so beruhe doch die Ueberlegenheit des menschlichen Handelns über das thierische darauf, dass dem Menschen doch eine höhere Fähigkeit zu Gebote steht, und dass bei ihm nicht bloss die Erinnerung an das Geschehene, sondern die Erkenntnis der Ursachen massgebend ist. Nach Kant ist jede

Disciplin, sofern sie wirkliche Wissenschaft ist, Erfahrungswissenschaft, aber er betont auch klar, dass in den Begriffen die Kraft der Theorie liege. Herbart dagegen ist der Anschauung, das Denken habe bei der Erfahrung erst einzusetzen, um ihre Erkenntnis, welche an sich roh, widerspruchsvoll und ungefüge sei, zu bearbeiten. Wir sehen, dass die Erfahrung von den verschiedenen Denkern verschieden geschätzt wird; im Laufe des Jahrhunderts, in dem gerade die Erfahrungswissenschaften zu besonderer Blüthe gediehen, hat sich eine Anschauung über den Werth der Erfahrung gefestigt, welche auf dem Gebiete der Oekonomik noch nicht Eingang gefunden hat. Whewell weist darauf hin, dass Ideen sich zu Speculationen verflüchtigen; Beobachtungen allein lieferten kein organisches Wissen. Ohne Denken gebe es keine Verbindung zwischen den Gegenständen; ohne Gegenstände keine Realität. Whewell meint, eine wahre Theorie sei ein Factum, ein Factum sei eine wahre Theorie, mit der man vertraut geworden ist. Beide seien nur Schlüsse, welche wir aus den Phänomenen zögen: was wir Theorie nennen, sei ein bewusster Schluss, was wir Factum nennen, nur ein unbewusster. Was der englische Forscher für die Wissenschaft überhaupt lehrt, gilt auch für die Oekonomik insbesondere. Wenn er speciell ausführt, dass nur durch Reflexion über die auffassende Thätigkeit die Möglichkeit geboten werde, die Formen und die Gesetze kennen zu lernen und dass nur durch die Erfahrung diese Thätigkeit in Bewegung gesetzt werde, weist er damit den Oekonomisten nicht nur im Allgemeinen auf den Standpunkt des rationellen Empirismus, sondern insbesondere auch auf die methodologische Begründung desselben hin. Kaum anders verhält es sich mit einem der modernsten Geister unter den Denkern, mit Taine: scheinbar ist er ausschliesslich Empiriker; nichts steht ihm höher als die Thatsache. Allein nicht jede Thatsache schätzt er der andern gleich, die Thatsachen sind einander nicht gleichwerthig. Taine unterscheidet bezeichnende und nicht bezeichnende Thatsachen; er zieht für die Wissenschaft natürlich die ersten vor. Was ist aber unter einer bezeichnenden Thatsache zu verstehen? Gewiss eine Thatsache, welche für die Artung des Gegenstandes besonders charakteristisch ist, welche geeignet ist, sein Gepräge wahrnehmen zu lassen, seine Natur zu bekunden; gewiss ist die bezeichnende Thatsache nichts anderes als Das, was wir Merkmal nennen. Taine fordert, dass der Forscher die bezeichnenden Thatsachen gruppire, dass er innerhalb jeder Gruppe die dominirenden Thatsachen namhaft mache. Was aber ist unter einer dominirenden Thatsache zu verstehen? Gewiss eine bezeichnende Thatsache, die

allen Thatsachen einer Gruppe gemeinsam ist, also ein gemeinsames Merkmal, also ein wesentliches, also ein Begriff. So sehen wir denn, wie der Begriff auch bei dem gesinnungstüchtigsten Empiristen massgebend, leitend, ordnend wirkt. Den allgemeinen Gesetzen des Denkens, der Nothwendigkeit vermag er sich nicht zu entziehen; er kann das, was Begriff genannt werden soll, nur umtaufen, er kann den Begriff eine dominirende Thatsache nennen. In einem gewissen Sinne ist diese Bezeichnung eine wohlbegründete. Der Begriff ist eine Thatsache; er ist eine dominirende Thatsache. Er ist eine Thatsache, weil er eine Erscheinung unseres Innenlebens ist, die mit Nothwendigkeit unter gewissen, von uns dargelegten Bedingungen eintritt, weil er mit Nothwendigkeit unter gewissen, von uns erst zu erörternden Bedingungen andere Erscheinungen unseres Innenlebens als Wirkungen hervorruft; er ist eine dominirende Thatsache, weil er sich in der Form der Theorie oder Wissenschaft über die Einzelheiten erhebt, um sie behufs der Praxis zu beherrschen.

Hinsichtlich des Werthes der Erfahrung für die Wissenschaft begegnen wir in der exact-realistischen Schule einigen Anschauungen, welche wir an dieser Stelle erwähnen müssen; wir werden uns mit ihnen später eingehender beschäftigen. Menger lehrt (Untersuchungen p. 54): „Die Prüfung der exacten Theorie der Volkswirthschaft ist ein methodischer Widersinn, eine Verkennung der Grundlagen und Voraussetzungen der exacten Forschung, zugleich aber auch eine solche der besonderen Zwecke, welchen die exacten Wissenschaften dienen." Dies ist nun eine Ansicht, welche Sax nicht zu theilen vermag. Der genannte Gelehrte sagt (a. a. O. 38): „Wenn die Ergebnisse der exacten Richtung der theoretischen Forschung mit dem Massstabe des Realismus gemessen, unzureichend und unempirisch genannt werden, so ist damit eben nur gesagt, dass sie an sich, im vollen Sinne des Wortes, unempirisch sind. Sie müssen fortan in den Erscheinungen sich bei der Beobachtung, also durch Erfahrung bewähren und es müsste ein solches exactes Gesetz als unrichtig aufgegeben werden, wenn es mit den Erscheinungen nicht im Einklange stünde." Hier sehen wir einen vollen und unverhohlenen Antagonismus zwischen zwei der vornehmsten Vertreter der exact-realistischen Schule. Dies ist auch ein Punkt, in welchem Keynes, der doch sonst zu Compromissen und Vermittlungen sehr geneigt ist, sich gegen die Mengersche Lehre ablehnend verhält. Er sagt (a. a. O. 214): „It may be said without qualification that political economy, whether having recourse to the deductive method or not, must both begin with observation and end with observation." Ferner (p. 215): „Still it is only partially and temporarily that the econo-

mist can thus remain independent of specific experience." Schliesslich gelangt Keynes (p. 217) zu der Anschauung: „Observation determines the limits of the positive validity of laws deductively obtained."

Es ist dem Empirismus gelungen, insbesondere zwei Thesen einzubürgern, welche wir als solche der Relativität bereits namhaft gemacht haben. Die eine dieser Thesen bezieht sich auf die Relativität jeder Theorie, die andere auf die Relativität jeder Wirthschaft. Man beurtheilt demgemäss heute an einem theoretischen Schriftsteller, zumal wenn er der Vergangenheit angehört, nicht mehr die Wahrheit seiner Lehre allein, man zieht nicht nur den Zweck, welcher ihn zu seinen Behauptungen bewogen haben mag, in Rechnung, man erwägt auch die Zeiten und Umstände, unter welchen jeder Satz geschrieben worden, man liest die Theorien im Lichte zeitgenössischer Thatsachen, man berücksichtigt, dass die umgebende Welt auf den Denker Einfluss geübt und ihn in seinen Ueberzeugungen gebildet hat. (Vgl. Keynes a. a. O. 278.) Das zweite Moment, das der Relativität der Wirthschaftsform wollen wir Keynes formuliren lassen. Dieser Autor sagt (a. a. O. 62, 63): „Hence, in general, a given economic policy can be definitely formulated only for nations having particular economic surroundings, and having reached a certain stage of economic development. Applied to nations, not similarly situated, the policy is likely at least to require modification. It is even possible that what is excellent for a given nation and a given time may be actively mischievous and injurious for another nation, or for the same nation at a different period of its economic history. It follows, similarly, that the value of the economic institutions of the past cannot adequately be judged by reference to existing conditions alone."

So richtig nun auch diese Thesen sein mögen, so behaupten sie denn doch nur, dass irgend eine concrete Theorie nicht die wahre, nicht die richtige, die endliche Theorie, dass irgend eine concrete Wirthschaftsform, nicht die wahre, die richtige, die endliche Wirthschaftsform bilden kann. Und hier wieder ist es die Nothwendigkeit der Begriffsbildung überhaupt, die uns deutlich entgegen tritt. Wenn wir alle concreten Theorien auf uns wirken lassen, so schlägt sich in unserer Vorstellung die Idee von Etwas nieder, was allen relativen concreten Theorien gemeinsam ist; wenn wir alle wirklichen und möglichen Wirthschaften an uns vorüber gleiten lassen, gelangen wir zur Ueberzeugung, dass ihnen gemeinsame Zwecke innewohnen. Merkmale, welche niederen und höheren Entwicklungsformen gemeinsam sind, bilden in uns den nothwendigen Begriff von theoretischen Anschauungen, welche allen Theoretikern gemeinsam sind, von Thätigkeiten,

welche allen Menschen gemeinsam sind. Ein Beispiel wird das erläutern. Wir wissen, dass jedes Individuum ein Gewicht aufweise; es wird wohl kaum zwei Individuen geben, welche, genau abgewogen, ganz genau gleich schwer wären; aber von allen kann man aussagen, dass sie überhaupt ein Gewicht hätten. Dass jeder concrete Mensch ihm eigene Gesichtszüge hat, ist allerdings unstreitig; man wird nicht zwei Menschen finden, die einander in dieser Hinsicht vollständig gleichen; aber darin gleichen sie einander vollständig, dass sie überhaupt Gesichtszüge haben. Es sind also nur die particulären Urtheile, welche als allgemein ausgesprochen und an einer Thatsache der Erfahrung gemessen, sich als particuläre erweisen. Ist ein Urtheil nur gehörig allgemein gefasst, so vermag es auch keine Instanz zu finden, die es umstürzen könnte. Nichts scheint dem Empirismus gemäss annehmbarer, als die Behauptung, dass der Mensch sein Herz links trage; dennoch giebt es Menschen, welche diesen Satz Lügen strafen und zeigen, dass er nicht als ein allgemeiner ausgesprochen werden kann; es finden sich auch Individuen, welchen das edelste aller Organe auf der rechten Seite der Brust pocht. Sollen wir deshalb so weit gehen, um zu sagen, wir könnten überhaupt nichts Allgemeines vom Menschen aussagen? Nichts wäre falscher als das. Der allgemeine Satz liegt hier auf der Hand: Jeder Mensch hat ein Herz; von diesem Satz ist eine Ausnahme nicht denkbar.

Wir sehen, dass der Empirismus nicht falsch, nicht irrig, nicht tadelnswerth ist; er ist nicht eine verwerfliche Art, die wirthschaftlichen Vorgänge zu betrachten; aber er führt nothwendig über sich hinaus. Er ist eine unvollständige Form in der Bereitung der Gedanken; er liefert ein Vorproduct wissenschaftlicher Erkenntnis. Die Erkenntnis der Gesetzmässigkeit in den Vorgängen ist durch die von gewissen unveränderlichen Eigenschaften der Dinge bedingt. Die besondere Pflege, welche der Empirismus im Laufe des letzten Menschenalters gefunden, mag die Forschung gerade zu denjenigen Aufgaben stärken, welche an sie herantreten, weil der Empirismus an sich nicht im Stande ist, theoretische Bildkraft zu bewähren. Vor seinem Walten mochte man sich oft fragen, wo bei einer ökonomistischen Darlegung die Subjectivität aufhöre und das Object, der Gegenstand anfange; Dank dem Empirismus haben wir verlernt, hinter den Dingen mehr zu suchen, als in ihnen wirklich steckt; aber er hat uns nicht auch gelehrt, Alles zu heben, was in jenen verborgen ist. Unser Urtheil über die Erfahrung können wir demgemäss dahin zusammenfassen: ihr Werth liegt darin, dass sie unerlässliche Voraussetzung und Bedingung der Einsicht ist. Die Grenze ihres

Werthes wird dadurch bestimmt, dass sie selbst nicht bereits Einsicht genannt werden kann.

III. Begriff und Abstraction.

Wir haben bereits hervorgehoben, dass es unmöglich wäre, Gesetze einer Wissenschaft aufzufinden, bevor die primitiven Erscheinungen aufgefasst sind. Damit ist die Bedeutung der Beobachtung gegeben, zugleich aber auch die unübersteigliche Grenze ihres Werthes bestimmt. Die Auffassung der Erscheinungen ist nothwendig, um die Wissenschaft zu begründen, sie führt also zur Wissenschaft, aber sie ist nicht selbst bereits Wissenschaft. Die Vorstellung ist eben ein Element der Erkenntnis, nicht aber diese selbst, sie ist ein Mittel zur Einsicht, nicht diese selbst. Daher kann denn auch aus Einzelheiten, die kein Ganzes ergeben, nichts Allgemeines abgeleitet werden. Mit dem Concreten allein ist der Wissbegierde nicht Genüge geleistet. Es mag eine concrete Wahrheit sein, dass Kunz seinen Ackergrund pflüge. Was folgt daraus? Was sind da für Schlüsse zu ziehen? Die Sonderwahrheit, welche einsam für sich dasteht, gleicht einem im Felde vergessenen Vorposten. Kann er für sich allein einen Krieg führen? Schlachten schlagen? Siege erfechten? Das Alles ist nur dem Heere möglich, das mit Sachkunde geführt wird.

Mit dem Begriffe sind wir auf jener Höhe angelangt, von welcher aus wir den Ausblick auf das Allgemeine geniessen. Da der Begriff selbst ein Resultat vielfacher Erscheinungen ist, da er sich aus der Erfahrung bildet als ihre eigenste und edelste Frucht, da die unmittelbare Beobachtung des Lebens nur den Werth hat, dass sie die Begriffe klärt und nur zu diesem Zwecke unternommen wird, da das Sinnenfällige allein Rohmaterial ist, der Begriff dagegen vergeistigtes Ergebnis des ungefügen Stoffes, da die Erscheinung nothwendig ist, um zu Begriffen zu gelangen, der Begriff aber nur möglich ist durch die Erscheinung, kann auch nicht gefragt werden, ob eine concrete oder abstracte Methode vorzuziehen wäre. Da sich die Abstraction aus der Empirie entwickelt, was eben erklärt, wieso es keine Abstraction ohne alle Erfahrung, wohl aber Erfahrung ohne alle Abstraction geben kann, ist jene Frage gleichbedeutend mit der, ob die Kindheit oder die volle Mannbarkeit vorzuziehen sei; kein Kind ist je mannbar gewesen; jeder Erwachsene war einmal Kind; es ist darum allein angemessen, dass man diese beiden Formen in ihrer natürlichen Ordnung

durchwandle. Darum heisst es denn auch auf dem Gebiete der Oekonomik: erst Erfahren — dann Denken. Damit aber ist die Erfahrung an die erste Stelle gebracht, nicht ob ihres höheren Werths, sondern wegen ihrer Mittelbarkeit. Die Abstraction ist ein Zweites, aber darin nicht auch dem Werthe nach Secundäres, sondern im Gegentheile Höheres. Die Abstraction hat nur wissenschaftlichen Belang, wenn sie ein sorgfältig hergestelltes Destillat, eine spirituelle Quintessenz aus dem bunten Kräutergewirre des Concreten ist. Das Concrete dagegen ist nur wissenschaftlich verwendbar, sofern wir aus ihm das Abstacte abziehen können. Weder mit der alleinigen Beobachtung, noch mit dem alleinigen Denken ist Gedeihliches zu leisten, da beobachtendes Denken, denkendes Beobachten, die Vermählung beider allein die Einsicht gewähren kann. Gedankenloses Beobachten, das alles Begriffliche mit Grundsätzlichkeit von sich weist, verwandelt den Tempel der Wissenschaft in eine Trödelbude, in welcher alles kunterbunt durcheinander liegt; Abstractionen, welche den Boden der Erfahrung unter den Füssen verloren haben, bauen chimärische Gebilde in die Wolken hinein. Das Concrete ist die Wurzel, das Abstracte ist die Frucht. Es kann eine Wurzel geben, welche keine Frucht giebt, aber es kann keine Frucht geben, welche nicht durch Wurzeln entstände. Stirbt die Verbindung mit dem Boden ab, so muss auch Alles verwelken und vergehen, was oberhalb der Erde keimt. Vertrocknet die Frucht, so ist das Treiben der Knorren in der Tiefe müssig.

Der Schule, welche die Thatsachen höher setzt als die Begriffe, steht eine andere Schule gegenüber, welche die Begriffe höher schätzt als die Thatsachen. Die beiden Anschauungen sind bekanntlich in einen heftigen Conflict miteinander gerathen. Dies war nur dadurch möglich, dass von einer dieser Schulen oder von beiden vergessen wurde, wie sehr das Princip, welches jede vertritt, des andern zur Ergänzung seiner selbst bedarf. Die Ueberhebung jeder Richtung beruht darauf, dass bald die eine, bald die andere der Ansicht Ausdruck verleiht, der von ihr vertretene Grundsatz habe Anspruch auf ausschliessliche Geltung. Es ist nur die dem Gelehrten eigenthümliche Unduldsamkeit für andere Gesichtspunkte als die seinen, welche Streit verursacht. Der Streit insbesondere, welcher zwischen Anhängern des Concreten und Abstracten ausgebrochen ist, entbehrt jeder tieferen Berechtigung. Es ist, als würden die beiden Seiten einer Medaille darüber zanken, welche von ihnen die einzig berechtigte Bildfläche der Münze wäre. Das Concrete hat nur insofern für die Wissenschaft Werth, als daraus Abstractes zu bilden ist, das Abstracte ist nur

möglich, sofern Concretes vorhanden ist. Concretes und Abstractes, beide ergänzen einander, bedingen einander, stehen in Wechselwirkung zu einander. Bloss empirisches Vorgehen ist an sich undenkbar, wie bloss rationales, da in allem Rationalen ein Beisatz von Empirischen, in allem Empirischen ein Beisatz von Rationalem vorhanden sein muss. Es ist wohl möglich, dass wir uns mit den Daten der Erfahrung, den Thatsachen begnügen. In diesem Falle bleiben wir in der Niederung derselben, ohne sie zu vergeistigen. Thun wir dies nicht, so gelangen wir über die Enge des Concreten nicht hinaus. Dies hat zur Folge, dass wir unsere Erfahrungen nicht verallgemeinern und daher nicht auf ein anderes Concretes anwenden können. Der Weg von einem Concreten zum andern führt eben nur über das Abstracte hinüber. Wollen wir diesen Weg nicht wandeln oder mangelt uns die Kraft hiezu, so können wir von dem Einen keinen Schluss auf das Andere ziehen. Wenn wir aber von dem Einen keinen Schluss auf das Andere ziehen, so sind wir auch ausserstande, einerseits uns zu einer Theorie zu erheben, andererseits ausser Stande, uns eine Theorie zu einer vernünftigen Praxis dienstbar zu machen. Wenn wir die Begriffe, welche uns irgendwie durch das Leben gegeben sind, hinnehmen und sie widerspruchslos zu verknüpfen suchen, gelangen wir zu Urtheilen, welche wohl die Logik zufriedenstellen mögen, aber keine vollkommene Gewähr für ihre Adäquatheit in sich tragen. Sind die Begriffe, welche wir zum Baue verwendet haben, selbst mangelhaft gewesen, so werden wir mittels der vollendetsten formalen Arbeit aus ihnen doch nur ein mangelhaftes Gebäude herzustellen wissen. Nur dann, wenn Anschauung und Denken miteinander in Harmonie stehen, können wir hoffen, uns der Wahrheit wenigstens einigermassen zu nähern. Je mehr sich die Wissenschaft der Analyse als ihrer Methode bedient, desto mehr verdient sie exact genannt zu werden. Nur eine durchdringende Zergliederung der Begriffe und Probleme vermag Klarheit zu schaffen. Nur sie vermag die Structur eines Gedankengebildes zu ergründen. Nur sie ist im Stande, die Schwächen derselben aufzudecken, die Fortbildungsmöglichkeit nachzuweisen. Bloss rationales Vorgehen gleicht dem der Algebra: Wir gelangen durch dieselbe zu Resultaten, deren concrete Erfüllung doch nur durch die Data der Erfahrung möglich ist.

Wenden wir uns nun der anderen Seite unseres Problems zu, der Frage nämlich, welches der Werth der Abstraction für die Oekonomik wäre. In dieser Hinsicht sind die Anschauungen getheilt. Die Einen behaupten, dass ohne Begriffe eine wissenschaftliche Theorie nicht möglich wäre, die Andern wollen sich damit begnügen, das Sichtbare zu schildern. Die Bedeutung der Begriffe für die Oekonomik wird

insbesondere von den extremen Empiristen in Abrede gestellt. Es ist dies eine Lehre, welche übrigens nicht von allen Anhängern der historischen Methode getheilt wird. Ingram sagt beispielsweise (Geschichte der Nationalökonomie p. 290): „Alle Wissenschaft schliesst die Abstraction ein, da jede nach der Einheit in der Vielheit strebt; es handelt sich in jedem ihrer Zweige nur darum, dass die abstracte Theorie den greifbaren Thatsachen gehörig entspreche. Zu diesem Zwecke aber ist es nothwendig, dass man nicht von apriorischen Annahmen ausgehe, sondern von Verallgemeinerungen, welche durch die Erfahrung bewiesen sind.“ Damit ist zwar die sogenannte apriorische Speculation von den Gemarkungen der Oekononmik ausgeschlossen, aber doch immerhin die Berechtigung der theoretischen Abstraction zugegeben. Von älteren Oekonomisten sei hier nur Bagehot erwähnt; Bagehot bemerkt geistreich, derjenige, welcher sich mit dem Wesen des Handelns beschäftigen wolle und dabei nicht an der Hand einer sicheren Methode vorgehe, gleiche Einem, der eine grosse moderne Festung, etwa Metz oder Belfort, durch Sturmlauf überrumpeln wolle; er könne ohne Kanonen nichts ausrichten! „You must have guns to attack the one, and method to attack the other.“ Keynes fügt (a. a. O. p. 197) hinzu: „Bagehot means that we are to proceed, not by the unaided analysis of complex economic facts, but by a synthesis, based on a previous examination of the nature and action of the elementary forces through whose operation the complex facts are produced. The need of an à posteriori investigation of the concrete phenomena themselves, at a certain stage of the reasoning, remains; but no trust is to be put in an à posteriori method pure and simple.“ Damit wäre denn zugegeben, dass wir ohne das begriffliche Element nicht zu einer Wissenschaft der Oekonomik gelangen könnten, damit wäre somit der Werth der Abstraction für die Wissenschaft zugestanden. Keynes sagt über die Methode der abstracten Theorie (a. a. O. 137): „The method of the abstract theory is almost wholly deductive and hypothetical; for though based ultimately on observation, it works from artificially simplified data. The results obtained are in one sense of universal application, since they are ready to be modified to suit particular circumstance as the occasion may arise; but the are in themselves always incomplete, since we cannot by their aid alone adequately understand the economic phenomena of actual life.“ Derselbe Forscher lehrt (a. a. O. 165), die Beobachtung sei nothwendig, um zu bestimmen, wie weit und in welcher Weise ökonomische Motive mit andern verglichen und gegen einander gemessen werden mögen; er meint auch, es seien nothwendig die physikalischen und anderweitigen Umstände,

durch welche die wirthschaftliche Thätigkeit bedingt wird, ins Auge zu fassen; er führt (p. 166) aus: „The knowledge of particular facts ... does not in itself constitute the end and aim of economic science.“ Er steht somit nicht auf dem Standpunkt Jener, welche sagen: „content to observe and classify and describe and name.“ Kaynes plaidirt (a. a. O. 168) dafür, der Oekonomist müsse das Recht haben, über die wirthschaftlichen Erscheinungen nachzudenken, damit er die Gesetze der ursachlichen Verknüpfung entdecke. Die blosse Beschreibung könne eine Wissenschaft nicht bilden. Denn die Wissenschaft sei nothwendigerweise eine Verknüpfung von Ursache und Wirkung. Zu einer solchen gelange man aber nicht ohne Anwendung des Denkens. Beschreibung und Classification seien daher nur eine Voraussetzung (p. 168). Er lehrt hinsichtlich der Erfahrung (a. a. O. 166): „The observation that precedes deductive reasoning is in the main not observation of complex economic facts, but of elementary economic forces and the condition under which they operate. It is by the agency of these forces that complex economic facts are built up.“ Keynes findet (p. 138), dass der abstracten Auffassung die concrete als gegensätzliche gegenüberstehe: die Gesetze dieser concreten Auffassung seien nothwendig durch directe Generalisationen aus der Erfahrung oder durch deductive Methode zu gewinnen: Voraussetzungen und Schlüsse seien immer durch die Erfahrung beaufsichtigt: es handle sich da um Gesetze, welche für eine bestimmte Periode, einen gegebenen Zustand der Gesellschaft giltig sind: solche Gesetze seien meist relativ, nicht universal; die Oekonomik sei somit (p. 139) abstract, insofern sie die besonderen Bedingungen der Zeit, des Ortes und der Umstände vernachlässige, sie werde um so concreter, je mehr sie solche Umstände in Berücksichtigung zieht. Keynes glaubt (p. 140) zwischen beiden wählen zu müssen und entscheidet sich deshalb mit der ihm eigenen Vorsicht für die abstracte Richtung: sie verfüge über logische Prämissen, welche der concreten Richtung abgehen. Er wünscht mit Jevons (Future of. P. E. in der Fortnightly Review, November 1876, p. 625): „Those general laws which are so simple in nature, and so deeply grounded in the constitution of man and the outer world that they remain the same throughout all those ages which are within our consideration.“

Aber wie weit kann, wie weit darf die Abstraction gehen? Wie muss sie beschaffen sein, um für die Wissenschaft fruchtbar zu werden? Das ist der eigentliche Kern der Frage. Der Mensch besitzt weder geistige noch körperliche Flügel, mit denen er sich über der Erde erhalten könnte; hat er sich einmal erhoben, so geschieht dies nur

mit Aufgebot der äussersten Schnellkraft, dann sinkt er wieder nach dem Gesetze der Schwere abwärts. Die Abstraction mag für die Theorie nothwendig sein; das hindert nicht, dass sie überaus mühsam und sogar gefährlich ist. Wie in Göthes „Grenzen der Menschheit" der Sterbliche zwischen Himmel und Erde, so schwebt sein wissenschaftlicher Geist zwischen Vernunft und Erfahrung; sucht er auf der platten Erde der unmittelbaren Wahrnehmung zu fussen, so verliert er die Höhe der Anschauung; erhebt er sich hingegen in die Wolken der Abstraction, so wird er des sicheren Bodens unter den Füssen verlustig. Ueber diesen Widerspruch vermag nur Eines hinwegzuheben: der Geist muss Erfahrung und Vernunft einander so sehr nähern, die Erfahrung so sehr vergeistigen, die Vernunft so mit Erfahrung sättigen, dass alle Gegensätzlichkeit zwischen Beiden schliesslich nur mehr conträrer Natur ist und Beide nicht mehr verschiedene Arten, sondern nur verschiedene Seiten seiner geistigen Thätigkeit bezeichnen. Wie wäre aber dies Ziel zu erreichen? Die blossen Thatsachen sind unlogisch, die blosse Logik entbehrt des Zusammenhanges mit den Thatsachen. Hier gilt es eine Vermittlung zu finden. Dass der platte Empirismus, welcher die Begriffe meidet, verfehlt ist, genau so wie verstiegene Abstraction, welche erfahrungslos drauflos philosophirt, liegt wohl auf der Hand. In dieser Hinsicht stimmt sogar merkwürdigerweise die historische mit der exact-realistischen Richtung überein. Die historische Schule will nicht, dass apriorisch construirt und deducirt werde, sie will vergleichen, über Zeit und Raum hin; das ist ein ganz annehmbares Programm; nur Schade, dass von ihr in der Praxis nur die eine Hälfte derselben erfüllt wird: sie vergleicht wohl, aber nur über die Zeit hin, sie ist nicht eine comparative, empirische, sondern lediglich eine historische Schule. Und gleich der historischen Schule negiert auch Menger den überspannten Rationalismus. Er nennt es (Conradsche Jb. XIX, 2) einen Missbrauch, wenn zum Verständnis der realen Wirthschaftserscheinungen auf dem Wege apriorischer Construction zu gelangen gestrebt wird.

Wir haben uns eines Ausdruckes bedient, der eine nähere Beleuchtung erheischt: wir haben von apriorischer Speculation gesprochen. Apriorisch heisst in der eigenthümlichen Sprache der Philosophie jede Erwägung, von welcher angenommen wird, dass sie vor aller Erfahrung Geltung hätte und daher eine lediglich rationalistische wäre. Gemeiniglich wird Leibnitz als der Begründer des Apriorismus betrachtet; er betonte Locke gegenüber, dass zur Erfahrung Sinnlichkeit und Vernunft gehöre; die erstere bezieht sich auf die Erfahrung, die letztere

spreche Wahrheiten vor aller Erfahrung aus. In diesem Sinne lehrt denn auch Kant, lehrt Schopenhauer, dass eine objective Wahrnehmung nicht ohne Betheiligung einer subjectiven intellectuellen Function möglich sei, diese eben nennen beide Denker apriorisch. Ist es nun überhaupt möglich, auf dem Gebiete der Oekonomik apriorisch zu speculiren? Eine kurze Untersuchung wird uns belehren, dass es mit dem Apriorismus der wirthschaftlichen Begriffe gar schlimm bestellt ist. Zunächst müssen wir hervorheben, dass Alle, die von einer apriorischen Erklärung der wirthschaftlichen Erscheinungen sprechen, sich einer geradezu lächerlichen contradictio in adjecto schuldig machen. Erklären heisst, eine Thatsache auf eine andere, sie bedingende zurückführen. Erklären setzt somit die Causalität voraus. Alle Erklärung ist daher immanent, ist aposteriorisch. Ist nun schon eine apriorische Erklärung überhaupt ein Unding, so ist sie es womöglich noch mehr auf dem Gebiete der Oekonomik. Wir wissen, dass alle ökonomischen Erscheinungen finaler Natur sind. Wir wissen ferner, dass sich die ökonomischen Begriffe nothwendig aus der Erfahrung hinsichtlich wirthschaftlicher Erscheinungen bilden. Es muss also auch ihnen das finale Moment als ein wesentliches zueigen sein. Dieses finale Moment ist aber ein causales: es setzt die Causalität voraus; und insofern er die Causalität voraussetzt, ist jeder wirthschaftliche Begriff ein Erfahrungsbegriff, ein immanenter Begriff. Dass hier von Apriorität im eigentlichsten und strengsten Sinne nicht die Rede sein kann, ist offenbar. Es kann daher auch unter Apriorität auf dem Gebiete der Oekonomik nicht etwa wissenschaftliche Erkenntnis vor aller Erfahrung gemeint sein, zumal ja jede wirthschaftliche Erkenntnis, insbesondere aber alle wirthschaftiche Erkenntnis mit Begriffen, welche aus der Erfahrung abgeleitet sind, also mit Erfahrungsbegriffen arbeitet. Man könnte demnach im besten Falle unter dem Apriorismus wohl nur eine Art der Speculation mit Erfahrungsbegriffen verstehen, bei welchen auf die Erfahrung nicht genügend Rücksicht genommen wird. Erfahrungsbegriffe aber, bei welchen auf die Erfahrung nicht genügend Rücksicht genommen worden ist, sind, wie wir bereits wissen, ihrem Wesen nach unvollkommen, unentwickelt, unausgebildet, aus einer ungenügenden Reihe von Erfahrungen abgeleitete Halbproducte. Solche Begriffe sind eigentlich keine Begriffe, sie sind erst auf dem Wege solche zu werden. Und weil es keine geläuterten Begriffe sind, weil sich in ihnen die wesentlichen von den unwesentlichen Merkmalen der Erscheinungen noch nicht genügend differenzirt haben, sind sie auch für die wissenschaftliche Forschung überhaupt ungeeignet. Die historische Schule kann daher nicht getadelt werden, weil sie den

Gebrauch schlechter Begriffe als zur Forschung ungeeigneter Werkzeuge tadelt. Aber sie versteht ihr eignes Thun nicht, sofern sie glaubt, deshalb auch das Kind mit dem Bade ausgiessen, ihren Hass gegen schlechte Begriffe auf Begriffe überhaupt ausdehnen und demgemäss jede Abstraction meiden zu müssen.

Wie weit kann demnach die Abstraction gehen, ohne unwissenschaftlich zu werden? So weit als sie gehen kann, ohne unklar zu werden, so weit als sie gehen kann, ohne dem Irrthum anheim zu fallen. Viele meinen, dies trete gleich beim ersten Schritte ein, sie glauben, allem Rationalismus Apriorismus vorwerfen zu dürfen. Diese Anschauung entbehrt aller wissenschaftlicher Grundlage; sie ist von Männern ausgeheckt worden, welche sich über den wahren Sinn der Worte, welche sie benützten, nicht Rechenschaft geben konnten. Wenn dem nicht so gewesen wäre, so hätte es ihnen unmöglich einfallen können, alle wissenschaftlichen Aussagen, welche sie des Apriorismus anklagen, auch als hypothetische zu verleumden. Was wir unter dem Hypothetischen zu verstehen hätten und welches der Werth dieser Anschuldigung sei, das werden wir später beim Begriffe der Hypothese genauer erörtern. Hier aber müssen wir bereits hervorheben, dass beide Vorwürfe nicht gleichzeitig von einer und derselben Aussage berechtigt sein können, weil das Hypothetische das Apriorische ausschliesst. Das Apriorische ist das vor aller Erfahrung Giltige; in der Erfahrung ist aber die Bedingung giltig; das Apriorische ist also das Unbedingte. Das Hypothetische ist aber das Bedingte, das Bedingte ist an die Erfahrung gebunden, es ist also nicht apriorisch. Möge nun eine Speculation apriorisch sein oder nicht, hypothetisch sein oder nicht, gewiss ist, dass sie unmöglich apriorisch und hypothetisch zugleich sein kann.

Ein ökonomischer Empirist historischer Observanz wird freilich über dergleichen feine Distinctionen lächeln; ob man jene von ihm denigrirte Forschungsmethode apriorisch oder hypothetisch nenne, so könnte er sagen, das sei ihm einerlei; er wird auf Thünen hinweisen und fragen: sind Thünens Lehren vom isolirten Staate wahr? Diese Frage hiesse den Stier ohne Weiteres an den Hörnern packen. Sie ist eine in mannigfacher Hinsicht peinliche. Antwortet man nämlich mit Ja, so ist damit zugleich für die reine Theorie eine Sonderwahrheit zugestanden, für welche sich in der thatsächlichen Welt kein Correlat findet; antwortet man mit Nein, so ist damit zugegeben, dass jede abstracte Speculation hohl und nichtig sei. Wir werden also zögern — aber schliesslich, eines von beiden müssen die Lehren vom

isolirten Staate schliesslich doch sein, wahr oder falsch! Diesem Dilemma müssen wir eine sorgfältige Untersuchung widmen.

Sind die Lehren Thünens apriorisch? Die Begriffe, welche er zu seiner Speculation benöthigt, sind aus der Erfahrung abgezogen; Industrie, Ackerbau, Viehzucht, Verkehr, das sind alles Vorstellungen, welche nichts mit der reinen Vernunft zu thun haben, sondern lediglich der Niederschlag des lebendigen Lebens sind. Die Empiristen der historischen Schule würden Thünen nicht so sehr als apriorischen Träumer betrachten, würde es ihnen zum Bewusstsein kommen, dass seine Wirthschaftskreise, von aussen nach innen, genau die Stufenfolge menschheitlicher Entwicklung wiederholen, von welcher sie selbst zu erzählen wissen. Würden die Herren über dieses Zusammenfallen ein wenig nachdenken, so würden sie wahrscheinlich an der Wahrheit ihrer Aussage, ein isolirter Staat sei ein blosses Hirngespinst, zu zweifeln beginnen. Thünen ist aber nicht nur nicht apriorisch, er ist auch nicht hypothetisch. Jede Wahrheit gilt, nur relativ und bedingungsweise. Es würde demnach keineswegs ein Beweis für die Unwahrheit einer Theorie sein, wenn sie nur bedingungsweise gälte; denn nur wenn sie bedingungsweise gilt, ist sie überhaupt möglich. Thünen kann also Apriorismus nicht vorgeworfen werden, weil es überhaupt keinen Oekonomisten geben kann, der apriorisch dächte: es kann ihm insbesondere nicht Hypothetismus vorgeworfen werden, weil er sich nicht allein, weil sich Jeder bedingungsweiser Denkart schuldig gemacht hat. Nichtsdestoweniger kann die Thünensche Construction nicht als der Wirklichkeit entsprechend betrachtet werden, weil sie kein Correlat in der Erfahrung aufzuweisen vermag. Ist sie demnach falsch? Keineswegs: obwohl es keine Stadt giebt, welche in ähnlicher Weise von Wirthschaftskreisen umgeben wäre, ist sie keineswegs als irrig zu verwerfen. Ja, giebt es denn noch ein Drittes, das zwischen dem Wahren und dem Falschen stünde?

So unwahrscheinlich, so unlogisch es auch klingen mag, dies Dritte existirt, es ist Wirklichkeit: Wir haben die Begriffsbildung als einen Process erkannt, den Begriff als das jeweilige Ergebnis dieses Processes. Der Begriff, der am Ende des Erkenntnisprocesses stünde und das Begriffsideal bildet, ist uns nicht gegeben. Es ist das Strebeziel des Werdens. Dieses Werden entfaltet sich nicht nur in der Psyche des Einzelnen, es ringt sich durch die ganze Menschheit durch. Eine Generation übermittelt der andern in der Bildung ihre Errungenschaften zur gedeihlichen Weitergestaltung. Jede concrete Generation, jeder concrete Mensch arbeitet daher in seinen geistigen Operationen mit Begriffen, die in Entwicklung begriffen sind. Sofern sie nun ihrer

Natur nach unvollkommen sind, müssen sie auch zum Theil wahr, zum Theil falsch sein. Sie sind nicht adäquat. Sie sind ein Umriss, eine Skizze, ein Versuch. Diese Fluidität der Begriffe ist es, welche Hegel verleitet hat, seine Dialectik zu construiren. Sie ist eine überwundene Stufe des Denkens. Aber ihr liegt eine durch genialen Tiefblick erschaute Wahrheit zu Grunde: die Begriffe sind in der That nicht etwas Festes, Unbewegtes, Ewiges, sie sind Erscheinungen unseres Denkens; als Erscheinungen sind sie veränderlich: als Erscheinungen bewegen sie sich. Der Irrthum Hegels beruhte auf der Annahme, dass sie ausserhalb unseres Denkens und unabhängig von denselben Bestand hätten, dass sie ausserhalb unseres Vorstellungslebens und unabhängig von demselben, von selbstständiger Kraft erfüllt, sich entwickeln könnten. Wir haben gesehen, dass die Begriffsbildung ein Resultat unserer geistigen Reciptivität und Spontanität ist; wir haben gesehen, dass der Forscher, welcher die ihm eigenen Begriffe fortbilden will, den natürlichen Weg ihrer Bildung corrigirend zu wiederholen hat. Diese corrigirende Wiederholung ist die Kritik.

IV. Die Kritik der Begriffe.

Ein Gedanke, der eine Erkenntnis ausdrücken soll, muss einen zureichenden Grund haben, mit Bezug auf den er das Prädicat der Wahrheit erhält. Die Prüfung der objectiven Giltigkeit derjenigen Begriffe, mit welchen die menschliche Erkenntnis operirt, ist Kritik. Kritisch verfährt derjenige, welcher auf einen gegebenen Gedanken ein Kriterion der Wahrheit anwendet, um durch diese Thätigkeit das Richtige vom Falschen zu sondern. Der Kritiker prüft das Gold durch Scheidewasser, er jätet das Unkraut aus, damit auf dem umgepflügten Grunde frische Saat Platz finden könne.

Welches sind nun die Kriterien der Wahrheit? Hume unterscheidet zwei Hauptarten der Erkenntnis, die demonstrative (knowledge), welche auf Vergleichung der Ideeen sich gründet (relation of ideas), und die empirische (probability), welche Thatsachen (matters of fact) voraussetzt. Demgemäss giebt es zwei Kriterien der Wahrheit. Sie sind beide Kriterien der Uebereinstimmung und somit ihrem innersten Wesen nach nur Eines, das in zweifacher Hinsicht angewendet wird. Das erste Kriterion ist das der inneren Uebereinstimmung; es stellt fest, ob ein Begriff nicht in sich selbst widerspruchs-

voll sei. Das zweite Kriterion ist das der äusseren Uebereinstimmung; es stellt fest, ob der Begriff mit der Erfahrung übereinstimme. Es ist die Eigenthümlichkeit des Rationalismus, nur das Kriterion der logischen Uebereinstimmung anzuwenden. Es ist die Eigenthümlichkeit des Empirismus nur das Kriterion der sachlichen Uebereinstimmung anzuwenden. Es ist Sache des rationellen Empirismus beide Kriterien in gleicher Weise ins Spiel zu setzen. Erst wenn man beide Kriterien anwendet, gelangt man zur Unmöglichkeit, das Entgegengesetzte von dem, was sie in der Ueberzeugung befestigt haben, als wahr anzunehmen.

Wenn ein Begriff diesen beiden Kriterien Stand hält, dann hat er das Aeusserste geleistet, was von ihm zu fordern möglich ist. Ist er dann vollkommen? Keineswegs. Er wäre es, stünde es in unserer Macht, das externe und das innere Kriterion mit der vollsten Akribie anzuwenden. Dazu reicht aber unsere geistige Kraft nicht aus: auch sie entwickelt sich, auch sie wächst im Laufe der Geschichte. Die Kritik ist nicht im Stande, die Wahrheit aus der Tiefe zu holen, weil sie ein Instrument ist, das von fehlbaren Händen geführt wird; sie ist somit nur im Stande, die Gedankengebilde, welche einer Generation eigen sind, zu läutern; die Oekonomik vermag uns nicht vollends glückselig zu machen, die Kritik nicht vollends weise; die Oekonomik strebt darnach, uns glücklicher werden zu lassen, die Kritik, uns weiser, einsichtiger zu machen. Sie begnügt sich mit einem Schritte zum Ideale hin.

Ihre wissenschaftliche Bedeutung beruht darauf, dass sie keine Behauptung annimmt, ohne nach ihrem Rechtstitel zu fragen. Dass ein Gedanke existirt, ist für sie kein Grund, sich mit ihm überhaupt zu befassen. Sie fragt zunächst darnach, woher dieser Gedanke seine Existenzberechtigung ableite. Das „unde scis“ ist ihre Maxime. Wir können demgemäss zwischen einer dogmatischen und einer kritischen Behandlung der Oekonomik unterscheiden. Dogmatisch ist die Behandlung, wenn sie sich an das von der Erfahrung Gegebene hält, möge das nun eine Thatsache oder eine Meinung über eine Thatsache sein, ohne die concrete Wahrnehmung oder die concrete Meinung derart von allen Widersprüchen zu läutern, dass eine Anwendung des Ergebnisses auf das wirkliche Leben möglich ist. Kritisch ist dagegen die Behandlung der Oekonomik dann, wenn das Kriterion der Uebereinstimmung auf sie angewandt wird. Der bedeutsame Unterschied zwischen der exact-realistischen und den früheren methodologischen Schulen besteht eben darin, dass die exact-realistische die erste ist, welche darauf Anspruch machen kann, eine kritische genannt zu werden.

Allein ihre Kritik ist zunächst eine vorwiegend rationalistische. Sie ist dies schon deshalb, weil sie wesentlich eine analytische ist. Sie fragt sich zunächst nicht, ob den Begriffen, mit welchen sie arbeitet, auch objective Giltigkeit zukomme; darin hat sie, wie wir sehen werden, Recht und Unrecht. Sie hat darin Recht, weil die Analyse sich immerdar von der Erfahrung entfernt und daher auf sie nicht Rücksicht nehmen kann; sie hat dagegen Unrecht, weil sie bei der Analyse stehen bleibt. Ihre weitere Entwicklung muss demnach dahin führen, dass auch das Kriterion der Uebereinstimmung mit der Erfahrung in ihr zur Geltung gelangt; erst wenn sie sich mit diesem zweiten Gliede, mittels dessen der Weg zur Einsicht zu wandeln ist, versieht, vermag sie zu ihrem Ziele zu gelangen. Nur durch die Vermählung der beiden Momente, welche einerseits in der Anwendung des internen, andererseits in der des externen Kriterions liegen, kann der Fortschritt der exact-realistischen Richtung zu einer rationell-empirischen angebahnt werden.

Der Werth der Kritik für die Wissenschaft kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Zu welchen Fehlgriffen man gelangen kann, wenn man unkritisch verfährt, mag ein kleines Beispiel bekunden, das Keynes entnommen ist. Der genannte Forscher erörtert (a. a. O. 272) die Frage, ob es besser sei, die Wirthschaftsgeschichte vor der Wirthschaftstheorie, oder die Wirthschaftstheorie vor der Wirthschaftsgeschichte zu studiren. Er löst die Streitfrage dahin auf, dass er empfiehlt, sie mögen beide pari passu in das Bewusstsein eingehen. Dabei fügt er wie entschuldigend hinzu: „It is difficult to lay down a general rule applicable to all circumstances.“ Und, wie wenn dies nicht kennzeichnend genug wäre, räth er sofort auch noch einen weiteren Ausweg: er meint nämlich, es wäre immerhin wünschenswerth, wenn eine allgemeine Uebersicht über die Theorie dem Studium der Geschichte vorausginge. Diese Darlegung scheint uns wahrlich das Muster einer unkritischen zu sein. Hält man nämlich fest, dass die Kritik die Aufgabe hat, das Gegebene von Widersprüchen zu säubern, so ist gewiss eine Thätigkeit, welche Widersprüche geradezu hervorbringt, als eine der Kritik entgegengesetzte zu betrachten. Es mag wohl schwierig sein, allgemeine Gesetze zu bieten, welche unter allen Umständen auf Giltigkeit Anspruch machen können, allein es steht ausser Frage, dass auch in dem Rathe, Theorie und Geschichte möge pari passu studirt werden, ein allgemeines Princip niedergelegt ist. Freilich ist nicht zu verkennen, dass es weit davon entfernt ist, für alle Fälle giltig zu sein; es ist vielmehr für keinen Fall von Giltigkeit. Eine solche Aufnahme von Lehrstoff pari passu widerspricht

allen psychologischen Gesetzen. Zudem hebt der Autor seine Aussage sofort durch den Satz auf, dass die Theorie denn doch früher zum Gegenstand der Beobachtung gemacht werden möge.

Die Kritik, welche der Begriffsfortbildung dient, verfolgt nur eine Maxime, die der Uebereinstimmung. Die Unterscheidungen, die in ihr vorzunehmen sind, betreffen die Elemente, welche durch sie in Uebereinstimmung gesetzt werden sollen. Strebt sie danach, ein Gedankengebilde mit sich selbst in Uebereinstimmung zu setzen, so muss sie es zu diesem Zwecke in seine einzelnen Bestandtheile zerlegen und untersuchen, ob jeder zum andern passe. Dies Zerlegen, dies Untersuchen ist analytische Kritik. Sie wird gemeiniglich schlechtweg Analyse genannt. Fragt sich der Forscher, ob ein ihm gegebenes Gedankengebilde mit einem andern ihm von einer andern Seite gegebenen Gedankengebilde übereinstimme, so muss er beide zerlegen und untersuchen, ob die Bestandtheile des einen mit den Bestandtheilen des andern harmoniren. Dies Zerlegen, dies Untersuchen ist dialectische Kritik. Sie wird gemeiniglich Dialectik genannt. Fragt sich endlich ein Forscher, ob ein ihm gegebenes Gedankengebilde mit einem andern ihm eigenen, von ihm selbst vertretenen Gedankengebilde übereinstimme, so müsste er streng genommen von seiner Person absehen und so nach den Regeln der dialectischen Kritik verfahren. Aber die Beirrung, die der Intellect gemeiniglich durch das Bestreben, Recht zu haben, erfährt, veranlasst den Forscher oft, sein eigenes Gedankengebilde, dass ihn ja befriedigt, von vornherein für richtig anzusehen und seine Thätigkeit in einseitiger Weise gegen das fremde Gedankengebilde zu wenden. Würde er nun die Uebereinstimmung zwischen dessen Elementen aufsuchen, so würde er immer noch die analytische Kritik handhaben. In der That ist er aber in vielen Fällen nur darauf bedacht, in dem ihm vorliegenden gegenständlichen Gedankengebilde die Widersprüche ausfindig zu machen. Er wendet polemische Kritik an. Sie wird gemeiniglich Polemik genannt. Wir werden diese drei Arten der Begriffsbehandlung nun näher betrachten.

V. Die Analyse der Begriffe.

Die Analyse ist eine besondere Art geistiger Thätigkeit. Als geistige Thätigkeit überhaupt hat sie einen Zweck. Der Zweck der Analyse liegt in der Klärung eines Gedankengebildes. Sie ist, da sie

einen Zweck hat, selbst ein Mittel. Dies Mittel liegt in der Zerlegung des der Klärung bedürftigen Gedankengebildes in seine elementaren Bestandtheile.

Baco war es, der auf die Analyse mit besonderem Nachdruck hingewiesen; Hobbes hat sie in die Wissenschaft eingeführt; er forderte für die Betrachtung der äusseren Wirklichkeit, dass überall die Erscheinungen in ihre einfachsten Elemente aufgelöst würden, um ihre Gesetze zu bestimmen; aus dem Einfachen sei das Complexe durch blosse Addition und Substraction abzuleiten. Locke unternahm es, diese Forschungsgrundsätze zuerst auf die Vorstellungswelt anzuwenden. Die Analyse dieser Philosophen trug bereits den ihr eigenthümlichen Charakter: sie war lediglich Anwendung des rationalen Kriterions. Dies tritt besonders scharf bei Leibnitz, dem Meister der Analyse zu Tage. Dieser Denker äussert: (Nouveaux essais sur l'Entendement Humain, Avant-propos. Werke. Pariser Ausgabe, 1842. I 19.) „Je reconnais, qu'il n'est pas permis de nier ce qu'on n'entend pas.“ Leibnitz meint damit, nur das könne bejaht werden, was der Vernunft entspreche, nur das also, das in sich verständlich sei. Die Analyse hat seit Leibnitz an Bedeutung nicht verloren. Welches insbesondere der Belang der Analyse für das moderne Bewusstsein wäre, geht aus der Darlegung Wundts hervor, der (Logik und Erkenntnislehre Bd. I p. 136) das Denken überhaupt nur als ein analytisches betrachtet; er sieht im Urtheil nicht eine Verbindung von Begriffen, sondern eine Zerlegung von Gesammtvorstellungen in ihre Bestandtheile. Hat Wundt Recht, so sind jene Oekonomisten, welche jede Analyse als hohle Abstraction betrachten, jede Abstraction als Metaphysik bezeichnen, auf dem besten Wege, sich mit Baco, den sie vorgeblich so verehren und befolgen, in Widerspruch zu setzen, auf die Klarheit und Einheit in Begriffen Verzicht zu leisten, ja sogar das Denken überhaupt zu negiren. Für den Oekonomisten sind insbesondere die Anschauungen Mills über diesen Gegenstand von um so höherem Werthe als sie ja von einem gewiegten Oekonomisten herrühren. Mill legt dar, dass die analytische Begreiflichkeit in allen Fällen nur subjectiven Werth habe. Diese These ist umso weniger unbegründet, als die Analyse, wie wir bereits wissen, lediglich in der Anwendung des rationalen Kriterions besteht, dieselbe aber von der besonderen Artung des Intellectes abhängig ist, der mit dem genannten Intrumente arbeitet. Ist der Analyse darum aller objective Werth abzusprechen? Subjectives, dem Allgemeinheit und Nothwendigkeit eigen ist, darf nicht mit einem Spiel der Phantasie verwechselt werden, das sich nur in einem bestimmten Bewusstsein bethätigt. Betrachten wir demgemäss das Wesen der Analyse näher.

Sie befasst sich mit der Zerlegung der Erscheinungen in ihre Elemente, der Prüfung, welche Wirksamkeit jedem einzelnen Elemente hinsichtlich des Gesammterfolges zuzurechnen wäre. Sofern die analytische Methode es immer mit einer Trennung gegebener Elemente zu thun hat, kann sie nicht eine heuristische, nicht eine synthetische sein; beides nicht, weil sie über das Gegebene nicht hinauszugelangen, sondern sich dasselbe nur zu verdeutlichen strebt. Sie vermag demgemäss nur Erfolge zu haben, wenn das geistige Material, mit welchem sie arbeitet, von der Erfahrung durchtränkt ist. Sie wird aber, auch wenn sie ihr Ziel, nämlich die Verdeutlichung des durch die Beobachtung Gebotenen völlig erreicht, ohne eine Synthese, welche die durch die Analyse getrennten Elemente wiedervereinigt, zu einem vollen Verständnisse der Erfahrung nicht gelangen können.

Da die Analyse manigfache Kräfte, welche in der Erfahrung wirksam sind, eliminirt und nur die übrig bleibenden Elemente als ihren Gegenstand ins Auge fasst, können ihre Erwägungen und ihre Ergebnisse mit der Erfahrung nicht übereinstimmen. Das einzelne, vereinzelte und gesonderte Merkmal, mit dem die Analyse arbeitet, kommt wohl in der Erfahrung vor, aber nicht als vereinzeltes. In der Sonderung aus seinem Zusammenhange ist allerdings ein Moment fallen gelassen worden, dessen Bedeutung wir bei der Erörterung der ökonomischen Causalität näher kennen lernen werden, nämlich die Wechselwirkung. Wahr ist also die Existenz des begrifflich Getrennten in der Erfahrung, falsch ist nur die missverständliche Forderung, dass das Getrennte innerhalb der Erfahrung eine gesonderte Existenz haben müsse, um Anspruch auf wissenschaftliche Giltigkeit zu haben. Weil nun die richtige Analyse mit der Erfahrung grundsätzlich nicht übereinstimmt, kann die Erfahrung sie auch nicht widerlegen; weil die Erfahrung sie nicht widerlegen kann, ist sie auch so, wie sie ist, für die Praxis unbrauchbar, zumal man es in der Erfahrung nicht mit vernunftgemässen Begriffen, sondern mit Erscheinungen zu thun hat. Ob eine Analyse auf Wahrheit beruht, wird also nicht dadurch bestimmt werden können, dass man in Erwägung zieht, ob sie mit der Erfahrung übereinstimme; hier wird vielmehr nur das interne Kriterion, das der inneren Widerspruchslosigkeit, der inneren Uebereinstimmung thätig sein können; aber auch dies wird uns nicht bekunden können, dass unsere Anschauungen hinsichtlich des wirklich Geschehenden richtig sind, sondern nur, dass unsere Begriffe über das wirklich Geschehende widerspruchslos sind. Allein etwas anderes ist es, ob in einer Erwägung, welche noch nicht Theorie ist, sondern erst zu einer solchen führen soll, die Data der Erfahrung wegen der Simplification vernach-

lässigt werden, oder ob man etwas den Daten der Erfahrung Widersprechendes annimmt. Denn in dem einen Falle wird sich ein conträrer Gegensatz zwischen dem Gedachten und der Erfahrung entwickeln, im anderen Falle ein contradictorischer. Geschieht das Letztere, so beweist dies, dass die Analyse möglicherweise richtig gewesen, die Begriffe aber, welche ihren Gegenstand gebildet haben, nicht in richtiger Weise aus der Erfahrung gebildet worden waren.

Das Wesen der Analyse liegt, wie wir angedeutet haben, darin, dass Gegenständliches, von welchem Verschiedenes zutage tritt, in seine Elemente aufgelöst wird. Auch das physikalische Naturerkennen ist nur durch Analyse der Naturerscheinung möglich. König sagt daher in seinem der Entwicklung des Causalproblems gewidmeten Werke: „Warum bedurfte man so vieler verschiedenartiger Kräfte und thätiger Principien? Weil man nicht daran dachte, ein gegebenes Geschehnis in seinen elementaren Phasen zu betrachten, sondern darauf aus war, die Ursache desselben im Ganzen zu bestimmen. Die Analyse ist das methodische Princip der modernen Wissenschaft, in der genialen Anwendung desselben liegt lediglich die Stärke eines Galilei und der ihm folgenden grossen Naturforscher; sie bedingt die Ueberlegenheit dieser Männer über Baco, der trotz seiner klaren Einsicht in das inductive Schlussverfahren doch zu keiner richtigen Auffassung irgendeiner Naturerscheinung gelangte.“ Der genannte Forscher legt weiters an der Hand des Lagrange dar, dass es sich bei Aufstellung des Copernicanischen Weltsystemes und der Keplerschen Gesetze nur um eine möglichst genaue Beschreibung der betreffenden Bewegung, nicht um eine Erklärung ihrer Entstehung gehandelt habe; Galilei sei es gewesen, der zuerst die Analyse der Bewegungen dazu nutzbar gemacht, um die Ursachen derselben zu bestimmen, und umgekehrt aus gegebenen Ursachen die bewirkte Bewegung abzuleiten.

Die moderne Naturforschung, welcher die extremen Empiristen der Oekonomik so gerne abgucken, wie sie sich räuspert und wie sie spuckt, die moderne Naturforschung ist der Analyse keineswegs so feindlich gesinnt, wie ihre pseudoökonomischen Nachäffer. Jeder Physiker weiss, dass die Begriffe der theoretischen Physik nichts Reales bedeuten, sondern nur Hilfsmittel des Denkens sind, Fictionen sind, mittels deren wir uns die Erscheinungen in Zusammenhang zu bringen suchen. Mach hebt daher hervor, dass der Zusammenhang der mechanischen Ursachen und ihrer Wirkungen uns nur als Thatsachen gegeben sind; ein absolutes Verständnis der Erscheinungen sei aus ihnen nicht zu gewinnen. Es wird immer mit einem thatsächlichen Zusammenhang ein anderer substituirt. Das empfiehlt sich aber deshalb, weil eine grosse Summe von Unver-

ständlichkeiten auf eine geringe Summe von Unverständlichkeiten zurückgeführt wird, derart, dass wir in die Lage gerathen, aus wenigen zu Grunde gelegten Gesetzen viele gegebene Zusammenhänge zu erklären. Demgemäss sei es das Axiom der modernen Naturforschung, dass alle Veränderung in der Welt nur scheinbar eine qualitative und in Wahrheit in einer durch Bewegung zu Stande kommenden Aenderung der räumlichen Vertheilung der Elemente bestehe; solcherart reducirt sie alle Causalität auf mechanische im engeren Sinne des Wortes. Dieser bedeutende Naturforscher, welcher (Geschichte und Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit, Prag 1872, p. 25) das Verstehen im Zerlegen erblickt, nimmt, wie wir sehen, das Gegebene nicht hin, er ist nicht dogmatisch gesinnt, er begnügt sich nicht mit Beschreibung, er strebt nach Erklärung, indem er über das, was ihm sinnenfällig vorliegt, durch das Denken hinausgeht. So ist denn beispielsweise die ganze Undulationstheorie Theorie und nichts als Theorie; kein Mensch hat noch die Welle gesehen, in deren Schwingung das Licht bestehen soll; ja es ist sogar selbstverständlich, dass diese Welle nicht sichtbar ist. Dennoch würde kein Physiker es wagen zu behaupten, er glaube an die Wellenlehre nicht, weil sie sich der directen Beachtung entziehe und das Ergebnis eines Vernunftschlusses sei. Man würde ihm darlegen, dass die Undulationstheorie nothwendig sei, dass die Erscheinungen, welche unsere Sinne als Licht, Schall und Wärme afficiren, nicht auf eine andere Weise zu erklären wären. Und würde er antworten, er wolle sie gar nicht erklären, so hätte er dadurch die Wissenschaft selbst geleugnet und das Recht, ernst genommen zu werden, verwirkt.

Die Analyse ist ursprünglich ein eleatischer Grundgedanke. In dieser Schule zuerst wurde die Ansicht ausgesprochen, dass die wahren Elemente der Wirklichkeit selbständig und unveränderlich sein müssen. Der Wechsel des Veränderlichen entgeht dem scharfen Auge des Griechen nicht, aber er übersieht auch nicht das Dauernde im Wandel. Nicht den Eindrücken der unmittelbaren Wahrnehmung schenkt er den vollen Glauben, er sucht vielmehr das sinnenfällig Gegebene auf ein der Wahrnehmung entzogenes Substract zurückzuführen. Wie man sieht, steht das Denken der Eleaten hoch über dem der historischen Schule deutscher Oekonomisten. Jenen fällt es nicht ein, alles, was ihnen Erfahrung bringt, für bare Münze zu halten, und ein Grieche war es denn auch, der den sinnigen Ausspruch gethan, dass die Wahrheit in der Tiefe liege.

Es lässt sich freilich nicht verkennen, dass die extremen Empiristen zu ihren radicalen Anschauungen durch Skepsis geleitet wurden;

sie zweifelten an dem Evangelium der Rationalisten. Diese Empfindung ist an sich gar löblich, aber verwerflich ist es, wenn sich der Forschergeist von Skepsis verleiten lässt leichtgläubig zu werden, wenn er die Beute einer Zweifelsucht wird, die ihn im wahrsten Sinne des Wortes äfft, wenn er dem Denken misstraut, um sich von der Erfahrung am Narrenseil führen zu lassen. Denken und Erfahrung, dass sind Scylla und Charybdis der Forschung. Der kluge Seemann des Mythos ist mitten zwischen den dräuenden Gefahren durchgesegelt. Einem Odysseus des ökonomistischen Forschens würde es bald klar werden, dass das Denken allein ihn betrügen müsse wie die Erfahrung allein, die Erfahrung allein wie das Denken allein, dass er dagegen zu seinem Ziel gelangen könne, wenn er Denken durch Erfahrung, Erfahrung durch Denken controlirt und solcherart eine Schwierigkeit durch die andere bemeistert. Es ist mit anderen Worten nur der rationale Empirismus, welcher die Oekonomik zum Ziel führen kann.

Aus unserer Darlegung dürfte hervorgehen, dass die historische Schule auf dem Gebiete der Oekonomik gewiss die einzige dieses Erdrundes ist, welche das „Tout homme qui pense est un animal dépravé" des Rousseau auf ihre Fahne geschrieben hat. Der sich ihr gegenüberstellende rationale Empirismus wird die Bedeutung der Analyse nie unterschätzen, er wird sie aber auch nicht überschätzen, er wird genau ermitteln, was sie zu leisten vermag, was sie zu leisten ausser Stande ist: er wird von ihr bei Gelegenheit fordern, was sie zu bieten weiss, er wird aber von ihr nie verlangen, was sie ihrem Wesen nach nicht hervorzubringen vermag. Die Analyse hat im Allgemeinen schon deshalb einen bedeutenden Werth für die Forschung, weil sie das Gegenstück der Synthese ist, weil wir einen Vorgang erst dann vollends begreifen, wenn wir ihn zerlegen und wieder zusammensetzen. Der Werth, welcher der Analyse insbesondere auf dem Gebiete der Oekonomik zukommt, hat aber einen anderen Rechtstitel. Auf dem Gebiete der Oekonomik steht der Analyse keine Synthese gegenüber. In der Chemie vermögen wir das Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff zu zerlegen, dann setzen wir die beiden Stoffe wieder zusammen und erhalten Wasser; so gelangen wir zu dem klaren und unzweideutigen Schluss, dass das Wasser aus den genannten Elementen und nur aus ihnen bestehe. In der Oekonomik vermögen wir keine thatsächliche Analyse vorzunehmen, sondern nur eine lediglich gedankliche. Wir können wohl auch im Geist eine Synthese vornehmen; aber da diese als solche nicht eine erfahrungsmässige ist, vermag sie auch nicht mit der Kraft des externen empirischen Kriterions zu wirken. Eben darum, weil die empirische Synthese fehlt, ist der

Oekonomik auch der dircete Rückweg von den Höhen der Abstraction zur Erfahrung abgeschlossen. Dies ist einerseits der Grund, warum die Analyse von den Anhängern der historischen Schule als unempirisch und sogar als metaphysisch verhöhnt wird, dies andererseits aber der Grund, aus welchem die Analyse in der Oekonomik eine noch höhere Bedeutung hat als die anderen Disciplinen. Sie tritt nämlich auf dem Gebiete der Oekonomik vicariirend für das Experiment ein (vgl. Cairnes a. a. O. p. 93).

Mill scheint die Analyse nicht genügend zu würdigen. Ihm ist die Grundlage alles Vertrauens in die Lehren irgend einer concret-deductiven Wissenschaft nicht das apriorische Folgern selbst, sondern das Zusammenstimmen der Ergebnisse desselben mit der aposteriorischen Beobachtung. Dies gilt, den Anschauungen des genannten Denkers gemäss, auch von der Oekonomik, die er ja bekanntlich als eine concret-deductive Wissenschaft betrachtet. Seine Anschauungen wären, getragen durch seine bedeutsame Autorität, überaus massgebend, wiesen sie auch durchwegs ein einheitliches Gepräge auf, wären sie, mit anderen Worten, geeignet, einer eindringenden Analyse Stand zu halten. Mill behaupet (Bd. III C. X u. XI), dass complexe Wirkungen durch einfache Induction nicht erklärt werden können; er fordert aber (B. VI C. 9 § 2), dass die Ursachen gesondert erforscht werden mögen. Er hebt hervor, dass bei socialen Phänomenen die Zusammensetzung das Grundgesetz sei (B. VI C. 7 § 1), dagegen lehrt er (B. V C. 9 § 2), die allgemeinen Gesetze der Oekonomik seien auf einen Kreis von vorausgesetzten Umständen gegründet und sagten aus, wie irgend eine gegebene Ursache unter jenen Umständen wirken würde, vorausgesetzt, dass keine anderen Ursachen mit ihr vereinigt werden. Das gilt, wie Mill hervorhebt, nur von der deductiven Wissenschaft. Aber gerade das zeigt, dass mit der Deduction im Sinne Mills die Oekonomik nicht gefördert werden kann. Sind nämlich die Grundlagen alles Vertrauens in die Oekonomik in der That nicht das apriorische Folgern selbst, sondern nur das Zusammenstimmen der Ergebnisse mit der aposteriorischen Beobachtung, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, dass in die Oekonomik in allen Fällen, in welchen ein Zusammenstimmen mit der Beobachtung ausgeschlossen ist, auch alles Vertrauen ausbleiben müsse. Welches wären nun diese Fälle? Die complexen Wirkungen, welche in der Oekonomik zutage treten, können durch einfache Induction nicht erklärt werden; sie müssen also in anderer Weise in Angriff genommen werden. In welcher Art? Die Ursachen müssen gesondert geforscht werden, das heisst, es muss analytisch vorgegangen werden. Der Rath ist ganz gut, aber wie steht es dann mit

der aposterischen Bewährung? Mill selbst sagt, dass auf dem Gebiete der Oekonomik nur complexe Wirkungen thatsächlich sind; er selbst sagt, dass bei den socialen Phänomenen die Zusammensetzung Grundgesetz sei. Die Wirksamkeit der gesondert erforschten Ursachen wird daher in den complexen Wirkungen nie gesondert beobachtet werden können. In Folge dessen wird der Erforschung gesondert erforschter Ursachen auf immer alle Grundlage des Vertrauens versagt bleiben müssen. Sind nun in der That die allgemeinen Gesetze der Oekonomik auf einen Kreis von vorausgesetzten Umständen gegründet, und sagt sie in der That nur aus, wie irgend eine gegebene Ursache unter jenen Umständen wirken würde, vorausgesetzt, dass keine anderen Ursachen mit ihr vereinigt werden, so kann auf dem Gebiete der Oekonomik nie und nimmer von einer aposteriorischen Bewährung die Rede sein, denn die gegebene Ursache ist in der Erfahrung eben nicht als einzelne gegeben, die Voraussetzung, dass andere Ursachen mit ihr nicht vereinigt werden, ist eine ganz unmögliche und ebenso unmöglich ist die Wissenschaft der Oekonomik selbst, wenn sie nach Mills Grundsätzen aufgebaut werden soll. Versuchen wir es, dem Werth der Analyse für das ökonomistische Forschen gerechter zu werden.

Das moderne Forschungsprincip der Analyse hat als Forschungsmittel der Oekonomik immer nur eine beschränkte Anwendung gefunden; Say erklärte zwar, er habe durch Smith gelernt, wie man die Ursachen und Wirkungen der gesellschaftlichen Erscheinungen in der Natur der Dinge suchen müsse und dabei vermittelst einer gewissenhaften Analyse zum Ziel gelange; auch List findet, die Methode des Smith sei vorzugsweise eine analytische gewesen, aber in der That drangen weder Smith noch Say bis zum Ziele vor, sonst hätte nach ihnen Bagehot nicht wieder auf die Analyse als das Festigungsmittel der Wissenschaft hinweisen können; Bagehot erklärte, die Maxime der Wissenschaft sei es, sich zuerst mit den einfachen Fällen zu befassen, bei welchen Behinderungen der einfachen Wirksamkeit ausgeschlossen werden, dann erst wären die modificirenden Kräfte in Rechnung zu ziehen. Auf Bagehot folgte die Aera der historischen Schule, welche sich mit genauer Beschreibung der socialen Bewegungen beschäftigte, aber zu einer Erklärung ihrer Entstehung nicht durchdrang. Und so kam es denn, dass Menger noch (Jh. f. N. u. St. Bd. XIX p. 2) den Oekonomisten der historischen Schule vorwerfen konnte, sie hätten darauf verzichtet, die complicirteren Erscheinungen zu analysiren. Es ist denn auch das Verdienst Carl Mengers, nach geraumer Zeit, während welcher die Wissenschaftlichkeit der Oekonomik durch die Uebung der sogenannten historischen Methode verdunkelt worden war, zuerst wieder auf

den Werth der Analyse hingewiesen zu haben. Den Anbetern des Concreten, den Verächtern jeglichen Denkens warf er zornig den Fehdehandschuh hin, um darzulegen, dass es sich bei der ökonomischen Forschung vornehmlich darum handle, das Typische festzustellen. Es ist nothwendig, auf seine Ausführungen näher einzugehen, weil dieselben zwar im Grossen und Ganzen eine heilsame Veränderung der Anschauungen hervorgerufen haben, in ihrem positiven Gehalte aber mehrfacher Deutung unterworfen sind.

Menger sagt (Untersuchungen p. 4): „Die Erfahrung lehrt uns, dass bestimmte Erscheinungen bald mit grösserer, bald mit geringerer Genauigkeit sich wiederholen und im Wechsel der Dinge wiederkehren. Wir nennen diese Erscheinungsformen Typen." Menger unterscheidet also (Untersuchungen p. 5) zwischen individuellen und concreten Phänomenen und ihren individuellen, concreten Beziehungen in Zeit und Raum einerseits, und den Typen, den Erscheinungsformen und typischen Relationen derselben, den Gesetzen im weitesten Verstande des Wortes andererseits; er fügt hinzu, die Erforschung der Typen und die typischen Relationen der Erscheinungen sei von geradezu unermesslicher Bedeutung für das menschliche Leben, von nicht geringerer als die Erkenntnis der concreten Erscheinungen selbst. Was sind die Typen, von welchen Menger spricht, hinsichtlich ihrer formalen Bedeutung? Dies scheint uns eine sehr wichtige Frage zu sein.

Die Logik kennt Erscheinungen, Begriffe, Ideen, aber keine Typen; der Ausdruck selbst ist dunkel. Wenn wir ergründen wollen, was der Forscher unter ihm versteht, müssen wir auf seine erkenntnistheoretischen Anschauungen zurückgehen. Menger sagt (Untersuchungen p. 3): „Die Welt der Erscheinungen kann unter zwei wesentlich geschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Entweder sind es die concreten Phänomene in ihrer Stellung in Raum und Zeit und in ihren Beziehungen zu einander oder aber die im Wechsel dieser letzteren wiederkehrenden Erscheinungsformen, deren Erkenntnis den Gegenstand unseres wissenschaftlichen Interesses bildet. Die erstere Richtung der Forschung ist auf die Erkenntnis des Concreten, richtiger des Individuellen, die letztere auf jene des Generellen der Erscheinungen gerichtet und es treten uns demnach entsprechend diesen beiden Hauptrichtungen des Strebens nach Erkenntnis zwei grosse Classen wissenschaftlicher Erkenntnis entgegen, von welchen wir die erstere kurz die individuelle, die letztere die generelle nennen werden." Menger fügt in einer Anmerkung hinzu: „Wir gebrauchen an dieser Stelle den Ausdruck „„individuell"" lediglich, um den Gegensatz zu dem „„Generellen"" zwischen den concreten Erscheinungen und den Er-

scheinungsformen zu bezeichnen. Die Ausdrücke concret und abstract wurden von uns hier absichtlich vermieden, weil sie mehrdeutig sind und den obigen Gegensatz überdies nicht genau bezeichnen.“

Das sind die erkenntnistheoretischen Grundlagen, von welchen Menger ausgeht. Eine genauere Zergliederung derselben wird uns zeigen, dass sie zwar auf der Höhe der modernen Erkenntnis stehen, aber nicht den Anspruch erheben können, ein adäquater Ausdruck der Gedanken zu sein, die durch sie versinnlicht werden sollen. Schon der einleitende Satz, welcher besagt, dass die Welt der Erscheinungen unter wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden könne, scheint bedenklich, denn nicht durch eine Verschiedenheit des Gesichtspunktes unterscheidet sich Concret und Abstract, Individuell und Generell. Wenn wir sagen, es seien hinsichtlich eines Stoffes Gesichtspunkte vorhanden, so meinen wir damit immer, dass es uns freisteht, den Gegenstand bald von der einen Seite, bald von der andern zu betrachten. Ganz anders verhält es sich aber, sofern es sich um eine concrete Vorstellung im Gegensatze zu einem Begriffe handelt. Diese sind nicht nur nicht wesentlich von einander verschieden, zumal sich ja der Begriff aus der Vorstellung entwickelt: man kann auch nicht behaupten, dass wir es hier mit einer Betrachtung ein und desselben Gegenstandes von zwei verschiedenen Seiten zu thun hätten, denn es ist nicht richtig, dass die eine Seite eines Gegenstandes eine concrete, die andere aber eine abstracte sei. Eine solche Anschauung würde einer vollständigen Verkennung dessen, was überhaupt concret oder abstract genannt werden kann, gleichkommen.

Menger spricht (Untersuchungen p. 4) von den Beziehungen zwischen den concreten Erscheinungen. Er sagt: „Auch diese weisen nicht in jedem einzelnen Falle eine durchgängige Besonderheit auf; wir vermögen vielmehr unschwer gewisse bald mehr, bald minder regelmässig wiederkehrende Relationen zwischen denselben zu beobachten, Relationen, welche wir typisch nennen. Die Erscheinungen des Kaufes, des Geldes, des Angebotes und der Nachfrage, des Preises, des Capitals, des Zinsfusses sind beispielsweise typische Erscheinungsformen der Volkswirthschaft, während das regelmässige Sinken des Preises einer Waare infolge der Vermehrung des Angebotes, das Steigen der Waarenpreise infolge der Vermehrung der Umlaufsmittel, das Sinken des Zinsfusses infolge beträchtlicher Capitalsanhäufungen u. s. w. sich uns als typische Relationen zwischen volkswirthschaftlichen Erscheinungen darstellen. Der Gegensatz zwischen dem, was wir generelle und individuelle Erkenntnis der Erscheinungen nennen, ist nach dem Gesagten wohl vollkommen klar.“ Menger nennt

hier Geld, Kauf, Angebot und Nachfrage einerseits Erscheinungen, andererseits Erscheinungsformen der Volkswirthschaft, er unterscheidet also zwischen diesen beiden Ausdrücken; er sagt aber zugleich, die Erscheinungen des Geldes, des Kaufes, des Angebotes und der Nachfrage seien Erscheinungsformen der Volkswirthschaft; er versteht also unter Erscheinung und Erscheinungsform der Volkswirthschaft wieder etwas Identisches. Erscheinung und Erscheinungsform können aber nicht gleichzeitig dasselbe und nicht dasselbe sein. Welches Verhältnis besteht also zwischen ihnen? Wenn wir von einer Erscheinung schlechtweg sprechen, so verstehen wir darunter das Verhältnis eines Gegenstandes, eines Objectes zu unserer Erkenntnis; sprechen wir dagegen von einer Erscheinungsform, so fassen wir das Verhältnis des uns sinnenfälligen Objectes hinsichtlich seiner Beziehung zur Realität ins Auge; sowie wir von Erscheinungsform sprechen, setzen wir einen Gegensatz zwischen der Form und dem Inhalt, dem Wesen voraus. Wenn wir nun sagen, Kauf, Geld, Angebot und Nachfrage seien Erscheinungsformen der Volkswirthschaft, so drängt sich die Frage auf, welcher Inhalt sich mit ihnen birgt, was in der Erscheinungsform erscheint. Daraus folgt, dass wir Erscheinung und Erscheinungsform keineswegs identificiren können; wir können also nicht sagen, die genannten Erscheinungen seien Erscheinungformen.

Der hier hervorgehobene Unterschied zwischen Erscheinung und Erscheinungsformen scheint mit dem von Menger gemachten nicht zusammenzufallen. Es ist vielmehr anzunehmen, dass Menger unter einer Erscheinungsform Etwas verstehe, das zwischen der Erscheinung und dem Begriffe gewissermassen als Mittelding schwebt. So sagt er denn: „Die Gesetze der Erscheinungen besagen selbst in der denkbar realistischesten Auffassung der theoretischen Probleme doch nichts Anderes, als dass Phänomene einer gewissen Erscheinungsform auf solche anderer Erscheinungsformen regelmässig folgen oder aber mit denselben coexistent sind. Hierin also, schon in der Idee von Gesetzen und selbst von empirischen Gesetzen, liegt nun aber bereits nach mehr als einer Richtung hin eine in die Augen springende Abstraction von der vollen empirischen Wirklichkeit. Eine solche liegt schon in dem Umstande, dass in Gesetzen, welcher Art immer dieselben auch gedacht werden mögen, nicht die Aufeinanderfolge oder Coexistenz der concreten Phänomene, sondern von Erscheinungsformen in Frage kommt, somit schon aus diesem Grunde eine Abstraction von gewissen Merkmalen der Erscheinungen in ihrer vollen empirischen Wirklichkeit unausweichlich ist.“ Noch undeutlicher wird aber diese Terminologie wenn wir eine Stelle heranziehen, welche (Untersuchungen p. 6) eine

weitere Unterscheidung macht: Menger sagt hier, ein Volk, ein Staat, eine Genossenschaft, eine Gemeinde seien Individual- und nicht Singularerscheinungen. Er sagt ferner, die Erscheinungsformen des Gutes, des Gebrauchswerthes, des Unternehmergewinnes seien wohl generelle, aber nicht Collectiverscheinungen. Menger macht also an den Erscheinungsformen folgende Unterschiede: er unterscheidet individuale und singulare, generelle und collective Erscheinungen und Erscheinungsformen. Menger sagt Weiters (a. a. O. p. 104): „Die realistische Richtung der theoretischen Forschung hat die Aufgabe, die Typen und typischen Relationen der realen Erscheinungen zu erforschen, sie sollen uns die Erscheinungsformen der sich wiederholenden Relationen der realen Erscheinungen zum Bewusstsein bringen. Wie vermöchte sie bei der Lösung dieser Aufgabe unbeeinflusst zu bleiben durch die Thatsache, dass jene Phänomene, deren generelles Wesen und deren generellen Zusammenhang sie festzustellen hat, selbst wandelbar sind!" Ferner sagt der genannte Forscher (a. a. O. 107): „Die realen Erscheinungen der menschlichen Wirthschaft weisen eine Entwicklung auf, welche sich uns einerseits als eine solche der individuellen Erscheinungen, andererseits als eine solche der Erscheinungsformen darstellt. Dieser Umstand hat einen unleugbaren Einfluss auf die Ergebnisse der realistischen Richtung der theoretischen Forschung auf dem hier in Rede stehenden Gebiete der Erscheinungswelt. Dieser Einfluss macht sich sowohl bei Feststellung des generellen Wesens (der Realbegriffe), als auch bei jener des generellen Zusammenhanges (der empirischen Gesetze) der wirthschaftlichen Erscheinungen geltend: in erster Beziehung, indem die Realbegriffe der Typen der wirtschaftlichen Erscheinungen erst dann den Verhältnissen adäquat sind, wenn wir das Wesen der bezüglichen Erscheinungen nicht lediglich in einem bestimmten Momente, sondern in der Totalität ihrer individuellen Entwicklung, beziehungsweise der Entwicklung ihrer Erscheinungsformen uns zum Bewusstsein bringen." Und weiters: „Die exacte Forschung führt die realen Erscheinungen auf ihre einfachsten streng typisch gedachten Elemente zurück und sucht die streng typischen Relationen, die Naturgesetze dieser letzteren festzustellen (a. a. O. 115).

Halten wir diese Stelle mit der auf Seite 107 desselben Werkes befindlichen zusammen, so sehen wir zunächst klar, dass Menger unter dem Typischen nichts Anderes als das Begriffliche verstehe; wir sehen aber auch weiters, dass er unter den typischen Relationen bald empirische, bald Naturgesetze begreift, dass er also beide miteinander identificirt. Er spricht (p. 34) von den typischen Relationen, indem er sie schlechthin mit den Naturgesetzen gleichsetzt, an einer andern Stelle (p. 115)

spricht er von typischen Relationen und den Naturgesetzen dieser lezteren. Man wäre geneigt, unter solchen Umständen mit Sax (a. a. O. 34, 5) anzunehmen, Menger habe an den angeführten Stellen behaupten wollen, dass die Wissenschaft mit Begriffen und Gesetzen zu operiren habe; allein Menger definirt ausdrücklich (a. a. O. 6) die Begriffe lediglich als sprachliches Abbild der Erscheinungen, respective der Erscheinungsformen, womit freilich in Widerspruch steht, dass er (a. a. O. 105) von einem Realbegriffe eines Arbeiters spricht.

Die Frage, was unter den Typen Mengers zu verstehen sei, ist einer um so dringenderen Untersuchung bedürftig, als sich der Anhang, welchen Menger insbesondere in Italien gefunden, dieses Ausdrucksmittels mit besonderer Vorliebe bedient und es in die wissenschaftliche Sprache einzugehen beginnt. (Vergl. Pantaleoni Principii di Economia pura, p. 10, 14, 17.)

Unter einem Typus versteht man im Allgemeinen eine Form, nach der etwas gestaltet ist. Dies war die Bedeutung des fraglichen Wortes in der Philosophie. Noch Locke wendet es in diesem Sinne an. Locke unterscheidet demgemäss zwischen einem speciellen und einem typischen Dreieck, er nennt den Idealbegriff archetypisch, den Realbegriff ektypisch, Hume erblickt im menschlichen Willen das Prototyp der Causalität überhaupt. Diese Vorstellung von einer Idee, welche der Zeit nach vor der concreten Erscheinung existirt, die nach ihr gebildet wird, ist eine wesentlich anthropomorphistische; sie geht von der Voraussetzung aus, dass der Schöpfer der realen Naturerscheinungen ähnlich vorgehe wie der Künstler, welchem die Absicht vorschwebt, nach welcher er seine Gestalten formt. Je mehr der Rationalismus vom modernen Empirismus verdrängt wurde, destomehr verschwand der Begriff des Typus aus der philosophischen Sprache. In einigen Gebieten des empirischen Denkens vegetirt er indessen fort. Der Naturforscher spricht wohl vom Typus eines Thieres, der Arzt vom typischen Charakter einer Krankheit. Dass sie dabei thatsächlich von einem Urbilde reden, nach welchem das concrete Lebewesen, die concrete Krankheit gebildet worden sein soll, das entgleitet dem modernen empirischen Bewusstsein; der Inhalt des rationalistischen Wortes hat sich eben dem empirischen Zeitalter angepasst. Der Naturforscher versteht demgemäss unter einem typischen Bilde eines Lebewesens die Gesammtheit und den Inbegriff derjenigen Eigenschaften, welche man in der Regel an seinesgleichen wahrzunehmen pflegt; eine ähnliche Vorstellung verknüpft der Kliniker mit dem Worte, wenn er ein Symptomenbild entwirft und vom typischen Charakter einer Krankheit spricht. Whewell, welcher auf dem Gebiete der Erfahrungswissen-

schaft gewiss eine grosse Autorität beanspruchen darf, definirt demgemäss den Typus als das Muster irgend einer Klasse, beispielsweise einer Species, eines Genus, in dem man den Charakter der Klasse vorzugsweise ausgeprägt findet. In allen diesen Bedeutungen hat der Typus das Gepräge eines begrifflichen Niederschlages, einer Anhäufung von Beobachtungen und Erfahrungen, in allen diesen Fällen entspricht er dem Galtonschen Compositionsportrait, welches ja Typen liefert, in allen diesen Fällen entspricht er dem Begriffe. Nicht anders kann es auch gemeint sein, wenn von typischen Erscheinungen, typischen Relationen die Rede ist; auch bei wirthschaftlichen Erscheinungen muss sich das wesentliche Merkmal durch Vervielfältigung des Eindruckes verstärken, müssen sich die unwesentlicheren Merkmale durch seltenere Wirksamkeit gegenseitig aufheben und schwächen. Das Gesammtergebnis ist dann ein Bild, welches im Intellecte übrig bleibt, ein Bild, das in gewissen wesentlichen Zügen jeder concreten Erscheinung ähnlich sein muss. Dieses Bild ist der Typus einer wirthschaftlichen Erscheinung; dieser Typus aber ist seiner formalen Natur nach nichts anderes als ein Erfahrungsbegriff. In dieser Hinsicht ist es kennzeichnend, dass auch Block, welcher Menger im vollsten Umfange gerecht wird, das Typische, von welchem dieser spricht, für das Allgemeine oder Gemeinsame in einer Reihe von Fällen hält (Progrès de l'Ec. P. p. 11). Wir können somit annehmen, dass wir Menger nicht missverstehen, wenn wir sagen, er sei der Anschauung, dass die exactrealistische Methode es mit den Erfahrungsbegriffen der wirthschaftlichen Erscheinungen zu thun habe: denn nur dies können die Ausdrücke der typischen Begriffe besagen. Dies ist nach zwei Richtungen hin von Belang, erstlich nämlich hinsichtlich der Stellung, welche die typische Auffassung gegenüber der Geschichte, zweitens hinsichtlich der Stellung, welche die typische Auffassung gegenüber der Bewährung durch Erfahrung einnimmt. Der erste Punkt ist leicht erledigt. Wenn wir im Einklange mit Menger die Oekonomik als eine Wissenschaft auffassen, welche die Aufgabe hat, die typischen Erscheinungen und typischen Zusammenhänge des Wirthschaftslebens darzustellen, so ist der historische Gesichtspunkt keineswegs ausgeschlossen. Die Geschichtte hat ja, wie Herbart nachzuweisen versucht hat, einen typischen Inhalt. Er sagt in der Schrift über Fichtes Ansichten der Weltgeschichte: „Die Geschichte zeigt immer dieselben Menschen, mit gleichen Bedürfnissen, mit denselben Landschaften, nur mit begreiflichen Abänderungen der Lebensart, der Kenntnisse, der Ansichten und der Ausbildung; in dem Alten, Gleichförmigen, das mit einigen Verbesserungen sich während eines unabsehbaren Laufes von Jahr-

tausenden wiederholen wird, darin liegt das Wesen der Menschheit." In ähnlicher Weise spricht sich auch Schopenhauer in seinen Parerga und Fichte in seiner Anweisung zum seeligen Leben aus. Enthält also die Geschichte einen typischen Inhalt, zeigen sich in der Geschichte typische Erscheinungen und typische Relationen, ist es weiter Aufgabe der Oekonomik, typische Erscheinungen und typische Relationen der wirthschaftlichen Erscheinungen zu ergründen, so ist damit die Geschichte keineswegs so sehr an die Wand gedrückt, wie es bei Menger den Anschein hat. Hinsichtlich des zweiten Punktes muss es auffallen, dass Menger die Bewährung der Erfahrungsbegriffe durch die Erfahrung grundsätzlich abweist. Dies ist eine Auffassung, welche Menger die meisten seiner Widersacher verschafft, dies eine Auffassung, in der er sich sogar die Gegnerschaft eines warmen Anhängers wie Sax zugezogen hat. Wir haben es hier in der That mit einer These zu thun, mit der man sich nicht auf den ersten Blick befreunden kann. Dennoch ist sie vollkommen berechtigt. Der tiefere Grund hierfür wird uns klar werden, wenn wir die Grenzen, welche der Analyse auf dem Gebiete der Oekonomik gezogen werden müssen, in Betracht ziehen.

Die Analyse ist auf dem Gebiete der Oekonomik durch drei Momente begrenzt, welche wir successive erörtern wollen. Das erste Moment ist ein allgemeines: Die Analyse findet in der Causalität selbst eine Grenze; sie kann ihretwegen nicht bis ins Unermessliche fortgesetzt werden: man gelangt durch die Analyse an einen Punkt, über den hinaus sie nicht mehr ausgeführt werden kann: hierin erinnert die Analyse an die physikalische Theilbarkeit. Das zweite Moment ist gleichfalls ein allgemeines: Die Analyse kann nie eine genetische Erklärung irgend eines Vorganges bieten. Das dritte Moment ist speciell ökonomistisch: Die Ergebnisse der ökonomistischen Analyse lassen sich nicht durch die Erfahrung bewähren.

Ziehen wir zunächst den ersten Punkt in Betracht. Wenn wir entweder bloss im Gedanken oder auch in der Wirklichkeit eine Erscheinung in ihre Elemente zerlegen, so haben wir nichts als virtuelle Wirksamkeiten vor uns. Diese haben keinen Gegenstand, an welchem sie sich bethätigen könnten. Wollen wir eine solche Bethätigung in Berücksichtigung ziehen, so müssen wir, im Geiste oder auch thatsächlich, eine Synthese vollziehen. Das ist in der Chemie besonders klar. Wenn wir einen concreten Stoff in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen und die Urstoffe vor uns liegen, so entfalten diese, sofern wir sie in völliger Reinheit erhalten, keine wie immer geartete Wirksamkeit: sie verändern sich nicht, sofern kein Stoff zu ihnen dringt, sie verändern keinen andern Stoff, sofern dieser sich nicht in ihrem Bereiche befindet.

Wollen wir uns die Wirksamkeit der Urstoffe zum Bewusstsein bringen, so sind wir daher genöthigt, sie mit anderen Urstoffen in Verbindung zu setzen. Dann wird ein Urstoff auf den andern wirken und es werden sich demzufolge zwei in einander greifende Reihen von Veränderungen ergeben, einerseits nämlich die Veränderungen, welche mit dem einen Stoff durch den andern, andererseits die Veränderungen, welche mit dem andern Stoff durch den einen vor sich gehen. Greifen wir, um diese wichtige Thatsache, die in dem der Causalität gewidmeten Capitel eine eingehendere Erörterung finden wird, zu beleuchten, auf das frühere Beispiel zurück. Wenn ich das Wasser in seine Elemente zerlegt habe, besitze ich in einem Gefäss Sauerstoff, im anderen Wasserstoff. Verschliesse ich diese beiden Gefässe derart, dass sie keinem Stoff Zutritt gestatten, so gehen mit den beiden eingeschlossenen Stoffen keine wie immer gearteten Veränderungen vor. Will ich sie in ihrer Thätigkeit sehen, so muss ich ihnen hiezu erst ein Object bieten; ich muss den Wasserstoff dem Einflusse des Sauerstoffes, den Sauerstoff dem Einflusse des Wasserstoffes aussetzen. Unter diesem Einfluss werden sich beide Stoffe verändern, beide werden in ihrem Gefüge eine Wandlung erleiden; sie werden sich vereinigen: sie werden einen neuen Stoff bilden, das Wasser. Wir sehen somit, dass die Analyse im äussersten Falle so weit zu führen ist, dass zwei Wirksamkeiten mit einander in Beziehung gesetzt werden: treiben wir die Analyse noch weiter, so erlischt ihr Licht, so verstummt der Mund der Natur. Es wäre müssig, dieser Eigenart der Analyse Erwähnung zu thun, handelte es sich in diesen Blättern um physikalische Vorgänge, denn die Naturerkenntnis, welche es mit lauter Sinnenfälligem zu thun hat, ist sich über die Analyse und ihre Grenzen wie ihre Leistungsfähigkeit vollkommen klar. Die Oekonomisten dagegen haben die Grenzen der Analyse oft zum Nachtheile der Wissenschaft übersehen. Die wirthschaftliche Analyse führt einerseits zu dem Begriffe des Gutes, andererseits zum Begriffe des Wirthschafters. Diese beiden Begriffe sind correlative, sie befinden sich im Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeit. Es ist kein Gut denkbar ohne Wirthschafter, der Wirthschafter dagegen ist nur dadurch das, was er ist, dass er sich zu Gütern in Beziehung setzt. Die Oekonomisten rationalistischen Gepräges haben in ihrem Streben nach einer Analyse der Erscheinungen oft die gegenseitige Beziehung der ökonomistischen Elemente völlig ausser Acht gelassen. Sie haben sich einer mechanischen Auffassung der Oekonomik hingegeben: sie haben die Vorgänge so dargestellt, als könnten die Güter ein von den Wirthschaftern abgesondertes Leben, ein sogenanntes Güterleben führen. Wir verzichten an dieser Stelle darauf, diese Auffassung

weiter zu verfolgen, zumal wir ihr ein besonderes Capitel widmen. Dennoch müssen wir hier darauf hinweisen, dass durch solche Auffassung die Analyse über Gebühr, über ihre Grenzen hinaus angewendet wird und solcherart, statt zum Verständnis der Erscheinungen beizutragen, ein solches vielmehr verhindert.

Wenden wir uns dem zweiten Punkte zu. Die Analyse einer Erscheinung ist nie eine Erklärung, sondern nur eine Läuterung des Begriffes, welchen wir uns von ihr machen; sie ist insbesondere dann nicht eine Erklärung, wenn sie nicht mit realer Causalität arbeitet, sondern mit rationalen, mit logischen Gründen. Wenn ich auch darlege, dass das Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht, so habe ich damit noch nicht erklärt, warum Sauerstoff und Wasserstoff gerade Wasser und nicht etwa Luft ergebe. Besteht das Verstehen, wie Mach und Wundt behaupten, im Zerlegen, so quillt alles Verständnis, das wir überhaupt auftreiben können, aus der Analyse. Aber die Analyse vermag nur klar zu machen, dass etwas geschieht, nicht aber warum es geschieht. Die exacte Auffassung der Wirklichkeit sieht sich, insbesondere auf dem Gebiete der Oekonomik, einem Complex von Kräften gegenüber, von welchem die einen im Sinne eines Ausschlages wirken, die anderen dagegen ihm entgegen wirken. Daraus, dass ein Ausschlag entsteht, kann man nur auf die Existenz, nicht aber auch auf das Mass der in seinem Sinne wirkenden Kräfte schliessen. Daraus, das kein Ausschlag zu Tage tritt, kann man nicht den Schluss auf die Abwesenheit jeder Wirksamkeit schliessen. Es ist demnach abzusehen von der oft vertretenen Auffassung, dass jede Erscheinung gerade nur eine Ursache haben müsse, welche sie hervorruft; eine concrete Wirkung kann nämlich mehrere Ursachen haben, welche sie hervorrufen und dabei können auch mehrere Ursachen wirksam sein, welche im entgegengesetzten Sinne thätig sind: Die socialen Thatsachen sind solcherart; sie sind polygen, sofern sie mehreren Ursachen entstammen. Es ist Aufgabe der ökonomistischen Analyse, diese polygene Natur der wirthschaftlichen Thatsachen zu erfassen, und die Causalität in ihre einzelnen Factoren zu zerlegen. Es ist mit anderen Worten Aufgabe der Analyse, die Wirksamkeit der wirtschaftlichen Energie in volles Licht zu setzen, mit welcher die einzelnen Momente wirken. Wir sind in unserer Voruntersuchung noch nicht genügend weit vorgeschritten, um den wichtigen und schwierigen Begriff der wirthschaftlichen Energie tiefer begründen zu können. Wir müssen uns daher vorläufig damit begnügen; darauf hinzuweisen, dass wir unter ihm die Zusammenfassung aller Umstände verstehen, welche wirthschaftlich ausschlaggebend sein können. Wir haben hier über-

haupt nur die Analyse auf dem Gebiete der Oekonomik zu erörtern; die Anwendung der Analyse auf das Problem der wirthschaftlichen Energie erst wird uns die erforderliche Klärung über den hierbenannten Gegenstand bringen können.

Der dritte Punkt, welcher hinsichtlich der Analyse ins Auge zu fassen wäre, erheischt eine umfassendere Erörterung. Wir haben gesagt, dass die Ergebnisse der Analyse in der Erfahrung keine Bewährung finden können. Mill ist, wie wir an einer von uns angezogenen Stelle bereits gesehen haben, nicht dieser Anschauung: er meint, die Verification wäre ein wesentlicher Bestandtheil der deductiven Methode. Mill sagt: (Unsettled questions p. 150) „The conclusions correctly deduced from these assumptions would be as true in the abstract as those of mathematics: and would be as near an approximation as abstract truth can ever be to truth in the concrete". Weiters sagt Mill: (p. 154) We cannot, therefore, too carefully endeavour to verify our theory, by comparing, in the particular cases to which we have access, the results which it would have led us to predict with the most trustworthy accounts we can obtain of those which have been actually realized. The discrepancy between our anticipations and the actual fact is often the only circumstance which would have drawn our attention to some important disturbing cause which we had overlooked." Und an einer dritten Stelle (p. 159) sagt Mill: Die Forscher können nur durch Analyse und Hypothese dahin gelangen, in die Zukunft voraus zu sehen. „If these various operations could be correctly performed, the result would be profecy, but as they can be performed only with a certain approximation to correctness, mankind can never predict with absolute certainty, but only with a less or greater degree of probability." Cairnes dagegen schreibt (a. a. O. p. 93) „Unfortunately . . . verification can never in economic inquiry be otherwise than very imperfectly performed." Cairnes verzichtet sogar (p. 68) auf die Verification durch Erfahrung. Menger betont (a. a. O. p. 54) nachdrücklich, die Prüfung der exacten Theorie der Volkswirthschaft an der Empirie sei ein methodischer Widersinn. Und weiters (a. a. O. p. 59) „Einen Prüfstein für die Bürgschaften der exacten Gesetze in ihrer Congruenz mit den empirischen Gesetzen der letzteren suchen zu wollen, bedeutet die Verkennung der elementarsten Grundsätze in der wissenschaftlichen Methodik." Sax dagegen lehrt (a. a. O. p. 38) in der Abstraction, wie solche von der exacten Forschung geübt wird, liege das Setzen von Voraussetungen, welche in der Wirklichkeit nicht immer zutreffen, die durch Abstraction gefundenen Gesetze seien aber nicht unempirisch, sie müssten sich bei der Beobachtung, bei der Erfahrung bewähren und es müsste ein

solches exactes Gesetz, als unrichtig aufgegeben werden, das mit den Erscheinungen nicht im Einklang stände.

Die Frage hinsichtlich der Bewährung der wirthschaftlichen Wahrheiten steht, wie schon aus einer der Stellen, die wir aus Mill angezogen haben, hervorgeht, mit der Frage der Voraussicht der Ereignisse in Verbindung; war der Forscher nämlich in der Lage, ein Ereignis vorauszusehen, so hat das Eintreffen desselben seine Anschauung bewährt. Mill sagt (Logik B. IV C. IX § 1): „Setzen wir voraus, dass die Gesetze menschlicher Handlungen und Gefühle genügend bekannt seien, so liegt keine ausserordentliche Schwierigkeit darin, aus jenen Gesetzen die Beschaffenheit der socialen Wirkungen zu bestimmen, die irgend eine gegebene Ursache hervorzubringen strebt. Wenn es jedoch gilt, die Tendenz mehrerer Ursachen zusammenzusetzen und das Gesammtergebnis vieler gleichzeitiger Ursachen zu berechnen, und insbesondere, wenn wir es unternehmen vorherzusagen, was in einem gegebenen Falle wirklich eintreffen werde, und uns somit anheischig machen, die Einflüsse all der Ursachen, die gerade in jenem Falle vorhanden sind, abzuschätzen und zusammen zu setzen: dann unterwinden wir uns einer Aufgabe, in der wir nicht weit vordringen können, ohne an die Grenzen der menschlichen Fähigkeiten zu stossen.“ Derselbe Forscher betont weiters (l. c. § 2), dass die Gesellschaftswissenschaft, „als ein Ganzes von apriorischen Deductionen betrachtet, nicht eine Wissenschaft von positiven Vorhersagungen, sondern nur von Tendenzen sein kann.“ Mill giebt zugleich zu, dass ein Mass von Erkenntnis, welches für die Zwecke der Vorhersagung nicht ausreicht, immerhin vom höchsten Werth für die Leitung unserer Praxis sein könne. Er glaubt schliesslich, (B. VI C. X § 8) durch das Entwicklungsgesetz könne die Oekonomik dahin gelangen, nicht nur weit hinaus zu schauen in die künftige Geschichte des Menschengeschlechtes, sondern auch zu bestimmen, welche künstlichen Mittel und in welchem Umfang diese anzuwenden wären, um den natürlichen Fortschritt, soweit er wohlthätig ist, zu beschleunigen. Mill gelangt zu dem Schluss (B. VI C. IX § 3), der Oekonomist könne nur insoweit vorhersagen, als er es mit Wirksamkeiten zu thun habe, die nicht in ihrer Entfaltung gestört würden: da nun in der Erfahrung aber nach Mill immer Erscheinungscomplexe zu Tage treten, mithin eine einzelne Wirksamkeit auch nie im wahrsten Sinne des Wortes ungestört ist, verzichtet Mill auf das Vorhersagen ökonomischer Vorgänge. Es ist selbstverständlich, dass Cairnes sich ähnlich vernehmen lässt. Dieser Forscher sagt: (a. a. O. p. 53) „The facts, therefore, which constitute the premises of Political Economy are those which influence the production and

distribution of wealth; and in order that the science be absolutely perfect, so that an economist might predict the course of economic phenomena with the same accuracy and certainty, with which an astronomer predicts the course of celestial phenomena, it would be necessary that these premises should include every fact, mental and physical, which influences the phenomena of wealth. It does not, however, seem possible, that this degree of perfection should ever be attained. In Political Economy, as in all those branches of inquiry which include among their premises at once the moral and physical nature of man, the facts to be taken account of are so numerous, their character so various, and the laws of their sequence so obscure, that it would seem scarcely possible to ascertain them all, much less to assign to each its exact value. And even if this were possible the task of tracing these principles to their consequences, allowing to each its due significance, would present a problem so complex and difficult as to defy the powers of the most accomplished reasoners." Auch Cairnes betont (p. 118), die Oekonomik stelle nicht dar, in welcher Art die Erscheinungen sich ereignen, sondern die Tendenzen, welche sie beherrschen, daher seien sie, auf äussere Ereignisse angewendet, nur wahr, wenn sich den Tendenzen nicht Hindernisse entgegen stellen.

Das Moment der Voraussicht ist nicht ein solches, das ausschliesslich in der ökonomistischen Erkenntnis von Belang wäre. Baco bereits sieht in der Wissenschaft anticipatio naturae. Comte ruft emphatisch: savoir c'est prévoir. Das Wissen wird nur am Vorhersehen kund. Verzicht auf das Vorhersehen der Ereignisse ist somit ein Verzicht auf das Wissen. Es giebt daher auch keine Wissenschaft, in welcher das Vorhersehen der Ereignisse von Vorneherein ausgeschlossen wäre. Dieses Vorhersehen müssen wir einer näheren Untersuchung unterwerfen. Schon Leibnitz sagt (Neue Versuche, Vorrede): das Causalitätsprincip sei ein apriorisches, weil es uns in die Lage setze, Ereignisse ohne Probe vorherzusehen. Mill findet das Streben des rationalistischen Metaphysikers dadurch gekennzeichnet, dass er nicht zufrieden ist, bloss zu wissen, eine Erscheinung folge immer auf eine andere, sondern das wahre Ziel der Wissenschaft nicht erreicht zu haben glaubt, wenn er in der Natur der einen Erscheinung nicht etwas wahrnehmen kann, woraus man vor der Probe hätte wissen oder vermuthen können, dass die andere auf sie folgen werde. Kant findet gleichfalls das Wesen des Wissens, die Probe desselben in der Möglichkeit, Ereignisse vorherzusehen, auch er sieht das Apriorische darin, dass man zu gewissen Urtheilen nicht aus der Erfahrung, sondern vor derselben gelange. Das sind denn auch die Gründe, aus

welchen Kant behauptet, wir wären, wenn wenn uns alle Momente, die hiezu nothwendig sind, gegeben wären, in der Lage, die Handlungen eines Menschen genau so vorherzuberechnen wie die Bewegungen der Sterne. Ja wüsste man nur alle Beweggründe, welche dem Geiste eines Individuums gegenwärtig sein können und seinen Charakter, so könnte man seine Handlungen hinsichtlich der Zukunft bestimmen. In dieser Anschauung Kants liegt zwar ein Fehlschluss verborgen. Der Charakter, welcher gekannt werden kann, ist nothwendig nur der empirische und nicht der intelligible; der empirische Charakter ist aber nichts anderes als die Art und Weise, in welcher der Mensch handelt; Kant verlangt somit etwas Tautologisches: er sagt: nenne mir die Art und Weise in welcher du handelst und ich werde dir sagen, in welcher Art und Weise du handeln wirst. Abgesehen aber von diesem verborgenen Fehlschluss, zeigt sich auch in Kant die Ueberzeugung, dass das wahre Wissen im Vorhersehen bestehe. Nur dann habe ich eine Causalität voll und ganz erfasst, wenn ich sie als gegenwärtig zu beobachten in der Lage bin und aus ihrem Vorhandenen einen Schluss auf die Zukunft zu machen weiss: kann der Historiker ein rückwärts gewandter Prophet genannt werden, so ist der Forscher nach Gesetzen natürlicher Erscheinungen und somit auch der Oekonomist als ein vorwärts gewandter Historiker aufzufassen. Gerade hierin zeigt es sich, wie falsch der Grundgedanke der historischen Schule auf dem Gebiete der Oekonomik genannt werden kann. Denn der ökonomistische Historismus thut das Entgegengesetzte von dem, was der wissenschaftliche Oekonomist thun müsste, er wendet sich nicht nach vorwärts, um in die Zukunft zu blicken, was allein von Werth ist, er wendet sich vielmehr zurück und sucht in der Vergangenheit die Gegenwart, die vor ihm liegt. Er sucht das in qualitate zu erfassen, was er actu vor seinen Augen sehen mag.

Wir haben dargelegt, dass es auf dem Gebiete der Oekonomik einen Apriorismus vor aller Erfahrung nicht geben könne. Anders verhält es sich aber mit einer anderen Art des Apriorischen; es giebt nämlich auch einen Apriorismus nach zureichender Erfahrung, nach genügender Erprobung. Dieser Apriorismus ist eben das Vorhersagen einer künftigen Erscheinung aus der Artung der gegenwärtigen Erscheinungen. Würden wir auf diesen Apriorismus verzichten, so würden wir zugleich jede Bemühung, die Oekonomik zu einer wissenschaftlichen Disciplin zu gestalten, aufgeben. Für einen solchen Verzicht auf den Apriorismus der Vorhersage giebt es keinen zureichenden Grund. Bei näherer Betrachtung gewahren wir vielmehr nur Anhaltspunkte, welche uns veranlassen können, an diesem Apriorismus festzu-

halten. Unsere Erkenntnis von den Dingen kann jedenfalls nur auf Vorstellungen beruhen, die zuletzt ihren Ausgangspunkt in der Wahrnehmung finden, sofern mit der Wahrnehmung eben die gesammte Vorstellungsbildung anhebt. Die Anschauung, dass jedes über die Wahrnehmung hinausgehende Urtheil logisch grundlos sei, kann daher nicht energisch genug verworfen werden. Es ist zweifelsohne, dass wir in der Fähigkeit des Denkens grosse Fortschritte gemacht haben. Dieselben sind auf zweifache Weise zu erklären: einerseits nämlich durch die Entwicklung unseres Denkvermögens überhaupt, das sich kraft des Umstandes, dass die steigende Cultur an das Nervencentrum immer höhere Anforderungen stellt, durch Uebung, Vererbung und Zuchtwahl vermehrt; andererseits durch die Ausbreitung unserer individuellen Erfahrung, welche uns ermöglicht, genauere, adäquatere Begriffe in uns zu gestalten. Die Begriffe sind wahr, wenn sie von der Erfahrung in richtiger Weise ausgehen und auf sie jederzeit in richtiger Weise zurückzuführen sind; aber in der Erfahrung selbst muss ihnen als Begriffen keineswegs immer etwas entsprechen. Im Gegentheil. Das Concrete kann und darf dem Abstracten nicht congruent sein; aber aus dieser Incongruenz ist weder ein Schluss gegen das Concrete noch auch einer gegen das Abstracte möglich. Darum sagt denn auch Herbart, es könne eine Höhe der Abstraction erreicht werden, bei welcher die Erfahrung nicht mehr als entscheidende Instanz benützt werden kann. Der Begriff muss aus der Erfahrung stammen, er muss in ihr als einem dumpfen und nährendem Erdreich seine Wurzeln haben, aber er muss von ihr aus fort, von ihr aus emporstreben. Weil aber die Erfahrung das Primäre, der Begriff das Secundäre ist, muss die Erfahrung dem Begriffe nicht entsprechen; widerspricht sie ihm aber, so ist er verloren. Wahrhafte Erkenntnis liegt also nicht bloss in der Erfahrung, welche nichts als die bruta materia ist, aus welcher das Denken erst die Einsicht gestaltet; die Erkenntnis liegt auch nicht in Theoremen, welche in keiner Weise mit der Erfahrung in Verbindung gesetzt werden können. Die Wirklichkeit kann der Theorie nie vollkommen entsprechen, aber eben deswegen muss man genau wissen, wie weit diese Discrepanz gehen darf, ohne dem Theorem jede Ueberzeugungskraft zu rauben. Ein leicht verständliches Beispiel aus der Physik wird uns dies erläutern. Die Physik lehrt, dass geworfene Körper sich in einer bestimmten Curve bewegen; aber sie spricht dies nur unter einer Voraussetzung aus, welche in Wirklichkeit nie zutrifft; sie nimmt nämlich an, dass sich die Vorgänge, welche sie zu erklären strebt, im luftleeren Raume abspielen. Ein solcher luftleerer Raum aber ist nicht herzustellen. Sind darum die Gesetze des Falles nicht empirische, nicht

wahre, der Erfahrung nicht entsprechende? Keineswegs. Wir wissen, dass wir von dem Widerstande der Luft im Gedanken absehen müssen, wollen wir uns das Zusammenwirken des Impulses, welcher auf einen Körper wirkt, mit der Schwerkraft, welche auf denselben Körper wirkt, klar machen; wir wissen weiters, dass die Körper in Wirklichkeit sich nicht entsprechend verhalten können, wir wissen aber auch die Ursachen, welche in der Wirklichkeit immer eine ablenkende Macht bewähren, wir kennen ihre Gesetze. Und wir können schliesslich all' diese Kräfte derart in Rechnung setzen, dass wir ein Geschoss auf einen ganz bestimmten Punkt zu dirigiren vermögen. Die Erfahrung wird uns also die Gesetze des Falles und des Wurfs nie blank und fehllos widerspiegeln; dennoch sind sie wahr; warum sollten wir auf dem Gebiete der Oekonomik nicht gleichfalls zu Gesetzen gelangen können, welche uns die Wirklichkeit durch die Erfahrung erklären, ohne darum ihr Abbild zu sein? Die typischen Gesetze sollen ausnahmslos gelten. Das heisst, sie sollen derart sein, dass sie von der Erfahrung nie widerlegt werden. Das Gesetz der Schwere wäre vernichtet, wenn es einem Stein, welchen ich aus meiner Hand gleiten lasse, einfallen könnte, sich in spiralen Linien dem Erdboden zu nähern, wenn zwischen meiner Hand und der Erde sich nur Luft befindet. Es ist aber zu weit gegangen, wenn ich von der Wirklichkeit eine ungereimte Leistung verlange; wenn ich nämlich, um mir die Bewegung eines Körpers zu erklären, vom Luftwiderstand absehe, so darf ich von der Wirklicheit nicht verlangen, dass sie mir zu Gefallen die Luft verschwinden lasse; ich muss sie vielmehr wieder in Rechnung setzen, soferne ich in der Erfahrung den Werth meiner Gedanken erproben will. Es ist demnach unrichtig zu sagen, die Gesetze, welche aus der Erfahrung geschöpft sein müssen, dürften der Erfahrung nicht entsprechen, es ist auch irrig zu sagen, die Erfahrung dürfe die Gesetze nicht zu widerlegen wagen, sonst macht man die Gewähr für die Wahrheit, welche aus den Erscheinungen und nur aus ihnen zu quellen vermag, zum Ergebnis eines blossen Machtworts. Es muss zwischen der Theorie und der Wirklichkeit ein Unterschied vorhanden sein; dieser darf aber nicht ein condradictorischer Gegensatz, sondern ein conträrer Gegensatz, nur Verschiedenheit sein; diese Verschiedenheit muss sich auf das Mass beziehen, in welchem eine Erscheinung eintritt, nicht auf ihr Eintreten überhaupt; mit anderen Worten, von dem Begriffe, welcher auf das Wesentliche geht, kann man nicht mehr verlangen, als er leisten kann, nämlich das Wesentliche. Nicht anders ist die Astronomie beschaffen, welche zwar sehr genau arbeitet, aber nur deswegen, weil sie ihre Fehler kennt und in

Rechnung setzt. Wenn nun Mill sagt, dass eine Erkenntnis der Tendenz für die Praxis genüge, wenn er insbesondere (B. VI C. IX § 2) sagt, die Oekonomik könne nur eine Wissenschaft von Tendenzen sein, nicht von positiven Vorhersagungen, so ist dies die Auffassung unserer Wissenschaft als Nichtwissenschaft; denn damit ist die Unmöglichkeit jedes wissenschaftlichen Erkennens auf dem Gebiete der Oekonomik promulgirt. Ob wir es in der Oekonomik mit einer Wissenschaft von blossen Tendenzen zu thun haben und ob die Erkenntnis dieser für die Praxis genüge, das werden wir noch des Weiteren zu untersuchen haben. Hier haben wir es nur mit der Behauptung zu thun, dass positive Voraussagungen unmöglich sind, dass wir von einer bestimmten Ursache nur sagen können, wie sie wirke, wenn ihr nichts entgegenstehe. Die hypothetische Artung der wirthschaftlichen Erkenntnis ist freilich auch ein Gegenstand, den wir erst in einem ferneren Capitel näher zu würdigen die Absicht haben. Aber schon hier müssen wir darauf hinweisen, dass die Anschauung, wir könnten von einer Ursache nur sagen, sie werde so und so wirken, wenn dem nichts entgegen tritt, der totalen Negirung des wissenschaftlichen Charakters, welcher der Oekonomik eigen sein muss, gleich kommt. Denn das heisst nichts anders, als dass wir jedes Urtheil von sich selbst abhängig machen, das heisst, dass wir nur analytische Urtheile äussern und uns nie zu einem synthetischen aufraffen können; wenn ich sage der Preis einer Waare steigt mit der Nachfrage, wenn dem nichts entgegentritt, so sage ich nichts anderes, als dass der Preis steigt, wenn er eben steigt und nicht steigt, wenn er eben nicht steigt. Wonach gefragt wird, das sind ja eben die Bedingungen der fraglichen Erscheinung; auf diese Frage darf ich daher nicht die Antwort geben, die Bedingung, welche ich hiemit angebe, wirke nur unter der Bedingung, dass ihre Wirksamkeit nicht geschwächt ist, also unter der Bedingung, dass sie wirke. Ja, wir leugnen nicht, dass die Oekonomik, so wie sie thatsächlich existirt, nicht über die methodologischen Handhaben und damit auch nicht über jene Erkenntnis verfügt, die sie in die Lage setzen würde, aus der Gegenwart mit einer auch nur bis zur Wahrscheinlichkeit reichenden Sicherheit auf die Zukunft zu schliessen. Sie weiss nicht klar, was geschieht, sie kann daher noch weniger klar wissen, was geschehen wird. Was aber von einem bestimmten Zustande der Oekonomik gilt, das gilt nicht auch von allen möglichen Zuständen derselben, das gilt nicht von der Oekonomik überhaupt. Es hiesse aus der Noth eine Tugend machen, wollten wir in den Gebrechen, die unserer Disciplin anhaften, Principien für dieselbe erblicken.

Derjenige, der der Oekonomik die Fähigkeit der Voraussicht in Abrede stellt, verneint zugleich, dass sie überhaupt im Stande sei, die wirthschaftliche Causalität zu erfassen, zumal ja die Erfassung der Causalität in der Erkenntnis der Wirkung bestehen muss, welche einem Antriebe für die Zukunft eignet; wer aber der Oekonomik in Abrede stellt, dass sie die wirthschaftliche Causalität erfassen kann, der hat ihr zugleich den Charakter der Wissenschaftlikeit negirt. Dies Letztere ist eine nothwendige Consequenz, welche wir hervorheben, nicht aber ein Argument, welches wir geltend machen; denn es könnte wohl sein, dass irgend etwas den Charakter der Wissenschaftlichkeit an der Oekonomik erschütterte und doch wahr wäre; in diesem Falle müssten wir es eben leiden. Es ist aber nicht richtig, dass die Erfassung der wirthschaftlichen Causalität unmöglich wäre. Dies werden wir in dem der ökonomischen Causalität gewidmeten Darlegungen ausführen. Wenn es nun nicht richtig ist, dass die ökonomische Causalität nicht erfasst werden kann, so ist es auch nicht richtig, dass ihr der Blick aus der jeweiligen Gegenwart in die jeweilige Zukunft unbedingt versagt sei. Dieser Blick wird aber, da wir es hier mit Begriffen zu thun haben, immer nur auf das Wesentliche gehen können. Auch die Bewährung wird mithin immer nur das Wesentliche betreffen. Wie verhält es sich unter solchen Umständen mit der Forderung der Exactheit? Kann die Oekonomik unter solchen Umständen eine exacte Wissenschaft werden?

Wir können auf diese Frage mit Ja antworten. Die Oekonomik ist eine exacte Wissenschaft, sofern es ihr zu klarem Bewusstsein gelangt, warum ihre Vorhersagungen nicht voll eintreffen können, wenn sie vornehmlich soweit fortschreitet, dass sie das Mass jener Störungen festzustellen und hinsichtlich ihrer Vorhersagungen in Rechnung zu setzen weiss. Cairnes ist (a. a. O. p. 120) der Anschauung, dass die Oekonomik überhaupt nicht eine exacte Wissenschaft werden kann. Er ist nämlich der Anschauung (p. 121), dass Exactheit bei einer Wissenschaft nur dann vorliege, wenn sie nicht nur über die allgemeinen, unveränderlichen Gesetze der Erscheinungen verfügt, sondern auch eines quantitativen Ausdrucks ihrer Gesetze fähig ist. Er sagt mit anderen Worten, eine Wissenschaft sei nur dann exact, wenn sie mathematischer Formulirung fähig ist. Die Mathematik sei es also, welche den letzten Schliff giebt, welche eine bisher unentwickelte und gewissermassen plebeische Wissenschaft fürstet. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass die Oekonomik wohl auf Exactheit Anspruch machen könnte, wenn es ihr gelänge, diese Forderung zu erfüllen. Aber einerseits ist es nicht ausgemacht, dass ein solcher Grad der inneren Voll-

endung der Oekonomik für alle Zeiten versagt bleiben wird, andererseits ist es nicht ausgemacht, dass die mathematische Exactheit die einzig mögliche sei. Mill sagt (Logik Buch VI C. III § 1): „Die Astronomie war einst eine Wissenschaft, ohne eine exacte Wissenschaft zu sein; sie konnte dies erst werden, als sie im Stande war, nicht nur den allgemeinen Gang der Planetenbewegungen, sondern auch ihre Störungen zu berechnen und auf deren Ursachen zurückzuführen; sie ist seitdem eine exacte Wissenschaft geworden, weil ihre Erscheinungen unter Gesetze gebracht wurden, welche die Gesammtheit der Ursachen . . . umfassen und jeder dieser Ursachen den Antheil an der Wirkung zuweisen, der ihr in Wahrheit gebührt.“ Es ist auffallend, dass hinsichtlich der Frage, was man die Exactheit in der Wissenschaft nennen könnte, eine solche grundsätzliche Diversität der Anschauungen sich bei Forschern vorfindet, von welchen der eine durchwegs den Bahnen des anderen folgt. Wir sehen hier zwei ganz distincte Auffassungen. Cairnes ist eine Wissenschaft dann exact, wenn sie ihre Gesetze mathematisch zu formuliren vermag und er wird in dieser Anschauung von der ganzen mathematischen Richtung der Oekonomik unterstützt; Mill dagegen ist eine Wissenschaft dann exact, wenn sie eine volle Erfassung der thatsächlichen Causalität ist, und er geht so weit, gerade bei der Astronomie, welche die Präcision ihrer Ausdrucksweise der mathematischen Formensprache entlehnt, als das für die Exactheit wesentliche nicht das mathematische, sondern das causale Moment hervorzuheben. Es lässt sich nicht verkennen, dass Cairnes weiter geht als Mill. Denn wenn eine Wissenschaft sich entwickelt, wird sie zuerst dahin gelangen, festzustellen, dass auf eine bestimmte Erscheinung immer eine andere bestimmte Erscheinung folgen müsse, sie wird also darlegen können, was nach dem Eintreten einer bestimmten Thatsache eintreten muss. Erst wenn sie weiss, was auf eine bestimmte Thatsache eintreten muss, kann sie sich die Frage vorlegen, in welchem Masse das Eintreten des einen Ereignisses das Eintreten des anderen Ereignisses zur Folge haben muss. Mit anderen Worten, die causale Exactheit ist die Voraussetzung der mathematischen. Auf dem Gebiete der Astronomie sehen wir diesen Entwicklungsprocess ganz deutlich. Zuerst Copernicus, dann Kepler. Und gerade gegenwärtig gestaltet sich die Physik im Sinne der mathematischen Exactheit um. Auf dem Gebiete der Physik findet eine Symbolisirung der Causalitäten behufs einer festen Nomenclatur statt. Diese Nomenclatur vermag keinen anderen Zweck zu haben als denjenigen, den eine Nomenclatur überhaupt hat, nämlich den der genauen Beschreibung. Damit,

dass man die Erscheinungen aber so beschreibt, wie die Physik es thut, ist keineswegs auch festgestellt, dass die Verbindung der Causalitäten so vor sich geht, wie die Physik andeutet. Das drastischeste Beispiel hiefür bildet vielleicht der Ampèresche Schwimmer im elektrischen Strome. Dieser Strom, jener Schwimmer, gewiss sind sie Symbolisirungen. Aber derjenige würde das Ampèresche Gesetz sehr missverstehen, welcher wähnen würde, die Eektricität richte sich nach dem Ampèreschen Schwimmer. Dieser ist nur ein Hilfsmittel, nur eine Krücke unseres Verständnisses, ein roher Behelf, der uns als Surrogat der Causalität seine Dienste thut. Der Beginn der Exactheit auf dem Gebiete der Physik ist erst mit dem Gesetze der Erhaltung der Kraft gegeben. Robert Mayer hat in seinem Wärmeäquivalente einen quantitativen Ausdruck für dieses Gesetz hinsichtlich eben der Wärme gegeben: hinsichtlich der übrigen Kräfte ist das Gesetz von ihm unexact geblieben. Das mindert seinen Werth als Einsicht nicht. Hätten wir demnach nur solche Gesetze hinsichtlich des Umsatzes der Güter, wie wir sie hinsichtlich des Umsatzes der Kraft besitzen, wir könnten uns rühmen, eine exacte Wissenschaft der Oekonomik unser zu nennen. Die Analyse, welche in der zerlegenden Vergleichung, der vergleichenden Zerlegung irgend eines Gegenstandes in seine Elemente besteht, bedarf zu diesem Geschäfte zweier Hilfsmittel, welche geeignet sind, ihr die Arbeit einigermassen zu erleichtern. In dieser Hinsicht kommt einerseits der mathematische Ansatz, andererseits das geometrische Schema in Betracht.

Die mathematische Behandlung der Oekonomik kann nur zur Verdeutlichung verwendet werden: ihr Werth wird umsomehr steigen können, je mehr die Begriffe sich geklärt haben, welche mathematisch behandelt werden sollen: mathematische Ansätze, welche auf halbentwickelte Begriffe hin gewagt werden, müssen erfolglos bleiben, weil das, was an sich undeutlich ist, nicht durch Mathematik verdeutlicht werden kann; so werden beispielsweise sämmtliche mathematische Behandlungen der Oekonomik, welche von der These ausgehen, dass beim Tausche gleiche Werthe getauscht werden, dass man also auf der Basis der Aequivalenz tausche, nothwendig zu Ergebnissen gelangen, welche weder vor dem externen Kriterium der Erfahrung, noch vor dem internen Kriterium der logischen Widerspruchslosigkeit bestehen können. Hierin und nicht in der mathematischen Sprache liegt der Grund, warum die sogenannte mathematische Schule bisher im Dunkeln geblieben ist. Sie ist ein Hysteron-Proteron. Was kommen sollte, nachdem die Begriffsklärung stattgefunden, was auf ihr basiren sollte, drängt sich vor der Begriffsklärung zutage. Es ist als hätte der Weltenschöpfer

den Fisch vor dem Wasser, das Auge vor dem Licht, den Vogel vor der Luft gebildet. Cournot ist ein schlagender Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung. Er arbeitet mit unbekannten Functionen und überlässt die Form derselben der Bestimmung durch Beobachtung von Thatsachen. So bleiben denn seine unbekannten Functionen unbekannt. Der hungernden Oekonomik wird wie aus Hohn ein Geldbeutel gegeben, damit sie sich ihre Habe darin bergen könnte, wenn sie welche hätte. Auspitz und Lieben, die in der That einige durch die Erfahrung festgestellten Sätze, wie beispielsweise den der abnehmenden Bodenfruchtbarkeit, durch Curven geistvoll versinnlicht haben, gehen von der Aequivalenz der Werthe beim Tausch aus; sie bauen somit auf einer Voraussetzung, welche nicht zutrifft. Aehnlich verhält es sich auch mit dem bedeutendsten Vertreter dieser Richtung, mit Jevons. Dieser verwendet den Begriff von Wertheinheiten. Wir werden im zweiten Bande dieses Werkes gelegentlich unserer Erörterungen über den Werth darzulegen haben, dass der Begriff Wertheinheiten nicht haltbar ist. Der Werth ist das Mass aller ökonomischen Dinge: er kann daher wieder nur an sich selbst gemessen werden. Es scheint übrigens, dass die mathematische Richtung, welche als letzter Ausläufer einer mechanistischen Auffassung der Oekonomik dem Bestreben, diese Wissenschaft nach dem Muster einer anderen umzugestalten, ihr Entstehen verdankt, nicht immer den Werth haben wird, welcher ihr heute beigemessen wird. Denn schon finden sich Physiker, die nicht mehr am mathematischen Formelkrame hangen und in ihm nur eine Brücke für das Denken erblicken. Von der Mathematik fordern sie nicht Einsicht in das Geschehene, in die Verknüpfung der Dinge, sondern nur Bequemlichkeit; sie glauben, dass die Sprache der Mathematik sich besonders zum Ausdrucke gewisser Gedanken eigne, ohne darum auch der Ansicht zu huldigen, dass sie mehr sein könne als blosser Ausdruck vorhandener Gedanken.

Der mathematische Ausdruck führt in seiner speciell geometrischen Gestalt zum Schema. Ein Beispiel des Schemas liegt uns im isolirten Staat vor. Wenn es Jemand einfallen sollte, dem isolirten Staat gegenüber einzuwenden, dass es einen solchen nicht gebe, dass er der Wirklichkeit nicht entspreche, dass er die volle empirische Realität nicht widerspiegle, so würde er damit nur bekunden, dass er den Zweck jener Schematisirung nicht versteht, dass die Absicht, gewisse Gedankenzusammenhänge zu verdeutlichen, ihm fremd und verwunderlich erscheint, dass diese Absicht bei ihm verlorene Mühe ist. Thünens Lehren enthalten unstreitig Wahrheiten. Aber diese entsprechen in keiner Weise der Wirklichkeit. Sie sind eben in eine

Form gekleidet, welche, um sie leichter fasslich zu gestalten, alle Besonderheiten, welche in der Erfahrung walten mögen, ausser Acht lässt. Die Lehren, die Thünen an der Figur seines isolirten Staates entwickelt, können darum auch nirgends in der Erfahrung eine stricte Bewährung finden. Dennoch fühlen wir, dass sie uns einen bedeutungsvollen Einblick in die Natur des wirthschaftlichen Lebens bieten. Oft treten uns Thatsachen entgegen, die wir uns nur vermittelst Thünenscher Gedanken zu erklären vermögen. Die Form wäre demnach das Moment an der Thünenschen Theorie, das von der Wahrnehmung fortführt, der Inhalt aber wäre der Wahrheit gemäss. Wie ist dies zu erklären? Wir haben es in Thünens Lehren mit künstlich simplificirten, behufs leichteren Verständnisses schematisirten Thatsachen zu thun. Solche simplificirte, schematisirte Wahrheiten bilden kein Abbild, sondern nur einen Abbildsgrundriss der thatsächlichen Verbindung zwischen den Erscheinungen: sie versinnlichen uns daher auch nicht ein Thatsächliches, sondern ein Begriffliches, das, als Abstractes, durch Abstraction von dem Thatsächlichen aus diesem entstanden ist. In allen Disciplinen fühlt sich der menschliche Geist veranlasst, solche Pläne und Aufrisse zu entwerfen, weil unser Intellect die Fülle des Concreten nicht begreifen, geschweige denn darzustellen vermag.

Es wäre irrig, wollten wir hieraus den Schluss ziehen, das Concrete sei vollkommener als die Abstraction oder umgekehrt. In der Natur giebt es nur Concretes; alle Abstraction rührt vom Geiste her, der selbst als die höchste Form des Natürlichen betrachtet werden muss. Als unvollkommen erweist sich das Abstracte, wenn man von ihm verlangt, was nur das Concrete zu leisten geeignet ist; als unvollkommen erweist sich das Concrete, wenn man von ihm verlangt, was nur das Abstracte zu leisten vermag. In vielen Fällen stellt die Wirklichkeit das Bild der Unzulänglichkeit dar, während das Denken leichten Anstieges die Höhe der Abstraction erreicht. Kein Mensch vermag in concreto eine vollkommen gerade Linie zu ziehen, keiner einen vollkommen rechten Winkel aufzuzeichnen; keiner weiss mit beiden Händen genau denselben Druck auf zwei verschiedene Wagschalen auszuüben. Das Concrete ist immer individuell gestaltet; es bietet Eigenheiten dar; was vom Concreten ausgesagt wird, das gilt nur vom Concreten; es gilt von ihm kaum so lange als die Aussage dauert; denn alles Concrete ist der Veränderung unterworfen; es ist daher möglich, dass gerade das Richtige und Wahre zu der Zeit, da es vom Concreten ausgesagt wird, nicht mehr richtig und nicht mehr wahr ist. Wer wähnt, die Schilderung des Concreten könne bereits als Wissenschaft aufgefasst werden, der unter-

nimmt wahrlich ein unlösbares Problem: so rasch er auch arbeiten mag, die Wissenschaft, welche er zu Tage fördert, ist doch schon von Geburt immer veraltet; um sie zu erneuern, müsste er sie immerwährend verändern, damit das Spiegelbild wo möglich nicht das Gewesene, sondern das Seiende widerspiegle; das Flüchtige, das Vorüberhuschende aber festbannen ist unmöglich. So sorgfältig auch die Wiedergabe einer Physiognomie auf einem Gemälde sein mag, sie kann doch das Mienenspiel selbst nicht auf die Leinwand zaubern: sondern nur einen concreten Zustand der Gesichtszüge. Der Portraitist muss aus der Fülle des Wandelbaren in einem Antlitze das Dauernde und Wesentliche hervorzuheben trachten: ein wirklich künstlerisch ausgeführtes Bild ist daher in gewissem Sinne eine Abstraction, ja sogar eine Schematisirung der Wirklichkeit.

Allein nicht nur wegen der Veränderlichkeit des Concreten ist dieses nicht geeignet in die Wissenschaft einzugehen, sondern auch wegen seiner individuellen Artung: Schilderung des Concreten mit all seinen Besonderheiten, ja sogar mit all seinen Absonderlichkeiten mag ein noch so treues Abbild der Wirklichkeit sein, ein Ausdruck der Wahrheit ist sie nicht, sie entfernt sich von ihr genau so weit wie irgend eine schematische Darstellung. Auch auf dem Gebiete der physikalischen Naturerkenntnis ist eine Beherrschung der Wirklichkeit nur dadurch möglich, dass man von der specifischen Natur der einzelnen bewegenden Agentien abstrahirt (vgl. E. König „Die Entwicklung des causalen Problems“ p. 25). Ueberall suchen wir uns die Vorgänge theils auf eine schematische Weise klar zu machen, theils auch uns über die Erfahrung hinaus durch die Begriffsbildung zu erheben. Hiebei ist freilich die Erwägung in Rücksicht zu ziehen, dass schematische Darstellung lediglich ein Surrogat der Begriffsbildung ist. Als einem Surrogat ist ihm Unvollkommenheit eigen. Diese besteht darin, dass wir im Schema nicht nur Unwesentliches, sondern gelegentlich auch Wesentliches mit vollkommenem Bewusstsein weglassen, um uns die Wirksamkeit desjenigen, was wir im Auge zu behalten wünschen, zu verlebendigen. Eine genauere Erkenntnis dieser Thatsache ist um so angemessener, als wir uns weiterhin mit einem Schema zu befassen haben werden, welches in der Oekonomik zu grosser Bedeutung gelangt ist, mit dem Schema des Wirthschaftsmenschen nämlich. Das Schema ist immer und überall ein Mittel, uns die Begriffsbildung zu erleichtern, es will nicht als die volle Wahrheit angesehen werden: daher kann es auch durch die Erfahrung nicht widerlegt werden; dennoch darf es der Erfahrung nicht widersprechen, weil es sonst nicht das ist, was es sein will, nämlich ein

Schema der Erfahrung selbst. Wir werden in einer weiteren Untersuchung sehen, dass das Schema des Wirthschaftsmenschen diesen berechtigten Anforderungen nicht entspricht.

Fassen wir, nach dem Gesagten, die Bedeutung der Analyse für die Oekonomik in wenige Sätze. Ueberall, wo es sich darum handelt, ein Phänomen zu zergliedern, wird das Denken vorzugsweise in Anwendung kommen müssen. Die Zergliederung ist eine Trennung der einzelnen Merkmale, um zu ergründen, welchem Wesentlichkeit zugesprochen werden kann, welchem nicht. Eine solche Trennung ist beim analytischen Experimente thatsächlich vorhanden: sie wird hier in Wirklichkeit durchgeführt, bei der Analyse aber nur im Geiste. Wo das Experiment unmöglich ist, wird immer die Analyse ihre Stelle vertreten müssen. Die geistige Analyse ist die Mutter, aber auch das Surrogat des Experimentes. Sie hat ob dieser Doppelrolle wohl in allen Fragen, welche experimenteller Lösung unzugänglich sind, eine erhöhte Bedeutung, allein sie ist darum in Disciplinen, welchen das Experiment zugänglich ist, keineswegs zu vernachlässigen.

Wir können von dem Thema der Analyse nicht Abschied nehmen, ohne die Verehrer erfahrungsmässiger Akribie noch auf Eines aufmerksam gemacht zu haben. Wenn es etwas gäbe, das thörichter wäre, als die Leichtgläubigkeit, welche alles, was ihr geboten wird, für baare Münze nimmt, so wäre es die Ungläubigkeit, die sich über alles, was ihr nicht gleich plan und eben erscheint, über alles, was über ihren Horizont geht, hochnasig erhaben dünkt. Und wenn ihr die Wahrheit selbst in der Schale einer Abstraction gereicht würde, sie wiese den köstlichen Trank zurück. Das Misstrauen der Historisten bleibt bei sich selbst stehen; es ist ein unzulängliches, ein halbes. Man muss weiter gehen als sie, man muss auch dem Misstrauen misstrauen. Wenn Einer an das Eintreten eines Ereignisses glaubt, das dann ausbleibt, so macht man ihm mit Fug den Vorwurf, dass er geirrt habe. Irrt er denn weniger, wenn er an das Eintreten eines Ereignisses nicht glaubt und es dann in der That Erscheinung wird? Damit, dass man nur das glaubt, was einem dicht vor Augen steht, bekundet man lediglich seine Kurzsichtigkeit; mit dieser allein ist es auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht gedient. Die Weisheit liegt doch nur in einer derartigen geistigen Beherrschung des Erscheinungs-Ablaufs, dass man aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen das Zukünftige voraus sieht und der Wirksamkeit des gegenwärtig erschlossenen Zukünftigen durch zweckmässige Veränderung des Gegenwärtigen ein erwünschtes Gepräge zu verleihen vermag. Immer handelt es sich also darum, dass man die Zukunft vorhersehe. Das ist der Grund, das

der Zweck aller Wissenschaft. Nur dadurch und dann, wenn das möglich, ist die Wissenschaft auch im wahrsten Sinne praktisch; praktisches Wissen ist einzig und allein auf zukünftige Ereignisse abgezweckt. Eine derartige Anordnung nämlich von Wirksamkeit, welche erlaubt, ein zukünftiges Resultat mit voller Bestimmtheit vorauszusagen, ist eben die Technik. Wenn ich nun sage: ich kenne den Ablauf der Causalität so genau, dass ich ohne erst eine Probe abwarten zu müssen, das Ereignis voraussagen kann, dann weiss ich etwas wirklich; kann ich das nicht, so weiss ich eben nichts. Hinsichtlich dieser Vorhersagungen kann man natürlich verschiedene Grade der Bestimmtheit unterscheiden, welche je nach der Schätzung, je nach der Stimmung wechseln; wir unterscheiden Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Gewissheit, je nachdem ebensoviele und gleich gewichtige Gründe dafür und dagegen sprechen, soferne mehr und gewichtigere Gründe dafür sprechen als dagegen, sofern kein Grund dagegen spricht: aber es ist doch unverkennbar, dass die Bestimmung gerade des Gewichtes, welches jedem Grunde beigemessen werden muss oder beizumessen ist, dem subjectiven Ermessen obliegt; es kann ganz gut geschehen, dass jemand hinsichtlich dieses subjectiven Ermessens schwankt. Ja es ist sogar kein gutes Zeichen für die Intelligenz eines Menschen, wenn er an dem einmal abgegebenen Urtheile für immer festhält. Feste Ueberzeugungen sachlicher Natur haben im Grunde nur diejenigen, welche die Anschauungen anderer Leute hegen; diejenigen, welche eigene Ansichten besitzen, diejenigen, welche Selbstdenker sind, verfügen nicht über eine solche Sicherheit. Die peremtorischesten Urtheile kann man gerade von Leuten vernehmen, die nichts von den Dingen verstehen. Ohne Wanken und Schwanken antwortet darum der Knabe, schlagfertig weiss er uns die Dogmen, die in seinem Lehrbuch stehen, zu Gehör zu bringen. Bedächtig aber ist der echte Forscher, welcher sich überzeugt hat, wie oft und wie leicht der Geist auch dann, wenn er auf der Höhe seiner Zeit steht, dem Irrthum anheim fällt. Alle, die sich, insbesondere auf dem so schwierigen Gebiete der Oekonomik unerschütterlicher Erkenntnisse rühmen, sind entweder Comödianten auf der Bühne der Wissenschaft, die imponieren wollen, oder armselige Tröpfe, welche an das, was sie nach vorhandenen Mustern denken, mit Stumpfsinn glauben. Absolute Sicherheit ist bei Behauptungen überhaupt nicht möglich, sondern vielleicht nur manchmal bei Verneinungen. Im Allgemeinen wird geglaubt, wer etwas mit dem Brusttone der Ueberzeugung behauptet, müsse es auch wissen; gerade umgekehrt ist demjenigen mehr Glauben zu schenken, welcher mit seinem Urtheil behutsam ist. Wir sind fehlende Menschen, es giebt keine Kleinigkeit, in

welcher wir nicht auf eine Weise fehlgreifen könnten, die uns nachher mit tiefer Beschämung erfüllt.

VI. Die Dialektik der Begriffe.

Die ökonomischen Begriffe haben das Eigenthümliche, dass sie meist zu enge sind. Dies ist so sehr der Fall, dass man sagen könnte, die Geschichte der Wissenschaft sei gleichzeitig die der Erweiterung ihrer Begriffe. Seit man über wissenschaftliche Vorgänge nachdenkt, sind über sie viele Erwägungen zu Tage gefördert worden, die lediglich daran krankten, dass sie vorschnell mit dem Wörtchen „nur“ behaftet in die Welt gesendet wurden. Man hat nur das Gold als werthvolles Gut betrachtet und in diesem Metalle allein den Reichthum erblickt. Das hat sich als falsch herausgestellt. Der Begriff des Gutes wurde erweitert. Man versuchte, unter dieser Bezeichnung Sachliches, Körperliches, Materielles zu verstehen: man hat gewähnt, dass die Greifbarkeit in dem Begriffe des Gutes wesentlich sei. Mit unsicherem, zögerndem, tastendem Wesen wurde wieder eine Ausdehnung vorgenommen. Es wurde schon von Say zugestanden, dass ein Gut auch immateriell sein könne. Aber die Annahme des immateriellen Gutes hätte eine Adaptirung und Renovirung des ganzen Baues nothwendig gemacht, eine Neugestaltung der Oekonomik. So wurde denn der Gutsbegriff nachgerade wieder zu dem eines materiellen Sachgutes: das Nur, dem die Thüre gewiesen worden, fand wieder Gnade vor den Augen der Oekonomisten. Den Erzeuger eines Gutes hat man productiv genannt. Anfangs blühte die Meinung, dass nur der Landwirth productiv sei. Das war eine Anschauung, die sich als unhaltbar erwies. Man hat denn mit der Zeit auch dem industriellen Arbeiter Productivität zusprechen müssen. Als das immaterielle Gut noch nicht als Gut galt, die Erzeugung der Güter aber bereits Production genannt wurde, mussten Arbeiter, welche nicht greifbare Güter erzeugten, wie Lehrer, Richter, Aerzte, Schriftsteller und Künstler als inproductiv bezeichnet werden. Und als man sich schon dazu verstand, in ihrer Thätigkeit eine Quasiproduction zu erkennen, der Kaufmann, der Agent, der Financier, der Speculant, der Unternehmer sogar, sie wurden fortdauernd als unproductiv angesehen: von Vielen werden diese Berufsarten noch heute als solche ohne sociale Berechtigung und der Fehler

in dem Denken über die Gesellschaft als einer der Gesellschaft selbst betrachtet.

Besonders auffällig ist die Enge der Auffassung in der Lehre vom Werthe. Man hat nach der Ursache, nach der Quelle, nach dem Ursprunge des Werthes gefragt. Man hat darauf die Antwort gegeben, der Werth entstehe nur aus der Arbeit, ja sogar nur aus einer besonderen Art von Arbeit. Es wurde behauptet, die Arbeit allein habe Werth, allen Gütern komme die Qualität des Werthes nur nach Massgabe des Quantums an Arbeit zu, welches zu ihrer Erzeugung nothwendig gewesen. Nun ringt sich allmälig die Ueberzeugung durch, dass der Werth nicht nach dem Quantum der auf das Gut verwendeten Arbeit dem Gute anhafte und es im Grunde für den Werth des Gutes gleichgiltig sei, ob viel oder wenig Arbeit dazu verwendet worden. Man hat lange Zeit hindurch der Anschauung Ausdruck verliehen, dass nur das Kostengesetz den Preis bilde, nur Angebot und Nachfrage seine Höhe bestimme. Seit einiger Zeit erst ist es um diese Lehren herum heller geworden: das Nur wird wieder zurückgedrängt. Es hat eine Zeit gegeben, da das Heil eines Volkes nur in der Reglementation erblickt wurde. Dann kamen Jahre, in denen nur die Freiheit als Panacee angepriesen wurd. Nur das Eine, riefen die Einen: nur das Andere, lärmten die Anderen. Die Gegensätze werden in den Kämpfen der Gegenwart ihre Ausgleichung im Sinne einer geordneten Freiheit finden. Das Nur wird getilgt. Allein, auch heute können wir Urtheile, welche auf Enge des Gesichtskreises hindeuten, allenthalben beobachten. Es ist insbesondere die sociale Frage, welche den Tummelplatz für sie bildet. Das Elend kommt bald nur aus der Centralisation, bald nur aus der Decentralisation, bald wird es nur auf das Walten des Capitals zurückgeführt, bald sogar nur auf eine bestimmte Gattung von Capitalisten. Vom Nur wird, wie wir sehen, ein reichlicher Gebrauch gemacht, man könnte sogar behaupten, mit diesem Worte werde eine heillose Verschwendung getrieben, während das so wichtige Auch geradezu stiefmütterlich behandelt wird. Der Uebelstand der Urtheilsenge rührt daher, dass dem menschlichen Geiste nur Einzelheiten auffallen und er geneigt ist, vorschnell zu verallgemeinern. Alle Urtheile gehen schliesslich auf Wahrnehmung zurück; die Fähigkeit wahrzunehmen einerseits, die persönlichen Erfahrungen andererseits sind aber sehr verschieden. So gelangen denn auch verschiedene Lehrmeinungen zum Ausdruck. Die Verschiedenheit der Begriffe ist bald eine conträre, bald eine contradictorische.

Steht der Forscher zwischen contradictorischen Gedankengebilden, zwischen einer schroffen Bejahung einerseits, einer schroffen Verneinung

auf der andern Seite, so wird er untersuchen müssen, auf welcher Seite das Recht steht: er muss das Gebiet der Meinung verlassen und den Stoff selbst zur Hand nehmen. Er muss sich mittels sachlicher Kritik durch das Wirrsal Bahn brechen. In dem Prozesse, in dem sich die entgegenstehenden Meinungen als Parteien gegenüberstehen, wird das Endurtheil dahingehen müssen, dass Einer von Beiden Recht hat, der andere aber vollständig abzuweisen ist. Anders verhält es sich aber, wenn die beiden Gedankengebilde, welche dem Forscher vorliegen, nicht contradictorischer, sondern conträrer Natur sind, wenn sie nicht Gegensätzlichkeit, sondern bloss Verschiedenheit aufweisen. Was kann der Forscher, welcher sich der gegebenen Theorien behufs weiterer Bearbeitung und Veredlung derselben bemächtigt, mit seinem Stoffe beginnen? Wie hat er die einander widerstreitenden Stimmen zu behandeln, um sie in einen wohllautenden Accord zu bringen? Das ist die Frage. Nach dem Satze vom Widerspruche kann ausgesagt werden, welche Gegensätze allerdings nicht in demselben Sinne, gleichzeitig Giltigkeit haben mögen; so tritt denn an den Oekonomisten eine schwierige Aufgabe heran. Er muss ökonomistische Dialektik üben.

Der Begriff der Dialektik hat im Laufe der Zeit als Gefäss für sehr mannigfaltigen Inhalt gedient. So vieldeutig ist diese Bezeichnung, dass es fast gewagt scheint, sie zu verwenden, denn allzuleicht führt sie zu Missdeutungen und Missverständnissen. Allein unsere wissenschaftliche Sprache ist so dürftig, dass es nicht gut angeht, einen Terminus, der treffliche Dienste leisten könnte, über Bord zu werfen, weil mit ihm ein Missbrauch möglich wäre. Der Sinn des Terminus Dialektik wird in unseren Darlegungen übrigens ein sehr einfacher, ein sehr bestimmter sein. Wir verstehen nämlich unter der Dialektik die Bemühung, wissenschaftliche Anschauungen von Widersprüchen zu reinigen und sie so zu versöhnen. Die Dialektik hat es also nicht mit den Thatsachen, nicht mit den Vorgängen, nicht mit den Beobachtungen zu thun, sie hat nicht hinauszublicken in das Gewühl des Verkehrs, nicht das Getriebe der Menschen zu betrachten, nicht das mannigfaltige Walten der Interessen unter eine Einheit zu bringen. Ihr Gegenstand sind nur Meinungen, Ansichten, Behauptungen und Ueberzeugungen, die ihr fertig vorgelegt werden. Auf diese hat sie das Kriterion der Uebereinstimmung, den Satz des Widerspruches anzuwenden.

Die dialektische Kritik ist dadurch Kritik, dass sie nicht nur an der Hand der Analyse an einem Gedankengebilde zu prüfen hat, in welcher Art sein Urheber durch eine Reihe von fehllosen Schlüssen zu seinem Resultat gelangt ist; sie hat nicht nur den zurückgelegten Weg zu controliren; sie hat nicht nur die Mittel, durch die

ein bestimmtes Ergebnis erzeugt worden, zu untersuchen, sie hat insbesondere die abgeschlossen vorliegenden Anschauungen auch miteinander zu confrontiren. Vor dem Richterstuhle der Dialektik hat Jeder nachzuweisen, dass er auf löblichem Wege in den Besitz seiner Forschungsergebnisse gelangt ist: zudem haben sich vor ihm die Anschauungen auseinanderzusetzen: sie müssen in einem wissenschaftlichen Ordale miteinander kämpfen: dem Stärkern wird schliesslich das Recht zugesprochen. Die Leitschnur der dialektischen Methode ist, sofern sie Kritik ist, die Frage nach dem zureichenden Grunde, ihre Formel das „unde scis": die Leitschnur der dialektischen Methode, sofern sie sich als dialektische zu bethätigen hat, ist der Satz vom Widerspruche, seine Formel das „simplex sigellum veri".

Die dialektische Methode unterscheidet sich von der empirischen dadurch, dass die letztere an der Hand des Causalgesetzes von der Wirkung auf die Ursache, beziehungsweise von dem Wirkungscomplexe auf den Ursachencomplex zu schliessen und daher den Dingen selbst gegenüberzustehen hat. Die dialektische Methode dagegen ist eine mittelbare. Der Stoff, in dem sie arbeitet, ist ein schon vom Intellecte zugerichteter, er ist aus den Meinungen über die empirischen Gegenstände gebildet. Die Erkenntnisse der empirischen Methode sind somit originäre, die der dialektischen Methode derivative. Die empirische Methode kann weiter gehen als die dialektische, sie ist wesentlich erobernd, sie kann zum einmal Erworbenen Ungekanntes hinzufügen, sie vermag das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern, sie ist im Stande, neue Anschauungen zu bieten, Entdeckungen zu machen, Offenbarungen zu künden. Die dialektische Methode ist bescheidener: sie bringt nur Ordnung in das, was bereits vorliegt, sie klärt, reinigt, läutert nur, was ihr gegeben, was ihr geliefert wurde.

Die ökonomistische Dialektik stellt somit klar, in welcher Art der Forscher sich gegenüber den ihm vorliegenden wirthschaftswissenschaftlichen Ansichten zu verhalten hat. Sein evolutionistisch geschulter Geist wird die Lehrmeinungen, die ihm gegeben sind, nicht als das ungefähre Resultat eines blossen Zufalles auffassen: er wird in ihnen vielmehr das Erzeugnis eines gesetzmässigen Entwicklungsprocesses erblicken. Das Dogma, das ihm als Thatsache entgegentritt, er wird es als eine Erscheinung ins Auge fassen. Als Erscheinung wird er diese Thatsache dem allgemeinen Gesetze der Causalität unterordnen. Er wird nach den Entstehungsbedingungen jeder Doctrin fragen.

Auf diese Frage ist eine leichte Antwort möglich, welche die vorhandenen Schwierigkeiten eher umgeht als überwindet: in jedem Volke werden zu einer gewissen Zeit Theorien laut, welche seiner augenblick-

lichen Entwicklungsstufe entsprechen und ihm den Weg in die Zukunft weisen. Diese Theorie haben wir die der relativen Wahrheit ökonomistischer Lehren genannt. Sie hätte gewiss Anspruch auf Giltigkeit, wenn sie erfahrungsmässig, wenn sie geschichtlich nachzuweisen wäre. Dies zu leisten ist aber aus verschiedenen Gründen nicht möglich. Zu jeder Zeit sind verschiedene Anschauungen im Schwange. Dies beweist, dass in dem bestimmten Zustande, in welchem sich ein bestimmtes Volk zu einer bestimmten Zeit befindet, keine allgemein giltige und nothwendige Indication für die Richtung ökonomischer Anschauungen liegen könne. Demzufolge müsste die in Rede stehende Anschauung enger gefasst werden. Man müsste sagen, in jeder Nation schwinge sich aus der Fülle einander widersprechender Lehrmeinungen in einer gewissen Epoche jene zur herrschenden empor, welche seiner Entwicklungsstufe entspricht und ihm den Weg für die Zukunft weist. Allein auch in dieser Fassung ist die Theorie der Relativität ökonomischer Doctrinen nicht unanfechtbar. Sie ist nämlich noch immer zu weit und darum auch in ihrem gegenwärtigen Umfange auch nicht nachzuweisen. Die Anschauung, dass sich diejenige Doctrin, welche ob ihrer Opportunität die günstigsten objectiven Lebensbedingungen vorfinde, entwickle, lässt die Lebenstüchtigkeit, die subjectiven Prosperitätsbedingungen ausser acht. Der Mercantilismus beispielsweise lag, soweit er blosse Theorie war, nicht in seiner Zeit, er wurde vielmehr erst in sie hineingetragen; nicht in den culturellen und politischen Zuständen Frankreichs war er begründet, er ging aus ihnen nicht mit Nothwendigkeit hervor. Diese hätten vielmehr ebenso gut zu den theoretischen Ueberzeugungen des Industriesystems führen können. Es ist sonderbar, dass gerade jene Schule, welche heute vorzugsweise die Relativität der ökonomistischen Anschauung verficht, durch ihre blosse Existenz eine wirksame Widerlegung eben derselben Theorie ist. Die wissenschaftliche Berechtigung der extrem-empiristischen, der historischen Schule steht ausser Frage für Jene, die principiell jedes Gewordene als nothwendiges Glied der Entwicklung betrachten. Es fragt sich jedoch, ob die früheren Glieder dieser methodologischen Entwicklungsstufe, ob die erzeugenden Ursachen, welche ihre Doctrinen ins Leben treten liessen, in der Wissenschaft oder in der Politik Deutschlands zu suchen wären.

Keiner, der ohne Voreingenommenheit an die Thatsachen herantritt, wird zwei in dieser Beziehung wichtige Thatsachen in Abrede stellen: erstens nämlich, dass die historische Schule die in Deutschland herrschende ist; zweitens aber, dass sie keinen klaren Zusammenhang mit der historischen Entwicklungsstufe aufweist, auf der sich

Deutschland vor der Zeit ihres Entstehens oder vor der ihrer wissenschaftlichen Hegemonie befunden hat. Hiezu kommt noch Eines. Der Zeitgeist hat im Laufe der jüngsten zwei Menschenalter wiederholt gewechselt; die Herrschaft der Schule ist nicht nur dieselbe geblieben, sie hat ihre Eigenart auch noch zu verschärfen vermocht. Wie wäre dies Phänomen aus der Theorie der historischen Relativität ökonomischer Anschauungen zu erklären? Auf den Geist der Zeit, welcher veränderlich ist, darf der unveränderliche Geist der historischen Schule nicht zurückgeführt werden. Die historische Schule könnte bestrebt sein, die Thatsachen an der Hand der ihr eigenthümlichen Methode zu einer befriedigenden Theorie zu verarbeiten. Das versucht sie nicht. Da sie ihre Aufgabe strictest interpretirt, glaubt sie, dass sie es nur mit dem Gewordenen zu thun habe. Hielte sie an diesem Gedanken fest, so könnte sie weder dem Volke, noch dem Staate die zukünftige Haltung vorschreiben. Es ist sogar offenbar, dass gerade hierin der ihr besondere wissenschaftliche Charakter begründet ist. Diese Losgelöstheit von den Postulaten der praktischen Politik musste die historische Schule eigentlich mit jeder Doctrin, welche uns die Geschichte unserer Wissenschaft überliefert, theilen. Denn jegliche Doctrin wird zuerst zu einer Zeit formulirt, da sie keineswegs die herrschende genannt werden kann. Der einsame Denker, der einen neuen Gedanken hegt und ihn nach langen Jahren geistigen Ringens überzeugungsvoll ausspricht, ist selbstverständlich in der Minorität, allein die Formel, die weltflüchtigem Tiefsinne, der mit weltkundigem Scharfsinne gepaart sein muss, ihr Entstehen verdankt, sie tritt aus der Stille, in der sie gebildet worden, gewappnet auf das Forum der öffentlichen Meinung hinaus. Sie wirbt Anhänger. Der Kreis derselben vermehrt sich allmälig. Wann aber kann man die neue Lehre die herrschende nennen? Wenn sie die Majorität für sich hat? Wenn sie die Gewaltigen dieser Erde für sich gewonnen und gewissermassen regierungsfähig geworden? Wenn beides der Fall ist?

Wenn wir diese letztere höchste Machtentwicklung, die einem wissenschaftlichen Gedanken beschieden sein kann, ins Auge fassen, müssen wir gestehen, dass zu einer solchen Carrière Zeit nothwendig ist. Eine Lehre wird somit nur hoffähig, wenn sie zum Mindesten mannbar geworden. Die Zeit der Herrschaft fällt nie mit der jugendlichen Blüthe zusammen. Sie ist das Kind einer versunkenen Zeit, das den Bestrebungen der Gegenwart in Vielem feindlich gegenüber stehen muss. Es wäre darum wohl richtiger, wenn man sagen wollte, dass die herrschenden Kreise sich jeweilig jener Theorie bemächtigen, die als Mittel für ihre Zwecke taugt. Damit wäre aber auch zuge-

standen, dass eine Theorie die herrschende sein kann, ohne vor anderen den Vorzug grösserer innerer Wahrheit vorauszuhaben.

Die Theorie der relativen Wahrheit ökonomistischer Anschauungen gilt ferner nur unter der Voraussetzung, dass man unter der Oekonomik einen Inbegriff von praktischen Rathschlägen verstehe, welche als solche vom Utilitätsstandpunkte aus gegeben werden. Allein Oekonomik kann wohl als die Wissenschaft von den Mitteln zu Zwecken überhaupt aufgefasst werden; aber sie ist nicht selbst Mittel zum Zwecke, sonst wäre sie ja ihr eigener Gegenstand. Wenn Oekonomik in der That nur ein solcher Inbegriff von augenblicklich rathsamen Vorschlägen wäre, so gäbe es überhaupt keine Oekonomik, sondern nur ökonomische Politik. Und diese selbst wäre ohne allen Werth, ein willkürliches Sammelsurium aller möglichen und einiger unmöglicher Einfälle. Denn auch die Oekonomik, welche sich darauf bescheidet, auf die Frage „quid nunc?“ zu antworten, ist Theorie, wenn auch angewandte Theorie, sie setzt als solche nämlich eben jene theoretischen Erkenntnisse voraus, die von den Anhängern einer bloss praktischen Oekonomik so gerne als blosse Schwärmerei und nichtige Speculation betrachtet werden. Sie kann sich nur erheben auf Grundlage einer Lehre, welche nicht etwa darlegt, was unter gewissen Umständen wohl am nützlichsten wäre, sondern vielmehr bemüht ist zu ergründen, was überhaupt geschieht: denn wer nicht weiss, wie Ursachen überhaupt wirken, der vermag sie auch nicht zur Erreichung eines bestimmten Zweckes planvoll zu verwenden. Die Physik geht der Technik voraus; man musste bekanntlich erst die Elektricität entdecken, bevor man sie zur Telephonie benützen konnte.

Eine ausschliesslich praktische Richtung der Oekonomik ist undenkbar, solange im Handeln der Gedanke die Wirklichkeit bestimmt. Die Theorie der relativen Wahrheit ökonomistischer Erkenntnisse kann demnach im besten Falle nur für die Art der praktischen Verwendung theoretischer Erkenntnisse Giltigkeit haben: es müsste daher die Formel für die Entstehungsbedingungen ökonomistischer Erkenntnisse folgendermassen lauten: in jeder Nation schwingt sich aus der Fülle einander widersprechender praktischer Vorschläge in einer bestimmten Epoche nur derjenige empor, der ihrer Entwicklungsstufe am besten entspricht und ihr den besten Weg in die Zukunft weist. Dieser Satz besagt aber in kürzerer Fassung: entweder der praktischeste Vorschlag dringt durch, oder: er ist der beste. Die erste Fassung ist nicht stichhaltig. Denn sie geht von zwei Voraussetzungen aus, die bekanntlich nicht immer zutreffen. Die erste Voraussetzung lautet: Der beste Vorschlag wird von der herrschenden Partei immer als solcher erkannt. Die zweite

Voraussetzung lautet: Wenn die herrschende Partei einen Vorschlag als den besten erkannt hat, hat sie auch immer den Willen und die Macht, ihn zu befolgen und auszuführen. In der zweiten Fassung dagegen ist die ganze Theorie auf ein banales analytisches Urtheil zusammengeschmolzen. Die Relativitätstheorie, welche behauptet, dass jede Zeit die ihr nothwendigen Theorien erzeuge, ist genau so abergläubisch wie jene Heroentheorie, welche wähnt, die rechten Helden entstünden immer gerade zu jener Zeit, da man ihrer am dringendsten bedürfe. Wir müssen dem Vorhergehenden gemäss die Entstehungsbedingungen wissenschaftlicher Dogmen nicht in ihrer Zweckmässigkeit suchen, zumal ja ein Gedanke, insofern er zweckmässig ist, die mögliche Ursache für eine Wirkung ist und die Frage ja nicht seine mögliche Wirkung, sondern vielmehr seine mögliche Ursache betrifft.

Das dialektische Verfahren, in welchem wechselweise ein Gedankengebilde zum Massstabe des andern genommen wird, jedes dazu verwendet wird, das andere zu berichtigen und solcherart aus den concreten Behauptungen den Kern der Wahrheit herauszuschälen, findet seine vornehmste Anwendung im Rechtsstreite. Eben darum ist auch die Jurisprudenz im wahrsten Sinne die hohe Schule des Denkens. Nur in ihr erwirbt der Geist die Fähigkeit, eine Frage mit Objectivität als Streitfrage zu betrachten und als solche zu klären. Für den Oekonomisten ist daher die Art und Weise, in welcher die verschiedenen Interessen vor dem Richter vertreten werden, die Art, wie dieser die Daten gegeneinander abzuwägen hat, sehr belehrsam; doch würde er die Wissenschaft wenig fördern, übte er sich nur auf dieser Palaestra; denn vor dem Forum herrscht der Rationalismus, herrscht die exacteste Form der Deduction, herrscht das Dogma allein, bald in der Gestalt der gesetzlichen Vorschriften, bald in der der Aussagen. Der Oekonomist, der sich nicht einseitig durchbilden will, wird daher auch immer gut thun, sich mit den Methoden des naturwissenschaftlichen Studiums zu befassen, damit ihm auch die stumme Sprache der Gegenstände vernehmlich werde, damit er auch aus ihr Indicationen empfange, damit er auch sehe und beobachte, auf welche Weise der stille und doch so beredte Mund der Allmutter Natur zu eigenartiger Mittheilsamkeit veranlasst wird, damit er lerne, in welcher Weise diese Wissenschaft die Daten der Erfahrung zu behandeln sich gewöhnt hat.

Da das dialektische Verhalten den Forscher lehrt, wie er sich den gegebenen Theorien gegenüber zu verhalten hat, ist es sehr bedeutsam für den Fortschritt in der Wissenschaft. Wohl giebt es keine besondere Methode, welche direct zur Wahrheit führen könnte;

nur die Entwicklung der Wissenschaft selbst vermag solches zu bewerkstelligen. Auch die Dialektik verheisst nicht den mühelosen Besitz von Formeln, welche alle Räthsel der Erkenntnis lösen. Sie weist vielmehr das Wahrheit suchende Gemüth nur an, auf welche Weise es aus dem Gewirr der widersprechenden Lehrmeinungen zu einer Einheit der Anschauung gelangen könnte. Gerade dadurch wird aber die dialektische Methode zu einem abschliessenden Momente und eben deshalb, weil sie ein abschliessendes Moment ist, eröffnet sie auch eine neue Bahn. Schon zweimal im Laufe der ökonomistischen Entwicklungsgeschichte hat es sich ergeben, dass eine scharfgeistige Individualität sich vor einen grossen Reichthum von mannigfaltigen Doctrinen, von bunten Gegensätzen, vor eine reich gegliederte Entfaltung der Gedanken gestellt sah. Das eine Mal war es Smith, der die Strahlen der ökonomistischen Erkenntnis in sich zusammenfasste, um sie leuchtender und heller von sich zu senden. Das andere Mal versuchte es Mill, es Smith in dieser höchsten Leistung eines historisch bedeutsamen Kopfes gleichzuthun. Mill fehlte es nicht an Verständnis für die Aufgabe, welche er sich auferlegt: er war sich, wie insbesondere aus seiner Logik hervorgeht, der Rolle bewusst, welche die Dialektik auf dem Gebiete der Oekonomik zu spielen hätte: hob er doch (B. V C. VI § 1 u. 2) den entscheidenden Grundsatz der Dialektik hervor, dass nämlich conträre Sätze, obgleich sie nicht beide zugleich richtig sein können, doch beide zugleich falsch sein können. Allein es mangelte ihm die wirklich originelle Kraft, welche, über den Gegensätzen stehend, geeignet gewesen wäre, dieselben mit starker Hand zusammenzufassen: er oscillirte vielmehr zwischen den Polen hin und her. Er vermochte das Verschiedene nie als Attribute eines Höheren zu begreifen. Und darum geschah es auch, dass Smith wohl die Oekonomisten vor ihm in das tiefste Dunkel hüllte; sie werden zur Zeit erst von emsigen Schürfern hervorgezogen, um durch sie das Mass, in welchem der Vater der Oekonomik über Ursprünglichkeit verfügt haben mochte, zu bestimmen; Mill ist es dagegen nicht gelungen das grosse Dreigestirn der Oekonomik, das vor ihm an dem Himmel prangte, zu überstrahlen; Smith, Ricardo und Malthus haben durch Mill nichts an Verdiensten verloren, sie haben an Mill nur einen unvergleichlichen Darsteller, einen vortrefflichen Popularisator gewonnen. Was Say einem Einzelnen unter den Oekonomisten, das ist Mill einer Gesammtheit. Derselbe ist mehr ein Spiegel, in welchem sich die Grösse bewundern mag als selbst eine solche.

VII. Die Polemik.

Wenn es sich dem Forscher nicht um die Wahrheit, sondern um das Rechthaben und Rechtbehalten handelt, wendet er die polemische Kritik an. In diesem Falle kehrt er sich nicht an den Zusammenhang der ihm gegenständlichen Begriffe mit der Erfahrung, er sucht aber auch, wie wir ausgeführt haben, nicht eine Einheit des scheinbar Verschiedenen nachzuweisen, ihm ist es vielmehr darum zu thun, den Widerspruch im scheinbar Einheitlichen ans Licht zu zerren. Es wird wohl selten ein Autor seine Anschauungen ausgeführt haben, ohne sich in polemische Untersuchungen zu verwickeln. Dennoch ist der Werth einer concreten Polemik für die Wissenschaft immer ein ziemlich fragwürdiger. Der Werth der Polemik überhaupt ist allerdings weitaus bedeutender. Ihre klärende Macht zeigt sich schon beim Einzelnen, der sie anwendet. Polemik ist für jeden Autor die Grundbedingung seiner Originalität: erst im Widerspruche zu denjenigen, die vor ihm gewirkt haben, wird er, was er werden soll. Im Kampfe mit den Meinungen klären sich ihm seine Anschauungen: er wird geübt, die Schwächen einer Theorie aufzufassen: er gelangt solcherart dahin, sich allmälig einen eigenen Standpunkt zu bilden. Von besonderer Wirksamkeit für die Klärung der Begriffe ist es, wenn der Forscher, der die Absicht hat, seine Wissenschaft zu fördern, nacheinander zwei verschiedene, einander selbst polemisch gegenüberstehende Autoren der polemischen Kritik unterzieht. Er wird auf diese Art am ehesten dazu gelangen, selbstständige wissenschaftliche Leistungen zutage zu fördern. Auch für das Ganze der Wissenschaft ist die Polemik ein treffliches Mittel, sich der Wahrheit zu nähern. Ueberblickt man den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, so muss man sich sagen, dass er im Wesentlichen polemischer Kritik zu verdanken sei: sie ist die Form, in welcher sich der Fortschritt ankündigt und durchsetzt.

So nützlich aber auch Polemik sein kann, weil sie einerseits die Anschauungen des Polemisirenden festigt, seine Gaben schärft und das ihm gegenüberstehende Gedankengebilde erschüttert, es ist doch Hauptaufgabe der Kritik, die Begriffe auf ihre objective Giltigkeit hin zu prüfen. Sofern es sich nun um die objective Giltigkeit und nichts Anderes handelt, sind auch nur zwei Kriterien anzuwenden, das empirische und das rationale. Und da es Aufgabe der Kritik ist, von der Wissenschaft Gebotenes vom Irrthum zu säubern, entwickelt sich eine polemische Bethätigung des menschlichen Geistes. Sie ist edel, sofern sie sich einem höhern Zwecke unterordnet; sie ist es nicht, sofern sie sich selbst

Zweck ist. Kritik muss zerstörend wirken: sie muss das Baufällige mit scharfer Haue abtragen: sie muss jenen erhabenen Vandalismus bekunden, der die Kunstwerke denkender Gemüther rücksichtslos zertritt. Kritik soll unbestochen und unbestechlich sein. sogar gegenüber den ernstesten und lautersten Einflüssen. sie darf nur das Ideal der Wahrheit zur Richtschnur nehmen. Polemik ist aber immer bestochen und immer bestechlich. Eitelkeit. Rechthaberei. Patriotismus. Parteigeist. Verehrung für irgend einen grossen Mann und seine Anschauungen. dies Alles fälscht das Urtheil. verschiebt oft die Begriffe des Polemikers. Das Gehässige in der Polemik ist es denn auch, das oft Hass erweckt.

Die Polemik ist eine Abart der Kritik: sie ist trotz ihrer Vorzüge nicht so hoch zu schätzen als die stricte und exacte Anwendung des rationalen und empirischen Kriterions. Weil sie weder das eine noch das andere handhabt. ist sie nicht ein Kampf der Wahrheit gegen den Irrthum. sondern ein Kampf der vermeintlichen Autorität um die wirkliche. Dadurch. dass man die Ansicht irgend eines Forschers, und möge er noch so grosse Verdienste aufweisen können, gutheisst, alles ihm Entgegenstehende aber negirt. nähert man sich noch nicht der Wahrheit. Auf solche Weise ist vielleicht Anerkennung zu erlangen. aber nicht der Fortschritt der Wissenschaft. welcher allen wahrheitsliebenden Gemüthern am Herzen liegt. Gerade derjenige, welcher die Lehren der besten Geister nicht leichthin nimmt. sondern prüft. zeigt sich als ihr würdigster Schüler. Denn eben die Meister sind es. welche durch ihr erziehliches, weckendes Beispiel den Nachstrebenden veranlassen. in ihrer Weise vorzugehen und. das Leben der Wahrheit opfernd, keine andere Autorität anzuerkennen als die des eigenen Urtheils. Es ist vielleicht die höchste Empfindung. welcher ein Sterblicher theilhaftig werden kann. wenn er. durchschauert von der Verehrung. von der Pietät, von der Bewunderung. misstrauisch, zweifelsüchtig und behutsam den Spuren des Unsterblichen folgt. in scheuer Verehrung kaum zur Höhe. da jener schwebt, emporzublicken wagt und doch offenen Auges jeden Schritt beachtet. welchen die hehre Gestalt vor ihm thut. Es ist ein schönes Vorrecht. grosse Geister zu ehren: es giebt Keinen. welcher von diesem Vorrecht nicht Gebrauch gemacht hätte. den Dilettanten allein füllt es aus. Dadurch. dass sie Menschen sind, verlieren die grossen Menschen nicht in unserer Schätzung. sie gewinnen dadurch vielmehr. Der Erdgeborne weiss es ja. dass die Sonne Flecken hat: er wird sie nicht hinwegleugnen wollen: die strahlende Leuchte schimmert ja auch mit diesen dunkeln Stellen durch den Aether. Ja, der Irrthum ist

das Privilegium des Genies, es ist zugleich das seines Muthes. Der Gewaltige wagt es, Falsches auszusprechen, denn er weiss, dass es besser ist, Berichtigungsbedürftiges als gar nichts gesagt zu haben, denn er weiss, dass das Unzulängliche, einmal geäussert, verbessert werden kann, das Verschwiegene aber vermag in der Welt der Wissenschaft weder zu keimen, noch auch unterzugehen. Es ist leicht, nicht zu irren, wenn man schweigt oder Nichtssagendes zu Tage fördert.

Der Kritiker, der die Polemik als Handhabe der Forschung benutzt, bemüht sich, eine Theorie an einer anderen zu messen. Entspricht die zu prüfende nicht den Anforderungen, welche die in seinen Augen mustergiltige fordert und erfüllt, so wird sie verworfen. Hier tritt uns in der Jurisdiction der Gelehrtenrepublik derselbe Fehlschluss entgegen, welcher uns in der juristischen Praxis mancher Länder verletzt. Die Aussage einer Vertrauensperson wiegt schwerer vor Gericht als die des Angeklagten. Was die Vertrauensperson sagt, gilt schon darum für wahr, weil sie es sagt, weil sie es vielleicht unter ihrem Amtseide bekräftigt. Was der Angeklagte sagt, gilt schon darum für unwahr, weil es der Behauptung der Amtsperson widerspricht: auf die eidliche Bekräftigung von dieser Seite wird einfach verzichtet. So eingenistet ist das Vorurtheil, dass das Kriterion der Uebereinstimmung mit der Ansicht Anderer ein Kriterion der Wahrheit sei, dass viele Autoren nicht müde werden, womöglich für jeden Satz, welchen sie aussprechen, nachzuweisen, dass er auch von Anderen vertreten werde. Vor den Richterstuhl echter Kritik treten die unselbstständigen Geister mit möglichst vielen Eideshelfern. Sie suchen, wo es an der Kraft ihrer Argumente fehlt, durch die Menge derjenigen zu imponiren, welche Gleiches behaupten; sie suchen die Majorität hinter sich zu haben; so bringen sie denn nichts vor, was nicht schon möglichst oft gesagt wäre und hüten sich, die Heerstrasse, auf welcher sie so vielen Gesinnungsgenossen begegnen, zu verlassen. Sie wissen nicht, dass sich die Richtigkeit eines Satzes in der Wissenschaft weder von der Majorität noch von der Autorität herleiten lasse, sondern Majorität und Autorität sich vielmehr dort früher oder später von selbst einstellen, wo der Wahrheit eine siegreiche Schlacht geschlagen worden ist.

Das abergläubische Bestreben, die Anschauung der Majorität kennen zu lernen und Alles nach ihrem Geschmacke zu schätzen, hat viele helle Köpfe zu uferloser Belesenheit genöthigt; sie haben mehr Zeit darauf verwendet, die Ansichten Aller kennen zu lernen, als sich eine eigene Meinung zu bilden; im Schatten der Bücherregale haben sie sich alles Selbstdenken abgewöhnt. So konnte es geschehen, dass in unserer

Wissenschaft Gelehrte auftraten, welche auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit die fabelhafte Gefrässigkeit der vorsintfluthlichen Saurier zeigten; ihre Werke sind lediglich Neuauflagen jener Bücher, welche sie gelesen haben und gleichen kopflosen Bandwürmern. Diese deutschen Zerrbilder des echten Gelehrtenthums stehen seltsamerweise jenen französischen Originalschwätzern vom Schlage eines St. Simon, Fourier, Enfantin und Proudhon gegenüber, welche sich für literarische Schnepfen halten, indem sie wähnen, Alles, was sie zutage fördern, sei der begehrenswertheste Leckerbissen der Welt. Wer die Oekonomik wirklich fördern will, wird die goldene Mittelstrasse wählen, der Gelehrsamkeit nur soweit fröhnen, als sie Mittel zum Zwecke ist und die natürliche Fruchtbarkeit seiner Anlagen hebt und fördert. Nur Menschen, die von Natur aus Schüler sind, sehen in der Gelahrtheit mehr als den Dünger des Intellects.

Das Kriterion der Uebereinstimmung eines Urtheiles mit dem eines Andern ist in unserer Wissenschaft so gebräuchlich, dass wir es einer näheren Prüfung unterziehen müssen. Es ist unzweifelhaft: die Congruenz zweier Urtheile bietet eine gewisse Gewähr dafür, dass sie nicht rein subjectiv seien. Allein diese Gewähr ist durchaus nicht eine vollkommen verlässliche. In jeder Wissenschaft und demgemäss auch in der Oekonomik sind zu Zeiten Lehren laut geworden, die entweder nur für jene bestimmte Epoche richtig waren und als für alle Zeiten giltige allgemein betrachtet wurden. Andere Anschauungen entbehren sogar für jene Generation, die sie vertrat, jeder tieferen Begründung und wurden doch anerkannt. Möge dies Kriterion der Uebereinstimmung nun durch Majorität oder durch Autorität zu wirken suchen, es ist als Einschüchterung zögernder Anhänger oder kampfbereiter Gegner wissenschaftlich verwerflich. Ganz besonders hat unsere Wissenschaft aber der Autoritätsglaube, das zuchtlose jurare in verba magistri tief geschädigt. Auf die eine und die gewiss achtunggebietende Grösse des A. Smith, in dessen berühmtem, aber leider gar widerspruchsvollem Werke die verschiedenartigsten und sogar gegensätzlichsten Theoreme in Keimform liegen, haben sich bisher noch alle Schriftsteller stützen können, die wegen eines andern Hilfsmittels der Beglaubigung für ihr Thesen in Verlegenheit waren. Eine Theorie findet aber ihre Beglaubigung entweder in sich selbst, dann bedarf sie keiner andern und kann sich solcher Unterstützung stolz entschlagen, oder sie findet ihre Beglaubigung nicht in sich selbst: dann wird ihre Schuld, zu irren, dadurch dass sie im Stande ist, einen Mitschuldigen ausfindig zu machen, der in gleicher Weise irrt, nicht gemildert.

Das Kriterion der Uebereinstimmung mit den Urtheilen Anderer

wird merkwürdigereise zumeist von Jenen gehandhabt, welche zu gleicher Zeit auch das entgegengesetzte Princip zu befolgen lieben und, um die eigene Methode gleich zu widerlegen, polemisiren. Das Polemisiren ist dem Citiren zwar seinem Wesen nach contradictorisch, aber seinem Werthe nach gleichzuachten. Es kann sein, dass der Eine die Ansicht des Andern siegreich widerlegt. Allein die Unrichtigkeit der bekämpften Theorie erweist noch nicht nothwendig die Richtigkeit der Theorie, die von dem Gegner vertreten wird. Ein solcher Fall läge einzig und allein dann vor, wenn die eine Anschauung der andern diametral entgegengesetzt wäre und beide einander so unbedingt ausschlössen, dass nur die eine oder die andere angenommen werden könnte. Ein solches Verhältnis ist selten thatsächlich und wird noch seltener mit Gewissenhaftigkeit bewiesen. Und doch hat nur angesichts desselben die Polemik wirklich wissenschaftlichen Werth. Abgesehen von dieser Voraussetzung dürfte sie nur statthaft sein, wenn ein Skeptiker, der überhaupt kein entschiedenes Urtheil zulassen will, die Unsicherheit des Gebotenen darzuthun bestrebt ist. Unter allen übrigen Bedingungen sollte die Polemik, welche immer ein Plaidiren in eigener Sache und darum befangen ist, aus den wissenschaftlichen Bestrebungen soviel als möglich ausgeschlossen sein, zumal es vielleicht auch vornehmerer Denkungsart nicht entspricht, sich zu vertheidigen, bevor man angegriffen ist, oder anzugreifen, sofern dies nicht zum Zwecke der Vertheidigung geschieht.

Aus den angeführten Gründen liegt es wohl in keines bedachtsamen Forschers Wesen, darzulegen, dass ein Anderer den seinigen ähnliche Meinungen hege, oder dass jegliche andere Meinung als unhaltbare verächtlich sei. Es ist nicht so wichtig, zu bewähren, dass der Gegner Unrecht habe, als dass man selbst im Rechte sei. Das Erstere bezeugt ja nicht die Wahrheit des Zweiten und nur die Gründe, die Jeder für seine eigene Betrachtungsweise anführt, sind von Werth. Nicht der Mann, seine Beweise müssen für die Wahrheit seiner Lehren eintreten. Geschieht dies nicht, so fördert keine Polemik; geschieht dies, so kann er derselben wie des Nachweises, dass Andere ihm beipflichten, füglich entrathen. Wer seine Ansicht belegt, beweist nichts, wer sie beweist, der bedarf der Belege nicht.

Autorität und Polemik sind nicht von so hohem Belange für die Erkenntnis als für den jeweiligen Schriftsteller, welcher, im Streben nach Autorität, polemisirt. In einem Zeitalter, in dem Unselbstständigkeit des Denkens zur unheilvollen Mode geworden, in einem Zeitalter, in dem die Autorität so hoch in Ehren steht, dass es für etwas bebesonders Erwähnenswerthes angesehen wird, wenn die Anschauung

des Einen mit der Anschauung des Andern zusammenfällt, mögen auch beide mit der Wahrheit nichts zu thun haben, muss es auch von Wichtigkeit sein, dass die Anschauung des Einen mit der Anschauung des Andern nicht übereinstimmt, muss die Polemik in ihrem Werthe für den wissenschaftlichen Fortschritt überschätzt werden. Und doch giebt es kaum einen Irrthum, welcher nicht von Vielen getheilt würde, ja kaum eine Thorheit auf dem Gebiete wissenschaftlichen Strebens, welche nicht als Massenerscheinung aufträte. Eine Anschauung ist falsch — hindert dies, dass ihre Bekenner Legion sind? eine Anschauung ist richtig — kann sie darum nicht nur von Einem vertreten sein, welcher verlacht und verachtet wird? Dass der Eine nicht der Ansicht ist, welcher der Andere huldigt, ist für die Wissenschaft genau so bedeutungslos, wie wenn zwischen ihnen voller Einklang herrschen würde.

Wären die Gelehrten auf dem Gebiete der Oekonomik, wären insbesondere die Anhänger der extrem-empirischen Schule nicht von jener Unduldsamkeit erfüllt, welche die Mutter des Irrthums ist, wir hielten in der Erkenntnis längst viel weiter. Allein es ist, als hätten die Anhänger der historischen Schule nicht Gelegenheit gehabt aus der Geschichte des theologischen Forschens von einem Fanatismus zu erfahren, der alle Rühmlichkeit für eine bestimmte Art zu denken in Anspruch nahm, jede andere aber nicht nur als irrig, sondern auch als verdammenswerth erachtete. Ein eigenthümlicher, auf Instincte primitiver Gewaltthätigkeit zurückzuführender Trieb im Menschen fordert, dass diejenigen, die Anderes glauben, ausgerottet werden; wenn die Gedanken nicht getilgt werden können, solange ihre Träger leben, wird sogar nach der Vernichtung dieser gestrebt. So entsteht auch auf dem Gebiete der Gedanken ein Kampf ums Dasein. Nur die Starken können denken, wie sie wollen, nur die Schwachen werden wegen ihres Innenlebens zu Paaren getrieben. Das Denken ist somit ein Vorrecht der Macht. Aber dieses Vorrecht vermögen nur die von der Natur Begabtesten auszuüben. Denn mächtiger als der Einzelne ist die Mehrheit, und das Individuum, das nicht die Kraft in sich fühlt, Schaaren von Widersachern kühn zu trotzen, darf der Stimme seines Geistes kein Gehör geben. Das ist es eben, was den Fortschritt auch auf dem Gebiete der Wissenschaften so sehr aufhält: die Mehrheit ist auch hier massgebend, sie ist stärker denn der Einzelne und drückt diesen, möge er Recht haben oder nicht, zu Boden. Die Wahrheit freilich, die der Bedrängte in Todesnöthen in die Welt gerufen, sie ist der Rächer, der aus seinen Gebeinen sich erhebt. Oft pflegen bezüglich der Frage, in welcher Art der Mensch handle,

Denker, die im Allgemeinen eine gewisse Exclusivität für sich in Anspruch zu nehmen gewöhnt sind, merkwürdigerweise sich auf die communis opinio, auf die allgemeine Ueberzeugung der Menge zu berufen. Das „odi profanum vulgus et arceo" des Horaz wird angewendet, wenn es frommt, verleugnet, wenn es nützt. Aber die Popularansicht beweist nichts: sie bekundet vielmehr nur, dass die eben erörterte Angelegenheit nicht auf einen fortgeschrittenen Standpunkt, welcher nur Sache Weniger ist, erhoben worden. Das Forschen wenigstens, das Denken und Entdecken, es ist noch nicht Aufgabe einer Majorität geworden, es wird noch nicht auf parlamentarischem Wege besorgt. Wo es eine Last, eine bruta moles zu befördern gilt, dort werden schwere Holsteiner eingespannt und ihre Menge giebt den Ausschlag. Wo aber die edlen Renner sich in der Geschwindigkeit messen, dort wird immer nur einer an der Spitze sein. Es wäre thöricht, ihm zuzurufen, er solle sich nicht sputen, weil die andern der Meinung wären, es sei nicht richtig, so schnellfüssig zu sein. Jede Ansicht, welche herrschend ihren Einfluss durch andere als das rein wissenschaftliche Mittel der Argumentation zu bewahren sucht, kann eben deshalb als eine betrachtet werden, welche nicht mehr haltbar ist.

Das parlamentarische Regime hat es mit sich gebracht, dass heute mehr als je dasjenige, was als wahr betrachtet werden soll, vom Urtheile einer Vielheit abhängt. Ganz besonders ist dies auf ökonomistischem Gebiete der Fall. Man vergisst, dass Columbus allein stand, allein auch Luther, allein Stephenson, Watt und Scoda, allein standen Alle, die einen neuen Gedanken auszusprechen wagten, allein Alle, die eine den conventionellen Anschauungen feindliche Richtung einschlugen, allein Smith und List und Gossen. Wo es sich um ihre Interessen handelt, dort wird die Menge mit Fug und Recht gefragt, wo aber die Erkenntnis wissenschaftlicher Wahrheiten gefördert werden soll, dort ist die Majorität wahrlich irrelevant.

Wir wollen damit keineswegs sagen, dass derjenige, welcher sich vom Anerkannten entfernt, darum schon ein verkannter Denker sei, wir wollen nur hervorheben, dass derjenige, der nicht die Mehrheit hinter sich habe, nicht aus diesem Grunde allein schon als ein Narr auf eigene Faust betrachtet werden dürfe. Dies aber scheint, in Deutschland wenigstens, die in jedem Sinne gemeine Meinung zu sein. Es ist bei Strafe der Verachtung verboten, Erwägungen auszusprechen, welche sich in der Literatur nicht durch zahlreiche Belegstellen stützen lassen; wer sich gegen diese Uebung, die nur im Interesse der gedankenlosen Mittelmässigkeit gelegen sein kann, vergeht, dem wird vorgeworfen, dass viele begabte Männer vor ihm anders gedacht hätten

als er und daher seine Anschauung folgerichtig nicht auf Stichhaltigkeit Anspruch machen könne.

VIII. Die Denomination.

Die Begriffe sind mit den Teleskopen zu vergleichen. Durch sie wird uns das Entfernte nahe gebracht, das Entrückte sichtbar, das Entlegene wird durch sie geistig beherrscht. Sollen aber die Begriffe dieser hohen Aufgabe gerecht werden, so müssen sie auch klar sein, sonst trüben sie den Blick und bringen Nebel dorthin, wo in Wirklichkeit keine vorhanden sind. Die Klarheit der Begriffe aber ist es, welche der Oekonomik von Anbeginn immer abging, und dieser Mangel hat eine gedeihliche Entwicklung so sehr gehindert, dass wir heute kaum viel weiter als am Anfange halten. Wir stehen in der Oekonomik dort, wo einst Sokrates in der Philosophie sich befunden hat. Wir wissen, dass wir nichts wissen. Der Grund dieses verzweifelten Zustandes ist leicht zu entdecken. Noch immer ist die Klage berechtigt, mit der einst Lotz seine Revision der Grundbegriffe eingeleitet hat: „Gerade in den Elementen der Wissenschaft bemerkt der aufmerksame Beobachter noch so manche Lücke; man hat sich noch nicht gehörig über die Grundbegriffe geeinigt, welche die Grundlage eines vollkommen fasslichen und durchaus haltbaren Systems bilden.“ Solange noch ein Begriff mehrere Bedeutungen aufweist und eine Bedeutung unter mehreren Begriffen verstanden wird, solange also die Terminologie der Wissenschaft noch in Argem liegt, wird man angesichts ihrer grossen Probleme vor grossen Lösungen derselben immer gerechtes Misstrauen hegen.

Kein Mathematiker wird für ein und denselben algebraischen Ausdruck verschiedene Werthe einsetzen: er wird es als unerlässlich betrachten, jede Grösse durch ein besonderes Zeichen auszudrücken. Anders verhält es sich mit der Oekonomik. Hier verbergen sich in der Regel unter einem Zeichen verschiedene Bedeutungen, und jede Untersuchung auf diesem Gebiete arbeitet, statt mit klaren und scharf abgegrenzten Begriffen, mit dunkeln und vieldeutigen Symbolen. Rechnen ist Denken; Denken ist Rechnen: das Resultat der Geistesthätigkeit muss falsch sein, wenn jedes Wort schillert und bald in dem einen, bald in dem andern Sinne verwendet wird. Diese Uebelstände vermag nur genaue Analyse, sorgsame Bearbeitung der Begriffe

abzustellen. Die Sprache enthält nur Signale, welche auf gewisse Vorstellungen hindeuten und diese daher wachzurufen geeignet sind; sie ist um so vollkommener, je mehr sie für eine bestimmte Verbindung von Merkmalen bestimmte Wortgestaltungen aufweist, sie ist um so unvollkommener, zu um so grösseren Verwirrungen und Missdeutungen sie führt, je weniger sie im Stande ist, feinere Unterschiede des Gedankens in scharfen Umrissen wiederzugeben. In jeder Wissenschaft wird es daher auch als eine Angelegenheit von grösstem Belange aufgefasst, dass eine deutliche Ausdrucksweise platzgreife. Die Naturkunde und die Technik verfügen über ein wohlausgebildetes, mannigfaltiges Bezeichnungswesen, auch Rechtswissenschaft und Medizin nennt eine ziemlich entwickelte Terminologie ihr eigen. Nicht so die Oekonomik. Freilich stellen sich hier eigenartige Schwierigkeiten in den Weg. Der Anatom hat es leicht, das Substrat des Wortes Herz und Lunge klar zu machen: er weist die Organe vor und dringt darauf, dass sie erkannt werden. In der Oekonomik aber geht es nicht an, Werth und Preis sinnenfällig zu machen. Es muss daher ein anderer Weg der Klärung eingeschlagen werden, soll diese Wissenschaft eine ihrer würdige Reife und Vollendung erlangen. Nun ist es aber unmöglich, eine Wissenschaft auf den Damm zu bringen, wenn ihre Grundbegriffe im Zustande mangelhafter Klarheit und Deutlichkeit belassen werden. Hier also hat die Arbeit zunächst einzusetzen, und sie ist von um so grösserer Tragweite, als bei ihr vielfach die Deduction in Anwendung kommen muss. Diese aber wird nothwendig fehlgehen, wenn in ihr vieldeutige Worte zur Anwendung gelangen. Die Oekonomik stünde längst auf einer viel höhern Stufe, wenn die Fachleute sich nicht scheuten, für verschiedene Bedeutungen auch verschiedene Bezeichnungen, für neue Begriffe auch neue Worte einzuführen. Nur zu sehr hängen sie am Fremdworte, dass einer todten und für wirthschaftliche Vorgänge verständnislosen Sprache, insonderheit aber dem Wortschatze des römischen Rechtes entnommen, nicht mehr jene lebendige Bildsamkeit aufweist, die es zur Hülle für neuzeitliche Vorstellungen geeignet machen würde. Gewiss werden nur wenige der Neologismen, welche in Vorschlag gebracht werden könnten, dem äusseren Bestande der wissenschaftlichen Ausdrucksweise thatsächlich eingefügt werden. Allein dies würde wenig verschlagen. Mit solchen Hervorbringungen des Sprachgeistes hätte es eine ähnliche Bewandtnis wie mit den Keimen, die die Natur erzeugt: nur ein kleiner Theil gelangt zur Reife. Wollte sie vor so vieler fruchtloser Arbeit zurückscheuen, so müsste sie auf jede Thätigkeit verzichten. Das Postulat begrifflicher Klärung ist bezüglich der Oekonomik um so unabweislicher, als jeder Irrthum

auf ihrem Gebiete von den schlimmsten wirthschaftlichen Folgen begleitet sein kann. Wollte man vieldeutige Signale im Eisenbahnverkehre anwenden, und so Missgriffe der Zugführer ermöglichen, es wäre kaum weniger gefährlich, kaum weniger sträflich.

An einem Begriffe kann man verschiedene Arten der Unklarheit unterscheiden. Bald hat eine Bezeichnung mehrere Substrate, bald ein Substrat mehrere Bezeichnungen. Im ersten Falle könnte man von einer Vielkernigkeit des Begriffes, im andern von einer Vielgestaltigkeit oder Vielschaligkeit des Zugrundeliegenden sprechen. Die Vielkernigkeit ist wieder zweierlei: Ich kann einen Begriff einmal im engern, einmal im weitern Sinne nehmen, ein sicherer Weg zu krausen Wirrnissen. Ich kann ferner den Begriff einmal in dem einen, einmal in dem andern Sinne auffassen, ohne dass der eine als engerer im andern läge. Diese Art des Vorgehens kann oft beobachtet werden. Mancher Forscher greift in seiner Scheu vor ungebräuchlichen Bezeichnungen für einen nur ihm eigenen Gedankencomplex nach einer bereits gebräuchlichen sprachlichen Form, die bis dahin von anderm Inhalte erfüllt war, er giesst neuen Wein in alte Schläuche. Hierin läge an sich nichts Tadelnswerthes. Niemand kann es mir verübeln, wenn ich den Entschluss fasse, fortan unter der Bezeichnung „Stein“ ein Wesen zu verstehen, das Federn hat und fliegen kann. Wenn ich aber das Wort einmal so nehme, wie ich allein es verstehe, ein andermal, so wie Alle es verstehen, wird das, was anfänglich eine unschuldige Laune gewesen, bedenklich, und in dem Augenblicke, indem ich daher behaupte, dass alle Steine Vögel sind und fliegen können, nähere ich mich einer wahnwitzigen Phantastik der Anschauung. Es hat eine Zeit gegeben, da solche Metabolien, auf wissenschaftliche, philosophische Begriffe angewendet, die Wiegen vorgeblicher Entdeckungen und wundersamer Systeme waren. Noch heute suchen Manche durch Dunkelheit zu blenden, noch heute werden solche Gedankengebäude errichtet, weil sie leicht dem geschickten Baukünstler den Ruf besondern Tiefsinns verschaffen. Der stumpfen Menge der Urtheilslosen, die ja immer die ausschlaggebende Mehrheit bildet, erscheint ja nur das als vortrefflich, was sie nicht versteht; sie misstraut so sehr dem eigenen Ermessen, dass ihr mit Recht unbedeutend dünkt, was ihr ohne besondere Mühe zugänglich ist. Solche Mittel wird der redliche Forscher, dem es nicht um flüchtigen Beifall, sondern um die Wahrheit zu thun ist, nie in Anwendung bringen; er wird nie falsche Münze prägen, um solange, als diese nicht ihrer wahren Werthlosigkeit nach erkannt ist, für einen geistigen Crösus zu gelten, er wird nicht wissenschaftliche Assignaten in die Menge werfen, nicht durch Potemkinsche

Dörfer imponiren wollen. Er wird Dunkelheit nicht mit der Tiefe verwechseln, denn wohl ist nämlich die Tiefe allezeit dunkel, aber das Dunkle nicht allezeit tief. Sein Bestreben wird demnach sein, Klarheit mit Tiefe möglichst zu vereinigen, und er wird eher nachsinnen, wie das Dunkle aufzuhellen, als wie das Helle zu verdunkeln wäre. Ein grosses Verdienst um die Wissenschaft läge schon darin, wenn es gelänge, nicht etwa die Grenzen derselben zu erweitern, sondern das gegenwärtige Besitzthum zu festigen, zu sichern, zu ordnen und ein übersichtliches Inventar desselben aufzustellen. Könnte man es dahin bringen, das Verfilzte zu entwirren, das Nebelhafte bestimmt zu machen, das Krause zu glätten, so könnte die Oekonomik zu einem gemeinsamen Gute des Volkes werden, dann könnte sie ihre besten Früchte tragen, während sie nun zumeist das orphische Geheimnis weniger Priester ist, welche sich als Auguren wirthschaftlichen Glückes und Missgeschickes betrachten und oft bereit sind, im Sinne des Parteigeistes Erwünschtes mit trügerischer Beweiskraft zu verkündigen. Solchen ökonomistischen Bonzen sind die Probleme der Oekonomik bei Weitem nicht so klar, wie sie uns glauben machen wollen; sie bedecken die Blössen ihrer Einsicht mit den bunten Lappen werthlosen Wissens. Condillac hat in gewisser Beziehung Recht, wenn er behauptet, eine Wissenschaft sei nichts Anderes als eine treffliche Sprache; ohne eine sichere Terminologie nämlich ist sie weniger als Nichts. Eine sichere Terminologie kann aber nur eine sorgsame und subtile Definition den einzelnen Begriffen ergeben. Unterwerfen wir diese einer näheren Betrachtung.

IX. Die Definition.

Jones verachtet diejenigen, welche ihre Zeit mit Definitionen verquisten; Comte und Thorald Rogers missbilligen ihre Pflege; Sidgwick meint, was zu einer Definitation führe, sei bedeutungsvoller als sie selbst. Keynes ist dagegen der Anschauung, dass die Pflege der Definition unbedingt nothwendig sei, sollen Fehler und Missverständnisse vermieden werden, doch scheint die Festigkeit seiner Ueberzeugung insofern zweifelhaft, als er hinzufügt, die Definition könne sich mit der ökonomischen Entwicklung auch als veränderungsbedürftig erweisen. Er fasst im Anschlusse an Nicholson die Definition als eine im Flusse der Entwicklung stehende ins Auge. Zudem bemerkt er, dass die

scharfen Linien, in denen eine Definition ausgeführt sein müsse, nicht von der Natur selbst gezogen seien und daher etwas Künstliches an sich trügen. Neumann, der sich gerade um die Bestimmung ökonomischer Begriffe vielfache Verdienste erworben, äussert sich gleichfalls dahin, dass die Begriffsbestimmung sich nach den jeweiligen Bedürfnissen der Wissenschaft richten müsse. Er führt dies gewissermassen als Entschuldigung für das Schwanken an, das ihm in vieler Hinsicht eigenthümlich ist: er sucht durchfühlen zu lassen, dass gerade dies der Wissenschaft angemessen sei. Er meint also, dass es unwissenschaftlich sei, nach der Vollkommenheit der Erkenntnis zu streben, weil es unmöglich ist, dieselbe zu erreichen. Mit demselben Rechte könnte man daraus, dass die Wissenschaft überhaupt im Strome der Entwicklung steht, den Schluss ziehen, dass es gar nicht nothwendig sei, dieselbe zu pflegen, da sie ja ohnehin nur ein provisorischer Bau ist, bestimmt, in näherer oder fernerer Zeit abgetragen und durch einen neuen ersetzt zu werden. Wenn es also nicht der Mühe werth ist, sich mit Definitionen abzugeben, weil sie die leidige Eigenthümlichkeit haben, sich zu verändern, so ist es auch nicht der Mühe werth, sich mit der Wissenschaft abzugeben, weil diese dieselbe Gewohnheit hat. Allerdings, es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die Wissenschaft sich entwickelt, aber sie entwickelt sich vornehmlich durch die steigende Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, aus denen sie gewoben ist: sie entwickelt sich nach Massgabe der Definitionen. Wer auf die Definition verzichtet, der mag nicht nur, er muss sogar auch auf die Wissenschaft verzichten. Wenn Neumann lehrt, dass sich die Begriffsbestimmungen nach den jeweiligen wissenschaftlichen Bedürfnissen richten müssen, so hat er einen im Grunde richtigen Gedanken falsch ausgedrückt. Was ist das Richtige in dem Satze? Neumann hebt hervor, dass eine Definition nicht für alle Zeiten geprägt ist, sondern dass mit dem genaueren und umfassenderen Verständnis die Merkmale eines Begriffes durch die Definition derselben sich verändern müssen. Das mag zugegeben sein. Wenn er aber sagt, dass die Begriffsbestimmung sich nach dem jeweiligen Bedürfnisse der Wissenschaft richten müsse, so ist dies in zweifacher Richtung falsch. Es ist fürs erste falsch, weil die Wissenschaft kein Bedürfnis hat und die Auffassung der Wissenschaft als einer Person, als eine metaphorische und anthropomorphistische, der wissenschaftlichen Berechtigung entbehrt. Sie ist weiters falsch, weil hier eine Verwechselung von Bedingendem und Bedingtem vorwaltet! Die Artung der Definitionen ist nicht vom Stande der Wissenschaft abhängig, sondern der Stand der Wissenschaft von der Artung der Definitionen. Ueberall tritt uns

derselbe seltsame Fehlschluss entgegen. Es verlohnt sich nicht der Mühe, Definitionen auszuarbeiten, denn wir können sie mit voller Exactheit nicht zutage fördern; es verlohnt sich nicht der Mühe, eine Terminologie aufzustellen, da wir keines dieser Geschäfte mit Vollkommenheit bewerkstelligen; es verlohnt sich nicht der Mühe, die ökonomistischen Gesetze zu formuliren, denn sie sind mit Vollkommenheit nicht auszusprechen. Definitionen, Denominationen, Gesetze ändern sich im Laufe der Zeit, sie müssen nach dem Stande der Wissenschaft umgebildet werden, darum ist es müssig, sich mit ihnen zu befassen. Die Logik in dieser Argumentation ist uns unverständlich. Aus der Unmöglichkeit, das Aeusserste zu leisten, kann man keineswegs die Unmöglichkeit, das Geringere zu leisten, deduciren. Und wenn das Geringere zu leisten ist, so kann man daraus, dass es weiter fortgebildet werden muss, nicht das Postulat ableiten, dass man es überhaupt nicht in Angriff nehme und solcherart auch die Fortbildung verhindern. Wenn das Unvollkommene nicht geschieht, so kann sich aus demselben auch das Vollkommene nicht entwickeln. In der That ist also solche Argumentation nur der Ausfluss jener Abneigung gegen das Denken, das nun einmal den meisten der sogenannten positiven Forscher eigenthümlich ist. Was würde man von einem Menschen halten, welcher sagen wollte: Ein Schloss kann ich nicht haben, folglich will ich mir überhaupt keine Wohnung einrichten, sondern unter freiem Himmel schlafen. Man würde über solche Sonderbarkeit lächeln, man würde meinen, es sei ungereimt, so anspruchsvoll zu sein und zugleich so anspruchslos. Eben diese Ungereimtheit aber wird auf dem Gebiete der zeitgenössischen Oekonomik als höchste Weisheit gepriesen. Gewiss, wir können keine vollkommenen Gedankengebilde gestalten; wir vermögen das nicht; wir vermögen nur für unsere Zeit, nach dem Stand der Entwicklung, welche unser Intellect genommen hat, relativ vollkommene, also unvollkommene Formen unseres Denkens zutage zu fördern. Was vollkommen ist für uns, für unsere Zeit, das ist eben nicht vollkommen für alle Zeiten. Aber es muss dennoch gestaltet werden; die Locomotive, welche auf den Schienenwegen verkehrt, ist gewiss nicht diejenige, die in einem Jahrhundert die Welt durchbrausen wird; dennoch wird sie gebaut und leistet ihren Dienst; sie ist gewiss besser als keine. Ebenso ist auch der Besitz einer Definition, welche dem Ideale einer solchen nicht entspricht, dem Nichtbesitze einer solchen, welche dem Ideale entspricht, bei Weitem vorzuziehen.

Wohin wir mit der Verachtung der Definitionen gelangen, das lässt sich leicht an einigen Definitionen zeigen, welche auf dem Gebiete

der Oekonomik ohne Gefahr gewagt werden können. Schönberg definirt die Volkswirthschaft als die Wirthschaft eines politisch selbstständigen Staates. Wir wollen das Postulat der politischen Selbstständigkeit gewiss nicht antasten; aber wir können uns denn doch in den Gedankengang eines Autors, welcher nur dort von einer Volkswirthschaft zu sprechen erlaubt, wo eine politische Selbstständigkeit vorhanden ist, zugleich aber auf dem historischen Standpunkte steht, nicht recht hineindenken; denn würde Schönberg Recht haben, so könnte man beispielsweise von einer russischen, türkischen, persischen Volkswirthschaft nicht sprechen, weil weder in Russland, noch in der Türkei, noch in Persien das Volk die politische Selbstständigkeit erreicht hat; auch in Oesterreich könnte streng genommen von einer Volkswirthschaft nicht die Rede sein, weil in Oesterreich nicht ein Volk, sondern eine Einheit von Völkern die politische Selbstständigkeit erlangt hat. Ueberdies ist bekanntlich die politische Selbstständigkeit ein staatsrechtlicher Zustand, an welchem bedeutsame Gradunterschiede zu beobachten sind; die politische Selbstständigkeit ist beispielsweise in Oesterreich, Deutschland, Italien, Frankreich, England vorhanden, aber in jedem Staate wesentlich verschieden. Es könnte nun leicht die Frage entstehen, wann einem Volke politische Selbstständigkeit zugesprochen werden könne. Der Eine könnte sagen, politisch selbstständig sei ein Volk nur, wenn es die Selbstständigkeit Englands erlangt hat, ein Anderer könnte sagen, politisch selbstständig sei ein Volk bereits, wenn es die staatsrechtliche Machtstellung des deutschen Volkes errungen. In jedem Falle wird hier der Begriff der Volkswirthschaft mit einem Merkmale definirt, das seinem ganzen Wesen nach nicht volkswirthschafticher, sondern staatsrechtlicher Natur ist. Eine andere Definition, die wir gleichfalls dem Schönbergschen Handbuche entnehmen, lautet: „Die wirthschaftliche Freiheit ist das Mass der Freiheit, welches die Gesetzgebung den Einzelnen und ihrer wirthschaflichen Thätigkeit beimisst." Es ist dies eine Definition, die hinsichtlich ihrer logischen Qualitäten fast allen Anforderungen an eine schlechte Definition entspricht. Zunächst ist eine Tautologie vorhanden, indem die wirthschaftliche Freiheit einerseits mit der wirthschaftlichen Freiheit definirt wird; und nicht genug an dem, dass die wirthschaftliche Freiheit durch sich selbst definirt wird, sie wird ausserdem auch durch ihr Mass definirt, ohne zu bedenken, dass das Wesentliche eines Gegenstandes sein Inhalt, aber nicht sein Umfang ist. Würde ein Physiker sich soweit vergessen, etwa hinzuschreiben, die Wärme sei der Grad der Wärme, die Elektricität sei das Mass, in welchem sie sich entwickelt, der freie Fall die Zeit, welche er in An-

spruch nimmt, er würde seinen Namen mit dem unauslöschlichen Brandmale der Lächerlichkeit versehen: auf dem Gebiete der Oekonomik wird dergleichen stillschweigend hingenommen.

Am schlimmsten kommen natürlich die schwierigsten Definitionen weg. Handelt es sich beispielsweise darum, das Wesen einer Wissenschaft selbst anzugeben, so wird fast ausschliesslich unter der Flagge des idem per idem gesegelt. Keynes, der sonst ein überaus vorsichtiger Denker genannt werden kann, definirt die Oekonomik kaltblütig folgendermassen: „Political Economy may be defined as the science which treats of the phenomema arising out of the economic activities of mankind in society." Da haben wir denn die Wirthschaftslehre glücklich durch die Lehre von der Wirthschaft definirt.

Wir haben das Wort ein Signal genannt. In der That dient es dazu, in einem fremden Gemüthe bestimmte Vorstellungen zu erwecken. Wo das Signal Concretes bedeutet und sein Inhalt ein einfacher ist, genügt der Hinweis auf das Bezeichnete. Anders dort, wo der mit der Klangfigur des Sprachlichen verknüpfte Vorstellungsinhalt in der Aussenwelt nicht vorhanden, wo er nicht durch die Thätigkeit der Sinne, sondern nur durch die denkende Bemühung der Vernunft zu erzeugen ist. Ein Wort, das einen Begriff in verschollener Sprache in sich birgt, ist ein Talisman von unbekannter Wirkung, ein Heilmittel ohne Gebrauchsanweisung, ein unerschlossenes Geheimnis, solange sich diejenigen, die es benutzen wollen, noch nicht über seinen Inhalt geeinigt haben. Dies ist nur durch die Definition möglich. Der Begriff muss definirt werden. Nicht alle Oekonomisten sind in Ansehung des Werthes, welcher den Definitionen für ihre Wissenschaft eignen mag, gleicher Meinung. Mill lächelt über jene, die sich bemühen, ökonomistische Definitionen auszuhecken, er findet sie nicht nöthig, er sieht in ihnen einen Luxus: die Wissenschaft könne ganz gut auch ohne sie ihres Weges wandeln. Jourdan geht noch weiter als Mill, er findet die Definition auf dem Gebiete der Oekonomik geradezu gefährlich. Die Gefährlichkeit der ökonomischen Definition lässt sich nicht nachweisen, ein derartiger Beweis ist auch nicht einmal noch versucht worden. Wir haben es hier mit einer blossen Behauptung zu thun. Sie ist nichts Anderes als die Uebertragung einer alten Pandektenstelle auf die Oekonomik. Ob die alten Römer mit ihrer Definitionsfeindlichkeit bezüglich des Civilrechtes den Nagel auf den Kopf getroffen haben oder nicht, das wollen wir hier nicht untersuchen; es genügt der Hinweis auf die Vortrefflichkeit ihrer Definitionen, welche das römische Reich überdauert haben und heute noch für den Juristen von fundamentaler Bedeutung sind. Die Lehre von der Un-

nöthigkeit oder gar von der Gefährlichkeit aller Definitionen auf dem Gebiete der Oekonomik erinnert unwillkürlich an die alte Fabel vom Fuchs und der Traube. Die Definitionen sind eben zu sauer. Leicht geschieht es, dass ein Forscher, Denker oder Künstler die Nichtleistung desjenigen, was er nicht zu leisten vermag, als ein seinem Wirkungsgebiete eigenes Postulat setzt, um aus seiner Noth eine Tugend zu machen und sich den Anschein zu geben, als würde er aus Kraft das nicht vollbringen, was seine Schwäche ihm versagt. Oft mag auch die Umbestimmtheit der Ausdrucksweise insofern von Vortheil sein, als sie gegen den Vorwurf, es sei in dieser oder jener Hinsicht eine Meinung geäussert worden, schützt. Autoren, die sich solchen Kunstgriffes bedienen, um nicht angefeindet zu werden, gleichen den Tintenfischen, die das Wasser, in welchem sie schwimmen, trüben, damit der Verfolger ihre Spur verliere.

Es mag wohl richtig sein, dass der Denker der Definition zu seinem Denken nicht bedarf, er denkt ja nicht in Worten, sondern in Substraten; aber kann er diese Substrate übermitteln? Kann er durch irgend einen Zauber die Klarheit und Präcision seiner innerlichen Vorstellungsbewegungen äussern und auf Andere übertragen? Können seine Gedanken, ohne dass sie geäussert werden, von Andern auf ihre Richtigkeit und Consequenz hin geprüft werden? Solange ein trappistisches Betreiben wissenschaftlicher Bestrebungen ausgeschlossen ist, wird somit die Definition eine unabweisbare Nothwendigkeit sein, nicht aber ein Ueberflüssiges. Was nun die Gefährlichkeit der Definition betrifft, so können wir sie nicht ganz in Abrede stellen. Es ist wahr, es giebt Definitionen, die gefährlich sind, es giebt andere, die nicht gefährlich sind. Die einen sind eben die schlechten, die anderen die guten. Und gerade in dieser Gefährlichkeit liegt die Wichtigkeit der Definition: Das Belanglose kann ja nie schädlich werden, das Drohende dagegen ist nie belanglos. Wenn daher der eine Autor die Definition als überflüssig, der Andere gar als gefährliches Beginnen hinstellt, so verwerfen Beide die Definition, Jeder aber aus Gründen, die denen des Andern widersprechen.

In der That ist die Definition weit entfernt, eine Angelegenheit zu sein, welche der Oekonomist mit Recht unterschätzen dürfte. Sie ist vielmehr Mark und Kern jeder Wissenschaft, die sie nicht, wie die Naturwissenschaft, durch die unmittelbare Wahrnehmung ersetzen zu können so glücklich ist. Es ist mit einer von den unstatthaften Einflüssen, welche die aufstrebende Naturkunde auf die übrigen Gebiete der menschlichen Erkenntnis genommen hat, wenn Eigenthümlichkeiten aus ihrem Reiche schlankweg auf ein anderes übertragen werden. In

der Oekonomik rühren alle Irrthümer, alle Fehltritte, alles Misslingen von leichtsinnigen Definitionen her. Wer die Geschichte der Oekonomik, die gleichzeitig die ihrer Irrthümer und Vorurtheile ist, an seinem Auge vorüberziehen lässt, wird zur Ueberzeugung gelangen, dass den missbildeten Definitionen allein alle missbildeten Theorien entsprangen. Man kann demgemäss, ohne sich von der Wahrheit allzusehr zu entfernen, kühn behaupten, die Oekonomik stände längst auf einer viel höhern Stufe, hätte es von jeher als Axiom gegolten, dass in ihr die Definition eine conditio sine qua non sei. Aus Begriffen ist die Oekonomik gebaut. Wer sie verwirrt, verdunkelt, verwischt, schädigt den Stoff selbst, aus dem sie gezimmert ist. Wenn die Kugel nicht genau ins Gewehrrohr passt, wird der Schuss sie auch nicht ins Schwarze führen. Wenn die Definition vernachlässigt wird, kann auch der Schluss sich nicht der Wahrheit nähern. Alle Kraft liegt in ihrer Tüchtigkeit, alle Schwäche in ihren Mängeln. Es ist als eine falsche Wissenschaftlichkeit zu betrachten, wenn gewisse Forscher der Definition entrathen zu können vorgeben. Auf sie verzichten heisst, alle Stringenz über Bord werfen, heisst sich allen Ernstes entschlagen, alle Klarheit und Bestimmtheit verachten, den Gedanken seiner Kraft und Würde frevelhaft berauben.

Es sind besonders zwei Definitionsfehler, welche in der Oekonomik häufig begangen werden. Für beide finden wir klassische Beispiele: Auf die Frage nach dem Wesen des Werthes antwortet Smith, der Werth zerfalle in den Gebrauchswerth und den Tauschwerth. Er bietet statt der Definition eine Eintheilung. Auf die Frage nach dem Wesen der Oekonomik antwortet J. B. Say, sie stelle dar, wie Güter erzeugt, vertheilt und verzehrt werden. Auch er bietet eine Eintheilung statt einer Definition. Wenn ich nach der Definition des Begriffes „Mensch“ frage und man antwortet mir, es gebe männliche und weibliche Menschen, oder weisse, schwarze, rothe und gelbe, so bin ich so klug als wie zuvor, zumal ich mich ja nach dem Inhalte erkundigt habe und man mir den Umfang des Begriffes klar zu machen versucht. Wo nun statt einer Definition eine Eintheilung gegeben wird, wird überhaupt keine Definition geleistet. Wo keine Definition vorhanden ist, dort ist das *πρῶτον ψεῦδος*, dort ist der Keim zu aller Verdrehung gelegt. Eine Theorie ohne Definition aufbauen, ist so gefährlich, als wollte man einen Bau ohne Senkblei errichten. Bis zu einer gewissen Höhe kann man freilich auch ohne Definition fortbauen, aber der Schwerpunkt rückt immer höher, und schliesslich muss das ganze Gebäude in sich selbst zusammenstürzen.

Nicht weniger gefährlich als der Fehler, statt der Definition eine

Eintheilung zu geben und auf diese Art in Wirklichkeit ganz ohne Definition weiter zu arbeiten. ist ein anderer; er ist etwas complicirterer Natur. Will man auf ihn eingehen, so muss man zuerst das Wesen der Definition ins Licht setzen. Dies ist mit grossen Schwierigkeiten verbunden, weil das Wesen der Definition keineswegs so feststeht wie es scheint, und in dieser Beziehung mannigfache Ungenauigkeiten von einer Behandlung der Logik in die andere schlüpfen. Man ist darüber einig, dass die Definition das Wesen des Begriffes anzugeben habe. Was ist das Wesen? Das Wesen ist der Inbegriff der wesentlichen Merkmale. Was ist ein wesentliches Merkmal? Dasjenige, ohne das der Begriff nicht gedacht werden kann. Diese Definition des wesentlichen Merkmals leidet an einem bekannten Definitionsfehler: an der Negativität. Wenn ich die Nahrung als dasjenige definire. ohne das ich nicht leben kann. das Geld als dasjenige, ohne das ich nichts kaufen kann, das Auge als dasjenige, ohne das ich nichts sehen kann. so ist das wohl eine richtige Bemerkung, aber keine Definition. Es fragt sich also, was ich unter dem wesentlichen Merkmale zu verstehen habe. Es würde zu weit führen. sollten wir uns an dieser Stelle in eine Controverse einlassen. welche zu klären Sache der Logiker ist; es sei daher hier nur in Kürze bemerkt. dass wir unter einem wesentlichen Merkmale dasjenige verstehen. dessen Setzung zugleich diejenige des Begriffes selbst bedeutet; das Sein des Merkmals wäre demnach identisch mit dem des Begriffes selbst, und daher essentiell. Zum Sein einer Erscheinung, und eine solche ist ja auch das Merkmal, gehört aber weder die Ursache, welche dieses Sein hervorgerufen hat, noch auch die Wirkung, welches dieses Sein hervorruft; denn wenn ich das Sein im Auge habe, ist die Ursache gewesen, und die Wirkung wird sein. Will ich daher eine Definition eines Begriffes geben, welche als Essentialdefinition sich ausschliesslich mit dem Sein des Begriffes zu befassen hat. so darf ich weder den Begriff durch dasjenige definiren, was ihn hervorruft, noch auch durch dasjenige, was er zur Folge hat. Hierdurch ist einerseits die genetische und die Causaldefinition, andererseits die Definition von der Wirksamkeit ausgeschlossen, welche ich die Effectdefinition nennen möchte. Die Causaldefinition ist deshalb keine echte und wirklich wissenschaftliche Definition, weil es sehr gut möglich ist, dass ein und dieselbe Erscheinung aus verschiedenen Ursachen entsteht. Betrachten wir zum Beispiel die Wärme. Sie kann entstehen durch Reibung, durch Elektricität, durch Chemismus. Definire ich die Wärme als diejenige Erscheinung, welche durch die Reibung entsteht, so ist diese Definition zu weit, denn durch Reibung entstehen auch andere Erscheinungen als die Wärme, und nach dieser

Definition könnte man beispielsweise glauben, die Abwetzung der Oberfläche zweier Körper, welche gerieben werden, sei gleichbedeutend mit Wärme. Wenn ich die Wärme definiren wollte als jene Erscheinung, welche Reibung immer zur Folge hat, so wäre sie schon deshalb nicht definirt, weil dann jene Wärme übrig bleibt, welche aus andern Ursachen entstehen könnte: die Definition wäre also andererseits zu eng. Wenn ich die Wärme schliesslich derart zu definiren versuche, dass ich sage, Wärme sei jene Erscheinung, welche Reibung, Chemismus und Elektricität zur Folge haben, so ist auch dies als eine misslungene Definition zu bezeichnen, denn diese drei Factoren können auch andere Erscheinungen als Wärme hervorrufen.

Nicht glücklicher wäre es, wenn ich es versuchen wollte, die Wärme zu definiren als diejenige Erscheinung, welche Licht zur Folge hat; denn die Lichterscheinung des Phosphorescirens beruht nicht auf Wärme. Allein es ist unverkennbar, dass ich durch die Effectdefinition der Wahrheit näher komme, als durch die Causaldefinition, und dies deshalb, weil die Wirksamkeit mehr zum Wesen gehört, als die erzeugende Ursache; denn die Wirkung ist jedenfalls eine Aeusserung des Wesens und lässt daher einen Schluss auf dasselbe zu, erläutert dasselbe, erklärt es, bringt es meiner Anschauung näher. Die Ursache dagegen ist nicht eine Aeusserung des Wesens des Erzeugten; und wenn ich eine Causaldefinition einer Sache gebe, so definire ich immer etwas ganz Anderes, nämlich dasjenige, was es erzeugt hat. Ich greife wieder nach dem handlichen Beispiele einer Definition des Menschen. Wenn ich nämlich nach dem Wesen eines Menschen mich erkundige, so ist mir nicht damit gedient, dass man mir das seiner Eltern angiebt, und ebensowenig, wenn man mir dasjenige seiner Kinder mittheilt. Durch die eine wie durch die andere Definition ist mir das, wonach ich eigentlich gefragt habe, im Dunkeln gelassen worden, und eine Art von *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* suchte mich über den Punkt, auf den es einzig und allein ankommt, hinwegzutäuschen.

Wir werden uns in unserer ferneren Erörterung ausführlich auch mit einer dritten fehlerhaften Form von Definitionen zu beschäftigen haben, auf welche wir hier auch nur hinweisen wollen, auf die metaphorische Form. Diese Art des Fehlgriffes hat das Eigenthümliche, dass sie sich als eine Ausdrucksweise, welche das Greifbare und Sinnenfällige zur Hilfe nimmt, am leichtesten der Gemüther bemächtigt, und man kann daher auf sie als auf die Quelle hinweisen, aus der am häufigsten der berauschende Trank des Schlagwortes geschöpft wird.

Ein vierter, die Begriffe betreffender logischer Missgriff, welcher der Wissenschaft gefährlich zu werden vermag, liegt darin, dass oft

Erscheinungen für Begriffe. Begriffe für Erscheinungen genommen werden. Wo es sich um Ableitung von Begriffen handelt, dort ist nach Gründen zu fragen, dort tritt das Denken in seine Rechte. Wo es sich um Herleitung von Erscheinungen handelt, dort ist nach Ursachen zu fragen, dort muss die Beobachtung bethätigt werden. Verwechselt man Begriff und Erscheinung, so wird man in der Regel auch die jedem angemessene Forschungsmethode vertauschen. Das dies nicht der rechte Weg zur Ermittelung der Wahrheit sein mag, liegt auf der Hand. Wie bedeutungsvoll aber gerade diese Art der Missverständnisse für die Wissenschaft ist, leuchtet aus dem Umstande hervor, dass es sich bei den Begriffen, die zumeist in so unrichtiger Weise aufgefasst werden, gemeiniglich um die fundamentalsten der Oekonomik handelt.

X. Classification.

In unseren Erörterungen über die Bildung der Begriffe haben wir die Art und Weise dargelegt, in welcher sich die Abstraction in uns vollziehen mag. Auf diese Erörterung müssen wir zurückgreifen, sofern wir die Eintheilung der Begriffe verstehen wollen. In der Begriffsbildung haben wir eine Trennung, eine Scheidung beobachtet, welche sich unter dem Begriffsmaterial dadurch vollzieht, dass gewisse Merkmale öfter wiederkehren als andere. Wir sehen somit, dass die Abstraction es ist, welche die Eintheilung vollzieht. Diese Arbeit würde uns klarer, wenn wir uns der schematischen Darstellung bedienen wollten. Denken wir uns daher jede einzelne Vorstellung nach der gebräuchlichen Weise durch Kreise versinnlicht; denken wir uns die Merkmale innerhalb der Kreise durch Buchstaben ausgedrückt. Hinsichtlich dieser Merkmale werden wir uns aber der Deutlichkeit wegen einen Vorgriff erlauben; wir werden nämlich dasjenige Merkmal, das am häufigsten wiederkehrt, in die Mitte des Kreises setzen. Je seltener ein Merkmal wiederkehrt, desto mehr rücken wir es an die Peripherie. Nehmen wir also an, wir hätten es mit zwölf Vorstellungen zu thun; bezeichnen wir sie der Reihe nach durch die zwölf ersten Buchstaben des grossen Alphabets. Bei allen wäre das Merkmal a zu finden. Das a wird uns daher als das wesentliche Merkmal erscheinen. Wenn wir nun sodann die übrigen Merkmale ins Auge fassen, welche weniger oft zutage treten, werden wir eine Unterschei-

dung machen müssen. Wir werden nämlich sehen, dass einige Vorstellungen, welche mit a behaftet sind, auch mit b behaftet sind, andere dagegen mit c. Wir werden demnach sagen können, einige a seien zugleich b, andere c: wir werden aber nicht sagen können, alle a seien entweder b oder c, denn wir finden auch noch welche, die als Merkmale zweiten Ranges d und e aufweisen. So wären uns denn drei Gruppen von a gegeben. Die Gruppe, welcher b eigenthümlich ist, bestehe beispielsweise aus A, B, C, E, H, K, L, M; die zweite Gruppe von a, welcher c eigenthümlich ist, bestehe aus D und F; schliesslich eine Gruppe, bei welcher der Rest zu finden ist, G, bei welchem a mit d, J, bei welchem a mit e verbunden ist.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass durch die Induction die Abstraction gegeben sei. Durch die Abstraction gelangen wir zur Eintheilung, durch die Eintheilung zur Deduction. Das Dutzend von Vorstellungen, das wir vor uns haben, versinnlicht uns einen Erfahrungscomplex. Wollen wir feststellen, dass alle zwölf Vorstellungen, welche wir vor uns haben, das Merkmal a an sich tragen, so müssen wir sie nacheinander ins Auge fassen; zeigt sich uns keine, der a fehlen würde, so fühlen wir uns zu dem Urtheil veranlasst, dass a das wesentliche Merkmal der ganzen Reihe von Vorstellungen sei. Während wir aber im Begriffe sind, die ganze Reihe zu prüfen, kann dieses Urtheil noch nicht feststehen; haben wir beispielsweise A, B und C geprüft, so haben wir zwar bei allen a, aber auch b gefunden: wir werden uns daher geneigt sehen, anzunehmen, dass alle in Rede stehenden Vorstellungen a b an sich tragen; das ist ein Irrthum: wenn wir weiter blicken, so gewahren wir schon bei D eine Vorstellung, welche a c ist: wir werden uns nun der Ansicht zuneigen, dass alle in Rede stehenden Vorstellungen a sind; hätten wir aber vielleicht eine Vorstellung gefunden, welcher die Merkmale b c eigen gewesen wären, so hätte von anderer Seite immer noch behauptet werden können, dass die Reihe in b ihr wesentliches Merkmal erblicken müsse. Je weiter wir in unserer Prüfung fortschreiten, desto mehr festigt sich unsere Anschauung, dass die ganze Reihe a sei, bis sie schliesslich zur Ueberzeugung wird.

In a sehen wir das wesentliche, das Gattungsmerkmal. Wenn nun beispielsweise das a zwölfmal wiederkehrt, das b sechsmal, das c viermal und das d zweimal, so sind zwar a, b und c über die Masse derjenigen Merkmale, welche nur einmal auftreten, hinausgehoben, aber in sehr verschiedenem Grade. Das ist ein Moment, das wir näher zu betrachten haben. Die gebräuchliche Schullogik spricht von einem Eintheilungsprincipe; vermöge des Eintheilungsprincips soll Zerlegung der Gattung in die Arten stattfinden. Das ist nicht besonders scharf

gedacht, das nicht besonders scharf Gedachte ist überdies noch stumpf ausgedrückt. Der Grund der Eintheilung liegt nämlich immerdar in dem Umstande, dass sich bei näherer Betrachtung eines Erfahrungscomplexes neben dem wesentlichen Merkmale ein nächstwesentliches durch seine Häufigkeit in das Bewusstsein dringt. Haben wir es nämlich mit x Vorstellungen zu thun, bei welchen immer a eintritt, so haben wir x a gesehen: wir haben aber auch b gesehen; wir haben es y mal gesehen, wobei aber y kleiner ist als x; wir haben ferner c z mal gesehen, wobei z kleiner ist als y, wir haben endlich d q mal gesehen, wobei q kleiner ist als z. Das uns zur Eintheilung bewegende Merkmal, welches gewöhnlich Eintheilungsgrund genannt wird, macht sich also in folgender Weise bemerkbar. Ausser dem a haben wir es mit b zu thun: wir theilen daher die a in solche ein, welche b sind und in solche, welche nicht b sind. In diesem Falle können wir von einem Eintheilungsgrunde sprechen. Sofern man also von einem Eintheilungsgrunde spricht, kann die Eintheilung immer nur eine dichotomische sein: im weitern Sinne versteht man freilich unter dem Eintheilungsgrunde nicht etwa b, sondern die Einheit der Dualitäten a b, a c, a d. Man spricht dabei ungenau von Modificationen des Artbegriffes. Dadurch aber, dass a sich bald in Gesellschaft des b, bald in der des c, bald in der des d befindet, ist es nicht selbst modificirt; es ist dasselbe geblieben, es hat sich nicht verändert, was sich verändert hat, ist vielmehr nur die Stelle, an welcher das b stand: an ihr steht nun c, dann d. Wollen wir demgemäss streng logische Eintheilungen vornehmen, so können wir überhaupt nur an der Hand des Gattungsbegriffes dichotomisch vorgehen, indem wir die unter der Negation zusammengefassten Arten, von welchen positiv nur bekannt ist, dass sie a sind, weiter theilen und demzufolge aussagen, es gebe a, welche nicht b, aber c oder d sind.

Betrachten wir eine concrete Classification. Aristoteles hat die Thiere in Wasser-, Land- und Luftthiere eingetheilt. Das Merkmal, das sich ihm als das wesentlichste aufdrängte, war der Aufenthaltsort des Thieres. Eine vollständigere Erfahrung führte den menschlichen Geist dazu, von dieser Eintheilung abzusehen: es waren andere Artbegriffe, welche sich ihm als wesentliche darstellten. Cuvier steht auf einer höheren Stufe der Erkenntnis. Er sondert die Thiere nach ihrem Bau und unterscheidet Wirbelthiere, Gliederthiere, Weichthiere nnd Zoophyten: der Eintheilungsgrund ist der innere Bau im Allgemeinen: dass einige Thiere Wirbel haben, die andern nicht, würde nur zu einer Dichotomie berechtigen, die Ausgestaltung des Systems ausserhalb der Wirbelthiere wäre demnach nur durch die

Aufstellung neuer Eintheilungsgründe möglich. Wir sehen demnach, dass die Abstraction, wie wir sie bei der Begriffsbildung geschildert haben, auch insbesondere bei der Classification in Thätigkeit ist. Die Classification ist nicht etwas Willkürliches, sie ist etwas Nothwendiges, das sich im menschlichen Geiste vollzieht; die Classification kann nur durch Beobachtung, das heisst durch Wiederholung des natürlichen Vorganges geklärt werden; die Classification ist wissentschaftlich unvermeidlich.

Eine besondere Art der Classification, welche logisch bisher nur wenig beachtet worden ist, scheint uns die evolutionistische zu sein. Bei der evolutionistischen Classification tritt zu dem Merkmale a das Merkmal b, zu den beiden das Merkmal c, zu den dreien das Merkmal d und derart tritt eine immer complicirtere Merkmalsgestaltung ein, wobei aber jede Phase begrifflich getrennt wird und das ihr Eigenthümliche eben zu dem Begriff der Phase wird. Das classische Beispiel hiefür bietet die Embryologie, welche die verschiedenen Entwicklungsstufen, die der Organismus durchmacht, nach auftretenden Merkmalen sondert. So belehrsam aber auch die Darlegung der Embryologie vom Standpunkte der Logik aus wäre, wir vermögen doch auf diesen Gegenstand hier nicht näher einzugehen, weil wir zu diesem Behufe vorerst die Embryologie selbst darlegen müssten, was unserem Gegenstande denn doch zu fern läge. Wir wollen uns daher damit begnügen, nur das rein Begriffliche herauszuheben. Nehmen wir an, wir hätten an Stelle der oben umschriebenen Kreise zwölf Keimbildungen vor uns. Eine Keimbildung, welche das Merkmal a aufweist, bilde den Beginn, dann tritt ein anderes Merkmal b, dann ein Merkmal c, dann ein Merkmal d hinzu; wir wären dann geneigt, die Keime, welche die gleichen Merkmale aufweisen, auf eine Entwicklungsstufe hin zu classificiren, wir müssen die einzelnen Eiformen in dieser Art je nach den Merkmalen, welche sie aufweisen, sondern und zusammenfassen. Diese evolutionistische Classification haben wir schon gelegentlich auch auf dem ökonomistischen Gebiete besprochen. Als wir die evolutionistische Methodologie besprachen, haben wir darauf hingewiesen, dass List an jeder Nation drei productive Kräfte unterscheidet, die Landwirthschaft, die Gewerbe und den Handel. Wenn die Nation sich demgemäss in einer günstigen Lage befindet, durchläuft sie drei Entwicklungsstufen, nämlich die der Landwirthschaft, die der Landwirthschaft und der Manufactur, endlich die der Landwirthschaft, der Manufactur und des Handels. Ob diese Lehre richtig ist oder nicht, das haben wir hier nicht zu erörtern. Es genügt uns hier, darauf

hinzuweisen, dass wir hier ein ansprechendes Beispiel für das verstehen, was man evolutionistische Classification nennen könnte.

Die Rolle, welche die Classification auf dem Gebiete der Oekonomik zu spielen hat, ist keineswegs bereits bestimmt. In der historischen Schule findet die Anschauung, dass die Erscheinungen zu classificiren, aber dabei die Abstraction zu vermeiden sei, Vertretung; es ist insbesondere Brentano, der auf diesem Standpunkte steht. Classification ist aber, wie wir gesehen haben, bereits Abstraction, es ist unmöglich zu classificiren, ohne von den individuellen Merkmalen, welche wir an den Rand unserer Begriffsperipherien geschrieben haben, abzusehen; damit entfernt man sich natürlich bereits von der empirischen Wirklichkeit. Die Formel: Classification ohne Abstraction ist demnach eine unausführbare, sie findet ein Analogon nur in dem trivialen „Wasch' mir den Pelz und mach' ihn nicht nass". Gewiss, die Erscheinungen sollen classificirt werden: aber es ist nicht nothwendig, hieraus ein wissenschaftliches Princip zu machen; denn die Erscheinungen müssen classificirt werden: sie werden classificirt, weil der menschliche Geist sich der in ihm liegenden Nöthigung, Ordnung in die Natur zu bringen, nicht zu entziehen vermag. Darüber, dass man classificiren solle, ist also nicht zu reden. Anders verhält es sich aber mit der Frage, welcher der Werth der Classification der Wissenschaft wäre und wie weit sie getrieben werden solle. Die Grenze der Classification ist leicht zu bestimmen, sie ist in dem Begriffe derselben selbst gegeben; nachdem sich die Classification mit den axiomata media, mit den Merkmalen minderer Frequenz zu beschäftigen hat, kann es als ausgemachte Sache gelten, dass sie auf die rein individuellen, die unwesentlichen Merkmale keine Rücksicht zu nehmen hat; dies würde die Eintheilung allzusehr vermehren, die Ramification der Begriffe zu sehr in das Mannigfaltige treiben und die Aufnahme der Wissenschaft zu sehr erschweren. Es ist daher die Classification überall, wo sie nicht durch den Zweck nothwendiger Unterscheidung geboten erscheint und bedeutsame Consequenzen nach sich zieht, zu vermeiden. Zudem ist für das Verständnis der Erscheinungen die Gemeinsamkeit ebenso wichtig wie der Unterschied; wenn die Unterschiede auf Kosten der Gemeinsamkeit und Einheit gepflegt werden, verliert die Wissenschaft an Uebersichtlichkeit und Klarheit; wird die Einheit auf Kosten der Mannigfaltigkeit gepflegt, so gelangt man allzusehr in einen abstracten Rationalismus, welcher keinen Zusammenhang mehr mit der Erfahrung aufweist.

XI. Irrige Begriffe.

Wie wichtig es ist, dass die Begriffe, mit denen die Oekonomik arbeitet, klar und bestimmt seien, wird uns eine Untersuchung zum Bewusstsein bringen, die dem Irren des Oekonomisten gewidmet ist. Wir haben den Begriff als einen Näherungswert an die Wahrheit kennen gelernt; wir wissen demnach, dass er diese seinem Wesen nach nicht erreicht; er gleicht der Asymptote, die sich der Parabel unendlich zu nähern, sie aber nicht zu berühren vermag. Das tantalische Gepräge, das hierdurch dem Begriffe zu eigen wird, drückt sich in einer Differenz zwischen ihm und dem Ideale aus, nach dem er sehnsuchtsvoll langt, ohne es umfassen zu können. Diese Differenz ist um so grösser, je unvollkommener der Begriff genannt werden kann, dieser aber ist, wie wir gesehen haben, um so unvollkommener, je enger der Kreis der Erfahrung gewesen, die bei seiner Bildung thätig mitwirkte. Die in Rede stehende Differenz ist es, die als Entfernungswerth unter der gebräuchlichen Bezeichnung des Irrthums in Betracht kommt.

Im Augenblicke, da der Mensch des Irrthums gedenkt, quillt in seinem Gemüthe unwillkürlich Unwille empor. Dies ist eine fesselnde Erscheinung. Wer im wahrsten und besten Sinne des Wortes am Leben des Ganzen Theil hat, der liebt die Wahrheit, er strebt nach ihr, sie ist ihm Gegenstand eines weihevollen Dienstes: die Lüge, möge sie sich nun als blosser Irrthum, also als Fehlgriff oder als absichtliche Vorspiegelung bethätigen, wird verachtet, sie wird mit allem Eifer verfolgt; allenthalben ist man bemüht sie als Unkraut auszuroden. Warum thun wir das Eine? Warum das Andere? Wir sind dieser Frage bereits in jenen unserer Erörterungen begegnet, welche dem Zusammenhange zwischen der Philosophie und der Oekonomik gewidmet waren. Die Wahrheit wird geliebt, weil sie möglicherweise nützlich wird, weil sie die Menschheit möglicherweise beglückt; und was uns an ihr hangen heisst, zwingt uns, die Lüge zu meiden, denn sie ist möglichliche Schädlichkeit, sie ist somit Gefahr, als solche bedroht sie das Glück, weil sie die Herrschaft über die Natur erschwert, weil sie die Voraussicht verhindert, die uns Zukünftiges aus der Erkenntnis des Gegenwärtigen heraus würdigen lehrt und uns ein unseren Zwecken angemessenes Verhalten bedingt. Was von der Lüge im Allgemeinen gilt, das besteht auch für den Irrthum zu Recht, denn dieser findet insbesondere dann statt, wenn unsere Vernunft uns verräth. Vorzüglich auf dem Gebiete der Oekonomik ist der Irrthum verderbenschwanger; was ihn begünstigt, benachtheiligt unter Um-

ständen nicht etwa einen einzelnen Wirthschafter: Nationen können durch ihn verarmen; er kann das Missgeschick von Millionen mit sich bringen. Der ökonomistische Irrthum ist immer ein epidemisches Uebel. Es ist daher von Belang, die Natur und die Consequenzen des Irrthums überhaupt und speciell die seines Waltens auf ökonomistischem Gebiete in Erwägung zu ziehen.

Malebranche erblickt die Quelle des Irrthums in der Vorschnelle des Urtheiles. Wir irren, sagt er, weil uns die Freiheit fehlt, welche in der Zurückhaltung einer eben entstandenen Anschauung besteht; wir irren, wenn wir Werth und und Tragweite einer Thatsache noch nicht klar sehen: wir irren, weil unsere Einbildungskraft, unsere Affecte uns fortreissen. Das Irren quillt somit seiner Ansicht nach einerseits aus den Unzulänglichkeiten unseres Geistes, andererseits aus den Wirrsalen unseres Gemüthslebens. Der Antheil am Irrthum, der unserer Vernunft zugesprochen werden kann, sofern sie die natürlichen Grenzen ihrer Wirksamkeit überschreitet, ist insbesondere von Kant genau bestimmt worden: der Antheil, der dem menschlichen Verstande zugesprochen werden kann, sofern er innerhalb der natürlichen Grenzen seine Wirksamkeit mangelhaft vorgeht, hat durch Mill eine treffliche Darstellung gefunden: der Antheil endlich, der durch das Gemüth gegeben wird, ist von Schopenhauer und Spencer abgewogen worden. Wenn wir es versuchen, auch unsererseits das Wesen des Irrthums näher zu beleuchten, so geschieht dies, weil wir glauben, dass eine Seite desselben bisher im Dunkel geblieben. Der Irrthum ist als eine Tücke unseres Intellectes aufgefasst und analysirt worden. Mit Fug und Recht. Seine Nothwendigkeit aber und die wichtige Rolle, die er in der Entwicklung des Denkens spielt, scheint uns nicht genugsam beachtet zu sein.

Es liegt zunächst in der primitiven Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, dass er sich verleitet fühlt, dort ein Problem zu suchen, wo ein solches sich nicht befindet. Auf die unrichtig gestellte Frage erfolgt dann nothwendig eine Antwort, die mit der Wahrheit in keinem Connexe steht. Der menschliche Geist pflegt dergleichen lange nicht zu merken; Jahrhunderte hindurch begnügt er sich mit einer Formel, deren Grundgebrechen eigentlich schon in der sie erzeugenden Frage gegeben waren. In solchen Fällen wurzelt der Irrthum darin, dass derjenige, der die Antwort zu geben unternahm, nicht methodisch genug vorging, dass er die Berechtigung der Fragestellung zu untersuchen unterliess, dass über die nothwendige Vorfrage hinweg darauf losgegangen wurde, das nun einmal aufgeworfene Problem irgend wie zu lösen, wo es doch richtiger gewesen wäre, es ungelöst zu lassen.

es umzustürzen. Wie lange hat unser Denken nicht gebraucht, ehe es eingesehen, dass das Räthsel nicht im Tode liege, welcher es aufregt, sondern im Leben, das es bedingt, und das ihm immer so gewöhnlich, so banal, so begreiflich vorkam.

Wenn ein Problem seine richtige Gestaltung gewonnen, dann muthet es uns wohl verwunderlich an, dass es überhaupt falsch gestellt werden konnte. Allein gerade das Nächstliegende ist es, dass sich dem Geiste nicht mühelos darbietet. Die Alten kannten den Siegelring, dessen Zeichen verkehrt in Wachs eingedrückt wurde, um in demselben Schriftzüge in der gewöhnlichen Reihenfolge ersichtlich zu machen. Heute möchte man glauben, es wäre leicht, einfach, selbstverständlich gewesen, diesen Gedanken weiterer Ausbildung theilhaft werden zu lassen und den Buchdruck zu erfinden. Es hätte Einer nur einen Schritt weiter denken, es hätte einer nur auf den naheliegenden Einfall gerathen müssen, auf einem Siegel die vertiefte Arbeit, in welcher die Schriftzüge ausgeführt sind, durch eine erhabene zu ersetzen. Und hätte er dann auch nur wieder Einen Schritt weiter gedacht, hätte er dies für jeden Buchstaben gesondert ausgeführt, so wäre der Buchdruck Erscheinung gewesen. Freilich, uns dünkt dies ein Kinderspiel. Und doch hat diese doch nothwendige Evolution Jahrhunderte gewährt. Schon der erste Schritt, von dem wir sprechen, wurde von keinem unter den Weisen des Alterthums unternommen.

Aehnlich wie mit der Erfindung des Buchdruckes verhält es sich mit der des Buches. Die Griechen schrieben ihre Gesetze auf Tafeln, welche um eine feste Achse drehbar waren. Das war ein Buch mit hölzernen Blättern. Wie naheliegend erscheint uns heute der Gedanke, in ähnlicher Art ein Buch herzustellen und die schwerfällige Rolle zu beseitigen! Allein trotz der Genialität, die wir an dem Stamme der Hellenen bewundern, gerieth doch Keiner auf diesen Einfall.

Es giebt, wie wir an diesen drastischen Beispielen sehen, gewisse Unzulänglichkeiten des Denkens, die nicht auf die Vorschnelle des Urtheiles zurückzuführen sind, wie sie Malebranche rügt; sie haben nichts mit der allgemeinen Natur des Geistes und der Grenzen seiner Leistungsfähigkeit, wie sie von Kant bestimmt, nichts mit den Vorurtheilen zu thun, welche von Spencer untersucht worden. Auf Vorschnelle kann der Umstand, dass der antike Geist nicht auf die moderne Gedankenverbindung gerieth, nicht zurückgeführt werden, denn in seinem Verhalten drückt sich eher Trägheit aus; ein falscher Schluss war es nicht, welcher die Denker damals verhinderte, die richtige Gedankenverbindung vorzunehmen; ihr Verhalten ist daher weder auf eine logische, noch auf eine erkenntnistheoretische Weise zu erklären;

keine Regung des Gemüthes, keine Bestrebung des Willens drängte die Sinnreicheren von der wünschenswerthen Gedankenverbindung ab, ihr Verhalten ist also auch nicht auf ein Vorurtheil zurückzuführen. Es muss also noch eine Quelle des Irrthums geben, welche bisher nicht genügend untersucht, nicht genügend bekannt ist.

Man könnte uns einen Einwand entgegenhalten. Die Alten, welche das Buch und den Buchdruck nicht erfanden, obwohl sie gewissermassen dicht davor hielten, hätten nur an eine Anwendung dessen, was sie bereits wussten, nicht gedacht. Aus diesem Grunde hätten sie auch die Dampfkraft unausgenützt gelassen. Die in diesem Einwand vorgebrachten Thatsachen sind richtig, allein sie widerlegen unsere Anschauung nicht. Es hat sich allerdings in all diesen Fällen um eine Anwendung des bereits Gewussten gehandelt. Solches Nichtbeachten eben ist dem Irrthum eigenthümlich. In jedem wird das Gewusste nicht angewendet. Auch ein zweiter Einwand könnte uns entgegengehalten werden. Ein Irrthum, so könnte man uns sagen, ein Irrthum ist nur ein falsches Urtheil: die Thatsache, dass das richtige Urtheil gar nicht gefällt wird, kann unmöglich als Irrthum bezeichnet werden. Wohl ist die Position des Falschen, aber nicht die Nichtposition des Richtigen als Irrthum aufzufassen: die Setzung des Irrigen involvirt freilich immer auch eine Nichtsetzung des Richtigen, aber darum ist doch die Nichtsetzung des Richtigen noch nicht Setzung des Falschen, also Irrthum. Würde man in solcher Art argumentiren, so wäre damit Unwissenheit mit Irrthum verwechselt: nichts wäre unwissender, nichts irriger: denn der Unwissende auch kann das Richtige treffen: der Wissende auch kann irren. Diese Argumentation kann nicht leichten Sinnes von der Hand gewiesen werden. Aber sie ist ihrerseits nicht einwandfrei. Gewiss: die blosse Nichtsetzung des Richtigen ist noch nicht das Irrige. Aber die blosse Nichtsetzung des Richtigen ist auch in keinem Sinne eine positive Handlung. Was von der Nichtsetzung des Irrigen gelten mag, muss nicht auch von der positiven Handlung gelten, die sie nach sich zieht. Wer nichts thut, nichts sagt, der irrt nicht. Das ist richtig. Aber solche Leblosigkeit ist unmöglich. Die Anschauungen lösen Ausserungen aus: diese sind das Irrige. Kehren wir zu unsrem concreten Beispiel zurück. Der Grieche, der das Buch, der Römer, der den Buchdruck nicht erfand, hätte nicht geirrt, wenn er bei dieser Negation geblieben wäre. Aber es wurden, durch positive Thätigkeit, Bücher abgeschrieben, in der Voraussetzung, dass eine andere Art der Vervielfältigung nicht möglich sei. Und hierin lag, wie wir nun einzusehen in der Lage sind, ein Irrthum.

Der Vorwurf, welchen wir gegen die antike Welt erhoben haben, ist, und darin liegt eben seine Bedeutung, nicht etwa das ausschliessliche Privilegium unserer Hochcultur: er kann jeder Generation gegenüber von der nachfolgenden, sofern sie irgendwie einen geistigen Fortschritt bewerkstelligt hat, erhoben werden. Es ist allerdings nicht ausschliesslich das Verdienst jeder Generation, wenn sie die ihr bestimmte Stufe der Erkenntnis ersteigt, sondern zumal das der Väter, deren geistige Besitzthümer sie ererbt hat, um sie zu besitzen; jedes Geschlecht ist darum den Ahnen Anerkennung für ihre Bemühungen schuldig. Aber das darf die Einsicht nicht verhindern, dass Jene an das nicht dachten, woran sie hätten denken können, dass sie irrten. Wir sehen somit, dass wir es hier mit einer Art des Irrthums zu thun haben, welche der Eigenart einer Generation, oder eines Stammes oder insbesondere der Eigenart einer bestimmten Generation eines bestimmten Stammes entspricht; ihre Möglichkeit kann von anderen Generationen desselben Volkes oder gar von solchen eines anderen Volkes nicht mehr verstanden werden.

Die Irrthümer quellen aus der Unzulänglichkeit des Geistes. Gewiss. Aber was verstehen wir unter ihr? Wie ist sie selbst zu erklären? Die Fähigkeit des Menschen, die Aussenwelt zu begreifen, entwickelt sich wie seine übrigen Gaben. Wir fassen heute die Wahrheit näher denn unsere Ahnen. Aber unseren Nachkommen wird, sofern sie nur in der intellectuellen Entwicklung fortschreiten, was wir heute Einsicht nennen, als unzulänglich, als Irrthum erscheinen. Was ist demnach der Irrthum? Er ist jede concrete Auffassung der Wahrheit im Verhältnisse zu einer späteren, reiferen, entwickelteren. Erinnern wir uns an das im ersten Capitel dieses Buches Vorgetragene, erinnern wir uns daran, dass wir in jeder concreten Auffassung der Wahrheit Philosophie, in jeder späteren, reiferen, entwickelteren Wissenschaft erblickt haben. So entspräche denn die Philosophie dem Irren, die Wissenschaft der Wahrheit.

Diese Erkenntnis kann uns die Würdigung einer weiteren Thatsache nicht verkümmern. Es giebt Menschen, es muss welche geben, welche an den jeweilig höchsten Entwicklungsformen keinen Antheil haben, Menschen, in welchen die Entwicklung gehemmt ist, in welchen Rückbildungen eintreten, Menschen also, welche in ihrer Denkfähigkeit und Denkweise frühere und schon überwundene Formen der intellectuellen Thätigkeit reproduciren. Sie stiften auf dem Gebiete der Oekonomik um so grössere Uebel, als bei ihnen die Thätigkeit des Verstandes auch durch das Wollen auf Abwege gerathen kann. Mannigfache Vorurtheile beherrschen jene Geister, deren Vernunft

der Bestechung durch irgend eine Gemüthserregung zugänglich ist und die auch in Angelegenheiten, die dem Selbstgefühle entrückt sein sollen, den Verlockungen schmeichlerischer Empfindungen unterliegen. Dahin gehören die schlauen und geschickten Streber, denen ihre vorgeblichen Ueberzeugungen nur Mittel zum Zwecke sind. Nur zum Scheine sind diese der Wissenschaft, der Wahrheit ergeben. Worte sind ihnen eine Waare, mit der sie handeln, sind ihnen Trödelkram, der öffentlich an den Meistbietenden versteigert wird. Nur auf den greifbaren Erfolg sind sie bedacht. Darum finden sie ihre höchste Befriedigung in dem Personencultus, in der Beräucherung eines Mächtigen. Verkehrt reiten sie durch das Gebiet des ökonomistischen Denkens; denn sie lassen die That nicht aus der Einsicht quellen; sie suchen vielmehr nach der Theorie, welche die von ihrem Abgotte geübte Praxis begründen könnte. Ihr Streben wird gemeiniglich angemessen durch Titel, Würden, Ehrenstellen entlohnt. Im Uebrigen hören aber die Mächtigen, welche die Geschicke der Völker lenken, nicht gern auf die Rathschläge, die aus der Gelehrtenrepublik zu ihnen hinüberklingen. Ein Mann wie etwa Bismarck, will nichts von den Theoremen wissen, die aus der stillen Stube des Schriftstellers, die vom Katheder aus in die Welt flattern: er verachtet die Presse als flüchtig und oberflächlich, das Buch als weitschweifig und weltabgewandt. Und wahrlich, der Staatsmann hat in alledem nicht ganz Unrecht, denn wollte er überhaupt nichts thun, wollte er die Hände nur in den Schoss legen und die Dinge walten lassen, es fänden sich dafür Autoritäten ersten Ranges, die von ihnen nur starre Unbeweglichkeit verlangen, nur geisttödtende Trägheit, Autoritäten, welche meinen, dies wenigstens könne geleistet werden. Und sind die Politiker nicht unbedingte Freunde eines unbedingten Quietismus, so finden sie für jede ihrer Handlungen, für jede ihrer Massnahmen, sie möge beliebig geartet sein, literarische Vertretung. Nach allen Richtungen der Windrose hin wird auf dem Gebiete des ökonomischen Schriftthumes gedrängt; gäbe es eine Politik, die noch nicht über einen Politiker verfügte, hunderte behender Federn böten sich bereitwillig dar, um das Unerhörteste sogar zu vertheidigen. Dass es so Viele sind, ist gewiss eine seltsame Thatsache. In keiner anderen Wissenschaft würde jede wie immer geartete Behauptung eine gleiche Anzahl von Partisanen zu gewinnen im Stande sein. Giebt es so viele Oekonomisten auf Erden? Keineswegs. Aber es gibt sehr Viele, welche sich unterfangen, für solche gelten zu wollen. Mit harten Worten tadelt Jevons jene Dreisten, welche wähnen Alles zu wissen, weil sie nichts gelernt haben. Er rügt die Verblendeten, die nicht einsehen wollen,

dass die Oekonomik grössere Denkschwierigkeiten biete denn die Chemie, die Astronomie und die Geologie. Er weist darauf hin, dass nicht einmal die Uebung, welche lebenslängliche Forschungsmühe einem begabten Kopfe verleihen mag, ausreiche, um über wirthschaftliche Angelegenheiten ein sicheres und gegen jeden Einwand gefeites Urtheil abzugeben. Er beklagt, dass gerade Jene, die es sich nicht sauer werden liessen, es an kecker Bestimmtheit, die ja nie verfehlt zu verblüffen, nicht mangeln lassen. Die Empörung des Jevons ist ungerecht. Es sind eben zumeist die Hohlköpfe, welche die unerschöpfliche Weisheit der Natur mit eisernen Stirnen versehen hat. Vor Jevons wendet sich schon Mill, der kalte, nüchterne, sachdenkliche Mill mit zornigem Unmuthe gegen die Leichtfertigkeit, welche besonders in der Discussion über ökonomische Angelegenheiten bethätigt wird.

Und doch sind weder Unwissenheit noch Leichtfertigkeit die einzigen, ja nicht einmal die hauptsächlichen Quellen des ökonomistischen Irrthums. Wohl ist es wahr, dass es auf dem Gebiete der Oekonomik Charlatane aller Art giebt; wohl ist es wahr, dass Naturärzte, Geheimmitteltrödler, Panaceenverschleisser, Quacksalber, Schwindler, Gaukler, Hochstapler, Narren und Gauner hier ein schlimmeres Unwesen treiben, denn in der Heilkunst; wohl ist es wahr, dass verwerfliche Elemente, die sich in den Streit der Sachkenner mischen, durch Heftigkeit und Unverschämtheit der Polemik die Unklarheiten und Verworrenheiten, an welchen die Begriffe der ökonomistischen Wissenschaft leiden, vermehren und so eine gedeihliche Entfaltung dieser Disciplin verhindern. Wohl ist es wahr, dass sich mit der Wirthschaftskunde vorzugsweise Unberufene befassen, Leute, die auf anderen Gebieten Schiffbruch erlitten haben und nun wähnen, weil sie nichts verstünden, wären sie doch noch immer klug genug für die öffentlichen Angelegenheiten; wähnen, es liege auf der Hand, dass zumal Jeder, der sich erkühne zu politisiren, die Oekonomik durchaus verstehe. Die eigentliche Natur des Irrthums ist aber durch die Einsicht, dass er oft verschuldet ist, nicht enthüllt. Die meisten und wichtigsten der ökonomistischen Irrthümer sind unverschuldete, sind in der Entwicklung der Wissenschaft selbst begründet.

Betrachten wir die Entfaltung der Erkenntnis, so gewahren wir, dass es auch auf geistigem Gebiete einen Kampf ums Dasein und eine Auslese gebe. Jede der zu einer gewissen Zeit ausgesprochenen Lehren ist wahr und falsch zugleich; sie ist wahr, insofern sie für eine grosse Anzahl von zeitgenössischen Intelligenzen befriedigende Erklärungen der Erscheinungen enthält; sie ist falsch im Verhältnis zu einer späteren Doctrin, welche die frühere verdrängt und sich an ihre

Stelle setzt. Keine Anschauung ist somit absolut wahr, keine schliesst für immer das Streben nach Erkenntnis ab, indem sie es völlig befriedigt. Zu jeder Zeit treten edle Ringer auf den Plan, welche ihre Kraft dem Kampfe gegen den Irrthum widmen. Dieser Kampf ist vorwiegend negatorische Thätigkeit; es ist nämlich von Werth, dass das Falsche ausgemerzt werde, damit es die Entwicklung des Tüchtigen nicht behindere. Diese Thätigkeit bedeutungsvoller Art kommt der Kritik, kommt insbesondere der polemischen Kritik zu. Allein, damit, dass das Haltlose in seiner Unrichtigkeit erwiesen wird, ist noch nicht das Treffliche gegeben: die Vernichtung des Unkrautes bedingt die Entwicklung der Saat, aber sie ist selbst noch keine. Etwas Anderes ist es, die Schädlinge zu entfernen, etwas Anderes die Nutzpflanze selbst in den empfänglichen Boden zu senken. Wem dies glückt, der bedarf der Kritik eigentlich nicht. Hat er nur die Wahrheit ausgesprochen, sie bahnt sich den Weg, sie gelangt gewiss zum Ziele, wenn auch nach Jahrhunderten. Denn das Richtige schliesst schon dadurch, dass es Erkenntnis geworden, das Irrige aus: es widerlegt das Mangelhafte schon durch seine blosse Existenz. Das Bessere ist auch hier der Feind des Guten, das Treffliche sogar unterliegt dem Trefflicheren. Allein das Vollkommene sogar zu leisten, ist nicht Sache der menschlichen Natur. Es ist genug, wenn Einer sein Bestes zu Tage gefördert hat.

Wie in einem Bergwerke ein Geschlecht vom anderen abgelöst wird, jedes aber die Stollen und Gänge weiter in das Gestein treibt, wirkt auch die Forschung nach Erkenntnis überhaupt, nach wirthschaftlicher Erkenntnis insbesondere. Mit stolzer Bescheidenheit möge sich daher jede Generation freuen, wenn es ihr vergönnt gewesen, die überkommenen Begriffe richtiger zu stellen; nie aber möge irgendeine wähnen, ihr sei eine völlige Richtigstellung gelungen. Was das spätere Geschlecht sagt, ist oft wahrer, nie aber wahr. In welcher Art der Fortschritt vor sich geht, das zeigt sich uns am besten auf dem Gebiete der Naturerkenntnis, welche in unserem Jahrhunderte so erfreuliche Entfaltung genommen hat. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher man mit der Annahme von allerhand Trieben und Neigungen gar verschwenderisch umging. Die Naturkenner lächeln heute über die Vorstellung, die Materie hätte eine Abneigung gegen das Leere. Was aber haben wir an die Stelle jener Triebe und Neigungen gesetzt? Kräfte und Bestrebungen. Wir glauben nicht mehr an jene Abneigung gegen das Leere, die horror vacui genannt wurde, aber wir glauben, dass die Atome von einer anziehenden und abstossenden Kräfte-Sphäre umgeben wären. Wir wissen, dass das Wasser nicht aus Verlangen

nach seiner naturgemässen Stellung in die Tiefe stürzt, wir wissen vielmehr, dass es der Schwerkraft Folge leistet, die Schwerkraft aber ist uns zwar ihrer Wirkungsform nach wohl bekannt, ihrem Wesen nach aber noch ein Buch mit sieben Siegeln. Unsere Anschauungen sind somit geklärter, aber noch nicht klar, besser, aber noch nicht gut. Gerade die Veränderungen, welche die naturwissenschaftlichen Anschauungen durch den Uebergang von den qualitates occultae zu der Annahme von Kräften erlitten, zeigt uns, welcher Art der Irrthum gewesen, welcher früher begangen worden ist. Wo wir ein Meiden gesehen haben, wurde von uns ein Hass angenommen, ein Schreck, eine Abneigung, wo wir eine Näherung bemerkten, dachten wir an eine Zuneigung, an eine Sympathie. Wir haben somit Begriffe, die an sich und innerhalb ihrer natürlichen Grenzen nicht unberechtigt waren, ausserhalb jener Grenzen angewendet, in denen sie Anwendung finden durften. Erinnern wir uns andererseits, dass der Irrthum, wie wir früher gesehen haben, auch dann entsteht, wenn Begriffe nicht im ganzen Umfange ihrer Grenze angewendet werden, so gewahren wir, worin das Irren eigentlich beruht: es liegt im Verkennen des Masses, innerhalb dessen ein Begriff Giltigkeit haben mag. Dass die Wahrheit nur eine massvolle sein kann, das hat Aristoteles schon mit Nachdruck hervorgehoben. Wird der Begriff zu enge oder zu weit genommen, so treten falsche Verknüpfungen, falsche Urtheile, falsche Schlüsse ein. Das richtige Mass zu finden ist aber sehr schwer, es auszudrücken noch schwerer. Ein Gedanke mag richtig sein, so lange er im Haupte des Denkers wohnt; in der Sprache desselben wird er leicht falsch. Ein Gedanke kann nicht ausgedrückt werden, ohne in gewissem Sinne übertrieben zu werden. Einseitige Uebertreibung des Richtigen klingt geistreich und ist besonders geeignet, die grosse Menge zu gewinnen, welche stärkeren Eindruck nur allzu oft auch für den wahren hält. Der Uebertreibung aber ist ein Entfernungswerth hinsichtlich der Wahrheit eigen. Uebertreibung ist Irrthum; Irrthum ist meist die Flugkraft an einem Worte, einem Gedanken. Vornehmlich solche Blendlinge, welche Wahrheit und Irren mit einander erzeugen, sind gefährlich: heftet zwei Endchen Irrthum an ein Endchen Wahrheit und ihr werdet euer Wunder sehen. Das Endchen Wahrheit wird ein zarter Leib, die beiden Endchen Irrthum werden Flügel; der schillernde Falter schwingt sich hinaus in die Weite, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil.

Man betrachte einmal die Lehre von der Productivität. Der Begriff der Productivität ist ursprünglich ein organischer. Den Organismen wohnt die Zeugungsfähigkeit inne. Man gewöhnte sich bald,

diese Eigenschaft, welche den Organismen allein zu eigen, auf die wirthschaftlichen Kräfte auch dann zu übertragen, wenn sie mit der organischen Zeugungsfähigkeit nichts zu thun haben. Es ist bezeichnend, dass schon Petty, der Autor der „Anatomie von Irland", zwischen productiven und unproductiven Menschen unterscheidet; die Analogie ist deutlich; sie sind mit den fertilen und sterilen Organismen verglichen. Petty hat aber, wenn er von productiven und nicht productiven Menschen spricht, nicht ihre natürliche Zeugungsfähigkeit im Auge: er betrachtet die Menschen nicht etwa wie Malthus hinsichtlich ihrer Fertilität; er versteht somit unter Productivität ausschliesslich die Fähigkeit, wirthschaftliche Güter zu erzeugen. Petty zählt zu den unproductiven diejenigen, welche sich bloss mästen und nichts dafür leisten, insbesondere Metaphysiker und Narren. Die Metaphysiker seiner Zeit mögen nicht vertheidigt sein. Sie haben in dem Felde ihrer Thätigkeit wahrlich nicht viel geleistet, allein das ist nur zum Theile ihre Schuld. Die Fragen dieser Disciplin waren eben, wie später von Kant erst nachgewiesen worden, falsch gestellt; es muss daher Niemand Wunder nehmen, wenn die Antworten nicht richtiger ausfielen. Petty ist der Zusammenhang der Oekonomik, welcher er sich widmet, und der Metaphysik nicht völlig klar gewesen, sonst hätte er sich gelegentlich wohl auch gefragt, ob nicht auch der Oekonomist in demselben Sinne, in welchem es der Metaphysiker ist, unproductiv sei. Metaphysik und Oekonomik sie haben jedenfalls das miteinander gemein, dass sie beide immerdar von Irrthümern durchflochten gewesen sind, und dass solcher Missgriffe halber unzählige Menschen verfolgt und in das Elend getrieben wurden. Das Urtheil über die Metaphysik fiele heute wohl noch grausamer aus als zur Zeit Pettys. Nichtsdestoweniger ist es heute doch unzweifelhaft, dass auch geistige Arbeit nicht weniger productiv als diejenige des Handwerkers sei, dessen Bemühung lediglich auf der zweckmässigen Umgestaltung gewisser materieller Verhältnisse beruht. Auch geistige Arbeit vermag auf das schliessliche Endergebnis ihrer Thätigkeit Einfluss zu üben, das in der bestimmten Wirkung einer Bedürfnisbefriedigung zu Tage tritt.

In der Frage der Productivität tritt uns ein Moment entgegen, das für die Rolle des Irrthums von massgebendem Belange ist. Die Wissenschaft fasst in ihren rohen Anfängen nur das Körperliche auf; nur das Greifbare scheint ihr gewissen und festen Halt zu geben; selbst ein immaterielles Product, scheut sie vor ihresgleichen zurück; von kindlich schüchterner Bescheidenheit, erblickt der Forscher rühmlicheres Thun in der Arbeit des Schneiders und Schusters als in der eigenen, und alle Bestrebungen, die sich nicht in der Specification von räumlich

begrenzten Gegenständen bethätigen, betrachtet er als unerspriesslich. Allmälig klärt sich die Anschauung. Man wird geneigt, dem Denker, dem Forscher, dem von Smith noch verkannten Staatsmanne, dem Richter und Officier Productivität zu vindiciren und ihnen Allen demgemäss die Berechtigung ihres Daseins zuzugestehen. Aber noch wird daran festgehalten, dass der Unternehmer, der Vermittler, der Kaufmann unproductiv seien; diese Leute, hiess es, sie schaffen nichts, sie bereichern das Volksvermögen nicht, sie leben von demselben, ohne es zu vermehren, sie beuten also nur aus, indem sie lediglich die Vertheilung der Güter besorgen und in erster Linie darauf bedacht sind, dieselbe zu ihren Gunsten vorzunehmen.

Solche Anschauungen, welche bis in die Gegenwart hineinreichen, haben nicht nur die breitesten Schichten der Bevölkerung, sondern auch in vielen Staaten massgebende Kreise gegen Unternehmer, Kaufleute und Vermittler gestimmt; der Handelsmann verliert den Namen, den ihm zur Zeit der Hansa noch zugebilligt worden, er ist nicht mehr der achtungswerthe Kaufherr, man erfindet für ihn eine gehässige Bezeichnung, man nennt ihn Zwischenhändler und wirft ihm vor, dass sein Erwerb im Grunde kein redlicher sei. Das Capital wird als das Geld anderer Leute definirt; Männer, welche berufen gewesen wären, durch ihre Stellung falschen Vorstellungen entgegenzuwirken, stimmen in das allgemeine Uebelwollen ein und flicken, wo sie nur können, dem Capitale am Zeuge. Der Reiche, der Millionen verwaltet, um den Strom der wirthschaftlichen Mächte dorthin zu leiten, wo er am erspriesslichsten wirken könnte, wird mit scheelem Auge angesehen; man sieht nur seine Eigensucht, nicht aber auch den Umstand, dass seine Emsigkeit dem grossen Ganzen nützlich ist, dass seine Schätze unfruchtbar sind, wenn er sie nicht dem rastlosen Getriebe der Gesellschaft zur Verfügung stellt.

Schlimmer noch als den Zwischenhändlern, welche nach Careys geistvoller Darstellung ihre Aufgabe darin erblicken, dem Producenten sein Product zu entwerthen, dem Consumenten seinen Consum zu vertheuern, geht es einer bestimmten Gattung von Kaufleuten, welchen nach Krisen die grösste Verachtung, die grimmigste Entrüstung zu Theil wird. Es finden sich Oekonomisten, welche die Banken am liebsten dem Erdboden gleichmachen wollten. Der Börse zumal gilt die Fehde. Ihre Nothwendigkeit wird verkannt, ihre Function im wirthschaftlichen Getriebe verlästert. Sie ist ein Giftbaum. Warum? Wer an ihr kauft und verkauft, der ist unproduktiv; er nährt sich von der Arbeit des Volkes, ohne ihr etwas dafür zu geben; und fährt er zumal in seinem Wagen, so lässt sich dieses nur dadurch erklären, dass er

Alle beraubt hat, welche ihm vom Bürgersteige neidischen Auges nachblicken. Der Ruf nach Expropriation des Expropriateurs wird laut. Je mehr diese Anschauungen die breiten Schichten des Volkes durchdringen, desto zaghafter, desto schwieriger wird das Capital in der Anlage von Ersparnissen. Wenn der Banquier ein Räuber, die Actie ein Schwindel ist, wenn sogar die Sparkassen in den Händen Misstrauen erregender Individuen sind, so wird der Groschen des kleinen Mannes wieder thesaurirt, wird er wieder im Keller vergraben. Und damit ist auch die Zunahme des Volksvermögens verlangsamt, die Armuth vermehrt. Im weiteren Verlaufe unserer Untersuchungen werden wir bei der Erörterung des Werthproblems die Frage, welcher Werth insbesondere der Thätigkeit des Handels zukomme, des Genaueren betrachten. Hier sei nur darauf hingewiesen, in welcher Art rein theoretische Irrthümer, wie es die Lehre von der materiellen Natur des Gutes und die in ihr wurzelnde Productivitätslehre gewesen ist, praktisch werden und das Gedeihen der Nationen schädigen können.

Die falsche Frage nach der Verschiedenheit der Productivität lässt eine weitere Umgestaltung, eine Verfeinerung zu. Man kann sagen: es mag ja sein, dass alle Arbeiten productiv sind, dass die Arbeit des Richters, des Erziehers, des Staatsmannes, die doch nicht zu sehen und zu greifen ist, in demselben Sinne productiv sei, wie die Arbeit des Malers, Bildhauers, Glasbläsers und Webers, deren Arbeitsergebnis mit den Sinnen wahrzunehmen ist: das, was nicht mit den Sinnen wahrzunehmen ist, muss ja nicht darum auch nicht existiren. Allein die Frage steht anders: ist geistige Arbeit auch in demselben Sinne productiv, so kann doch gefragt werden, ob sie auch in demselben Masse productiv sei wie die körperliche; es kann gefragt werden, ob der geistige Arbeiter für das Volk gleich nützlich und gleich wichtig ist wie der materielle und ob es nicht angemessen, recht und billig wäre, die nützlicheren Arbeiter höher zu entlohnen als die weniger nützlichen, die wichtigeren besser zu stellen als die weniger wichtigen.

Durch alle diese Fragen wären wir mitten in grosse sociale Probleme gestellt, deren genauere Erörterung an dieser Stelle verfrüht wäre. Es genüge daher vorläufig die Andeutung, dass die Lösung jener Schwierigkeiten durch eine berichtigte Werththeorie möglich ist. Verschieden wirkende Arbeiter können Gleichwerthiges erzeugen. Die hellere Einsicht in die Bedingungen des Werthes mag auch auf gewisse scheinbare Ungerechtigkeiten unserer socialen Ordnung ein lebhafteres Licht werfen. Sind wir erst so weit, dass wir die Bedingungen des Werthes genugsam kennen, so werden wir auch begreifen, dass dort ein ökonomisches Missverständnis obwaltet, wo ein Einkommen dem

Werthe der Arbeit vorgeblich nicht entspricht. Nirgends ist die Discrepanz zwischen der Mühe und dem Lohne grösser als auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung. Wie gross oder wie klein auch der Unterschied zwischen dem Arbeitslohne und dem vollen Arbeitsertrage bei Jenen sein möge, welche sich im Fabriksbetriebe bethätigen, die geistige Arbeit höchster Qualification ist in dieser Hinsicht noch viel schlechter gestellt. Nach jahrelanger mühseliger Denkarbeit ist es einem Gelehrten gelungen, ein wissenschaftliches, exactes Gesetz der Physik festzustellen. Nachdem seine theoretische Entdeckung ausgesprochen worden, wird sie von einem technisch begabten Kopfe zu einer Erfindung verwerthet. Wenn es nun dieser wäre, der die Früchte bräche, so ginge doch der Entdecker im Gegensatze zum Erfinder bei der Verwerthung des Productes leer aus, das er unleugbar mit bedingt hat, an dessen Herstellung er unleugbar mitgewirkt hat. Gemeiniglich ist es aber auch nicht der Erfinder, der seinen vollen Nutzertrag einheimst, in der Regel werden ihm weder seine Vorkenntnisse, noch seine Genialität, am allerwenigsten seine mühseligen und oft kostbaren Experimente entlohnt; wenn der Mann nicht zufällig auch kaufmännisch begabt ist, fällt der Löwenantheil an den Unternehmer, der dem Erfinder das Patent abkauft und es nach allen Regeln des Vertriebes verwerthet. Und gar oft geschieht es auch, dass das Patent nicht genügend Schutz gewährt; der Verbesserer einer Erfindung oder dessen Unternehmer heimst das Ergebnis aller Arbeit ein, die jenem Gegenstande überhaupt gewidmet worden. Es wäre unschwer, aus der Erfindungsgeschichte der jüngsten Vergangenheit mannigfache Belege für die typischen Umrisse zu finden, welche hier geboten werden. Gewiss: in solchen Fällen steht auf der einen Seite ein Wirthschafter, welcher ein arbeitsloses Einkommen geniesst, der das Einkommen von der Arbeit eines Anderen geniesst; auf der anderen Seite steht ein Entdecker, welcher an jenem Einkommen gar keinen, ein Erfinder, welcher an jenem Einkommen einen nur geringen Antheil hat. Das Alles scheint uns auf den ersten Blick empörend. Es scheint uns auch ungerecht, dass ein Zola durch seine Feder mehr verdient als Schiller und Goethe zusammen. Welche Stellung hat der Oekonomist solchen Phänomenen gegenüber einzunehmen? Genügt es, wenn er nach Art der Socialisten darauf hinweist, dass der Eine säe und der Andere ernte? Genügt es, wenn er nach Art der Socialisten die Herausgabe der ungerechtfertigten Bereicherung oder gar die Veranstaltung eines Staates fordert, in welchem solche Unzukömmlichkeiten unmöglich sind? Gewiss, der Oekonomist, welcher statt von der Richtschnur der Werthgesetze sich vom Gefühle der Gerechtigkeit leiten lässt, ist auf dem besten Wege ein Princip zu

verfolgen, das ausserhalb seiner natürlichen Grenze angewendet wird. Der Oekonomist hat sich zuvörderst an die Thatsachen zu halten; er hat die Erscheinungen zu erklären; er muss sich darüber klar werden, dass die Thätigkeit des Entdeckers ein Vorproduct liefert, dass die Thätigkeit des Erfinders eine weitere Form des Vorproductes liefert, dass beide nur Bedingungen des schliesslichen Ergebnisses, nicht aber dieses selbst zu Tage fördern. Er muss den Thatsachen gemäss zugestehen, dass die Thätigkeit des Erfinders mehr werth ist als die des Forschers, des Entdeckers, die des Unternehmers mehr werth als die des Erfinders, er muss zugestehen, dass die Prosa Zola's wirthschaftlich mehr werth ist als die Poesie der Klassiker.

Wir haben dargelegt, dass einer der grössten Irrthümer des ökonomistischen Denkens in der Verkennung des geistigen Elementes in der Wirthschaft liege. Es ist dies ein Uebelstand, der durch Marshall erst zum Theil in rationeller Weise beseitigt worden ist. Dieselbe Enge der Auffassung, welche wir in dieser Hinsicht zu beobachten in der Lage sind, findet sich auch noch hinsichtlich anderer wirthschaftlicher Probleme vor. Es ist jedem Oekonomisten, auch dem primitivsten, klar, dass es nicht wirthschaftlich von Einem gehandelt wäre wollte er sich all seine persönlichen Bedürfnisse durch selbstständige Thätigkeit decken; ja, wollte er mitten in unserer Culturwelt, mitten in der modernen Gesellschaft das Leben eines Robinson führen, selbst seinen Acker bebauen, seine Nahrungsmittel erzeugen, seine Kleiderstoffe weben und verarbeiten, er würde als Sonderling voll schrullenhafter Unwirthschaftlichkeit verlacht werden.

Anders verhält es sich mit der Frage, ob ein Volk sich in der angedeuteten Art auf sich selbst stellen dürfe. Im Allgemeinen sagt man, dies sei nicht wirthschaftlich; gerade die Wirthschaftlichkeit fordere, dass auch zwischen Völkern ein Verhältnis des Austausches bestehe. Hier lautet der Schluss also: was bei dem Einzelnen gilt, das ist auch bei der Gesammtheit richtig. Es ist dies ein Schluss, welcher das privatwirthschaftliche Moment dem volkswirthschaftlichen gleichsetzt. Längst hat man auf dem Gebiete des Rechtes eingesehen, dass eine Behandlung staatsrechtlicher Probleme nach privatrechtlichen Grundsätzen irrig sei. Anders auf dem Gebiete der Oekonomik. In der That ist einer der bedeutsamsten Fehler des ökonomischen Denkens durch jenen Schluss entstanden. Es gab eine Zeit, in welcher es allgemein hiess: So wie der Einzelne am Reichthum dadurch, dass er mehr verkauft, als kauft, gewinnt, so verhält es sich auch mit der Nation: ein Volk hat an Reichthum gewonnen, wenn es seinen Geldbesitz vermehrt hat. Es ist die Praxis des Kaufmannes,

welche auf das wirthschaftende Volk übertragen wurde. Die ökonomistischen Anschauungen sind auf dieser primitiven Stufe nicht stehen geblieben. Man huldigt heute der Ansicht, dass die Wirthschaft des Volkes nicht nach den Normen der Buchhaltung beurtheilt werden dürfe. Dennoch ist jene Art der Auffassung, welche das, was für den Einzelnen wirthschaftlich ist, auch auf die wirthschaftliche Thätigkeit der Gesammtheit übertägt, auf dem Gebiete der Oekonomik noch nicht vollends ausgemerzt. Dass ein bedeutender Unterschied zwischen der Oekonomie des Einzelnen und der Gesammtheit vorhanden sein müsse, ist heute wohl eine allgemeine Ueberzeugung. Aber worin diese Unterschiede liegen mögen, ist noch nicht genügend erklärt. Es wird anerkannt, dass Einzelleben und Gesammtleben sich nach verschiedenen Gesetzen verhalten müssen, weil sie verschieden sind; aber so oft behauptet wird, dass von der Gesellschaft das Entgegengesetzte von dem, was für den Einzelnen richtig ist, Geltung haben könne, wirkt eine derartige Lehre befremdend, obwohl es offenbar ist, dass der Einzelne der Gesammtheit entgegengesetzt ist.

Die ökonomistischen Irrthümer wären, sofern sie nur solche der Theorie blieben, nicht gar gefährlich: es liesse sich ertragen, dass der Eine oder der Andere, es liesse sich sogar ertragen, dass Viele und Alle falschen Auffassungen über wirthschaftliche Gegenstände sich hingäben. Allein der Umstand, dass die ökonomistischen Irrthümer gemeiniglich zu ökonomischen Massnahmen führen, bringt es mit sich, dass zwischen falschen Auffassungen auf dem Gebiete der Oekonomik und jenen anderer Wissenschaften ein fundamentaler Unterschied besteht. Eine falsche Auffassung kann im Allgemeinen Uebel stiften. Auf dem Gebiete der Oekonomik muss sie verhängnisvoll werden. Jeder Missgriff in der Theorie gleicht in der Oekonomik einem Stäubchen im Uhrwerke. Die ökonomistischen Speculationen sind im Allgemeinen weder so fruchtbar noch auch so unfruchtbar, als sie auf den ersten Blick scheinen mögen. Aus ihnen ist der Menschheit bisher weder überschwenglicher Segen noch überschwenglicher Fluch entstanden. Sie vermochten den Weg, welchen die Völker kraft der ihnen innewohnenden Natur wandern, weder zum Guten noch zum Bösen zu verändern. Die allgemeinsten Umrisse der wirthschaftlichen Entwicklung sind von der Speculation über wirthschaftliche Erscheinungen um so unabhängiger, als diese wissenschaftlichen Erwägungen einerseits noch nicht zu unanfechtbaren Ergebnissen geführt haben, andererseits aber Gemeingut eines Interessenkreises sind, welchem die Vermehrung des Volksvermögens nur zum geringsten Theile obliegt. Wir

haben zwar der ökonomistischen Wahrheiten nicht so viele, als dass ein genauer und sorgsamer Vergleich möglich wäre, aber dennoch kann man behaupten, eine ökonomistische Wahrheit könne nicht so segensreich sein als ein ökonomistischer Irrthum verderblich; der Nutzen der Wahrheit ist hier viel geringer als die Schädlichkeit des Irrthums. Denn das ist eben das Eigenthümliche des wirthschaftlichen Irrthums, dass er reale Mächte nach einer bestimmten Richtung hin in Bewegung zu setzen vermag. Diese Bethätigung kann, wenn sie mit einer gewissen Energie verfolgt wird, zu heftigen und rücksichtslosen Kämpfen mit den Hindernissen führen, welche ihr entgegenstehen. Es giebt überdies nicht nur Märtyrer der Wahrheit, sondern auch solche des Wahnes. Blut und Wunden, Elend und Armuth können das schliessliche Ergebnis, das Endresultat eines logischen Fehlers sein und reale Opfer sind nicht selten für imaginäre Güter gebracht worden. Wir haben in der unmittelbaren Gegenwart der Belege genug, um die Furchtbarkeit der ökonomischen Irrthümer darzuthun. Die Anarchisten, Socialisten, Communisten, Nihilisten, sie alle machen sich falsche Vorstellungen vom Wirthschaftsleben und ob dieser falschen Vorstellungen wie schwere Verbrechen, wie schwere Strafen!

In der Fähigkeit, das Verderben mit Nothwendigkeit nach sich zu ziehen, gleicht kein Irrthum dem ökonomistischen: er ist eine wahre Pandorabüchse, er übertrifft an Schrecken sogar den Irrthum in der Medizin. Denn dieser bedroht bloss den Einzelnen und auch diesen nur unter den besonderen Umständen der Erkrankung, er verhindert die Rettung des Leidens durch die Kunst und überlässt dieselbe der Natur. Anders auf wirthschaftlichem Gebiete. Nicht Jeder ist krank. Aber Jeder arbeitet oder hat doch wenigstens Bedürfnisse. Die eine Wissenschaft befasst sich mit den anormalen Erscheinungen des physischen Lebens, die andere mit den normalen Erscheinungen der Bedürfnisbefriedigung. Es liegt auf der Hand, dass es der Ausnahmen weniger geben kann, als der regelmässigen Vorgänge, dass weniger Kranke als Wirthschafter aufzuweisen sind. Und darum ist es auch offenbar, dass die Folgen des theoretischen Irrthums auf dem Gebiete der Oekonomik nicht den Einzelnen allein, sondern die Gesammtheit schädigen. Da tritt jeder Irrthum nicht als eine blosse Negation der Hilfe auf, da ist er eine direct zerstörende Macht. Er wirkt als Massenerscheinung. Im Fluge bemächtigt er sich erregter Geister; durch ein Schlagwort bannt er Tausende in seinen unheilvollen Zauber und reisst sie fort. Der Laie, der nur das Nächstliegende wahrnimmt und die Thatsachen nicht methodisch zu verknüpfen gewöhnt ist, er

22*

sieht nicht, wo die erste Ursache des Elends liegt, das ihn bedrückt. Er klagt über die schlechten Verhältnisse, er führt sie auf die Concurrenz zurück, er schiebt sie dem Unverständnisse, dem Uebelwollen bestimmter Klassen oder Rassen in die Schuhe und wird inzwischen ein Opfer der Wirkungen, die auf eine falsche Begriffsbildung zurückzuführen sind. Eine Definition nur ist es, die zu eng oder zu weit gefasst war, ein Merkmal nur ist es, das an und für sich richtig, ausserhalb seiner Geltungssphäre Anwendung gefunden hat. Eine Anschauung ist es nur, welche eine Folgeerscheinung nicht auf die richtige Ursache zurückführt; ein Versehen nur, das die Erreichung eines guten Zweckes durch ein schädliches Mittel anstrebt. Und doch ringelt sich aus dem so winzigen Ei des an sich so unbedeutenden Fehlschlusses ein Ungethüm, ein wahrer Basilisk, das sich auf seinen vielfachen Gliedern unaufhaltsam vorwärts bewegt und Arglose durch seine unersättliche Gefrässigkeit bedroht. Bestand und Freiheit der Staaten, Kunstsinn und Glück der Völker, Cultur und Bildung der ganzen Menschheit hängen von den Einsichten in die Gesetze des gesellschaftlichen Daseins ab. Mit ganzer Kraft muss sich darum die Forschung auf das Räthsel werfen, welches das Wirthschaftsleben bietet. Seine Hieroglyphen gleichen den ägyptischen; wäre auch nur eine entziffert, so würde diese Erkenntnis alsbald zum Schlüssel einer anderen. Freilich muss jede menschliche Bestrebung unvollkommen bleiben; der Irrthum kann vermindert, er kann nie völlig verdrängt werden. Kein Einzelner wird je die Altäre im Tempel der Wahrheit erstürmen; aber jeder Tüchtige wird in sich die Pflicht fühlen, den Spaten zu rühren, um durch Deiche und Dämme die Fluthen des Irrthums abzuwehren.

Die ökonomistischen Irrthümer schaden dadurch, dass sie in der Gesellschaft Vorurtheile erzeugen; diese bilden alsbald ein Hindernis für das Gedeihen des socialen Gebildes; dies geschieht dadurch, dass die socialen Vorurtheile die Staatsmänner zu Massregeln veranlassen, welche nicht nur nichts nützen, sondern sogar schaden und überdies auch noch kostspielig sind; sie sind unter Umständen geeignet, nationale Feindschaften hervorzurufen und commercielle Conflicte zu erregen. Es ist daher nirgends eine so scharfe Fassung der Begriffe, eine so genaue Unterscheidung der Vorstellungen, eine so gewissenhafte Vertiefung der Lehren nothwendig wie auf dem Gebiete der Oekonomik. Gerade hier soll der menschliche Geist im Interesse der Menschheit selbst unermüdlich sein, immer wieder soll er das Gebiet der Wirthschaftskunde durchstreifen, um eine Razzia gegen alles Verfehlte zu unternehmen, um nach Widersprüchen, nach Fehlern, nach

Fälschlichem zu fahnden; ist ein Irrthum geboren und wäre er noch so klein, die Umstände können ihm im gegebenen Augenblicke eine bedrohliche Macht verleihen; ist ein Irrthum dagegen erdrosselt, so vermählen sich zwei Wahrheiten und erzeugen vielleicht eine grosse Reihe wichtiger Einsichten. Goethe mahnt: „Beruhigung bei einer falschen Theorie ist von grosser, nicht zu entwickelnder Schädlichkeit". Auch der Oekonomist muss die Worte des Altmeisters beherzigen.

Und welcher Erfolg winkt ihm? Es ist uns nicht möglich, einen vollständig luftleeren Raum zu erzeugen, wir können keinen vollständig genauen Massstab bauen, es ist unmöglich eine vollständig richtige Theorie zu begründen. Wer denkt, irrt schon; nur diejenigen sind so glücklich nicht zu irren, welche so vorsichtig sind, nicht zu denken. Wenn man denkt, muss man oft irren, aber man kann sich der Wahrheit nähern. Wenn man nicht denkt, irrt man freilich nicht, man nähert sich aber auch nicht der Wahrheit. Wer den Irrthum nicht wagt, wird die Wahrheit nie gewinnen. Es ist darum besser eine halbe Wahrheit auszusprechen als eine ganze zu verschweigen; es ist besser, einen Irrthum in die Welt der Forschung zu werfen, als zu warten, bis man zur fragwürdigen Ueberzeugung gelangt, dass das, was man kündet, der Wahrheit vollkommen entspreche. Solche Zuversicht trügt. Man weiss die Wahrheit nicht. Wüsste man sie sogar und spräche man sie aus, wozu, nebenbei gesagt, unsere linguistischen Mittel nicht geeignet sind, so würde sie doch nirgends auf Verständnis stossen: Alle, denen sie zu Ohren käme, würden darauf schwören, dass sie vollendete Thorheit wäre.

Fassen wir unsere, dem Irrthum auf dem Gebiete des ökonomistischen Denkens gewidmeten Darlegungen zusammen. Die geistigen Fähigkeiten der Menschheit bilden in ihrer Gesammtheit nicht eine absolute, sich von Anbeginn gleichbleibende Kraft; sie entwickeln sich; wir sehen dies am Individuum, wir sehen dies an der Menschheit. Diese Thatsache wird durch den Umstand, dass grosse Geister der Vergangenheit grossen Geistern der Gegenwart die Wage zu halten vermögen, nicht widerlegt. Eine jede Geistesgrösse ermisst sich durch das, was sie umgiebt; der bedeutendste Kopf einer Epoche ist dem bedeutendsten Kopfe einer andern Epoche insofern gleichartig, als beiden eben der Vorrang vor ihren Zeitgenossen gebührt; das gegenseitige Verhältnis aber ist nicht zu ergründen. Es ist nichts als eine Spielerei, wenn man sich fragt, wem höhere Gaben zu eigen gewesen wären, einem Aristoteles oder einem Kant, einem Euklid oder einem Newton, einem Sophokles oder einem Goethe. Wir haben es hier mit Ausdrücken zu thun, die nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu

bringen sind; man könnte sie nur vergleichen, sofern man sie aus ihrer Zeit löst, und wenn man dies thut, so versteht man sie nicht mehr, und wenn man sie nicht mehr versteht, so vermag man sie eben auch nicht mehr zu vergleichen. Ueberdies ist die geschichtliche Zeit eine viel zu kurze. Der Weg, welchen die Menschheit zurückgelegt hat, wird uns erst klar, wenn wir zu den Anfängen zurückkehren, wenn wir uns in die Primitivität vorgeschichtlicher Zustände versenken. Wenn aber der menschliche Geist sich entwickelt, dann ist er nicht vollkommen, wenn er nicht vollkommen ist, vermag er das Vollkommene nicht zu Tage zu fördern; wenn er es nicht zu Tage fördern kann, weiss er auch nicht die Wahrheit, als Vollkommenheit der Einsicht, zu künden, und wenn er dies nicht im Stande ist, so muss er irren. Das Irren ist also nothwendig. Wir haben andererseits dargelegt, dass das Irren schädlich sei; wir haben somit dargelegt, dass es ein nothwendiges Uebel sei. So sehr es aber an sich unvermeidlich sein mag, sein Mass ist zu vermindern. Diese Bemühung ist unvermeidlich; es muss ein Kampf gegen den Irrthum geführt werden, er muss nachdrücklich und stetig geführt werden; wenn der Feind auch nicht zu besiegen, sondern nur zurückzudrängen ist. Wie ist die Taktik dieses Kampfes? Der Forscher sei nicht ohne Zusammenhang mit der Entwicklung der Wissenschaft; er lasse sich von Anderen die Wege weisen; aber er suche seine Selbstständigkeit zu bekunden, er wandle nicht jeden Pfad, auf den er hingelenkt wird, er handle so, wie wenn er allein mit seinem Gegenstande auf der Welt wäre. Giebt es weiter keinen Rath? Ein allgemeiner Grundsatz, welcher uns angäbe, wie wir zu verfahren hätten, um unter verschiedenen Wegen gerade den zum Ziele führenden zu wählen, ist nicht ausfindig zu machen; ihn zu fordern ist ein unlogisches Begehren, ein Postulat, das in sich widerspruchsvoll ist, denn es lässt sich nicht für alle Fälle ausmachen, was in jedem besonderen Falle gethan werden sollte. Wie man sich den Irrthum ersparen könnte, lehren zu wollen, ist selbst ein Irrthum. So bleibt denn nichts übrig, als mit dem Streben, den Irrthum, zu vermeiden, den Irrthum zu wagen; gerade dadurch, dass das Verfehlte nicht zum Ziele führt, wird der Weg zur Wahrheit klar. Auch hinsichtlich der Wahrheit findet jener Ausschaltungsprocess statt, auf welchen wir gelegentlich unserer den ökonomistischen Begriff betreffenden Darlegungen hingewiesen haben, jener Ausschaltungsprocess, der an das bereits mehrfach erwähnte Galton'sche Verfahren erinnert. Wendet man nämlich alle Methoden an, damit man auf diesem experimentellen Wege auf diejenige gelange, welche die richtige ist, so schlägt man ein Verfahren ein, welches auch der Natur eigen ist

und darum auch das natürlichste genannt werden kann. Im Kampfe ums Dasein behauptet sich der lebensfähige Keim; er pflanzt sich weiter fort; im Gewühle, im Getümmel des Falschen verbirgt sich das Richtige; durch den Kampf ums Dasein, welchen die Vorstellungen untereinander führen, kraft der Kriterien führen, wird Spreu vom Weizen gesondert. Das ist demnach der grosse Werth der Wahrheit, dass sie nur mittels vielen und schmerzlichen Irrens zu erkaufen ist, das der grosse Werth des Irrthums, dass er, wenn er auch nicht selbst Wahrheit ist, doch zur Wahrheit führt, dass sich im Laufe der Entwicklung die Wahrheit aus ihm herausgestaltet und herauslöst. Der menschliche Geist verhält sich in seinem Streben nach Wahrheit ähnlich wie der Schütze in seinem Verlangen, den Mittelpunkt der Scheibe zu treffen: er wird zunächst bald über das Ziel, bald darunter, bald nach rechts, bald nach links vom Zielpunkte abweichen; je mehr er sich aber übt, desto mehr wird er sich einschiessen, desto mehr werden sich die Verschiedenheiten der Schüsse, welche er abgiebt, mindern, bis er dahin gelangt, dem Mittelpunkte möglichst nahe zu kommen: wer nicht schiesst, wird nicht fehlen, wer nie fehlen will, wird auch nicht treffen können.

Auf dem Wege vom Irrthum zur Wahrheit wird dem Forscher gemeiniglich eine Art der Einsicht begegnen, welche zwischen beiden steht, jene Wahrheit nämlich, welche der Deutsche Binsenwahrheit, der Engländer truism, der Franzose vérité de La Palisse nennt. Es ist dies eine richtige, aber selbstverständliche Bemerkung, welche die graue Vergangenheit schon als allzu billig belächelt haben mag. Solche halbe Wahrheiten sind es, welche gar oft taxfrei mit dem Titel und Charakter eines ökonomischen Gesetzes begabt werden; in diesem Gepränge, in diesem anspruchsvollen Staate stolziren sie durch die Hallen der Wissenschaft. Die unbewusste Genialität des Volksgeistes hat eine erfreuliche Fülle von ökonomistischen Beobachtungen im Sprüchworte aufgespeichert. Es wäre belehrsam und fesselnd zugleich, die ökonomistische Popularweisheit zu codificiren, um zu untersuchen, wie viel von ihr in die Theorie übergegangen ist. Wer es sich angelegen sein liesse, die wirthschaftliche Weisheit der Völker, insbesondere der Engländer, zusammenfassend darzustellen, der würde absichtslos den Beweis führen, dass das kindliche Gemüth dem Verstande der Verständigen überlegen ist, dass sich aus unvordenklichen Zeiten kurze und wahre Worte erhalten haben, die ahnungsvoll die Ergebnisse umständlicher wissenschaftlicher Erwägungen vorwegnehmen. Und unbewusst schöpft der Forscher aus dieser Quelle, unbewusst wird ihre schlichte Einfalt in die Theorie mit aufgenommen. Sie unverarbeitet

und unvergeistigt mit dem Stempel vorgeblicher Wissenschaftlichkeit zu versehen, das erzhaltige Gestein, aus welchem das werthvolle Metall erst hervorgeschweisst werden müsste, gleich für eitel Gold auszugeben, das ist ein Missgriff, der von Fachleuten gern begangen wird. Die Schätze, welche in der Volksweisheit aufgestapelt liegen, sind gemeiniglich kostbarer als viele der Lehren, welche von zünftigen Gelehrten salbungsvoll vorgetragen werden. Wir hören da von Gesetzen, welche geradezu als Binsenwahrheiten anmuthen. Es gilt als Gesetz, dass ein Gut einen Werth hat, der nach Massgabe der Nachfrage steigt und fällt; es gilt als Gesetz, dass die Kosten den Preis einer Waare bestimmen; es gilt als Gesetz, dass ein Producent beim anderen kaufe; als Gesetz, dass die Güter entweder im Uebermasse vorhanden sind, und dann braucht man sie nicht zu erzeugen; oder sie sind nicht im Uebermasse vorhanden, dann muss man sie produciren, wenn man ihrer bedarf; es gilt als ein Gesetz, dass die Arbeitstheilung sehr vernünftig ist und dass man mit vereinten Kräften weiter komme als ohne dieselben; als Gesetz, dass Reichthum an Capital die Industrie fördert; als Gesetz, dass die Industrie den Reichthum an Capital fördert. Insbesondere diese beiden Gesetze eröffnen in ihrem Zusammenhalte den Einblick in zwei gar tiefsinnige Gesetze: erstens, dass das Wachsen der Industrie immer mit einem Gedeihen derselben verbunden ist und umgekehrt; zweitens, dass dort, wo Industrie vorhanden ist, leichter eine Vermehrung derselben eintreten kann als dort, wo keine vorhanden ist. Es gilt als ein Gesetz, dass ein Mensch, der darbt, sich nicht um die Güter bekümmert, nach denen er nicht verlangt und die ihm überdies nicht zugänglich wären, woraus folgt, dass eine Hungersnoth auf die Industrie lähmend wirkt. Es gilt als ein Gesetz, dass es vortheilhaft ist, wenn man sich nicht selber plagen muss, sondern seine Arbeit der Natur zu überlassen vermag. Es gilt somit als Gesetz, dass die Maschine eine sehr nützliche Erfindung ist; gilt als Gesetz, dass die Industrie durch Maschinen fruchtbarer wird, dass sie Vortheil schöpfe aus der Sicherheit des Besitzes, aus der Freiheit der Arbeit, aus der Concurrenz. Es gilt als Gesetz, dass viele Kinder eine Familie in schwierige Verhältnisse bringen; als Gesetz, dass dem Beraubten die Lust am Wiedererwerbe seines Gutes durch Wiederholung der Beraubung vermindert wird; es gilt als Gesetz, dass derjenige, dem die Habe gesichert ist, mehr Eifer, seinen Güterbestand zu vermehren, bekunde, als derjenige, der weiss, dass das, was er heute erwirbt, ihm morgen weggenommen wird; es gilt somit das Gesetz, dass die Gewissheit, das Erworbene auch besitzen zu können, vortheilhaft, Unsicherheit dagegen ein unvortheilhafter Zustand ist, der in keiner Weise

zur Hebung der Industrie, zur Vermehrung des Capitals, zur Steigerung der Cultur beiträgt. Wie abgeschmackt es ist, in allen diesen Fällen, wie Joseph Garnier es beispielsweise in seinem „Traité d'Economie politique“ thut, von einem „Gesetze“ zu sprechen, das werden wir dort darlegen, wo wir diesen höchst wichtigen Begriff erörtern. Hier wollen wir bloss beleuchten, dass Gesetze nicht selbstverständlich seien müssen, dass Selbstverständlichkeiten nicht Gesetze genannt werden können. Nennt man jede Wahrheit, jede Thatsache schon Gesetz, so verwischt man den Charakter jener grossen Wahrheiten, jener ewigen Thatsachenverbindungen, welche allein Gesetze genannt werden dürfen.

Ein ähnlicher Unfug wird mit dem Bezeichnungswesen in der Oekonomik getrieben. Es wird als eine wichtige Wahrheit hervorgehoben, dass dies und jenes Arbeit, Capital und Einkommen genannt werde, man bedenkt aber nicht, dass das Benamsen der Erscheinungen als Menschenwerk kein festes Verhältnis der Ursache zur Wirkung klarlege und daher für die Wissenschaft von untergeordneter Bedeutung sei, so lange es mit einem Etiquettiren von Räthseln, von Problemen, von Fragen gleichbedeutend ist. Ja, auch hier ist der Name Schall und Rauch; er dient nur zur Verständigung zwischen den Verstehenden, nicht zum Verstehen selbst. Wenn man die Fülle der Banalitäten, welche in den Lehrbüchern der Oekonomik aufgespeichert sind, an sich vorübergehen lässt, wenn man insbesondere die Simplicitäten liest, welche unter dem hochtrabenden Titel von „Gesetzen“ vorgetragen werden, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass die Wissenschaft sich noch nicht sehr hoch über die ersten Rudimente erhoben hat. „Ich habe nicht gewusst, dass ich bisher immer Prosa gesprochen habe“, ruft eine der köstlichen Gestalten Molières. „Ich habe nicht gewusst, dass ich ein Oekonomist sei“: könnte eine ähnliche Figur heute ausrufen, würden ihr manche der eben erwähnten Wahrheiten vorgeführt werden. Wohl halten massgebende Forscher ihre schützende Hand über dem vermeintlichen Schatz des Selbstverständlichen, der in das ökonomische Lehrgebäude mit verbaut ist. Allein es kann nicht der Zweck der Wissenschaft sein, das zu sagen, was man auch ohne sie weiss.

Man wäre veranlasst zu glauben, dass der Banalität nicht ein besonderer Werth für die Forschung beigemessen werden dürfe. Es wäre aber Irrthum, wollte man ihre Bedeutung für die Entwicklung der Wissenschaft völlig verkennen. Sie hält sich an das in die Augen Springende; sie sucht somit das Wesentliche in seinem hervorstehendsten Merkmale zu fassen. Ihre Einfalt vermag daher Widersprechendes zu leisten, Tiefe mit Oberflächlichkeit zu vereinigen. Die

Oberflächlichkeit liegt darin, dass die Banalität die Wahrheit nie ausspricht, die Tiefe darin, dass sie immer auf dieselbe hinweist. Sie giebt den Punkt an, wo der Forscher graben, wo er in die Tiefe gehen soll; sie ist eher die glückliche Aufstellung der Frage als die Beantwortung derselben. Sie gleicht dem Hunde im Märchen, der wohl zu bellen wusste, wo ein Schatz lag, aber denselben nicht zu heben vermochte. Wo Banalität ihre protzige und geckenhafte Afterweisheit glitzern lässt, dort mag der gedankenvollere Geist seine Stollen in die Tiefe des starren Gesteines senken. Wer das, was dem flachen Gemüthe flüchtige Eindrücke hervorruft, mit wühlendem Ernste behandelt, der befindet sich auf dem rechten Wege.

Das seltsame Conglomerat von Erfahrungen, Thatsachen, Erwägungen, Meinungen, Wünschen und Rathschlägen, das gegenwärtig Nationalökonomie, politische Oekonomie oder Oekonomik genannt wird, ist noch sehr weit entfernt, im wahrsten Sinne des Wortes Wissenschaft zu sein. Ihre complicirte Unfertigkeit, die Schwierigkeit ihrer scheinbar einfachen Probleme, die abgrundtiefe Dunkelheit ihrer scheinbar deutlichen Erklärungen, sie haben, verbunden mit ihrer grossen Wichtigkeit, allenthalben eine Achtung vor ihren Lehren hervorgerufen, welche keineswegs berechtigt ist. Sie ist mehr mit Irrthümern geschwängert als irgend eine andere Wissenschaft. Sie ist im Entstehen, im Keimen begriffen.

Wie traurig es mit der Nationalökonomie gegenwärtig bestellt ist, mag Allen, welche die Oekonomik bereits als eine Wissenschaft betrachten, eine bezeichnende Thatsache bekunden. Joseph Garnier, einer der besten zeitgenössischen Oekonomisten, legt auf Seite 161 seines „Traité d'Economie Politique“ dar, dass die Steuern die Producte vertheuern. Die Vertheuerung der Producte, so schliesst er weiter, vermindert den Consum, vermindert die Verzehrung der Producte. Und insofern die Summe der Bedürfnisbefriedigungen, welche sich der Lohnarbeiter um einen bestimmten Geldbetrag verschaffen kann, sich vermindert, ist mit jeder Steigerung von Steuern auch eine thatsächliche Verminderung des Lohnes verbunden. Er entwickelt also, dass eine Vermehrung der Steuern mit einer Vermehrung der Entbehrung verbunden sei. Dieses Raisonnement bewegt sich offenbar im Kreise. Denn wenn, nach Garnier, aus der höheren Besteuerung eine Verminderung des Lohnes hervorgeht und aus der Verminderung des Lohnes naturgemäss eine Verminderung der Kaufkraft und aus der Verminderung der Kaufkraft eine Verminderung der Nachfrage, so müssen die Preise der auf die Nachfrage der arbeitenden Kreise angewiesenen Producte der üblichen ökonomistischen Logik gemäss sinken; damit wäre nach-

gewiesen, dass der thatsächliche Lohn sich vermehre, und damit wieder unzweifelhaft dargethan, dass jede Verminderung des Arbeitslohnes eine Vermehrung desselben involvire. Allein rühren wir nicht an die Gedankenkreise des angezogenen Autors. Er wartet nicht darauf, widerlegt zu werden, er weiss dies selbst in der besten Weise zu bewerkstelligen. Auf derselben Seite, auf welcher er die oben angeführte Meditation anstellt, setzt er auseinander, die Staatsschuld vermehre durch die jährlichen Interessen, welche für dieselbe zu zahlen sind, die Steuer und damit auch den Preis der Dinge. Er schliesst daraus, dass die Staatsschulden vortheilhaft sind, weil sie einen Preissturz aufhalten, dass demgemäss die Vermehrung der Staatsschuld für das Volk eine Verminderung der Entbehrungen mit sich bringe. Die zweizweckige Kunst vieler Oekonomisten fast gleichzeitig Dinge zu behaupten, die nach oben und nach unten hin gefällig sind, tritt auf dieser einen Seite in wahrhaft classischer Weise zutage. Solange eine bedeutende Autorität wie Garnier sich entblöden kann, seinen Jüngern Solches aufzutischen, haben wir keine Wissenschaft: ihr Gebäude muss vielmehr erst errichtet werden.

Sechstes Capitel.

Das ökonomische Urtheil.

Wir haben gesehen, dass die ökonomische Erscheinung ein Glied in der Kette der Causalität ist, dass sie somit unter bestimmten Bedingungen entsteht und wirksam wird; wir haben mit anderen Worten gesehen, dass die wirthschaftliche Erscheinung eine Thatsache ist. Wir haben uns ferner überzeugt, dass der ökonomische Begriff ein Glied in der Kette der Causalität ist; dass er unter bestimmten Bedingungen entsteht und wirksam wird; wir haben uns somit überzeugt, dass der wirthschaftliche Begriff eine Thatsache ist wie die wirthschaftliche Erscheinung. Wir haben uns demgemäss weder dadurch, dass wir die wirthschaftliche Erscheinung, noch dadurch, dass wir den wirthschaftlichen Begriff der Betrachtung unterzogen, von der Beobachtung positiver Thatsachen entfernt; Diesen festen Boden der Forschung haben wir nicht unter den Füssen verloren. Indem wir die Anschauung vertreten, dass der Forscher durch die Thatsache der Erscheinung zur Thatsache des Begriffes durchzudringen habe, somit die erste lediglich als Mittel, das zur zweiten hinführen kann, schätze, glauben wir den wissenschaftlichen Geist nur auf die natürlichste Bethätigung gewiesen zu haben: er soll nicht dem Wurme gleich im Staube kriechen, nicht dem Vogel gleich sich auf schwankem Flügel in die Lüfte erheben; menschlich ist es allein, wenn er mit starkem Tritte auf der festgegründeten Erfahrung fusst, aber das denkende Haupt in freie Höhe erhebt.

Ein extremer Empirist würde uns freilich entgegnen, wir wären die Beute eines bedauerlichen Irrthumes; jedes Kind wisse es ja, dass ein Begriff keine Thatsache sei! Und wir geben dem Empiristen Recht. Ja, mit Fug behauptet er, dass jedes Kind solcher An-

schauung huldige; aber ist sie auch richtig? Das ist eine andere Frage! Der extreme Empirismus anerkennt die Thatsache, aber nur die äussere Thatsache, nicht die Thatsache des Bewusstseins; der extreme Empirismus nimmt das historisch Gegebene von der Aussenwelt mit Andacht entgegen, aber das psychologische Factum ist ihm nicht willkommen. Würde er sich auch nur ein wenig mit dem Zusammenhängen zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos vertraut machen, so dränge er alsbald zur Erkenntnis vor, dass wir es überhaupt lediglich mit psychologischen Thatsachen zu thun haben, mit Vorstellungen, welche sich unter den Umständen, die wir im vorigen Capitel näher erörtert haben, durch Anhäufung von wiederholten Eindrücken zu Begriffen sublimiren. Was sich vor den Sinnen des Subjectes abspielt, das ist nicht, wie der extreme Empirist wähnt, bloss objectiver Vorgang, sondern auch ein Wandel in den Zuständen des Wahrnehmenden; darum ist die Thatsache ein Verhältnis zwischen Subject und Object; darum liegt allem Begrifflichen Thatsächliches zu Grunde, darum hat alles Thatsächliche auch Begriffliches an sich; und wäre dem nicht so, es könnte den Begriff nicht durch Wiederholung des wesentlichen Merkmales, das dem Thatsächlichen anhaftet, in Erscheinung treten lassen. Während der Empirismus das Denken zu einem blossen Abklatsch des Seins zu verflachen sucht, ahnt er gar nicht, dass das Sein, über das wir verfügen, ein Sein für uns, nicht aber lediglich ein Sein für sich sei. Der Empirismus bedenkt auch nicht, dass er daher im Grunde keineswegs in einem anderen Stoffe arbeitet als der Rationalismus; verfügen sie doch beide nur über Zustände des Bewusstseins, über Vorstellungen. Die Verschiedenheit zwichen beiden liegt demnach nur darin, dass der Empirist glaubt, der Wahrheit näher zu kommen, wenn er den Begriff ausschliesst und sich an die unmittelbare Wahrnehmung, an eine möglichst einfache Vorstellung hält. Durch diesen Entschluss gewinnt er aber nichts, er verliert nur. Denn wenn er nur äussere Eindrücke festhalten will, wenn er sich von der Wahrnehmung nicht entfernen mag, wenn er immer am Greifbaren haftet, macht er sich unfähig grössere Thatsachenreihen zu beherrschen; macht er sich unfähig grössere Thatsachenreihen zu beherrschen, so ist ihm auch die Induction versagt; ist ihm auch die Induction versagt, so ist er auch ausser Stande zu einem Gesetze der Erscheinungen vorzudringen; weiss er zu einem Gesetze der Erscheinungen nicht vorzudringen, so ist es auch um jene praktische Wirksamkeit, welche in einer vernünftigen Anwendung der Gesetze läge, geschehen. Zudem ist aber auch die einfache Vorstellung nicht um das geringste wahrer als der Begriff. Denn wenn

die einfache Vorstellung der Wirklichkeit entspricht, dann kommt dieselbe Eigenschaft auch dem Begriffe zu, welcher aus der einfachen Vorstellung richtig abgezogen ist; entspricht sie dagegen der Wirklichkeit nicht, so bietet ihre Sublimirung freilich nur falsche Begriffe: aber sie leitet ihre Irrigkeit doch nur von der irrigen Beobachtung selbst her. Mit den Thatsachen allein kommt man daher zu nichts. Mit der falschen Thatsache zumal ist womöglich noch weniger auszurichten. Mit dem falschen Begriffe gelangt man wenigstens zum Irrthum. Der ist schon besser als nichts; er ist Etwas.

Es ist schwierig die ökonomische Erscheinung in ihrer eigenthümlichen Wesenheit aufzufassen, schwieriger, dem ökonomischen Begriffe durch Klärung, Aufhellung und Läuterung die erforderliche wissenschaftliche Durchgeistigung zu verschaffen: es ist am schwierigsten, in ökonomischen Dingen ein richtiges Urtheil zu bewähren. Denn die Erscheinung wird durch Beobachtung festgestellt und zur Vorstellung umgebildet, der Begriff wird vom Verstand zugeschliffen und brauchbar gemacht. Ein Urtheil aber ist das Ergebnis jener Kraft, die als Urtheilskraft bekannt ist. Möge es sich bei einem Urtheile um Kleines oder Grosses, Wichtiges oder Bedeutungsloses handeln, es ist immer ein Funke, der aufblitzt, immer die Darbietung einer Intuition, immer eine Eingebung, welche an sich wunderbar, das Göttliche im Menschenthume, das Menschliche in der einfältigeren Seele der untermenschlichen Lebewesen darstellt.

Was ist ein Urtheil? Ein Urtheil nennen wir jede Verbindung geistiger Elemente zu einer Aussage. Diese Verbindung geistiger Elemente liegt in der Verbindung des Mittels mit dem Zwecke vor. In dieser Verbindung verbirgt sich also schon ein Urtheil. Es ist das primitive wirthschaftliche Urtheil. Sind nun verschiedene Verbindungen von Mitteln zu einem Zwecke möglich, so wird an die Urtheilskraft eine höhere Aufgabe herantreten, sie wird die Abschätzung der Mittel untereinander hinsichtlich ihres Werthes unternehmen; um dies durchzuführen, wird sie darauf bedacht sein, den Zweck danach abzuschätzen, wieviel Aufwand an Mitteln wohl seiner Erreichung würdig wäre. Es ist somit die Frage nach der Wirthschaftlichkeit, welche hier zunächst in Erwägung kommt.

I. Die Wirthschaft.

Wir haben in dem Capitel, das der wirthschaftlichen Erscheinung gewidmet war, ein menschliches Wesen beobachtet, welches einer überaus primitiven wirthschaftlichen Thätigkeit oblag. Es erhob einen Stein vom Boden, warf ihn an eine im Laube hängende Frucht, löste dieselbe solcherart von ihrem Stengel, dass sie niederfiel, und verzehrte sie. Die Mühe, welche darin liegt, dass der Mensch einen Stein aufhebt und ihn gegen ein Ziel schleudert, ist keine grosse; die Thätigkeit, die sich in ihr ausdrückt, ist eine überaus einfache. Mancher Knabe mag sie in der Gegenwart üben; der zweckmässige Aufwand mag im Kindeszeitalter der Menschheit eine unbestimmbar lange Frist hindurch auf derselben Stufe gestanden sein. Dennoch ist eine solche Handlung nicht die einfachste; sie drückt schon eine gewisse Complicirtheit aus. Diese Complicirtheit liegt darin, dass das Mittel, das zu seinem Zwecke bestimmt war, einen Zeittheil des ganzen Zweckvermittelungsprocesses hindurch selbst Zweck gewesen ist. In dem Augenblicke nämlich, in welchem jenes Wesen sich bückte und die Hand ausstreckte, um einen Stein aufzuheben, war der Besitz des Steines Zweck des Niederbückens und des Ausstreckens. In dem Augenblicke dagegen, in welchem sich die menschliche Gestalt aufrichtete, in welchem das Gesicht nach dem fernen Ziel gewendet war, in welchem die Hand nach rückwärts ausholte, um den Stein zweckmässig in Bewegung zu setzen, war dieser nicht mehr Zweck, er war Instrument, er war Mittel geworden. Dies zeigt uns, dass nicht nur das Niederbücken, Ausstrecken, Aufheben, Schleudern, Essen insgesammt eine wirthschaftliche Erscheinung bilde, sondern dass jede zweckmässige Bewegung, also, da jede Bewegung zweckmässig ist, jede Bewegung überhaupt eine wirthschaftliche Handlung ist. Das menschliche Wesen, das sich niederbückt, um einen Stein aufzuheben, sucht den Zweck, nämlich den Besitz des Steines durch einen Aufwand, nämlich das Bücken, zu erwirken. Wir haben demgemäss die wirthschaftliche Erscheinung in die Verbindung des Zweckes mit dem Mittel, also in die Zweckvermittelung gelegt. Wir haben zumal auch darauf hingewiesen, dass die Zweckvermittelung eine sehr complicirte werden kann. Der Kaufherr beispielsweise, welcher von seinem Comptoir aus die zahlreichen Factoreien eines ausgedehnten Geschäftes leitet, löst eine grosse Menge von zweckmässigen Handlungen aus, die sich nicht etwa nur wie die Glieder einer Kette, sondern wie die Theile eines kunstreichen Mechanismus verbinden; es ist möglich, dass die Ver-

anstaltungen, die ein kühner mercantiler Geist unternimmt, im Augenblicke selbst, da sie begonnen werden, wie Wahnwitz ausschauen und nach Jahren erst die erhofften Früchte tragen. Ob also die Thätigkeiten, mittels welcher der Mensch für seine Bedürfnisse sorgt, mittels welcher der Mensch seine Zwecke vermittelt, einfach oder complicirt seien, das ist nicht von Belang; ihrer Gesammtheit kommt dagegen eine hohe Bedeutung zu, denn von ihr hängt die Existenz des Wirthschafters ab. Und dieser Inbegriff zweckmässiger Thätigkeiten ist es, welcher gemeiniglich Wirthschaft genannt wird.

In der Wirthschaft wird gewirthschaftet; in der Wirthschaft hat sich Wirthschaftlichkeit zu bethätigen. Wir haben es daher mit drei Fragen zu thun: Was heisst Wirthschaften? Was heisst Wirthschaft? Was heisst Wirthschaftlichkeit? Die Oekonomik lehrt seit geraumer Zeit, wie die Wirthschaft beschaffen sein soll; sie lehrt auch, wie die Wirthschaft nicht beschaffen sein darf; sie lehrt seit geraumer Zeit, wie die Wirthschaften aufeinander wirken; sie rückt die Wirthschaftlichkeit als einen Grundsatz ihrer Doctrin in den Vordergrund. Sollte man unter solchen Umständen nicht meinen, die Oekonomisten wären über diesen Begriff vollständig im Klaren? Dem ist nicht so. Nicht allein unter einander sind sie über diese Fragen nicht derselben Ansicht; Mancher unter ihnen ist sogar mit sich selbst nicht einig, was unter jenen Ausdrücken zu verstehen wäre. Auch wir könnten nicht hoffen, über so schwierige Probleme Licht zu verbreiten, fügte es sich nicht glücklich, dass sie sich auf eines reduciren lassen.

Unter Wirthschaften können wir gewiss, ohne Einspruch zu befürchten, eine wirthschaftliche Thätigkeit verstehen, unter Wirthschaft die Gesammtheit und den Inbegriff der wirthschaftlichen Thätigkeiten, unter wirthschaftlicher Thätigkeit eine Thätigkeit, an welcher sich das Merkmal der Wirthschaftlichkeit findet. Wir definiren also das Wirthschaften und die Wirthschaft durch die wirthschaftliche Thätigkeit, die wirthschaftliche Thätigkeit durch die Wirthschaftlichkeit, somit alle drei Begriffe durch den der Wirthschaftlichkeit. Die Wirthschaftlichkeit ist uns also jene unbekannte Grösse, welche wir zu kennen haben werden; ist uns dies gelungen, so muss ihre Erkenntnis uns zum Schlüssel für die übrigen Fragen, welche wir hier aufgeworfen haben, werden.

Was also ist die Wirthschaftlichkeit? Die Antworten, welche auf diese Frage gegeben werden, sind bunt. Schönberg sagt in seinem Handbuch: Die wirthschaftliche Thätigkeit sei eine besonders vernünftige Art der Thätigkeit. Die Wirthschaftlichkeit wird hier durch die Vernünftigkeit definirt. Das ist keine Lösung unserer Frage, keine

Beantwortung, sondern nur eine Hinausrückung derselben. Denn wir müssen fragen: Was heisst hier Vernünftigkeit? Das fühlt Schönberg selbst. Und darum giebt er auf diese letztere Frage eine ausführliche Antwort. Schönberg meint, da die Menschen als vernünftige Wesen auch vernünftig handeln, so ergäben sich ihnen für ihre wirthschaftliche Thätigkeit auch bestimmte Aufgaben und Ziele, insbesondere die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass in ihren wirthschaftlichen Verhältnissen keine Verschlechterung eintrete, vielmehr möglichst eine stetige Verbesserung erfolge. Demgemäss sollten sie bei ihrer erwerbenden und consumirenden Thätigkeit ihre Zwecke mit den möglichst geringen Opfern an ihrem Vermögen und ihrer Arbeitskraft zu erreichen suchen und bemüht sein, das Opfer, das sie jeweilig bringen, möglichst gering, keineswegs aber grösser zu bemessen, als der Werth dessen ist, was ihnen dafür zutheil wird. Thätigkeit dieser Art wird als eine wirthschaftliche der unwirthschaftlichen entgegengesetzt und das Postulat jener Thätigkeit als das der Wirthschaftlichkeit bezeichnet: dieses Postulat sei eine der fundamentalen Forderungen an die volkswirthschaftliche Production und Consumtion zur Herstellung guter Zustände und zur Sicherung des Fortschrittes. Schliesslich meint der genannte Autor, man könne die wirthschaftliche Thätigkeit, so weit sie Erwerbsthätigkeit ist, als die auf Erlangung von Einnahmen, als die auf Gewinnung von Vermögen gerichtete Thätigkeit betrachten.

Es will uns scheinen, als dürften gerade consequente Anhänger der extrem-empirischen Richtung an dieser Darlegung manches auszusetzen finden. Es wäre zunächst hervorzuheben, dass sie im Grunde gar rationalistisch anmuthe und sogar einen ganz ausgesprochen egoistischen Beigeschmack habe. Ja, fast will es uns bedünken, als luge zwischen den Zeilen, welche der Empirist geschrieben, der kalte und überlegene Blick des Wirthschaftsmenschen hervor, welcher von der historischen Schule so sehr gehasst wird. Denn wenn die wirthschaftliche Thätigkeit ihrem Wesen nach ausschliesslich vernünftig ist, so hat selbstverständlich Alles, was sich von der Vernünftigkeit entfernt, in ihr keinen Platz, so ist auch alles Unvernünftige unwirthschaftlich. Es handelt sich also in der Oekonomik darum, nur das Vernünftige zu thun. Was das ist, deutet Schönberg in einer keineswegs historisch-realistischen Weise an: das Vernünftige sei es, möglichst grossen Vortheil mit möglichst geringen Opfern zu erreichen. Halten wir die Thatsache fest, dass hier ein Positiv durch Superlative definirt wird: das Vernünftige ist nur dann wirklich vernünftig, wenn es das Vernünftigste ist. Der Mensch, welcher keine andere Sorge hat, als den grössten Erfolg mittels des geringsten Aufwandes zu erzielen, der Mensch zumal,

welcher es in seiner wirthschaftlichen Thätigkeit ausschliesslich auf die Gewinnung von Vermögen abgesehen hat, er ist nichts Anderes als der ausschliesslich nach Reichthum strebende Wirthschaftsmensch, welchen die rationalistische Schule ausgeheckt hat, welchen die empiristische Schule befehdet und verhöhnt. Und als wäre daran noch nicht genug, sagt Schönberg weiters, „es sind daher auch diejenigen Thätigkeiten der Menschen, welche, wie die der Beamten, Gelehrten, Geistlichen, Künstler, Aerzte, überhaupt die sogenannten liberalen Berufsarten, die zunächst anderen Zwecken dienen, wirthschaftliche, wenn und soweit sie dem Thätigen materielle Mittel für die Befriedigung seiner Bedürfnisse verschaffen.“ Hier tritt ein neues Definiens auf. Es handelt sich nicht mehr darum, dass die Thätigkeit eine vernünftige sei, dass der möglichst bedeutende Vortheil durch möglichst geringe Opfer erlangt werde, es handelt sich hier wieder darum, dass durch eine bestimmte Thätigkeit Productivität bekundet werde, wobei unter Productivität die Hervorbringung materieller Güter allein verstanden wird. Der klassischen Schule wurde vorgeworfen, dass sie mittels des lediglich nach Reichthum strebenden Wirthschaftsmenschen hantire, dass sie demnach nur einen seiner rohen Selbstsucht fröhnenden Wirthschafter im Auge habe, dass sie daher nicht nur von der Wahrheit sich entferne, sondern überdies auch egoistisch, also unmoralisch, dass sie materialistisch sei. Den Wirthschaftsmenschen und den Materialismus, wir finden sie beide in den Ausführungen Schönbergs wieder. Rationalismus, Egoismus und Materialismus bei den Chorführern derjenigen, welche Rationalismus, Egoismus und Materialismus bekämpfen, dies lässt darauf schliessen, dass die extrem-empiristische Richtung nicht über die Macht verfügt, ihren Grundsätzen zur Geltung zu verhelfen, dies lässt darauf schliessen, dass die vom Empirismus aufgeworfenen Probleme mit den Mitteln, über die der extreme Empirismus verfügt, nicht gelöst werden können. Lange hat er der klassischen Schule im Tone tiefster Entrüstung vorgeworfen, dass sie uns Steine statt des Brotes gebe, er, so verhiess er dann, er wollte es umgekehrt machen. Und wie erfüllt er sein Versprechen? Gewiss, er macht es umgekehrt: er giebt statt des Brotes Steine. Ja, er geht sogar so weit, dieselben Steine, welche die klassische Schule statt des Brotes hingegeben, als köstliches Brot, als nährende Speise anzupreisen.

Es ist dies um so befremdlicher, als Schönberg ein Problem aufwirft, welches ihn leicht auf die Spur des Richtigen hätte leiten können. Wann hat man angefangen zu wirthschaften? Die Antwort, welche Schönberg hierauf giebt, sucht der Frage mit grosser Behutsamkeit aus dem Wege zu gehen. Die geistigen Eigenschaften der Menschen

wären ursprünglich schwerlich viel höher gewesen als die der höchst entwickelten Thiere. Auf die Frage nach einem bestimmten Zeitpunkte antwortet Schönberg mit einer allgemeinen Sentenz, welcher sich eine Antwort auf die aufgeworfene Frage unmöglich entnehmen lässt, dem Wann steht kein Dann gegenüber. Und doch birgt sich in der Darlegung Schönbergs ein gesunder Sinn. Denn mit ihr ist entweder gesagt, dass die primitiven Menschen nicht gewirthschaftet hätten, oder gesagt, dass sie gewirthschaftet hätten. Wenn die primitiven Menschen nicht gewirthschaftet haben, so ist zu erörtern, wann sie angefangen haben zu wirthschaften; dies wäre nicht zu beantworten gewesen, bevor man gewusst hätte, was wirthschaften heisst, in welchem Merkmale es sich ausprägt; dann erst wäre es klar gewesen, wodurch sich die wirthschaftslose Urepoche der Menschheit von der wirthschaftlichen späteren Epoche unterscheidet. Schönberg scheint sich gedacht zu haben, es gehe wohl nicht an, zu glauben, dass die primitiven Menschen nach dem Princip der höchsten Wirthschaftlichkeit vorgegangen, also höchst vernünftig gewesen wären; folglich hätten sie nicht gewirthschaftet, folglich wären sie vorgegangen wie die Thiere. Damit wäre er vor das bedeutungsvolle Problem der Thierwirthschaft gerückt gewesen. Hätte er nun den Entwicklungsbegriff zu Hilfe genommen, hätte ihn der Satz „natura non facit saltus" geleitet, so wäre er leicht zu dem Ergebnis gelangt, das sich gerade infolge der Frage, wann die Wirthschaft angefangen habe, unabweislich aufdrängt, zu dem Ergebnis nämlich, dass der Mensch nie angefangen habe zu wirthschaften; dass er vielmehr in dem Augenblicke, in welchem er in der Schöpfung erschien, bereits wirthschaftete, weil die Wirthschaft ein von der gesammten Lebewelt auf ihn übertragenes Princip ist. Hierzu kommt noch Eines. Es ist richtig, dass die primitiven Menschen nicht nach dem Principe der Wirthschaftlichkeit vorgingen, dass sie mithin nicht höchst vernünftig waren. Aber kann man behaupten, dass die Menschheit heute auf dem Gipfelpunkte der intellectuellen Entwicklung stünde? Gewiss nicht. Und wenn man sagt, diejenigen, die nicht die höchste Wirthschaftlichkeit sich zur Maxime gemacht hätten und somit höchst vernünftig wären, wirthschafteten wie Thiere, so müsste man auch unabweislich zu der Consequenz gelangen, dass wir heute noch wie Thiere wirthschaften. Eine genauere Untersuchung der Thierwirthschaft an der Hand des Entwicklungsbegriffes würde darthun, in welchem Masse diese Consequenz den Thatsachen entspricht, in welchem Masse sie sich von den Thatsachen entfernt. Wir wirthschaften wie die Thiere, indem wir gleich ihnen Zwecke durch Mittel zu verwirklichen suchen, wir wirthschaften nicht wie sie, indem die menschliche Zweckvermittelung,

entsprechend der höheren Entwicklung, die der menschlichen Vernunft eigen ist, eine ungleich complicirtere und grossartigere ist. Freilich dürfen wir in der Schätzung der menschlichen Wirthschaft nicht so weit gehen, wie viele Oekonomisten dies thun, denen die höchsten Formen der Wirthschaft, also Ausnahmsfälle, vorschweben, und die diese Ausnahmen für die Regel ansehen.

Von ihnen wird als wesentliches Merkmal des Wirthschaftsbegriffes hervorgehoben, dass die wirthschaftliche Thätigkeit eine planmässige, eine planvolle sei, dass sie nach dem Princip der Wirthschaftlichkeit erfolge. Roscher sieht im Wirthschaften eine planmässige Thätigkeit des Menschen, um seinen Bedarf an Gütern zu befriedigen; Wagner findet, Wirthschaften sei der Inbegriff der auf fortgesetzte Bedürfnisbefriedigung gerichteten planvollen, nach dem ökonomischen Princip erfolgenden Thätigkeit, wogegen Schönberg einwendet, es gebe auch Wirthschafter, welche nicht nach diesem Princip handeln und doch wirthschaften. Wagner sieht mit Hermann das Wirthschaften in der quantitativen Ueberwachung der Herstellung und Verwendung der Güter in einem gesonderten Kreis von Bedürfnissen, in der quantitativen Bemessung der Arbeit bei der Herstellung der Güter und der Zurathehaltung des mit Arbeit hergestellten Bedarfs an brauchbaren Dingen bei der Bedürfnisbefriedigung, um mit dem gegebenen Quantum von Mitteln dem Bedürfnis möglichst vollständig zu genügen. Beide Forscher unterscheiden dabei die Technik der Beschaffung und die Herstellung der Güter in der rechten Qualität, am rechten Ort, zur rechten Zeit. Held meint: Wirthschaften heisst die planmässige Thätigkeit des Menschen, die darauf gerichtet ist, sich wirthschaftliche Güter zu verschaffen; Rau sieht im Wirthschaften den Inbegriff von Regungen, welche zur Versorgung einer Person oder einer Verbindung von Personen mit Sachgütern bestimmt sind, oder welche sich auf Erlangung und Benutzung von Vermögen für dieselbe beziehen. Der Forscher, welcher sich um Aufstellung des Begriffes der Wirthschaftlichkeit besonders verdient gemacht, ist Schäffle. Ihm ist die Oekonomik nichts Anderes als eine Theorie der Erscheinungen des ökonomischen Princips, also des Princips der Wirthschaftlichkeit im socialen Leben. Das Princip der Wirthschaftlichkeit aber ist ihm nichts Anderes als das Axiom, dass der Mensch das grösste Ergebnis mittels des geringsten Aufwandes zu erlangen sucht. Schäffle sieht daher in der Oekonomik eine Wissenschaft, welche darzulegen hätte, in welcher Art und Weise die Thatsache, dass der Mensch immer das grösste Ergebnis mittels des geringsten Aufwandes zu erlangen strebt, in Erscheinung trete. In Schäffles Spuren wandeln hinsichtlich des Wirthschaftlichkeits-

princips einerseits Wagner, andererseits Menger. Wagner ist der Anschauung, bei aller auf die Bedürfnisbefriedigung gerichteten Thätigkeit leite den Menschen thatsächlich nur das ökonomische Princip, das für ihn einzig und allein massgebend sein darf, einzig und allein massgebend sein soll. Das ökonomische Princip wäre aber nichts Anderes als das Princip der Wirthschaftlichkeit, also das Streben, nur solche Arbeit vorzunehmen, bei welcher nach seiner Schätzung die Annehmlichkeit der Befriedigung die Pein, die Anstrengung des Opfers überwiegt, sowie das fernere Streben nach einer möglichst hohen Summe, nach einem Maximum der Befriedigung für ein möglichst geringes Mass der Anstrengung, des Opfers. Menger lehrt, dass die theoretische Oekonomik als exacte Wissenschaft nur eine Theorie der wirthschaftlichen Seite des Volkslebens, des socialen Lebens sein kann. Auch Menger versteht unter wirthschaftlicher Thätigkeit nur die Beschaffung materieller Güter für die menschlichen Bedürfnisse. Sax meint, dem ungemessenen Expansionsbestreben der Menschheit stehe die endliche, beschränkte Aussenwelt gegenüber; aus diesem Verhältnis gehe die Nothwendigkeit hervor, dass mit dem mindesten Aufwand von Naturstoff und Menschenkräften das erreichbar höchste Mass von Lebensförderung erzielt werde, was von Schäffle als das ökonomische Princip, als das Princip der Wirthschaftlichkeit, als die wirthschaftliche Maxime bezeichnet wird; die menschliche Thätigkeit, soweit sie diesem Gesichtspunkt entspricht, heisse Oekonomie; die so bestimmten Ausflüsse des Strebens nach Erhaltung und Entfaltung des Daseins, das damit gegebene Verhalten des Menschen behufs Sicherung der äusseren Bedingungen seiner Existenz seien die ökonomischen Erscheinungen. Unter Wirthschaften verstehe man demgemäss die Thätigkeit des Menschen, welche auf Erlangung und wohl auch Verwendung materieller Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, also Güter, gerichtet ist. Er fügt hinzu: „Auch unsere Begriffsbestimmung scheint der Einwand zu treffen, dass das Kriterium der damit umschriebenen Bethätigung kein specifisches, sondern die auf unseren Prämissen beruhende Motivation menschlicher Thätigkeit, jedem vernunftgemässen Handeln eigen sei; jede vernunftgemässe Thätigkeit sei dahin gerichtet, mit einem Minimum von Anstrengung oder Opfern ein Maximum von Effect zu erzielen. So richtig es nun auch ist, dass mit dieser Qualification allein wirthschaftliches Handeln von anderem Thun nicht abgegrenzt, der Begriff der Wirthschaft sohin nicht gewonnen wird (es fehlt dann eben noch Zweck und Object der bestimmten Bethätigung), so wenig vermöchten wir die Beobachtung jenes Princips als à priori dem Vernünftigen inhärent anzuerkennen.“ Wir legen auf diese Erwägung des scharfgeistigen ökonomistischen

Denkers besonderen Werth und bitten, ihr um so mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als sie den Schlüssel zu unseren späteren Ausführungen über die Wirthschaftlichkeit bildet. Beachtenswerth ist auch Dietzels Anschauung über die wirthschaftliche Thätigkeit. Er meint, es komme bei dieser lediglich auf die Beschaffung von Sachgütern an; jede Handlung sei auf Bedürfnisbefriedigung gerichtet; gäbe es also ein besonderes ökonomisches Princip, so könne dasselbe nur in der Anwendung des jeder menschlichen Handlung immanenten allgemeinen Vernunftprincips auf ein vorher zu bestimmendes wirthschaftliches Bedürfnis bestehen. Block, welchen in erster Linie Menger, sodann auch Wagner beeinflussen, schreibt: „Sans en avoir conscience peut-être la plupart des économistes supposent que les hommes, dans leurs oeuvres économiques, sont toujours mus par la raison. Cette supposition se justifie aisément puisque le principe économique est: obtenir le plus grand résultat avec le moindre effort. Le moindre effort suppose en effet l'action de la raison, car pour l'attaindre, il faut réfléchir, calculer, peser, mesurer et tant que rien ne vient troubler ce travail de l'intelligence, la raison fonctionne, elle décide, gouverne, dirige l'action et il y a bien des cas où elle reste la maîtresse, depuis la conception jusqu'à l'achèvement de l'oeuvre qu'elle a entreprise." Soweit hinsichtlich der wirthschaftlichen Thätigkeit.

Unter der Wirthschaft versteht Menger die auf Deckung ihres Güterbedarfs gerichtete vorsorgliche Thätigkeit des Menschen. Die Volkswirthschaft sei die gesellschaftliche Form der Wirthschaft. Er will nichts davon wissen, dass jede auf Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse gerichtete Thätigkeit, jede Lebensbewegung, wie etwa die Besichtigung von Kunstwerken und ähnliche Handlungen, eine wirthschaftliche Thätigkeit genannt werden könne; er will auch nichts davon wissen, dass neben der Production und Vertheilung auch die Consumtion der Güter als Acte der Wirthschaft aufgefasst werden. Er sieht in der Wirthschaft nur die auf die mittelbare und unmittelbare Deckung ihres Güterbedarfes gerichtete vorsorgliche Thätigkeit des Menschen. Nach Sax ist die Wirthschaft eine Thätigkeit, welche auf die Erlangung (Verwendung) materieller Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gerichtet ist (Wesen und Aufgaben p. 9). Er ist (p. 8) dagegen, dass man nur von Volkswirthschaft und nicht von Wirthschaft überhaupt spreche, dass man unter Wirthschaft lediglich etwas vom Volk Ausgehendes betrachtet. Die Frage aber, ob die Consumtion auch zum Begriffe der Wirthschaft gehört, lässt er dahingestellt. Der Umstand, dass die Anschauungen über den Begriff der Wirthschaft, wie man sieht, noch sehr der Klärung

bedürftig sind, bewirkt, dass die Oekonomisten auch zu einer klaren Vorstellung dessen, was sie sich unter dem Worte Volkswirthschaft zu denken hätten, im Allgemeinen nicht durchzudringen vermochten. In dieser Hinsicht ist zuerst die Anschauung bedeutsam, dass der Begriff der Wirthschaft Verschiedenes bedeuten kann, eine Darlegung, welche von Schönberg (1. Auflage, 1. Bd. p. 9) mit Geschick durchgeführt worden ist. Geht man von der Auffassung aus, dass dieser Begriff verschiedene Substrate sein Eigen nennt, giebt man weiters zu, dass ein solcher Zustand zu dulden ist, so ist damit bereits der Anfang heilloser Verwirrung gegeben, welcher der Mangelhaftigkeit der Nomenclatur entspringt. Die Anschauung Schönbergs entspricht dem thatsächlichen Zustande der Wissenschaft; aber der thatsächliche Zustand der Wissenschaft ist nicht der massgebende, er ist nicht der richtige; wir stellen nicht in Abrede, dass Wirthschaft Verschiedenes bedeutet; dass aber diese Misswirthschaft auf terminologischem Gebiete thatsächlich vorhanden ist, das ist das Abzustellende. Solche die Wissenschaft läuternde Thätigkeit kann freilich nicht von einer Richtung erwartet werden, welche die Missachtung des Denkens auf ihre Fahne geschrieben hat. Wie weit dieselbe geht, zeigt gerade Schönberg. Dieser sonst verdienstliche Autor lehrt (3. Auflage, p. 15), von der Wirthschaft könne nur bei einem politisch selbstständigen Volke die Rede sein. Wir müssen es Schönberg überlassen, darzulegen, woher das politische Moment sein Recht herleite, plötzlich mitten in die Kreise des Wirthschaftlichen zu fahren. Es ist auch unrichtig, dass sich die Wirthschaft gerade nur bei einem Volke vorfindet: auch der Einsiedler wirthschaftet, auch zu jener Zeit, da es noch keine Völker gab, sondern nur wandernde Horden, beflissen sie sich der ihnen eigenthümlichen Wirthschaft. Dass wir bei der Darlegung der Volkswirthschaft auf die isolirte Wirthschaft zurückzugehen hätten, das hat Hermann, das hat nach ihm Menger überzeugend dargelegt. Giebt es aber auch eine isolirte Wirthschaft, so ist es gewiss, dass von der Wirthschaft nicht nur dann die Rede sein könne, wenn es sich um ein wirthschaftendes Volk handelt.

Wir haben den Begriff der Wirthschaftlichkeit in allen Farben schillern gesehen. Untersuchen wir diesen Begriff nun kritisch: verhalten wir ihn, sich zu legitimiren.

II. Die Wirthschaftlichkeit.

Bei der Frage nach dem Wesen der wirthschaftlichen Erscheinung sind wir zu dem Ergebnis gelangt, dass alle wirthschaftlichen Erscheinungen zweckmässig sind. Wir haben an geeigneter Stelle darauf hingewiesen, dass sich an diese Untersuchung eine andere schliessen müsse, welche das Problem erörtert, ob alle zweckmässigen Erscheinungen wirthschaftlich, ob mithin die beiden Begriffe der Wirthschaftlichkeit und der Zweckmässigkeit äquipollente seien. Es wurde erwähnt, eine solche Untersuchung sei nur dadurch möglich, dass man einerseits ergründet, was unter Zweckmässigkeit, andererseits ergründet, was unter Wirthschaftlichkeit vorzustellen wäre, dann aber die beiden Begriffe vergleiche und prüfe, ob irgend ein Merkmal vorhanden sei, welches den einen vom andern unterscheidet. Was die Zweckmässigkeit ist, das wissen wir bereits, so bliebe uns denn nur der Begriff Wirthschaftlichkeit übrig.

1. Wirthschaftlich und Oekonomisch.

Erwägungen, welche auf eine Feststellung desjenigen, was das gedankliche Substrat des Ausdruckes Wirthschaftlichkeit wäre, ausgehen, sind keineswegs nichtige Difteleien; sie sind vielmehr um so nothwendiger, als wir schon bei oberflächlicher Betrachtung gewahren, dass der Begriff des Wirthschaftlichen, der Begriff des Oekonomischen in einer wichtigen Beziehung schiele. Er hat zwei Bedeutungen. Wenn wir sagen, ein concreter Wirthschafter sei wirthschaftlich, sei ökonomisch, so deuten wir damit an, dass er ein Individuum sei, welches über seine Mittel mit Klugheit verfügt. Rühmen wir insbesondere beispielsweise einer Frau nach, dass sie wirthschaftlich sei, so meinen wir, dass sie haushälterisches Wesen bekunde. Wir verstehen unter einer wirthschaftlichen Frau demnach eine solche, die in ihrem häuslichen Walten Sinn für Sparsamkeit und Ordnung an den Tag legt. Wenn wir aber vom ökonomischen Leben, wenn wir vom wirthschaftlichen Begriffe sprechen, so verstehen wir hierunter keineswegs gerade ein Leben, welchem das kluge, bedächtige und vorsichtige Verfügen über die Mittel eigenthümlich ist, wir verstehen vielmehr unter diesem Ausdruck jedwede Gebahrung mit Gütern, möge dieselbe nun in jedem Sinne rühmlich sein oder nicht; unter einem wirthschaftlichen Begriffe verstehen wir weiters keineswegs einen solchen, welcher zu einer geordneten Haushaltung gehört; wir denken, wenn wir dieses Wort aussprechen, nicht an Sparsamkeit, nicht an häusliches Walten, nicht an

haushälterische Tugend. Dass wir mit dem Worte wirthschaftlich zwei verschiedene Dinge verstehen, das fühlen wir so recht deutlich, wenn wir bald vom Begriffe der Wirthschaftlichkeit, bald vom wirthschaftlichen Begriffe sprechen. Sprechen wir nämlich vom Begriffe der Wirthschaftlichkeit, so verstehen wir darunter gemeiniglich den Begriff einer besonderen Art des ökonomischen Verhaltens, nämlich den eines besonderen ökonomischen Verhaltens. Beim wirthschaftlichen Begriffe denken wir nicht an irgend eine besondere Art des ökonomischen Verhaltens; wir denken dabei bloss an irgend eine Beziehung des Wirthschafters zu möglichen Mitteln und möglichen Zwecken. Wir gewahren sohin, dass der Begriff der Wirthschaftlichkeit bald im engeren, bald im weiteren Sinne genommen wird, dass dieser Ausdruck in einem Falle ökonomisches Verhalten überhaupt, im andern ein besonders geartetes ökonomisches Verhalten bedeute, dessen Species durch hinzutretende Merkmale gebildet wird. Man kann daher auch, ohne sich damit einer Ungereimtheit schuldig zu machen, einerseits von einem unwirthschaftlichen, andererseits von einem wirthschaftlichen Oekonomen sprechen.

Betrachten wir der Vollständigkeit halber auch noch die Verbindung des Wortes Wirthschaftlichkeit mit dem Worte Erscheinung. Wenn wir sagen, Luxus und Verschwendung seien ökonomische Erscheinungen, so wird Niemand das Gefühl haben, dass wir damit einen Widersinn behaupten. Das unwirthschaftliche Verhalten, welches sich im Luxus, in der Verschwendung ausdrückt, kann ganz gut als eine ökonomische Erscheinung bezeichnet werden, wiewohl es offenbar ist, dass das unwirthschaftliche Verhalten, auf dem Luxus und Verschwendung beruhen, nicht auf haushälterischen Sinn schliessen lasse.

Dass die beiden Bedeutungen des Oekonomischen mit einander gegebenen Falls auch in Widerspruch treten können, das zeigt sich uns insbesondere daran, dass wir Luxus und Verschwendung als ökonomische, als wirthschaftliche Erscheinungen auffassen dürfen. Denn wir fassen dann eine Erscheinung der Unwirthschaftlichkeit, eine in dem einen Sinne entschieden unökonomische Erscheinung als eine ökonomische auf. Eine solche Auffassung müsste sicherlich einen Widerspruch bilden, würden wir unter dem Oekonomischen immer nur Eines verstehen; es liegt aber kein Widerspruch vor, wenn wir mit dem einen Worte bald den einen, bald den andern Sinn verbinden. Solche Zweideutigkeit ist aber, wie wir in unseren dem ökonomischen Begriffe und insbesondere in unseren der Terminologie gewidmeten Ausführungen dargethan haben, als eine verwirrende, als eine die Wissenschaft schädigende zu betrachten. Dies ist um so angemessener, als die beiden Bedeutungen der Worte Wirthschaftlich und Oekonomisch

in den ökonomistischen Untersuchungen vielfach durcheinander spielen; der Umstand, dass in der That ein und dasselbe Wort je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse bald in dem einen bald in dem anderen Sinne verwendet wird, ist geeignet unser Urtheil zu fälschen, unsern Geist irre zu führen. Es ist demgemäss nothwendig, dass wir unter einer Bezeichnung immer nur Eines verstehen.

Aller Zweideutigkeit ist leicht dadurch ein Ende gemacht, dass man das Wort Wirthschaftlich nur in dem einen Sinne, das Wort Oekonomisch nur in dem anderen Sinne gebraucht. Wir werden demgemäss unter Wirthschaftlich im Laufe der nachfolgenden Untersuchung ausschliesslich eine ganz besondere Art des ökonomischen Verhaltens verstehen, nämlich ein Verhalten, das nicht nur darauf bedacht ist, concrete Zwecke durch concrete Mittel zu verwirklichen, sondern dies auch auf eine möglichst haushälterische Weise zu bewerkstelligen sucht; wir werden dagegen im Oekonomischen als solchen nicht eine besondere Art, sondern eine allgemeine Art des Verhaltens erblicken. Eine solche Trennung der Begriffe sei jedoch nur zum Zwecke der Untersuchung vorgenommen, deren Gegenstand es sein wird, eben zu ergründen, ob sie in Wirklichkeit berechtigt ist. Sollte sich jene Trennung nämlich als berechtigt herausstellen, so müsste als Ergebnis der Untersuchung der Satz ausgesprochen werden, dass das wirthschaftliche Verhalten mit Fug als eine besondere Art des ökonomischen Verhaltens betrachtet wird; sollte sich dagegen jene Trennung nicht als berechtigt herausstellen, so müsste als das Ergebnis der Untersuchung die Consequenz gelten, dass es falsch ist, einerseits dem Begriffe des Wirthschaftlichen, andererseits dem Begriffe des Oekonomischen je gesonderte Bedeutungen beizulegen, dass diese Bedeutungen nicht gesondert werden können.

Versuchen wir zunächst, den Brennpunkt der Untersuchung mit möglichster Präcision zu bestimmen. Wir haben in dem der wirthschaftlichen Erscheinung gewidmeten Capitel dargelegt, dass alle ökonomischen Handlungen zweckmässige seien. Um das genaue Verhältnis zwischen den Begriffen des Oekonomischen und des Zweckmässigen zu ermitteln, müssen wir weiter fragen, ob alle zweckmässigen Handlungen ökonomische genannt werden könnten. Dazu müssten wir einerseits wissen, was zweckmässige, andererseits, was ökonomische Handlungen wären. Da uns das Wesen einer zweckmässigen Handlung bereits klar ist, haben wir nun noch nach den ökonomischen Handlungen zu fragen. Erklären wir diese Frage. Ist jede Handlung überhaupt zweckmässig, so kann auch jede ökonomische Handlung, sofern unter ihr eine Handlung besonderer Art verstanden wird, nur als zweckmässige gedacht werden. Versteht man unter einer ökonomischen Handlung nicht eine

Handlung besonderer Art, dann kann sie um so mehr nur eine zweckmässige sein. Wiewohl also das Schlussergebnis unserer Untersuchung hierdurch nicht tangirt wird, müssen wir doch fragen, ob die Voraussetzung, dass die ökonomische Handlung eine besondere Art der Handlung ist, in der That zu Recht bestehen könne, ob demgemäss das Verhältnis zwischen den Begriffen der Handlung und des Oekonomischen ein analytisches oder ein synthetisches sei, das heisst, ob das Merkmal des Oekonomischen schon an sich in jeder Handlung liege oder erst zu gewissen Handlungen hinzutrete. Dass also jede ökonomische Handlung eine Handlung sei, das ist von vornherein klar, anders verhält es sich aber darum, ob jede Handlung als solche bereits eine ökonomische ist.

Auf diese Frage können wir nur durch eine Analyse eines besonderen Merkmals, nämlich des Oekonomischen, Antwort ertheilen. Wissen wir, was das Oekonomische an der Handlung ist, so wissen wir auch, inwiefern es sich von der Handlung überhaupt unterscheidet. Es kommt daher auf das Merkmal des Oekonomischen an. Da das Oekonomische seinem Wesen nach zweckmässig ist, kann es sich nur darum handeln, zu erörtern, ob es eine besondere Art der Zweckmässigkeit ist. Dies können wir nur dadurch ermitteln, dass wir fragen, ob alles Zweckmässige ökonomisch ist.

Demgemäss hätten wir drei in einander eingeschriebene Begriffskreise vor uns, der grösste würde die Zweckmässigkeit, der kleinere das Oekonomische, der kleinste das Wirthschaftliche zu bedeuten haben. Wir werden sehen, dass diese Auffassung des Begriffsverhältnisses eine falsche ist, dass vielmehr alle drei Bezeichnungen im vollsten Sinne des Wortes synonym sind.

Um dies aber darzuthun, müssen wir von innen heraus fortschreiten, müssen wir zuerst nachweisen, dass der Begriff des Wirthschaftlichen hinsichtlich seines Inhaltes wie seines Umfanges mit dem Begriffe des Oekonomischen zusammenfällt, dann dass der Begriff des Oekonomischen hinsichtlich seines Inhaltes und Umfanges mit dem der Finalität zusammenfällt.

Unternehmen wir zunächst den ersten Theil unseres Geschäftes. Versuchen wir es, auf die Frage nach dem Wesen der Wirthschaftlichkeit zunächst eine negative Antwort zu geben, versuchen wir es zunächst, zu bestimmen, was den Charakter der Unwirthschaftlichkeit bilde. Wirthschaftlichkeit bedeutet ja das Gegentheil von Unwirthschaftlichkeit: wüssten wir also, was wir uns unter Unwirthschaftlichkeit vorzustellen hätten, so könnte uns der Weg zum Verständnisse des Begriffes der Wirthschaftlichkeit nur wenig Schwierigkeit verursachen.

2. Phänomenologie der Unwirthschaftlichkeit.

Fassen wir einige Erscheinungen der Unwirthschaftlichkeit ins Auge. Der Luxus ist unwirthschaftlich; die Sparsamkeit ist wirthschaftlich. Wir wissen bereits, in welchem Sinne wir das Wort unwirthschaftlich hier gebrauchen: wir wissen, dass wir hier unter demselben das Gegentheil von dem verstehen müssen, was wir haushälterisch nennen; wenn wir somit sagen, der Luxus sei unwirthschaftlich, so ist damit noch nicht negirt, dass er zugleich eine ökonomische Erscheinung sei. Hier handelt es sich darum, zu ergründen, was denn eigentlich den Luxus mit dem Haushälterischen in Gegensatz setze. Worin besteht der Luxus? Es ist nicht leicht, auf diese Frage eine präcise Antwort zu formuliren, welche allen wissenschaftlichen Anforderungen entspräche. Man möchte zunächst glauben, der Luxus bestehe in einem Aufwande, welcher nicht nothwendig ist. Aber bei einigem Nachdenken muss man diese Erklärung von sich weisen. Sie leidet an einem bedeutenden Mangel: sie arbeitet mit einem negativen Begriffe. Es ist daher an ihr nicht etwa das Wesen des Luxus angegeben, sondern nur angegeben, was nicht Luxus ist. Der Rest sei dann das Gesuchte; mit demselben Rechte könnte ich sagen: der Mensch sei dasjenige, was nicht Thier ist. Der Luxus mag nicht nothwendig sein, aber das nicht Nothwendige ist darum nicht auch Luxus. Zudem weist diese Erklärung auch noch weitere Gebrechen auf. Wenn man sagt, der Luxus sei ein Aufwand behufs der Anschaffung von Nichtnothwendigem, so sagt man damit auch, er sei eine nicht nothwendige Anschaffung. Nun aber ist der Luxus wirklich. Das Wirkliche aber ist als solches immer nothwendig, weil es in der Kette der Causalität steht und die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung eben den Charakter der Necessität an sich trägt, daher denn auch das Wirken selbst passend Necessiren genannt wird. Halten wir das fest, so gelangen wir zu dem Schluss, dass es eine nicht nothwendige Anschaffung überhaupt nicht gebe. Jede hat ihren zureichenden Grund in demjenigen, der sie gerade vollzieht; wenn wir sagen, irgend eine wirthschaftliche Handlung habe keinen zureichenden Grund, so bedeutet dies nicht etwa, dass sie ausserhalb der Causalität stehe, sondern es bedeutet, wenn wir ihren Beweggrund überschauen können, dass sie keinen klugen Grund habe, dass sie nicht wirthschaftlich sei, oder es bedeutet, falls uns die Motive, welche zur Handlung eines Andern Anlass geben, verborgen sind, dass wir ihren Grund nicht einsehen. Man möchte weiters glauben, der Luxus sei die Bethätigungsart eines Wirthschafters, welcher auch minder wichtige Zwecke durch mehr Mittel zu verwirklichen sucht, als zu ihrer

Verwirklichung angemessen scheint. Das Missverhältnis zwischen den Zwecken eines bestimmten Wirthschafters und dem Aufwande seiner Mittel vermag uns aber gleichenfalls nicht eine wissenschaftlich haltbare Vorstellung dessen, was dem Luxus wesentlich sein muss, zu geben; denn dieses Missverhältnis könnten wir nur beurtheilen, wenn uns einerseits die Zwecke, andererseits die Mittel des in Rede stehenden Individuums bewusst wären, wenn wir seine Denkungsart vollständig genau inne hätten, mit anderen Worten, wir könnten solcherart im besten Falle nur hinsichtlich unserer eigenen Handlungen urtheilen und dieses wäre erst recht fraglich. Für den Einen ist oft schon Luxus, was für den Anderen nur zweckmässiger Aufwand ist. Dem Einen mag als Luxus erscheinen, was in der That der einfachste und billigste Weg ist, auf welchem der Andere zu seinem Ziel gelangen mag. Ein Mann, welcher nicht viel Besuche empfängt, mag mit einem schmucklosen Raum zu diesem Zwecke vorlieb nehmen und sich in demselben wohl fühlen; ein Arzt in derselben Vermögenslage würde ein ungleich ausgesprochenes Bedürfnis nach eleganter Einrichtung seines Empfangszimmers fühlen, in dem er seine Patienten willkommen heisst. Wollte er die Kranken in einer weissgetünchten Stube erwarten, die Einfachheit seines Hauswesens würde ihm durch Gewinnentgang theuer zu stehen kommen, obwohl es klar ist, dass sich auch in der kleinsten Hütte trefflich ordiniren lässt. Auch ein Missverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe, das, auf die Länge fortgesetzt, zu wirthschaftlichem Ruin führen würde, giebt uns nur eine Seite, nicht aber das Wesen des Luxus an; der Advocat, der sich etablirt, der Fabrikant, der sich einrichtet, der Kaufmann, der seinen Laden eröffnet, sie alle beginnen mit einem Missverhältnis zwischen Einnahme und Ausgabe, das, länger fortgesetzt, zu wirthschaftlichem Ruin führen würde, denn sie geben im ersten Jahre des Geschäftsbetriebes Summen aus, welche wohl als productiv sein sollende Anlagen gemeint sind, aber oft in der That nicht solche sein wollen. Und doch sind solche Unternehmen gewiss nicht luxuriös.

Gewiss ist es auch, dass wir den Luxus mittels der Finalität definiren müssen. Gewiss ist es ferner, dass ihm auf den ersten Blick gerade die Zwecklosigkeit eigenthümlich zu sein scheint. Mittels der Zwecklosigkeit können wir aber den Luxus nicht definiren, weil eine zwecklose Anschaffung nicht möglich ist. Wenn nämlich alle Handlungen zweckmässig sind, so ist doch auch die Anschaffung irgend eines Gutes zweckmässig, und wenn die Anschaffung irgend eines Gutes zweckmässig ist, so sind alle Anschaffungen von Gütern zweckmässig, folglich auch luxuriöse. Die Frage lässt sich nur dahin lösen, dass die Unzweckmässigkeit des Luxus eine scheinbare ist. Der Luxus

läge demnach darin, dass ein Wirthschafter sich scheinbar Zweckloses anschaffe, um seiner Umgebung zu bekunden, dass seine wirthschaftliche Lage ihm dergleichen gestatte. Der Zweck des Masses an Gütern, das über das Mass seiner directen Bedürfnisse nach Gütern hinausgeht, liegt somit in dem Drange, sich seiner wirthschaftlichen Macht besonders bewusst zu werden und auch den Mitmenschen Achtung von seinem Vermögen beizubringen. Allein der Luxus kann in Verschwendung ausarten. Wann geschieht dies? Wenn der Wirthschafter sich mit Genussgütern versieht, ohne dass sie auch Mittel zu einem Zwecke seien, welchen sie ihrer Natur nach zu verwirklichen geeignet sind, so ist damit der Begriff der Verschwendung noch nicht gegeben. Verschwendung liegt erst vor, wenn dem Wirthschafter der Erwerb eines Gutes mehr werth ist, als das Besitzen und Geniessen desselben, wenn ihm die Anschaffung eines Gutes bereits Zweck ist, wenn ihm das Einverleiben von Gütern irgend welcher Art in seine Wirthschaft und das Aussondern von Gütern irgend welcher Art aus seiner Wirthschaft bereits eine Genugthuung ist, Unterhaltung, Zeitvertreib gewährt, wenn er blindlings über das Mass seines Bedarfes hinaus Güter kauft um der blossen Lust des Nehmens und Gebens willen, um der blossen Lust willen, seine wirthschaftliche Energie zu bethätigen. Eines aber lässt sich nicht erkennen: auch der Verschwender hat bei seinen Handeln einen Zweck im Auge, den er durch Mittel zu verwirklichen sucht: er zerstört wohl seine wirthschaftliche Macht, aber sofern eben dies sein Ziel ist, kann ihm Zweckmässigkeit seines Verhaltens und damit auch Wirthschaftlichkeit nicht abgesprochen werden.

Allein die Unwirthschaftlichkeit vermag nicht nur in dem Luxus, in der Verschwendung zu liegen, sie kann auch durch die äusserste Sparsamkeit, durch Geiz gegeben sein: wer kein Ei zerbrechen will, wird keinen Eierkuchen haben. Ein Knicker, der sich zeitlebens nicht einen Trunk gönnt, Schätze anhäuft und dieselben aus Furcht vor möglichen Verlusten unverzinst liegen lässt, ist unwirthschaftlich. Die Unwirthschaftlichkeit ist aber auch ausserhalb der Verschwendung und des Geizes denkbar: sie findet überhaupt überall statt, wo Mittel angewendet werden, welche ihrer Natur nach nicht im Stande sind, die Zwecke, für die sie bestimmt sind, zu erfüllen. Ein Wirthschafter, der in der Absicht, seinen Aufwand thunlichst zu vermindern, das Bessere von sich weist und das Schlechtere einhandelt, ist unwirthschaftlich; er ist unwirthschaftlich, wenn er in der Absicht, nicht zu viel Geld auf einmal auszugeben, es vorzieht, eine Reihe kleinerer Summen aufzuwenden, welche einerseits seine thatsächlichen Bedürfnisse nur un-

vollständig decken, andererseits in ihrer Gesammtheit jene Beträge übersteigen, welche die Anlegung eines Wirthschaftsvorrathes von gewissen Genussgütern in Anspruch genommen hätte; eine Wirthschafterin insbesondere ist unwirthschaftlich, wenn sie den Zweck der Dinge derart verkennt, dass sie wähnt, sie habe vornehmlich die Aufgabe, das Hauswesen in strenger Ordnung und Pünktlichkeit zu halten und dabei den Zweck des Heimes, das Behagen übersieht; sie ist unwirthschaftlich, wenn sie ihren Hausrath durch übertriebene Pflege zu schanden macht; sie ist unwirthschaftlich, wenn sie ihre Kleider unbenützt im Kasten veralten lässt. Unwirthschaftlich ist der Künstler, der nicht am Anfange seiner Carrière seine Erzeugnisse unter ihren wahrem Werthe verkauft, denn nur dadurch macht er sich einen Namen, der ihm Gewinn bringt. Unwirthschaftlich ist ein reicher Mann, der sich einen Palast baut, aber zu sparsam ist, denselben auch wohnlich einzurichten. Unwirthschaftlich ist der Fabrikant, der sein Capital in industriellen Veranstaltungen anlegt, die, vollendet, eine angemessene Rente abwerfen würden, der letzten Hand aber entbehrend, der Ausnützung namhafte Schwierigkeiten entgegenstellen; unwirthschaftlich ist ein Unternehmer, der sich lieber mit vielen billigen, aber wenig brauchbaren Hilfskräften umgiebt, als dass er sich wenige leistungsfähige, aber theurere gewänne, so dass er schliesslich mehr Ausgaben hat und von denselben weniger Vortheile geniesst, als ihm der andere Weg verhiesse; unwirthschaftlich ist ein Kaufmann, der sich Aufseher und Controleure anstellt, damit sie ihn vor Uebervortheilungen bewahren, die in keinem Verhältnis zu den Kosten des Ueberwachungsapparates selbst stehen; unwirthschaftlich ist jeder Betrieb, bei welchem die Ordnung mehr kostet als sie einbringt; unwirthschaftlich ist der Käufer, der eine Uhr erwirbt, sich aber den Schlüssel dazu nicht gönnt, unwirthschaftlich der Verkäufer, der aus der einzelnen Kunde womöglich den Gewinn seines ganzen Geschäftes herausschlagen will und dadurch den Zufluss von Consumenten vermindert; unwirthschaftlich ist die Arbeiterin, welche sich eine Nähmaschine aufstellt, sie aber schonen will und nicht benutzt; unwirthschaftlich ist der Vergnügungsreisende, der sich Entbehrungen auferlegt; unwirthschaftlich ist der Staat, der für die Einhebung einer Steuer einen Betrag aufwendet, der mit dem Betrage derselben in keinem Verhältnis steht; unwirthschaftlich eine Regierung insbesondere dann, wenn sie die Steuerträger mit so schwerer Steuerlast bedrückt, dass sie dadurch die Steuerkraft und damit auch ihre Einnahmen vermindert; unwirthschaftlich ist schliesslich der Oekonomist, welcher meint, der Luxus sei es, welcher die Betriebsamkeit in vortheilhafter Weise befruchtet. Unwirthschaftlich

ist jeder, der theuer kauft und billig verkauft. Jeder, der, von der Grösse seiner Opfer erschrekt die Flinte in's Korn wirft und nicht ausharrt bis seine Bemühungen Früchte getragen. Wir haben eine längere Reihe von Beispielen der Unwirthschaftlichkeit namhaft gemacht, um an ihnen zu zeigen, dass die Erscheinungen dieser Art das Gepräge der Verschwendung und des Geizes zu gleicher Zeit an sich tragen und daher weder der Verschwendung noch dem Geize allein zuzurechnen wären. Denn Geiz liegt dort nicht vor, wo behufs der Vermittelung eines Zweckes ein Opfer gebracht, ein Mittel in Wirksamkeit gesetzt wird: er tritt erst dort in Action, wo ein Mittel, das für sich allein einen Zweck nicht verwirklicht, ein Mittel also, das nur mit anderen zusammen den erwünschten Erfolg haben könnte, allein angewendet wird. Verschwendung liegt nicht vor, wo es sich um Aufwendungen handelt, welche geboten sind, welche nützlich sein mögen, welche vernünftig und angemessen sind. Solche unwirthschaftliche Handlungen, welche zwischen dem Geize und der Verschwendung mitten innen stehen, sind oft zu beobachten, sie sind alltäglich und man kann sogar kühn behaupten, es gebe Keinen, der sie nicht begangen hätte, begehe und begehen werde.

Wir können zwei Arten von Unwirthschaftlichkeit unterscheiden. Bei der einen wird ein Mittel aufgewendet, das unzureichend ist, seinen Zweck zu verwirklichen, bei der andern ein Mittel, das nicht nur nicht im Stande ist, einen Zweck zu verwirklichen, sondern überdies auch noch das Entgegengesetzte desselben bewirkt. Wenn ein Jäger auf ein Wild schiesst, das ausserhalb der Schussweite steht, so handelt er unwirthschaftlich, denn er verliert die Ladung des Gewehres, ohne dafür auch nur irgend einen Vortheil zu erlangen; er handelt unwirthschaftlich, aber nicht widerwirthschaftlich; wenn ein Kranker zu einem schlechten Arzte geht, weil dieser billig ist, wenn der Patient sich von dem Pfuscher recht wohlfeil krank machen lässt, so handelt er in einem verstärkten Sinne unwirthschaftlich, er handelt widerwirthschaftlich, zumal er ja für das Opfer an Genussgütern, die er dem Arzte für seine Bemühungen hingiebt, nicht etwa die Gesundheit erwirbt, sondern vielmehr die Krankheit, das Gegentheil der Gesundheit also, das er gerade vermeiden will.

Wenn die Erscheinungen der Unwirthschaftlichkeit ihrem Wesen nach, wie wir dargethan haben, weder der Verschwendung allein, noch auch dem Geize allein zuzurechnen sind, sondern sowohl in der einen wie in dem anderen liegen können, so folgt daraus, dass das Charakteristikon der Unwirthschaftlichkeit in ein Merkmal gesetzt sein muss, welches der Verschwendung und dem Geize zugleich zu eigen ist. Suchen

wir dieses Merkmal auf, welches zwei Gegensätzen zugleich zukommt. Wenn wir jenes Merkmal gefunden haben werden, wollen wir untersuchen, ob es in jenen unwirthschaftlichen Zwitterbildungen von Geiz und Verschwendung, für welche wir keine angemessene Denomination aufzufinden wissen, die wir aber, um sie denn doch zu bezeichnen, wirthschaftstechnische Paralogismen nennen mögen, vorhanden wäre.

Allen angeführten Erscheinungen der Unwirthschaftlichkeit wohnt zunächst Eines inne, das wir vorläufig nur mit einer beiläufigen Bezeichnung hervorheben wollen: sie sind unvernünftig; sie sind unvernünftig, sofern durch die aufgewandten Mittel der Zweck, welcher dem Wirthschafter vorschwebt, nicht erreicht wird, sie sind unvernünftiger noch, sofern durch das auf den Zweck abzielende Mittel das Gegentheil des Zweckes verwirklicht wird, sofern also nicht nur Unzweckmässigkeit, sondern sogar Zweckwidrigkeit vorhanden ist. Die Einsicht, dass ein Wirthschafter unzweckmässig handelt, ist geeignet, die Achtung seiner wirthschaftlichen Fähigkeiten herabzumindern: die Einsicht, dass er zweckwidrig handelt, ist wegen des Contrastes zwischen dem Angestrebten und dem Erreichten sogar von erheiternder Wirkung; aus diesem Grunde wird solche Art der Handlung von Lustspieldichtern oft auf die Bühne gebracht. Der Mann, welcher den Bock als Gärtner bestellt und seiner Frau den Hausfreund zum Tugendwächter bestimmt, ist bekanntlich eine in französischen Komödien öfter vorkommende Figur.

Das Merkmal der Unzweckmässigkeit lässt sich in allen Fällen der Unwirthschaftlichkeit ausfindig machen. Der Verschwender Raimunds will seine subtilsten Bedürfnisse befriedigen und er handelt derartig, dass er sich ausser Stande setzt, die nothwendigsten und gebieterischesten auch nur halbwegs zu beschwichtigen. Der Harpagon Molières sammelt Gold; er thut dies lediglich zu dem Zwecke, um es zu besitzen, um darüber zu verfügen, um sich mit anderen Worten seiner potentiellen wirthschaftlichen Energie zu erfreuen: er legt sich die peinlichsten Entbehrungen auf, und da das Unzweckmässige leicht auch zum Zweckwidrigen sich steigert, geht er soweit, dass er sich auch Pferde kauft und sie dann im Stalle verhungern lässt. Dies klassische Specimen, an welchem Molière die Unwirthschaftlichkeit Harpagons verspottet, ist ein reiner wirthschaftlicher Paralogismus. Das Moment der Unzweckmässigkeit liegt in allen Paralogismen der Wirthschaftlichkeit. In allen können wir einerseits das Wollen eines Mittels beobachten, andererseits das Wollen eines Zweckes. Zweck und Mittel werden mit einander verknüpft: aber das Mittel ist nicht geeignet, den Zweck thatkräftig zu vermitteln. Wo sich die Unzweckmässigkeit zur Zweckwidrigkeit steigert, da sind einerseits Mittel, sind

andererseits Zwecke vorhanden, aber die Mittel sind nicht etwa nur nicht geeignet die Zwecke zu verwirklichen, sondern sogar das Gegentheil derselben zu setzen. Wir sehen somit, dass das Wesen der Unwirthschaftlichkeit darin beruht, dass durch ein unzweckmässiges Mittel auf einen Zweck abgezielt wird. Ist dem so, dann kann das Gegentheil der unwirthschaftlichen Handlung, die wirthschaftliche nämlich, nur in einem Gegentheile des Unzweckmässigen, in der Anwendung eines zweckmässigen Mittels ihr eigenthümliches Gepräge finden. So wären wir denn bei der Identität des Finalen und Wirthschaftlichen, bei der Finalität der wirthschaftlichen Beziehungen angelangt. Denn wenn das wesentliche Merkmal der Unwirthschaftlichkeit in der Unzweckmässigkeit liegt, so kann das wesentliche Merkmal der Wirthschaftlichkeit nur in der Zweckmässigkeit liegen.

3. Phänomenologie der Wirthschaftlichkeit.

Rüsten wir uns nun, nachdem wir einem apagogischen Beweise Gehör geschenkt haben, den positiven Beweis dafür anzutreten, dass die Wirthschaftlichkeit mit dem Oekonomischen überhaupt und im weiteren Sinne auch mit dem Finalen zusammenfalle. Fassen wir in erster Linie ein Moment ins Auge, welches aus der Erfahrung geschöpft ist. Die Wirksamkeiten, die in jedem industriellen Betriebe verwendet werden, finden sich bekanntlich nicht vollständig in dem jeweiligen Endproducte wieder; Theile der verwendeten Kräfte haben sich auf den verschiedenen Stufen des Productionsprocesses ausgesondert, sie sind in denselben nicht vollständig eingegangen, sie sind gewissermassen sitzen geblieben, man kann sie daher unter dem allgemeinen Namen der Residuen zusammenfassen. Die Theorie der Residuen ist ökonomistisch noch wenig ausgebildet. Sie ist um so schwieriger, als zur Production bekanntlich nicht nur Naturkräfte, sondern auch Capital und Arbeit verwendet werden und von all diesen Factoren Residuen sich trennen, die als solche nicht in das schliessliche Product eingehen; sie ist um so schwieriger, als sich das ökonomische Problem ausschliesslich durch das Verhältnis zwischen dem Werte der Residuen und dem des Productes lösen lässt. Wir können auf diesen Gegenstand, der uns an dieser Stelle doch nur als ein Beispiel zu dienen hat, vorläufig nicht näher eingehen; wir werden dies im zweiten Bande dieses Werkes thun, wenn unsere Untersuchung die Begriffe der sogenannten Grundfactoren und des Wertes genug geklärt haben wird, welche zu einer Erörterung über die Natur der Residuen vorausgesetzt werden müssen. An dieser Stelle begnügen wir uns daher auch mit dem blossen Hinweise auf die Residuen materieller Art, welche ihrer Natur nach nicht nur im

geistigen und übertragenen, sondern auch im körperlichen und eigentlichen Sinne leichter zu begreifen, leichter zu fassen sind.

Die Residuen können je nach dem zureichenden Grunde ihrer Aussonderung eingetheilt werden. Ein Theil derselben wird durch die nothwendige Bearbeitung, die Zweckbestimmung des Materials selbst ausgesondert und bleibt unverarbeitet, er bildet den Abfall; ein anderer Theil wird durch misslungene gewerbliche Thätigkeit in eine Verfassung versetzt, welche, als unzweckmässige, seine Aussonderung aus dem Productionsprocesse veranlasst; er bildet den Ausschuss; ein dritter Theil wird durch Zufall, leichtsinnige Hantirung oder Verschulden unbrauchbar und bildet den Bruch: ein vierter Theil geht schliesslich infolge der Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit aller unserer Bemühungen zu Grunde und bildet die Leckasie. Nichts entspricht wohl mehr dem Grundsatze der Wirthschaftlichkeit, als die möglichste Vermeidung von Residuen, von Rückständen. Dieses Streben findet einerseits an der sachlichen Unmöglichkeit seine Begrenzung, denn es giebt Residuen, deren Auftreten unvermeidlich ist; andererseits findet es seine Begrenzung an der Wirthschaftlichkeit selbst: der Aufwand nämlich, welcher zur Vermeidung von Residuen nothwendig ist, muss kleiner sein als der Schaden, welchen sie dem Productionsprocesse zufügen. Allein nicht nur die Vermeidung der Residuen ist wirthschaftlich zu nennen, im höchsten Sinne trägt das Gepräge der Wirthschaftlichkeit die Verwertung von Residuen in den sogenannten Nebenproducten an sich. Auch dieses Bestreben findet seine Grenze in der Wirthschaftlichkeit selbst: der Aufwand einer solchen Verwerthung muss kleiner sein als der Gewinn, welchen sie bringt. Es würde uns nicht schwer fallen, zum Zwecke näherer Illustration eine stattliche Reihe von ausnehmend wirthschaftlichen Verhaltungsarten aufzuführen und solcherart neben die von uns angeführte Reihe von unwirthschaftlichen Handlungen ein Gegenbild zu stellen. Allein wir glauben, dass es keinen charakteristischeren Fall der Wirthschaftlichkeit gebe, als die Vermeidung, beziehungsweise die Verwerthung von Residuen. Wir begnügen uns daher mit der Frage: Warum trägt die Vermeidung, trägt die Verwerthung von Residuen das Gepräge der Wirthschaftlichkeit an sich?

Wenn wir unter Wirthschaftlichkeit lediglich den höchsten Grad derselben verstehen, so können wir offenbar nur den Wirthschafter im wahrsten Sinne des Wortes wirthschaftlich nennen, welcher geradezu den grössten Grad der Wirthschaftlichkeit bethätigt. Wer bethätigt nun den grössten Grad der Wirthschaftlichkeit? Derjenige, der sich die möglichst vollständige Erfüllung seiner Zwecke durch möglichst geringen Aufwand von Mitteln angelegen sein lässt. Und hier zeigt sich

uns eine bedeutungsvolle Schwierigkeit. Können wir den Wirthschafter wirthschaftlich nennen, welcher nach der grössten Wirthschaftlichkeit strebt, ohne sie auch zu erreichen, oder können wir nur den Wirthschafter wirthschaftlich nennen, welcher nach der grössten Wirthschaftlichkeit strebt, sie aber auch erreicht?

Gewiss, der Wirthschafter, welcher Residuen vermeidet, die unvermeidlichen aber verwerthet, ist wirthschaftlich zu nennen. Sein Zweck, aus dem Productionsprocesse zu gewinnen, ist ja dadurch bedingt, dass er aus diesem Processe möglichst wenig verliere. Dadurch aber, dass materielle Bestandtheile, welche bestimmt waren, in den von ihm eingeleiteten Productionsprocess einzugehen, demselben entgleiten, verliert er. Was bewirkt dieser Verlust? Er bewirkt, dass der jeweilige Wirthschafter zur möglichst vollständigen Erfüllung seiner Zwecke nur durch einen möglichst geringen Aufwand von Mitteln gelangen könnte. Was thut nun derjenige überhaupt, der sich die möglichst vollständige Erfüllung seiner Zwecke durch möglichst geringen Aufwand von Mitteln angelegen sein lässt? Er unterwirft die Differenz zwischen dem Werth des Aufwandes und dem Werth desjenigen, das er durch den Aufwand zu erlangen wünscht, einem Calcul und sucht die genannte Differenz zu einer möglichst grossen zu machen. Nennen wir jenen Calcul den wirthschaftlichen Calcul; nennen wir diese Differenz die wirthschaftliche, wobei wir nicht ausser Acht lassen wollen, dass der wirthschaftliche Calcul ein Mittel zur Erreichung der wirthschaftlichen Differenz ist. Aus diesem Grunde geht denn auch der Ausarbeitung des wirthschaftlichen Calculs immer ein Voranschlag voraus, in welchem summarisch ermittelt wird, ob die Möglichkeit der Vergrösserung der wirthschaftlichen Differenz die thatsächliche Anstellung des wirthschaftlichen Calculs verlohne. Fällt dieser summarische Voranschlag negativ aus, so ist er darum nicht vergebens aufgewendet, denn was er bezweckt, ist ja nur eine Erkenntnis überhaupt, nicht aber eine bestimmte Erkenntnis hinsichtlich des wirthschaftlichen Calculs.

4. Grad und Mass der Wirthschaftlichkeit.

Unter der Wirthschaftlichkeit versteht man, wie wir wissen, im Allgemeinen eine Thätigkeit, welche derart eingerichtet ist, dass die jeweiligen Bedürfnisse möglichst vollständig mittels eines möglichst geringen Aufwandes befriedigt werden. Drücken wir diesen Gedanken, ohne ihn im Geringsten zu alteriren und ohne damit irgend einen logischen Kunstgriff anwenden zu wollen, in unserer wesentlich finalistischen Sprache aus, so müssen wir sagen, man könne Wirthschaftlichkeit in einer Thätigkeit erblicken, welche derart eingerichtet ist,

dass sie, als Mittel zum Zweck, die jeweiligen Zwecke möglichst vollständig mittels möglich geringen Aufwandes von Mitteln zu erreichen strebt. Schon durch diese Aufstellung des Begriffes wird uns sofort sein wesentliches Gebrechen klar. Man versteht unter Wirthschaftlichkeit nämlich einen bestimmten Grad ihrer selbst. Dies ist vom Standpunkte der Logik aus mehr denn ein Uebel. Wir mögen die Bewegung überhaupt zum Gegenstand unserer Erwägungen machen; ist damit auch gesagt, dass wir gerade die schnellste Art der Bewegung, etwa die undulatorische, zu beobachten gedenken? Wir sprechen von der Wärme, meinen wir damit gerade die höchste Wärme, meinen wir damit gerade die Hitze, welche etwa auf der Sonne herrschen mag? Wir nehmen ein Gift zum Gegenstande unserer Forschung, ist damit ausgedrückt, dass wir es ausschliesslich in seiner stärksten Wirksamkeit, in seiner Fähigkeit, das Leben vollends zu vernichten, studiren wollen? Der Biologe befasst sich mit dem Phänomene des Lebens überhaupt; ist damit gesagt, dass er sich ausschliesslich mit der Kunst, möglichst lange zu leben, mit der Makrobiotik zu befassen habe? Solche Erwägungen würden an sich schon genügen, uns zu überzeugen, dass es sich bei der Wirthschaftlichkeit lediglich um diese überhaupt, nicht aber einzig und allein um die höchsten Grade derselben handeln könne. Eine Ahnung hiervon ist es gewesen, welche die Oekonomisten veranlasst hat, die Wirthschaft derart zu definiren, dass sie in ihr nicht die Erreichung des höchsten Erfolges mittels der geringsten Mittel, sondern des möglichst hohen Erfolges mittels möglichst geringer Mittel erblickten. In dieser Form ist das Princip gesänftigt und gemässigt. Sofern das Mögliche gefordert wird, scheint jeder Einwand ausgeschlossen. Allein es ist hier doch noch Manches zu erwägen. Wer das Mögliche fordert, der muss uns auch sagen, wie sich seine Forderung zur Thatsächlichkeit verhält. Wer das Mögliche fordert, der muss, sofern seine Forderung berechtigt sein soll, darthun, dass seine Forderung ein nothwendiges, ein berechtigtes Postulat sei, dass er mit demselben nicht heische, was Jeder ohnehin vollbringt. Denn damit wäre der Menschheit schlecht gedient, wollte von ihr verlangt werden, dass sie mit dem Munde esse, mit den Ohren höre und mit den Augen sehe. Und noch Eines. Wer fordert, dass, nach Möglichkeit, der grösste Erfolg mittels der geringsten Mittel erreicht werde, der hat nicht behauptet, dass er die Wirthschaftlichkeit nur dort erblicken wolle, wo die wirthschaftliche Differenz die grösste ist; er anerkennt sie vielmehr schon dort, wo sie nicht in der That die grösste, sondern nur eine möglichst hohe ist. Er fordert also eine Wirthschaftlichkeit, so weit es die Umstände gestatten. Er

fordert eine Wirthschaftlichkeit, soweit die Causalität es zulässt. Er unterstellt das Princip der Wirthschaftlichkeit somit dem Principe der Causalität. Es wird daher im weiteren Verlaufe unserer dem wirthschaftlichen Urtheile gewidmeten Ausführungen unsere Aufgabe sein: das Verhältnis zwischen dem untergeordneten Princip der Wirthschaftlichkeit und dem übergeordneten Princip der Causalität näher zu betrachten.

Bevor wir uns aber dieser höheren und schwierigeren Untersuchung zuwenden, scheint es angemessen, zu constatiren, dass ein Postulat, welches mit einer Einschränkung versehen, das nach Möglichkeit gilt, unbedingt einräumt, dass das Mass, in welchem es befolgt werden soll, überaus verschieden sei. Wenn ich Jemanden zurufe, er gehe möglichst rasch, so kann ein solcher Befehl eine sehr verschiedene Wirkung haben, je nachdem die Person, die der Forderung nachkommen will, jung oder alt, ausdauernd oder ungeübt ist. Das Postulat kann demnach von mehreren Personen vollinhaltlich erfüllt werden und doch eine Erfüllung selbst von der anderen sehr verschieden sein. Das Postulat der Wirthschaftlichkeit ist somit, sofern es an die Umstände jedes Einzelnen appellirt, kein allgemein in gleichem Sinne gültiges. Dies ist sehr wichtig. Denn das hat zur Folge, dass allgemeine Regeln der Wirthschaftlichkeit nicht denkbar sind. Es ist mit andern Worten allgemein nicht anzugeben, wie gewirkt werden soll, damit die ökonomische Differenz in allen Fällen eine möglichst grosse werde.

Wie dem Grundsatze der Wirthschaftlichkeit, der darin besteht, möglichst wenig zu opfern und zu trachten, dass für das Gegebene möglichst viel erhalten werde, gemäss gewirkt werden soll, ist um so schwerer zu ermitteln, als die genannte Maxime der Wirthschaftlichkeit in jedem wirthschaftlichen Betriebe eine der besonderen Artung desselben angemessene Gestalt annimmt. Betrachten wir diese Schwierigkeiten bei dem Wirthschafter niedrigster und primitivster Art, beim Wirthschafter, der lediglich vom Ertrage seiner Arbeit lebt. Er nährt sich. Er arbeitet. Früge man ihn, in welchem finalen Verhältnisse diese beiden Thätigkeiten zu einander stünden, er würde gewiss antworten, er müsse arbeiten, um sich nähren zu können. In der That ist aber auch das Umgekehrte der Fall: er muss sich auch nähren, um arbeiten zu können. Will er seine höchste Leistungsfähigkeit, seine höchste wirthschaftliche Energie bekunden, so beabsichtigt er just die bedeutendsten Kraftleistungen auszulösen, deren er nach Massgabe seiner individuellen Eignung überhaupt fähig ist. Und erstrebte er dies wirklich, so hätte er eine ganze Reihe von Umständen zu berücksichtigen, von denen seine Arbeitsfähigkeit abhängt. Da Auslösung von Arbeitsleistung nur

möglich ist, wenn dem wirkenden Organismus immer neue ersetzende Kräfte zugeführt werden, wird der lediglich von seinem Arbeitslohne lebende Wirthschafter nur dann seine höchste Leistungsfähigkeit bekunden können, wenn er darauf bedacht ist, auch seine höchste Consumtionsfähigkeit zu bewähren. Dies ist nun eine besonders schwierige Aufgabe, die ohne entsprechende hygienische und physiologische Kenntnisse, zumal aber ohne sorgfältige Beobachtung der eigenen Natur, überhaupt nicht und auch dann nur unvollständig geleistet werden kann. Die Ergründung des Punktes, in welchem gerade die höchste Wirthschaftlichkeit, also der höchste Nutzeffect einträte, ist für den vornehmlich durch seine Arbeitskraft wirkenden Wirthschafter um so weniger durchzuführen, als behufs solcher Ermittlung in erster Linie thatsächliche Umstände in Erwägung kämen, die gegenwärtig noch nicht einmal wissenschaftlich vollkommen geklärt sind. Es wäre da beispielsweise in Betracht zu ziehen, dass bei der Ernährung des Körpers wie bei der Ameliorirung eines Ackerlandes eine Zufuhr von Nahrung eintreten mag, welche eine verhältnismässige Erhöhung der Arbeitskraft nicht zur Folge hätte; ja, es wäre sogar in Betracht zu ziehen, dass hier eine Erhöhung der Consumtion sogar auch eine Verminderung der Leistungsfähigkeit mit sich bringen kann. Ferner vermag eine Vermehrung der Arbeit, zumal wenn die Thätigkeit längere Zeit hindurch fortgesetzt wird, durch Ermüdung, durch Erschöpfung eine Verminderung der Leistungsfähigkeit zu bedingen, welche nicht mehr wieder behoben werden kann. Es wäre gewiss von grossem Werthe, wenn jeder Arbeiter es ausmitteln könnte, welches höchste Mass von Arbeit er auf die Dauer und in regelmässiger Wiederholung zu leisten im Stande wäre, also, wie er sich zu verhalten hätte, wollte er in seinem ganzen Leben, die möglichste Verlängerung desselben im Auge behaltend, ein möglichst grosses Quantum von Arbeit, von Nutzeffect auslösen. Solche Berechnung wäre aber für den vornehmlich von seiner Arbeitskraft lebenden Arbeiter nicht zu bewerkstelligen. Je mehr die Arbeit sich vergeistigt, je intensiver sie wird, je mehr sie den ganzen Organismus, Leib und Seele also, in Mitleidenschaft zieht, desto mehr wird eine solche Berechnung auch unerspriesslich, denn in den angegebenen Fällen wird die Arbeitsdauer, sowie die Frage, in welchem Ausmasse eine regelmässige Wiederholung der Leistung möglich wäre, fast irrelevant. So beim Journalisten, beim Schauspieler, beim Acrobaten, beim Taschenspieler, so bei allen Arbeitern, die eine grosse Menge von Energie in kürzester Frist von sich geben müssen.

Bei dem lediglich von seinem Arbeitslohne lebenden Wirthschafter ist gewiss die Hygiene von hohem Belange, zumal sie ihm das wichtigste

Mittel, seine Consumtionsfähigkeit zu befriedigen, nämlich seine Productionsfähigkeit, erhält. Und darum werden im wirthschaftlichen Daseinskampfe Völker, welche hygienische Gewohnheiten haben, jenen obsiegen, welchen so heilsame Sitten nicht zu eigen sind. Allein man kann nicht soweit gehen, zu sagen, dass die Production um so vollkommener sein werde, je mehr die Hygiene Berücksichtigung findet. Die Pflege des Körpers als eines arbeitenden Organismus kann im Hinblicke auf die von ihm zu gewärtigende Arbeitsleistung nicht eine so sorgfältige sein, dass sie der Arbeit, welche ihr Zweck ist, keine Zeit übrig liesse und diese ganz oder auch nur zu einem Theile vereitelte. Der Werth des Gewinnes ist es, der hier massgebend ist. Käme es dem Arbeiter darauf an, gerade die höchste Wirthschaftlichkeit zu bethätigen, so müsste er immer darauf bedacht sein, zu ergründen, ob er den Nutzeffect seiner Arbeit mehr durch einen Augenblick der Emsigkeit oder mehr durch einen Augenblick der Pflege seiner selbst steigern könne. Und über diesem Sinnen müsste der Augenblick, um den es sich eben handelte, ungenutzt entgleiten.

Wir sind von dem Satze ausgegangen, dass das Zweckverhältnis zwischen der Ernährung und der Arbeit ein zweifaches sein könne. In dem einen Falle ist die Arbeit das Mittel, die Ernährung der Zweck, in dem anderen Falle die Ernährung das Mittel, die Arbeit der Zweck. Damit ist aber nicht auch gesagt, dass das Finalverhältnis bei irgend einem concreten Wirthschafter entweder die eine oder die andere Form annehmen müsse. Es kann vielmehr auch eine derartige Anordnung stattfinden, dass Arbeit und Ernährung im Verhältnisse finaler Reciprocität stehen, dass nämlich jedes der beiden in Frage kommenden Elemente Zweck und Mittel zugleich ist. Im Bewusstsein des arbeitenden Individuums wird sich die Auffassung des Finalverhältnisses individuell ausprägen. Je vergeistigter im Allgemeinen die Thätigkeit des Arbeiters ist, desto höher wird auch die Auffassung seines Lebens sein. Arbeit wird ihm nicht mehr lediglich ein Mittel zur Erhaltung seiner selbst und seiner Familie sein, sondern eine Pflicht der Gesammtheit gegenüber. Und je idealer demgemäss die Anschauung des Arbeiters von seiner Leistung wird, desto mehr wird er sich als ein Mittel für die Zwecke des Ganzen, die eigene Organisation als ein Instrument zur Verwirklichung seiner Zwecke schätzen; er wird dies Instrument nach Thunlichkeit auf der höchsten Leistungsfähigkeit erhalten, um mittels desselben einen möglichst hohen Nutzeffect zu erzielen. Ob sich der einzelne Arbeiter mehr der einen oder mehr der anderen Auffassung des finalen Grundverhältnisses zuneigt, das hängt von dem Grade ab, in dem sich seine Arbeit thatsächlich vergeistigt hat, vom

Charakter und allem, was ihn formt, von der Stimmung ab und allem, was sie ändert. Eine hochstrebende Seele voll schwärmerischer Schwungkraft kann, durch schmerzliche Misserfolge und schwärende Kränkung niedergedrückt, zur ausschliesslich materialistischen Auffassung gezwungen werden, dass sie nur dazu bestimmt sei, dem Leibe, mit dem sie verbunden, zu dienen. Die Verschiedenheit der Auffassung bringt dann auch eine solche der Lebensweise mit sich. Wer der Anschauung ist, dass er lebt, um zu arbeiten, der wird möglichst wenig geniessen, um möglichst viel zu arbeiten: er wird sich ganz und gar seinem Zwecke widmen. Wer dagegen der Anschauung ist, dass er arbeiten müsse, um zu leben, der wird möglichst wenig arbeiten, um möglichst viel zu leben, also möglichst viel zu geniessen. Das Leben, welches zwischen die schroffesten Gegensätze sänftigende Uebergänge bringt, treibt auch eine Mischform des Arbeiters hervor, den Arbeiter, dem die eine Arbeit Zweck, die andere Mittel ist. Als Beispiel dieser Mischform dürfte etwa der Lectionen gebende Künstler aufgefasst werden. Wenn nun aber das Zweckverhältnis zwischen Arbeit und Ernährung bei dem ausschliesslich von dem Ertrage der Arbeit lebenden Wirthschafter nicht klar und bestimmt ist, so ist es um so weniger denkbar, dass das Mass der höchsten Wirthschaftlichkeit, der Punkt also, wo sich das kleinste Mittel mit dem grössten Zwecke trifft, für alle Fälle zu ermitteln wäre. Dies wäre nur unter der Voraussetzung denkbar, dass das finale Verhältnis von Arbeit und Ernährung ein für allemal feststehe. Solches ist in der Realität nicht zu finden; nur bei dem ausschliesslich construirten Wirthschaftsmenschen, welcher nach Belieben eingerichtet wird, ist es auch möglich, dass man aus seiner zweckmässigen Einrichtung zweckmässige Deductionen ableitet.

Wenden wir uns nun der Tauschwirthschaft zu. Sie setzt der gewöhnlichen Auffassung nach mindestens zwei Wirthschafter voraus, welche in der Lage sind, mit einander in Verkehr zu treten. Allein diese Auffassung ist irrig. Auch die wirthschaftliche Natur macht keine Sprünge. Demgemäss ist denn der Tausch nicht eine Erscheinung, die unvermittelt, die wie aus der Pistole geschossen in dem Augenblicke auftritt, in welchem zwei Wirthschafter einander begegnen. Ein Tausch birgt sich auch in dem auturgischen Betriebe, auf einem Tausche beruht auch die isolirte Wirthschaft. Bereits sofern der Wirthschafter sich nährt, um von sich Arbeit zu erhalten, giebt er sich, um von sich zu nehmen. Es findet somit ein Austausch von Kräften statt: der Wirthschafter tauscht in sich. Sofern er weiters seine Arbeit dazu verwendet, irgendwie auf die Natur einzuwirken, damit sie ihm Mittel für seine Zwecke biete, findet gleichfalls ein

Austausch statt: der Wirthschafter löst gewisse zweckmässige Wirksamkeiten aus, um durch sie hinwider von aussen, vom Nicht-Ich sozusagen, zweckmässige Wirksamkeiten auszulösen, die geeignet sind, als Mittel seine besonderen Absichten zu verwirklichen. In einem solchen Verhältnis zur umgebenden Natur steht schon der primitive Jäger. Er bedarf eines gewissen Aufwandes, um durch denselben zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gelangen. Dieser Aufwand besteht in Pfeilen, Pfeilspitzen, Bogen oder Harpunen, von Jagdwerkzeugen also, die ein Capital repräsentiren, weiters besteht sein Aufwand in der Gesammtheit seines geistigen und physischen Trainings, jener Uebung, die ihn in den Stand setzt, Beutethieren mit Erfolg nachzustellen, schliesslich aus der Mühewaltung dieser Nachstellung selbst. Das Zusammenwirken aller dieser Umstände erst bringt die Möglichkeit mit sich, dass der jagende Wirthschafter die Zwecke seiner Wirthschaft, welche in diesem Falle zunächst aus der Ernährung seiner selbst und seiner Familie beständen, durch die Mittel, welche in der Beute liegen, verwirkliche. Worin liegt nun die Wirthschaftlichkeit des Urjägers, etwa des Pfahlbauers, worin liegt nun die Wirthschaftlichkeit des Jägers, der heute dem Wilde nachstellt, wofern wir unter Wirthschaftlichkeit den höchsten Grad der Zweckmässigkeit verstehen? Gewiss darin, dass der Wirthschafter nicht für einen möglichen Erfolg, der für ihn natürlich einen bestimmten Werth hat, Opfer bringe, welche jenen Werth übersteigen. Vermag aber ein solcher Satz sein Verhalten zu schematisiren? Keineswegs. Der Urjäger handelt wirthschaftlich, sofern er im Zustande der Sättigung daheim bleibt, sofern er, belastet mit Beute, das Wild an sich vorüberstreichen lässt, sofern er, bedrängt durch Hunger, all seine Habe, ja seine Gesundheit selbst in die Schanze schlägt, um sein Verlangen zu befriedigen. Aber wann der Jäger höchste Wirthschaftlichkeit bethätigt und was er thun soll, um sie zu bethätigen, das ist nicht zu bestimmen.

Zumal dort, wo das Wirthschaften auf den Tausch zwischen Wirthschaftern gestellt ist, wird die höchste Wirthschaftlichkeit zu einem Gegenstande der höchsten Kunst, in welcher sich geradezu das wirthschaftliche Genie bekunden mag. Nehmen wir zunächst den einfachsten Fall an. Es lebe in einer Gesellschaft ein Wirthschafter, welcher allein im Stande wäre ein für die Gesellschaft werthvolles Gut zu produciren. Es ist das Monopol, das wir vor Augen haben. Gewiss wird dem Monopolisten in den weitaus überwiegenden Fällen das erste Stück, das er zu Markte bringt, sehr viel Aufwand kosten; je mehr Stücke des betreffenden monopolistischen Gutes er erzeugt, desto mehr vertheilt sich der Aufwand über sie. Wäre das Kostengesetz zu Recht

bestehend, so würde er für das erste Stück, das er erzeugt, keinen Käufer finden. In Balzacs „Recherche de l'Absolu" bemüht sich der Held, künstliche Diamanten zu verfertigen, lassen wir seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein, nehmen wir aber zugleich an, er sei nur im Stande Diamanten von einer bestimmten Qualität und einer bestimmten Grösse zu erzeugen. In diesem Falle mag ihn der erste Stein, der in seiner Hand glitzert, ein Vermögen gekostet haben, niemand würde ihm dafür die Gestehungskosten ersetzen. Der massgebende Grund liegt keineswegs in dem Umstande, dass die Diamanten einen Marktpreis haben. Denn flüssiger Sauerstoff hat keinen Marktpreis und für die Erzeugung desselben würde dasselbe gelten. Wenn der Monopolist dahin gelangt ist, sein Erzeugnis zu fabriciren, so is er zugleich vor die blosse Möglichkeit gelangt, den Aufwand, den er bisher auf das Ziel setzte, durch Vertrieb des Fabrikates mit dem Gewinne wieder zu erlangen. Seine Einnahme wird mit einem gewissen Umfange der Erzeugung und des Verkaufes wachsen. Wenn er aber hierin zu weit geht, wird er den Preis seiner Waare derart drücken müssen, dass sie ihm schliesslich nicht mehr Gewinn abwirft, dass er sie schliesslich nicht mehr in wirthschaftlicher Weise zu erzeugen vermag. Wenn unser Diamantenerzeuger demnach dahin gelangt ist, die Steinkohle, welche er centnerweise ankauft, in Juwelen zu verwandeln, so wird er sich nach dem technischen Problem vor einem wirthschaftlichen Problem sehen, vor dem Problem nämlich, in welcher Art er seine Erfindung verwerthen soll. Erzeugt er sogleich massenhaft Diamanten, so entwerthet er dieselben und setzt sich in Schaden. Er wird daher darauf bedacht sein, zuerst nur wenig von seiner Waare zu erzeugen, damit er seine künstlichen Diamanten zu dem Preise, welchen sonst die natürlichen Diamanten erzielen, an den Mann bringe. Sodann wird er, wenn er das Bedürfnis der kaufkräftigen Schichten befriedigt und aus ihnen einen namhaften Gewinn gezogen hat, weniger kaufkräftige Schichten aufsuchen, er wird den Preis niederer stellen. Aber es wird auch Aufgabe seiner Kunst, seiner wirthschaftlichen Berechnung sein, den Preis nicht so niedrig zu stellen, dass er daraus geringeren Gewinn erzielt als bei höherem Preise. Er wird sich, in Zahlen gesprochen, vorhalten, dass es für ihn erspriesslicher ist, einen Diamanten für tausend Gulden als tausend Diamanten zu je einen halben Gulden hinzugeben. Wenn er nicht allmählig den Preis erniedrigt und zugleich die Zahl der auf den Markt geworfenen Stücke vermehrt, sondern sogleich einen Durchschnittspreis fordert, so schliesst er Alle, deren Kaufkraft unter dem Durchschnittspreise steht, von dem Geschäfte aus; sein Gesammterlös würde demnach bedeutend er-

niedrigt; er hätte unwirthschaftlich gehandelt. Hätte er andererseits gleich den geringsten Preis gefordert, zu dem er seine Waare noch mit Gewinn hingeben kann, so hätte er ein noch schlechteres Geschäft gemacht. Er muss vielmehr derart vorgehen, dass er billiger wird, wenn er eine Schichte, die für einen Stein dieser Grösse einen bestimmten Preis erlegen will, gesättigt und solcherart eine Erschöpfung der Kaufkraft durchgeführt hat. Wenn wir demnach die Kosten der Erzeugung nicht in Rechnung setzen, werden sich hinsichtlich der Ausdehnung des Betriebes mehrere Punkte ergeben, welche für denselben kritische Bedeutung haben. Der erste Punkt ist mit dem ersten Stück gegeben, das überhaupt erzeugt wird, mit dem ersten Stück, wofür die Gestehungskosten nicht zu verlangen sind; wenn der Betrieb weiter ausgedehnt wird, gelangt der Wirthschafter durch Ausnutzung des Marktpreises dazu, mit Gewinn zu arbeiten. Der Augenblick, in welchem dies eintritt, ist der zweite kritische Punkt, welcher hier in Rücksicht kommt. Durch weitere Ausdehnung gelangt der Wirthschafter dahin, dass dieser Gewinn der grösste wird. Dieser Punkt ist der der höchsten Wirthschaftlichkeit. Eine noch weitere Ausdehnung bewirkt eine Uebersättigung des Marktes, den Fall des Preises, die Verminderung des Gewinnes, dies ist der vierte kritische Punkt. Eine noch weitere Vermehrung des Betriebes gelangt schliesslich an einen Punkt, wo die Erzeugung des devalvirten Gutes sich nicht mehr rentirt. Wir sehen, dass wir es auch hier mit einer Kurve zu thun haben, mit einer Ergiebigkeits-Kurve, und dass das Uebermass, in welchem sich der Wirthschafter in einer Richtung bethätigt, die Motive, die ihn hiezu veranlassen können, schwächt. Wir beabsichtigen durch die vorliegende Erörterung darzuthun, dass das Streben möglichst viel für möglichst Weniges zu verlangen, wohl Allen gleich ist, dass aber die Möglichkeit, dies thatsächlich durchzuführen, einer der schwierigsten Gegenstände genannt werden kann.

Nicht anders verhält es sich mit dem Bestreben, für einen fixen Preis möglichst wenig zu geben. Wenn der Monopolist, hinsichtlich des Preises, welchen er für seine Waare verlangen kann, irgendwie gebunden ist, so wird er sich veranlasst sehen, die Waare selbst zu deterioriren, er wird möglichst wenig für das geben, was ihm gegeben wird; er wird auf diesem Wege den Punkt der höchsten Ergiebigkeit erreichen: überschreitet er denselben, so wird er die Nachfrage, wird er den Consum vermindern, er wird schliesslich durch immer weitere Fortsetzung seiner, ihm selbst schädlichen Uebung dahin gelangen, aus seinem Monopol überhaupt keinen Nutzen mehr ziehen zu können. Der Punkt der höchsten Wirthschaftlichkeit kann in der

Theorie, d. h. unter Annahme eines schematisirten Marktes mit einer bestimmten Anzahl von Käufern, welche sich ihrer Kaufkraft nach abstufen, ermittelt werden. Bekanntlich ist es der österreichischen Schule gelungen, in dieser Hinsicht mit Hilfe der Grenznutzen-Theorie unsere Einsicht in die Vorgänge des Wirthschaftslebens zu vermehren. Thatsächlich giebt es aber keinen Wirthschafter, welcher sich einem solchen Markte gegenüber sähe, thatsächlich giebt es keinen, welcher in der Lage wäre, in concreto die höchste Wirthschaftlichkeit zu bekunden und die ökonomische Differenz jederzeit möglichst gross zu gestalten. Hierzu reicht seine Einsicht in das Getriebe des thatsächlichen Marktes nicht aus. Diese Erwägungen sind keineswegs so theoretischer Natur als man denken sollte. Das Monopol ist nämlich keineswegs bloss im Schema einer Preis-Theorie vorhanden. Es ist vielmehr gegenwärtig nicht nur als Staatsmonopol und Patent, sondern insbesondere auch als Cartell von Bedeutung. Hinsichtlich des Staatsmonopols wäre zu bemerken, dass es beipielsweise Regierungen, die sich des Tabaksmonopols erfreuen, sehr angenehm wäre, könnten sie erfahren, zu welchem Preise jede Sorte zu verschleissen wäre, damit der Erlös ein möglichst hoher würde. Gewiss ist Jedem von vornherein nur, dass man sowohl durch Herabsetzen des Preises für die fragliche Waare, wie auch durch Erhöhen desselben an Grenzen gebunden ist, wo die Ergiebigkeit des Monopols aufhört. Gewiss ist ferner, dass zwischen diesen beiden Nullpunkten der Ergiebigkeits-Curve sich ein Höhepunkt befindet. Aber es fehlt uns zur Zeit an einer Methode, diesen anders als durch den Versuch auszumitteln. Dasselbe gilt vom Patente.

Dies dürften insbesondere jene Industrien bedauern, die im Cartell eine Regelung ihrer Thätigkeit gesucht haben. Was man unter einem Cartell zu verstehen hat, das wollen wir an dieser Stelle nicht in Erwägung ziehen; auch die Berechtigung desselben sei hier nicht erörtert. Es genügt hier der vorläufige Hinweis, dass die Cartelle lediglich der Absicht, das concrete Geschäft durch Vereinbarungen zwischen den Anbietern dem Höhepunkte der Wirthschaftlichkeit näher zu bringen, ihr Entstehen verdanken. Würde es eine Methode geben, mittels welcher man den Preis der höchsten Wirthschaftlichkeit, also der höchsten Ergiebigkeit, ermitteln könnte, so würden sie dieselbe gewiss behufs der Ermittlung des Preises, zu welchem sie das gemeinsame Erzeugnis abgeben sollen, anwenden. Da sie über eine solche Methode aber nicht verfügen, stellt sich allen Cartellen die Alternative entgegen, entweder für das Product zu viel zu fordern, dadurch den Gesammtumsatz zu vermindern und so das zu schützende Interesse zu schädigen, oder zu wenig zu fordern, also den Erlös zu vermindern und

dadurch das geschützte Interesse wieder zu schädigen. Die richtige Mitte zu finden ist ihre höchste Sorge, es ist aber nicht anzunehmen, dass ihre Bemühungen in dieser Hinsicht von Erfolg gekrönt wären. Dies würde eine Einsicht in die Marktlage voraussetzen, welche unmöglich ist, eine Einsicht nämlich in die Zahl der Käufer und in die Kaufkraft derselben, eine Einsicht also in den ganzen Bedarf. Da diese durch die Erfahrung nur annäherungsweise möglich ist, ist es auch unmöglich, dass die Cartelle ihr Ziel, nämlich die grösste Wirthschaftlichkeit des Betriebes, vollständig erreichen. Wenn sie sich demselben nähern, so ist dies bereits eine genug bedeutungsvolle Thatsache. Soweit wir die Cartelle gegenwärtig überschauen können, gelingt ihnen eine solche Näherung zunächst dadurch, dass sie über den durch die Concurrenz gebildeten Marktpreis hinausgehen und einen Cartellpreis aufstellen. Die Differenz zwischen den beiden Preisen ist eine Steuer, welche das Cartell dafür erhebt, dass die Gesammtheit sich einer solchen Industrie überhaupt erfreut. Die Frage, wer diese Steuer eigentlich trägt, wird uns an einer anderen Stelle interessiren. Wir werden an geeigneter Stelle sehen, dass diese Steuer auf Allen ruht, welche nicht in der Lage sind, die Concurrenz gleichfalls durch ein Cartell auszuschliessen, somit vorzugsweise gegen den geistig arbeitenden Mittelstand gerichtet ist. Je mehr die wirthschaftlichen Factoren, welche sich cartelliren, sich dem Punkte der höchsten Wirthschaftlichkeit nähern, desto mehr werden die wirthschaftlichen Factoren, welche sich nicht cartelliren können, von demselben Punkte abgedrängt und zu einer Production gezwungen, bei der sie eben noch bestehen können, bei der sie, wirthschaftlich verstanden, das nackte Leben retten, bei der sie also des Existenzminimums theilhaftig werden. Unter diesem Ausdrucke ist aber keineswegs eine bestimmte Höhe des Einkommens verstanden, sondern eine Zone, innerhalb welcher der Wirthschafter sich nur unter Bedingungen halten kann, die leicht durch Zufälligkeiten irgend welcher Art in Wegfall kommen: ein Dasein, das auf das Existenzminimum gesetzt ist, steht in labilem Gleichgewichte, es ist vernichtet, sowie sich seine ohnehin geringe wirthschaftliche Energie irgendwie durch Krankheit oder Alter noch weiter vermindert. So sehr steht aber der Punkt der höchsten Wirthschaftlichkeit im Dunkeln, dass der geistig arbeitende Mittelstand, also gerade die höchste Intelligenz der Culturvölker, gegenwärtig gar keine Ahnung von der Gefahr hat, die ihn bedroht: je mehr das Niveau des wirthschaftlichen Erfolges auf Seite der Cartelle steigt, desto mehr muss es auf seiner Seite sinken, desto mehr ist er demzufolge auf den Aus-

sterbe-Etat gesetzt. So steht denn die Frage der Cartelle mit der des geistigen Proletariates in Verbindung.

5. Das Maximum der Wirthschaftlichkeit.

Wir haben die Differenz zwischen dem Aufwande und dem Erfolge die wirthschaftliche Differenz genannt. In der Wirthschaftlichkeit haben wir ein Streben, die wirthschaftliche Differenz zu einer möglichst grossen zu gestalten, kennen gelernt. Die Frage, in welcher Art die wirthschaftliche Differenz zu einer möglichst grossen zu gestalten wäre, ist, wie wir im vorigen Abschnitte dieses Capitels gesehen haben, eine Thatfrage; sie muss vor jedem besonderen Zwecke, welcher erreicht werden soll, in Ansehung der Mittel, welche ihn zu verwirklichen geeignet sind, gesondert durch den wirthschaftlichen Calcul erörtert werden. Ueber die wirthschaftliche Differenz lässt sich demgemäss nichts Anderes aussagen, als dass danach gestrebt wird, sie zu einer möglichst grossen zu gestalten. Viele Oekonomisten rathen auch, dass hiernach gestrebt werden soll.

Betrachten wir zunächst dieses Streben, betrachten wir sodann jenen Rath. Dieses Streben, es steht selbst unter dem Einflusse des Wirthschaftlichkeitsprincips, dies hat zur Folge, dass es nicht geübt wird, wenn der Aufwand von Kraft behufs der Vergrösserung der wirthschaftlichen Differenz sich nicht lohnt; in Analogie zu der Thatsache des abnehmenden Bodenertrages findet sich auch die Thatsache, dass das Streben nach einer Vergrösserung der wirthschaftlichen Differenz an einen Punkt gelangen kann, wo der Aufwand an Opfern, welche dieses Streben bedingt, in einer weiteren Vergrösserung der wirthschaftlichen Differenz kein Entgelt findet. In diesem Falle entspricht es der Wirthschaftlichkeit, wenn ein ferneres Streben nach Vergrösserung der wirthschaftlichen Differenz nicht weiter verfolgt wird. Das Streben nach der grössten wirthschaftlichen Differenz wird erst an dem Punkt aufgegeben, wo es zwecklos erscheint. Dies beweist, dass das Princip der Wirthschaftlichkeit lediglich die Aeusserungsform eines stärkeren Principes ist; wenn das Princip der Wirthschaftlichkeit aufhört zu wirken, sobald es anfängt, zwecklos zu werden, so ist es offenbar das finale Princip allein, welches hier wirkt.

Welchen Werth hat unter solchen Umständen der Rath der Oekonomisten, dass immerdar gestrebt werden soll, die wirthschaftliche Differenz zu einer möglichst grossen zu gestalten? Ein Rath ist im Allgemeinen nur richtig, wenn dasjenige, worauf er hinweist, nicht immer, nicht ohnehin geschieht. Geschieht nämlich das, was der Rath bezwecken will, immer, so ist er gegenstandslos, geschieht das, was er bezwecken will, nie und

kann es auch nicht geschehen, so ist er womöglich noch gegenstandsloser. Der Rath, die wirthschaftliche Differenz möglichst zu vergrössern, ist gewiss nicht gegenstandslos aus dem letzten Grunde, er ist gewiss nicht gegenstandslos, weil nie danach gestrebt wird, die wirthschaftliche Differenz zu vergrössern, oder weil danach überhaupt nicht gestrebt werden könnte. Nicht Unmögliches fordert jener Rath vom Wirthschafter. Aber könnte der Rath, sich wirthschaftlich zu verhalten, nicht aus dem anderen Grunde gegenstandslos sein?

Alle Handlungen tragen, wie wir wissen, als zweckmässige, das Merkmal des Oekonomischen an sich. Weil dem so ist, sind wir berechtigt, von dem Verhältnis zwischen beiden Begriffen auszusagen, dass der Begriff des Oekonomischen in den des Zweckmässigen falle. Gehen wir nun einen Schritt weiter. Fragen wir nach der näheren Bestimmung dieses Verhältnisses. Wenn der Begriff des Oekonomischen in den des Zweckmässigen fällt, so ist nämlich zweierlei möglich, erstlich, dass der Begriff des Oekonomischen enger und der des Zweckmässigen ein weiterer sei, oder dass beide Begriffe einander decken. Wenn der Begriff des Zweckmässigen der weitere wäre, so würde sein Inhalt ein ärmerer sein als der des Oekonomischen; wenn der Begriff des Oekonomischen ein engerer wäre, müsste sein Inhalt ein reicherer sein, müsste in ihm ausser dem Begriffe des Zweckmässigen noch ein besonderes Merkmal wohnen. Wenn wir nun nachweisen könnten, dass der Inhalt des Begriffes der Zweckmässigkeit nicht ärmer ist als der des Oekonomischen, dass der des Oekonomischen nicht reicher ist als der des Zweckmässigen, so wäre damit auch dargethan, dass die Peripherien der beiden Begriffe einander decken. Dies zeigt sich in der That. Ein Mittel ist nur dann zweckmässig, wenn es geeignet ist, den Zweck zu erfüllen. Um geeignet zu sein, den Zweck zu erfüllen, darf die hiezu angewendete Wirksamkeit weder grösser noch kleiner sein, als der Zweck eben zu seiner Verwirklichung erfordert. Wäre die Ursache, welche im Mittel gesetzt wird, um den Zweck zu verwirklichen, nämlich geeignet, mehr als dies zu leisten, so wäre eine zu diesem Zwecke unverwendbare Wirksamkeit vorhanden, welche keinem Zwecke entspräche, sie wäre also nicht geeignet, einen Zweck zu erfüllen und wäre demnach unzweckmässig. Wäre die Ursache, welche im Mittel gesetzt ist, dagegen zu klein, um die Wirkung, welche der Zweck sein soll, hervorzurufen, so wäre ein unbedeckter Theil des Zweckes, ein unüberwundenes Hindernis vorhanden; der Zweck wird, wenn er untheilbar ist, unter solchen Umständen überhaupt nicht erreicht, in diesem Falle kann wieder von Zweckmässigkeit nicht die Rede sein. Ist das Mittel im Hinblick auf den Zweck übermässig, so

ist damit jene Unwirthschaftlichkeit gegeben, welche wir als Verschwendung erkannt haben; ist das Mittel im Hinblick auf den Zweck untermässig, so ist damit jene Unwirthschaftlichkeit gegeben, welche wir Geiz genannt haben. In beiden Fällen sind wirthschaftliche Wirksamkeiten, welche geeignet wären, Zwecke zu erfüllen, verloren gegangen, sie sind Residuen, sie sind Rückstände geworden; dies zeigt an, dass der Geiz in ökonomischem Sinne eine Verschwendung ist.

Mittels der Wirksamkeit, mit welcher wir hier immer rechnen, der Wirksamkeit, welche geeignet ist, einen Zweck zu erfüllen, werden wir im weiteren Verlaufe unserer Darlegungen einen Begriff construiren, auf den wir mit Nachdruck hinweisen müssen, weil er den Titel des vorliegenden Werkes bildet: die wirthschaftliche Energie. Mittels dieses Begriffes, welcher unsere Untersuchungen bedeutend vereinfachen würde, vermögen wir aber vorläufig noch nicht zu arbeiten. Wir müssen uns daher vor der Hand mit primitiveren Behelfen fortfristen. Ein Beispiel wird uns zunächst den Zusammenhang der Dinge einigermassen ersichtlich machen. Nehmen wir an, wir hätten eine Pistole zu laden. Sollen alle Bedingungen geschaffen werden, dass die Kugel an ihr Ziel gelange, so muss die Quantität des Pulvers, welche wir verwenden, eine von der Erfahrung genau ermittelte sein. Verwenden wir zur Ladung zu viel Pulver, so ist es möglich, dass die Kugel, auch wenn gut gezielt worden, über das Ziel hinausfliege, somit ihr Ziel verfehle, verwenden wir zu wenig Pulver, so ist es möglich, dass die Kugel vor dem Ziele kraftlos zu Boden sinke. In dem einen Falle haben wir, auch wenn das Ziel erreicht wird, eine Theilquantität Pulvers zwecklos aufgewendet, im anderen Falle haben wir die ganze Quantität des Pulvers zwecklos aufgewendet. Wir haben hier zwischen zwei Momenten zu unterscheiden, zwischen der physischen Wirksamkeit der Mittel auf den Zweck, dem Causalitätsverhältnisse, und dem Momente, dass es sich bei dem Mittel um eine gewollte Ursache, bei dem Zwecke um eine gewollte Wirkung handelt. Wollen wir den Zweck, so müssen wir auch das Mittel wollen: aber wir müssen es nur in dem geringsten Masse wollen, in dem Masse nämlich, dass es uns eben den Zweck verwirkliche: zur Ermittlung dieses genauen Masses ist der wirthschaftliche Calcul nothwendig, das Streben nach diesem geringsten Masse ist zugleich das der wirthschaftlichen Differenz. Das Streben nach der wirthschaftlichen Differenz kann sich nur dadurch bethätigen, dass man, wenn das Mittel fix ist, den Zweck vergrössert, dass man, wenn der Zweck fix ist, das Mittel verkleinere. Diesen Bemühungen kommt allemal die Qualität des Zweckmässigen und eben darum auch des Oekonomischen und Wirthschaftlichen zu.

Wir gelangen somit zu den Schlüssen, dass alle Handlungen zweckmässig sind. dass alle Handlungen, als zweckmässige. ökonomisch und wirthschaftlich sind. In allen Handlungen wird ja ein Mittel zu einem Zwecke aufgewendet. es wird aufgewendet, weil das Mittel an Werth geringer ist als der Zweck. der dadurch erreicht werden soll. Wiewohl uns die ökonomische Natur des Handelns durch diese Einsichten deutlicher geworden. wird sie sich uns noch klarer offenbaren, wenn wir das Wesen der ökonomischen Causalität erfasst haben werden. Wenn wir die ökonomische Causalität erfasst haben werden, so werden wir in der Lage sein. nicht nur über den Zusammenhang des Wirthschaftlichen mit dem Organischen und des Organischen mit dem Zweckmässigen. sondern auch des Zweckmässigen mit der Causalität überhaupt zu urtheilen: es wird sich ferner im weiteren Verlaufe unserer Untersuchungen zeigen. dass die Bedeutung derselben bis in das Gebiet des Werthes und insbesondere der von der österreichischen Schule verfochtenen Grenznutzenstheorie hineinreiche.

Bevor wir diese Zusammenhänge erörtern. wird es angemessen sein, die nächsten Consequenzen unserer Darlegungen zu ziehen. Das sogenannte Princip der Wirthschaftlichkeit kann entweder ein theoretischer Grundsatz sein oder ein praktischer: er kann sich entweder auf das Sein oder das Sollen beziehen. Bezieht es sich auf das Sein, so kann er sich nicht auf das Sollen beziehen. denn dieses setzt voraus, dass das Geforderte nicht thatsächlich bestehe, widrigenfalls jedes Heischen überflüssig wäre. Bezieht es sich dagegen auf das Sollen. so kann er sich nicht auf das Sein beziehen. denn das Sollen setzt ein Nichtsein voraus. widrigenfalls es gegenstandslos wäre. Wir haben gesehen. dass das Princip der Wirthschaftlichkeit als praktischer Grundsatz. als Maxime nicht haltbar ist. zumal es unser alltägliches Streben in jeder zweckmässigen Handlung ist. mittels des Geringsten das Grösste zu erlangen und eben darum jeder unserer Handlungen der Charakter des Oekonomischen zuzusprechen ist. Wer uns somit die Wirthschaftlichkeit anräth. der heisst uns wollen, was wir ohnedies wollen. thun. was wir ohnedies thun: er giebt uns in Wahrheit nicht eine Maxime an die Hand. mit welcher wir, falls wir sie befolgen, erfreuliche Vortheile einheimsen könnten, er hat vielmehr nur das Gesetz ausgesprochen. welchem wir ohnehin unserer Natur nach Folge leisten. Das Streben. die ökonomische Differenz zu einer möglichst grossen zu machen. ist immer. ist in Jedem vorhanden. in jedem Menschen nicht nur. sogar in jedem lebenden Wesen. Dieses Streben ist Gegenstand der wirthschaftlichen Beobachtung, der Wirthschaftskunde, der Oekonomik. Damit ist aber nicht gesagt, dass sie nur

jene Fälle zu beachten habe, in welchen jenes Streben gelingt, in welchen jene Differenz thatsächlich eine möglichst grosse ist. Die wirthschaftliche Thätigkeit ist eine Kraft, welche derart wirkt, dass sie die beiden Principe, auf welche es bei der ökonomischen Differenz ankommt, möglichst weit von einander zu trennen sucht. Aber Object der Forschung ist keineswegs jener wirthschaftliche Vorgang, bei welchem die Wirthschaftlichkeit sich voll und ganz zu bethätigen vermag, keineswegs die Fälle der grössten Wirthschaftlichkeit, keineswegs die Fälle der grössten wirthschaftlichen Differenzen, denn diese sind jeweilig das glückliche Ergebnis der ökonomischen Technik. Sie bilden überhaupt nur Ausnahmen; das Dauernde in der Erscheinung ist nur das Streben, welches die wirthschaftliche Differenz zu vergrössern sucht. Nur dieses allgemein giltige und nothwendige Streben ist Gegenstand der Oekonomik, nicht auch die besondern Fälle, in welchen es vollkommen glückt. In der Maxime der Wirthschaftlichkeit, welche uns ermahnt, die ökonomische Differenz möglichst zu vergrössern, ist uns in Analogie zu der Binsenwahrheit ein Binsenrath, ein conseil de La Palisse gegeben; denn nicht dass wir so handeln sollen, sondern wie wir in jedem concreten Falle so handeln können, ist die Frage; darauf giebt aber die Maxime keine Antwort. Das ist eine Sache besonderer Erwägung. Darüber herrscht kein Zweifel, dass die ökonomische Differenz vergrössert werden soll; wie wir das aber anzustellen haben, vermag uns die Oekonomik überhaupt nicht zu sagen. Das ist Gegenstand jener Thätigkeit, welche eben die wirthschaftliche ist, das ist Gegenstand der wirthschaftlichen Thätigkeit selbst, das ist Gegenstand der wirthschaftlichen Praxis, der wirthschaftlichen Kunst. Der Oekonomist vermag nur den allgemeinen Grundsatz festzustellen. Die Ausführung desselben im Hinblicke auf seine Bedürfnisse, auf seine Schätzungen, auf die ihm verfügbaren Mittel ist Sache jedes Einzelnen in jedem einzelnen der Wirthschaftsprobleme, welche ihm das Leben darbietet. Darüber vermag die Oekonomik um so weniger etwas zu bestimmen, als in dem Rathe, dass zwischen dem Werthe der Opfer und dem Werthe der durch das Opfer erlangten Mittel oder, einfacher ausgedrückt, dass zwischen dem Werthe der Mittel und dem Werthe des Zweckes die ökonomische Differenz eine möglichst grosse sein solle, die Werthschätzung vorausgesetzt ist, welche ihrem Wesen nach eine subjective ist. Das Streben nach der ökonomischen Differenz vermag um so weniger der Ausgangspunkt, das Princip der wirthschaftlichen Forschung zu sein, als es sich nicht allgemein bestimmen lässt, welches Mittel das kleinste, welcher Erfolg der grösste wäre, da ja das kleinste Mittel und der grösste Erfolg erst Ergebnis der Werthung sind; der

Oekonomist vermag kaum anzugeben, in welcher Art ein bestimmter, von ihm verschiedener Wirthschafter im Stande wäre, seine Zwecke möglichst vollständig zu erreichen, denn dass dieser Zwecke hat, weiss er, aber die nähere Artung derselben und das Mass der verfügbaren Mittel ist ihm unbekannt.

Wenn die Wirthschaftlichkeit aber auch nicht ein regulatives und praktisches Princip der Oekonomik ist, vielleicht ist sie ein constitutives, ein theoretisches? Diese Frage erheischt eine eingehende Erörterung.

Wir glauben nachgewiesen zu haben, dass das Moment des Wirthschaftlichen, des Oekonomischen und des Zweckmässigen identisch sind. Betrachten wir nun die Finalität hinsichtlich ihrer ökonomischen Bedeutung näher. Wir haben den Zweck als die gewollte Wirkung einer gewollten Ursache, das Mittel als gewollte Ursache einer gewollten Wirkung definirt. Da wir Zweck und Mittel nur mittels der Causalität definiren können, müssen wir in beiden ein Causalitätsverhältnis, ein Verhältniss zwischen Ursache und Wirkung erblicken. Dieses Causalitätsverhältnis muss nothwendig auf einer Erkenntnis des Mittels, als einer möglichen Ursache einer möglichen Wirkung beruhen. Jede wirthschaftliche Handlung muss somit auf einem Urtheile fussen, das die Möglichkeit ausspricht, mittels eines Mittels einen bestimmten Zweck zu erreichen. Das ist ein sachliches Urtheil, welches sich mit Causalzusammenhängen der Aussenwelt beschäftigt. Es fällt nicht in den Kreis unserer Betrachtung, da die Art und Weise, in welcher das Mittel mit dem Zwecke zu verknüpfen ist, eine Frage der Technik ist. Das Urtheil, welches hier angewendet wird, ist daher auch nur ein technisches. Ein gegebener Zweck kann aber im Allgemeinen durch verschiedene Mittel verwirklicht werden. Beispiele werden diese Distinction erläutern. Wenn ich einen Saal erhellen will, kann ich in demselben eine Kerze anzünden; ich kann in denselben Gas leiten und eine Gasflamme anzünden; ich kann in demselben eine elektrische Beleuchtung installiren und eine elektrische Lampe erglühen lassen. Durch diese drei Beleuchtungsarten wird mir Licht in verschiedener Stärke geboten und wird mir auch mein Zweck, den Raum zu erhellen, in verschiedenem Masse verwirklicht; wenn ich nun aber festgestellt habe, dass mir die zweckentsprechende Beleuchtung beispielsweise durch die Lichtstärke von 500 Kerzen gegeben ist, tritt an mich die Frage heran, ob es angemessener ist, 500 Kerzen aufzustellen oder Gasflammen in einer Anzahl zu entzünden, welche dieselbe Helligkeit ergiebt, oder Glühlichter, welche den gleichen Effect auslösen. Alle drei Mittel führen mich in gleicher Weise zu meinem Ziele, zur Erleuchtung des

Raumes. Unter solchen Umständen tritt an das wirthschaftliche Urtheil eine weitere Aufgabe heran; ich muss dasjenige Mittel auswählen, das mir am besten entspricht; dem Zwecke nach entsprechen mir alle drei Mittel gleich, ich kann daher nicht zu einer Wahl veranlasst werden. Aber der Zweck, den fraglichen Saal zu erhellen, ist ja nicht der einzige Zweck meiner wirthschaftlichen Thätigkeit; ich habe auch noch den Zweck bei derselben, die ökonomische Differenz möglichst zu vergrössern. Man hat also die Wahl zwischen Processen der Zweckermittelung. In der Bethätigung dieser Wahl beruht das wirthschaftliche Urtheil.

Das wirthschaftliche Urtheil ist keineswegs eine feste, eine dauernde Grösse; es steht im Flusse der Entwicklung; es vervollkommnet sich, je mehr die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge überhaupt zunimmt, je schärfer die wirthschaftliche Causalität aufgefasst wird. Die Erkenntnis der wirthschaftlichen Causalität kann im Allgemeinen gegenwärtig als eine noch sehr vage und unbestimmte betrachtet werden. Man könnte sagen, man mache sich heute von ihr ähnliche Vorstellungen, wie man sie sich im Alterthume von der physikalischen Causalität gebildet hat. Da nun das wirthschaftliche Urtheil in der Auffassung der wirthschaftlichen Causalität beruht, die wirthschaftliche Causalität aber noch im Argen liegt, kann man auch sagen, dass das wirthschaftliche Bewusstsein, sofern man darunter die Selbsterkenntnis des wirthschaftlichen Denkens versteht, heute noch unentwickelt sei. Seine Entwicklung einerseits, der gegenwärtige niedrige Stand derselben andererseits wird durch eine kurze Erörterung klar.

Gemeiniglich wird der primitivste Zustand der Cultur darin erblickt, dass der Mensch nach Thieren jagt oder von wild wachsenden Pflanzen sich nährt, ein Zustand also, in welchem der Mensch etwa die Lebenshaltung eines braunen Bären, der ja gleichfalls theils Pflanzenfresser, theils Fleischfresser ist, sein eigen nennt. In jenem Zustande der Entwicklung hat der Mensch eine grosse Verschwendung mit seiner wirthschaftlichen Kraft getrieben; obwohl ihm das Streben, durch möglichst geringen Aufwand zur Befriedigung seiner Zwecke zu gelangen, genau so eigen gewesen wie derzeit, konnte er doch mit dem grössten Aufwand von Mühe seine Bedürfnisse nur sehr unvollkommen decken. Seine Zwecke mögen damals kaum umfangreicher gewesen sein als die des braunen Bären heute; es handelte sich ihm vornehmlich um Sättigung; es ist gewiss, dass er nicht einmal zu dieser in der wünschenswerthen Weise gelangen konnte. Dies ist bei Jagdvölkern immer noch der Fall. Grosse Anstrengungen und Entbehrungen wechseln bei ihnen mit Ueberfülle. Allmählich aber entwickelt sich das wirth-

schaftliche Urtheil; es drängt sich dem Menschen auf, dass es Mittel geben könne, die Unregelmässigkeit der Ernährung zu vermeiden. Das geschieht auf zweifache Weise: durch Viehzucht und durch Ackerbau. Ursprünglich wird der Mensch wohl, gleich andern Zweihändern, vorwiegend von Pflanzenkost gelebt haben; dann mag er durch gelegentlichen Mangel dahin gelangt sein, auch lediglich thierische Nahrung zu sich zu nehmen: in derselben Weise macht es ja der Bär. Tritt die Jagd an die Stelle des Früchtepflückens, so ist das bereits ein Fortschritt: er liegt darin, dass nach dem Nahrungsmittel mit Aufwand einer grösseren geistigen Kraft gesucht wird; dieser Aufwand ist nothwendig; denn die Frucht vermag weder zu fliehen, noch auch sich zu verbergen, das Wild aber gilt es zu überlisten. Der weitere Fortschritt dürfte in derselben Reihenfolge stattgefunden haben. Statt der Nahrung nachzugehen, verlegt der Wirthschafter sie um seine Wohnstätte. Er domesticirt das organische Reich, er domesticirt die Pflanzen zu Nutzpflanzen, er domesticirt die Thiere zu Nutzthieren. Aber auch in diesen ersten Schritten hat der Mensch sich nicht wesentlich über das Thier erhoben: Wohnstätte, Nutzpflanzen, Nutzthiere, auch die Ameise kennt sie. Immerhin sehen wir, so niedrig auch das wirthschaftliche Urtheil auf diesen beiden Stufen stehen mag, dass es gewachsen ist. Die Beherrschung der Naturcausalität erstreckt sich bei den primitiven Menschen über wenige Glieder. Er pflückt die Frucht und verzehrt sie: Ursache und Wirkung. Er jagt, erbeutet, sättigt sich: die Causalität weist drei Glieder auf. Er sammelt Sämerei, säet, erntet, verzehrt: die Causalität weist vier Glieder auf. Heute sind wir in unserer Wirthschaft viel weiter. Wir schmieden vielgliedrige Causalitätsketten, die wir vollständig übersehen. Aber hinsichtlich der wirthschaftlichen Causalität verhält sich dies anders. Verlassen wir das Gebiet der Privatwirthschaft und fassen wir die Art, in der eine Wirthschaft auf die Andere wirkt ins Auge, so würdigen wir kaum recht Ursache und Wirkung, kaum die einfache wirthschaftliche Causalität ist uns klar. Wollten wir die höchste Wirthschaftlichkeit bethätigen, wir müssten in der Oekonomik so weit sein, wie in der Technik, in der Beherrschung der uns derzeit noch unbekannten wirthschaftlichen Gesetze so weit, wie in jener der Naturgesetze.

Die höchste Wirthschaftlichkeit ist gemäss unseren obigen Ausführungen ein Strebeziel der ökonomischen Praxis, der Wirthschaft selbst, welches in die Theorie nur als Thatsache einzugehen vermag; nicht das Ziel dieses Strebens, das Streben selbst ist Gegenstand der Theorie. Es handelt sich also in der Oekonomik, sofern sie als Theorie ins Auge gefasst wird, nicht um die wirthschaftliche Seite

irgend einer Erscheinung, welche auch andere Seiten als die wirthschaftliche hätte. Es handelt sich insbesondere nicht um die wirthschaftliche Seite der Socialerscheinungen. Denn einerseits sind alle Socialerscheinungen wirthschaftliche und nichts Anderes, so dass man von einer wirthschaftlichen Seite derselben nicht sprechen kann; andererseits handelt es sich bei dem Wirthschaftlichen um einen Begriff, welcher viel weiter ist als die Socialerscheinung, zumal die Vergesellschaftung nur ein Mittel unter vielen ist, welche zur Verwirklichung von Zwecken in Anwendung gelangen. Vielmehr findet sich das wirthschaftliche Moment bereits voll und ganz, deutlich und bestimmt im Zustande der Auturgie ausgedrückt, in jenem der Vergesellschaftung vorhergehenden und sie bedingenden Zustande, in welchem jedes Individuum auf die eigenen Zwecke durch eigene Mittel bedacht ist und seine eigenen Arbeiten besorgt. Hielte man daran fest, dass in der Oekonomik das Princip der Wirthschaftlichkeit der Schlüssel sei, das architectonische Stück also, das alles Andere hält und trägt, so müsste sich, sofern dabei der Ansicht gehuldigt wird, dass es sich nur um die grösste Wirthschaftlichkeit handle, die Oekonomik nur damit beschäftigen, ausfindig zu machen, in welcher Art und Weise auf das Wirthschaftlichste bei der Erzeugung, Ansammlung und Vertheilung der Güter vorgegangen werden kann. Damit wäre eines der wichtigsten Probleme der Oekonomik, nämlich wie bei der Production, Vertheilung und Consumtion, nicht die höchste Wirthschaftlichkeit, sondern das höchste allgemeine Glück zu erlangen sei, ausgeschlossen, dieses Problem könnte nicht einmal in seiner rudimentären Gestalt, in der Frage, wie die Güter auf das Gerechteste erzeugt, vertheilt und verzehrt werden könnten, behandelt werden. Auch das Problem, in welchem Masse der Staat dazu beitragen kann, die Existenz seiner Bürger zu einer möglichst entsprechenden zu gestalten, bliebe aus den Grenzen des ökonomischen Denkens ausgeschlossen. Freilich könnte uns Eines entgegengehalten werden: würde man immer nach der höchsten Wirthschaftlichkeit fragen, so würde man zugleich fragen, wie mit dem geringsten Aufwande der grösste Erfolg erzielt werden könne; der höchste Erfolg liegt nun aber für die allgemeine Wirthschaft in der allgemeinen Wohlfahrt, folglich fragt das Princip der Wirthschaftlichkeit nach der Art und Weise, in welcher die allgemeine Wohlfahrt auf das Billigste durch möglichst geringen Aufwand von Mitteln zu bewerkstelligen wäre. Aber eben durch diesen Einwand wäre zugestanden, dass die Wirthschaftlichkeit nicht ein constitutives Princip der Oekonomik im Allgemeinen, dass wir in ihr also nicht ein Gesetz der Gesammtwirthschaft, sondern ein Problem der Einzelwirthschaft zu erblicken hätten. Denn ein Princip

fragt nicht, ein Princip antwortet. Eine Antwort ist aber im Princip der Wirthschaftlichkeit nicht enthalten, sondern nur eine Frage, und zwar eine Frage, auf welche nicht die Oekonomik, sondern nur die Wirthschaft, nicht der Oekonomist, sondern nur der Wirthschafter Antwort geben kann. Die Oekonomik, der Oekonomist sind um so weniger im Stande, auf diese Frage Antwort zu geben, als die Wirthschaftlichkeit in einem Abwägen der Mittel und Zwecke gegeneinander besteht, dazu müssten dem Forscher die Mittel und ihr Werth, die Zwecke und ihr Werth gegeben sein; dies ist aber unmöglich. Es können ihm nur die Mittel gegeben sein, der Werth der Mittel, die Zwecke und der Werth der Zwecke entziehen sich als ganz subjective und besondere seinem Urtheile: denn die Zwecke eines Jeden und damit auch die Art und Weise, in welcher er geneigt wäre, diese und die Mittel zu schätzen, liegen in der Tiefe seiner eigenen Brust und über diese Schätzungen vermag keiner etwas Allgemeines auszumachen, es sei denn, dass sie überhaupt existiren.

Die Wirthschaftlichkeit besteht, wie wir gesehen haben, im Streben nach der grössten wirthschaftlichen Differenz, die Wirthschaftlichkeit selbst aber mit ihrem Strebeziele identificiren heisst Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung in einen Topf werfen. Das Streben ist in jeder zweckmässigen Handlung Thatsache, auch dann, wenn sein Ziel nicht erreicht wird; bestände die Wirthschaftlichkeit im Verwirklichen der grössten wirthschaftlichen Differenz, so gäbe es keine concrete Wirthschaftlichkeit, keine Wirthschaftlichkeit als Thatsache, weil die grösste wirthschaftliche Differenz nie vollkommen erreicht worden, nie vollkommen erreicht wird, nie vollkommen erreicht werden kann. Es ist demnach irrig, das Moment des Wirthschaftlichen als ein Merkmal in den socialen Erscheinungen aufzufassen. Denn wer dies behauptet, der sagt, wir hätten es in der Oekonomik nicht mit allen Erscheinungen zu thun, sondern nur mit den socialen. Dies ist eine unhaltbare Ansicht. Wir werden im zweiten Bande dieses Werkes, dort, wo wir auf die Socialökonomie zu sprechen kommen werden, den Nachweis führen, dass die Oekonomik es nicht zunächst mit den Socialerscheinungen zu thun habe, sondern mit den wirthschaftlichen Erscheinungen, von denen die socialen nur ein Theil sind; wir werden nachweisen, dass die Wirthschaftlichkeit der weitere, das Sociale der engere Begriff ist, daher denn auch der engere Begriff in der Socialwirthschaft als nähere Bestimmung des Weiteren verwendet wird und demgemäss die Socialökonomik einen organischen Theil der Oekonomik zu bilden hat. Wer behauptet, dass das Moment des Wirthschaftlichen als ein Merkmal an den socialen Erscheinungen aufzufassen sei, der behauptet nicht nur,

dass wir es unter allen Erscheinungen nur mit den socialen zu thun hätten, sondern unter den socialen wieder nur mit jenen, welche eine wirthschaftliche Seite hätten. Auch diese Behauptung ist, wie sich später klarer herausstellen wird, irrig; es giebt nämlich keine wirthschaftliche Seite der Socialerscheinungen, weil alle Socialerscheinungen durchwegs wirthschaftlicher Natur sind, mithin das, was hier als Art aufgefasst ist, nicht ein Theil, sondern das Ganze ist. Wer endlich behauptet, dass das Moment des Wirthschaftlichen als ein Merkmal an den socialen Erscheinungen aufzufassen sei, der sagt nicht nur, dass die Oekonomik von allen Erscheinungen nur die socialen, von den socialen nur jene, welche eine wirthschaftliche Seite haben, und mit jenen, welche eine wirthschaftliche Seite haben, nur so weit, als die wirthschaftliche Seite gehe, behandle, sondern er behauptet auch, dass man sich nur mit jenen socialen Erscheinungen, welche insbesondere eine wirthschaftliche Seite haben und mit ihnen nur nach Massgabe dieser zu befassen habe. So wird das Gebiet der Oekonomik immer enger und enger gleich jenen sagenhaften Kerkern des Mittelalters, deren Wände sich von Tag zu Tag über den Gefangenen zusammenschlossen.

Die obige Untersuchung hat dargethan, dass das sogenannte Princip der Wirthschaftlichkeit weder ein pragmatisches, noch ein imperatives genannt werden kann. Besagt es nämlich, dass der Mensch thatsächlich immer mittels möglichst kleiner Mittel möglichst grosse Zwecke erreiche, so ist es irrig, denn der Mensch strebt nur danach, die grössten Zwecke mittels möglichst kleiner Zwecke zu erreichen; doch theilt er diese Art der Bethätigung mit allem Lebenden. Das, was man bisher Gesetz der Wirthschaftlichkeit genannt hat, ist nichts Anderes als das Gesetz der psychischen Causalität. Um diese Identität zu erfassen, müssen wir aber auf den Begriff der Causalität näher eingehen.

6. Die Wirthschaftlichkeit und der Wirthschafter.

Der Volksmund der Deutschen meint, es sei unwirthschaftlich, mit einem Guldenlicht einen Heller zu suchen; der Engländer unterscheidet pound-stupid und penny-wise; der Franzose rümpft die Nase, wenn er sagt: Le jeu ne vaut pas la chandelle. Dies bezeugt, dass die Vorstellung von der Vernünftigkeit der Wirthschaftlichkeit tief in das Bewusstsein ökonomisch entwickelter Nationen gedrungen ist. Schwierig aber ist es, diesen Begriff wissenschaftlich zu fassen. Der Weg, welchen wir bisher zurückgelegt haben, führt uns in Serpentinen empor. Bleiben wir nun eine Weile stehen, um zurückzublicken und die durchmessene Strecke von der erklommenen Höhe aus zu betrachten.

Wir haben gesehen, dass alle Wirthschaftlichkeit auf einem Urtheil

beruht, auf dem Urtheil nämlich, das Kleineres Grösserem unterordnet; dieses Urtheil haben wir das wirthschaftliche Urtheil genannt. Indem wir dieses analysirt haben, indem wir es in seine constitutiven Bestandtheile zerlegt haben, sind wir zu manchem bestimmten Ergebnis gelangt; wir haben insbesondere wahrnehmen können, dass die Vorstellungen, welche sich die Oekonomisten gemeiniglich von der Wirthschaftlichkeit gebildet haben, in vieler Hinsicht mangelhaft sind: der Begriff der Wirthschaftlichkeit vermochte sich uns nicht genügend zu legitimiren. Zu diesem Endziele haben uns einige Betrachtungen hingeführt, welche wir der Uebersicht wegen kurz wiederholen wollen.

Das ökonomische Handeln stellt sich nach den Anschauungen vieler Oekonomisten als ein besonderes dar. Seine Besonderheit besteht, so heisst es, darin, dass der Mensch den grössten Erfolg mittels des kleinsten Mittels zu erreichen strebt. Die Thatsache, dass den Menschen dieses Streben erfüllt, oder das Postulat, dass es ihn erfüllen möge, wird von Vielen Wirthschaftlichkeit genannt. Wir haben des Genauern darzulegen versucht, dass diese Lehre von anfechtbaren Voraussetzungen ausgehe. Es ist nicht aufrecht zu erhalten, dass das ökonomische Handeln eine besondere Art des Handelns sei, dass der besondere Charakter, das besondere Merkmal dieser besonderen Art der Handlung in dem Streben, den grössten Erfolg mittels des kleinsten Mittels zu verwirklichen, liege. Jenes vorgeblich besondere Merkmal, welches eben die Verengung des Begriffes begründen soll, liegt in der That bereits im weiteren Begriffe vor. Wer handelt, der handelt seinem Ermessen nach zweckmässig, und wer zweckmässig handelt, der sucht immer auch den grössten Erfolg mittels des kleinsten Aufwandes zu erreichen. Liegt das Merkmal demgemäss in der That bereits im weiteren Begriffe des zweckmässigen Handelns, so ist es offenbar, dass dasjenige Merkmal, das für den weiteren Begriff wesentlich ist, die Zweckmässigkeit nämlich, mit dem Merkmale, das vorzüglich für den engeren Begriff wesentlich ist, zusammenfällt, dass wir es also hier weder mit einem engeren, noch mit einem weiteren, sondern mit zwei gleich engen und gleich weiten Begriffen zu thun haben. Ist dies richtig, so kann man allen Handlungen, welcher Art sie auch sein mögen, den Charakter des Oekonomischen zusprechen; im Oekonomischen ist nichts als Zweckmässigkeit, im Zweckmässigen nichts als Oekonomisches zu finden.

Giebt es unter solchen Umständen Grade des Zweckmässigen? Dies ist eine bedeutsame Frage. Denn, wenn es Grade des Oekonomischen giebt, so ist es vielleicht möglich, die Wirthschaftlichkeit als höchsten Grad des Zweckmässigen, also als höchsten Grad ihrer selbst zu be-

trachten. Allein diese Folgerung würde nicht nur mit der Logik in Conflict gerathen. Es stehen ihr auch sachliche Gründe entgegen. Dass man einen gegebenen Zweck mittels des kleinsten Mittels zu erreichen strebt, das liegt schon in der Zweckmässigkeit selbst. Dieser Superlativ kann selbstverständlich eben deswegen, weil er ein solcher ist, nicht mehr gesteigert werden. Es giebt also keine Grade der Zweckmässigkeit. Ein Mittel ist demnach entweder dem Zweck angemessen oder nicht, das Centrum einer Scheibe, ist nur ein Punkt: der Schütze trifft ihn oder er verfehlt ihn. Anders verhält es sich mit der Behauptung, dass die Wirthschaftlichkeit als der höchste Grad ihrer selbst aufzufassen wäre. Wenn man unter Wirthschaftlichkeit nicht den höchsten Grad derselben verstehen will, so bleibt dabei nur übrig, dass man alle möglichen Grade der zweckmässigen Thätigkeit unter diesem Ausdruck verstehe. Versteht man aber alle möglichen Grade der zweckmässigen Thätigkeit unter diesem Ausdruck, so versteht man unter ihm eben die Zweckmässigkeit als solche. Unter solchen Umständen ist es müssig, ein eigenes Princip anzunehmen, zumal jede Handlung Zweckvermittlung und demgemäss auch jede Handlung den grössten Erfolg mittels der geringsten Mittel erstrebt.

Unsere Ausführungen lassen keineswegs den Schluss zu, dass uns die Anschauung, das grösste Mittel werde mit dem geringsten Aufwande erstrebt, irrig scheine. Im Gegentheil. Wir halten sie für allgemein giltig, wir gestehen zu, dass sie der thatsächlichen Berechtigung keineswegs entbehre. Aber eben deswegen, weil sie allgemein giltig ist, eben deswegen, weil sie der allgemeinen Berechtigung nicht entbehrt, ist sie kein Postulat, denn dieses hätte nur dann einen Sinn, wenn das Grösste mittels des Kleinsten nicht erstrebt würde, wohl aber ein solches Streben möglich wäre. Aber nicht nur praktisch, auch theoretisch besteht die Wirthschaftlichkeit nicht zu Recht. Denn dass das Grösste mittels des Kleinsten verwirklicht wird, das ist, wie wir weiterhin sorgsamer begründen werden, nicht ein Princip des wirthschaftlichen Handelns allein, da dasselbe mit dem zweckmässigen Handeln zusammenfällt. Es ist demnach nicht nur offenbar, dass das, was man bisher als Princip der Wirthschaftlichkeit aufgefasst hat, ein Merkmal des Handelns überhaupt sei: noch mehr, wir werden im weiteren Verlaufe unserer Untersuchungen auch genauer nachweisen, dass die Verwirklichung des Grössten durch das Kleinste ein Princip ist, das nicht an den Grenzen der Oekonomik Halt macht, mithin nicht ein ausschliesslich ökonomisches ist, sondern weit über die Gemarkungen derselben hinausreicht.

Unsere Darlegungen haben weiters einen anderen Punkt ins Licht

gesetzt. Sie haben gezeigt, dass es wohl möglich ist, bei einem Unternehmen den Anfang der Rentabilität zu bestimmen, dass aber der Punkt, an welchem die höchste Rentabilität einträte, nicht mit Sicherheit auszurechnen ist. Ist es aber nicht möglich, diesen Punkt auf dem Wege der Rechnung mit Sicherheit auszumitteln, so ist auch die höchste Wirthschaftlichkeit nie thatsächlich. Eine Oekonomik, welche sich demgemäss ausschliesslich mit den Erscheinungen der höchsten Wirthschaftlichkeit befassen wollte, wäre somit eine Oekonomik des Unmöglichen, also eine unmögliche Oekonomik. Versteht man unter dem Prinzip der Wirthschaftlichkeit andererseits lediglich das Streben, das Grösste mittelst des Kleinsten zu erreichen, so ist doch auch dieses Streben kein geeigneter Ausgangspunkt der Oekonomik, weil es wohl selbst thatsächlich gegeben ist, die Erfüllung desselben aber nie thatsächlich werden kann und dies nothwendig zur Folge hätte, dass eine Wissenschaft, die sich mit ihm befasst, nie praktisch werden könnte. Besteht die Wirthschaftlichkeit weiters in einem blossen Streben, so kann man andererseits auch nicht davon sprechen, dass die Oekonomik lediglich mit der wirthschaftlichen Seite der Socialerscheinungen zu thun habe. Denn wenn man unter der Wirthschaftlichkeit ein Streben versteht, so ist damit naturgemäss die Erfüllung dieses Strebens nicht als real angenommen; spricht man dagegen von der wirthschaftlichen Seite der Socialphänomene, so ist man genöthigt die Wirthschaftlichkeit als ein thatsächliches, als ein reales Merkmal an den Socialphänomenen ins Auge zu fassen, was einen Widerspruch involvirt. Versteht man endlich unter den Socialerscheinungen solche, die durch das wirthschaftliche Streben entstehen, so ist einerseits nicht von einer wirthschaftlichen Seite der Socialphänomene zu sprechen, andererseits müsste angenommen werden, dass die Socialphänomene, welche durch das wirthschaftliche Streben entstehen, selbst nicht mehr wirthschaftlicher Natur wären, zumal die Wirkung nothwendigerweise von der Ursache verschieden sein muss.

Die Frage, wann die grösste Rentabilität eintritt, wird, wie wir sahen, im realen Wirthschaftsleben theils gar nicht ernsthaft ins Auge gefasst, theils nicht ernsthaft beantwortet. Ricardo hat gelegentlich geäussert, er sei dadurch reich geworden, dass er billig gekauft und theuer verkauft habe. Aber er hat nie behauptet, dass er es verstanden hätte, bei jedem Kauf gerade den billigsten, bei jedem Verkauf gerade den höchsten Preis zu erzielen. Er hat noch weniger zu sagen vermocht, auf welche Art dergleichen für alle Fälle zu bewerkstelligen wäre. Jeder, der gleich ihm auf einem grossen Markte auf Preisdifferenzen speculirt, würde der Oekonomik Dank wissen, wollte

sie ihm Lehren an die Hand geben, um zu beurtheilen, wann ein sinkender Kurs seine tiefste, wann ein steigender Kurs seine höchste Ziffer erlangt hätte. Das Streben nach der höchsten wirthschaftlichen Differenz begrenzt sich zudem selbst. Wer irgend einen Weg zurücklegen will, möchte die kürzeste Strecke durchwandeln. Aber Niemand nimmt eine Karte zur Hand, um zunächst den entsprechendsten Weg auf umständliche Art auszumitteln. Im praktischen Leben glaubt man vielmehr mit geringerer Mühe ans Ziel zu gelangen, wenn man auf eine vollständig genaue Ausmessung der Entfernungen verzichtet und lieber Gefahr läuft, eines gewissen Quantums an Mühe ohne weiteren Entgelt verlustig zu werden. Nur in der Abstraction ist die Verbindung zwischen zwei Punkten eine gerade Linie, welche zugleich die kürzeste Vermittelung genannt werden kann. In Wirklichkeit schlängelt sich der Pfad zwischen zwei Ortschaften. Die höchste Wirthschaftlichkeit, die höchste Unwirthschaftlichkeit, das sind somit constructive Principe, welche in der Optik und Akustik den raschesten und langsamsten Schwingungen entsprechen: man weiss, dass man sie im Gedanken annehmen müsse, sie existiren aber nur für die Wissenschaft, nicht für das Leben, sie sind mit den Sinnen nicht mehr wahrzunehmen, nicht mehr zu empfinden. Es ist demgemäss wohl möglich, dieser Formel gemäss vorzugehen und sie als Maxime, als Grundsatz des Handelns zu betrachten, aber nicht das Ideal auch in jeder Weise zu verwirklichen. In der Landwirthschaft, insbesondere aber in der Waldwirthschaft mag man ihr allerdings immerhin nahe kommen, weil hier mit sehr einfachen Factoren zu rechnen ist, welche durch die Erfahrung so ziemlich beherrscht werden können. Aber im Getriebe des Marktes ist auch durch die Erfahrung nicht das Maximum oder das Minimum des Preises ausfindig zu machen. Das Problem von der Erschöpfung der Kaufkraft, welches wir in seinen allgemeinsten Umrissen erörtert haben, gehört daher auch zu den schwierigsten der praktischen Wirthschaft. Die Kaufkraft ist nämlich erschöpft, wenn alle Summen, welche innerhalb einer Gesellschaft für ein gewisses Bedürfnis flüssig gemacht werden können, in der That ihre ursprünglichen Eigenthümer gewechselt haben und auf den Verkäufer eines bestimmten Gutes übergegangen sind. Die Wirthschaftslehre vermag uns aber nicht anzugeben, wie eine solche Erschöpfung der Kaufkraft zu bewirken wäre. Jene kluge Ausnützung der wirthschaftlichen Umstände, in welcher eben der wirthschaftliche Geist liegt, mag hier Erspriessliches leisten. Dieses der Routine entspringende kaufmännische Vorgehen führt oft zu wirthschaftlichen Gestaltungen, welche ökonomistisch paradoxer Natur sind. So entsteht beispielsweise, wo die Preise sich mehr oder weniger

monopolistisch gestalten, die Erscheinung, dass Producte dem Consumenten im Productionsorte theurer zu stehen kommen als dem Consumenten ausserhalb des Productionsortes, obgleich die Gestehungskosten wegen des Transportes für den zweiten höhere sind als für den ersten.

So sind wir denn auch hinsichtlich der Wirthschaftlichkeit, der Zweckmässigkeit auf jenen Standpunkt der Relativität gestellt, welcher der entwickelungs-theoretisch allein berechtigte ist und welchen wir auch allen unseren Ausführungen zu Grunde gelegt haben. Der Mensch, welcher die ihm verfügbare Quantität an Nahrungsmitteln in stumpfer Begier aufzehrt, und derjenige, der Körner für die Saat zur Seite legt, sie handeln Beide zweckmässig: der Zweck des Einen ist es ja, für den Augenblick satt zu werden, der Zweck des Andern, sich für die Zukunft vor Mangel zu schützen. Was ist demgemäss der Unterschied zwischen diesen beiden Verhaltungsarten? Der Mensch, welcher Saatkörner zur Seite legt, versteht seine Zwecke besser, versteht die Mittel besser, durch welche sie zu vermitteln sind. Seine Beherrschung der Causalitätsverhältnisse ist somit eine grössere geworden. Aber genau so, wie das Recht für Alle gleich ist, der Reiche nicht mehr Recht hat als der Arme und das allgemeine Schema der Möglichkeit durch die thatsächlichen Verfügungen nur verschieden erfüllt ist, genau so handelt der Ackerbauer nicht eigentlich zweckmässiger, er handelt vielmehr nur mit dem Aufwande besserer Mittel zu besseren Zwecken.

Die Ergebnisse unserer Analyse des Wirthschaftlichkeitsbegriffes wären an sich bereits von genügendem Interesse: aber dieses Interesse steigert sich noch durch einen möglichen Einwand. Es ist im Allgemeinen nicht klug, wenn ein Autor seinen eigenen Darlegungen Einwände entgegenstellt, um sie zu widerlegen. Denn in einem solchen Falle läuft er Gefahr, die Geschäfte geistesarmer Kritikaster zu betreiben, welche sich allzuleicht versucht fühlen, ihm die eigene Einwendung entgegen zu halten und sie für die ihre ausgeben. Wenn sie, was manchmal vorkommen soll, auch noch so gescheit sind, die Widerlegung der betreffenden Einwendung zu verschweigen, so haben sie dann immerhin die Möglichkeit, am Schlusse ihrer Auseinandersetzungen das Pfauenrad zu schlagen und zu behaupten, sie hätten ihren Gegner siegreich in den Sand gestreckt. Allein solche Bedenken sollen auf uns keinen Einfluss üben. Wir verhehlen demgemäss nicht, dass sich in unseren, die Wirthschaftlichkeit behandelnden Erörterungen, ein Widerspruch zu bergen scheint. Der Einwand, welchen wir uns selbst zu machen hätten, lautet demgemäss folgendermassen. Verlangt man von jeder Handlung, dass sie, um wirthschaftlich zu sein, den ihr vorschwebenden Zweck genau durch

den Aufwand erreiche, welcher geeignet ist, ihn zu verwirklichen, und nennt man dies Wirthschaftlichkeit, so gelangt man zu zwei Ergebnissen, welche nicht neben einander bestehen können. Einerseits gelangt man nämlich zu dem Ergebnisse, dass jede wirthschaftliche Handlung, ja sogar die wohlabgewogenste, entweder mit einem Aufwande vorgeht, der überzweckig ist, oder mit einem Aufwande vorgeht, welcher unterzweckig ist; es ist somit klar, dass es keine wie immer geartete Handlung giebt, welche auf Wirthschaftlichkeit Anspruch machen könnte; andererseits ist es jeder Handlung eigenthümlich, dass sie thatsächlich, als einfache Erscheinung, den grössten Erfolg mittels des kleinsten Aufwandes nicht nur erstrebt, sondern auch thatsächlich erreicht; es ist somit klar, dass jede wie immer geartete Handlung auf Wirthschaftlichkeit Anspruch machen kann. Der erste Schluss lehrt kurz: es giebt keine Wirthschaftlichkeit, sie ist nirgends; der andere Schluss lautet: es giebt Wirthschaftlichkeit, sie ist überall.

Versuchen wir es zunächst, diesen Widerspruch zu erklären und solcherart den Weg anzudeuten, auf welchem er zu lösen wäre. Er liegt in der Vorstellung der Wirthschaftlichkeit. Er beruht darauf, dass wir einmal die Wirthschaftlichkeit in dem engeren Sinne nehmen, in welchem sie bisher gebraucht worden, das andere Mal in dem weiteren Sinne, welcher sich erst aus unseren Ausführungen ergäbe. Sofern wir nämlich sagen, es gebe keine Wirthschaftlichkeit, so meinen wir darunter jenes Princip, in welchem Schäffle den Schwerpunkt aller Oekonomik erblickt hat. Und wenn wir sagen, es gebe eine Wirthschaftlichkeit, so meinen wir damit jene weitere Bedeutung des Oekonomischen, welche wir uns gezwungen gesehen haben, anzunehmen. Es ist richtig, dass das grösste Ergebnis mittels des kleinsten Aufwandes angestrebt, dass das Grösste mittels des Kleinsten erreicht wird. Dieser Satz besteht aber nicht für das Gebiet allein, welches Schäffle ihm zugewiesen hat; eben deswegen ist er nicht ein Satz für das Gebiet allein, welches Schäffle im Auge gehabt hat. Denn das Gebiet der Oekonomik reicht weiter, als Schäffle es sich dachte; das Gebiet des Satzes, dass das Grösste mittels des Kleinsten angestrebt und erreicht wird, reicht weiter noch als das Gebiet der Oekonomik; es ist daher klar, dass wir es hier nicht mit einem ökonomischen Princip zu thun haben, sondern einem Weltprincip, das auch in der Oekonomik herrscht. Dieses Weltprincip, welches nicht als das der Oekonomik im Sinne Schäffles aufgefasst werden kann, es ist, wie wir später ausführen werden, aber hier bereits hervorheben müssen, das der Causalität. Nehmen wir dies, als eine Spielmarke, die in Bälde eingelöst werden soll, an, so gelangen wir zu dem Schlusse, dass von einer höheren Warte aus der Widerspruch

selbst, welchen wir vorhin hervorgehoben haben, berechtigt ist. Die Wirthschaftlichkeit existirt — und existirt in der That nicht. Die Wirthschaftlichkeit existirt nämlich als Causalität, sie existirt aber nicht als gesondertes, als specifisch ökonomisches Princip der Wirthschaftlichkeit, und es ist dieses daher nichts Anderes, als die Form der allgemeinen Causalität, sofern sie im Gebiete des Lebendigen wirksam ist. Wenn dem aber so ist, wenn das Erreichen des grössten Ergebnisses mittelst des kleinsten Mittels der Causalität überhaupt eigen ist, so vermag es der wirthschaftlichen Causalität nicht insbesondere zu eigen zu sein. Wir sehen somit, dass wir wieder, wie bereits zum Schluss des vorigen Abschnittes, auf das Problem der wirthschaftlichen Causalität hingewiesen sind.

Ehe wir uns aber diesem zuwenden, müssen wir noch eine Frage beantworten. Wir haben gesehen, dass das Princip der Wirthschaftlichkeit, wie es Schäffle formulirt, nicht haltbar ist. Das ist aber ein bloss negatives Resultat. Es regt zu der Frage an, was eigentlich, ganz positiv gesprochen, das Princip ist, welches die Welt der Wirthschaft beherrscht. Wir sind im Laufe unserer Untersuchungen eigentlich noch nicht so weit vorgedrungen, diese Frage auch nur verstehen zu können, zumal wir die wahre Bedeutung eines Principes und die Stellung eines solchen im Getriebe der ökonomischen Erscheinungen noch nicht erörtert haben. Nichtsdestoweniger werden wir dem ungeduldigeren Leser eine Andeutung hinsichtlich der Richtung, in welcher die Lösung dieser Frage zu suchen ist, nicht vorenthalten.

Es wird einerseits behauptet, dass das Princip der Wirthschaftlichkeit das Hauptprincip der Oekonomik sei, andererseits, dass der Werth das Hauptprincip der Oekonomik sei. Hier wird unsere Untersuchung einzusetzen haben. Sie wird darzulegen versuchen, dass nicht das objectiv Grösste mittels des objectiv Kleinsten erreicht oder erstrebt wird, sondern das vielmehr der Zweck, der dem wirthschaftenden Subjecte, dem Wirthschafter, als der grösste erscheint, durch das Mittel, das ihm als das kleinste erscheint, erreicht wird. Auf einer höheren Stufe der Erkenntnis wird sich uns demnach der Zwiespalt, welcher uns gegenwärtig beschäftigt, als einer zwischen der Wahrheit und dem Schein darstellen. Wenn wir nun aber sagen, dass dem Wirthschafter etwas gross oder klein scheint, so werden wir damit sagen, dass er es in irgend einer Weise schätzt; wenn wir sagen, dass er es in irgend einer Weise schätzt, so sagen wir, dass er es werthet. Wir gewahren daher, dass wir die volle Lösung des Wirthschaftlichkeitsproblems erst von der Lösung des Werthproblems zu erwarten haben, zumal alle Wirthschaftlichkeit auf mindestens zwei gesonderten Werthurtheilen beruht. Es wird also

ein Moment in unserer Untersuchung sich finden, da wir den Raum, welchen unsere zerstörende Analyse gelassen hat, wieder ausfüllen und darthun, das Princip der Wirthschaftlichkeit wäre nicht das Princip der Oekonomik, das Princip der Oekonomik wäre nur der Werth, da ja das, was Schäffle Wirthschaftlichkeit nannte, sich nur mittels des Werthes erklären lässt, und somit alle Wirthschaftlichkeit in Schäffles Sinne lediglich eine Wertherscheinung ist. Wir haben durch diesen Hinweis auf unsere weiteren Darlegungen um so mehr das systematische Gefüge unserer Erörterungen verlassen, als wohl das Problem der Causalität noch in das Gebiet der Methodologie gehört, das Problem des Werthes dagegen den Kern der ökonomistischen Theorie selbst bildet.

Nehmen wir daher den Faden unserer Untersuchung wieder auf. Bevor wir uns dem Problem der ökonomischen Causalität zuwenden, haben wir uns noch mit dem Princip der Wirthschaftlichkeit in seiner Bewegung, in seiner Thätigkeit zu befassen: wir haben das Wesen des Wirthschafters zu studiren. Wenden wir uns daher theils behufs weiterer Ausführung und tieferer Begründung, theils behufs fernerer Förderung unserer das Princip der Wirthschaftlichkeit betreffenden methodologischen Darlegungen dem Wirthschafter zu.

III. Der Wirthschafter.

Wie immer die Wirthschaft auch beschaffen sein möge, sie ist doch gewiss eine Thätigkeit. Und was man sich unter Wirthschaftlichkeit auch immer vorstellen möge, sie ist doch gewiss das eigenthümliche Merkmal jener Thätigkeit, welche man Wirthschaft nennt und muss demnach überall wahrzunehmen sein, wo die Wirthschaft sich vorfindet. Allein, sofern die Wirthschaft eine Thätigkeit ist, sofern die Wirthschaftlichkeit für diese Thätigkeit kennzeichnend ist, weisen beide auf das thätige Subject hin, von dem sie ausgehen. Da alles Handeln und somit auch jede wie immer geartete Thätigkeit eine Aeusserung des handelnden Subjectes und daher eine Zustandsänderung desselben ist, scheint es unerlässlich, dass wir das wirthschaftende Subject selbst einer genaueren Analyse unterziehen. Das wirthschaftende Subject ist aber nicht nur handelnd allein: es handelt auf Grund seines wirthschaftlichen Urtheiles; es ist auch das denkende Subject, das wirthschaftliche Urtheile setzt, um auf Grund derselben handeln zu

können. Sein wirthschaftliches Handeln ist demgemäss ein Ausfluss und ein Ergebnis seines wirthschaftlichen Urtheilens. Und da dieses wirthschaftliche Urtheilen seiner Natur nach mittels wesentlich subjectiver Vorstellungselemente bewerkstelligt wird und somit ein wesentlich subjectives ist, muss es immer auch als ein Urtheilen des wirthschaftenden Subjectes über seine Zwecke und Mittel, also über sich selbst betrachtet werden. Das wirthschaftlich handelnde und wirthschaftlich urtheilende Subject nennen wir kurz den Wirthschafter. Die Theorie hat, wie wir bereits aus dem der Entwicklung der ökonomischen Methodologie gewidmeten Capitel wissen, geglaubt, ihre Erwägungen an die Idee eines typischen Wirthschafters knüpfen zu müssen. Dieser typische Wirthschafter ist unter dem Namen des Wirthschaftsmenschen bekannt. Wenden wir uns daher der Betrachtung des Wirthschaftsmenschen zu.

1. Die Theorie vom Wirthschaftsmenschen.

Was versteht man unter dem Wirthschaftsmenschen? Diese Frage wird keineswegs auf eine einheitliche Weise beantwortet. Die meisten Oekonomisten nehmen wohl einen Wirthschaftsmenschen an, aber es schwebt ihnen unter dieser Bezeichnung nicht immer ein und dasselbe Substrat vor. Die Anschauung, dass die Oekonomik nothwendig von der Annahme eines Wirthschaftsmenschen auszugehen habe, tritt, wie wir bereits in dem oben erwähnten Capitel hervorhoben, in Mills „Unsettled Questions“ besonders hervor. Einige Stellen, welche wir aus dieser berühmten Sammlung von Essays hervorheben wollen, werden uns zeigen, dass dieses eigenartige Dogma bereits bei Mill kein vollständig klares und eindeutiges Substrat aufzuweisen vermag. Mill sagt: (Uns. Quest. p. 144): „Political Economy reasons from assumed premises which might be totally without foundation in fact, and which are not pretended to be universally in accordance with it.“ Ist es wahr, dass die Oekonomik sich lediglich mit einer Annahme befasst, so ist damit nicht gesetzt, dass sie sich mit den nothwendigen Folgerungen einer möglichen Thatsache, sondern einer in jedem Falle unwirklichen Thatsache beschäftigt. Von solchem Boden aus vermag sie den Weg zur Wirklichkeit nie zu finden; gelingt ihr dies nicht, so weiss sie auch nie praktisch zu werden; versteht sie es aber nie, praktisch zu werden, so befindet sie sich auf einem Abwege; wenn sie sich auf einem Abwege befindet, so muss umgelenkt werden; so muss die Wissenschaft derart aufgebaut werden, dass sie nicht auf einer blossen Annahme, sondern auf Thatsachen beruhe.

Welcher Art sind die Annahmen, von welchen Mill spricht? Er sagt (p. 137): „Political Economy does not treat of the whole of man's

nature as modified by the social state, nor of the whole conduct of man in society. It is concerned with him solely as a being who desires to possess wealth, and who is capable of judging of the comparative efficacy of means for obtaining that end.“ Mill sagt weiters (p. 138): „Political Economy considers mankind as occupied solely in acquiring and consuming wealth.“ Es handelt sich also, wie wir sehen, um eine Fiction, daher erklärt denn auch Mill (p. 138): „All these operations, though many of them are really the result of a plurality of motives, are considered by Political Economy as flowing solely from the desire of wealth.“ „The conclusions correctly deduced from these assumptions, would be as true in the abstract as those of mathematics; and would be as near an approximation as abstract truth can ever be, to truth in the concrete.“ (p. 150): „Geometry presupposes an arbitrary definition of a line, „ „that which has length but no breadth“ “. Just in the same manner does Political Economy presuppose an arbitrary definition of man, as a being who invariably does that by which he may obtain the greatest amount of necessaries, conveniences, and luxuries, with the smallest quantity of labour and physical self-denial with which they can be obtained in the existing state of knowledge.“ (p. 144): „Political Economy, then, may be defined as follows: and the definition seems to be complete: — The science which traces the laws of such of the phenomena of society as arise from the combined operations of mankind for the production of wealth, in so far as those phenomena are not modified by the pursuit of any other object.“ (p. 140.) Nun würde uns nur noch eine Definition des Reichthums fehlen, nach welchem der Wirthschaftsmensch strebt. Mill giebt uns auch diese. (Mill. U. Qu. p. 126): „Wealth is defined, all objects useful or agreable to mankind, except such as can be obtained in indefinite quantity without labour. Instead of all objects; some authorities say, all material objects: the distinction is of no moment for the present purpose.“ (Vgl. u. A. Cairnes, „Character and logical Method of P. E.“ p. 25, 44; Keynes „Scope and Meth. of P. E.“ p. 112—113, 138; Block „Les progr. d. l. Sc. Ec.“ p. 44, 48, 237, 275, 277.)

Der thatsächliche Mensch geht nach diesen Darlegungen in das Gebiet der Oekonomik nicht ein, sondern nur ein fictiver, ein Mensch, welcher somit nicht existirt; dieser fictive Mensch beschäftigt sich lediglich damit, nach Reichthum zu streben; unter dem Reichthum sind aber nur materielle Güter zu verstehen; der fictive Mensch ist also ein Automat, welcher nur in einem Sinne wirkt, eine Maschine, die nur eine Art der Aeusserung ihr eigen nennt, er ist die Personification schrankenloser materialistischer Habgier. Dass dieses Monstrum

in der Wirklichkeit nicht gefunden wird und dass man zumal nicht behaupten kann, jeder concrete Mensch sei nach seinem Urbilde geschaffen, wird mit aller Klarheit hervorgehoben; aber dabei die Nothwendigkeit der Fiction sowie auch ihr fictiver Charakter energisch betont. In Mills Logik tritt der Wirthschaftsmensch nicht in dem gleichen Masse in den Vordergrund. Seine scharfen Züge haben sich einigermassen gerundet, sie haben menschlicheres Gepräge angenommen. Mill selbst führt in der Logik (VI. B., insbes. Cap. VIII) die Annahme des Wirthschaftsmenschen auf Bentham zurück, welcher die allgemeine Lehre vom Staate auf eine umfassende Voraussetzung, dass nämlich die Menschen immer durch ihre Interessen bestimmt werden, gegründet hat; unter diesem angenommenen Wesen sei aber nicht ein Egoist zu verstehen. Bentham selbst habe unter Interesse Alles verstanden, woran Jemandem gelegen; es sei daher auch ein weiterer Sinn der Annahme möglich, dass nämlich die Menschen durch ihre Wünsche bestimmt würden. In diesem Sinne würden aber keine von den Folgerungen zugelassen, welche aus ihm gezogen worden sind. Man müsse daher das Interesse, von welchem hier gesprochen wird, als das persönliche und weltliche auffassen. Freilich wendet sich Mill selbst ein, dass die Behauptung, menschliche Wesen würden in allen ihren Handlungen lediglich durch ihr weltliches Interesse bestimmt, weit davon entfernt sei, durchgängig wahr zu sein. Das sei aber nicht ein entscheidender Einwurf, weil wir es nicht mit dem Verhalten von Individuen, sondern von Massen zu thun hätten. Die Menschheit zeige sich unter dem Einflusse des Strebens nach Reichthum: unter diesem Einflusse heilige sie durch wechselseitige Uebereinkunft die Einrichtung des Eigenthums; unter diesem Einflusse stellte sie Gesetze fest, um die Einzelnen zu hindern, dass sie das Eigenthum Anderer durch List oder Gewalt antasten; unter diesem Einflusse würden verschiedene Anstalten getroffen, um die Productivität der Arbeit zu erhöhen: unter diesem Einflusse würde die Vertheilung des Arbeitsertrages nach Uebereinkunft unter dem Einflusse der Concurrenz festgesetzt und gewisse Behelfe angewendet, um diese Vertheilung zu erleichtern. Es gebe demgemäss eine grosse Klasse von gesellschaftlichen Erscheinungen, in denen die unmittelbar bestimmenden Ursachen hauptsächlich jene sind, die durch das Streben nach Vermögen wirken und in denen kein anderes psychologisches Gesetz eine so grosse Rolle spielt wie der alltägliche Satz, dass man einen grösseren Gewinn einem kleineren vorzieht.

Wir gewahren leicht, dass die Anschauung, welche Mill hier entwickelt, sich in einer wesentlichen Beziehung von jener unterscheidet, welche in den Unsettled Questions zu finden ist. In den Unsettled

Questions ist der Wirthschaftsmensch eine Fiction; dass er nicht existirt, wird zugegeben; dass er nicht existiren kann, wird concedirt; es wird nur behauptet, dass er eine für die Theorie nothwendige Annahme sei; anders in der Logik; hier wird bereits vom realen Wirthschafter ausgegangen; es wird behauptet, dass derselbe nur insofern Gegenstand der Oekonomik sein kann, als er nach Vermögen strebt, als er das Grössere dem Kleineren vorzieht. Die Differenz der Anschauungen ist eine so bedeutsame, dass sich sogar in Mills Logik Aeusserungen vorfinden, die direct gegen die fictive Annahme eines Wirthschaftsmenschen gerichtet sind. Mill hebt (Logik B. VI. C. VIII. § 3) hervor, es sei unphilosophisch, eine Wissenschaft nur aus wenigen von jenen Kräften aufzubauen, durch welche die Erscheinungen bestimmt werden und den Rest der Routine, dem Scharfblicke des Praktikers zu überlassen. Mill betont (l. c. § 4), Jene, welche die auf dem europäischen Festlande herrschenden Lebensgewohnheiten kennen, wüssten, welch ein anscheinend geringer Beweggrund das Streben nach Gelderwerb auch in Thätigkeiten ist, welche denselben zu ihrem unmittelbaren Ziel haben.

Der Wirthschaftsmensch strebt, so nimmt man an, nur nach Vermögen. Dieses Streben nach Vermögen ist es, das als der Gegenstand der Oekonomik aufgefasst wird. Die Oekonomisten drücken diesen Gedanken gemeiniglich derart aus, dass sie sagen, sie beschäftigten sich lediglich mit der Tendenz des Menschen, sich mit materiellen Gütern zu versehen. Lassen wir die Frage, ob es richtig ist, dass die angenommene Tendenz sich lediglich auf die materiellen Güter beschränke, vorläufig unerörtert. Halten wir uns an die Thatsache, dass in der Oekonomik überhaupt eine Tendenz angenommen wird. Mill sagt (Log. B. VI. C. IX. § 2), es sei einleuchtend, dass die Gesellschaftswissenschaft, als ein Ganzes von apriorischen Deductionen betrachtet, nicht eine Wissenschaft von positiven Vorhersagungen, sondern nur von Tendenzen sein könne. Cairnes sagt (a. a. O. p. 69): „The doctrines of Political Economy are to be understood as asserting, not what will take place, but what would, or what tends to take place, and in this sense only are they true." Er sagt (a. a. O. p. 118): „An economic law expresses, not the order in which phenomena occur, but a tendency which they obey; that, therefore, when applied to external events, it is true only in the absence of disturbing causes and consequently represents a hypothetical, not a positive truth." Zu welcher Verwirrung diese Anschauung zu führen vermag, ist in Block am plastischsten ersichtlich. Dieser treffliche Gelehrte, der in seinen „Progrès de la Science économique" die ökonomistische Gedankenarbeit des Jahrhunderts mit rühmlicher Treue widerspiegelt, schreibt (p. 40): „Re-

marquez qu'on ne faisait pas difficulté de considérer la physique comme une science, alors qu'elle comprenait bon nombre d'hypothèses ridicules sur les points les plus essentiels: quand on expliquait l'ascension de l'eau dans un corps de pompe par l'horreur du vide, l'ascension de la fumée dans l'air par la tendance qu'ont tous les corps à chercher leur place naturelle." (p. 238): „Nous voudrions, avant de passer à l'examen des auteurs, ajouter une observation sur ce qu'on appelle tendances, qui aux yeux de quelques économistes, remplaceraient les lois. Qu'est-ce qu'une tendance? C'est une force latente qui ne se manifeste que si les conditions nécessaires se rencontrent. Tant qu'elles ne se rencontrent pas, la cause n'est pas née, l'effet ne peut pas surgir, il est latent, il attend que la cause se complète. La tendance prouve la loi, la loi physique comme la loi morale. . . . On peut tout au plus faire cette distinction: quand la force est peu active, elle constitue une tendance; quand elle est très active on l'appelle plutôt loi." (p. 271): „Que peut vouloir dire ici le mot tendance? Il semble, ceci: l'effet arrive quand il n'y a pas d'obstacle; ou aussi, l'effet se repète, quand la cause est identique."

Bevor wir die Lehre der ökonomischen Tendenzen näher erörtern, müssen wir auf ihr Correlat, auf die Lehre von den ihnen entgegenstehenden, sie an der Entfaltung ihrer Wirksamkeit hindernden Störungen eingehen. Mill sagt (Unsettl. Quest. 150): „These circumstances have been called disturbing causes. And here only it is that an element of uncertainty enters into the process — an uncertainty inherent in the nature of these complex phenomena, and arising from the impossibility of being quite sure that all the circumstances of the particular case are known to us sufficiently in detail, and that our attention is not unduly diverted from any of them. The disturbing causes are not handed over to be dealt with by mere conjecture. Like friction in mechanics, to which they have been often compared, they may at first have been considered merely as a non-assignable deduction to be made by guess from the result given by the general principles of science; but in time many of them are brought within the pale of the abstract science itself and their effect is found to admit of as accurate an estimation as those more striking effects which they modify. The disturbing causes have their laws, as the causes which are thereby disturbed have theirs: and from the laws of the disturbing causes, the nature and the amount of the disturbance may be predicted à priori, like the operation of the more general laws which they are said to modify or disturb, but with which they might more properly be said to be concurrent. The effect of the special causes is then to be added

to, or subtracted from, the effect of the general ones.“ Aehnlich sind die Anschauungen des Cairnes, aus dessen Werk ich einige Hauptsätze heraushebe; er sagt (p. 57): „The data on which his speculations have been based include, indeed, the grand and leading causes which regulate the production and distribution of wealth, but they do not include all the causes. Many subordinate influences (subordinate, J mean, in relation to the ends of Political Economy) will intervene to disturb, and occasionally to reverse the operation of the more powerful principles, and thus to modify the resulting phenomena.“ Weiters (p. 58): „It will be like the discovery to an astronomer of a new planet, the attraction of which, operating on all the heavenly bodies within the sphere of its influence, will cause them more or less to deviate from the path which had been previously calculated for them. It is a new force, which, in speculating on the tendencies of economic phenomena, the political economist will include as a new datum among his premises. . . . He will consider e. g., the influence of custom in modifying human conduct in the pursuit of wealth.“ (p. 68 – 69.) „The facts thus being agreed upon, the question is reduced to the verbal one, vir., whether a science, the doctrines of which correspond with external realities only „in the absence of disturbing causes“, is properly described as a positive or hypothetical science. It appears to me that a proposition cannot correctly be said to represent „positive truth which corresponds with facts only when no disturbing causes intervene — this condition, moreover being one which is scarcely ever realized.“ (p. 68.) „Indeed, Mr. Senior in another passage fully admits this. „We shall not“, he says, „it is true, from the fact that by acting in a particular manner a laborer may obtain higher wages, a capitalist larger profits, or a landlord higher rents be able to infer the further fact that they will certainly act in this manner; but we shall be able to infer that they will do so in the absence of disturbing causes.“ Keynes lässt sich über diesen Gegenstand folgendermassen vernehmen (a. a. O. 209, 210): . . . „Some at least of the conclusions of deductive political economy are hypothetical in the sense that they require, not merely the absence of counteracting causes, but the realisation of certain positive conditions, which are not as a matter of fact always realized.“ „Even those assumptions that may be summed up under the general head of absence of disturbing causes have a positive side. For the relevancy of the argument, so far as the explanation of actual phenomena is concerned, requires that, as a matter of fact, the causes whose influence is neglected, shall be

strictly „disturbing" causes, and shall not exert an influence so powerful as to reduce that of other agencies to insignificance."

Ueberblicken wir diese Darlegungen, so gewahren wir, dass der Wirthschaftsmensch ein gar seltsames und verbildetes Wesen, dass er ein Homunculus, dass er eine Missgeburt ist, welche der Retorte falscher Abstraction entsteigt. Der Wirthschaftsmensch strebt nach nichts Anderem als nach Bereicherung; diesem Streben stellen sich Störungen entgegen: Irrthümer einerseits, moralische Gefühle andererseits. Mit welchem Rechte wird ein derartiger Gedankengang angenommen? Denn gerade so gut könnte man wohl auch einen Menschen construiren, dessen einziges Streben es ist, moralisch zu handeln und dem in diesem Streben der Drang nach Bereicherung und der Irrthum störend entgegentreten; ja man könnte sogar auch einen Menschen construiren, dessen einziges Streben es wäre, zu irren und den nur das Streben nach Bereicherung und moralische Gefühle daran hindern. Mit welchem Rechte wird ein Wirthschaftsmensch, werden Tendenzen, werden Störungen angenommen? Das sind die Fragen, welchen wir uns zuwenden wollen. Durch den Wirthschaftsmenschen gelangt ein fictives Element in die Wirthschaftstheorie; das ist gewiss. Es kann sich daher nur fragen, ob dieses fictive Element berechtigt ist, ob es nothwendig oder auch nur nützlich ist. Der Empirismus hat sich gegen die Annahme eines Wirthschaftsmenschen ausgesprochen. Er hat eingewendet, der Wirthschaftsmensch sei nicht thatsächlich, er sei eine Abstraction. Der Empirismus mag in der Absicht, welche er befolgt, Recht haben, die Gründe, welche er geltend macht, sind nicht stichhaltig. Wenn der Wirthschaftsmensch auch nicht thatsächlich wäre, so wäre dies noch kein genügender Grund, von ihm abzugehen; denn wäre der Umstand, dass irgend eine Anschauung kein Correlat in der Wirklichkeit hat, ein genügender Grund, sie zur Seite zu schieben, so würde eine Bartholomäus-Nacht unter Doctrinen und Theorien wüthen; die Gesetze des freien Falles wären die ersten, welche hingeschlachtet werden müssten, denn es giebt in der Wirklichkeit keinen freien Fall. Aehnliches gilt von jeder Abstraction. Nicht deshalb, weil der Wirthschaftsmensch eine Abstraction ist, wäre er zu verwerfen, denn sonst würde consequent jede Abstraction aus der Wissenschaft verworfen werden müssen. Und wenn jede Abstraction verworfen würde, so wäre die Wissenschaft selbst annullirt. Also nicht deshalb, weil der Wirthschaftsmensch der Thatsächlichkeit nicht entspricht, nicht deshalb, weil er eine Abstraction ist, hätte die Wissenschaft von ihm abzugehen, sondern nur dann, wenn er weder der Thatsächlichkeit noch auch einer richtigen Abstraction entspricht. Ob dies der Fall ist, werden wir näher untersuchen.

Mill ist sich darüber klar, dass im Wirthschaftsmenschen eine Fiction vorhanden sei: er betont (Log. B. VI C. IX § 3), die Oekonomik müsse die wirthschaftlichen Handlungen, von welchen viele in Wahrheit das Ergebnis einer Vielzahl von Gründen sind, so ansehen, als entstammten sie lediglich dem Verlangen nach Vermögen. (Vgl. Mill Uns. Quest p. 137—140, 144, 149.) Durch diese Anschauung setzt Mill die Oekonomik in Widerspruch mit allen anderen Wissenschaften, er setzt sich auch in Widerspruch mit sich selbst. Denn mit Nachdruck dringt er darauf, dass man in den Wissenschaften nicht dem Aberglauben huldige, jede Wirkung müsse das Ergebnis einer bestimmten Ursache sein: er führt aus, dass jede Wissenschaft um so mehr fortschreite, um so mehr sich entwickle, je mehr es ihr gelinge, die causalen Zusammenhänge zu erfassen und das Zusammengreifen der Kräfte sich vorstellig zu machen. Sollte nun die Oekonomik von diesem Streben nicht nur ausgeschlossen sein, ja sollte sie sogar ein entgegengesetztes haben? Sollte sie nicht nur nicht die Vielheit der Causalität zu erfassen streben, vielmehr derselben gegenüber grundsätzlich die Augen verschliessen und die Vielheit so ansehen, als wenn sich ihr nur eine Einheit darböte? Solche Forderungen würden wahrlich sowohl ob ihrer Kühnheit als auch ob ihrer Absurdität den energischsten Widerspruch herausfordern.

Fassen wir, um uns die Fehde gegen den Wirthschaftsmenschen einigermassen zu erleichtern, das Bild desselben mit Hilfe eines der modernsten und eines der besten Oekonomisten, mit Hilfe Pantaleonis (Principii di Economia pura, 1889 p. 1—32) zusammen. Die Oekonomik besteht aus den Gesetzen des Reichthums, welche von der Annahme, dass der Mensch ausschliesslich vom Wunsche bewegt werde, eine möglichst grosse Bedürfnisbefriedigung mittels des Aufwandes der geringsten persönlichen Opfer zu verwirklichen, ausgehen. Dies sei die hedonistische Prämisse der Oekonomik: sie gehe also von der Annahme eines Wirthschaftsmenschen aus, welcher die möglichst vollständige Befriedigung seiner Bedürfnisse mittels der geringsten Kosten anstrebt. Es handle sich dabei um zwei mögliche Gestaltungen dieses Problemes: einerseits nämlich darum, ein bestimmtes Ergebnis mit verhältnismässig kleinsten Mitteln, andererseits darum, ein möglichst grosses Ergebnis mit bestimmten Mitteln zu erreichen. Die Probleme der Oekonomik seien somit solche, wie sie in der Mathematik unter dem Namen der Probleme „de maximis et minimis“ bekannt wären. Solcherart sei beispielsweise die Aufgabe, in ein gegebenes Dreieck ein möglichst grosses Viereck einzuschreiben. Aehnliche Vorwürfe fänden sich in der Mechanik, wo es Gegenstand der Erwägung sei, in welcher Art ein Maximum von

Energie, von Geschwindigkeit, von Widerstand mit einem möglichst geringen Aufwand, mit möglichst geringer Reibung, mit möglichst geringem Gewichte, mit möglichst geringem Volumen zu erreichen wäre. In ähnlicher Weise wird auch von einer Oekonomie der Natur gesprochen, vom Gesetze des geringsten Mittels: dies bestätige sich auf organischem und anorganischem Gebiete überall, wo Erscheinungen mit der geringsten Menge von Energie hervorgerufen werden, welche nothwendig gewesen, um sie zu erlangen. Pantaleoni bemerkt hiezu, das sogenannte Gesetz des geringsten Mittels müsse sich seiner teleologischen Einkleidung, welche ihm bis auf Lagrange zu eigen war, entäussern. Es sei kein Beweis vorhanden, dass die Natur danach mit Absichten vorgehe, ihre Processe seien ausschliesslich causale. Das Princip des geringsten Mittels bedeute lediglich, dass die Bewegung eines Systemes von Kräften nur nach Massgabe der störenden Kraft gestört werden kann, dass also jede weitere Störung ohne zureichenden Grund vorhanden wäre. Die Oekonomik betrachtet die Entfaltung des Gesetzes vom geringsten Mittel. Betreffs der Annahme, dass die Menschen hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Eigenthum ausschliesslich vom Streben, die grösste Bedürfnisbefriedigung mittels der geringsten Opfer zu erreichen, beseelt wären, hebt Pantaleoni hervor, dass dieselbe lediglich als ein Postulat aufzufassen sei, dessen grössere oder geringere Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit zu untersuchen von keinem Belang wäre; wie immer auch diese Uebereinstimmung beschaffen sein möge, die Wahrheiten, welche von jener Wahrheit abgeleitet werden können, blieben immer innerhalb der Annahme und seien daher als hypothetische zu betrachten. Sie enthüllten uns, welche die Thätigkeit des Egoismus wäre. Demgemäss wäre den ökonomistischen Erwägungen die Annahme eines Wirthschaftsmenschen zu Grunde zu legen. Unter diesem sei ein fictives Wesen zu verstehen, das sich in seinen Handlungen nur von individuellem Egoismus bestimmt fühlt, das somit bei jeder Massnahme die Vermehrung an Vitalität, die sie ihm verspricht, mit der Verminderung an Vitalität, die sie ihm kostet, vergleicht.

2. Genetische Erklärung der Theorie vom Wirthschaftsmenschen.

Wir wissen nun, was der Wirthschaftsmensch ist. Welches ist die Existenzberechtigung des Wirthschaftsmenschen? Die Frage nach der Existenzberechtigung des Wirthschaftsmenschen vermag nicht erörtert zu werden, sofern man sich über ihren Sinn nicht vollständig klar ist. Befassen wir uns demnach zunächst mit dieser Angelegenheit.

Was verstehen wir unter einer Berechtigung zur Existenz? Wenn wir von einer solchen hinsichtlich eines blossen Gedankengebildes, wie es der Wirthschaftsmensch ist, sprechen, so meinen wir damit nicht die Berechtigung zur thatsächlichen Existenz, welche allemal nur als Thatsache, nicht als Recht in Berücksichtigung kommt, sondern die Existenz in der Theorie. Wann ist nun die Existenz eines Gedankengebildes in der Theorie berechtigt? Wenn zureichende Gründe dafür aufgefunden werden können. Der zureichenden Gründe giebt es aber mehrere. Die Nothwendigkeit, welche aus dem zureichenden Grunde quillt, kann eine causale, sie kann aber auch eine rationale sein. Die eine hat es mit den Ursachen, welche zu der in Rede stehenden Annahme führten, zu thun, die andere mit den Gründen derselben. Die Ursachen einer Erscheinung sind zeitlich vor derselben zu suchen; die Gründe zu einem Urtheil liegen in den Prämissen desselben. Die Zurückführung eines Gedankengebildes auf seine Ursachen erklärt seine Existenz, die Zurückführung eines Gedankengebildes auf seine Voraussetzungen begründet dieselbe. Die Darlegung, in welcher Art und Weise die Annahme eines Wirthschaftsmenschen entstanden ist, würde demnach wohl die Thatsache seiner augenblicklichen Existenz begreiflich machen; wenn wir jedoch darlegen, welches die logischen Voraussetzungen des Wirthschaftsmenschen sind, so behandeln wir die Frage nach der Berechtigung dieser Thatsache für die Zukunft, so behandeln wir die Frage seiner Fortexistenz.

Der Wirthschaftsmensch ist ein Erzeugnis jener philosophisch abstrahirenden Weltanschauung, welche wir als rationalistische bezeichnet haben. Diese Denkart wurzelt im Geiste des vorigen Jahrhunderts, wie er sich vornehmlich in den Theoremen eines Larochefoucauld, eines Malebranche, eines Mandeville, eines Helvetius, eines Holbach, eines Bentham ausgeprägt findet; als Ausläufer dieses Gebirgszuges von hochragenden Intellecten haben wir Feuerbach und Beneke kennen gelernt. Die Annahme eines Wirthschaftsmenschen ist demgemäss auf die Auffassung des Menschen als eines ausschliesslich der Triebfeder des Egoismus gehorchenden Wesens zurückzuführen. Der Versuch, das menschliche Handeln derart auf eine einfache Ursache zu gründen, der Versuch, das menschliche Handeln monogen zu erklären, stammt aus einer Zeit, in welcher man Einfachheit in allen Fällen für das Siegel der Wahrheit hielt und Klarheit höher schätzte als Tiefe, aus einer Zeit, da man der Anschauung war, der Satz, jede Wirkung habe eine Ursache, sei strict zu interpretiren, aus einer Zeit, da man wähnte, jede Wirkung könne immer nur einer einzigen Ursache entspringen.

Der Geist der Gegenwart hat seine Auffassung des Causalitätsverhältnisses in den Naturwissenschaften geschärft und berichtigt. Er ist nicht mehr der Anschauung, dass jede Erscheinung monogen erklärt werden müsse. Die Annahme, dass der Mensch sich überhaupt nur durch die Triebfeder des Egoismus bewegen lasse, wird daher nicht mehr anerkannt; sie findet sich wohl noch im Gebiete der Oekonomik; hier vegetirt sie als Ueberlebsel fort; sie erinnert an die Eddasage, die sich in nordischer Abgeschiedenheit aus den Zeiten, da die germanischen Völker auf dem Festlande noch vereinigt waren, erhalten und an der Fortbildung der Mythen in den Stammländern keinen Antheil nahm. Sie erinnert an die australische Thierwelt, die zur Zeit, da sich die Lebewesen bis zum Beutelthiere entwickelt hatten, vom mütterlichen Boden Asiens durch rauschende Meereswellen abgetrennt wurde und Aeonen später den Entdeckern den Anblick hüpfender Fossilien gewährte; die Oekonomik trägt als Kind der Philosophie jene Besonderheiten an sich, die dem philosophischen Denken zur Zeit der Abschnürung eigen gewesen. Das rationalistische Jahrhundert ist in den Abgrund der Vergangenheit gerollt; die Philosophie überhaupt, die jener Zeit insbesondere hat ihre Bedeutung verloren, die Welt ist eine andere geworden; die Oekonomik aber weist die Züge einer verschollenen Epoche auf.

Die Thatsache, dass die Oekonomik gerade hinsichtlich eines wesentlichen Punktes die Geschichte des Geistes nicht mitmachte, ist eine überaus interessante. Widmen wir ihr eine kurze Beleuchtung. Als der egoistische Wirthschaftsmensch in der Oekonomik noch allenthalben thatsächlich vorausgesetzt, als er den wirthschaftlichen Erscheinungen zu Grunde gelegt wurde, ohne in aller Form und ausdrücklich postulirt worden zu sein, da waltete mehr oder weniger ausgeprägt die Anschauung vor, dass er sich mit der Wirklichkeit vollständig decke. Wurde angenommen, dass er sich mit der Wirklichkeit decke, so lag auch der Schluss nahe, dass alles, was aus ihm deducirt wurde, Abbild der Wirklichkeit, Auszug aus der Thatsächlichkeit, dem lebendigen Leben entsprechende Theorie sei. Einem Smith, einem Ricardo wäre es nicht eingefallen, dass die Lehren, welche sie entwickelten, bloss hypothetische Wahrheiten wären. Sie sahen in denselben nicht etwa Erwägungen, deren Uebereinstimmung mit der Erfahrung ihnen gleichgiltig gewesen wäre, sondern Erklärungen thatsächlicher wirthschaftlicher Erscheinungen. (Vgl. Cairnes, a. a. O. p. 25.) Als man später daran ging, die Grundlagen der Oekonomik genauer zu untersuchen, stiess man auf die Supposition des Wirthschaftsmenschen; man fand in ihm den Atlas,

welcher die ökonomistische Theorienwelt auf seinen Schultern trug. Und gerade der Mann, welcher diese Entdeckung machte, stand nicht mehr ganz auf dem Boden der rationalistischen Anschauungen, welchen die Annahme des Wirthschaftsmenschen entkeimte. Mill betrachtet den thatsächlichen Menschen nicht mehr als ein ausschliesslich selbstsüchtiges Wesen, dem sogar die Tugend nur das Ergebnis eines egoistischen Calculs ist: er huldigt nicht mehr den Theorien eines Mandeville, eines Helvetius: der Atlas, welcher die ökonomistische Theorienwelt auf den Schultern trug, war hinfällig geworden, die stützende Säule des ganzen Baues geborsten.

Ein zweifacher Ausweg bot sich dar. Entweder musste die bestehende Oekonomik anders gestützt werden oder sie musste auf neuen Grundlagen völlig neu aufgebaut werden. Eine Neugestaltung vom Grunde aus war aber unmöglich. Der epigonische Geist wagte es noch nicht an den Wundern des Rationalismus kritisch zu deuteln: er erfreute sich insbesondere nicht der ursprünglichen Kraft, welche nöthig gewesen wäre, das Ungeheure von vorne zu beginnen; so ging man denn daran, das Vorhandene irgendwie haltbar zu machen. Der Wirthschaftsegoist, an welchen Ricardo noch stillschweigend als ein axiomatisches, thatsächlich allen Theoremen zu Grunde liegendes Wesen geglaubt hätte, verwandelt sich in eine blosse Annahme, in eine Hypothese; offen wird eingestanden, dass dies Monstrum ein bloss gedachtes, schematisch construirtes, dass es ein Nothbehelf der Forschung sei, gewissermassen bloss ein Nagel, welcher in die Wand geschlagen wird, damit man das Gewebe des Gedankens an ihn befestigen könne. Es wurde ausdrücklich erklärt, dass es der Zweck dieser Fiction sei, die Oekonomik zu ermöglichen. Damit wäre aber zugleich auch zugestanden, dass die Oekonomik zusammenstürzen müsse, wenn diese Annahme eine irrige ist. Und damit man auch diese Conclusion nicht ziehe, wurde betont, dass der Wirthschaftsmensch als Annahme über die Erfahrung und jede Bewährung durch dieselbe erhaben sei. Damit wird jedem Zweifel gewissermasseu der Riegel vorgeschoben, damit wird aus Furcht vor einem möglichen Feind die Zugbrücke aufgezogen, damit wird der Wirthschaftsmensch zwar von der Erfahrung abgeschnitten, vom Leben isolirt, aber, wie man glaubt, dem Leben in der Theorie gerettet. Dem Wirthschaftsmenschen wird hier ein schützender Zaubermantel umgehängt: das Verbot nämlich, ihn hinsichtlich seiner Uebereinstimmung mit der Thatsächlichkeit zu prüfen. Die Uebereinstimmung mit der Thatsächlichkeit, das ist die Wahrheit; die Fiction als solche kann nicht wahr sein, sie muss vielmehr mit der Wahrheit in Widerspruch stehen; also ist jeder Nachweis, dass die Fiction

der Wahrheit widerspreche, müssig; jeder Nachweis, dass die Fiction mit der Wirklichkeit im Widerspruch stehe, könnte nur die Bedeutung haben, die Fiction als solche zu erkennen.

Der Augenblick, in welchem Mill die Thatsächlichkeit des Wirthschaftsmenschen über Bord warf und denselben zu einer lediglich fictiven Annahme machte, ist ein Moment von höchster Bedeutung in der Biographie des Wirthschaftsmenschen, der Augenblick nämlich, in welchem er gewissermassen für die Hinrichtung gerettet wird. Man halte die Veränderung fest, welche im Gedankengebilde des Wirthschaftsmenschen vor sich gegangen. Er ist nunmehr nicht mehr Thatsache, er ist nicht mehr ein constitutives, er ist vielmehr ein regulatives Princip. Es wird nicht mehr gesagt: in der Wirthschaft kommt nur der Egoismus ins Spiel, sondern das Wirthschaftliche ist so zu betrachten, wie wenn in ihm nur der Egoismus wirksam wäre.

Eine besondere Vorstellungshilfe findet der Wirthschaftsmensch in der vielfach analogen Gestalt des bonus pater familias. Sie sind verwandter Natur. Der Eine ein Mensch, welcher seine rechtlichen Interessen mit Sorgsamkeit wahrnimmt, der Andere ein Mensch, welcher seine wirthschaftlichen Interessen mit Sorgsamkeit wahrnimmt. Dennoch kann der Eine nie in den Andern übergehen. Der Wirthschaftsmensch kann nie zum bonus pater familias werden, der bonus pater familias nie zum Wirthschaftsmenschen. Strebt der Wirthschaftsmensch nur nach Reichthum, so wird er selbstverständlich die Familie perhorresciren; der Wirthschaftsmensch ist Junggeselle; er ist steril; er wird nicht pater familias. Ist der bonus pater familias das, was er sein soll, so folgt er im Hinblick auf die Familie altruistischen Gefühlen; er kann daher nie der abstracte Egoist werden, welcher im Wirthschaftsmenschen gedacht ist. Der bonus pater familias ist übrigens ein Musterbild, ein Ideal, ein Leitbild, nach dem gestrebt werden soll, nicht eine Annahme; das Recht nimmt nicht an, dass alle Rechtspersonen jenem Musterbilde gleich kämen, ja es nimmt nicht einmal an, dass sie danach strebten, es zu erreichen. Kein Legist lehrt, dass der bonus pater familias keine anderen als juristischen Interessen habe. Er ist egoistisch, altruistisch, mutualistisch in seinen Motiven, juristisch in den Mitteln, durch die er seine Zwecke zu erreichen strebt. Der homo oeconomicus dagegen ist lediglich ein Bereicherungsautomat, dem alles Menschliche fremd ist.

Wir haben den Wirthschaftsmenschen hinsichtlich der Kräfte, welche ihn hervorgerufen haben, betrachtet; wenden wir uns nun der Frage zu, ob seine Thatsächlichkeit in sich widerspruchslos sei, ob er, abgesehen von den Momenten, welche ihn als historische Erscheinung

erzeugt haben, Gründe für seine Existenz anführen kann. Wir haben den Wirthschaftsmenschen nach dem Realgrunde in Erwägung gezogen, behandeln wir ihn nun nach dem Erkenntnisgrunde, behandeln wir ihn kritisch.

3. Kritik der Theorie vom Wirthschaftsmenschen.

Der Wirthschaftsmensch tritt uns, wie wir gesehen haben, bei Mill schon in verschiedenen Gestalten entgegen. Bald bedeutet er ein Wesen, das lediglich nach Reichthum strebt, bald ein solches, das möglichst grosse Bedürfnisbefriedigung mit möglichst geringen Hilfsmitteln zu erreichen strebt, bald ist es ein Zwitterding zwischen beiden, ein Mensch nämlich, der dadurch, dass er die grösste Bedürfnisbefriedigung mit den geringsten Mitteln zu erreichen sucht, nach Reichthum strebt. Schon eine flüchtige Betrachtung dieses merkwürdigen theoretischen Popanzes, dieses homunculus öconomicus, lehrt uns, dass unter der Bezeichnung des Wirthschaftsmenschen nicht Eines, sondern Verschiedenes gedacht wird; der Begriff des Wirthschaftsmenschen ist somit ein vielkerniger. In so fragwürdigen Vehikeln des Gedankens haben wir bereits gelegentlich unserer Untersuchungen über den ökonomischen Begriff Schädlinge der Wissenschaft erkannt. Um den Wirthschaftsmenschen in solcher Eigenschaft zu brandmarken, versuchen wir es zunächst, festzustellen, wie viel Bedeutungen dieser Begriff in sich berge. Die dritte der oben namhaft gemachten Bedeutungen, welcher gemäss der Wirthschaftsmensch dadurch, dass er die möglichst grosse Bedürfnisbefriedigung mit möglichst geringen Hilfsmitteln zu erreichen sucht, nach Reichthum strebt, lässt sich leicht in die beiden ersten Substrate zerlegen; von diesen aber lässt sich das eine nicht auf das andere reduciren; es bleiben also zwei Bedeutungen, zwei Seelen des Wirthschaftsmenschen übrig. Der Wirthschaftsmensch scheint auf den ersten Blick vielleicht eine proteische Gestalt zu sein, ein flüchtiges Gebilde, ein theoretisches Traumbild, das mannigfache Formen anzunehmen vermag, aber jederzeit ganz und gar das ist, was es eben sein will. In der That ist er aber ein Götzenbild mit zwei Gesichtern; er ist eine Zweieinigkeit gleich dem obersten Gotte Zaratustras, eine Zweieinigkeit, deren Sonderelemente mit einander in Widerspruch stehen.

Worin liegt dieser Widerspruch? Der Mensch, welcher lediglich nach Reichthum, worunter wir nach Mills authentischer Interpretation immer materielle Güter zu verstehen haben, strebt, ist mit dem Menschen, welcher die möglichst grosse Bedürfnisbefriedigung mittels der möglichst geringen Hilfsmittel zu verwirklichen strebt, nicht gleichbedeutend.

Der Mensch, welcher lediglich nach Reichthum strebt, ist nämlich ein Ausnahmsmensch, der Mensch dagegen, welcher die möglichst grosse Bedürfnisbefriedigung mittels der möglichst geringen Hilfsmittel zu verwirklichen sucht, ist die Regel, er ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Typus des thatsächlichen, des wirklichen Menschen. Es mag demnach einige Menschen geben, welche nur nach Reichthum streben; Emil Zola hat in seinem „Geld" betitelten ökonomistischen Romane versucht, uns eine solche Gestalt in seinem Saccard glaubhaft zu machen. Die Behauptung, dass alle Menschen dieser Romanfigur glichen, ja sogar die blosse Annahme eines solchen Gedankens zu theoretischen Zwecken ist vollkommen unhaltbar. Während es einige Menschen geben mag, die dem genannten Typus vielleicht entsprechen, giebt es keinen, welcher nicht die grösste Bedürfnisbefriedigung mittels der geringsten Hilfsmittel zu verwirklichen suchte. Die beiden Vorstellungen, welche sich im Begriffe des Wirthschaftsmenschen bergen, sind somit verschieden zu quantitativiren: man könnte sagen, es giebt einige Menschen, welche ausschliesslich nach Reichthum streben: man muss aber sagen, dass jeder Mensch, ja sogar jedes lebende Wesen die möglichst grosse Bedürfnisbefriedigung mittels möglichst geringer Hilfsmittel anstrebt. Es ist daher der Wirthschaftsmensch, sofern er lediglich nach Reichthum strebt, ein anderer als der Wirthschaftsmensch, sofern er die möglichst grosse Bedürfnisbefriedigung mittels der möglichst geringen Hilfsmittel zu erreichen strebt.

Vollends irrig ist die Annahme eines Wirthschaftsmenschen, welcher sich seiner ganzen Artung nach von den beiden vorigen unterscheidet, zugleich aber beider Eigenthümlichkeiten in sich verschmelzen will. Der Wirthschaftsmensch, der dadurch, dass er die grösste Bedürfnisbefriedigung mittels des geringsten Opfers zu erreichen sucht, nach Reichthum strebt, ist ganz und gar verwerflich. Nehmen wir als richtig an, dass jeder Mensch die grösste Summe von Bedürfnisbefriedigung mit Hilfe der geringsten Mittel zu erreichen sucht, so ist damit das ausschliessliche Verlangen nach Reichthum noch nicht gesetzt: es ist damit vielmehr jede Art von demjenigen, was wir Wirthschaftlichkeit nennen, gegeben. Wenn der Wirthschafter zwischen Mitteln wählt, so wird er sich darüber klar, was ihm weniger werth sein mag, klar über das, wofür er das andere opfern soll. Die Wahl des Wirthschafters ist es somit, die ihm das eine Ding zum Erstrebten, das andere zum Aufgeopferten macht. Versetzen wir uns demgemäss in die Seele eines Verschwenders, so gewahren wir leicht, dass auch er dasjenige, was ihm minderwerthig scheint, das Geld, gegen dasjenige einhandelt, das ihm das Werthvollste dünkt, nämlich das Vergnügen. Es ist also

offenbar, dass nicht jedes zweckmässige Handeln, wie das Streben, den möglichst grossen Erfolg mittels möglichst geringer Opfer zu erzielen, eines ist, ausschliesslich im Hinblick auf eine mögliche Erlangung von Reichthum geschehe und als solches begreiflich sei.

So widerspruchsvoll auch die doppelgesichtige Gestalt des Wirthschaftsmenschen sein mag, sie ist in ihrer Zweieinigkeit doch nicht unzweckmässig erdacht. Wirft man nämlich dem Wirthschaftsmenschen vor, dass er sich mit der Wahrheit in Widerspruch setze, so kehrt er dem Angreifer flugs das Antlitz zu, in welchem er die wirthschaftliche Miene aufgesteckt hat, das Antlitz, in welchem er die Absicht, den grössten Erfolg mit den kleinsten Mitteln zu erreichen, ausdrückt. Da ist er denn ein Wesen, das zweckmässig handelt; diesem Wirthschaftsmenschen kann die Existenz nicht abgesprochen werden, er lebt in jedem Wirthschafter, in jedem lebendigen Wesen sogar. Ja, dieser Wirthschafter hat reale Existenz; aber die Oekonomik geht von ihm nicht aus; er geht in ihre Entwicklung nicht ein; in den Hallen der Oekonomik waltete bisher nur sein Gegenbild, waltete der Reichthumsmensch. Und das mit gutem Grunde. Denn wirft man dem Wirthschaftsmenschen vor, dass er als zweckmässig handelnder Wirthschafter, welcher der Thatsächlichkeit entspricht, in der Oekonomik nicht berücksichtigt sei, so wendet sich dem Angreifer flugs wieder das Antlitz des Reichthumsmenschen zu, um auf Grund der Zweieinigkeit geltend zu machen, dass der Wirthschaftsmensch zugleich in der Realität und in der Theorie vorhanden sei; dabei wird aber gänzlich ausser Acht gelassen, dass der Wirthschaftsmensch, welcher der Realität entspricht, und derjenige, welcher in der Theorie sein Unwesen treibt, grundverschieden sind. Der Wirthschaftsmensch, welcher in der Realität zu finden ist, hat es nicht nothwendig, dass man ihn zu einer Annahme verflüchtige; es ist falsch, wenn man behauptet, dass in ihm eine Fiction, eine Hypothese, ein blosses Wahngebilde erblickt werden müsse. Anders verhält es sich mit dem andern Manne, den die weite Hülle des Wirthschaftsmenschen in sich beherbergt, anders mit dem Manne, der nur nach Reichthum strebt. Dieser ist in der That nur eine Annahme, nur eine Fiction, und er wäre als solche längst erkannt, würde er nicht so oft mit seinem Zwillingsbruder verwechselt.

In der Absicht, die Unvereinbarkeit der beiden Bedeutungen darzuthun, welche dem Begriffe des Wirthschaftsmenschen eigen sind, wollen wir daran gehen, jede dieser Bedeutungen einzeln zu analysiren. Um uns dies Geschäft zu erleichtern, werden wir uns erlauben, den Wirthschaftsmenschen, sofern er danach strebt, die grösste Bedürfnisbefriedigung mittels des geringsten Aufwandes von Hilfsmitteln zu be-

werkstelligen, mit dem Namen des Wirthschaftlichkeitsmenschen zu belegen; wir werden ferner den Wirthschaftsmenschen, welcher ausschliesslich nach Reichthum strebt, den Reichthumsmenschen nennen. Wir schmeicheln uns keineswegs mit der Annahme, dass diese Bezeichnungen besonders glücklich gewählt wären, wir verhehlen uns auch nicht, dass sie dem ästhetischen Sinne nur wenig entsprechen. Wir setzen uns aber über diese Bedenken hinweg, weil wir der erwähnten Bezeichnungen nur für die in Rede stehende Untersuchung bedürfen.

Ihr müssen wir auch noch eine weitere Bemerkung vorausschicken. Die nächste Frage, welche wir hinsichtlich des Wirthschaftsmenschen der einen oder der andern Färbung zu behandeln hätten, wäre das Verhältnis des jeweiligen Wirthschaftsmenschen zur Wirklichkeit. Die Frage nach diesem Verhältnis wird bekanntlich als nicht statthaft bezeichnet. Der Wirthschaftsmensch sei eine Fiction, heisst es: bei einer solchen sei die Frage nach der Beziehung zur Thatsächlichkeit überhaupt nicht zu stellen. Dieser Gedanke enthält einen zweifachen Irrthum. Falsch ist zunächst das allgemeine Urtheil, dass bei einer Fiction die Frage nach der Wirklichkeit ausgeschlossen sei, falsch ist weiters das Urtheil, dass der Wirthschaftsmensch überhaupt eine Fiction sei; dies kann nur von jenem Wirthschaftsmenschen, welchen wir den Reichthumsmenschen genannt haben, behauptet werden. Dass nun bei einer Fiction die Frage nach dem Verhältnis zur Wirklichkeit nicht ausgeschlossen sei, ist unschwer nachzuweisen. Ja noch mehr; diese Frage ist sogar geboten: in ihr liegt ja allein das Kriterion, welches uns vergewissert, dass wir es jeweils mit einer Fiction zu thun haben. Es kann, wenn ich lebe, fingirt werden, dass ich gestorben sei; es kann, wenn ich gestorben bin, fingirt werden, dass ich lebe. Wird das Leben fingirt, so wird diese Fiction durch den Nachweis, dass ich todt bin, nicht widerlegt; wird der Tod fingirt, so wird diese Fiction durch den Nachweis, dass ich lebe, nicht widerlegt. Ob aber die Behauptung, dass ich lebe oder dass ich todt bin, eine Fiction ist, das vermag nur der zu beurtheilen, der weiss, ob ich noch athme oder bereits verschieden bin. Zögen wir demnach das Verhältnis irgend eines Gedankengebildes zur Wirklichkeit nicht in Betracht, so wären wir nicht in der Lage, zu unterscheiden, ob es eine Fiction ist oder nicht; gerade darin, dass von einem Gedankengebilde ausgesagt wird, es sei Fiction, gerade darin ist bereits die Beziehung zur Wirklichkeit ins Auge gefasst, ist sogar diese Beziehung selbst bestimmt. Wer somit behauptet, dass bei einer Fiction das Verhältnis zur Thatsächlichkeit nicht beurtheilt werden dürfe, der behauptet in sich Widerspruchsvolles, denn er sagt, dass an einem Gedankengebilde, welches sich, sofern

man seine Beziehung zur Thatsächlichkeit betrachtet, als Fiction qualificirt, eben diese qualificirende Beziehung nicht betrachtet werden dürfe; hielte er sich an sein eigenes Verbot, er käme nie zur Ueberzeugung, dass er es mit einer Fiction zu thun habe; er gelangt zu dieser Ueberzeugung vielmehr nur dadurch, dass er gegen sein eigenes Verbot handelt. Dass der Wirthschaftsmensch eine Fiction sei, das ist ein Urtheil über seine Beziehung zur Wirklichkeit. Wollen wir dieses Urtheil nicht kritiklos hinnehmen, sondern prüfen, so sehen wir uns genöthigt, eben jene missverständlich verbotene Untersuchung anzustellen.

Wir thun dies um so unbesorgter, als es sich hier um ein bloss missverständliches Veto handelt. Es ist nämlich leicht, das analytische Vorgehen, das sich ausschliesslich auf dem Gebiete der Abstraction abspielt, mit dem fictiven zu verwechseln. Diese Verwechselung beruht auf der primitiven Auffassung, dass Alles, was in der Wirklichkeit nicht sein Correlat finde, abstract, fictiv und hypothetisch sei. Abstract, fictiv und hypothetisch, das sind drei Ausdrücke, welche auf einer niedern Stufe geistiger Entwicklung gleichbedeutend sind. In unseren der Analyse gewidmeten Ausführungen haben wir dargelegt, dass diese den Widerspruch mit der Erfahrung nicht vertrage, dass sie durch den Widerspruch derselben widerlegt werde, dass aber fehllose Analyse nicht in Widerspruch mit der Erfahrung gelangen könne. Die Analyse besteht eben darin, dass ein thatsächliches Merkmal fallen gelassen wird, um ein anderes thatsächliches Merkmal, das sich in der Erfahrung nicht allein und gesondert vorfindet, allein und gesondert im Auge zu behalten; die Fiction dagegen nimmt etwas nicht Thatsächliches an. Es ist ihr eigenthümlich, dass sie auf das Thatsächliche keine Rücksicht nimmt, dass sie auch dann und sogar gerade dann aufrecht erhalten wird, wenn es sich herausstellt, dass in der Erfahrung nichts sei, was ihr entspräche. Demgemäss kann denn auch alles Analytische in der Erfahrung vorgefunden werden, aber nur nicht in dem Zustande, welcher erst durch die Analyse gegeben wäre. Der Ausschluss der Verification ist daher nur bei der Analyse berechtigt, nicht bei der Fiction. Man wende uns nicht ein, das Fictive könne in der Erfahrung überhaupt nicht vorgefunden werden, es könne nicht falsch sein, weil es von vornherein darauf verzichte, das Gegentheil desselben zu sein und dergleichen billige Weisheit mehr. Wir schauen nicht auf die Wirklichkeit, weil wir hoffen, in ihr das Fictive zu finden, sondern weil wir daraus, dass wir es nicht in ihr finden, den Schluss ziehen wollen, dass es in der That fictiv sei.

So sind wir denn an die Stelle unserer Untersuchung gelangt, wo es angemessen erscheinen mag, dem Zwillingspaar von Wirthschafts-

menschen näher zu Leibe zu gehen. Nehmen wir zunächst den Reichthumsmenschen vor.

4. Specielle Kritik der Theorie vom Wirthschaftsmenschen: der Reichthumsmensch.

Wir haben gehört, dass der Reichthumsmensch keine Abstraction aus der Wirklichkeit, sondern lediglich eine Fiction ist. Inwiefern ist das richtig? Das Streben der meisten Menschen ist darauf gerichtet, mit ihrer Habe pfleglich umzugehen und sie nach Thunlichkeit zu vermehren. Aber zwei Momente dürfen nicht übersehen werden, soll dieses den Thatsachen angemessen aufgefasst werden. Nicht alle Menschen streben nach Reichthum; jene, die nach Reichthum streben, verlangen nicht nach ihm allein; nur Wenige haben den Sinn nur auf Reichthum gerichtet und gehen in dieser Leidenschaft auf. Dass nicht alle Menschen nur danach streben, ihr Vermögen nach Thunlichkeit zu vermehren, zeigt sich uns vorzugsweise an den höheren und niederen Entfaltungsformen des Menschenthums. Wenden wir den Blick zunächst nach den niederen Gesellschaftsschichten oder niederen culturellen Entwicklungsstufen. Da herrscht zum grössten Theil noch eine ziemlich beschauliche Genügsamkeit. Der primitivere Wirthschafter ist froh, wenn seines Lebens Nothdurft gedeckt ist. Das geringe Mass seiner augenblicklichen Bedürfnisse bestimmt in der Regel das Mass seiner Bemühungen. Wir brauchen nicht weit zu gehen, um heute noch solche Wirthschafter anzutreffen. Im Balkangebiete findet man Bauern, die ihr Feld bestellen, um sich und ihre Familie zu nähren; verringert sich die Familie durch Heirath oder durch den Tod, so dass der Ertrag des Feldes nicht aufgezehrt werden könnte, so wird ein Theil desselben brach liegen gelassen; solchen Wirthschaftern fällt es nicht ein, den Ueberschuss, welchen sie mit dem Aufwande ihrer bisherigen Mühe hervorbringen könnten, auf den Markt zu bringen und zu verkaufen; sie brauchen kein Geld; sie haben genug; sie ziehen es vor, den Ueberschuss an Musse, die ihnen gegönnt ist, in Unthätigkeit zu geniessen und mehr denn früher rauchend vor ihrer Hütte zu kauern. Auch in unseren Landen wird der gemeine Mann, dessen Bedürfnisse sich vermindern, geneigt sein, seine Betriebsamkeit einzuschränken. Diese Art der Wirthschaft, deren Energie lediglich durch die Bedürfnisse bestimmt wird, zeigt sich auch oft in höheren Gesellschaftsschichten bei geistigen Arbeitern. Es giebt Maler, Dichter, Musiker, die sich zu einer neuen Arbeit erst veranlasst fühlen, wenn der Ertrag der letzten beinahe oder sogar ganz aufgezehrt ist, die also mehr arbeiten, wenn sie mehr brauchen, weniger arbeiten, wenn sie weniger brauchen. Ihr

Streben ist es nicht, möglichst wenig zu arbeiten, auch nicht möglichst viel zu verdienen; ihr Streben ist es nicht, Capitalien anzulegen und nach rationellen Grundsätzen zu verwalten, sie wollen ihres Lebens froh werden, nicht mehr, nicht weniger.

Der Umstand, dass sie des Reichthums nicht achten, führt uns auf eine andere Reihe von Wirthschaftern, welche Manches höher achten denn Reichthum und diesen willig opfern, um das Höherwerthige zu gewinnen. Ja, ein Schubert lebt sorglos in den Tag hinein und componirt nur, wenn er gerade in Noth ist, aber ein Humboldt widmet ein grosses Vermögen wissenschaftlichen Zwecken, weiten Reisen, ein Goethe überschlägt am Ende des Lebens, dass ihn seine Bildung eine gar bedeutende Summe gekostet habe. Wer wollte alle Hochherzigen namhaft machen, die wohlthätigen Zwecken Spenden zuführen? alle Frommen, die der Kirche Mühe und Ersparnisse zuwenden? alle Ehrgeizigen, die für Ruhm, Unsterblichkeit, ja auch nur für einen Titel, für einen Orden vollbringen, wozu sie durch Gewinn an Reichthum nicht bestimmt werden könnten? Wie verhält es sich mit allen Bestrebungen humanitärer, staatlicher, politischer, künstlerischer und wissenschaftlicher, mit allen Bestrebungen im weitesten Sinne des Wortes gemeinnütziger und sittlicher Natur, welche gerade denjenigen, die sie unternehmen, keine Vermehrung des Reichthums verheissen, welche auf eine Vermehrung der Production von materiellen Gütern gar nicht ausgehen? Die Oekonomisten, welche sich vor dem Wirthschaftsmenschen beugen, wollen sie nicht berücksichtigen, nicht berücksichtigt wissen. Ihrer Ansicht nach hat die Oekonomik es grundsätzlich nur mit dem Streben nach materiellen Gütern, nach Reichthum zu thun. Ein Grundsatz ist immer löblich, aber er muss festgehalten werden, festgehalten um jeden Preis, festgehalten bis zur Absurdität. Geschieht dies nicht, werden Seitenpfade eingeschlagen, welche mit der Maxime in Widerspruch stehen, so ladet man die schwerste wissenschaftliche Schuld auf sich, die Inconsequenz. Es geht nicht an, einerseits anzunehmen, dass sich jeder Wirthschafter einzig und allein um Vermehrung seines Reichthums bemühe, und andererseits gerade vom umfassendsten aller Wirthschafter, vom Staate, zu verlangen, dass er auf Vermehrung des Reichthums ganz und gar verzichte, sondern nur für die anderen Wirthschafter thätig sei. Die Wirthschaft des Staates widerlegt die Theorie vom Bereicherungsmenschen; der Staat hat es nicht lediglich auf Bereicherung abgesehen; und er wirthschaftet doch.

Hätten die Oekonomisten nur das thatsächliche und wirkliche Streben nach Reichthum im Auge, so würden sie sich hiedurch nicht von der Wahrheit entfernen; aber sie gehen weiter; sie wollen den Menschen so be-

trachten, als wenn er ein blosser Reichthumsmensch wäre; sie gehen von der falschen Voraussetzung aus. dass alle Menschen lediglich Reichthumsmenschen wären. Wie gelangen sie hiezu? Ganz einfach dadurch, dass sie von allem Andern. das dieser Auffassung entgegenstünde. absehen. Mit demselben Rechte könnten sie von der Annahme ausgehen. dass alle Menschen tugendhaft wären, sie brauchten nur von der Untugend abzusehen: mit demselben Rechte könnten sie annehmen. dass alle Menschen reichlich zu leben hätten. sie brauchten nur von den Menschen. welche darben. abzusehen: mit demselben Recht könnten sie Alles annehmen. was nicht ist. um daraus zu deduciren. was ist und was sein soll. Diese Fictionen unterscheiden sich in nichts von der des Wirthschaftsmenschen. sofern er lediglich nach Reichthum strebt. es sei denn durch ihre etwas handgreiflichere Ungereimtheit.

Sie weisen aber auf eine wichtige Thatsache hin. auf die Thatsache nämlich, dass auch die Fiction gewissen Gesetzen unterstehe. dass es demgemäss wissenschaftlich erlaubte und wissenschaftlich unerlaubte Fictionen gebe. Man darf fingiren. dass der Fall im luftleeren Raume vor sich geht. was nicht der Fall ist: man lässt die reale Luft dabei aus der Betrachtung fort: aber man behält dabei immer noch ein Reales in der Hand. den Fall selbst. Anders verhält es sich mit dem Reichthumsmenschen. Wenn man die Gesammtheit der Motive. welche den Menschen veranlassen mögen. nach Reichthum zu streben. wenn man ferner die Gesammtheit der Motive. welche gegen den Erwerb von Reichthum wirken. ausser Acht lässt und nur das Streben nach Reichthum selbst im Auge behält. so löst man eine Erscheinung aus ihrem natürlichen Causalitätsverhältnisse heraus. um dann aus einem vollkommen fictiven Zustande vorgeblich wirkliche Causalitätsverhältnisse abzuleiten: in diesem Falle geschieht Ungereimtes. geschieht das Entgegengesetzte von dem. was bei der Analyse vorgenommen wird. Denn bei dieser sieht man allerdings von thatsächlichen Elementen ab. aber nur von solchen. welche die Kette der Causalitätsvorgänge, die isolirt werden sollen. kreuzen: bei der Fiction dagegen sehe ich von den Elementen der Causalitätskette. welche isolirt werden sollen, selbst ab, ich halte dann im wahrsten Sinne des Wortes die Theile in der Hand. nachdem ich vom geistigen Bande abgesehen. In der Fiction ist. wie wir gewahren, keine Bedingung für eine mögliche Erkenntnis gegeben; es ist dies um so weniger der Fall. als alle Erkenntnis nur in der erfahrungsmässigen Erfassung realer Zusammenhänge beruht. Durch fictive Suppositionen gelangt man im besten Falle. also wenn nirgends logische Fehler begangen werden. zu fictiven Consequenzen; durch die Annahme eines ausschliesslich nach Reichthum strebenden

Wirthschaftsmenschen dringen wir somit zu der Annahme von Gesetzen vor, welche sich zu den Thatsachen, zur concreten Wirklichkeit genau so verhalten, wie der lediglich nach Reichthum strebende Wirthschaftsmensch selbst, an den sie als einen festen Punkt geknüpft sind.

Wir haben gesehen, dass der lediglich nach Reichthum strebende Wirthschaftsmensch der Wirklichkeit nicht entspricht, dass er im wahrsten Sinne des Wortes eine Fiction ist. Was von ihm abgeleitet ist, kann nicht mehr Wahrheit enthalten, als ihm selbst zu eigen ist; die Gesetze, welche mit seiner Hilfe gefunden werden, sind somit erfunden, sie sind somit ihrem Wesen nach fictive. Sie werden bekanntlich als hypothetische bezeichnet. Mit Recht. Sie sind nur wahr, sofern die Voraussetzung, auf welcher sie beruhen, wahr ist. Wer die vom lediglich nach Reichthum strebenden Wirthschaftsmenschen abgeleiteten Gesetze demnach hypothetische nennt, der erkennt ihre Abhängigkeit von der Annahme des bezeichneten Wirthschaftsmenschen, der nennt daher auch sie fictive. Ist der Wirthschaftsmensch, nach Mills ausdrücklichem Bekenntnis, eine Annahme, welche in den Thatsachen nicht begründet ist, und bei welcher das Verlangen, dass sie mit der Wirklichkeit übereinstimme, nicht gestellt werden kann, so sind auch die Gesetze, welche das Schemen trägt, schemenhafte, haben auch sie keine Begründung in den Thatsachen, stimmen auch sie mit der Wirklichkeit nicht überein.

Die Frage nach dem Wesen der Hypothese überhaupt und ihrer Stellung innerhalb der ökonomistischen Disciplin kann an dieser Stelle nicht erörtert werden; auch der Frage, ob die ökonomischen Gesetze thatsächlich lediglich hypothetischer Natur wären, können wir hier nicht näher treten. Wir haben es hier nur mit dem Wirthschaftsmenschen zu thun. Die Frage aber, ob der Wirthschaftsmensch eine Hypothese ist, drängt sich uns gebieterisch auf. Sie erfordert, dass wir, unseren Erwägungen über die Hypothese vorgreifend, einen Blick auf sie werfen. Der Wirthschaftsmensch, welcher lediglich nach Reichthum strebt, ist nicht thatsächlich, das ist gewiss. Leute, welche primitiv genug denken, um Alles, was nicht thatsächlich ist, eine Hypothese zu nennen, und diesem Begriffe solcherart eine unstatthafte Weite und Unklarheit verleihen, haben von ihrem Standpunkte aus das wenig beneidenswerthe Recht, im Wirthschaftsmenschen eine Hypothese zu sehen. Sie verwechseln dabei die Hypothese mit der Supposition. Jede Hypothese ist nämlich eine Supposition; aber nicht jede Supposition ist auch eine Hypothese; die Hypothese ist eine bedingungsweise Annahme; aber nicht jede bedingungsweise Annahme ist eine Hypothese. Die Hypothese ist somit eine Supposition besonderer Art. Das besondere Merkmal, das ihr eigen

sein muss, sofern sie im wahrsten Sinne des Wortes das sein will, was sie andeutet, liegt, wie wir später des Ausführlicheren erörtern werden, darin, dass sie ein vorläufiger Inductionsschluss, also ein Schluss von einer bestimmten Anzahl von Erfahrungen auf alle weiteren möglichen Erfahrungen derselben Art ist. Ist nun die Idee eines ausschliesslich nach Eigenthum strebenden Wirthschaftsmenschen eine Fiction, somit eine Annahme, welche in den Thatsachen keine Begründung hat, und von welcher auch nicht verlangt wird, dass sie mit den Thatsachen übereinstimme, so ist sie keine Hypothese: denn wollte sie eine sein, so müsste sie ein Schluss aus einer bestimmten Reihe von auf Thatsachen gegründeten Erfahrungen sein, und wäre sie dies, so wäre sie nicht eine Fiction.

Wir haben Jenen Recht gegeben, welche die von der Annahme eines Reichthumsmenschen abgeleiteten Gesetze hypothetisch nennen. Und in der That, von unserem Standpunkte aus können wir mit dieser Auffassung nicht hadern. Dennoch müssen wir hervorheben, dass sie keineswegs consequent ist. Von dem Standpunkte aus, auf welchem die Vertreter dieser Anschauung stehen, ist sie eigentlich unmöglich. Wenn ich nämlich sage, die Gesetze, welche von dem nach Reichthum strebenden Wirthschaftsmenschen, also von einer Fiction abgeleitet sind, seien hypothetische, so sage ich damit auch, sie wären nur insofern wahr, als die Annahme wahr ist, von der sie abgeleitet sind. Wir haben auf diese Consequenz bereits hingedeutet. Allein diese Consequenz zieht noch andere Consequenzen nach sich. Der Wirthschaftsmensch, welcher nach Reichthum strebt, ist zugestandenermassen eine Fiction: nach dem Verhältniss zwischen dieser Fiction und der Wahrheit soll bekanntlich nicht gefragt werden. Allein, wer die Gesetze, die vom Reichthumsmenschen abgeleitet sind, hypothetische nennt, der kehrt sich nicht an dies Verbot, er thut das Untersagte, zumal er die Giltigkeit der obengenannten Gesetze an die Wahrheit einer Annahme, an die Wahrheit nämlich der Annahme knüpft, dass es Reichthumsmenschen gebe. Dies bildet offenbar einen schreienden Widerspruch. Und dieser Widerspruch führt noch einen andern mit sich. Man kann nämlich nicht sagen, dass die Gesetze, die vermittelst des Reichthumsmenschen abgeleitet worden sind, wahr seien, sofern eben der Reichthumsmensch selbst wahr ist: denn der Reichthumsmensch ist eine Fiction; eine Fiction kann nicht wahr sein, sonst ist sie keine. Folglich können die von der Leistung des Reichthumsmenschen abhängigen vergeblichen Einsichten nicht Anspruch auf Wahrheit machen: was der Reichthumsmensch und er allein trägt, das steht somit in der Luft.

Es wird gesagt, die Annahme des Wirthschaftsmenschen sei nothwendig. Sobald von einer Nothwendigkeit gesprochen wird, muss man sich über die Art derselben klar werden. Diese Art kann eine zweifache sein. Eine Annahme ist nothwendig, sofern zureichende Gründe uns bestimmen, sie auszusprechen, zumal Nothwendigkeit jenen Zwang bedeutet, welcher für unsern Intellect im Causalitätsgesetze gegeben ist. Nothwendig ist demgemäss eine Annahme zunächst in dem Sinne, dass wir uns durch Erkenntnis von sichtbaren Wirkungen veranlasst fühlen, auf nicht zutage liegende Ursachen zu schliessen. Im gewöhnlichen Leben gebraucht man den Ausdruck aber auch in einem andern Sinne. Wer irgend einer Thatsache als der Bedingung zu einer andern Thatsache, auf die er es eigentlich abgesehen hat, bedarf, der spricht auch hier von einer Nothwendigkeit. Diese beiden Arten der Nothwendigkeit sind sehr verschieden. Bei der ersten kann ich nicht anders, ich muss eine Thatsache annehmen, damit sie mir eine andere erkläre; ich unterliege dabei dem Zwange, welchen die Thatsachen selbst auf mich ausüben; bei der andern dagegen habe ich einen Zweck im Auge, welchen ich erreichen will, und wähle ein Mittel, das mir für meinen Zweck geeignet erscheint. Die Nothwendigkeit der ersten Art ist eine rationale, die Nothwendigkeit der zweiten Art ist eine finale. Die Annahme eines Reichthumsmenschen entspricht nicht einer rationalen Nothwendigkeit, denn diese ist im Zwange, welchen die Thatsachen auf unseren Intellect ausüben, begründet; die Annahme des Reichthumsmenschen aber ist eine Fiction und als solche von den Thatsachen losgelöst; es bleibt somit nur übrig, in der Annahme des Reichthumsmenschen eine solche finaler Natur zu sehen. Wenn man sie also als nothwendige betrachtet, so geschieht dies nicht im Hinblick auf eine absolute Nothwendigkeit, auf eine Nothwendigkeit an sich, sondern auf eine Nothwendigkeit zu irgend einem Zwecke.

Welchen Zweck hat man bei Annahme des Wirthschaftsmenschen im Auge? Der Zweck ist leicht angegeben. Die Oekonomisten, welche nach dem lediglich nach Reichthum strebenden Wirthschaftsmenschen greifen, glauben, dass sie mittels desselben zu ökonomischer Erkenntnis gelangen könnten. Eine nähere Untersuchung lehrt aber, dass der Reichthumsmensch eine Annahme ist, welche wohl in der genannten Intention ausgedacht worden, aber vollkommen ungeeignet ist, in Wirklichkeit zum Ziele zu führen. Durch die Fiction nämlich gelangt man nur zu Erkenntnis fictiver Natur; durch sie zur Erkenntnis der ökonomischen Thatsachen gelangen zu wollen, ist um so widersinniger, als die Annahme des Wirthschaftsmenschen auf die Thatsachen eben keine Rück-

sicht nimmt. Man sieht hieraus, dass die Annahme des Wirthschaftsmenschen nicht nur unnöthig ist zur Erklärung der ökonomischen Thatsachen, sondern der Aufgabe der Oekonomik, sofern diese den Zweck hat, ökonomische Erkenntnisse zu bieten, geradezu widerspricht. Soll uns die Oekonomik Kenntnisse vermitteln, so ist dies nur dadurch möglich, dass uns die ökonomische Thatsächlichkeit verständlich gemacht wird; soll uns durch die Oekonomik die ökonomische Thatsächlichkeit verständlich gemacht und ihre Gesetze formulirt werden, so widerspricht dieser Aufgabe jeder Schritt dieser Wissenschaft, welcher darauf hinzielt, vom Thatsächlichen abzusehen und sich mit Vermeidung der aus diesem gebildeten Begriffe auf das Gebiet der Fiction zu begeben.

Es ist von Belang, diese Beziehungen zwischen der Annahme des Wirthschaftsmenschen und der Aufgabe, welche die Oekonomik sich selbst zuweisen muss, mit aller Klarheit aufzufassen. Der Wirthschaftsmensch, welcher sich lediglich dem Reichthum widmet, dient nicht dazu, die ökonomischen Thatsachen zu erklären, denn er stellt sich in Widerspruch zu diesen Thatsachen: er verlangt, dass man ihn mit den Thatsachen überhaupt nicht confrontire. Der Wirthschaftsmensch ist eine Fiction: eine Fiction liegt in der Annahme, dass das Nichtthatsächliche thatsächlich sei. Eine solche Annahme, welche sich ausserhalb des Zusammenhanges mit der thatsächlichen Welt setzt, vermag uns ihrem Wesen nach das Thatsächliche auch nicht zu erklären; die Thatsache hat mit der Fiction nichts zu thun; die Thatsache ist reell, die Fiction ist dagegen die bloss geistige Uebertragung der Realität auf das eingestandenermassen Irreale. Verstehen wir unter dem Erklären das Zurückführen einer Thatsache auf eine andere, unter dem Reichthumsmenschen aber eine Fiction, somit eine Annahme, die in keinem Sinne als Ursache der wirklichen Wirthschaftserscheinungen gelten kann, so sind wir mit zwingender Gewalt zu dem Schlusse genöthigt: die Annahme des Wirthschaftsmenschen ist unfähig, uns die wirthschaftlichen Thatsachen zu erklären.

Würde sich die Oekonomik ausschliesslich mit dem thatsächlichen Streben nach Reichthum beschäftigen, dabei aber die Annahme, dass die Menschen ausschliesslich von einem solchen Streben beseelt sind, ausser Acht lassen, so stände die Sache anders. Dann läge zunächst nicht eine blosse Annahme, nicht eine Fiction vor, nicht eine Supposition, die Oekonomik würde in diesem Falle auf der festgegründeten Erde einer Thatsache fussen, nicht aber ihre Deductionen vom luftigen Leibe eines schemenhaften Gebildes tragen lassen. Wollte sich die Oekonomik diesen Ausgangspunkt, diese Basis für ihre Theorie

wählen, so fände sie jedoch alsbald bedeutsame Hindernisse, geeignet, sie in ihrem Streben nach gedeihlicher Entwicklung zu behindern. Die Oekonomik könnte als Wissenschaft, vom thatsächlichen Streben nach dem Reichthum ausgehen, wenn es ihr möglich wäre, dieses Streben zu isoliren und mit demselben zu experimentiren. Solches Vorgehen würde gewiss zum Ziele führen, es würde die Oekonomik zu einer Physik des menschlichen Lebens machen. Aber dies Unterfangen ist nun einmal unmöglich: der angedeutete methodologische Weg kann nicht betreten werden. Es ist nicht auszudenken, auf welche Art das Streben nach Reichthum zu isoliren und in seiner Wirksamkeit zu beobachten wäre; es ist auch nicht anzunehmen, dass von dieser Isolirung aus Schlüsse auf die Welt der Thatsächlichkeit möglich wären, in welcher diese Isolirung nicht stattfindet. Wir haben es demgemäss in der Forderung, die Oekonomik möge vom thatsächlichen Streben nach Reichthum ausgehen, mit einem Gedanken zu thun, welcher wohl im Allgemeinen richtiger ist als der eines Wirthschaftsmenschen, welcher lediglich nach Reichthum strebt, in seinen praktischen Ergebnissen aber mit ihm zusammenfällt, zumal er wie jener, zugleich widerspruchsvoll und unnütz wäre. Das Streben nach Reichthum ist mit dem sogenannten ökonomischen Interesse gleichbedeutend. Es wäre daher auch irrig, anzunehmen, das Verfolgen dieses Interesses könne uns die wirthschaftlichen Erscheinungen erklären. Entweder bedeutet nämlich das Merkmal des Oekonomischen, mit dem das Interesse verknüpft ist, nichts Anderes als das Zweckmässige überhaupt, dann sind die ökonomischen Interessen von den sonstigen nicht als besondere Art unterschieden, dann repräsentirt uns das ökonomische Interesse nichts als eine qualitas occulta, auf die wir die ökonomischen Erscheinungen zurückführen, ohne zu einer solchen wissenschaftlichen Gewaltmassregel gezwungen zu sein: oder das ökonomische Interesse bedeutet eine besondere Art des Interesses, dann ist es unvermögend die wirthschaftliche Erscheinung, deren allgemeineren Charakter wir ja bereits erkannt haben, zu erklären. Wenn wir daran festhalten, dass zweckmässige Erscheinungen und Erscheinungen der Zweckmässigkeit, wirthschaftliche Erscheinungen und Erscheinungen der Wirthschaftlichkeit vollkommen gleichbedeutende Grössen sind, so müssen wir zur Ueberzeugung gelangen, dass wir vom Reichthumsmenschen und seinem lediglich fictiven Handeln nichts für die Wissenschaft, deren Aufgabe die Erklärung der Thatsachen ist, erhoffen können.

Die Annahme eines Reichthumsmenschen ist nicht nur irrig, nutzlos und gegen den Sinn, gegen die Absicht der Oekonomik selbst, sie ist auch gefährlich, weil sie der Oekonomik Feinde zuzuziehen vermag,

welche wohl er, aber nicht sie verdient. Der Wirthschaftsmensch ist ein Geldnarr, den die Habgier vollständig verblendet, er ist ein Anbeter des goldenen Kalbes, er ist Verdiener, Geldmacher, er schlägt aus Allem, was ihm unter die Hand geräth, Münze, er hat keine Scrupel, kein Gewissen, keinen Charakter, kein Herz: für ihn giebt es kein Unrecht, sondern nur die Gefahr, mit der Justiz in Conflict zu gerathen; der Geldteufel sitzt ihm im Nacken: er bethätigt demgemäss wohl Sparsamkeit, Genügsamkeit, Fleiss, aber er vermag nicht lange unter der Sonne zu leben; unsere Welt ist für ihn nicht eingerichtet: denn immer mit der Vermehrung seiner Habe beschäftigt, kümmert er sich nicht um Speise, Trank, Lebensgenuss, er strebt in keiner Weise seine Gesundheit aufrecht zu erhalten, er verlangt nicht nach dem Glück der Familie, nicht nach bürgerlicher Ehre, nicht nach einem zufriedenen Herzen, er kennt nur einen Gott, welchem er Tag und Nacht opfert, er kennt nur eine Waare, für die er Alles feil hat: den Reichthum. Wir haben nachgewiesen, dass der Wirthschaftsmensch, sofern er lediglich auf Vermehrung des Reichthums bedacht ist, nicht existirt; es ist auch offenbar, dass er nicht existiren könnte, wenn er durch irgend ein Wunder zur Welt käme.

5. Specielle Kritik der Theorie vom Wirthschaftsmenschen: Der Wirthschaftlichkeitsmensch.

Wenden wir uns nun dem Wirthschaftsmenschen der zweiten Gestalt zu, dem Wirthschaftsmenschen, welcher seine Zwecke möglichst vollständig durch möglichst geringen Aufwand von Mitteln erreichen will, zum Wirthschaftlichkeitsmenschen. Zunächst die Frage: wie verhält sich dieser Wirthschaftsmensch zur Thatsächlichkeit? Es lässt sich nicht leugnen, dass der thatsächliche Mensch in jeder seiner Handlungen das Streben, mittels möglichst geringen Aufwandes möglichst viel zu erreichen, bethätigt. Sofern der Mensch sich solcherart verhält, ist er als wirthschaftender Mensch zu betrachten. Dieser wirthschaftende Mensch hat aber mit dem Wirthschaftsmenschen nichts zu thun. Der wirthschaftende Mensch ist nämlich eine Abstraction aus der vollen empirischen Realität, und als solcher der Ausdruck dieser thatsächlichen Realität: anders der Wirthschaftsmensch: er ist eine Annahme, eine Fiction; sofern der Wirthschaftsmensch Annahme, sofern er Fiction ist, fällt er mit dem wirthschaftenden Menschen nicht zusammen.

Wir haben gehört, dass das finale Moment, das im wirthschaftenden Menschen zutage tritt, das hedonische Princip oder die hedonische Prämisse der Oekonomik genannt wird. Diese Bezeichnung ist eine sehr unglückliche. In welchem Masse dies der Fall ist, zeigt be-

reits der Hinweis auf verwandte Probleme der Mathematik, Technik und Physik. Die Probleme de maximis et minimis entbehren an sich jedes hedonischen Momentes; wenn der Techniker sich fragt, in welcher Art er wohl ein Maximum von zweckmässiger Kraftentfaltung mittels des geringsten Masses von Kraftaufwand zuwege brächte, so hat er es darauf abgesehen, das Mass desjenigen Kraftaufwandes, welcher gegebenen Falls ungenützt verloren gehen könnte, möglichst zu verringern und mit der ihm verfügbaren Energie möglichst wirthschaftlich umzugehen: wollte man ihm sagen, dass er hiebei in irgend einer Weise seiner Lust fröhne, seinem Vergnügen nachgehe, auf sein Behagen bedacht sei, kurz, dass er dabei hedonische Absichten verfolge, er wäre sehr befremdet: zumal dort, wo von einem Gesetze des geringsten Mittels die Rede ist, muss der Gedanke an eine kosmische Wonne aus dem Gebiete der Wissenschaft verwiesen werden. Fragt es sich, warum der Mensch das Streben bekundet, mittels seiner Kraft zu möglichst vollständiger Bedürfnisbefriedigung zu gelangen, also mittels seiner Mittel seine Zwecke möglicht vollständig zu verwirklichen, so kann man darauf nicht antworten, er handle so, weil ihm dies Vergnügen mache, oder weil er zwecklose Mühe scheue. Denn wenn man den zureichenden Grund dafür, dass er sich nur zweckmässige Mühe macht, darin erblickt, dass er zwecklose Mühe scheue, so hat man damit keineswegs eine Erklärung, sondern nur eine Umschreibung der Thatsache durch eine negative Ausdrucksweise geboten. Erblickt man weiters den zureichenden Grund dafür, dass der Mensch nur zweckmsäsig handelt, darin, dass ihm dies Vergnügen macht, so hat man damit wieder nur die Thatsache bekräftigt, statt sie zu erklären. Die hedonische Prämisse ist nichts weiter als eine qualitas occulta, wie man sie gerne annimmt, wenn man der Schwierigkeit, eine Erklärung der problematischen Erscheinung zu bieten, ausweichen will, oder ausweichen muss. Mit demselben Rechte, mit welchem ich sage, der Mensch handelt zweckmässig, weil ihm dies Vergnügen macht, könnte ich sagen, der Stein falle, weil es ihm gefällt, das Blut kreise in den Adern, weil es an gesunder Bewegung sein Behagen finde, die Sterne leuchten, weil es ihnen Spass mache.

Dieses hedonische Princip ist auch dann nicht aufrecht zu erhalten, wenn ihm eine andere Auslegung zutheil wird: auch wenn man demgemäss in dem hedonischen Principe nicht das Moment der positiven Lust, sondern vielmehr das der Trägheit, der Bequemlichkeit erblickt, ist er unhaltbar. Der Mensch sucht den grössten Erfolg mittels der geringsten Mittel nicht aus Trägheit zu erreichen, er hat es nicht darauf abgesehen, sich in diesem Leben so wenig als es nur angeht zu in-

commodiren. Eine derartige Auffassung ist von einem um so geringeren wissenschaftlichen Werthe, als die Annahme, dass der Mensch von Natur aus träge und arbeitsscheu sei, wohl von vielen Oekonomisten vertreten wird, aber keine wie immer geartete Berechtigung aufzuweisen vermag; dass der Mensch, auch der fleissigste und der selbstloseste, zwecklose Mühe scheut, ist eben nicht auf einen natürlichen Hang zum Müssiggang und zum unthätigen Lebensgenusse, sondern auf den Umstand zurückzuführen, dass eine Willenshandlung, wie wir in Bälde genauer auseinandersetzen werden, nur durch die Existenz eines Zweckes sich auszulösen vermag. Wo der zureichende Grund zur Bewegung fehlt, muss Ruhe vorhanden sein. Der Grund für das wirthschaftliche Verhalten des Menschen ist tiefer zu suchen. Es muss zunächst constatirt werden, dass nicht nur wirthschaftlich hoch entwickelte Menschen die Eigenthümlichkeit haben, mit geringer Mühe bedeutende Erfolge einzuheimsen. Das zweckmässige Handeln ist nicht dem modernen wirthschaftenden Menschen allein eigen; es ist dies eine Neigung, welche bei allen Menschen, sogar bei allem Lebenden beobachtet werden kann. Ja, wie schon Pantaleoni durchleuchten lässt, scheint diese Neigung auch in der unbelebten Natur bethätigt zu werden. Dies bekundet uns, dass wir es in dem Streben, das Mittel zum Zwecke möglichst klein ausfallen zu lassen, nicht mit einem finalen, sondern mit einem causalen Momente zu thun haben. Dies ist dahin zu verstehen, dass wohl das Verhältnis der beiden Erscheinungen als finales ausschliesslich unter der Voraussetzung des Lebens möglich sei; der Umstand aber, dass es sich bei der Finalität darum handelt, mit geringem Aufwande möglichst bedeutende Erfolge zu erzielen, aus dem Causalitätsgesetze selbst quelle.

Wir haben bereits wiederholt darauf hingewiesen, dass man jedes Finale als ein Causales ansehen müsse, weil die Finalität eine besondere Art der Causalität ist; die umgekehrte Auffassung, dass die Causalität nämlich eine Art der Finalität sei, ist eine der vornehmsten Fehlerquellen des Denkens überhaupt, des ökonomistischen Denkens insbesondere, sie ist im eigentlichsten Sinne des Wortes als teleologischer Anthropomorphismus aufzufassen. Wiewohl wir uns mit diesem Denkfehler der Naturbeseelung in einem ferneren Capital zu befassen haben werden, müssen wir doch schon hier darauf hinweisen, dass sich seine Artung in dem Verhältnisse zwischen der Zweckmässigkeit der menschlichen Handlungsweise und dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft in kennzeichnender Weise ausdrückt. Stellen wir zunächst fest, dass der Ausdruck der Kraft, als anthropomorphistischer, sein Pendant in dem

Ausdrucke des Aufwandes an Kraft findet, der einen geradezu wirthschaftlichen Begriff, den des Aufwandes nämlich, auf die nicht wirthschaftende Natur überträgt. Hierin sehen wir wieder ein Anzeichen, dass unser Denken ursprünglich und eigentlich ein wirthschaftliches und nicht ein wissenschaftliches ist und demgemäss auch in der Wissenschaft selbst noch im Banne der Wirthschaft steht. Wo immer man von einer parsimonia naturae spricht, begeht man den Fehler, Wirthschaftliches, Finales, nur dem Leben Eigenthümliches auf thatsächlich Ausserwirthschaftliches, Causales und Unbelebtes zu übertragen, eine Naturbeseelung vorzunehmen, zu dichten statt zu denken. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist insbesondere keineswegs ein solches, aus welchem auch nur im entferntesten auf eine Oekonomie der Natur geschlossen werden könnte. Es besagt im Grunde nichts Anderes, als dass es mit dem Causalgesetz auf dem Gebiete des Naturerkennens seine Richtigkeit habe. Wenn nämlich jede Wirkung ihre Ursache hat, so heisst dies nothwendig auch, dass ein bestimmtes Mass der Wirkung in einem bestimmten Masse der Ursache ihr Correlat habe. Denn könnte ein bestimmtes Mass der Ursache je ein unbestimmtes Mass der Wirkung zur Folge haben, so würde dies voraussetzen, dass die Wirkung entweder grösser oder kleiner wäre, als der Ursache entspricht. Wäre die Wirkung grösser, als die Ursache zuliesse, so hätten wir in dem Theile der Wirkung, welcher der Ursache nicht entspricht, eine Erscheinung vor uns, welche nicht auf eine Ursache zurückzuführen wäre; dies würde somit dem Gesetze, dass jede Wirkung ihre Ursache hat, dies würde somit dem Grundgesetze der Causalität widersprechen. Wäre andererseits die Wirkung kleiner, als die Ursache zuliesse, so hätten wir in dem Theile der Ursache, welcher ohne Wirkung geblieben ist, eine Erscheinung vor uns, welche keine Wirkung nach sich zöge, dies würde somit wieder dem Grundbegriffe der Erscheinung als solcher, dies würde dem Gesetze, dass jede Ursache eine Erscheinung nach sich ziehen muss, dies würde somit dem Gesetze der Causalität widersprechen. Wenn nun aber die Wirkung weder grösser noch kleiner sein kann, als der Ursache entspricht, so muss die Wirkung der Ursache ganz genau gemäss sein; wenn die Wirkung der Ursache ganz genau gemäss ist, so bedarf sie eben nur jenes Aufwandes von Ursache, der geeignet ist, sie hervorzurufen.

Gerade diese Knappheit erregt den Anschein, als würde die Natur eine gewisse Sparsamkeit, eine gewisse Wirthschaftlichkeit ihrer Kraft bethätigen; in der That, keine Kraft geht ungenutzt verloren; in der That, jede Wirkung wird durch das möglichst

geringe Mass von Kraftaufwand hervorgebracht. Hier ist aber nicht Finalität, sondern nur Causalität überhaupt bewährt, denn ginge ein Theilchen von Kraft verloren, so würde eine Ursache ohne Wirkung vorhanden sein; würde eine Wirkung nicht mit dem geringsten Masse der hiefür nothwendigen Kraft entstehen können, so würde dies der Nothwendigkeit widersprechen, so würde wieder eine Ursache ohne Wirkung durch den Weltraum irren. Könnte dies geschehen, das Gesetz der Causalität wäre aus den Angeln gehoben. Wo immer ein Mass von Ursache angewendet wird, das geringer ist, als das Mass der Wirkung, das solcher Art erzielt werden soll, wird eine Theilquantität der Wirkung ausbleiben; wo immer ein grösserer Aufwand von Kraft verwendet wird, als zur Erreichung einer bestimmten Wirkung nothwendig wäre, wird die nutzlos aufgewandte Theilquantität Nebenerscheinungen hervorrufen, also nicht ohne Wirkung bleiben.

Wenn sich nun die Dinge so verhalten, wie kommt es denn, dass das Gesetz von der Erhaltung der Energie als wissenschaftliche Grossthat gepriesen wird? Ist der Stolz des Physikers auf diese Einsicht unbegründet? Liegt in ihr nicht mehr, als im Causalitätsgesetz enthalten ist? Wenn dem so wäre, so würde man allerdings sagen können, das Gesetz von der Erhaltung der Energie lehre uns nichts Neues, es sei nur der physikalische Ausdruck des allgemeinen Causalitätsgesetzes! Nun denn, die Dinge verhalten sich so, und trotzdem ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie eine wissenschaftliche Grossthat, trotzdem ist der Stolz des Physikers auf diese Einsicht begründet, denn sie lehrt uns zwar im Allgemeinen nur, dass einem bestimmten Masse von Ursachen ein bestimmtes Mass von Wirkung entspricht, im Besonderen aber sucht sie das Mass, in welchem die Ursache sich jeweilig in Wirkung umsetzt, zu ergründen, wie dies das Wärmeäquivalent insbesondere beweist. Und hier, auf der höchsten Höhe des naturwissenschaftlichen Denkens, tritt uns wieder die merkwürdige Erscheinung entgegen, dass wirthschaftliche Begriffe in die Welten des Physikers übertragen werden. Der Begriff des Umsatzes ist es, welcher in dieser Hinsicht besonders bemerkenswerth ist. Er bekundet, dass wir dort, wo wir die Natur am engsten zu fassen, ihr geheimnisvolles Walten zu belauschen wähnen, unere eigene Natur und ihre Artung nicht los werden können.

Kehren wir nun zum Wirthschaftsmenschen wieder zurück. Der Wirthschaftsmensch besonderer Form, den wir den Wirthschaftlichkeitsmenschen nennen, er will die grösste Bedürfnisbefriedigung mittels des geringsten Aufwandes von Opfern bewirken.

Hat er in der That die besondere Absicht, die grösste Wirkung mit der kleinsten Ursache zu erzeugen? Gewiss nicht! Es handelt sich bei dem Masse, von welchem hier gesprochen wird, um nichts Objectives, um nichts in allgemein giltiger Weise Bestimmbares. Das Gefühl der Bedürfnisbefriedigung ist ein psychologisches Moment, das Opfer ist ein psychologisches Moment. Wer bestimmt, welches von diesen beiden Momenten grösser, welches kleiner wäre? Das kann nur der Wirthschafter selbst. Er muss Bedürfnisbefriedigung und Opfer gegeneinander abwägen, er muss sich ihres Werthes bewusst werden, ja es ist sogar bei näherer Einsicht klar, dass nur durch die Werthung zwischen zwei wirthschaftlichen Bestrebungen die sie verbindende finale Erkenntnis begründet wird. Nehmen wir an, ein Wirthschafter sehe sich zwischen zwei vollkommen gleiche Güter gestellt und könne sie ob ihrer Entfernung nicht zugleich erfassen. Er müsste sich also, sofern er eines dieser Güter habhaft werden wollte, zu einer Wahl entschliessen. Der Wirthschafter wird mit andern Worten, da er nicht beide Güter zugleich haben kann, versuchen, das eine dem andern unterzuordnen. Gewiss entschiede er sich gegebenen Falles für dasjenige, das ihm näher läge, wenn es auch sonst keinen andern Vortheil aufwiese. Nehmen wir an, dass dies geschehe. Was opfert der Wirthschafter? Im Augenblicke, da er sich dem einen Gute zuwendet, opfert er nothwendigerweise das andere, opfert er weiters die Mühe, sich dem Gute seiner Wahl zu nähern, endlich die Mühe, es zu verzehren. Dass er auf das andere Gut verzichtet, ist also nichts als ein Mittel, um zu dem einen Gute zu gelangen. Der Wirthschafter, der so verfährt, handelt somit zweckmässig; das finale Moment liegt darin, dass seine Handlungsweise unumgängliche Bedingung für die Erlangung des erwählten Gutes gewesen. Ginge er anders vor, er würde unwirthschaftlich sein. Vollzieht nun aber der Wirthschaftsmensch die Werthung, stellt er selbst fest, welches von den Gütern, mit denen er in Berührung gebracht wird, ihm das minderwerthige ist, welches er somit fahren lassen will, bestimmt er sich andererseits selbst, welches Gut ihm das werthvollere sei, nach dem er strebt, so zeigt es sich auch klar, dass der Wirthschaftsmensch, welcher selbst als ein werthendes Wesen gedacht wird, nicht geeignet ist, uns das Werthphänomen in irgend einer Weise zu erklären, zumal er ja nichts Anderes ist, als ein werthendes Wesen und die Werthung somit als Problem in ihm eingeschlossen mitgedacht wird.

Das Streben des Wirthschaftsmenschen, möge es nun der Wirthschaftlichkeit oder dem Reichthum gelten, ist eine Tendenz. Was ist eine Tendenz? Wir werden weiterhin noch Gelegenheit nehmen zu

untersuchen, ob und inwiefern wir es auf dem Gebiete der Oekonomik mit Tendenzen zu thun haben. Der Anlass hiezu wird für uns in dem Umstande liegen, dass aus der Behauptung, die Oekonomik hätte es nur mit Tendenzen zu thun, gemeiniglich falsche Consequenzen gezogen werden, welche geeignet sind, den wissenschaftlichen Charkater der Oekonomik in Frage zu stellen. Der Grund dieses Irrthumes liegt darin, dass man sich oft nicht darüber Aufschluss giebt, wie Verschiedenes behauptet wird, wenn man einerseits meint, die Oekonomik hätte es in ihren Erscheinungen mit Tendenzen zu thun, andererseits behauptet, die Oekonomik hätte es in ihren Gesetzen mit Tendenzen zu thun. Wenn man behauptet, dass die Oekonomik es in ihren Erscheinungen mit Tendenzen zu thun habe, so ist dies zwar eine sehr anfechtbare Behauptung, aber sie thut dem wissenschaftlichen Charakter dieser Disciplin keinen Abbruch. Wenn man dagegen behauptet, dass die Oekonomik in ihren Gesetzen mit Tendenzen zu thun hat, so bestreitet man dadurch den wissenschaftlichen Charakter der Oekonomik. Denn eine Disciplin, welche nicht zu wirklichen Gesetzen vorzudringen vermag, eine Wissenschaft, welche bloss Tendenzen zu erfassen, also nur der Kräfte, nur der Erscheinungen habhaft zu werden, aber die Verbindungen derselben zu Gesetzen nicht durchzuführen weiss, verdient nicht den Namen einer Wissenschaft zu tragen, verdient nicht, dass man sich mit ihr ernstlich befasse. Anders verhält es sich, wenn wir sagen, wir hätten es in den wirthschaftlichen Erscheinungen mit Tendenzen zu thun, denn dergleichen wird auch von der Physik ausgesagt, ohne dass dadurch ihr wissenschaftlicher Charakter erschüttert würde. In der Physik nehmen wir Kräfte an; ohne diese Annahme von Naturkräften wären wir nicht in der Lage, uns die Erscheinungen der unbelebten Natur zu verdeutlichen. Worin unterscheidet sich nun die Kraft von der Tendenz? Die Kraft wirkt immer in demselben Sinne; eigenmächtig vermag sie weder ihre Richtung noch auch ihre Intensität zu verändern. Die Tendenz wirkt immer in demselben Sinne, eigenmächtig vermag sie weder ihre Richtung noch auch ihre Intensität zu verändern. Demgemäss tritt denn auch die Kraft nicht voll und ganz zutage, wenn eine Störung sie hemmt; demgemäss tritt denn auch die Tendenz nicht voll und ganz zutage, wenn eine Störung sie hemmt. Tendenz und Kraft sind daher gleichbedeutend. Die Kraft ist eine Tendenz, die Tendenz ist eine Kraft. Erörterungen, denen wir hier nicht vorgreifen können, werden uns zeigen, dass wir es in der Oekonomik weder mit Kräften, noch mit Tendenzen zu thun haben. Liegt demnach im Wirthschaftsmenschen nichts als eine Tendenz, so ist dies nicht eine Stärkung desselben; es ist nicht ein zu-

reichender Grund, ihn auf dem Gebiete der Oekonomik zu dulden, es ist vielmehr ein genügender Anlass, ihn von dem Boden, auf dem er nichts zu thun, nichts zu schaffen hat, auf dem er nur Unordnung und Verwirrung stiften kann, auszuweisen.

Wenn man vom Wirthschaftsmenschen aussagt, dass er nach Reichthum strebe, dass er sich durch Wirthschaftlichkeit zu bereichern trachte, so setzt man dabei in der Regel auch voraus, dass er die ihm verfügbaren Güter lediglich zur Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse verwende. Unter den Bedürfnissen, die einem Menschen zu eigen sind, mag man nun einerseits jene verstehen, welche auf Erhaltung und Vermehrung seiner individuellen Vitalität abzielen, andererseits aber insbesondere auf höheren Kulturstufen fremde Zwecke, welche jeder Einzelne vermöge der ihm eigenen Natur, vermöge der ihm eigenen Charakterartung, vermöge der ihm eigenen Geistesrichtung zu seinen eigenen macht, indem er nicht nur, was ihm verfügbar ist, sondern auch sich selbst ihnen widmet. Das Wollen verlässt in solchen Fällen, welche keineswegs die Ausnahme, sondern geradezu die Regel bilden, den engen Kreis des Individuellen. Der Mensch strebt aber nicht für sich allein und nicht nach Reichthum allein; er ringt für die Seinen; in diesem Falle bethätigt sich bei ihm der Familiensinn; es mag sein, dass er aus kameradschaftlichen Gefühlen für seine Berufsgenossen thätig ist, dass er sich der Gemeinde, dem Lande, dem Staate widmet, dass er für die Kunst, für die Wissenschaft, für die Religion thätig ist; es mag aber auch sein, dass er überhaupt nicht nach Reichthum strebt, dass er sich nicht zu bereichern wünscht, dass er vielmehr Alles freudig hingibt, um damit Zwecke zu verwirklichen, welche über die Schranken seiner Individualität hinausgehen, die ursprünglich und eigentlich nicht die seinen gewesen sind, die er aber zu den seinen gemacht, die er, wie Hegel mit einer unschönen aber scharfgeistigen Wortbildung ausdrückt, „verseinigt" hat.

Mill hat uns bestätigt, dass Bentham einen Menschen angenommen hat, welcher wohl immer durch seine Interessen bestimmt wurde, aber dabei nicht ausschliesslich egoistisch ist; Bentham habe unter dem Interesse Alles verstanden, woran Jemand gelegen sei. Die Oekonomik nun lässt sich von Bentham wohl anregen, aber sie wandelt nicht durchwegs in seinen Spuren; sie will von Interessen, welche über das Individuelle hinausschweifen, nichts wissen. Der Wirthschaftsmensch strebt nach Bereicherung, aber nur für sich: er strebt danach seine Bedürfnisse möglichst vollständig durch den Aufwand möglichst geringer Opfer zu befriedigen, aber diese Bedürfnisse sind seine individuellen; Mill gesteht es, wie wir gesehen haben, ausdrücklich

zu, dass die Oekonomik seiner Auffassung nach nicht geeignet ist, auch auf die höheren, sittlicheren Aufgaben, welche die Menschen sich stellen, zu blicken, sondern nur jene im Auge haben darf, welche den Menschen durch ihre Individualität und ihre Bedürfnisse gestellt sind. So leitet denn der Wirthschaftsmensch durch seine ganze Artung zu einer Reihe von ihn bedingenden Annahmen, die Jeder zugestehen muss, der an ihm festhält, eine Aufgabe, die um so schwieriger ist, als diese Annahmen sich kreuzen. Erstlich ist nämlich der Wirthschaftsmensch nur möglich unter der Annahme, dass alle Menschen im Wirthschaftsleben nur ihre selbstischen Interessen verfolgen; zweitens ist es nur möglich unter der Annahme, dass man, um die thatsächlichen wirthschaftlichen Erscheinungen zu verstehen, sich vorstellen müsse, der Mensch sei im wirthschaftlichen Leben nur durch seine selbstischen Interessen bewegt; drittens ist er Wirthschaftsmensch nur möglich unter der Annahme, die Menschen seien wohl in Wirklichkeit nicht ausschliesslich von Eigenliebe bewegt, aber die Oekonomik habe nur die Aufgabe, gerade diese Seite ihrer Seelenregungen ins Auge zu fassen und das Phänomen des Egoismus nach seiner Causalität zu verfolgen.

Es ist offenbar, dass diese Annahmen im Grunde nur Eins mit einander gemein haben, nämlich das Subject, von welchem Verschiedenes ausgesagt wird, den Egoismus nämlich, dass sie aber sonst durchweg verschieden sind. Da nun diese Urtheile nicht den Wirthschaftsmenschen als solchen, sondern vielmehr den Egoismus zum Gegenstande haben, nehmen wir davon Abgang, den Weg, welcher sich uns hier eröffnet, schon jetzt weiter zu verfolgen, überlassen vielmehr das Thema des Egoismus einem eigenen Excurse. Doch müssen wir schon hier mit allem Nachdrucke betonen, dass mit der Aussage, alle Handlungen seien wirthschaftliche, keineswegs auch implicirt ist, dass jede Handlung deshalb schon selbstsüchtig sei. Der thatsächliche Mensch ist eben ein wirthschaftender, nicht ein Wirthschaftsmensch.

Ueberschauen wir nun die Gesammtheit unserer der Idee des Wirthschaftsmenschen gewidmeten Ausführungen, so gelangen wir zu folgendem Schlusse. Der Wirthschaftsmensch ist entweder ein Reichthumsmensch, dann entspricht er der Wirklichkeit nicht, dann ist er eine falsche Abstraction, dann ist er ein Irrthum; oder man erblickt im Wirthschaftsmenschen lediglich ein zweckmässig handelndes Wesen, dann entspricht er wohl der Wirklichkeit, aber dann ist er kein Wirthschaftsmensch, kein homo oeconomicus mehr, sondern ein wirthschaftender Mensch. Einen solchen Wirthschaftsmenschen, welcher mit dem zweckmässig handelnden Menschen zusammenfällt, brauchen

wir nicht; er ist uns als der leere Schlauch, in welchem Irrthum gewesen, doppelt unnütz. So sehen wir denn in diesem Capitel eine weitere Bestätigung des früher Dargelegten. Die Finalität ist eine Abstraction. Es wäre ein Irrthum, wollte man sie deswegen verwerfen, weil sie Abstraction ist. Solche geht nicht darauf aus, wesentliche Merkmale fallen zu lassen, sondern darauf, sie zusammenzufassen; sie dient dazu, die Einheit in der Vielheit ins Licht zu setzen, die Einheit der Finalität nämlich in der Vielheit der Motivationen.

6. Finalität und Wirthschaft.

Suchen wir nun in Kürze die Ergebnisse dieses ganzen Capitels vorstellig zu machen. Das ökonomische Handeln stellt sich nach den Anschauungen vieler Oekonomisten als ein solches dar, dessen Besonderheit darin besteht, dass der Mensch den grössten Erfolg mit der kleinsten Anstrengung zu verwirklichen strebt. Diese Lehre ist irrig; sie geht von der Voraussetzung aus, dass das ökonomische Handeln eine besondere Art des Handelns sei; sie geht ferner von der Voraussetzung aus, dass der besondere Charakter, das besondere Merkmal dieser besonderen Handlungen in dem Streben, den grössten Erfolg mit den kleinsten Mitteln zu verwirklichen, liege. Nun zeigt es sich aber bei näherem Zusehen, dass jenes besondere Merkmal, welches den engeren Begriff constituiren soll, bereits im weiteren Begriffe liege. Liegt das besondere Merkmal aber bereits im weiteren Begriffe, so ist es offenbar, dass dasjenige Merkmal, welches für den weiteren Begriff wesentlich war, die Zweckmässigkeit, mit dem Merkmale, das für den engeren Begriff wesentlich war, mit der Wirthschaftlichkeit, in jedem Sinne zusammenfalle. Man kann demgemäss sagen, dass alle Handlungen den Charakter der Zweckmässigkeit, alle den Charakter des Oekonomischen an sich trügen, im Oekonomischen nichts wäre als Zweckmässiges, im Zweckmässigen nichts als Oekonomisches liege. Wenn jedem Handeln das Merkmal der Zweckmässigkeit zukommt, so kommt ihm somit auch das des Oekonomischen zu.

Kommt jedem menschlichen Handeln das Merkmal der Zweckmässigkeit zu, so scheint damit nicht etwa ausgeschlossen, sondern vielmehr gesetzt, dass die Zweckmässigkeit des Handelns Grade habe; dass es demnach Handlungen gebe, welche zweckmässiger sind als andere. Man könnte sich dadurch veranlasst fühlen, Handlungen von grösserer Zweckmässigkeit von Handlungen geringerer Zweckmässigkeit zu sondern und das Merkmal der Wirthschaftlichkeit in grösserer oder grösster Zweckmässigkeit zu sehen. Aber diese Anschauung wäre

nicht haltbar, weil jede Handlung in Wirklichkeit eine möglichst zweckmässige ist und in jeder das Bestreben nach grösster Zweckmässigkeit liegt. Es wäre irrig hieraus den Schluss zu ziehen, dass der Mensch nach Reichthum strebe. Wer offenen Auges in die Welt lugt. der sieht in Indien den jungen Engländer sich mühen, damit er wohlhabend heimkehren und dort seine Braut freien könne; er strebt wohl nach Reichthum, aber dieser selbst ist ihm ein Mittel für ein Anderes. Wer offenen Auges in die Welt lugt. der sieht in dem geschäftigen Paris den kleinen Gewerbsmann von früh bis spät sich plagen, damit er sich möglichst bald mit einer kleinen Rente in das Privatleben zurückziehen könne; ihm ist der Reichthum erstrebenswerth, aber nur weil er Ruhe und Rast zu verschaffen im Stande ist. Wonach wird in diesen beiden Fällen eigentlich gestrebt? Im einen Falle nach einem Weibe, im anderen Falle nach Ruhe. Ein Weib, ein gemächliches Dasein, es ist manchem Beamten gegönnt. Langsam und bedächtig wirkt er in seinem friedlichen Gelasse, als Arbeiter, welcher Zeitlohn erhält; sein Streben geht nicht dahin, möglichst viel zu schaffen, sondern sich möglichst wenig anzustrengen. Höher als Reichthum, Luxus, Glanz und Genuss schätzt er das Gleichmass seines Lebens; auch bei ihm ist die erwerbende Thätigkeit einem anderen Streben untergeordnet. Doch dies sind Bilder aus unserer Hochkultur. Wo die Kultur noch nicht entwickelt ist, dort tritt uns das Wesen der Wirthschaft in einfacheren und fasslicheren Formen entgegen. Der Wilde strebt nicht nach Reichthum. Er will nur seine Nothdurft stillen. Er hasst die Kultur, er verachtet den Besitz. Ein Aberglaube macht ihm jede Habe zur Sünde. Man wird uns einwenden, der Wilde strebe dennoch nach Reichthum; strebe er auch nur nach Nahrungsmitteln, so wäre dies schon ein Streben nach Reichthum, denn Nahrungsmittel seien ja materielle Güter, materielle Güter aber im Sinne der Oekonomik Reichthum. Ganz richtig. Aber das thut auch das Thier. Hat der Urmensch nicht gewirthschaftet? Wirthschaftet der Buschmann nicht? Gewiss. Nun denn, dann wirthschaftet auch der Affe auf dem Baum und das Raubthier im Gebüsch. Dieser Einwand scheint den Reichthumsmenschen zu retten, aber er giebt den Reichthums*menschen* preis.

Betrachten wir den Menschen in seiner thatsächlichen Bemühung, so gelangen wir zu dem Schlusse, dass er immer danach strebt, Zwecke zu vermitteln, dass seine Zwecke aber nicht immer der Besitz von Reichthum sind, dass sie nicht immer durch das Mittel materieller Güter zu verwirklichen sind. Nicht nach Reichthum, nach Glück strebt

der Mensch. Nicht das Grösste sucht er durch das Kleinste zu erlangen; sondern das Werthvollere durch das weniger Werthvolle, das also, was für ihn grösseren Werth hat, durch das, was für ihn weniger Werth hat; nur das, was ihm das Grösste scheint, also das subjectiv Grösste, erstrebt er durch das, was ihm das Kleinste scheint, nämlich das subjectiv Kleinste. Indem er das thut, lebt er aber nicht nach dem sogenannten Principe der Wirthschaftlichkeit, welches fordert, dass er das objectiv Grösste mittels des objectiv Kleinsten verwirkliche; und sagen wir, dass er das minder Werthvolle wegen des Werthvolleren opfert, so haben wir damit nicht etwa ausgedrückt, dass sein Handeln sich nach dem Principe der Wirthschaftlichkeit richte, sondern nur die Formel für die Causalität des Handelns überhaupt ausgesprochen, die Formel eben, welche das Handeln als ein causal Bestimmtes hinstellt. Mit anderen Worten: wenn wir sagen, der Mensch sucht das in seinen Augen Werthvollere durch das in seinen Augen weniger Werthvolle zu erlangen, haben wir über sein Handeln nicht etwa etwas Neues ausgesagt, sondern nur erklärt, dass es auf Gründe hin erfolgt. Es ist dies eine Einsicht, deren Consequenzen wir gelegentlich der im zweiten Bande dieses Werkes folgenden Analyse der Grenznutzens-Theorie genauer würdigen werden.

Wenn wir in die Vergangenheit blicken, so gewahren wir scheinbar unwirthschaftliche Menschen, die Wirthschaftlichkeit entwickelt sich erst allmälig, unsere Vorfahren gelangten, wie noch heute der Wilde, mittels der grössten Mühe zu den kleinsten Effecten; wirthschafteten sie darum weniger? Wenn sie nicht wirthschafteten, wann entstand das Wirthschaften? Und wenn den grössten Effect mit dem kleinsten Mittel zu erringen allein wirthschaften heisst, sind wir heute wohl eine wirthschaftende Gesellschaft? Fast ungenützt rieseln die Bäche, rauschen die Flüsse, wogen die Ströme, brausen die Wasserfälle in die Tiefe. Eine nicht allzu ferne Zukunft wird die Triebkraft des Gefälles mittels Elektricität in die Ferne schaffen und mit ihr Maschinen aller Art treiben. Sie wird besser wirthschaften als die Gegenwart. Wirthschaftet darum die Gegenwart überhaupt nicht? Gewiss, sie wirthschaftet. Wir sehen somit, dass das, was wir Unwirthschaftlichkeit nennen, wie Irrthum und Unwissenheit etwas Relatives ist; jede Epoche dünkt sich wirthschaftlich zu sein und glaubt die Vergangenheit sei unwirthschaftlich gewesen; aber im Grunde genommen unterscheiden sie sich nur durch die Grade ihrer Wirthschaftlichkeit, sofern diese von den Graden ihrer Einsicht in die Causalität der Natur abhängt. Da wir nun nach dem Princip der Wirthschaftlichkeit nicht thatsächlich leben,

aber unser thatsächliches Leben begreifen wollen, sind wir genöthigt, das wahre Princip des Oekonomischen in einem Begriffe zu suchen, welcher dem Wirthschaftlichen und dem Unwirthschaftlichen gemeinsam ist; nur er könnte als der das thatsächliche wirthschaftliche Leben leitende betrachtet werden. Er ist im Begriffe der Finalität gegeben. Der Begriff der Finalität aber darf nicht in Gestalt eines Finalmenschen vorgestellt werden, wiewohl dieser der Thatsächlichkeit vollständig entspräche, zumal jeder Mensch seinen Zwecken gemäss mittels der ihm verfügbaren Mittel handelt. Der Grund, warum die Annahme eines Finalmenschen unstatthaft wäre, liegt in dem Umstande, dass das finale Verhalten dem Menschen nicht eigenthümlich ist, sondern der ganzen Lebewelt gemeinsam ist. Die Erklärung für unser Leben liegt nicht im menschlichen Dasein allein, weil das Verständniss des Theiles nicht im Theile, sondern im Ganzen liegt. Der Held des Epos, das wir Oekonomik nennen, ist somit nicht der finale Mensch, sondern das finale Lebewesen, das Lebendige schlechthin. Der Grad, in dem uns dieser Held interessirt, ist aber durch unserere eigene Natur genugsam bestimmt; das Lebendige interessirt uns nur unseres Lebens wegen: die weitere Erkenntniss fesselt uns nur insoweit, als sie uns das menschliche Leben erläutern, seine Deutung erleichtern könnte. Im Princip der Finalität haben wir übrigens ein Moment, das in sich selbst die Gewähr trägt, dass es nicht unpraktisch werden kann: die Finalität ist, sofern sie Causalität ist, zur Theorie gehörig; aber sofern sie immer Zwecke und Mittel im Auge hat und die Wissenschaft selbst unter sich beugt, verbindet sie die theoretische mit der praktischen Wirthschaftslehre und macht das Theoretischeste in ihr im wahren Sinne des Wortes praktisch.

Siebentes Capitel.

Das wirthschaftliche Schliessen.

Immer steiler steigt der Pfad unserer Untersuchung hinan. Wir sind von der wirthschaftlichen Erscheinung ausgegangen; wir haben dargelegt, wie aus dieser der wirthschaftliche Begriff wird; wir haben gezeigt, in welcher Weise die wirthschaftlichen Begriffe zu wirthschaftlichen Urtheilen verbunden werden; wir gehen nun daran zu untersuchen, in welcher Art und Weise wirthschaftliche Urtheile behufs eines wirthschaftlichen Schlusses verknüpft werden. Zwei Arten des Schliessens sind es insbesondere, welche uns beschäftigen werden, einerseits nämlich der einfache wirthschaftliche Causalitätsschluss, andererseits der cumulative. Den einfachen wirthschaftlichen Causalitätsschluss werden wir hinsichtlich seiner allgemeinen Bedeutung und seiner psychologischen Grundlagen verfolgen, um uns dann dem Probleme der ökonomischen Causalität zuzuwenden. Den cumulativen wirthschaftlichen Causalitätsschluss, welcher sich zu dem einfachen genau so verhält, wie der durch Cumulirung des kennzeichnenden Merkmales hervorgerufene wirthschaftliche Begriff zu der einfachen wirthschaftlichen Erscheinung, werden wir als deductiven und inductiven ins Auge fassen. Wir werden dabei immer darauf bedacht sein, in Erinnerung zu behalten, dass Erfassung der Erscheinung und Gestaltung der Begriffe, wirthschaftliches Urtheil, einfacher und cumulativer Causalitätsschluss in letzter Analyse nur Mittel sind, um uns die Erkenntnis der Gesetze, welche das Wirthschaftsleben beherrschen, zu ermöglichen, dass weiters die Erkenntnis der Gesetze nur als Mittel zum Zwecke einer zweck-

mässigen Gestaltung und Beherrschung des Wirthschaftslebens, dass sie also lediglich behufs der Anwendung auf die Praxis vorhanden sein kann.

I. Der einfache Causalitätsschluss.

Ziel und Zweck aller Wissenschaft ist die Beherrschung der Erscheinungswelt durch die Erkenntnis ihrer Gesetzmässigkeit. Die festen unverrückbaren Formen, in denen die Erscheinungen sich verknüpfen, nennen wir Gesetze. Diese Gesetze sind nichts Anderes als Constatirungen, dass auf eine bestimmte Art von Ursachen immer auch eine bestimmte Art von Wirkungen eintrete. Sie bestehen also einzig und allein aus allgemein giltigen und nothwendigen Causalverbindungen. Will die Oekonomik den Rang einer Wissenschaft einnehmen, so kann sie dies nur erreichen, sofern sie bestrebt ist, die Welt der ökonomischen Erscheinungen durch Erkenntnis der in ihr wirksamen Gesetze zu beherrschen. Sie hat also die allgemein giltigen und nothwendigen Causalverbindungen zwischen ökonomischen Erscheinungen festzustellen. Um nun diese Causalverbindungen zwischen ökonomischen Erscheinungen zu verstehen, mussten wir uns in erster Linie über die ökonomische Erscheinung selbst klar werden. Diesem Gegenstande war die vierte der vorliegenden methodologischen Untersuchungen gewidmet. Nun werden wir das andere Glied des Problems einer genaueren Betrachtung unterziehen, nämlich die möglichen Causalitätsverbindungen zwischen ökonomischen Erscheinungen. Wir haben also die ökonomische Causalität zu betrachten.

In der ökonomischen Causalität tritt uns der Begriff der Causalität mit einem besonderen Attribute behaftet entgegen. Dieses Attribut determinirt, wie wir bereits im vorigen Capitel erwähnten, den Begriff der generellen Causalität zu einer speciellen. Wir haben dargethan, dass das ökonomische Handeln nicht eine besondere Art des Handelns ist. Wir wollen darthun, dass die ökonomische Causalität eine besondere Art der Causalität ist. Der Unterschied, welcher uns hier entgegentritt, ist in der Sache selbst begründet. Das Handeln ist eben selbst eine besondere Art der Causalität. Es war vorhin unsere Aufgabe, nachzuweisen, dass das näher bestimmende Merkmal des Oekonomischen mit dem generellen Begriffe der Erscheinung verknüpft ist; es ist nun unsere Aufgabe, darzuthun, dass das determinirende Merkmal des

Oekonomischen mit dem Begriffe der Causalität verknüpfbar ist. Dieser Beweis ist leicht bewerkstelligt. Ein Merkmal, das mit allen Theilen eines Ganzen vereinbar wäre, muss auch mit dem Ganzen selbst vereinbar sein. Wenn es daher ökonomische Erscheinungen giebt, muss es auch ökonomische Causalität geben, zumal ja die Causalität nichts Anderes ist als eine Verbindung von Erscheinungen.

Dass es eine ökonomische Causalität gebe, ist also ohne Schwierigkeit zu erweisen gewesen. Allein diese Erkenntnis zieht ein complicirteres Problem nach sich. Welcher Art ist diese ökonomische Causalität, und wodurch unterscheidet sie sich von der Causalität überhaupt? Wollen wir dieses Problem in Angriff nehmen, so ist es vor Allem nöthig, dass wir uns darüber klar werden, was im Allgemeinen unter Causalität gedacht werden muss. Voraussetzung für das Verständnis der ökonomischen Causalität ist also das der Causalität überhaupt. Bevor wir hierin nicht eine möglichst tiefe Einsicht gewonnen haben, sind wir nicht in der Lage zu begreifen, was insbesondere unter ökonomischer Causalität zu denken wäre. Denn wenn wir nicht wissen, was Causalität ist, wissen wir auch nicht, was durch das Merkmal des Oekonomischen näher determinirt wird. Wenn wir nicht wissen, was wir unter ökonomischer Causalität uns vorzustellen haben, so wissen wir auch weder, was wir unter einem ökonomischen Gesetze denken sollen, noch auch, wie ein solches möglich wäre. Und wenn wir weder wissen, was wir uns unter einem ökonomischen Gesetze denken sollen, noch auch, wie ein solches möglich wäre, sind wir auch nicht im Stande eines zu suchen, geschweige denn, es zu finden. Wenn wir etwas suchen sollen, so müssen wir ja vor Allem wissen, was gesucht werden soll, wir müssen ferner wissen, ob das zu Suchende existirt, wir müssen schliesslich wissen, wie wir das zu Suchende zu suchen haben. Wenn wir also nicht wüssten und nicht wissen könnten, was ökonomische Gesetze sind, noch auch wie sie möglich wären, dann würde sich uns ein bedeutsamer Schluss mit eherner Nothwendigkeit aufdrängen: ja, dann wäre die Oekonomik als Wissenschaft unmöglich, dann könnte kein ökonomisches Urtheil Anspruch auf allgemeine Giltigkeit und Nothwendigkeit erheben, dann gäbe es keine wie immer geartete ökonomische Erkenntnis. Der ganze Complex von Erwägungen, den wir unter dem Namen der Wirthschaftslehre zusammenfassen, wäre nichts denn leere Träumerei edelmüthiger Schwärmer oder tückisches Gefasel gewissenloser Streber.

Ueberblicken wir die ganze bevorstehende Gedankenbewegung, so drängt sich uns die unabweisliche Ueberzeugung auf, dass es für die ökonomische Wissenschaft von höchstem Werthe ist, das Verhältnis

der ökonomischen Causalität zur generellen Causalität festzustellen. Zu diesem Zwecke müssen wir uns vorerst mit dem Wesen und der Bedeutung des Causalitätsschlusses vertraut machen.

1. Das Causalitätsverhältnis.

Betrachten wir einen einfachen Fall, in welchem sich eine Verursachung deutlich beobachten lässt. Wenn ein mit Pflanzensaft blau gefärbtes Papier in eine Säure getaucht wird, gelangt diese Flüssigkeit in unmittelbare Berührung mit dem Farbestoffe; wir bemerken, dass die blaue Farbe sich in dem Masse in die rothe umwandelt, in welchem jene Berührung stattfindet; der Farbstoff verändert somit seine Wirksamkeit auf unser Auge; wir schliessen hieraus, dass die Wirkung der Säure auf den Pflanzensaft die Ursache der beobachteten Veränderung sei. Wir hätten von der Wirksamkeit der Flüssigkeit auf den Farbestoff keine wie immer geartete Kenntnis, würde dieser den Eindruck, den er auf unseren Gesichtssinn übt, nicht verändert haben. An diesem Beispiele sehen wir, in welcher Art und Weise der menschliche Geist sich bethätigt. Er beobachtet, wie ein Ding auf ein anderes Einfluss nimmt. Er vermag das innere Wesen weder des einen noch des andern zu ergründen. Er kann nicht einmal wahrnehmen, wie eine äussere Erscheinung als Ursache eine concrete Veränderung an der andern Erscheinung erzeugt. Ihm ist nur das Eine zugänglich, dass immer nach dem Auftreten der ersten Erscheinung, an dem Eindruck, den ihm die folgende macht, eine Veränderung eintritt. Er schliesst kraft der ihm eigenen Natur aus der Verschiedenheit, mit welcher ein Ding auf ihn wirkt, nachdem es einer bestimmten Wirksamkeit ausgesetzt gewesen, auf eine durch diese eingetretene Verschiedenheit in dem ihm immer unbekannt bleibenden Wesen des Gegenstandes, dem Träger der Erscheinung selbst.

Unser Beispiel zeigt uns nur scheinbar die Art und Weise, in welcher eine Erscheinung auf eine andere wirkt. Das Verhältnis ist ein möglichst einfaches: Ursache einerseits, Wirkung andererseits. Können wir es im besten Sinne des Wortes verstehen? Wenn wir von einem Dinge annehmen, dass es auf ein anderes wirke, so haben wir es da nur zum Schein mit einer einfachen Causalität zu thun. Bei näherer Untersuchung stellt es sich nämlich heraus, dass sich hier eine mehrfache Causalität äussert, welche wir nicht einmal völlig adäquat in ihre Elemente zu zerlegen, zu analysiren im Stande sind; ja, noch mehr, die Causalität, mit welcher wir gelegentlich so einfacher Wirksamkeiten zu thun haben, scheint uns eine über das Gebiet unserer Erfahrung hinaus reichende zu sein. Wir haben zwei Dinge vor uns, von welchen

das eine, A, auf das andere, B, wirkt. Woher wissen wir dies aber? Die Antwort ist einfach: das A afficirt unsere Sinnesorgane. Dieses Afficiren selbst ist eine unabsehbare Kette von Wirksamkeiten, welche zum geringsten Theile erst unserem Verständnisse nahe gerückt sind. Und weiters: das B afficirt unsere Sinnesorgane; von diesem Afficiren gilt, was von jenem galt. Wir sehen somit, dass uns eine einfache Causalität, bei welcher ein Ding auf das andere wirkt, in der Erfahrung nie gegeben ist, sondern immer nur ein drei Elemente umfassendes Verursachungsverhältnis, von welchen das eine Element das Subject, die beiden anderen Elemente aber Objecte der Wahrnehmung sind. Wirkt dann das A auf das B, so werden unsere Sinnesorgane auch verändert afficirt. In der Erfahrung ist es weiters auch nicht möglich, dass das A auf das B wirke, ohne dass das B auf das A wirkt. Wir sehen somit, dass wir es auch im einfachsten Falle der Verursachung mit mindestens drei Causalitätsverhältnissen zu thun haben. Dieser complicirte Zustand der primitivsten Causalitätsformen ist es, welcher zur Folge hat, dass uns die Causalität selbst nicht so klar und deutlich ist, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Der Schluss, mit welchem wir es hier zu thun haben, ist der Causalitätsschluss; die Schwierigkeiten, die sich in ihn bergen, machen ihn zum Causalitätsprobleme.

Mill bemerkt, dass nicht das Ableiten eines Satzes aus einem anderen die elementare Form des Schlusses sei; ursprünglich schliesse man weder vom Allgemeinen auf das Besondere noch vom Einzelnen auf das Allgemeine, sondern von einer Einzelheit auf eine andere. Diese Anschauung ist durch Hume, Kant und Schopenhauer tiefer erfasst und schärfer ausgedrückt worden, welche nachgewiesen haben, dass auch der Schluss von einem Einzelnen auf ein Anderes nicht die einfachste Form des Schliessens sei, sondern unsere primitivsten Vorstellungen bereits dadurch entstehen, dass wir von einem anwesenden Eindruck auf die Existenz einer Wirksamkeit schliessen, die ihn hervorgerufen. Solcherart gelangt man zu dem Ergebnis, dass die Erfahrung erst durch die Causalität zu Stande komme. Es ist dies eine Anschauung, die um so grössere Beachtung verdient, als auch Helmholz (Physiolog. Optik p. 453) ihr beipflichtet. Mill hat es versuchen wollen, die Causalität zu erklären. Die Causalität erklären, das heisst die Schwere wägen, das Feuer verbrennen, das Wasser nass machen. Wer ein Phänomen erklären will, der strebt es auf ein anderes, mit dem es causal verknüpft ist, zurückzuführen: erklären involvirt somit eine Anwendung des Causalitätsprincipes, die Erklärung der Causalität wäre somit eine Anwendung der Causalität

auf sich selbst. Der Ungereimtheit solchen Beginnens entspricht denn auch die Ungereimtheit des Ergebnisses. Nach Mill ist die Thatsache der Gleichförmigkeit im Verlaufe der Erscheinungen die Grundlage der Causalität. Mill ist sozusagen vor seiner Geburt schon durch Hume widerlegt worden, welcher festgestellt hat, dass selbst Urtheile über die Identität mehrerer Erscheinungen in ihrer Zusammengehörigkeit zu einem Dinge, soweit sie nicht in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben sind, nur durch die Anwendung der Causalität möglich seien.

Was ist unter solchen Umständen unter der Causalität zu verstehen? Zunächst nichts Anderes als das nothwendige Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung, vermöge dessen die erste zeitlich vor der zweiten auftreten muss. Demgemäss ist denn auch unter dem Causalitätsgesetze lediglich die allgemeine Aussage zu verstehen, dass jede Erscheinung eine Ursache hat, die zeitlich vor ihr vorhanden war. Wir können demnach Ursache und Wirkung nur durch das Merkmal der Aufeinanderfolge von einander trennen. Wir können uns wohl den inneren Zusammenhang zwischen den Erscheinungen nicht denken, aber wir können durch ihre Stellung in der Zeit ergründen, welche die andere hervorgerufen haben mag. In der Causalität haben wir es mit zwei wichtigen Relationsbegriffen zu thun, mit dem Begriffe der Ursache einerseits, mit dem Begriffe der Wirkung andererseits. Diese beiden Begriffe sind Relationsbegriffe, weil sie ohne einander nicht gedacht werden können: keine Ursache ohne Wirkung, keine Wirkung ohne Ursache. Mehr als dies enthält das Causalitätsgesetz nicht. Es ist insbesondere nicht nothwendig, dass man annimmt, es sei ohne Berührung, ein Causalitätsverhältnis nicht möglich. Denn einerseits kann die unmittelbare Berührung zweier Körper durch die mittelbare ersetzt werden, dergestalt, dass eine Uebertragung der Ursache von dem einen auf den anderen stattfindet. Andererseits kann auch die Berührung nur als eine unendlich nahe Nähe aufgefasst werden, demzufolge jede Wirkung nur über eine gewisse Entfernung möglich ist. Der Causalitätssatz enthält weiters keine Indication, welche darauf schliessen liesse, dass die Wirkung der Ursache gleich sein müsse. Noch Schopenhauer war der Ansicht, dass der Satz: causa aequat effectum, auf dem Gebiete der Physik Geltung habe. Allein dieser Satz ist um so unhaltbarer als er dem Begriffe der Causalität selbst widerspricht, denn Wirken heisst Verändern. Verändern aber widerspricht der Gleichheit. Zumal die Lehren, welche mit dem Gesetze von der Erhaltung der Energie verknüpft sind, haben dargethan, dass von einer Gleichheit nicht die

Rede sein könne, sondern nur von einer allemal bestimmten Aequivalenz, also einer bestimmten Proportionalität, derzufolge ein gewisses Mass Ursache einem gewissen Masse von Wirkung entspräche.

Verstehen wir unter Ursache das die Wirkung Hervorrufende, unter Wirkung das von der Ursache Hervorgerufene, so gelangen wir zu einer weiteren Einsicht, zu welcher der Satz, dass jede Wirkung ihre Ursache hat, Anlass giebt. Dieser Satz kann nämlich zweifach interpretirt werden. Man kann ihn dahin verstehen, dass in ihm gelehrt wird, jede Wirkung könne nur auf eine Ursache zurückzuführen sein, andererseits kann man ihn dahin auslegen, dass zu jeder Wirkung mindestens eine Ursache nothwendig ist. Da wir bereits dargelegt haben, dass uns in der Erfahrung eine bloss aus Ursache und Wirkung bestehende Causalität entgegentritt, kann es nicht zweifelhaft sein, dass nur die zweite Auslegung die richtige ist. Demnach ist Herbart nicht Unrecht zu geben, wenn er (Metaphysik p. 178) die Anschauung vertritt, der volle Grund sei niemals ein einfacher, sondern immer ein Zusammengesetztes und gerade durch die Zusammensetzung der verschiedenen Elemente des Grundes werde die Folge hervorgebracht. Dieses Moment in der Causalität, auf das, wie wir bereits wiederholt hervorgehoben haben, auch Mill nachdrücklich verweist, führt zu einer wichtigen Unterscheidung der Ursachen in Bedingungsursachen oder Bedingungen und Gelegenheitsursachen oder Auslösungen. Jener Complex von Ursachen nämlich, die zur Hervortreibung des Effectes unerlässlich, aber ohne das Hinzutreten eines weiteren Momentes zur Auslösung der Wirkung unfähig sind, bildet die Bedingung; das zuletzt hinzutretende und den Effect auslösende Moment ist Gelegenheitsursache zu nennen. Gemeiniglich wird nicht so genau unterschieden und demgemäss das auslösende Moment als das schlechthin verursachende betrachtet. Dies ist in allen Wissenschaften eine gar ergiebige Quelle des Irrthums.

Der Begriff der Ursache tritt für gewöhnlich in zwei Verkleidungen auf, in derjenigen der Kraft und derjenigen der Substanz. Dass in der einen und in der anderen nichts als Ursache zu finden ist, hat Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft mit solcher Stringenz bewiesen, dass nur Leute, welche die Werke des grössten deutschen Denkers nicht lesen wollen oder nicht verstehen können, nach Kant noch den materialistisch sein sollenden Satz aussprechen können, es gebe keine Kraft ohne Stoff, keinen Stoff ohne Kraft, ein erbärmliches identisches Urtheil, welches nur besagt, dass eine Ursache ohne Ursache nicht denkbar sei. Ob man unter Kraft mit Wolff den zureichenden Grund für die Wirklichkeit einer Thätigkeit oder mit Galilei die Ursache der Bewegung, mit Lotze die Bedingungen, durch

welche das eine Ding den Zustand des andern und seine Beziehungen zu ihm ändert, oder gar mit Wundt die an die Substanz gebundene Causalität verstehen will, überall schlägt der Begriff der Ursache siegreich durch. Daher kommt es denn, dass die neuere mathematische Physik, wie in der Vorrede zu Kirchhoffs Lehrbuch zu lesen ist, von einer Erklärung der Erscheinungen durch Kräfte absieht.

Bezüglich der Causalität sind zwei Annahmen möglich; die erste Annahme lautet: dass ich wahrnehme, es trete mir eine Erscheinung entgegen, es übe ein Gegenstand einen Reiz auf meine Nervenendigungen aus, das ist eine Thatsache, die selbst schon Wirkung von Ursachen, selbst schon das Schlussproduct eines längeren Causalitätsprocesses, somit selbst schon Causalität ist; sofern dies richtig ist, vermag ich mir die Wahrnehmung als solche zu erklären. Die zweite Annahme lautet: Alle Causalität gilt nur innerhalb der Erfahrung, nicht aber an der Erfahrung selbst: dann bleibt mir die Erfahrung unerklärlich.

Betrachten wir vor der Hand die erste Annahme. In ihrem Sinne ist nicht das Wahrgenommene allein, auch die Wahrnehmung selbst ist eine Erscheinung. Die Wahrnehmung wäre demgemäss das Resultat eines Zusammenwirkens, bei dem sich eine ganze Reihe von Ursachen durch eine längere Kette von Erscheinungen fortpflanzt und als schliessliches Resultat die Vorstellung erzeugt. Diese vor aller Erfahrung gelten sollende Causalität ist mir natürlich ihrem innersten Wesen nach schon deshalb dunkel, weil nur das Schlussglied der Erscheinungskette in mein Bewusstsein fällt; die früheren Glieder dagegen fallen aus demselben hinaus und ein Forschen nach ihnen überschreitet das Gebiet der Erfahrung. Compliciren wir nun die Voraussetzungen, nehmen wir an, dass ich zwei getrennte Gegenstände wahrnehme; ich nehme also einen concreten Gegenstand wahr, welcher vom ersten räumlich getrennt ist und der mir daher als ein anderer, als ein zweiter erscheint: von der Wahrnehmung des zweiten Gegenstandes gilt natürlich, was von der des ersten Gegenstandes galt; ich nehme den Wechsel seiner Zustände nur als einen Wechsel meiner Zustände wahr. Bemerke ich nun eine Veränderung an dem zweiten Gegenstande, welche eintritt, nachdem die räumliche Trennung zwischen ihm und dem ersten unmessbar verringert worden, so stehe ich wieder vor einer Erscheinung, die das Ergebnis zweier mir räthselhafter Vorgänge ist. Die Finsternis, welche den einfacheren Fall schon umgab, wird durch die Annahme der Wirkung eines Gegenstandes auf einen andern nur noch düsterer. Nirgends erfasse ich die Causalität als solche; ich sehe nur Veränderungen an den Dingen. Und sähe ich auch die Causalität selbst,

so wäre mir der Einblick in ihr Wesen dennoch verschlossen, da mir nur die Erscheinung derselben zugänglich wäre. Die Causalität führt mich somit nur bis zur Grenze der Erfahrung. Den Ursprung derselben deckt sie mir nicht auf. Nehme ich an, dass die Erfahrung als Ganzes der Causalität unterstehe und somit erklärt werden könne, dass es mithin eine vor aller Erfahrung geltende Causalität gebe, so ist mir in dieser zu der innerhalb der Erfahrung geltenden Causalität ein Schlüssel von gar zweifelhaftem Werthe geboten. Denn als Erklärung der Causalität, welche ein sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand auf den andern übt, finde ich eine noch problematischere Causalität, welche dieser Gegenstand auf mich, der ich auch ein Gegenstand bin, ausübt. Das ist eine Erläuterung des Unbekannten durch das Unbekanntere. Dieser Schlüssel kann mir das Räthsel, welches in der Frage nach dem Ursprunge der Erfahrung gegeben ist, nicht erschliessen, weil er selbst ein Räthsel ist, und wenn er sogar seiner Natur nach mir durchaus bekannt wäre, könnte ich doch mit ihm zu diesem Zwecke nichts beginnen, weil das Verständnis einer Erscheinung bloss in einer andern, nicht aber in ihr selbst liegen kann, wir aber über eine Erscheinung ausserhalb aller Erfahrung, welche obendrein auch noch dem nur innerhalb der Erfahrung giltigen Causalitätsgesetze unterstünde, überhaupt nicht verfügen.

Nähern wir uns nun der zweiten Annahme: das Causalitätsgesetz sei nicht transcendent, es sei nur immanent, es gelte nur innerhalb der Erfahrung, nicht an der Erfahrung selbst. In diesem Falle ist mir nicht einmal jener Schlüssel gegeben, welcher das Geheimnis nicht zu lösen im Stande ist, dann stehe ich bei jeder Wahrnehmung vor einem fertigen Product, dessen Wesen mir um so weniger klar wird, als ich nach demselben gar nicht fragen darf.

In der Lehre von der Causalität liegt somit eine nothwendige Antinomie. Wir müssen die Causalität als immanent annehmen, wir müssen sie auch als transcendent annehmen. Wenn wir sie als immanent annehmen, dann gilt die Causalität nur in der Erfahrung und setzt diese voraus. Wollen wir aber die Erfahrung selbst nicht als einen Zufall auffassen, so müssen wir die Causalität auch als transcendente betrachten. Es ist nun die Erfahrung, welche die Causalität voraussetzt. Ohne diese können wir weder die Erscheinung eines Intellectes, noch jene der Erfahrung begreifen. Wenn wir uns nun weiters zu der Annahme verstehen, dass auch die Wahrnehmung das Resultat einer Causalität ist, wodurch eben die transcendente Causalität zugestanden ist, so liegt hierin bereits ein genügender Grund dafür, dass wir es in der Causalität nur mit dem „Dass“, aber nicht mit

dem „Warum“ zu thun haben. Eine tiefere Einsicht in das Wesen der Causalität, in die Natur des causalen Vorganges ist uns in jedem Falle verschlossen, möge es nun eine transcendente oder nur eine immanente Causalität geben. Wenn es eine bloss immanente Causalität giebt, dann ist diese ein Buch in unbekannter Sprache, in welchem die Lösung des Problems in einer Weise geboten ist, die selbst erst nach einer Lösung verlangt. Dann führt die Causalität nur bis zur Wahrnehmung, das Zustandekommen derselben, der erste Ursprung aller Erfahrung aber ist nicht erschliessbar. Wenn wir eine bloss immanente Causalität annehmen, ist sogar kein wie immer gearteter Beweis für die Realität des wahrgenommenen Gegenstandes möglich; es löst sich daher jeder Realgrund in nichts auf. Wir sind demnach genöthigt eine transcendente Causalität anzunehmen; aber auch sie vermag die immanente Causalität nicht zu erhellen, weil das Licht der Causalität im besten Falle nur ein Anderes, als es selbst ist, nicht aber sich selbst zu beleuchten vermag. Aus diesen Gründen ist denn der moderne Philosophenstreit um die Grenze der Causalität ein müssiger. Wir sind so klug als wie zuvor, möge nun das Gesetz der Causalität an der Grenze der Erfahrung erlöschen, oder die Erfahrung als eine Erscheinung aufgefasst und dem Causalitätsgesetze unterstellt werden, möge man also nur von einer Ursache innerhalb der Erfahrung sprechen, oder diese selbst als eine verursachte auffassen und die Erklärung ihrer Entstehung versuchen.

Bekanntlich hat Schopenhauer die Ansicht vertreten, dass wir nicht jeder Erfahrung gegenüber so hilflos dastehen. Er unterscheidet vor, mit und nach vielen anderen eine äussere und eine innere Wahrnehmung. Er glaubt, die innere Wahrnehmung lasse einen unmittelbaren Blick in die Wesenheit der Dinge zu und gestatte daher ein völliges Verständnis eines einzigen, nämlich des inneren causalen Vorganges, der psychologischen Causalität. Allein er täuscht sich; auch die innere Erfahrung ist nothwendigerweise Erfahrung, auch die innere Erscheinung, auch der innere Sinn nur ein Act der Sinnlichkeit überhaupt. Auch die innere Erfahrung besteht, sofern sie überhaupt Erfahrung ist, nur aus Erscheinungen; bestünde sie nicht aus Erscheinungen, so wäre nothwendigerweise das wahr, was Schopenhauer gerade negirt, so wäre jede innere Erscheinung eine völlig absolute, eine von der Fessel des Causalitätsgesetzes völlig losgebundene. Dies aber stellt er mit Recht in Abrede. Und mit Recht weist er darauf hin, dass die Erscheinungen der Seele wie alle andern dem Causalitätsgesetze unterworfen sind; es muss daher auch zugegeben werden, dass die Erscheinungen des Innern Erscheinungen gleich allen andern sind, dass auch sie auf

Reizungen unserer Nervenenden beruhen und durch die Nervenbahn dem sensorium commune zugeleitet werden, wo sie erst zum Bewusstfein gelangen. Was wir also den Willen nennen, das ist selbst nur eine Erscheinung; es ist darum nichts als eine Hypostase, nichts als eine Form des Antropomorphismus, wenn Schopenhauer den Begriff der Kraft, die ja auch nur ein Geschöpf von Gnaden des Anthropomorphismus ist, enthront und sie kühn durch ein anderes von nicht minder edler Abkunft, den Willen, zu ersetzen sucht. Schopenhauer verficht in seiner geistvollen Abhandlung über „die vierfache Wurzel des zureichenden Grundes" die Ansicht, dass der Intellect im Seinsgrunde, der vorgeblich allein in der Mathematik und Geometrie als den Disciplinen, die es bloss mit der Raum- und Zeitvorstellung zu thun haben, herrscht, lediglich den Gesetzen seiner Eigenart folge; er lehrt, dass bei diesem Seinsgrunde nur das „Dass", aber nicht auch das „Warum" einzusehen sei. Eine vollkommen richtige Anschauung. Aber Eines ist zu bedenken. Durch dieses Merkmal unterscheidet sich der Seinsgrund keineswegs von der auf dem Gebiete der Physik giltigen Causalität, vom Werdensgrund. Auch hier weiss ich nur, dass Quecksilber und Schwefel Zinnober geben, ich weiss aber nicht, warum dies geschieht, nicht warum dies geschehen muss, warum dieser neu erzeugte Körper roth ist, nachdem ja keiner der erzeugenden Körper diese Färbung an sich getragen. Ich weiss nur, dass eine Säure Lackmuspapier roth färbt, ich weiss aber nicht, warum es gerade roth, nicht gelb, nicht grün wird, ja ich kann schliesslich nicht einmal behaupten, dass jede Säure dieselbe Wirkung auf blauen Pflanzensaft ausübe und weiss auch nicht, warum gerade die Kieselsäure, die offenbar auch eine Säure ist, das Lackmuspapier nicht roth färben will. Ich weiss nur, dass Sauerstoff und Wasserstoff, zu gewissen Theilen verbunden, Wasser geben, aber es ist mir schlechterdings unfassbar, warum diese beiden Gase, welche noch gemengt ein Gas sind, als chemische Verbindung plötzlich die Form einer Flüssigkeit annehmen. Ich helfe mir hier mit einem leeren Worte, mit einer anthropomorphistischen Anschauung von geradezu kindlicher Naivetät, ich nehme eine Wahlverwandtschaft zwischen den Elementen an und übertrage menschliches Lieben und Hassen auf das Verhalten der Körperwelt.

Das Wissen des „Dass", das Nichtwissen des „Warum" ist aber nicht nur kein Unterschied zwischen dem Seinsgrunde und dem Werdensgrunde, er ist auch nicht einmal ein Unterschied zwischen dem Werdensgrunde und der Motivation. Es ist wahr, wir wissen, wir fühlen unmittelbar, dass ein Motiv als Ursache einer Handlung auf

uns wirkt, dass wir ob des Motives handeln, dass die eine Vorstellung uns in Bewegung zu versetzen vermag, die andere aber uns gleichgiltig lässt. Wir wissen, dass wir unserem Charakter gemäss handeln. Aber was ist unser Charakter? Wir können dies, wie alles Andere, nur durch die Erfahrung feststellen. Was wir an unserem Charakter kennen lernen können, das nennt Kant den empirischen Charakter; insofern unser Charakter nicht empirisch ist, wird er von dem Königsberger Philosophen intelligibel genannt. Insofern er nun intelligibel ist, bedeutet er das Ding an sich im Gegensatze zur Erscheinung. Das Ding an sich hat bei Kant zwei Bedeutungen, es ist bald Grenzbegriff, bald Wesen. Wenn wir unter dem intelligibeln Charakter eine blosse Grenze des empirischen verstehen, so existirt nur der empirische und wo dieser endet, endet auch der intelligible. Versteht man dagegen unter dem Ding an sich das Wesen, so ist der intelligible Charakter als existent, aber unergründlich gedacht. Dieselben Schwierigkeiten, welche bei der äusseren Erscheinung vorhanden sind, treten auch bei der inneren auf; auch wenn wir unseren Blick in die Tiefe der eigenen Brust senken, auch wenn wir unser eigenes Ich beobachten, steht unser Bewusstsein vor einem Gegenstande, der uns seiner innersten Natur nach unbekannt ist und unbekannt bleiben muss. Wir erkennen unser eigenes Wesen nicht. In dieser Hinsicht liegt in der That eine Gleichartigkeit unseres Wesens mit jenem der Aussenwelt vor: beide sind uns unkenntlich, beide verborgen, beide in die dunklen Schleier unergründlichen Geheimnisses gehüllt und weil beide vermummten Gestalten in dichtester Finsternis gleich gross, gleich ernst und gleich stumm dastehen, müssen sie in unserem Gemüthe den Eindruck der Identität hervorrufen.

Nur der naive Geist also, der das, was er physisch begreift, auch geistig begriffen zu haben glaubt, wähnt in der Causalität das „Warum“ zu erkennen, das „Wodurch“ zu verstehen. Es ist eine Täuschung, eine Illusion, eine Spiegelung, ein Selbstbetrug, welcher in der ursprünglich sinnlichen Natur des Menschen begründet ist. Diese fasst das Gegebene als gegeben auf. Erst eine entwickeltere Ueberlegung fragt sich, was denn eigentlich und wieviel gegeben worden ist und wie das Gegebene zu verwerten wäre. Warum? Wieso? Wodurch? Diese Fragen müssen wir an die Erscheinungswelt richten. Aber sie muss uns nicht antworten und sie thut es auch nicht: sie thut es nicht, weil sie darauf nicht antworten kann. Wir nehmen überhaupt die Gegenstände nicht wahr, sondern nur die Verhältnisse dieser Gegenstände zu unserem Wahrnehmungsvermögen einerseits, zu anderen Dingen andererseits. Was wir einen Gegenstand nennen, ist in allen Fällen

nur sein Verhältnis zu andern Gegenständen, mit welchen er in zeitlicher und räumlicher Gemeinschaft steht. Wenn wir einem Gegenstande Dasein zusprechen, wenn wir sagen, dass er sei, so haben wir ihm dabei nur die Möglichkeit gegeben, Ursache gewisser Wirkungen zu werden. Auch das Sein ist nur ein Verhältnis. Hinter dem Sein sind wir durch die Artung unseres Geistes genöthigt, ein Wesen anzunehmen, welches nicht ist, sondern „weset“, aber nichts kann uns beweisen, dass es thatsächlich vorhanden sei, nichts kann uns das widerlegen. Zwischen dem einen Dinge, das wir nicht kennen und Ich nennen und dem andern Dinge, das wir nicht kennen und Es nennen, schwebt ein buntes, verknüpfendes Band. Dieses Band nur ist es, das uns ins Auge fällt, die Körper selbst, die durch dasselbe vereinigt werden, sind Geheimnis, Wunder und Räthsel. Wir hielten die Theile in der Hand, meint der Dichter, aber es fehle uns das geistige Band. Gerade das Umgekehrte ist wahr. Nur das Band ist es, das wir in Händen halten, es fehlen uns die Theile, welche es vereinigt.

Dass dem so ist, können wir klar einsehen. Wenn es nur Erscheinungen sind, welche wir erkennen, nicht aber die Dinge an sich in ihrer wahren Beschaffenheit, welche der Räumlichkeit und Zeitlichkeit entkleidet sind, so kann uns natürlich auch die Causalität nicht verrathen, in welcher Art und Weise und warum die wahre Beschaffenheit, die ja unserem Auge verhüllt ist, verändert wird. Wenn uns der unerschütterliche Rathschluss der Natur in dieser Art auch die eigentliche Erkenntnis ihrer Thätigkeit vorenthält, wenn sie ihren allgebärenden Leib auch züchtig und schamhaft von dunklen Schleiern umwallen lässt, deren Gewebe unsere Neugier nicht zu durchdringen vermag, so können wir uns doch andererseits über das Versagte ob zweier allerdings karger Entschädigungen getrösten. Solcher Tiefblick, wie ihn die Faustische Natur ersehnen, erschmachten und wohl auch immerdar erhoffen wird, er ist dem Menschen überhaupt nicht nothwendig. Die Sparsamkeit der Allmutter hat ihm nur jene natürlichen Gaben mit in die Wiege gelegt, die ihn fördern, und nur soweit sind sie entwickelt, als sie ihm frommen. Ohne irgend eine Wahrnehmung ohne irgend ein Urtheil, ohne irgend ein Wissen könnte das Lebendige sich nicht erhalten; in jeden Abgrund würde es stürzen, an jeder Flamme sich versengen, an jedem Gifte zerstörenden Schaden nehmen. Ein Uebermass der Erkenntnis würde die Creatur vielleicht so beschweren, so verwirren und entsichern, dass der blendende Ausblick in die vielfältigen Möglichkeiten, welche eine einmal gesetzte That zur Folge haben könnte, sie in bange Unthätigkeit bringen würde. Jeder, dem es vergönnt gewesen, auf irgend einem

Gebiete des Denkens die Niederungen kühn zu übersteigen und in reinere Höhen zu gelangen, wird gefühlt haben, dass er mit jedem Schritte nach oben einen Theil seiner Zuversicht und seines Selbstvertrauens einbüsste. Vielleicht wäre der Mensch, wenn er wirklich die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntnis gepflückt hätte, aller Thatkraft verlustig geworden und unter der zermalmenden Last der Gedanken zusammengebrochen, vielleicht hätte die unendliche Fülle seines geistigen Lebens seine Endlichkeit erdrückt und vernichtet. Wie der Sohn der Erde nun einmal beschaffen ist, dürfte er wohl zur Verwirklichung seiner Zwecke am besten geeignet sein. Nur was ihm Noth thut, das vermag er zu wissen. Nicht mehr. Die Wollust, der Ueberfluss, der Luxus, die Ausschweifung des Geistes ist ihm versagt.

Aber dafür hat das, was er besitzt, das Gepräge der Nothwendigkeit. Er vermag nicht zu ahnen, warum auf eine bestimmte Erscheinung gerade jene andere bestimmte Erscheinung folgen muss. Aber die Art der Ueberzeugung, mit welcher ihn das Causalitätsgesetz erfüllt, stärkt ihn in seiner Sicherheit, ermächtigt ihn zu wunderbaren Thaten, durchwaltet ihn mit dämonischer Kraft. Er kennt die unentwegbare Folge, welche sein Sturz in einen Abgrund hätte und meidet ihn; er kennt die Folge, welche eintreten muss, wenn er mit dem Feuer in allzunahe Berührung tritt und bewacht es; er kennt die zerstörende Kraft der Gifte und meistert sie zu seinem Nutzen. Dass dem Causalitätsgesetze das Gepräge der Nothwendigkeit eigen ist, drückt ihm die Zügel der Naturkräfte in die Faust und er vermag sie nach seinem Willen zu leiten, sie seinen Zwecken unterzuordnen, sie, sofern sie gefährlich sind, zu fliehen, sofern sie nützlich sind, dienstbar zu machen. Was ihm gegeben ist, wie wenig es auch sei, macht ihn zum Herrn der Erde. Das Mehr hätte ihn vielleicht zum Sklaven seiner Einsicht geknechtet.

Die hier dargelegten Anschauungen in Betreff der Causalität werden wir unseren Untersuchungen bezüglich der ökonomischen Causalität zu Grunde legen. Wir sind hiezu um so mehr verpflichtet und berechtigt, als die obigen Erwägungen den Ergebnissen überkommener Gedankenarbeit nicht widersprechen. Wir könnten freilich nicht behaupten, dass sie mit den Lehren eines bestimmten Denkers in durchgängig Uebereinstimmung stünden. Am meisten stützen sie sich auf Kants erkenntnistheoretische Leistungen. Nach Kant ist das Dasein bekanntlich keineswegs eine Realität, nach Kant bietet die Causalität nur zeitliche, aber dennoch nothwendige Zusammenhänge, nach Kant ist das Ding an sich ein Grenzbegriff, über den sich unsere Vernunft nicht hinauszuschwingen vermag. Merkwürdiger Weise gelangt der realistischeste der nachkantischen

Denker in Bezug auf die Causalität zu Ueberzeugungen, welche mit jenen Kants übereinstimmen. Auch nach Herbart wissen wir nur, was ein Ding an Merkmalen an sich hat, nicht aber auch, was es ist; auch nach Herbart sind die Eigenschaften jeglichen Dinges mit Bezug auf das Subject relative, auch nach Herbart ist das Bewusstsein nichts anderes als die Summe der Beziehungen, in denen die Seele zu anderen Wesen stehen mag, auch nach Herbart nehmen wir höchstens Zeitfolgen, aber nicht den nothwendigen inneren Zusammenhang der Ursache mit der Wirkung wahr. Und lange vor dem psychologischen Realisten Herbart, vor dem kritischen Idealisten Kant, vor dem Skeptiker Hume hat schon der tiefsinnige Geulinx beklagt, dass er nicht wisse, wie eine Bewegung seines Körpers geschehe, in welcher Art und Weise ein Willensimpuls sich vom Gehirn in die Glieder fortpflanze. Dass die hier dargelegte Auffassung der Causalität als eine wesentlich Kantsche, auch die Schopenhauers sein müsse, liegt angesichts des Umstandes, dass dieser grosse Dichter unter den grossen Denkern auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie mit Kant übereinstimmt, auf der Hand. Das Gleiche gilt von der positivistischen Richtung, die sich im Wesentlichen auf Kantscher Grundlage erhebt. Von den bedeutenderen Philosophen huldigt nur Hartmann einer anderen Auffassung. Er hat hiezu gute Gründe, die leider schlecht sind. Ohne seinen ideal-realistischen Standpunkt wäre sein System des Unbewussten nicht möglich. Die bildende Kraft, die seine besondere Auffassung bestimmt, liegt daher nicht in den Prämissen seiner Erwägungen, sondern im Zwecke derselben. Er weiss, was er beweisen muss und bemüht sich, es zuwege zu bringen. Die Conclusion muss bei dem echten Denker die Tochter der Gedankenbewegung, nicht deren Mutter sein.

Welcher Werth im Hinblicke auf die Erkenntnis ist demgemäss der Erkenntnis der causalen Verknüpfung beizumessen? Dieser Werth wird oft überaus hoch angeschlagen. Allein eine nähere Betrachtung lehrt uns sein Mass erkennen. Das Causalitätsgesetz gewährt uns wohl die unerschütterliche Ueberzeugung, dass es keine Wirkung ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung gebe. Aber was ist uns durch dies allgemeine Urtheil gedient, wenn uns in jedem besonderen Falle die eigenthümliche Natur des menschlichen Geistes alle tiefere Einsicht in die inneren Zusammenhänge der Erscheinungen versagt. Ihm ist es lediglich gewiss, dass auf eine Ursache eine Wirkung folgen, dass eine Wirkung aus einer Ursache entstanden sein müsse. Weiss er darum auch immer, welche bestimmte Wirkung eine bestimmte Ursache, welche bestimmte Ursache eine Wirkung haben müsse? Dies kann ihm nur die Erfahrung annäherungsweise feststellen. Allein ihr

bleibt das eigentlich Wichtigste an jedem Vorgange doch mit sieben Siegeln verschlossen. Auch sie vermag nicht zu ergründen, warum eine bestimmte Ursache immer nur eine ganz bestimmte und keine andere Wirkung nach sich zieht. Es ist also in ewiges Dunkel gehüllt, wie das Wirken einer Ursache eigentlich vor sich geht, wie eine Ursache in einer Wirkung sich äussert. Das Höchste, das in dieser Angelegenheit dem menschlichen Scharfsinne noch zugänglich sein mag, ist die Erkenntnis, dass dieses Geheimnis zu den unlösbaren gehören muss. Es ist einer der grössten Triumphe des Denkens, dass es zu erklären vermag, aus welchen Gründen sich ihm unübersteigliche Schranken entgegenstellen. Ja, man könnte sogar sagen, im Nichts zeige sich die Kraft unseres Geistes als so unbegrenzt, als darin, dass sie sich ihrer Grenzen bewusst wird. Es wird für unsere eigentliche Aufgabe von Gewinn sein, dass wir bei diesem Gegenstande ein wenig verweilten, zumal die Grenzen der Erkenntnis überhaupt auch die der ökonomischen Erkenntnis sind und es besonders auf ihrem Gebiete oft geschieht, dass die Marksteine in Ueberkraft, die ihrer nicht achtet, übersprungen, oder in Ueberschwäche, die ihrer nicht gewahr wird, übertaumelt werden.

Was vermag das Causalitätsgesetz unter solchen Umständen zu leisten? Viel und wenig. Viel, denn es verknüpft uns die Thatsachen und lehrt uns, sie zu beherrschen. Wenig, denn die Verknüpfung, die es uns bietet, bezieht sich lediglich auf die Aufeinanderfolge und giebt uns demgemäss nur die Sicherheit, dass auf eine uns bekannte Ursache eine uns bekannte Wirkung folgen werde; ausser dieser Gewissheit ist uns nichts gegeben; eine volle Einsicht in die Tiefe wird uns durch die Erkenntnis der Causalität nicht geboten; sie enthüllt uns lediglich das „Dass“, nicht aber auch das „Warum“ der jeweiligen Erscheinungen; wie die Ursache eigentlich wirkt, wie die Wirkung eigentlich verursacht wird, das entzieht sich unserem Ermessen. Daher kommt es denn, dass die Wissenschaft uns eine volle Erklärung der Wirklichkeit um so weniger zu bieten vermag, als ja jede Erklärung nur eine Zurückführung einer bekannten Thatsache auf eine andere ist und dergestalt immer eine weitere Erklärung fordert. Nur dass Etwas so ist, wie es ist, können wir begreifen, nicht dass es so und nicht anders sein könne. Wer vermeint, die Wissenschaft sei im Stande, mehr als dies zu lehren, der ist ein Opfer seines Wahnes. Das Kind, das einem Märchen horcht, darf nie fragen, wie die Vorkommnisse, die ihm erzählt werden, möglich wären; der Forscher, der es mit der Wahrheit zu thun hat, muss sich diese Frage immer vorhalten. Die Frage aber, warum etwas möglich ist, schweift über die Grenzen unseres Erkennens hinaus. Die Antwort auf sie ist die Frucht des Lebens-

baumes, die ungepflückt geblieben. Welcher Sinn kann unter solchen Umständen mit der Frage nach dem Warum der Dinge entsprechend der errungenen Einsicht verknüpft werden? Ist diese Frage nur eine leere Anschauung des gemeinen Menschenverstandes, hat sie in Zukunft vor dem Richterstuhle einer geläuterten und wissenschaftlichen Betrachtung überhaupt keinen Werth mehr? Dies könnte nicht behauptet werden. Wenn wir fragen, warum eine Erscheinung eintritt, so hat dies wohl nicht mehr den Sinn einer Frage nach dem inneren Zusammenhang, nach dem eigentlichen Wie des Geschehens, nach der Art, in welcher jede Ursache wirkt, jede Wirksamkeit sich äussert; der Sinn der Frage ist vielmehr, ob wir wohl im Stande sind, die Kette der Causalität durch alle Zwischenglieder zu verfolgen. Wenn wir nach dem Warum fragen, so kann dies somit nur die Bedeutung haben, dass wir die verborgenen Glieder der Causalitätskette zu erkunden trachten. Wo uns die Zwischenursachen fehlen, dort können wir somit nach wie vor nach dem Warum der schliesslichen Erscheinung fragen, aber wir dürften nicht wähnen, schon den inneren Zusammenhang erfasst zu haben, wenn wir den genauen Zusammenhang in Händen halten. Wer der Ueberzeugung ist, dass ihm kein Einzelglied zur Erscheinungskette unbekannt ist, darf nicht der Ueberhebung huldigen, dass er das Gegebene vollständig erkundet habe. Es ist daher ein Forschen nach den Zwischenursachen, wenn wir fragen, warum die Erdbeben stattfinden, warum es hagelt. Ganz besonders sehen wir dies in der Reihe der organischen Erscheinungen. Wir können die Art und Weise, in welcher Organisches aus Organischem entsteht, in einzelnen Stadien verfolgen, aber wir können es nicht erklären; wir wissen, dass der Reiz die Contraction des Muskels auslöst, aber der Vorgang, welcher beide Erscheinungen verbindet, ist ein innerlicher, er besteht aus einer Reihe von Zwischenursachen, welche uns unbekannt sind. Der Arzt weiss von vielen Mitteln, welche er anwendet, dass sie in den meisten Fällen eine bestimmte Wirkung nach sich ziehen. Er weiss aber nicht, warum sie bei manchen Individuen nicht in der nämlichen Weise, er weiss auch nicht, warum sie überhaupt so wirken. Die Causalität vermag uns nur darzuthun, dass eine Erscheinung eintreten müsse, nicht aber den eigentlichen Zusammenhang einer Wirkung mit ihrer Ursache zu erschliessen. Die Frage nach dem „Warum“ ist daher nichts als eine Frage nach dem zureichenden Grunde, nach der nächsten bestimmenden Ursache; wir glauben eine Erscheinung völlig verstanden zu haben, wenn uns zwischen ihrer Ursache, welche wir beobachten, und ihrer Wirkung, welche wir beobachten, kein Zwischenglied fehlt. Allein die Menschheit hat

es noch nie mit zwei Erscheinungen zu thun gehabt, deren Zwischenglieder ihr vollständig bewusst gewesen wären.

Diese Einsicht, dass die Frage nach dem „Warum“ nur in einem eingeschränkten Sinne haltbar wäre, ist nicht geeignet, uns in unserer wissenschaftlichen Zuversicht wankend zu machen. Einer Wissenschaft, welche praktisch sein will, wäre mit der Einsicht in das blosse „Warum“ der Erscheinungen, in den innersten Zusammenhang der Dinge, wenig gedient. Denn würden wir lediglich einsehen, warum irgend etwas in Erscheinung tritt, so würden wir damit noch nicht in der Lage sein, es jederzeit in Erscheinung treten zu lassen. Wir stünden der Welt Theaterrecensenten vergleichbar gegenüber, welche genau wissen wollen, warum die eine Scene so und die andere anders auf die Menge wirkt, aber dabei doch unvermögend sind, von der Bühne herab irgend welchen Erfolg zu erzielen. Unsere Macht über die Erscheinungswelt liegt vielmehr in einem anderen Umstande: wir wissen, dass, sofern wir eine Erscheinung setzen, eine andere hervortreten muss. Das Causalitätsgesetz spricht uns nur vom Causalitätsverhältnis. Das Causalitätsverhältnis besteht nur zwischen Ursache und Wirkung. Zwischen Ursache und Wirkung hat aber nur eine Relation Raum: die Nothwendigkeit. Alle Wissenschaft hat dieses Gepräge der Nothwendigkeit an sich, welches durch die Natur der Causalität selbst in sie hineingetragen worden ist. Die Causalität hat demgemäss keinen anderen Charakter. Die Wissenschaft, welche nur äussere Constatirungen von Causalitätsverhältnissen bietet, kann auch keinen anderen Charakter haben. Wenn also etwas ist, wissen wir auch, dass es nothwendig ist, dass es sein muss. Damit ist aber nicht gesagt, dass es auch sein soll. Denn das Seinsollen entspricht nicht dem Verhältnisse der Nothwendigkeit; es ist etwas Anderes als das Sein; dies ist um so mehr der Fall, als das Seinsollen gar nicht existiren könnte, wenn es dasselbe wäre wie das Sein und wenn ihm derselbe Charakter der Nothwendigkeit eigen wäre wie diesem. Man kann demgemäss nur von Thatsachen, welche nicht sind, verlangen, dass sie sein sollen; von demjenigen dagegen, das ist, kann nicht gefordert werden, dass es sein soll.

Was uns die Causalität im Allgemeinen nicht zu enthüllen vermag, kann uns die ökonomische Causalität auf ihrem Gebiete auch nicht enträthseln. Auch auf dem Gebiete der Oekonomik können wir mittels der Erkenntnis der Causalität nicht die Schranken der Erkenntnis überhaupt übersteigen. Wir können demgemäss auch nicht hoffen, dass je irgend eine Methode der ökonomischen Forschung entdeckt werde, die uns das wirthschaftliche Leben ohne Rest erklärte, nicht,

dass sie uns Alles gewähre, was der ungeduldige menschliche Geist fordert. Aber wir können uns doch getrost der wirthschaftlichen Forschung befleissen. Wenn sie uns auch auf die Frage nach dem „Warum“ nicht Antwort zu geben vermag, auf die Frage nach dem Dass brauchen wir nicht zu verzichten. Wir können hoffen, dass uns die Erforschung der wirthschaftlichen Causalität jene werthvollen Aufschlüsse über das wirthschaftliche Leben ermöglichen werde, deren wir behufs des praktischen Handelns bedürfen, vorausgesetzt, dass auch auf diesem Gebiete der Causalität, woran von Vornherein nicht zu zweifeln, der Charakter der Nothwendigkeit eigen ist. Dies ist ein Punkt von essentieller Bedeutung, den wir einer näheren Betrachtung unterwerfen müssen.

2. Die psychologische Causalität.

Wir haben uns mit der Natur der Causalität befasst. Wir könnten die Aufmerksamkeit nun dem Probleme der ökonomischen Causalität zuwenden. Allein dem stellt sich ein Hindernis entgegen. Es liegt in einem Einwande, welcher oft erhoben wird. Auf dem Gebiete der Oekonomik gibt es Schriftsteller von Rang und Einfluss, welche die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit vertreten. Es ist dies eine Anschauung, die allen Anhängern der historischen Schule bis auf Schönberg und Ingram eigenthümlich ist. Das Dogma von der Willensfreiheit gehört sozusagen zum eisernen Bestande der genannten Richtung. Es gibt keine Gesetzmässigkeit im Wirthschaftsleben, lehren diese Autoren, denn der Mensch hat vor der Natur die Freiheit des Handelns voraus. Der menschliche Wille ist frei! Das wird als eine ausgemachte Sache betrachtet, das wird wie eine alte, wohlbekannte Wahrheit, wie ein Axiom, das nicht zu bezweifeln ist, einfach hingestellt. Der Wille ist frei! Wie das klingt! Es ist ein bezauberndes Schlagwort, dass seine Wirkung auf einfachere Gemüther nicht verfehlen kann; es ist eine bestrickende Formel, die als Wirklichkeit vorgibt, was doch nur als frommer Wunsch in jeder an den tausend Schranken des Alltäglichen wundstossenden Seele erklingt; es ist darum ein Lehrsatz, der als Behauptung in die Menge geschleudert und dabei wie eine Forderung ausgesprochen wird. Der Wille ist frei! das lässt jedes Herz höher schlagen, steift das Genick, spannt die Kräfte männlichen Entschlusses. Der Wille ist frei! das hört sich an, als wollte damit gesagt sein: Wir sind freie Männer, wir wollen freie Männer sein. Ihre begeisternde Macht schöpft diese These hauptsächlich aus den Tiefen des individuellen Begehrens, das in jeder Brust thätig ist. Wer vernimmt, dass sein Wille frei ist, der meint,

es werde ihm einmal gestattet sein, jedem Zwange zu trotzen, jedem Hindernisse entgegen sein Wohl wahrzunehmen, sein Heil zu suchen, allem Grame, allem Elende, aller Noth, aller Pein durch eine grosse, freie That ein willkommenes Ende zu bereiten. Welch ein Wahn! Der Wille ist nicht frei, die Freiheit ist nur gewollt!

Die Wissenschaft darf sich von der Rhetorik nicht blenden lassen. Sie darf keine These acceptiren, deren Grundlagen sie nicht sorgsam untersucht hat. Und schon ein Umstand erregt ihr Misstrauen. Die menschliche Willensfreiheit ist die frohe Botschaft vornehmlich jener socialistisch angeheuchelten Oekonomisten, die aus der vorgeblichen Thatsache dieser Freiheit, welche im Grunde ja nur ein Postulat ist, die Nothwendigkeit von Zwangsgemeinschaften aller Art als Postulat deduciren, nebenbei gesagt die einzige Form der Deduction, die sie nicht als unwissenschaftliche und darum unstatthafte von sich weisen. Wer die hingeworfene Münze näher untersucht, überzeugt sich leicht, dass sie wohl klingt, aber doch falsch ist. Mit demselben Rechte, mit welchem jene vorgeblich herrschende Schule die Freiheit des Willens proclamirt, könnte man auch sagen: Die ökonomischen Erscheinungen sind nicht an gewisse nothwendige wirthschaftliche Gesetze gebunden, weil der Mensch fliegen kann. Ja, kann er denn fliegen? Nein! Ist er denn frei? Nein! Er ist necessirt. Und daher kann man auch aus der Freiheit des menschlichen Willens nicht Argumente gegen die Giltigkeit der ökonomischen Gesetze schöpfen. Freilich, wer, von Naturgesetzen sprechend, nur die mechanischen und deren Causalität im Auge hat, der lehnt sich mit Recht gegen den Gedanken auf, dass das ökonomische Leben in ähnlichen Formen sich abspiele. Aber mit Unrecht mischt er sich in eine wissenschaftliche Discussion. Unsere Seele gehorcht in der That nicht mechanischen Gesetzen. Allein darum ist sie noch nicht von jeder Causalität befreit, sie steht, wenn auch nicht im Banne der mechanischen, so doch in dem einer eigenen, in dem der psychologischen Causalität. Und weil eine psychologische Causalität unzweifelhaft vorhanden ist, gibt es unzweifelhaft auch psychologische Gesetze; und weil es unzweifelhaft psychologische Gesetze gibt, ist der Wille nicht frei; und weil der Wille nicht frei ist, gibt es auch ökonomische Gesetze; und weil es ökonomische Gesetze gibt, kann auch von einer ökonomischen Wissenschaft die Rede sein; und nur weil es eine ökonomistische Theorie geben kann, ist auch eine praktische Oekonomik denkbar; und nur weil auch eine praktische Oekonomik denkbar ist, kann auch eine im wahrsten Sinne des Wortes ökonomistische Praxis nicht ausgeschlossen sein.

Erörterungen über die Freiheit des menschlichen Willens und ihre

Möglichkeit in einem der ökonomischen Erkenntnis gewidmeten Werke werden gewiss auf mancher Lippe ein hochmüthiges Lächeln hervorrufen. „Da sieht man es, wohin das lediglich abstracte Denken führt, welch drollige Verirrungen es verschuldet! Der Wille ist frei! Die ökonomischen Gesetze sind keine Naturgesetze; und darum können wir auch lehren, was wir wollen, und als Wahrheit hinstellen, was uns durch den Kopf oder über den Weg läuft.“ Gemach! Nehmen wir einmal an, der Wille sei frei, und sehen wir, zu welchen Resultaten bezüglich unserer Wissenschaft wir durch diese Annahme gelangen. Auf dem Gebiete der Oekonomik haben wir es nicht mit dem Handel, sondern mit der Handlung, mit dem Handeln überhaupt zu thun. Menschliche Handlungen sind Aeusserungen des menschlichen Willens. Wenn der menschliche Wille frei ist, so ist auch die menschliche Handlung dem Causalitätsgesetze nicht unterworfen. Wenn sie dem Causalitätsgesetze nicht unterworfen ist, so ist sie nicht necessirt. Wenn sie nicht necessirt ist, so kann man keine die menschlichen Handlungen betreffenden Gesetze aufstellen. Wenn man keine die menschlichen Handlungen betreffenden Gesetze aufstellen kann, so gibt es keine ökonomischen Gesetze. Wenn es keine ökonomischen Gesetze gibt, so ist eine ökonomische Wissenschaft unmöglich. Vergeblich jedes Nachsinnen über diesen wichtigen Gegenstand. Das ökonomische Leben ist dann ein Chaos von Zufälligkeiten, ein wogendes Gemisch von Willkür, Dünkel und Egoismus. Nirgends eine Regelmässigkeit, nirgends eine Ordnung, nirgends eine Nothwendigkeit. Man thue, was einem einfällt, die Wirkungen jeder Handlung sind ja so wie so nicht zu bemessen! Unbegreiflich stehen die Erscheinungen des Kaufes und Tausches da, wahnwitzig klingen die Bemühungen, irgend eine Regelung dieses uferlosen Fluthens vorzunehmen, welche ja nur denkbar ist, wenn bestimmte Thatsachen auf den menschlichen Willen bestimmte Wirkungen ausüben. Nirgends begegnet dem Gesetzgeber ein Hindernis seiner Absichten, nirgends aber auch irgend ein Erfolg seiner Bemühungen. Das ökonomische Leben ist in seiner Hand eine widerstandslose Masse, welche in keine bestimmte Form gebracht werden kann. Es ist daher einer der lächerlichsten Widersprüche, welchen Gelehrtentum je ausgeheckt hat, wenn in einem Athem einerseits die Freiheit des Willens, andererseits die zwangsgenossenschaftliche Organisation der Nationalwirthschaft ausgesprochen wird. Will denn keiner der Herren einsehen, dass, wenn der Wille in der That frei ist, auch jeder Zwang und somit auch jede Ordnung des Wirthschaftslebens ausgeschlossen ist? Und wenn jeder Zwang, jede Ordnung des Wirthschaftslebens ausgeschlossen ist, dann

ist auch kein Arbeitnehmer genöthigt, sich den Bedingungen, die ihm der Arbeitgeber dictirt, ohne Vorbehalt zu unterwerfen. Thut er es dennoch, so hat er dies nur sich selbst zuzuschreiben und seine Nothlage ist lediglich das Ergebnis seines freien Willens. Wenn der Wille frei ist, dann gibt es somit auch keine gewerbliche Arbeiterfrage. Dann wird der Arbeiter nicht durch seine zwingende Nothlage, sondern durch den freien Willen veranlasst, sich mit einem gewissen Lohne zu begnügen und dafür eine bestimmte Arbeit zu leisten. Wenn der Wille frei ist, dann gibt es auch keinen Socialismus, zumal dieser weder einen Anlass in der Nothlage der Arbeiterschaft, noch auch einen vernünftigen Zweck in der Erzwingbarkeit von Vortheilen für den vierten Stand hätte. Wenn der Wille frei ist, dann sind die Bestrebungen der Socialreform widersinnig, dann haben sie überhaupt keine Daseinsberechtigung. Wir sehen somit, dass Vorkämpfer der vorgeblich auf wirthschaftlichem Gebiete herrschenden Willensfreiheit nur in einer Beziehung Recht haben: wenn der Wille frei ist, sagen sie, dann kann es kein ökonomisches Gesetz geben. Diese Gedankenverbindung ist vollkommen logisch. Aber der Vordersatz ist ein irrealer und wird es bleiben, möge sich der Irrthum auch durch die dickleibigsten und verbreitesten Handbücher der zeitgenössischen Wirthschaftswissenschaft schleppen. Dass der Wille determinirt, dass wir nicht nach höheren und wundersamen Eingebungen, sondern nach Motiven wirken, dass die menschlichen Handlungen necessirt sind, das ist eine so altehrwürdige Erkenntnis, dass man sie nur dann ohne Scham wiederholen darf, wenn sie ohne Einsicht in Abrede gestellt wird. Seneca sagt, man müsse dem Feinde auf sein eigenstes Gebiet folgen, wenn man ihm gefährlich werden will. Die Vertreter der Willensfreiheit haben das Eigenthümliche, dass sie fast jeden Verstorbenen als Autorität anerkennen; sie beugen sich vor jedem Citate; will man ihre Zustimmung erlangen, so muss man in erster Linie nachweisen, dass schon Viele ähnlicher Anschauung gewesen sind. Die Willensfreiheit ist eine philosophische Frage. Wenden wir uns an die Philosophen.

Die Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens stammt aus jenen Zeiten, da die Philosophie die Magd der Theologie war, und das liberum arbitrium wurde ursprünglich angenommen, um aus ihm die Möglichkeit der Sünde und aus der Möglichkeit der Sünde die der Gnade zu deduciren. Allein schon zu jenen Zeiten sind die tieferen Geister Deterministen, sie sind es, obwohl ihre Anschauungen theologische Färbung verrathen. Schon nach den Lehren des Kirchenvaters Augustin ist die Willensfreiheit nicht vorhanden. (Contr. duas

epp. Pelag. III. 8. De corrupt. et gratia. Cap. 2.) Nach Albert dem Grossen und Abälard ist sogar das Handeln Gottes streng nothwendig. Thomas von Aquino lehrt, dass Gott Mittel, ohne welche der Zweck nicht sein kann, nothwendig wolle. Spinoza findet (Tract. polit. Cap. II § 11, Eth. I Prop. 17) die Freiheit in jeder That, welche mit Nothwendigkeit aus der Beschaffenheit unserer Natur erfolgt. Auch Gott sei nur in diesem und keinem anderen Sinne frei. Spinoza ist der Mensch nur ein Modus; wie alle anderen Modi steht er in der endlosen Reihe der Ursachen. Freier Wille kann ihm nicht zugesprochen werden. Das Bewusstsein der Freiheit wohnt in ihm. Aber es würde auch den geschleuderten Stein beglücken, wenn er sich seiner Bewegung bewusst werden könnte, denn nur der Kraft seines Fluges, nicht auch seiner Ursache würde er inne; (Eth. I. append.). Leibnitz, welcher sich immer gegen Spinoza zu kehren pflegt, steht in dieser Frage an der Seite des pantheistischen Denkers. Mit Spinoza erklärt auch Leibnitz, dass alles Thun Gottes streng nothwendig sei, die Freiheit des Absoluten liege nur darin, dass alle Acte desselben unbedingt mit den Gesetzen seines eigenen Wesens zusammenfallen. Es sei auch unmöglich, dass der Mensch einer anderen als der jeweils stärksten Determination des Willens folge. Der Wille sei daher immer determinirt, nur der Verstand sei frei (Theodicee, 49, 52, 337, 628. Nouv. Ess. III 21 §§ 49 und 50). Hartley, Hume sind Deterministen. Clarke lehrt, dass die That aus der Gemüthsbeschaffenheit des Thäters, aus der Stärke der auf ihn wirkenden Motive, aus den Einflüssen des socialen Mediums mit Nothwendigkeit hervorgehe. Kant, Schelling, Hegel und Schopenhauer verweisen die Willensfreiheit aus dem Gebiete der Erfahrung in das des Uebersinnlichen. Kant lehrt, der Wille besitze die Eigenschaft, sich selbst Gesetz zu sein. Diese Eigenschaft sei die Freiheit. Sie bestehe in der Unabhängigkeit von Ursachen, welche sie bestimmen könnten, und unterscheidet sich hiedurch von der Naturnothwendigkeit. Aber der freie Wille kann nicht gesetzlos sein. Er unterliegt einer Causalität besonderer Art. Diese Freiheit sei jedoch nur eine ideale Forderung, die wir uns selbst stellen. Die thatsächliche Existenz der Freiheit kann nach Kant durch die Erfahrung nicht bewiesen werden. Sofern der Wille necessirt ist, gehört er dem empirischen Charakter, sofern er frei ist, dem intelligiblen Charakter an. Würden wir alle Umstände kennen, wir wären in der Lage, eine Handlung genau so vorauszubestimmen wie eine Sonnenfinsternis. Kant ist die Freiheit somit nur ein Gedankending, in keiner Erfahrung gegeben und auf Grund unserer Erfahrung vom Menschen auch gar nicht vorzustellen. Er verlegt die Freiheit aus dem

Bereiche der Erscheinung in das des Dinges an sich. Seiner Anschauung nach gibt es keine phänomenale, sondern bloss eine noumenale Freiheit. Was ist aber das Ding an sich, wo die Freiheit herrscht? Wir haben bereits erwähnt, dass diese Kantsche Anschauung eine doppelte Deutung zulasse. Nach der einen ist das Ding an sich ein blosser Grenzbegriff. Wenn das Ding an sich ein Grenzbegriff ist, dann könnte die Freiheit nicht innerhalb des Dinges an sich gelten, sondern nur jenseits desselben. Was aber ist jenseits desselben? Dies führt auf die zweite Deutung des Dinges an sich. Jenseits der Grenze soll nämlich der Träger der Erscheinung, das Noumenon, das ewig verborgene Reale, das Absolute sein. Innerhalb desselben wird die Freiheit gedacht, weil die Causalität und mit ihr die Nothwendigkeit diesseits der Grenze, im Gebiete der Erscheinung gilt. Wie man nun immer die Lehre vom Dinge an sich auffassen möge, klar und bestimmt geht aus den Darlegungen Kants hervor, dass die Freiheit in der Welt der Erscheinungen nicht gilt und als bloss Gedachtes vorhanden ist (Kr. d. p. Vernunft, I. Th. I. Buch, I. Hptst. § 8). Fichte steht in seinem Freiheitsbegriffe im Wesentlichen auf Kantscher Grundlage, ebenso Schelling; gegen Ende seines Lebens neigt er sich der Ansicht zu, der Wille sei einmal frei gewesen, er sei es jetzt nicht mehr. Merkwürdig ist es wieder, dass bezüglich des Freiheitsbegriffes, wie vorhin zwischen Leibnitz und Spinoza, so nun zwischen den grimmigen Feinden Schopenhauer und Hegel keine besondere Divergenz stattfindet. Hegel behauptet, der gewöhnliche Mensch glaube frei zu handeln, wenn ihm willkürlich zu handeln erlaubt ist, aber gerade in der Willkür liege, dass er nicht frei ist. Dass man thun könne, was man will, das erzeuge den trügerischen Schein der Freiheit, es ist aber, wenn man thun kann, was man will, nur Freiheit von äusseren Hemmungen des Willens vorhanden, nicht aber innere Freiheit des Entschlusses selbst (Encyklopädie §§ 473, 476 ff., Rechtsphilosophie §§ 11—15, Phil. der Geschichte, Einleitung IX S. 41). Fast mit denselben Worten äussert dieselben Gedanken Schopenhauer in seiner mit Recht gerühmten Abhandlung über die menschliche Freiheit. Ihm sind alle menschlichen Handlungen durch Motive bestimmt. Alle Motive beziehen sich auf Wohl und Wehe. Ein Wille, der als solcher nicht durch Gründe bestimmt wäre, existirt nicht. Nur ein Schein von Freiheit bethört uns. Das Selbstbewusstsein eines Jeden sagt nämlich nichts anderes aus als die Freiheit des Thuns unter Voraussetzung des Wollens. Wohl kann der Mensch auch Entgegengesetzes thun, wenn er will, aber er will es nicht ohne hinreichenden Beweggrund. Die Causalität tritt uns nach Schopenhauer als physikalische,

physiologische und psychologische entgegen. Je mehr wir uns von der physikalischen zur psychologischen hin entfernen, nimmt die Vergleichbarkeit zwischen Ursache und Wirkung ab. Aber diese wachsende Unvergleichbarkeit hat nicht eine Abnahme der Nothwendigkeit zur Folge. Der durch das stärkste Motiv herbeigeführte Entschluss tritt unabwendbar ein. Quidquid fit, necessario fit. Die Willensfreiheit könne daher nur hinter aller Erscheinung walten, sie ist nur als transcendente zu begreifen. Daher sei die Freiheitslehre Kants einer der tiefsten und schönsten Gedanken, die je ein Denker ausgesprochen hat. Herbart, welcher in seinen Anschauungen weder mit Kant noch mit Hegel und Schopenhauer übereinstimmt, kennt gleichfalls keine Willensfreiheit. Ihm steht der Wille nicht ausserhalb des Causalzusammenhanges. Die Begierde wird von den Gegenständen angezogen und abgestossen, Neigung und Gewohnheit werden durch Temperament und frühere Lebenslage bestimmt, Meinunngen über Gutes und Uebles durch das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen erzeugt, durch fortdauernde Erfahrung eingeprägt und verschärft, die Aufmerksamkeit bald geweckt, bald eingeschläfert, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite gewendet. Auf die Frage, wie Jemand dazu komme, eine bestimmte That zu setzen, antworte man daher immer mit den Motiven, welche die Handlungsweise auch vollständig erklären (Bd. VIII S. 345). Es liege daher auf der Hand, dass die Freiheit nur Idee, nur ein gedachtes, in der Erfahrung aber nirgends nachzuweisendes Musterbild der Vortrefflichkeit sein könne. Ob es einen freien Willen überhaupt gebe, darüber entscheidet die Idee nicht (Bd. VIII, 191 und 346, Briefe über die Freiheit IX, 241). Herbart bezieht sich in seinen Darlegungen demgemäss auf die Leibnitzsche Lehre, dass die Freiheit niemals im Willen zu finden und dieser daher immer determinirt sei. Mit Herbart und Schopenhauer tritt auch Beneke für die ausnahmslose Giltigkeit des Causalitätsgesetzes auf psychischem Gebiete ein (Physik der Sitten. 5. Brief 66). Wir wollen noch kurz Feuerbachs erwähnen, welcher die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit schlechthin eine Windbeutelei nennt. Dieser Ansicht scheinen sich auch Bain und Spencer anzuschliessen; beiden ist der Wille nicht eine Kraft, sondern ein Phänomen; beide sind der Anschauung, dass er sich erst allmälig zu dem entwickelt habe, was er heute ist. Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn ich diese Aufzählung durch zwei Stellen aus Mill beschliesse. Der genannte philosophische Oekonomist sagt (Logik Bd. VI Cap. XI § 1): „Das Haupthindernis, welches der allgemeinen Anerkennung der Gesetzmässigkeit geschichtlicher Vorgänge noch immer im Wege steht, ist jenes, das auf der Lehre vom

freien Willen fusst, mit anderen Worten auf der Leugnung des Satzes, dass das Gesetz der unabänderlichen Ursächlichkeit auch vom menschlichen Wollen gilt. Denn ist dies nicht der Fall, so kann der Lauf der Geschichte, der ja das Ergebnis menschlicher Willensacte ist, kein Gegenstand wissenschaftlicher Gesetze sein; die Willensacte, von denen er abhängt, liessen sich dann weder vorhersehen, noch auch, nachdem sie stattgefunden haben, auf irgend eine Norm oder Regel zurückführen. Ich habe diese Frage, soweit es mir angemessen schien, in einem früheren Abschnitt besprochen; und ich glaube nur nochmals darauf hinweisen zu müssen, dass die Lehre von der Verursachung menschlicher Handlungen, fälschlich die Lehre von der Nothwendigkeit benannt, nicht die Annahme eines mystischen Bandes oder übermächtigen Fatums in sich schliesst. Diese Lehre besagt nur, dass die Handlungen der Menschen das Gesammtergebnis sind von den allgemeinen Gesetzen und Verhältnissen der menschlichen Natur und von ihren individuellen Charakteren; die Charaktere sind ihrerseits wieder die Folge der natürlichen und künstlichen Verhältnisse, welche ihre Erziehung ausmachten, und hierzu müssen auch ihre eigenen bewussten Anstrengungen gerechnet werden.“ Mill sagt weiteres (Logik l. c. § 2). „Es gibt noch eine andere hochwichtige Unterscheidung, die bei der Besprechung dieses Gegenstandes oft vernachlässigt wird. Die Lehre von der Abhängigkeit des socialen Fortschritts von unabänderlichen Gesetzen ist in vielen Köpfen mit dem Glauben verbunden, dass der sociale Fortschritt durch die Anstrengungen von Individuen oder durch die Massregeln von Regierungen nicht in erheblichem Masse beeinflusst werden kann. Aber obwohl diese beiden Meinungen oft von denselben Menschen gehegt werden, so sind es doch zwei sehr verschiedene Meinungen, und in ihrer Vermengung liegt die ewig wiederkehrende Verwechslung von Causalitätsglauben und Fatalismus. Daraus, dass Alles, was geschieht, darunter auch menschliche Willensacte, die Wirkung von Ursachen ist, folgt nicht, dass Willensacte, selbst jene einzelner Individuen, nicht Ursachen von grosser Wirksamkeit sein können. Wenn Jemand bei einem Seesturm schliessen wollte, dass es für ihn, weil jährlich ungefähr die gleiche Anzahl Menschen durch Schiffbruch umkommt, nutzlos wäre, sich um die Rettung seines Lebens zu bemühen, so würden wir ihn einen Fatalisten nennen. Wir würden ihm sagen: Die Bemühungen Schiffbrüchiger ihr Leben zu retten sind so wenig wirkungslos, dass das Durchschnittsmass dieser Anstrengungen eine der Ursachen ist, von welchen die factische jährliche Anzahl von Todesfällen durch Schiffbruch abhängt. Wie ausnahmslos auch die Gesetze der socialen Entwicklung sein mögen, sie können nicht ausnahmsloser oder

unerbittlicher sein als jene, welchen die Naturgewalten gehorchen; und doch kann der menschliche Wille diese in Werkzeuge seiner Absichten verwandeln, und der Grad, in welchem er dies thut, macht den Hauptunterschied aus zwischen dem wilden und dem höchstcivilisirten Menschen."

Wir haben hier bezüglich des Freiheitsproblems Hinweise als Beweise geboten; eine genauere Wiederholung der sachlichen Argumente, die in dieser Frage geltend gemacht wurden, müsste den Rahmen der vorliegenden Arbeit weit überschwellen. Es war unsere Absicht, darzulegen, dass sogar jene Denker, welche die menschliche Willensfreiheit anerkennen, dieselbe aus dem Gebiete der Erfahrung hinausweisen und sie nur in Form einer übersinnlichen Freiheit, beziehungsweise als Postulat gelten lassen. Von der erlauchten Schaar der Geistesfürsten, die an unserem Auge vorübergezogen, ist keiner der Anschauung, dass eine zur Erscheinung werdende Willenshandlung ohne Grund gesetzt werde. Angesichts dieses Ergebnisses ist es gleichgiltig, ob jenseits der Erfahrung eine transcendente oder eine über aller Erfahrung schwebende bloss postulirende Willensfreiheit angenommen wird. Die Oekonomik hat es ja nur mit Handlungen zu thun, und diese werden, wie wir sehen, von Allen, die sich mit dem Gegenstande befasst haben, als determinirte betrachtet. Wir haben bemerkt, dass die grossen Philosophen, so wenig sie sich auch sonst untereinander vertragen mögen, bezüglich der menschlichen Willensfreiheit im Wesentlichen einhelliger Ansicht sind. Die Eintracht auf diesem Gebiete ist um so merkwürdiger, als auch die moderne Naturforschung, welche mit der Philosophie bekanntlich auf ziemlich gespanntem Fusse lebt, in Ansehung der menschlichen Willensfreiheit mit ihr übereinstimmt. Die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit, welche heute noch von vielen deutschen Oekonomisten mit einer gewissen Schneidigkeit vertheidigt wird, hat somit erst bei ihnen den Schutz gefunden, den ihr seinerzeit nicht einmal die Theologie gewähren wollte. Es gehört zu den interessantesten Schauspielen, welche sich in der Geschichte der Theoreme entwickeln, dass dies unglückliche Dogma bisher von jeder Disciplin, welche gerade an der Spitze der Wissenschaften stand, befehdet wurde.

Solange die Philosophie mit der Theologie Hand in Hand ging, handelte es sich bezüglich der Willensfreiheit vorzüglich um die Vereinbarkeit derselben mit den göttlichen Attributen. Gott ist allwissend, Gott kennt daher Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Kraft seiner Voraussicht, welche Vorsehung genannt wird, weiss er daher auch, was jeder einzelne Mensch thun wird. Wenn er nun weiss,

was jeder Mensch thun wird, dann sind die Handlungen jedes Menschen nothwendig vorausbestimmt. Dann gibt es also keine Willensfreiheit. Gibt es aber eine Willensfreiheit, so kann die göttliche Vorsehung nicht alle Handlungen jedes Einzelnen voraussehen. Kann Gott nun nicht alle Handlungen jedes Einzelnen voraussehen, so gibt es etwas, was er nicht weiss. Und wenn es etwas gibt, was er nicht weiss, dann ist er nicht allwissend. Auf die Vereinigung dieser Widersprüche waren die Bemühungen gerichtet. Bossuet durchschlug den Knoten mit dem Schwerte. Man müsse an das Widersprechende glauben, lehrt er. Heute handelt es sich nicht mehr darum, die Willensfreiheit mit den göttlichen Attributen in Einklang zu bringen. Heute hat sich der Begriff der Willensfreiheit mit dem Gesetze der Krafterhaltung auseinanderzusetzen. Die Quantität der Kräfte in der Natur ist weder einer Vermehrung, noch einer Verminderung fähig. Keine Kraft verschwindet in das Nichts, keine tritt aus dem Nichts hervor. Der schwungvolle Homilet Bossuet tritt in den Hintergrund, Claude Bernard (Introduction à l'étude de la médecine experimentale) ergreift das Wort. An die Wissenschaft glauben heisst an einen absoluten Determinismus der Erscheinungen glauben. Ein Glaube hat hier den anderen verdrängt. Angesichts des Princips von der Erhaltung der Kraft gibt es also keine Willensfreiheit. Denn diese wäre eine Quelle neuer Kräfte und somit ein Wunder. Dieses Wunder tritt nirgends zutage. Bossuet hat einst daran verzweifelt, die menschliche Willensfreiheit mit der göttlichen Vorsehung zu vereinigen. Aehnlich verhält sich Du Bois-Reymond bezüglich der Frage, in welcher Art eine Vereinigung des Princips der Erhaltung der Kraft, aus welchem die Determinirtheit des menschlichen Willens zu folgern ist, mit der Verantwortlichkeit zu bewerkstelligen wäre. Man könnte hier von einer Palingenesis der Probleme wie von einer solchen der auf sie bezüglichen Erwägungen sprechen. Der deutsche Physiologe stimmt mit dem französischen, mit Bernard, darin überein, dass die Erscheinungen alle als causal bestimmt angegeben werden müssen, soll eine Erfassung der Natur überhaupt möglich sein. Er wendet andererseits ein, dass ohne die menschliche Willensfreiheit das menschliche Leben unbegreiflich erscheine. Man gestehe schliesslich gerne zu, dass jede Handlung die Wirkung verborgener Ursachen sei, so lange sie gleichgiltig ist. Aber der entschlossenste Determinist schauere davor zurück dass eine mechanische Nothwendigkeit dem Cajus die Rolle des Räubers zuweise, dem Sempronius jene des Richters, und kraft dieser Unabweislichkeit Cajus sich hängen lasse, Sempronius dagegen sich zu Tische setze. Du Bois-Reymond mag in gewisser Beziehung darin Recht

haben, dass er im Probleme der Willensfreiheit eines der sieben Welträthsel erblickt. Er mag darin Recht haben, dass die Verantwortlichkeit, wie wir sie heute verstehen, mit der Nothwendigkeit, wie wir sie heute verstehen, nicht vereinbar sei. Aber beweist das etwas gegen den Determinismus? Du Bois-Reymond fällt es nicht ein, diesen Schluss ziehen zu wollen. Er begnügt sich damit, nachdrücklich auf den Umstand hingewiesen zu haben, dass die Verantwortlichkeit nach wie vor die Hochburg der Lehre von der menschlichen Willensfreiheit bleibe. So eröffnet uns denn das Problem von der Erhaltung der Kraft einen fesselnden Ausblick. Wir müssen das Problem von der Erhaltung der Kraft anerkennen. Mit diesem Problem ist die menschliche Willensfreiheit unvereinbar. Wir müssen sie daher fallen lassen. Wir bedürfen aber wie für die Wissenschaft des Problems von der Erhaltung der Kraft, für die Moral des Problems der Verantwortlichkeit. Verantwortlichkeit ohne Freiheit scheint uns undenkbar. Wir müssen daher die menschliche Willensfreiheit annehmen. Welches Schauspiel gewährt uns diese Gedankenkewegung? Wir haben hier in Thesis und Antithesis durch eine merkwürdige Palingenesie wieder jene „Antinomie der reinen Vernunft“ vor uns, welche Kant mit so glänzendem Scharfsinne klargelegt hat. Die Causalität gehört nach dem Königsberger Denker zu den kosmologischen Ideen, in welchen die Vernunft, welche über solche Gegenstände Behauptungen aufstellt, sich nothwendig im Widerstreit mit sich selbst entwickelt. Kant war es, der lange vor Joule, Robert Mayer und Helmholtz in seinem leider erst in unseren Tagen (1888) herausgegebenen Werke „Vom Uebergange der Naturwissenschaft zur Physik“ (S. 118 u. 211) das Problem von der Erhaltung der Kraft mit aller ihm eigenen Schärfe ausgesprochen hat. Als er jene merkwürdigen Sätze zu Papier brachte, hat wohl sein damals gleichzeitig genialer und greisenhafter Geist vielleicht nicht vorausgesehen, dass das Problem der menschlichen Willensfreiheit einmal mit dem von der Erhaltung der Kraft in Conflict gerathen werde. Aber es war seinem Genie in den Zeiten der höchsten und edelsten Leistungsfähigkeit möglich gewesen, die Natur aller Conflicte, in welche die Lehre von der menschlichen Willensfreiheit kommen konnte, mit absoluter Sicherheit als solche der reinen Vernunft zu bestimmen. Seine eigene Lehre von der transcendenten Willensfreiheit, welche, wie wir gesehen haben, auf die vornehmsten Denker unseres Jahrhunderts tiefgehendsten Einfluss geübt hat, verhält sich freilich gegen seine kosmologischen Ideen sehr antinomisch.

Wir haben geäussert, der Oekonomik könne eine so verborgene

Willensfreiheit, welche keinen Platz in der für uns existirenden Welt hat und ihr Unwesen gewissermassen in der vierten Dimension treibt, ziemlich gleichgiltig sein; die Oekonomik hat es ja als Wissenschaft nur mit Erscheinungen zu thun und kümmert sich nicht um das Transcendente. Allein es ist nothwendig, die Willensfreiheit auch aus ihrem letzten Schlupfwinkel zu verjagen, zumal es mehrere schlaue Herren gibt, welche durch die gewaltsame Decretirung dieses Dogmas die Gesetzmässigkeit der ökonomischen Erscheinungen in Frage stellen, damit sie um so ungestörter im Trüben fischen können. Die transcendente Willensfreiheit genirt zwar die wissenschaftliche Oekonomik nicht, wenn sie existirt. Aber da sie nun einmal missverstanden, missdeutet, ausgebreitet und gegen die Oekonomik als Wissenschaft gewendet werden kann, wollen wir auch darlegen, dass die Willensfreiheit nicht einmal als transcendente nachzuweisen ist.

Es muss vor Allem hervorgehoben werden, dass der Kant der „praktischen Vernunft" mit dem Kant der „reinen Vernunft" bezüglich der Lehren von der transcendentalen Willensfreiheit in bedauerlichen Widerspruch geräth. Der Kant der „reinen Vernunft" hat das Ding an sich als Grenzbegriff aufgefasst. Der Kant der „praktischen Vernunft" verlegt die Willensfreiheit in das Ding an sich, in die Grenze, in welcher, gleichviel ob sie nun nur gedacht wird oder in Wirklichkeit existirt, nichts Platz hat. Der Kant der „reinen Vernunft" betrachtet in der transcendentalen Analytik sowohl die Möglichkeit als auch das Dasein als Kategorien der Modalität, somit als apriorische Denkformen, welche im Verstande so bereit liegen, wie die Formen des Raumes und der Zeit im Anschauungsvermögen. Wenn nun Sein und Möglichkeit Kategorien sind, die nur diesseits der Erscheinung angewendet werden dürfen, dann liegt es auf der Hand, dass man nicht behaupten kann, jenseits der Erscheinungen, im Dinge an sich, existire eine Willensfreiheit, sei eine Willensfreiheit möglich. Wenn das Ding an sich eine Grenze ist, an welcher alle Möglichkeit, alle Existenz aufhört, kann man folgerichtig auch vom Dinge an sich nicht einmal die Existenz aussagen, geschweige denn, dass in ihm etwas existire. Nicht weniger anfechtbar ist Kants Lehre vom intelligiblen Charakter, welche Schopenhauer so überschwenglich preist. Er hatte wahrlich guten Grund, sie so glühend zu bewundern, so guten, dass es nicht erstaunlich wäre, wenn er sie in noch schwungvolleren Hymnen feierte. Er sah in dieser Theorie etwass wie eine Vorahnung seiner Metaphysik des Willens und es konnte ihm daher nur höchst gelegen sein, eine solche Anschauung als überaus tiefsinnige bezeichnen zu können. Allein das Tiefsinnige hält nicht immer auch vor dem Richterstuhle

der Logik Stand. Schopenhauer sagt: Der Wille ist das Metaphysische, und insofern er das Metaphysische ist, muss er frei sein. Hätte er nicht mit grösserem Rechte und einleuchtender Triftigkeit folgendermassen schliessen können: Ich bin durch eingehende Untersuchungen zu dem Ergebnisse gelangt, dass der Wille nicht frei, sondern determinirt ist; der Wille, der determinirt ist, kann nicht das Metaphysische sein. Und Schopenhauer hat in der That so gedacht. Um aber seine Metaphysik doch zu retten, hat er einen zweiten Willen angenommen: einen nicht empirischen, transcendenten und intelligiblen. Gewiss eine gute Ausflucht. Aber nicht mehr. Denn wo bleibt der Monismus, wenn wir zwei Willen haben, einen, welcher natura naturans, einen andern, welcher natura naturata ist? Und wenn ein solcher Unterschied zwischen beiden nicht gesetzt werden kann, was bleibt dann übrig? Dann kann der Wille nur als einer und untheilbarer aufgefasst werden, dann gilt, was man vom empirischen Willen aussagt, nothwendigerweise auch vom intelligiblen, der mit ihm identisch ist, dann ist der Wille determinirt und als determinirter wieder nicht intelligibel. Wir sehen somit, dass Schopenhauer durch die Hypostasirung eines hinter dem empirischen Willen stehenden intelligiblen Willens sich einerseits über Gebühr seinem Gegner Hegel genähert, andererseits seinem Fortsetzer Hartmann vorgebaut hat. Dazu kommt noch ein weiterer Widerspruch mit sich selbst. Wir haben dargethan, dass das Problem der intelligiblen Freiheit weder als ein mögliches noch als ein unmögliches aufgefasst werden kann. Es kann daher nicht bewiesen, es kann aber auch nicht widerlegt werden, oder besser gesagt, es kann bewiesen und widerlegt werden. Aber nehmen wir an, dass eine solche Freiheit möglich sei. In diesem Falle ist sie gewiss keinem einzelnen, concreten Menschen zu eigen, Keiner von uns kann sich als Individuum dieser Freiheit erfreuen, weil es jenseits der Erscheinung Individuen nicht gibt. Wir könnten uns daher ihrer nur jenseits der Erscheinungswelt, jenseits des principum individuationis rühmen. Jenseits des principium individuationis aber sind wir nicht mehr frei, weil wir nicht mehr sind, zumal ja, die Schopenhauersche Lehre vom principium individuationis als richtig vorausgesetzt, hinter demselben alle Einheit und Vielheit als blosse Sache der Erscheinung aufhört. Hätte sich Schopenhauer immer die grossen Wahrheiten vorgehalten, welche Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ ausgesprochen, so wäre ihm dieser Irrthum erspart geblieben. Zur Erkentnnis der Dinge an sich sind unsere Begriffe nicht fähig; unsere Anschauung liefert uns nur Erscheinungen; das Ding an sich kann nie Gegenstand einer möglichen Erfahrung werden. Diese monumentale Wahrheit entdeckt und nach-

gewiesen zu haben, das ist das grosse, aber auch vielleicht das einzige Verdienst Kants. Hätte man es nie vergessen und nie umgangen, so hätte weder „die Welt als Wille und Vorstellung“, noch auch „die Philosophie des Unbewussten“ das Licht der Welt erblickt. Denn vom Willen im Sinne Schopenhauers und Hartmanns gilt dasselbe, was Kant in den Paralogismen der reinen Vernunft vom Ich auseinandergesetzt. Das Ich, sagt der Philosoph dort, ist das blosse Bewusstsein von einem Acte des Gemüthes, ein Bewusstssein, das alle Vorstellungen begleitet, verbindet und trägt. Es ist falsch, dieses blosse Denken für ein seiendes und wesendes Ding anzuschauen, dem Ich als Subject darf das Sein des Ich als Object nicht unterschoben werden, was von jenem analytisch gilt, darf nicht synthetisch auf dieses über tragen werden. Ich darf das Ich nicht als Object behandeln und die Kategorien nicht darauf anwenden, wenn es nicht in einer Anschauung gegeben ist. Das ist aber nicht der Fall. Ich kann somit das Denken nicht von meiner Leiblichkeit trennen und es mir selbstständig in voller, lebendiger Wirklichkeit gegenübertreten lassen.

Die moderne Psychologie hat die Freiheit des Willens mit einem neuen Argumente bekämpft. Bisher galt der Angriff der Existenz der Freiheit. Nun wird eingewendet, die Freiheit des Willens existire nicht nur deshalb nicht, weil die Freiheit nicht existire, sondern auch, weil der Wille als Entität nicht vorhanden ist. Wir haben die Kant'sche Auffassung des Ich deshalb reproducirt, weil in der Darstellung des Ich als eines die Vorstellung begleitenden Bewusstseins von der eigenen Geistesthätigkeit eine Ansicht präformirt liegt, welche heute, tiefer begründet, die Ueberzeugung weiter, wissenschaftlicher Kreise geworden ist. In unseren Tagen hat sich nicht nur die Philosophie, nicht nur die Naturwissenschaft gegen das Dogma von der menschlichen Willensfreiheit gewendet. Auch eine Richtung, welche die beiden widerstrebenden Elemente zu versöhnen bestrebt ist, indem sie beides zugleich sein will, auch die physiologische Psychologie mag, wie des Näheren in Wundts Psychologie (vgl. auch Wunds Essays „Ueber die Entwicklung des Willens“ S. 286 ff.; Philos. Stud. Baumann, „Zur Lehre vom Willen“ I S. 337“ und Bain. The emotion and the will, Sec. ed. S. 493) ausgeführt ist, von der Willensfreiheit nicht wissen. Auf diesem Boden, auf welchem die Willensfreiheit negirt wird, weil der Wille als blosse psychologische Erscheinung aufgefasst wird, steht der modernste der Willenspsychologen, Münsterberg (Die Willenshandlung, ein Beitrag zur physiologischen Psychologie 1888). Münsterberg erklärt, dass der Wille in der Erfahrung nirgends gegeben sei (p. 122); für seine auf Thatsachen be-

schränkte Untersuchung sei der Wille eine Erscheinung wie andere Erscheinungen und deshalb hätten wir uns zu fragen, worin er bestünde, was ihm gesetzmässig im Bewusstsein vorangehe und nachfolge (p. 61); Münsterberg gelangt dahin, den Willen eine bestimmte Gruppirung von Empfindungen zu nennen (p. 96); er beklagt, dass weder die Physiologie noch die Psychologie bisher über dies dunkle Gebiet genügendes Licht verbreitet habe; allein er äussert sich immer im Sinne der Determinirtheit des Willens (p. 16, 17, 70); unter dem Freiheitsgefühle insbesondere versteht er nichts Anderes als das Bewusstsein, dass der als erreicht wahrgenommene Effect übereinstimme mit der als Zweck anticipirten Vorstellung; dies sei die innere Freiheit der Triebhandlung; die höhere Freiheit der Wahlhandlung stütze sich noch auf das weitere Moment, dass auch die Motive für die Wahl jener Zweckvorstellung dem Bewusstsein gegeben waren und diese Wahl selbst sich im Bewusstsein vollzog (p. 96).

Auf die Frage nach der Möglichkeit der menschlichen Willensfreiheit gibt es demgemäss zwei Antworten. Die eine lautet: Die menschliche Willensfreiheit ist nur ein Schein, weil die Freiheit nur ein Schein ist. Die andere lautet: Die menschliche Willensfreiheit ist nur ein Schein, weil der Wille nur ein Schein ist. Freilich haben wir es in beiden Fällen mit einem nothwendigen Scheine zu thun, welcher, nicht genügend analysirt, zu einem Vorurtheil, zu einem Popularbegriffe führt. Wir haben der ersten Ansicht unsere Aufmerksamkeit zugewendet. Betrachten wir nun ein wenig die andere, modernere.

Wenn der Wille als solcher nicht existirt, so kann er auch nicht motivirt werden, so kann er auch nicht bewegt werden, so ist er mit einem Worte auch der Causalität, welche ja nur für Existentes Giltigkeit hat, entrückt. Wir sehen auf dieser Betrachtungsstufe, dass die Losgebundenheit von der Causalität für einen Willen immerhin eintreten kann, aber nur für einen gedachten, nicht aber für einen existenten Willen. In welcher Art haben wir uns demgemäss die Motivation des Willens vorzustellen? Schopenhauer sagt, wie erwähnt, dass das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung desto unvergleichbarer wird, je höher man die Stufen der Causalität emporsteige. In dieser Behauptung liegt nun eine sehr oberflächliche Betrachtung. Die vierfache Wurzel, von welcher Schopenhauer schwärmt, existirt nicht. Was ist das Stichhaltige an dieser Anschauung? Es ist ganz richtig, dass dem Stosse immer der Gegenstoss entspreche; das Wärmeäquivalent besonders, an welches Schopenhauer freilich, als er jene Abhandlung schrieb, noch nicht denken konnte, beweist, dass auf dem physikalischen Gebiete Ursache und Wirkung immer in einem ganz be-

stimmten Verhältnisse stehen. Freilich ist hierunter nicht zu begreifen, dass die Ursache der Wirkung gleich sei oder gleich sein müsse. Wäre die Ursache der Wirkung gleich, so wäre sie eben nichts Anderes als die Wirkung. Es ist hierunter vielmehr nur gemeint, dass die Kraft, welche sich in der Ursache findet, vollinhaltlich in die Wirkung eingeht. Schopenhauer meint, dass dies beim Reiz nicht mehr statthabe; und noch weniger als beim Reize bei der Motivation. Wenn eine kleine Mücke auf die unter dem Namen „Fliegenklappe" bekannte Pflanze unmittelbar einwirkt, so gerathen die Blätter, welche an Mass die Fliege tausendfach überragen, in Bewegung. Eine solche Erscheinung, ein solches Missverhältnis zwischen den Erscheinungen der Ursache und Wirkung ist in der Physik undenkbar. Man kann daher den Reiz auch nicht physikalisch erklären. Seine Gesetze sind Gegenstand einer anderen Wissenschaft, der Physiologie. Noch weniger ist das Motiv der Willenshandlung adäquat. Hier ist der Reiz bis zu einem Worte verflüchtigt und verfeinert. Ein Befehl, und der Soldat hebt oder senkt sein Gewehr. Zwischen der Kraft, mit welcher der Schall an das Trommelfell des Kriegers schlägt, und dem Gewichte der Waffe, welche auf dieses Motiv hin in Bewegung gesetzt wird, ist kein physikalisches Verhältnis zu construiren, auch nicht ein physiologisches, weil nicht der Schall, sondern der Sinn des Wortes zur Bewegung führt. Hier liegt etwas Psychologisches vor, wir stehen vor der dritten Art der Verursachung, vor dem Motiv.

Das ist alles ganz richtig. Aber es ist eine Bemerkung, nicht mehr, nicht minder. Der Schluss, der aus dieser Bemerkung gezogen wird, ist falsch. Der Schluss lautet: Wir sehen bei der physiologischen Ursache, beim Reize, beim Motive Ursachen wirken. Sie wirken in der ersten Reihe der Erscheinungen anders als in der andern Reihe der Erscheinungen, in der dritten Reihe der Erscheinungen anders als in der zweiten Reihe der Erscheinungen. Wir haben es also mit drei verschiedenen Arten der Causalität zu thun. Diese Conclusion ist falsch. Die Causalität bleibt immer dieselbe, wir haben es nur mit drei verschiedenen Arten von Phänomenen zu thun, auf denen sie sich bethätigt.

Und nun kommen wir zu dem eigentlichen Kern der Frage. Es ist an Schopenhauer besonders tadelnswerth, dass er nicht fragt, woher das Vorhandensein der von ihm bemerkten Disproportionalität kommt. Bei näherem Zusehen hätte er gewahrt, dass sie aus der Verschiedenheit der drei Erscheinungsreihen herrühre. Ja, worin sind denn die drei Erscheinungsreihen verschieden? Im Reiche des Unorganischen wie in dem des Organischen wird Spannkraft in lebendige Kraft, lebendige

Kraft in Spannkraft umgewandelt. Der Unterschied zwischen dem Einen und dem Anderen beruht darin, dass auf dem Gebiete des Unorganischen innerhalb eines gewissen Kraftsystems die Spannkraft nicht ohne zureichenden Grund in lebendige Kraft, die lebendige Kraft nicht ohne Grund in Spannkraft umgewandelt werden kann; im Bereiche des Organischen liegt dieser Grund immer vor, und jeder Organismus gleicht einer Uhr, die das Vermögen hätte, sich selbst aufzuziehen und daher bis zu einem gewissen Grade ein perpetuum mobile zu bilden. Worin dieser Grund nun liegt, welcher die Bedingung der Aufsammlung von Spannkraft ist, das ist nicht an dieser Stelle zu lösen, das ist das Geheimnis des Lebens. Wüssten wir ihn, so wären wir im Stande, das Lebendige ohne Lebendiges zu schaffen. Was nun die Causalität betrifft, so sehen wir, wie sie im Reiz und im Motive, das ja nur ein feiner, durchgeistigter Reiz ist, in der Art wirkt, dass sie es als Kraft immer mit einer aufgesammelten Energie, mit der Spannkraft zu thun hat und daher Bewegungen nicht erzeugt, sondern vielmehr nur auslöst. Die Verschiedenheit, mit welcher die Ursache daher wirkt, lässt sich dahin ausdrücken, dass, je höher man in der Natur emporsteigt, desto mehr Zwischenursachen in Thätigkeit kommen. Ich kann sie beim Reiz nicht mehr, am wenigsten aber beim Motiv alle kennen und in Rechnung ziehen. Ich weiss nur, dass die Summe aller vorhandenen lebendigen und Spannkräfte constant ist im Makrokosmos, dass dagegen im Mikrokosmos bei annähernder Constanz dieser Summe schliesslich eine Minderung der Spannkräfte eintritt, welche Stillstand, Tod genannt, zur Folge hat. Es liegt demnach auf der Hand, dass der menschliche Organismus sich mit seinen sämmtlichen Aeusserungen dem Principe der Erhaltung der Kraft unterordne. Nun ist aber dieses Princip nichts Anderes als das Princip der Causalität, welches in naturwissenschaftlicher Weise ausgedrückt erscheint. Wir brauchen, um diese Identität einzusehen, uns nur daran zu erinnern, dass das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, da es keine Kräfte giebt, nur als Gesetz von der Erhaltung der Causalität Giltigkeit haben kann; der Satz aber, dass keine Ursache verloren gehe, ist des Weiteren gleichbedeutend mit dem Satze, dass jede Ursache eine Wirkung habe. In diesem Sinne hat Hamilton schon das Causalitätsgesetz derart formulirt, dass das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in demselben ausgesprochen erscheint. H. Spencer hat Hamiltons auf Kants Vernunftkritik zurückzuführende Anschauung, dass das Causalitätsprincip im Wesen unseres Bewusstseins begründet sei, aufgenommen und gleichfalls den Zusammenhang, in welchem das Causalitätsgesetz mit dem Princip der Erhaltung der Kraft steht, nicht übersehen. Wir können demgemäss sagen,

dass der menschliche Organismus, als Naturerscheinung, sich mit seinen sämmtlichen Aeusserungen, als Naturerscheinungen, dem Gesetze der Erscheinungen überhaupt, dem Causalgesetze unterordne. Halten wir dies fest, so können wir den oben hinsichtlich des Lebendigen ausgedrückten Gedanken auch anders formuliren; wir können sagen, die Willenserscheinung ist nur eine der Aeusserungen des menschlichen Organismus; es ist demgemäss klar, dass auch sie sich dem Gesetze der Causalität unterordne. Aus dieser Gedankenverbindung geht hervor, in welcher Weise das Gesetz von der Erhaltung der Kraft mit der Annahme der menschlichen Willensfreiheit compatibel ist. Was Schopenhauer meint, dürfte uns nun deutlicher sein als zuvor. Wir haben nun einen klareren Einblick in das Richtige und in das Unzureichende seiner Darlegungen. Wir sehen mit ihm, dass das, was wir Ursache nennen, je höher man im Reiche der Natur emporsteigt, desto weniger mit der Wirkung vergleichbar wird. Aber wir sehen auch, dass das, was wir auf den ersten Blick Ursache nennen, und was Schopenhauer auch noch Ursache nennt, immer mehr den Charakter der Gelegenheitsursache an sich trägt und nur eine Fülle von latenten Ursachen durch seinen Hinzutritt entfesselt. Die Lehre von der vierfachen Wurzel des zureichenden Grundes leidet somit an einem grossen Mangel, derselbe aber wäre nicht nur, wie wir es hier gethan haben, auf dem Wege empirischer Naturerkenntnis aufzudecken, sondern auch auf dem rein begrifflicher Speculation. Eine kurze Erwägung hätte Schopenhauer eines Besseren belehren können. Der Werdensgrund, welcher es mit Vorstellungen zu thun hat, ist nicht vom Erkenntnisgrunde, welcher es auch mit Vorstellungen zu thun hat, zu trennen und beide nicht vom Handeln, welches ja auch ein blosses Phänomen ist; Es ist undenkbar, dass die Ursache je der Wirkung nicht vollkommen entspreche und die Kraft, welche in der Ursache thätig ist, nicht völlig und ganz in der Wirkung wiederkehre. Unsere Zeit wird noch die experimentalen Beweise für diesen Satz antreten, wenn ihre Spannkraft nicht, wie es manchmal scheinen will, erschöpft ist und auf die Renaissance unserer Tage eine Reagonie folgen sollte.

Gewiss, es ist nicht ein Wort, das einen Centner zwei Meter hoch hebt, nicht ein Wink. Wer würde im Worte, im Winke den zureichenden Grund solcher Erscheinungen erblicken wollen. Aber das kurze Wort, der flüchtige Wink erklärt die Bewegung der schweren Last ebenso wenig wie der Druck auf den Taster einer Batterie die Explosion, welche in einem Torpedo emporbraust und ein vorüberfahrendes Schiff in Trümmer schmettert. Und ebenso wenig vermag das blosse Umdrehen eines Hahnes, den der Werkmeister mit leichter

Hand spielen lässt, das jähe Niedersausen eines Dampfhammers begreiflich zu machen. Dennoch ist in all' diesen Erscheinungen, genau so wie bei der des Willens, die Wirkung der Ursache adäquat; hier wie dort ist einer grossen Wirksamkeit durch ein Ventil, durch eine kleine Wirksamkeit, eine neue Wendung gegeben. Infolgedessen wirkt eine grössere Kraft nach der Oeffnung der Schliesse, aber das Oeffnen der Schliesse setzt nur einen geringen Aufwand von Kraft voraus. Das Wort, der Wink, welcher von mir ausgeht, wäre ganz machtlos, wenn er nicht im Stande wäre, den Willen in Bewegung zu setzen, Spannkraft in lebendige Kraft umzuwandeln, ihr eine bestimmte Wendung zu verleihen. Sie wird nicht erzeugt, nicht hervorgerufen; durch die Gelegenheitsursache haben wir ihr bloss einen Anlass zu einer Wirksamkeit gegeben; ihre Analogie kann man in der Spannkraft, welche durch die Ausdehnung des festen Körpers in einen gasförmigen, in lebendige Kraft umgesetzt wird, erblicken. Keiner wundert sich darüber, dass der Steuermann das Schiff, der Locomotivführer das Dampfross leite. Zwischen dem Druck seiner Finger und der Last, welche durch die Maschine in Bewegung gesetzt wird, ist scheinbar gleichfalls jeder Vergleich ausgeschlossen. Dennoch ist hier das Causalitätsverhältnis offenbar. Vergisst man die Dampfkraft, so steht man vor einem Wunder; übersieht man die aufgespeicherten organischen Bewegungskräfte, so stellt sich in jeder Handlung ein Räthsel dar. Das menschliche Handeln ist aber, wie wir sehen, nicht so unerklärlich, als es manchmal scheinen will; es bleibt des Unerklärlichen genug übrig, wenn wir auch die ausnahmslose Giltigkeit des Causalitätsgesetzes einsehen.

In der Frage der Motivation steht die Anschauung der meisten Philosophen über das Wesen der Causalität im Widerspruche mit den Thatsachen. Das kommt eben daher, weil sie sich nicht über den Unterschied zwischen Ursache, Bedingung und Voraussetzung nicht in jeder Weise klar geworden sind. Wenn ich an einem Kessel, welcher stark gespannten Dampf einschliesst, ein Loch bohre, so ist die Wirkung meiner Thätigkeit einfach, dass das Loch da ist. Dadurch, dass ein Widerstand an einer bestimmten Stelle hinwegfällt, wird nur eine Ursache behoben, welche eine Wirkung gehabt hat, nämlich die, dass eine starke Ursache nicht zutage trat. Nun kann sich die Expansion des Dampfes äussern. Es ist klar, in welcher Art hier die Zwischenursachen in Thätigkeit treten. Dasselbe ist bei allem Organischen der Fall. Dass auch sonst und wo überall in ähnlicher Weise ein Anlass im Stande ist, eine Causalität als Gelegenheitsursache, als Anlassmoment zu entfesseln, das ist nicht Gegenstand unserer Erwägungen. Uns genügt die Erkenntnis, dass wir es auf dem Gebiete

des Psychologischen immer mit Ursachen zu thun haben, welche darum nicht weniger Ursachen sind, weil sie ein System zweckmässig angesammelter Kräfte zu entbinden und auszulösen im Stande sind. Uns genügt die Erkenntnis, dass wir es auf dem Gebiete des Psychologischen immer mit Wirkungen zu thun haben, die auf einen Complex von Ursachen als ihren Bedingungen zurückzuführen sind. Uns genügt die Erkenntnis, dass wir es auf dem Gebiete des Psychologischen mit Causalität und nicht mit der Freiheit zu thun haben.

Wenn wir die derart gewonnenen Anschauungen nun festhalten, als was stellt sich uns dann der Wille dar, dessen vorgebliche Freiheit uns die Wissenschaft der Oekonomik in Frage zu stellen droht? Als etwas sehr Einfaches. Der Wille ist im Sinne der obigen Ausführungen nichts Anderes als die Form, in der wir uns der Verursachung unserer Handlungen bewusst werden. Und weil der Wille nichts Anderes als die Form ist, in welcher unser seiner Natur nach causales Denken einerseits die Wirksamkeit der Aussenwelt auf Bewusstsein als Receptivität, andererseits die Wirksamkeit unserer selbst auf die Aussenwelt als Spontaneität auffasst, sind wir zu einer missverständlichen Umkehrung geneigt. Wir fühlen nicht, dass die Willenshandlung nicht vom Motive allein abhängt, dass sie vielmehr auch die Aeusserung eines anderen, vom Motive zu trennenden Momentes, des Wollens, sei. So entsteht die Tendenz zu wähnen, dass alle Causalität eine mit der psychologischen nicht nur wesensgleiche, sondern durchwegs identische sei. Wir werfen den Willen, welcher die blosse Form ist, in der wir die innere Causalität wahrnehmen, mit dichterischer Kühnheit in die Aussenwelt. Weil nun aber der Wille nur angeschaute Causalität ist, setzt die Hypostase eines Weltwillens auch die eines Weltgeistes voraus. Es ist klar, dass ich hierdurch von meiner Vernunft einen ihre Grenze überfliegenden Gebrauch mache. Denn unmöglich ist es nachzuweisen, dass der Wille, zum Wesen der Welt gemacht, anders oder mehr sei als das zum Ding an sich erhobene Princip der Causalität. Ebenso schwer wäre es darzuthun, dass durch den Panthelismus der Panlogismus überwunden wird, welcher ja im Gegentheile in demselben gerade vorausgesetzt wird. Es ist vielmehr anzunehmen, dass in jeder panthelistischen oder panlogistischen Weltanschauung, zumeist aber in einer solchen, welche beide Principien in eine höhere Einheit zusammenzufassen sucht, gleich dem Princip des Unbewussten, nichts Anderes als eine Naturbeseelung vorliege, zumal ja die Causalität als „Causalität an sich“ keine Bedeutung haben kann. Wenn man einfach die Causalität als die äussere, den Willen als die innere Anschauung des Nothwendigen betrachtet, ist es unmöglich, zu derlei Begriffsdichtungen zu gelangen.

Ob es einen von der Vorstellung Willen gibt oder nicht, dass kann dem Oekonomisten ziemlich gleichgiltig sein. Denn wenn der Wille existirt, so ist er determinirt, und wenn er determinirt ist, so vermag man aus seiner Undeterminirtheit kein Argument gegen die Möglichkeit von wirthschaftlichen Gesetzen zu schmieden. Wenn er andererseits nicht existirt, wenn sich das, was wir bisher den Willen genannt haben, als eine Art der natürlichen Energie, als psychische Energie entpuppt, diese aber, als Energie überhaupt, eine streng necessirte ist, so ist aus ihrer Unnecessirtheit gleichfalls kein Argument gegen die Möglichkeit von wirthschaftlichen Gesetzen zu schmieden. Eine nähere Ausführung wird uns diese Gleichwerthigkeit darthun, wird uns ersichtlich machen, dass weder aus der Existenz, und noch viel weniger aus der Nichtexistenz des vom Vorstellungsvermögen gesonderten Willens Conclusionen auf die Unmöglichkeit wirthschaftlicher Gesetze gezogen werden können.

Prüfen wir zunächst die erste Annahme im Hinblick auf die Consequenzen, die sie mit Bezug auf die Erkentnis des Wirthschaftslebens nach sich zöge. Nehmen wir demgemäss an, es gebe einen Willen. Was werden wir uns unter diesem Willen vorstellen? Gewiss nichts Anderes als die blosse Fähigkeit zu wollen. Was werden wir unter dem Wollen verstehen? Den Act des Willens selbst. Wenn nun der Wille, was wir voraussetzen müssen, so beschaffen ist, dass er wählen kann, so fragt es sich, auf welchen Anlass hin er diese Fähigkeit entwickelt: Wann will der Wille thatsächlich, unter welchen Bedingungen tritt er aus dem Zustande der blossen Existenz in den des Wollens, den des Handelns? Auf diese Frage kann es nur eine Antwort geben: wenn ihm ein Motiv hierzu geboten ist. Was ist ein Motiv? Unstreitig ist jedes Motiv eine Vorstellung. Von wem wird diese Vorstellung dem Willen gezeigt, vorgehalten? Vom Bewusstsein. Aber hier beginnt sich die Unhaltbarkeit der Annahme, dass es einen Willen gebe, in bedeutsamen Denkschwierigkeiten anzukündigen. Denn wir müssen weiter fragen, wie wohl der Wille die Vorstelluug wahrnehme? Ist er nämlich nicht Bewusstsein, so vermag er ja auch nichts wahrzunehmen, und in diesem Falle wäre es vergebens, wenn ihm das Bewusstsein Vorstellungen vorführte; ein Wille, der von dieser Vorführung nicht Act nehmen kann, kann nothwendigerweise auf eine Vorstellung hin nicht Act geben, nicht handeln. Der Wille handelt aber auf die Vorführung des Motivs hin. Folglich hat er das Motiv wahrgenommen und seiner besonderen Natur nach gewürdigt. Vermag er das aber zu thun, so nimmt er durch ein Bewusstsein wahr. Wir sehen, durch die Annahme des Willens sind wir genöthigt, zwei verschiedene Bewusstheiten, zwei verschiedene Intellecte in ein und demselben Wesen an-

zunehmen: das eine, das dem Willen eigen ist, das andere, das dem Bewusstsein eigen ist. Aber damit sind die Denkschwierigkeiten, zu welchen die Annahme eines Willens Anlass gibt, nicht erschöpft. Denn das Bewusstsein, welches dem Willen Vorstellungen vorführt, welches ihm die Motive zeigt, es vollführt eine gewisse Thätigkeit; sein Zeigen jeder einzelnen Vorstellung, jedes einzelnen Motivs ist eine Handlung; setzt jede Handlung einen Willen voraus, so muss ihm ein Wille innewohnen, weil es sonst die Vorstellung dem Willen nicht vorführen könnte. Würde der Wille in der Vorstellung nicht vorhanden sein, so könnte sie nicht wirken; sofern sie wirkt, ist sie eben Ursache einer Erscheinung. Nehmen wir also die Existenz eines Willens an, so können wir nicht annehmen, dass er blind sei, wir müssen annehmen, dass er mit Vorstellung begabt ist; nehmen wir ein Bewusstsein an, so müssen wir zugleich annehmen, dass es über Willen verfüge. Es kann somit kein Wille ohne Bewusstsein, kein Bewusstsein ohne Willen gedacht werden. Ist dem so, so ist die Philosophie eines Schopenhauer, welcher einen blinden Willen annimmt und mit seiner Hilfe die Welt erklärt, ein Gebilde, das nur auf Schönheit, nicht aber auch auf Wahrheit Anspruch machen kann. Ist dem so, dann ist die Philosophie eines Hartmann, welche die Welt gleichfalls mittels eines Willens und eines Bewusstseins construirt, vernichtet. Nimmt man also einen Willen an, so vermag man ihn von der Vorstellung nicht zu trennen; der Schnitt zwischen Wille und Vorstellung, welcher die Philosophie unseres Jahrhunderts kennzeichnet, ist dann falsch geführt; das Ich lässt sich dann nicht in jene beiden Theile zerlegen, aus deren Gegeneinanderwirken man versucht hat, das Nichtich zu erklären. Nimmt man also einen Willen an, so muss man nothwendig auch dahin gelangen, Willen und Vorstellung als eine Einheit zu begreifen. Thut man dies, so kann man unter dem Bewusstsein nichts als den Willen sich etwas vorzustellen auffassen; wobei nicht zu vergessen ist, dass jede Vorstellung vom Willen zu handeln getragen ist.

So löst sich denn eines der schönsten Gleichnisse Schopenhauers in nichts auf: der blinde, der vorstellungslose Wille, welcher sich den Intellect als Laterne vorhält, damit er auf seinem Wege nicht strauchle, ist ein Einfall dichterischer Phantasie, der die ganze Schwäche der Willensphilosophie, des Panthelismus, offenbart. Denn was würde dem blinden Willen mit der Laterne gedient sein, mit der er seinen Weg beleuchten will, sofern er eben blind ist und sofern es überdies nicht gewiss ist, ob die Laterne auch angezündet wäre. Zumal die Anschauung Schopenhauers, dass der blinde Wille sich zu seinen Zwecken, namentlich behufs der Durchsetzung seiner Absicht zu leben,

den Intellect gebildet habe, muthet diesem Willen ein bedeutendes Mass an Intelligenz zu. Denn eine solche Erklärung des Intellectes setzt voraus, dass der Wille eine vollkommene Kenntnis der Welt und des Lebens und die Einsicht gehabt habe, dass er unter solchen Umständen mit seiner Blindheit nicht weit komme. Sie setzt weiteres voraus, dass der blinde vernunftlose Wille eine sehr klare Vorstellung von seinen Zwecken und der Unerreichbarkeit derselben ohne Intellect gehabt habe. Sie setzt schliesslich voraus, dass der blinde Wille eine Vorstellung von dem Mittel, das ihm Hilfe gewähren könnte, vom Intellecte gehabt habe und es in seiner Macht gestanden sei, durch überaus kluge und zweckmässige Gestaltung desselben seine Zwecke zu verwirklichen. Dies setzt somit voraus, dass der Wille gedacht hat, scharf und schöpferisch gedacht hat. Und noch mehr! er hat auch final gedacht, er hat somit nach dem Gesetze der Causalität, welches nach Schopenhauer ja nur in der Vorstellung, nicht aber im Willen ist, gedacht.

Auch der Wille, welcher das Motiv wahrnimmt, nimmt es mittels seines Bewusstseins wahr. In welcher Weise dies geschehen kann, ist uns nicht klar. Es wird uns nicht bewusst. Und weil uns dies nicht bewusst wird, spricht Hartmann von einem Unbewussten, von einer unbewussten Vorstellung. Er versündigt sich damit gegen den alten Satz: Ex mere negativo nihil sequitur. Er will aber aus dem mere negativum nicht nur etwas, sondern sogar Alles ableiten. Seine Philosophie ist demnach nicht mehr werth als die Schopenhauers. Die beiden grossen Philosophen unseres Jahrhunderts sind sich, wie wir sehen, über die Bedeutung, über die Consequenz der Thatsache, dass sie einen Willen überhaupt annehmen, nicht klar geworden. Wenn man den Willen annimmt, so kann dieser, wie aus unseren Darlegungen klar hervorgeht, in keiner Weise zu einer metaphysischen Grösse gemacht werden; denn wenn der Schnitt, welchen diese Denker führen, nicht gestattet ist, so gehört der Wille seiner ganzen Ausdehnung nach in das Bewusstsein; würde angenommen werden, dass das Bewusstsein nicht Wille wäre, so wäre die Bewegung der Vorstellungen, wäre die Arbeit des Geistes unerklärlich. Liegt aber der Wille im Bewusstsein, und ist der Schnitt zwischen Wille und Bewusstsein unstatthaft, so gelangen wir zu dem Schluss, dass der Wille ein Princip ist, das ganz und gar der Erscheinungswelt angehört. Diese Annahme ist um so nothwendiger, als nur dadurch begründet werden kann, dass wir unseren Willen empfinden, dass wir von ihm Bewusstsein haben. Gehört nun aber der Wille durchwegs der Erscheinungswelt an, so unterliegt er dem Gesetz derselben, unterliegt er der Causali-

tät. Wir gelangen daher zu dem nothwendigen Schluss: Wenn man einen Willen annimmt, so kann man sich ihn nur determinirt denken. Ein weiterer Schluss ist für den Oekonomisten von geringerer Bedeutung. Er lautet: Wenn der Wille mit der Vorstellung inhärirend verbunden ist, so liegt die metaphysische Grösse, das Noumenon Kants, das Ding an sich, sofern unter diesem Ausdruck nicht lediglich ein Grenzbegriff verstanden wird, hinter der Einheit von Vorstellung und Willen. Was dieses Ding ist, vermögen wir nicht zu erkennen; und noch viel weniger können wir es wagen, darüber etwas auszusagen. Wir können hier nur mit negativen Grössen hantiren. Wir können nur sagen, dass dieses Ding an sich weder als Wille allein noch als Vorstellung allein gedacht werden kann, wir müssen also den Panthelismus und den Panlogismus verneinen. Aus blosser Verneinung ist kein weiterer Schluss zu ziehen, auch der nicht, dass jedes Noumenon, wenn es weder Wille allein noch Vorstellung allein ist, doch so beschaffen sein muss, dass es will und vorstellt, ohne dabei entweder vorstellender Wille oder wollende Vorstellung zu sein. Wir dürfen auch nicht sagen, in ihm müssten die Bedingungen zum Vorstellen und zum Wollen existiren, dergestalt, dass sich aus ihm zunächst das Wollen, dann auch das Feinere, von diesem geradezu essentiell Verschiedene, das Vorstellen differenzirt. Denn jenseits der Erscheinungswelt gibt es keine Bedingungen, zumal diese ein Causalbegriff sind und daher der Erscheinungswelt angehören, und jenseits der Erscheinungswelt gibt es auch keine Existenz, zumal auch diese ein Causalbegriff ist und daher der Erscheinungswelt angehört.

Wir glauben nachgewiesen zu haben, dass man, wenn man einen Willen überhaupt annimmt, unbedingt einen nach den Causalgesetzen determinirten Willen annehmen muss. Wie ist nun die Art dieser Determination näher zu bestimmen? Nach Schopenhauer, der die Lehre vom Willen am tiefsten und allseitigsten durchdacht hat, ist das Motiv des Willens nichts Anderes als die Ursache, die den Willen hervortreten lässt. Wenn wir annehmen, dass diese Anschauung den Thatsachen entspreche, so müssen wir auch annehmen, dass das Motiv nicht die Ursache sondern die blosse Gelegenheitsursache der Handlung sei. Nehmen wir aber an, dass das Motiv nicht die Ursache, sondern die blosse Gelegenheitsursache der Handlung sei, so müssen wir, da wir in der Gelegenheitsursache die den Effect auslösende Ursache erkannt haben, welche zu einem Complexe von vorbereitenden Bedingungen als letzte hinzutritt, auch annehmen, dass der Wille selbst, welcher hervortritt, Ursache der Handlung sei. Dieser Annahme stellen sich keine wie immer gearteten Denkschwierigkeiten entgegen. Im Gegentheil,

man könnte den Willen auch von vornherein als die Ursache jeder concreten Handlung auffassen, womit allerdings nicht gesagt wird, dass der Wille die einzige Ursache jeder concreten Handlung wäre. Denn wäre dem so, so wäre der Wille allerdings frei, aber es wäre dabei auch unbegreiflich, in welcher Art irgend eine Handlung ohne Gelegenheitsursache zu Stande käme. Ist aber der Wille selbst Ursache, so steht er im Nexus der Causalität, und steht er im Nexus der Causalität, so ist er necessirt. Wenn wir also einen Willen annehmen, so haben wir uns die Wirksamkeit des Motivs auf denselben folgendermassen zu denken. Der Wille tritt in Action oder ruht, je nachdem das Motiv auf ihn wirkt oder nicht. Da der Wille durch das Motiv aus dem Zustande des Ruhens in den der Bewegung geräth, ist in ihm zweifelsohne eine Veränderung vorgegangen. Welche Art ist diese Veränderung? Das ist eine Frage, welche nicht schlechtweg gestellt werden kann. Wir müssen erst untersuchen, ob wir sie stellen dürfen. Auf diese Frage können wir mit Ja antworten. Wäre nämlich der Wille in der That etwas Metaphysisches, so wäre er jeder Frage nach einer Veränderung entrückt, zumal jede Veränderung ja nur an einer Erscheinung stattfinden kann. Nachdem wir aber nachgewiesen haben, dass der Wille seiner ganzen Artung nach Erscheinung ist, sind wir auch berechtigt zu fragen, in welcher Hinsicht sich die in Rede stehende Erscheinung verändere. Der Wille tritt auf das Motiv hin aus dem Zustande des Wollenkönnens in den des Wollens. Das Motiv wird ihm vom Bewusstsein vorgeführt. Das Bewusstsein haben wir bereits im ersten Capitel dieses Werkes als ein durchwegs zweckdienliches kennen gelernt. Jedes Motiv, das dem Willen vorgeführt wird, ist daher eine Zweckvorstellung, und es sind nur Zweckvorstellungen, welche den Willen in Bewegung zu setzen vermögen. Der Wille hat somit nicht Gegenstände, sondern lediglich Interessen vor sich. Zwecke aber können nur durch Mittel verwirklicht werden. Die Handlung ist ein Mittel, um Zwecke zu verwirklichen. Die Handlung steht somit zum Zwecke in demselben Verhältnis, in welchem das Mittel zum Zwecke steht: Die gewollte Handlung ist ein gewolltes Mittel, um dem Motiv gemäss den gewollten Zweck zu verwirklichen. Wir würden bei diesen Details nicht mit solchem Nachdruck verweilen, würde uns die zweckmässige Wirksamkeit, welche wir im Willen und in der Vorstellung erblicken, nicht im zweiten Bande dieses Werkes wieder als wirthschaftliche Energie von Bedeutung werden.

Wenn wir annehmen, dass von verschiedenen Motiven, die gegeneinander wirken, eines auf den Willen Einfluss übe und die Handlung

auslöse, so müssen wir weiteres fragen, ob das Mass, in welchem der Wille wirkt, abhängig ist von dem Masse, in welchem das entscheidende Motiv stärker ist als die anderen. Mit anderen Worten: Wirkt der Wille in jedem Falle mit seiner ganzen Kraft oder nur nach Massgabe der Differenz zwischen den Kräften der Motive? Nach der landläufigen Auffassung der Deterministen handelt der Wille auf das Motiv hin, er müsste somit nach Massgabe der Differenz zwischen den Kräften der Motive wirksam sein. Fasst man aber jede Willenshandlung, wie wir es hier gethan haben, als das Ergebnis eines Zusammenwirkens von Ursachen auf, unter denen dem Motive nur die Bedeutung einer Auslösung zukommt, so gewahren wir, warum bei dem Willen der Satz: „causa aequat effectum" nicht Giltigkeit haben kann. Er kann hier nämlich um so weniger Anwendung finden, als es hier nicht eine Ursache gibt, sondern eine ganze Fülle von solchen, und als die Auslösung, die Gelegenheitsursache nicht als Gesammtursache aufgefasst werden kann.

Wir haben nun das Motiv noch hinsichtlich des Masses in Erwägung zu ziehen, in welchem es wirksam wird. Die Deterministen lehren gemeiniglich, das Handeln neige sich immer dorthin, wo Gründe von grösserem Gewichte sind. Der Eine trägt beispielsweise seinen Schiller zum Antiquar, um ein Stück Brot zu kaufen, der Andere hungert lieber, um der Aufführung des „Wallenstein" beiwohnen zu können. Dem Einen ist eben die Sättigung, dem Anderen der Kunstgenuss mehr werth. Aber hier zeigt sich uns wieder, dass die Annahme eines Willens in wirre Denkschwierigeiten verwickelt. Denn wie sollen wir uns diese Wirksamkeit des stärksten Motivs vorstellen? Wie wird es entschieden, welches Motiv eben das stärkste ist? Zieht der Wille das stärkste Motiv empor, um sich ihm zu Füssen zu legen? Oder muss man annehmen, dass die Vorstellungen im Bewusstsein einander gegenseitig in dem Bestreben, sich am Willen zu bethätigen, stören oder fördern, hemmen und verstärken, dergestalt, dass auch im Innern des Gemüthes ein Kampf ums Dasein herrscht und die stärkste Vorstellung sich aus eigener Kraft über die Schwelle des Bewusstseins hebt, um siegreich vor den Willen hin zu treten und auf ihn zu wirken, aus ihm die Handlung auszulösen? Bei näherer Betrachtung gewahrt man leicht, dass der Wille nicht im wahrsten Sinne des Wortes dem stärkeren Motiv Folge leiste. Wäre dem so, dann würde der Wille mit der Differenz zwischen der Kraft des Motives und jener des Willens wirken müssen, und wäre dem so, dann wäre ein schwächerer Wille gerade vorzüglich geeignet, grosse Thaten zu vollbringen, weil bei ihm die Differenz zwischen der Kraft des Willens und der des Motivs eine

möglichst grosse ist. Ja, diese Auffassung würde sogar, in ihrer äussersten Consequenz verfolgt, jede Spontaneität des Willens in Abrede stellen und die Handlung lediglich als Folge des Motivs auffassen, was, wie wir wissen, schon aus dem Grunde undenkbar ist, weil das Motiv nicht als ursprüngliche Ursache der Handlung, sondern nur als Gelegenheitsursache derselben aufgefasst werden kann. Die Lehre von der Ausschlag gebenden Wirksamkeit des stärksten Motivs verlegt in das Motiv eine Kraft. Wird in das Motiv eine Kraft gelegt, so ist damit auch der Schnitt zwischen Wille und Vorstellung aufgegeben. Die Lehre von der Ausschlag gebenden Wirksamkeit des stärksten Motivs zerstört somit die Lehre von der Trennung des Willens und der Vorstellung, oder sie muss aufgegeben werden. Dies scheint nur dadurch möglich, dass man annimmt, der Wille folge nicht dem stärkeren Motive, sondern dasjenige Motiv, welchem er folgt, werde das stärkere genannt. Aber dieser Ausweg trügt; er ist eine Sackgasse, in welche die Speculation sich verirrt; denn wäre diese Auffassung wahr, so müsste der Wille zwischen den Motiven wählen; zur Wahl aber müsste er wieder Motive haben, diese oder jene Vorstellung vorzuziehen; wir sehen also, dass durch die gewagte Antwort die Frage nicht gelöst, sondern nur umgangen wird. Wir sehen somit, dass die Annahme eines Willens mit der Logik des Denkens in unlösbaren Widersprüchen steht.

Wir haben bisher die Bewegung des Willens ins Auge gefasst. Wenden wir uns nun der Ruhe des Willens zu. Wenn der Wille nicht hervortritt, so kann dies auf zweifache Weise erklärt werden. Die erste Erklärung lautet folgendermassen. Dazu, dass der Wille nicht hervortritt, bedarf es keineswegs einer Ursache, sondern nur keiner Ursache, mithin ist jede Stille des Willens in dem Mangel der Motivation gegeben. Dieser Mangel kann nur durch die Abwesenheit eines wirksamen Motivs gegeben sein. Dieser Mangel liegt entweder in der Abwesenheit jedes Motivs vor oder er ist, bei der Anwesenheit von Motiven, durch die Paralysirung der wirksamen, aber einander entgegengestellten Motive zu erklären. Ist nun das Motiv des Willens nichts Anderes als die Gelegenheitsursache, welche den Willen hervortreten macht, so ist das Quietiv auch nichts Anderes als ein einem anderen entgegengesetztes Motiv, also die Ursache, welche ein anderes Motiv aufhebt, seine Wirksamkeit paralysirt. Auch das Ruhen des Willens ist somit ein Phänomen; es ist ein Gleichgewichtsphänomen, hervorgerufen durch den gleichen Einfluss entgegenstehender Motive, oder durch die Abwesenheit jedes Motivs. Unter einem Quietiv dürfen wir uns also nicht mit Schopenhauer das Entgegengesetzte von einem Motiv vorstellen, sondern nur ein Motiv, das einem anderen entgegenwirkt. Die Abwesenheit

eines wirksamen Motivs vermögen wir aber nicht Quietiv zu nennen, weil der Mangel eines Positiven eben Nichts, aber nicht etwas Negatives ist. Nur ein positives Motiv, das sich einem anderen positiven Motive mit der gleichen Kraft entgegenstellt, so dass jeder Anlass, sich zu äussern, für den Willen weggfällt, kann als Quietiv betrachtet werden. An den Vorstellungen, welche der Pessimismus an den Gedanken eines Quietivs geknüpft hat, können wir wieder seine logische Unfähigkeit constatiren. Ein Quietiv soll die Fähigkeit haben, den Willen zu schädigen, ja sogar ihn zu vernichten. Wie dies möglich wäre, ist nicht abzusehen. Es ist nicht zu begreifen, warum die Verneinung eines Motivs, wie sie im Wirken des Quietivs gelegen ist, als Verneinung des Willens überhaupt zu einer Mortifikation desselben führen könnte. Wenn diese Anschauung berechtigt wäre, so müsste auch angenommen werden, die Schwere sei aufgehoben, wenn irgend ein concreter Körper gehindert werde zu fallen. Dadurch, dass irgend etwas nicht zu Tage tritt, ist seine völlige Vernichtung nicht gegeben.

Möge man den Willen nun als von der Vorstellung getrennte und gesonderte Entität oder lediglich als ein Bewusstsein von der Handlung auffassen, jede dieser Annahmen fordert gebieterisch, dass man sich des Verhältnisses zwischen dem Willen und der Causalität bewusst werde. Dieses Verhältnis ist auf zweifache Weise denkbar. Man kann entweder sagen, dass alle Causalität nichts sei als Wille und einzig und allein auf dem Wollen beruhe. Das ist die Anschauung Schopenhauers und mehr oder weniger auch die Hartmanns. Man kann aber auch annehmen, dass der Wille Nichts sei als Causalität, dass er nur auf Causalität beruhe. Und dieser Annahme gemäss löst sich der Wille in Causalität auf. Der ersten Annahme gemäss konnte die Frage aufgeworfen werden, ob der Wille frei oder an Motive gebunden sei. Nimmt man dagegen an, dass die Vorstellung des Willens nichts ist als die Form, in welcher wir uns der Causalität unserer Handlungen bewusst werden, wenn die Causalität in uns wirkt; wenn der Wille nichts ist als die Anschauung dieser Causalität, dann kann die Frage, ob der Wille frei sei oder nicht, nicht einmal mehr aufgeworfen werden; denn es ist klar, dass jedem Causalitätsverhältnis das Gepräge der Nothwendigkeit zukomme; die Frage, ob ein solcher Art aufgefasster Wille auch frei sein könne, kommt der Frage gleich, ob die Nothwendigkeit mit der Freiheit gleichbedeutend wäre. Verstehen wir den Willen solcherart, so ist damit auch die pessimistische Philosophie unseres Jahrhunderts verneint. Denn wenn der Wille nur die Form ist, in welcher wir uns die Causalitäat unseres Ich denken,

dann ist er nicht auf die Welt an sich übertragbar. Von diesem Gesichtspunkte aus den Willen zum Wesen der Welt machen, heisst nichts Anderes als das Princip der Causalität auf den Thron des Alls erheben. Da die Causalität „an sich" und „abgesehen von aller Erscheinung" nichts ist als eine Spiegelung des Denkens in sich selbst, so ist denn auch die Auffassung der Welt als eines durchwegs wollenden Wesens nichts als eine pantheistisch dichterische Beseelung des Alls. Ja noch mehr. Nachdem das Causalitätsgesetz lediglich der Vorstellung angehört, ist der Panthelismus auch nichts als die Hypostase eines geistigen Elementes, ist er Panlogismus, ist Schopenhauer Schellingianer und Hegelianer.

Wir haben gesehen, dass es für die Oekonomisten gleichbedeutend ist, ob nun ein Willen gesetzt wird oder nicht; denn wenn wir den Willen setzen, so müssen wir ihn als necessirten setzen. Wenn wir ihn nicht setzen, so müssen wir an seine Stelle die Necessirung selbst setzen. Und wenn wir sogar die Freiheit des Willens annehmen, seine concrete Aeusserung, der Act, mittels dessen sich seine Energie bethätigt, steht doch innerhalb, nicht ausserhalb der Causalität, gehört somit in das Gebiet der Erfahrung, in das der Wissenschaft. Es ist demgemäss die Natur des Menschen, auf bestimmte Anlässe hin in bestimmter Weise zu reagiren, wie es die Natur des Glasstabes ist, gerieben elektrisch, im Feuer heiss zu werden, geschlagen zu zerfallen. Genau so wie der Mensch, antwortet auch die Materie auf verschiedene Motive hin durch verschiedenes Verhalten. Dass das Glas aber durch alle Aeusserungen, die es von sich gibt, Glas bleibt, das ist jene Constanz im Wechsel der Erscheinungen, die wir beim Menschen seinen Charakter nennen. Die Empfindung von diesem Bleibenden im Wandel ist es, die uns oft als Freiheit des Wollens gerade dann erscheint, wenn wir handeln, wie wir eben nicht anders können. Jeder Mensch fühlt sich frei, wenn er glaubt, dass die Handlungen, welche er setzt, Mittel zu seinen eigenen Zwecken sind; er fühlt sich frei, wenn dieses natürliche Verhältnis seiner Handlungen zu seinen Zwecken nicht gestört ist und dieselben ihm nicht als Mittel zu den Zwecken eines Anderen erscheinen. Findet eine Necessirung in diesem Sinne statt, so wird dieselbe als Zwang betrachtet, welcher eben nur dadurch möglich ist, dass der Wille nicht frei, sondern eben necessirt ist. Möge ich nun daran arbeiten, meine Zwecke zu verwirklichen, oder daran, die Zwecke eines Anderen zu verwirklichen, Necessirung liegt in beiden Fällen vor, zumal ich ja weder das eine noch das andere ohne zureichenden Grund thue. Aber die Verfolgung eigener Zwecke ist für Jeden aus Gründen, welche wir im zweiten Bande näher unter-

suchen werden, mit einem angenehmen Begleitgefühle verbunden, die Verfolgung fremder Zwecke dagegen mit einem unangenehmen Begleitgefühle, dessen Peinlichkeit durch eigene Zwecke, welche vergeblich der Verwirklichung harren, bedeutsam verstärkt wird. Ist es dem Menschen unmöglich, seiner Natur nach der Lust zuzustreben und den Schmerz zu fliehen, sieht er sich necessirt, das Lästige zu thun, verhindert, dem Willkommenen die Hand entgegen zu strecken, so wird ihm solche Lage Unbehagen erregen, er wird sie nur mit Ingrimm dulden und nur so lange als er eben muss. So lehrt uns denn eine Analyse des Bewusstseins, dass in demselben eigentlich nur die Kenntnis von der Handlung liegt: das Spannungsgefühl, das in uns entsteht, wenn wir unsere Willenskraft ins Spiel setzen, hat uns zur Annahme eines Willens veranlasst. Wenn es aber, wie Kant nachgewiesen hat, keine Kraft gibt, so gibt es folgerichtig auch keine Willenskraft, keinen Willen. Denn der Wille wäre ja auch nichts Anderes als die unbenannte Ursache einer bekannten Wirkung, nämlich der Willenshandlung, somit also eine Kraft gleich einer andern. Und wenn der Wille determinirt ist, so ist er folgerichtig nichts als eine Erscheinung: man kann in ihm nicht den Erzeuger aller Erscheinung erblicken, man muss ihm daher die Stellung als Primat absprechen, die er in der modernen Philosophie einnimmt.

Wenn die Handlung eine necessirte ist, wenn sie nur nach dem Causalitätsgesetze verstanden wird, so ist auch eine weitere Folgerung ins Auge zu fassen. Wir haben bereits wiederholt darauf hingewiesen, dass der Causalitätssatz das Princip von der Erhaltung der Kraft in sich schliesst. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft löst sich in die Causalität auf, wenn man sich vor Augen hält, dass es ausser der Ursache überhaupt keine Kraft gibt und diese ihrem ganzen Inhalte nach nichts ist als Ursache. Wir haben demgemäss dargelegt, dass jegliche Wirkung durch den Aufwand des kleinsten Masses an Verursachung in Erscheinung tritt. Wäre nämlich die Verursachung auch nur um ein unendlich Kleines grösser, als eine bestimmte Wirkung erfordert, so würde dieses unendlich Kleine, da keine Ursache ohne Wirkung denkbar ist, nicht verloren gehen, sondern eine adäquate Wirkung in Erscheinung treten lassen. Wäre die Verursachung auch nur um ein unendlich Kleines kleiner, als eine bestimmte Wirkung erfordert, so könnte die bestimmte Wirkung um ein adäquates Mass nicht erreicht werden, denn geschähe dieses, so wäre ja eine Wirkung ohne Ursache vorhanden, was dem Causalitätsgesetze widerspräche. Wir können demnach von jeder Wirkung aussagen, dass sie durch das kleinste Mass an Verursachung, das sie eben noch zu erzeugen im

Stande wäre, thatsächlich erzeugt wird. Mit demselben Rechte könnte man allerdings sagen, jede Wirkung werde durch das grösste Mass von Verursachung, die sie eben noch zu erzeugen im Stande wäre, thatsächlich erzeugt. In Wirklichkeit wird jede Wirkung zugleich durch das kleinste und grösste Mass der Verursachung, welche sie eben noch zu erzeugen im Stande wäre, thatsächlich erzeugt, das heisst: durch dasjenige Mass, das ihr eben adäquat ist. Bei näherer Betrachtung ist es somit klar, dass man von jeder bestimmten Wirkung nur aussagen kann, dass sie durch ein bestimmtes Mass von Verursachung hervorgerufen werden kann. Dieses bestimmte Mass kann folgerichtig nur als das entprechende Mass aufgefasst werden. Und eben darum können wir auch das Causalitätsgesetz, welches nur besagt, dass jede bestimmte Wirkung ihre bestimmte Ursache, jede bestimmte Ursache ihre bestimmte Wirkung hat, dahin ausdrücken, dass jede bestimmte Wirkung von der kleinsten Ursache hervorgerufen wird, durch die sie noch hervorgerufen werden kann, und demgemäss jede Wirkung der grösste Erfolg sei, welcher durch die Ursache in Erscheinung zu treten vermag. Jede Wirkung wird eben durch die möglichst kleine Ursache erzeugt, weil sie durch eine kleinere nicht erzeugt werden kann. Aber man darf aber dabei nicht vergessen, dass sie auch durch eine grössere nicht erzeugt werden kann, dass sie demnach nur von einem bestimmten Masse hervorzurufen ist.

Wenn die Willenshandlung eine necessirte ist, so muss sich folgerichtig auch in ihr finden, was sich überhaupt bei jeder Verursachung findet, es muss sich nämlich auch bei ihr finden, dass jede Wirkung durch das kleinste Mass an Verursachung, das sie eben zu erzeugen im Stande wäre, erzeugt wird. Nun haben wir aber bei der Willenshandlung zwar unstreitig ein Causalitätsverhältnis, aber ein solches complicirterer Natur vor uns. Der Zweck wirkt als Motiv, somit als Ursache, die Handlung ist die Wirkung dieser Ursache, zugleich aber auch das Mittel, um den Zweck zu verwirklichen. Der Zweck ist aber einerseits Ursache der Handlung, die Handlung andererseits Mittel, den Zweck zu verwirklichen, also ist die Handlung gewollte Ursache einer gewollten Wirkung. Wir sehen somit, dass der Zweck als Ursache der Handlung, die Verwirklichung des Zweckes als Wirkung der Handlung in Berücksichtigung kommt. Gibt man sich nun der Anschauung hin, dass ein möglichst kleines Agens im Stande wäre, einen möglichst grossen Effect hervorzubringen, so muss man annehmen, das verursachende Motiv wirke derartig, dass es durch seine Wirksamkeit die Handlung eben noch auslöst, dass es mithin als ein möglichst kleines betrachtet werden kann. Ist dagegen die Handlung Ursache der Zweckerfüllung, so müsste man annehmen, sie wirke derartig, dass

durch sie die Wirksamkeit des Zweckes eben noch verwirklicht wird, mithin möglichst klein sei. So ist denn die Handlung einerseits möglichst klein, andererseits möglichst gross, im Grunde also als möglichst bestimmt anzunehmen. Es wird nun klar, warum wir im Capitel über die Wirthschaftlichkeit darauf hingewiesen haben, dass der Umstand, es werde auf dem Gebiete der Oekonomik danach gestrebt, den grössten Erfolg mittels des kleinsten Aufwandes zu erzielen, nicht genügend sei, ein eigenes Princip der Wirthschaftlichkeit zu begründen. Wenn das wirthschaftliche Interesse, haben wir gesagt, dahin geht, den grössten Erfolg mittels des kleinsten Mittels zu verwirklichen, so liegt darin nicht nur ausgesprochen, dass das wirthschaftliche Interesse sich in jeder Handlung vorfinde, ja die Definition des wirthschaftlichen Momentes ist sogar so weit, dass man jede wie immer geartete, durch die Causalität hervorgerufene Erscheinung in ihrem Rahmen unterbringen kann. Wir haben weiters gesagt, wir suchten in der Wirthschaft nicht das wirklich Grösste mittels des wirklich Kleinsten zu erringen, sondern nur das Werthvollere durch das weniger Werthvolle, dasjenige, das grösseren Werth hat, durch dasjenige, das kleineren Werth hat. Wir sehen also, dass es hier auf den Werth des Zweckes und den Werth des Mittels ankommt, auf den Werth des Motivs gegenüber dem Werth der Handlung.

Für den Oekonomisten ist es besonders wichtig, die Artung der Willenshandlung zu erfassen, weil sie, wie wir im zweiten Bande dieses Werkes näher ausführen werden, mit dem Phänomene des Werthes in inniger Beziehung steht. Dies geht schon daraus hervor, dass bei jeder Handlung, ob sie nun bedeutungsvoll oder geringfügig sei, dem Zweck der Werth zukommt, welcher das Mass der Handlung bestimmt. Diese ist immerdar Aufwand, welcher ins Werk gesetzt wird, um den Zweck zu vermitteln; ihr liegt immer eine Preisgebung zu Grunde. Was den Willen zu einer Preisgebung veranlasst, ist somit das Werthvolle. Was aber preisgegeben wird, das wird als Preis gegeben. Sofern nun der Wirthschafter dasjenige, das grösseren Werth hat, durch dasjenige, das kleineren Werth hat, zu verwirklichen sucht, ist dies eine Formel, welche für die Causalität seines Handelns überhaupt gilt, eine Formel also, welche das Handeln als ein causal bestimmtes kennzeichnet. Daher kommt es denn, dass man von den Bestimmungsgründen des Werthes spricht, während man dabei nur die Bestimmungsgründe des Willens, oder, besser gesagt, die Bestimmungsgründe des Handelns überhaupt, im Auge haben sollte, die Causalität, die Willenscausalität, die psychologische Causalität insbesondere. Wenn wir somit sagen, dass das Handeln im Allgemeinen, das wirthschaft-

liche Handeln insbesondere uns als ein wirthschaftliches erscheint, zumal es darauf ausgeht, den am grössten scheinenden Erfolg durch den am kleinsten erscheinenden Aufwand zu verwirklichen, haben wir vom Handeln im Allgemeinen, vom wirthschaftlichen Handeln insbesondere nicht etwas Neues, nicht etwas Synthetisches, sondern nur etwas Analytisches ausgesagt, haben wir nur ausgesagt, dass es ein causal bestimmtes sei, dass es auf Gründe hin erfolge.

Wenn der Wille necessirt ist, so ergibt sich ein weiteres Problem, nämlich das der Verantwortlichkeit. Dieser Einwand gegen den Determinismus ist bekannt. Er lautet: Wenn die Willensfreiheit nicht existirt, so gibt es keine Verantwortlichkeit, dann handelt der Mensch weder gut noch schlecht, an seiner Handlung ist dann nur wahrzunehmen, dass sie auf Gründe hin erfolge, nicht aber, dass sie irgendwie einen ethischen Werth habe. Mit der Freiheit des menschlichen Willens fällt also die Ethik, sofern sie Moral ist. Sie lebt nur als eine zwar nicht unmoralische, sondern als morallose, als eine nicht vorschreibende, sondern lediglich constatirende Ethik wieder auf. Und wenn es keine Verantwortlichkeit gibt, so gibt es naturgemäss auch keine Strafe. Diese Consequenzen fordern eine kurze Beleuchtung. Mit der Ethik werden wir uns noch des Ferneren bei der Frage, welche Rolle ihr in der Oekonomik zukomme und ob diese Wissenschaft als eine Magd der Ethik aufzufassen wäre, zu beschäftigen haben. Mit dieser Consequenz beschäftigen wir uns also hier nicht weiter. Vorläufig haben wir es nur mit der Verantwortlichkeit zu thun. Dass sie existirt, beweist zunächst nichts gegen den Determinismus. Sogar wenn der Determinismus mit dem, was man unter der Verantwortlichkeit versteht, nicht in Einklang zu bringen ist, dann ist eben die Auffassung von der Verantwortlichkeit zu berichtigen, nicht aber der Determinismus aufzugeben. Hinsichtlich der Verantwortlichkeit kann es nur zwei Wege geben, auf welchen sie aufrecht zu erhalten wäre. Entweder man betrachtet sie, wie es Hartmann (Phänomenologie des sittl. Bewusstseins p. 351—363) thut, als unabhängig von der Annahme einer indeterminirten Willensfreiheit und versteht unter ihr nichts Anderes als die Zurechnungsfähigkeit, wobei die Zurechnungsfähigkeit als vorhanden angenommen wird, wenn der Process, in welchem die Auslösung der Handlung zu Stande kommt, durch keinerlei pathologische Einflüsse getrübt ist: Zurechnungsfähigkeit werde demgemäss dem normalen Geisteszustande nur darum zugeschrieben, weil er der Selbstbeherrschung durch eigene Motive fähig vorausgesetzt wird (Hartmann Ph. d. s. B. 377). Allein es gibt noch einen anderen Weg zu dem besagten Ziele. Man muss die Lösung

des Verantwortlichkeitsproblems nicht in dem Verantwortlichen selbst, sondern in denjenigen suchen, die ihn verantwortlich machen. Die Thatsache, dass es gewisse Handlungen gebe, dass sie verabscheut werden, widerlegt den Determinismus keineswegs. Dass der Verbrecher ein Verbrechen begeht, das ist nothwendig. Seine verbrecherische Eigenart, sein Charakter einerseits, das Motiv, die Gelegenheit, dieses Alles wirkt zusammen, um den Thatbestand zu setzen. Und dieser Thatbestand wird so sicher aus Gründen, dass es Aufgabe des Richters ist, diese zu erforschen. Mit der Einsicht, dass die Handlung, möge sie nun gut oder schlecht gewesen, nothwendig gewesen ist, fällt aber keineswegs die Berechtigung weg, sie zu beurtheilen, sie als eine gute oder schlechte zu qualificiren, sie zu beloben, durch Auszeichnungen zu belohnen oder durch Rügen, Strafen zu sühnen. Denn wie der Einzelne auch gehandelt haben möge, die Handlung ist Erscheinung, sie wird von anderen Menschen wahrgenommen, sie wirkt fort, wirkt auf andere Menschen fort. Sie wird Motiv. Es wird demnach gerade so nothwendig gestraft, als das Verbrechen gesetzt wird. Das Verbrechen ist eben das Motiv zur Strafe. Die Gesammtheit sieht sich genöthigt, Strafe anzudrohen, weil sie dieselbe für die Aufrechterhaltung nothwendig erachtet. Sie droht somit nicht ohne Grund, zumal sie nur diejenigen der Strafe unterwirft, die sich des gesetzlich festgesellten Verbrechens schuldig gemacht haben. Die Frage, ob sie strafen soll, wird die nach der Verantwortlichkeit genannt. Dabei ist aber keineswegs ein undeterminirter Wille vorausgesetzt. Im Gegentheil, das Recht, welches droht und straft, es geht von der Voraussetzung aus, dass die Drohung, welche durch Erfüllung derselben im gegebenen Falle den stärksten Nachdruck erhält, für jeden Einzelnen ein Motiv sei, die Rechtsordnung aus Furcht vor dem Gesetze zu achten. Wenn demnach der Wille frei wäre, so würden Strafgesetz und Strafe keine wie immer geartete Wirkung haben, sie wären demnach vollkommen zwecklos.

Ziehen wir die Summe unserer Erörterungen. Hinsichtlich des Zusammenhangs der Willensfreiheit mit der Frage nach der Möglichkeit wirthschaftlicher Gesetze werden zwei Anschauungen vertreten. Die eine lautet: der Wille ist frei; daher sind die wirthschaftlichen Gesetze unmöglich, die Regelmässigkeiten, welche im Wirthschaftsleben zu beobachten sind, müssen daher nur als historische Gesetze ins Auge gefasst werden. Die andere Ansicht lautet: der Wille ist frei, aber trotzdem sind Gesetze des Wirthschaftslebens möglich, welche nicht das Gepräge bloss historischer Regelmässigkeiten an sich tragen. Beide Ansichten sind irrig. Die erste Ansicht ist logisch richtig, aber

materiell unrichtig, die zweite Ansicht ist materiell richtig aber logisch unrichtig. Die erste Ansicht ist logisch richtig, weil, vorausgesetzt dass der Wille frei ist, wirthschaftliche Gesetze strenger Natur thatsächlich unmöglich sind. Sie ist materiell unrichtig, weil der Wille nicht als ein freier angenommen werden kann. Die zweite Ansicht ist formal unrichtig, weil, vorausgesetzt dass der Wille frei ist, von strengeren wirthschaftlichen Gesetzen nicht die Rede sein kann. Sie ist materiell richtig, weil sie die Möglichkeit strenger wirthschaftlicher Gesetze im Gegensatze zur ersten Anschauung aufrecht erhält.

Die Ergebnisse unserer bisherigen Untersuchungen gestatten uns nun, uns von der psychologischen zur ökonomischen Causalität zu wenden. Wir müssen jedoch, um jedem Missverständnisse im voraus zu begegnen, hervorheben, dass die Trennung zwischen der psychologischen und ökonomischen Causalität eine lediglich äusserliche ist. Jede psychologische Causalität ist zugleich eine ökonomische, jede ökonomische Causalität ist zugleich eine psychologische.

3. Die ökonomische Causalität.

Wir haben gesehen, dass die Wirthschaftslehre es nur mit einer bestimmten Art von Erscheinungen zu thun habe, nämlich mit jener der zweckmässigen Handlungen. Diese Einsicht ist für den Aufbau der Wissenschaft von nicht zu unterschätzendem Werthe. Allein sie wäre unfruchtbar, wenn sich an sie nicht eine weitere Untersuchung reihte. Die zweckmässige Handlung gehört zur Welt der Erscheinungen, sie ist ein Glied in der vielgliedrigen Kette des erfahrungsmässigen Geschehens. Es ist daher zu fragen, in welchem Verhältnisse die wirthschaftlichen Erscheinungen zu den anderen Erscheinungen stehen; welche Verbindung zwischen ihr und anderen Erscheinungen möglich wäre. Das ist das Problem, mit dem wir uns nun zu beschäftigen haben.

Ehe wir uns dieser Aufgabe zuwenden, haben wir zu untersuchen, womit wir es bei dieser Gelegenheit *nicht* zu thun haben. In dieser Hinsicht müssen wir zunächst hervorheben, dafs wir es auf dem Gebiete der ökonomischen Causalität nicht mit ökonomischen Kräften zu thun haben. Die Analyse, welche einen Complex zusammenwirkender Ursachen in seine einzelnen constitutiven Elemente zerlegt, nennt jede einzelne dieser Wirksamkeiten eine Kraft. Demgemäfs ist, was wir Kraft nennen, wie wir bereits erörtert haben, nichts Anderes als Ursache. Der Hilfsbegriff Kraft bedeutet in der Physik insbesondere eine Ursache eigener Art, nämlich die Ursache einer räumlich bestimmten Bewegung. Die ökonomischen Erscheinungen sind, wie wir wissen,

nicht räumlich bestimmte Bewegungen, wiewohl es räumlich bestimmte Bewegungen gibt, die vermöge ihres finalen Anlasses als ökonomische Erscheinungen betrachtet werden müssen. Da die räumlich bestimmte Bewegung aber der ökonomischen Erscheinung nicht wesentlich ist, sie vielmehr durch ein anderes Merkmal als die räumliche Bestimmung determinirt ist, vermag der physikalische Kraftbegriff auch in keiner Weise auf dem Gebiete der Ökonomik Anwendung zu finden. Unter solchen Umständen ist es denn gerathen, von dem Begriffe der Kraft überhaupt abzusehen und von ihm in der Ökonomik nur insofern zu sprechen, als die Naturkräfte berücksichtigt werden. Demgemäss haben wir es in der Ökonomik nicht mit Kräften zu thun.

Dies haben viele Ökonomisten auch mehr oder minder klar empfunden. Daher haben sie an die Stelle der Kräfte den vageren Begriff der Tendenz, der Neigung gesetzt. Aber damit haben sie die Sache nicht besser gemacht. Im Gegentheil — schlechter. Denn der Begriff der Neigung oder der Tendenz ist nicht nur einer, in dem sich der Begriff der Kraft verbirgt, sondern überdies auch einer, der seiner ganzen Natur nach dunkel und darum unwissenschaftlich ist. — Die innere Verwandtschaft des Kraftbegriffes und des Neigungsbegriffes ist nicht nur sachlich, sondern auch historisch begründet, denn der Begriff der Neigung ist auf Newton zurückzuführen, welcher in seinem dritten dynamischen Axiom sagt, die vis motrix sei conatus oder propensio. Was weiters die Dunkelheit der fraglichen Ausdrücke betrifft, so ist uns ihr Nachweis noch leichter gemacht. Wir können uns hier auf keinen Geringeren als A. Smith berufen, welcher bekanntlich die Erscheinung des Tausches auf einen natürlichen Hang zum Tausche zurückführt. Keinem in der Geschichte der Wissenschaften Bewanderten wird es fraglich erscheinen, dass wir in dieser Erklärung die alte qualitas occulta vor uns haben, die man freilich zu den Zeiten, da Smith schrieb, noch nicht im dem Masse befehdete wie heute. Der natürliche Hang zum Tausch, die vis soporifica des Opiums, der horror vacui, das sind Blutsverwandte. Diese bequeme Tendenz, Tendenzen, diese Neigung, Neigungen anzunehmen, ist ein Geburtsfehler der Ökonomik, der, wie aus Stellen, die wir gelegentlich unserer Besprechung des Wirthschaftsmenschen angeführt haben, ersichtlich ist, bei Mill besonders hervortritt und sich trotz des Antagonismus, welchen die historische Schule der classischen gegenüber sonst bethätigen mag, in der neueren Richtung ungeschwächt vorfindet. Welche Consequenzen dies nach sich ziehen kann, welche Demoralisation des ganzen wissenschaftlichen Denkens diese Auffassung herbeiführen kann, das ist deutlich an Jennings zu sehen, welcher (Natural Elements of P. E. p. 9) so weit

geht, als Princip aufzustellen, dass die Lehren der Ökonomik nicht wahr sein müssten, sondern dass ihnen nur die Tendenz innewohnen müsse, wahr zu sein, dass man aber dabei immer die störenden Ursachen in Rücksicht zu ziehen habe.

Unter Tendenz und Neigung verstehen wir jedenfalls etwas, das nicht actuell ist und nicht etwas, das actuell wäre. Wir verstehen ferner unter diesen Ausdrücken nicht etwas, das nicht actuell ist. Ist das Merkmal des Actuellen aus den Begriffen der Tendenz und der Neigung somit in jedem Sinne ausgeschlossen, so bleibt nur übrig, dass wir unter diesen Worten etwas Virtuelles verstehen. Unter einem Virtuellen verstehen wir aber etwas, was nicht ist. An diese negative Bestimmung schliesst sich andererseits auch noch eine positive. Wir verstehen nämlich unter einem Virtuellen etwas, was nicht ist, aber doch sein kann. Sofern Tendenz und Neigung nun etwas, was nicht ist, ausdrücken, haben sie in der Wissenschaft keinen Platz, denn diese hat sich nur mit dem Existenten abzugeben, und ihre Aufgabe ist es, dasjenige, was ist, zu erklären. Sofern Tendenz und Neigung es mit demjenigen zu thun haben, was sein kann, haben diese Begriffe allerdings wissenschaftliche Bedeutung, aber nur deshalb, weil die Kategorie der Möglichkeit durchweg auf Causalität beruht. Denn nichts ist möglich abgesehen von gewissen Voraussetzungen. Sind aber diese Voraussetzungen gegeben, so stellen sie einen einfachen Causalitätsschluss von der gegebenen Ursache auf die von der causalen Wirkung noch zu erwartende Wirkung dar. In jedem Falle bedeuten Tendenz und Neigung die Bedingung, die nur der Gelegenheitsursache harrt, um sich in einem Effecte zu äussern. Zwischen diesen beiden Ausdrücken waltet nur ein Unterschied ob. Die Tendenz hat eine mechanische, die Neigung eine psychologische Färbung; bei der Tendenz ist somit unsere wesentlich anthropomorphistische Art des Denkens, welche in diesen Ausdrücken zu Tage tritt, verhüllter. Mit Tendenzen, mit Neigungen lässt sich übrigens leicht ein System bereiten. Wenn wir behaupten, ein Mensch habe Neigung zum Stehlen, so ist damit nicht gesagt, dass er ein Dieb sei, es ist damit auch nicht gesagt, dass er stehle oder gestohlen habe, nicht, dass er nicht stehle oder nicht gestohlen habe. Mit jener Aussage ist vielmehr nur angedeutet, dass der Betreffende stehlen würde, wenn er dazu einen zureichenden Grund hätte. Es ist aber nichts über diesen Grund selbst ausgesagt. Es liegt allerdings im Sinne der in Rede stehenden Äusserung, dass dieser Grund als ein geringfügiger zu denken ist, daher verstehen wir unter einem Menschen, welcher geneigt ist zu stehlen, ein Individuum, das auch ohne grössere

Nothlage eigenthumsgefährlich wird, ja unter Umständen sogar ein Subject, das nur der Gelegenheit harrt, um sich an fremdem Gute zu vergreifen. An diesem Beispiel gewahren wir deutlich die Zweizüngigkeit dieser Ausdrücke, mit welchen gemeiniglich auf dem Gebiete der Ökonomik hantirt wird. Wenn nämlich die Aussage, ein bestimmter Mensch habe Neigung zu stehlen, bedeutet, dass er nicht ohne zureichenden Grund stehle, so ist damit von diesem Menschen im Grunde nichts Besonderes ausgesagt. Der zureichende Grund des Diebstahles ist ja immer der Charakter, der Anlass und die Gelegenheit. Es wird damit von dem Menschen, dem eine Neigung zum Diebstahl zugemuthet wird, nur ausgesagt, dass er, falls er den erforderlichen Charakter, den Anlass und die Gelegenheit hat, sich an fremdem Gute vergreifen wird. Dies aber kann nun, so sonderbar es auch auf den ersten Blick klingen möge, von Jedem behauptet werden, sogar vom Ehrenwerthesten. Es liegt hier eines der schon von Bürger verspotteten Spiele mit dem Wenn und dem Aber vor. So könnte man denn, ohne dem Philosophen in irgend einer Weise nahe zu treten, behaupten, Kant wäre ein Raubmörder geworden, wenn er den hierzu geeigneten Charakter, den hierzu geeigneten Anlass und die hierzu geeignete Gelegenheit gehabt hätte. Kant ist eben kein Raubmörder geworden, weil ihm dazu alle Bedingungen gefehlt haben, weil ihm vor Allem ein Charakter eigen gewesen, der jedes Verbrechen ausschloss. Wird somit betont, dass irgend Jemand die Neigung hat, zu stehlen, und damit der volle zureichende Grund, die Gesammtheit aller Bedingungen verstanden, welche nothwendig sind, damit der Thatbestand des in Rede stehenden Verbrechens gesetzt werde, so ist damit nicht etwas Besonderes, den bestimmten Menschen von Anderen Unterscheidendes ausgesprochen. Soll dies aber geschehen, so muss die Behauptung, dass ein Mensch die Neigung habe, zu stehlen, demnach eine andere Bedeutung haben. Wir müssen demnach, wenn in der Ökonomik von Neigungen die Rede ist, unter diesem Ausdrucke die Existenz von Ursachen verstehen, welche ihrer ganzen Natur nach wohl geeignet wären, einen bestimmten Effect auszulösen, aber doch einer, sei es quantitativen, sei es qualitativen Ergänzung harren müssen, damit sie in der Lage seien, den besagten Effect in der That zu Tage zu fördern. Demgemäss hätten wir unter Tendenz immer einen Zustand zu verstehen, welcher erst durch ein hinzutretendes Moment zur Erzeugung einer bestimmten Erscheinung determinirt würde.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass mit der Feststellung, es sei hier oder dort eine Neigung vorhanden, wissenschaftlich nur wenig

gedient sei. Dies wäre erst dann geleistet, wenn immer auch die Causalität durch genaue Analyse sorgfältig entwirrt und bestimmt wäre, dergestalt, dass die einzelnen constitutiven Elemente, über denen sich eine Erscheinung erst erhebt, gesondert und in ihrem Zusammenwirken studirt würden. Nennen wir den Bedingungscomplex A, nehmen wir an, er bestehe aus a + b + c, nennen wir weiter die Gelegenheitsursache, welche, wenn A vollständig geleistet ist, hinzutritt, B, so stellen sich uns folgende Fragen dar. Tritt die Erscheinung C auch zu Tage, wenn B vorhanden ist und A später hinzutritt? Ist B eine qualitative oder quantitative Ergänzung von A? Denn es ist doch möglich, dass A nur nicht ausreiche, um den geforderten Effect hervorzurufen, B somit nur eine Steigerung von a oder b oder c ist. Solche Feststellungen würden ungleich grösseren Wert haben, als die blosse Constatirung, dass gewisse Erscheinungen die Neigung haben, sich zu bethätigen, sofern dem nichts widerspricht. Durch diesen schlauen Beisatz ist nämlich das, was in der Behauptung einer Neigung gegeben ist, wieder getilgt. Auf solche Art kann das Ungereimteste zugleich behauptet werden. Treffen nämlich die Erscheinungen ein, von welchen der Ökonomist spricht, so kann er mit Fug darauf hinweisen, dass er Recht habe, denn er hat ja gesagt, sie hätten die Neigung, zu Tage zu treten. Will sich die fragliche Erscheinung aber nicht constatiren lassen, so hat der Weise wieder Recht, denn er hat ja gesagt, dass die Erscheinung nicht entstehen könne, sofern ihr Widerstände entgegengesetzt sind, welche ihr Zutagetreten hemmen. Solcher Art sind die meisten Augurien der Ökonomisten, vom Gesichtspunkte der Logik aus betrachtet. Der Ökonomist ist demzufolge in der glücklichen Lage, ganz bestimmt vorauszusagen, dass der Mond an einem bestimmten Tage über eine bestimmte Strasse von Berlin oder Paris wandeln werde, sofern dem eben keine störenden Ursachen entgegenstehen. Und wenn an dem bestimmten Tage der Mond noch immer dort zu gewahren ist, wo er hingehört, so widerspricht dieses keineswegs der Vorhersagung, zumal eben die störenden Ursachen zu stark gewesen sind, um dem Mond seinen vorausgesagten Spaziergang zu erlauben.

Mit der Formulirung von Tendenzen, welche sich bethätigen, sofern dem nichts widerspricht, ist, wie wir sehen, gar nichts gesagt und gar nichts geleistet. Dies ist um so weniger der Fall, als die störenden Ursachen unstreitig gleichfalls Tendenzen sind, welche sich gleichfalls äußern, sofern dem nichts widerspricht. In der Wissenschaft fragt es sich aber gerade darum, ob einer Behauptung nichts widerspricht. Denn abgesehen davon, ist jede Behauptung richtig und zutreffend, zumal damit

eben das einzige Kriterion der Wahrheit ausgeschlossen ist. Demzufolge widerspricht es der Logik keineswegs, wenn ich behaupte, die Menschen hätten alle eine Neigung, auf den Köpfen zu gehen, thäten es aber nicht, weil sie zureichende Gründe hätten, auf den Füssen einherzuwandeln. Mittels der Annahme von Tendenzen und von störenden Ursachen, welche ihnen entgegen stehen und ihre Bethätigung verhindern, lässt sich trefflich eine unfehlbare Oekonomik bereiten, die nur den einen Mangel an sich trägt, Unbestimmtes auszusagen, dafür aber auch gegen jede Widerlegung geschützt ist, zumal die Möglichkeit der Bestimmung in jedem Unbestimmten mit eingeschlossen ist. Freilich hat es aber die Wissenschaft auf Bestimmungen abgesehen; eine Doctrin, die sich grundsätzlich entgegengesetzt verhält, kann und darf auf den Ehrentitel einer Wissenschaft nicht Anspruch machen. Wer das Wenn und das Aber, die beiden Potenzen, mittels welcher, nach Bürger, aus Häckerling Gold gemacht werden kann, zu den Fundamenten der Oekonomik macht, der beugt damit auch der Wissenschaftlichkeit der Oekonomik gründlich vor. Wir haben es im Wirthschaftsleben nicht mit Tendenzen zu thun, sondern nur mit Ursachen. Wir haben es andererseits auch nicht mit störenden Ursachen zu thun, sondern nur mit wirkenden Ursachen. Die Art und Weise, in welcher eine ökonomische Ursache auf die andere wirkt, kann und muss die wissenschaftliche Oekonomik mit Hintansetzung der Annahme von Tendenzen und störenden Momenten untersuchen.

Die Verbindung ökonomischer Erscheinungen kann nach Allem, was wir von der Erscheinungswelt überhaupt wissen, nur als ursachlicher Zusammenhang, nur als Causalität in Betracht kommen. Wenn wir demnach die uns vorliegende Aufgabe in diesem Sinne auffassen, müssen wir uns folgendermassen ausdrücken: es ist die wirthschaftliche Erscheinung überhaupt nach Ursache und Wirkung zu untersuchen. Um die Schwierigkeiten, welche diese Untersuchung bietet, zu bemeistern, werden wir sie theilen. Wir werden die wirthschaftliche Erscheinung zuerst nach ihrer möglichen Verursachung und sodann nach ihrer möglichen Wirksamkeit untersuchen. Sodann werden wir noch eine weitere Sonderung vornehmen. Bezüglich der Frage nach der Verursachung der wirthschaftlichen Erscheinung werden wir nämlich zwei Fragen aufstellen. Die erste lautet: „Wie ist die Verursachung einer wirthschaftlichen Erscheinung durch eine andere denkbar?“ Die zweite lautet: „Wie ist die Verursachung einer wirthschaftlichen Erscheinung durch eine nichtwirthschaftliche Erscheinung denkbar?“ In derselben Weise werden wir mit der Wirksamkeit der wirthschaftlichen Erscheinung verfahren. Wir werden fragen: „Wie ist

die Wirksamkeit einer wirthschaftlichen Erscheinung auf eine andere denkbar?“ „Wie ist die Wirksamkeit einer wirthschaftlichen Erscheinung auf eine nichtwirthschaftliche Erscheinung denkbar?“ Wenn wir diese vier Fragen überschauen. gewahren wir. dass sie sich leicht auf drei reduciren lassen. Denn die erste Verursachungs-Frage und die erste Wirksamkeits-Frage hat genau denselben Sinn. Es handelt sich in beiden einzig und allein um die Wirksamkeit einer wirthschaftlichen Erscheinung auf die andere. Wir haben also die drei Cardinalfragen der wirthschaftlichen Causalität vor uns:

I. Wie ist die Verursachung einer wirthschaftlichen Erscheinung durch eine nichtwirthschaftliche Erscheinung möglich?

II. Wie ist die Wirksamkeit einer wirthschaftlichen Erscheinung auf eine nicht wirthschaftliche Erscheinung möglich?

III. Wie ist die Wirksamkeit einer wirthschaftlichen Erscheinung auf eine andere wirthschaftliche Erscheinung möglich?

Es ist offenbar, dass die ersten zwei Fragen uns aus der ökonomischen Wissenschaft hinausführen; die erste Frage ist für die Wirthschaftslehre transcendental, die andere für dieselbe transcendent. Daher sind sie von geringer Bedeutung für die Oekonomik. Anders verhält es sich mit der dritten Frage. Sie ist die Kernfrage der ökonomischen Causalität und es ist ein eitles Beginnen, in der Wissenschaft irgend ein sicheres Ergebnis zu erhoffen, sofern diese wichtigste aller methodologischen Fragen nicht gelöst ist.

Bevor wir an die Behandlung dieser drei Cardinalfragen schreiten, müssen wir vorerst untersuchen, ob sie überhaupt berechtigt sind. Das ist die Vorfrage, welche wir ins Reine zu bringen haben. Wir haben also zuerst zu beweisen, d a s s nichtwirthschaftliche Erscheinungen auf wirthschaftliche einwirken, dass wirthschaftliche Erscheinungen auf nichtwirthschaftliche einwirken. Wir haben schliesslich nachzuweisen, d a s s wirthschaftliche Erscheinungen in der That auf wirthschaftliche Erscheinungen einwirken. Wenn wir dies nachgewiesen haben, so haben wir die Wirklichkeit der in Rede stehenden Verhältnisse ins Licht gesetzt. Die Wirklichkeit schliesst notwendiger weise die Möglichkeit in sich. Wenn wir also begründet haben, dass diese drei Erscheinungsarten in der That stattfinden, haben wir zugleich gesichert, d a s s sie möglich sind. Wenn dies geschehen ist, können wir einen Schritt weiter gehen und fragen, w i e sie möglich sind.

Die erste Frage lautet: „Wie ist die Verursachung einer wirthschaftlichen Erscheinung durch eine nichtwirthschaftliche Erscheinung möglich? Machen wir uns den Inhalt dieser Frage klar. Es wird hier gefragt, wie eine nichtwirthschaftliche Erscheinung eine wirth-

schaftliche Erscheinung verursachen könne. Wir haben gesehen, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen nichts Anderes sind als zweckmässige Handlungen. Der Sinn der Frage kann daher auch in folgender Form ausgedrückt werden: Wie kann etwas, was nicht zweckmässig ist, eine zweckmässige Handlung verursachen? Schreiten wir nun an die Behandlung der Vorfrage. Sie lautet: Ist es wahr, dass etwas, was nicht zweckmässige Handlung ist, eine zweckmässige Handlung verursachen könne? An die Lösung dieser Frage erst wird sich die nach der Erklärung der betreffenden Erscheinung schliessen. Die Vorfrage nach der Wirklichkeit des in Rede stehenden Verhältnisses ist in der Darlegung, dass es zweckmässige Handlungen gebe, erörtert worden. Eine Erscheinung kann eine zweckmässige Handlung hervorrufen, weil sie eine Zweckvorstellung erregen und auf diese Art das Handeln auslösen kann. Diese Thatsächlichkeit wird wohl von Niemand bezweifelt werden. Es wird wohl auch Niemand beirren, dass wir hier nach den Ausführungen des vorigen Capitels nicht von einem Willen, sondern vom Handeln überhaupt sprechen. Wir könnten wohl auch des Willens Erwähnung thun. Denn wir hoffen, unsere Darlegungen sind nicht so undeutlich gewesen, dass man vermeinen könnte, wir hätten nachweisen wollen, es gebe keinen Willen. Nicht doch! Wir haben nur darzuthun versucht, dass das, was Viele sich unter dem Willen denken, nicht vorhanden und demzufolge irrig sei; dass er nicht als eine compacte Kraft unseres Wesens oder gar auch der übrigen Welt aufgefasst werden dürfe; dass er, weil entfernt, von der Causalität losgebunden und demgemäss frei zu sein, vielmehr nichts Anderes sei als psychologische Causalität.

Wir wenden uns nun der zweiten Frage zu. Ist es wahr, dass wirthschaftliche Erscheinungen solche nichtwirthschaftlicher Natur bewirken können? Auch das kann nicht bezweifelt werden. Die wirthschaftliche Erscheinung ist eine Erscheinung besonderer Art, aber sie steht als solche unter dem Gesetze der Causalität. Wir sehen im täglichen Leben Schritt auf Tritt, wie eine zweckmässige Handlung psychologische, physiologische und physikalische Erscheinungen nach sich zieht, und es hiesse in der That die Gewissenhaftigkeit zu weit treiben, wollten wir noch beweisen, was wir mit eigenen Augen wahrnehmen können. Und nun zur dritten, der Hauptfrage: Können zweckmässige Handlungen auf zweckmässige Handlungen einwirken? Gewiss! Wir haben gelegentlich der Beantwortung der ersten Frage gesehen, dass eine zweckmässige Handlung durch eine Erscheinung nicht-zweckmässiger Natur hervorgerufen werden kann. Dies ist möglich, nicht etwa weil die nicht-zweckmässige Handlung gerade nicht zweckmässig ist, sondern deshalb, weil sie

überhaupt Erscheinung ist und eben eine Erscheinung auf die andere zu wirken vermag. Nun ist aber eine zweckmässige Handlung auch Erscheinung, insofern sie wahrgenommen wird. Es liegt daher auf der Hand, dass auch sie, insofern sie Erscheinung ist, eine Zweckvorstellung erregen und solcherart eine Handlung auslösen kann. Auch in Betreff dieses Umstandes können wir uns täglich überzeugen. Wir brauchen nur die Börse zu besuchen, welche für alle ökonomischen Erscheinungen eine wahre Fundgrube belehrender Beobachtungen ist. Wenn irgend einer der auf der Börse gangbaren Werthe zum Kauf verlangt wird, so stellt sich sofort das Angebot ein. Eine wirthschaftliche Erscheinung erzeugt so die andere, eine zweckmässige Handlung die andere. Ein noch merkwürdigerer Beleg dafür, dass eine wirthschaftliche Erscheinung auf die andere zu wirken, beziehungsweise sie zu erzeugen vermag, liegt in dem Umstande, dass die Nachfrage sich vermehrt, nachdem sie überhaupt aufgetreten ist. Wenn an der Börse der Eine sieht, wie der Andere kauft, so will auch er nicht zurückbleiben, weil er glaubt, hier gäbe es einen möglichen Gewinn. Eine Nachahmung, ein Phänomen wirthschaftlicher Mitbewegung tritt ein. Die Schafe folgen dem Hammel, ohne viel zu fragen. Hier sehen wir also eine zweckmässige Handlung eine andere zweckmässige Handlung erzeugen.

Wir haben die Berechtigung der drei wirthschaftlichen Causalitäts-Fragen an der Wirklichkeit nachgewiesen, wir haben dargethan, dass die Verhältnisse, welche wir erklären wollen, in der That existiren. Wenn ich weiss, wie Etwas möglich ist, so weiss ich auch, dass es möglich ist. Wenn ich aber weiss, dass Etwas möglich ist, so weiss ich noch nicht, wie es möglich ist. Wir haben zuerst durch Nachweis der Wirklichkeit nachzuweisen versucht, dass die Erscheinungen, die wir erklären wollen, möglich sind, um nicht den festen Boden der Wirklichkeit bei unseren Untersuchungen unter den Füssen zu verlieren. Nun aber unternehmen wir den Beweis, dass diese drei Causalverbindungen möglich sind, dadurch, dass wir untersuchen, wie sie möglich sind. Es ist dies eine Untersuchung, welche um so höhere Wichtigkeit besitzt, als das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung kein anderes, als das der Nothwendigkeit ist. Wenn ich nachweise, dass gewisse wirthschaftliche Erscheinungen in Wirklichkeit eintreten, so habe ich damit auch nachgewiesen, dass sie nothwendig eintreten, denn Alles, was wirklich ist, ist nothwendig. Damit ist freilich, wie ich zur Vermeidung aller Missverständnisse ausdrücklich betone, nicht gesagt, dass das, was geschieht, auch geschehen solle, oder gar, dass es vernünftig wäre. Dieser Charakter der Nothwendigkeit ist für die

Ökonomik deshalb von grossem Werthe, weil das Gesetz, welches aus der Beobachtung der Verursachungen abgeleitet wird, nur dann das Gepräge der Nothwendigkeit an sich tragen kann, wenn dieselbe schon in der Quelle derselben, in der Verbindung einer Erscheinung mit anderen Erscheinungen, gelegen war.

Nehmen wir nun das Problem, wie die drei Causalverbindungen möglich sind, in Angriff. Hier werden wir den vorhin eingeschlagenen Gang der Untersuchung verlassen und das Wichtigste in erster Linie behandeln. Wir fragen daher: „Wie ist es möglich, dass eine wirthschaftliche Erscheinung auf die andere einwirke?“ Wir haben es hier mit Handlungen zu thun. Bei Handlungen ist die Verursachung eigenthümlicher Natur. Hier ist der Zweck die Ursache der Handlungen. Wie kann aber der Zweck, der doch erst am Ende der Erscheinungskette erreicht wird, Ursache seiner selbst sein? Wie kann der Zweck zeitlich vor jenen Ursachen stehen, in welchen er allmälig verwirklicht wird? Wie kann er gleichzeitig vor den Ursachen wirken, welche ihn hervorrufen, und am Schlusse derselben auftreten, das heisst Ursache und Wirkung gleichzeitig sein? Dieses Problem ist nur ein scheinbares. Es ist nicht ein und dasselbe, was hier als Ursache, dort als Wirkung auftritt. Der Zweck ist nemlich ein bloss Vorgestelltes, Gedachtes, ein Leitbild, wo er als Ursache wirkt, dagegen ein Thatsächliches, ein Reales, Gegenständliches in der Wirkung. Die Vorstellung des Zweckes wird zur Absicht, ihn zu erreichen, und diese Absicht ist es, welche die Wirklichkeit derart bestimmt, dass schliesslich der Zweck verwirklicht erscheint. Diese Absicht, den Zweck zu verwirklichen, muss als Ursache selbstverständlich früher sein, als die Verwirklichung des Zweckes überhaupt erfolgen kann. In dieser Art verbinden sich die ursächlichen Zusammenhänge zu Zweckzusammenhängen, ohne sich deshalb vom Causalitätsgesetze zu emancipiren. In der Wirthschaft haben wir es überhaupt nur mit solchen Zweckzusammenhängen zu thun. Es ist daher von grosser Bedeutung, sie mit aller Klarheit zu erfassen.

Wenn es gewiss ist, dass es ökonomische Erscheinungen gibt, so ist es auch gewiss, dass sie auf einander wirken können. Denn Erscheinungen stehen überhaupt in einem Zusammenhange und es ist nicht abzusehen, warum gerade ökonomische Erscheinungen davon ausgenommen sein sollten. Die ökonomischen Erscheinungen, welche wir bisher betrachtet haben, hatten das Eigenthümliche, dass sie durch ein sensorium commune durchgingen. Wir waren in der Lehre von den wirthschaftlichen Erscheinungen von der Annahme ausgegangen, dass ein Mensch eine Frucht, nach der es ihn gelüstet, mittels eines Steinwurfs vom Baume, auf dem sie wächst, loslöst und sie sodann

verzehrt. Die eine Thatsache war, dass ein sensorium commune das Gefühl des Hungers empfand, die andere Thatsache war, dass es die Existenz einer Frucht warhnahm; die beiden Erscheinungen haben zu einer dritten geführt, zur Einordnung eines Steines in die Kette der Causalität. Hier spielt sich ein Phänomen im Dunkel des einzelnen Bewusstseins ab. Es ist rein psychologisch und tritt daher nicht klar zutage. Wollen wir daher die Art und Weise, in welcher eine ökonomische Erscheinung auf die andere einwirkt, genauer betrachten, so müssen wir eine andere ökonomische Erscheinung in Erwägung ziehen. Eine andere ökonomische Erscheinung wäre wieder ein Kreislauf, als dessen Mittelpunkt wieder ein sensorium commune zu Tage träte. Ein Erscheinungssystem kann Gegenstand der Wahrnehmung für ein anderes sensorium werden und das Anfangsglied einer Kette von Erscheinungen bilden, welche selbst ein System gestalten. Wir haben es in diesem Falle mit ökonomischen Erscheinungen höherer Ordnung zu thun. Dieser Begriff ist ziemlich schwer zu fassen. Es ist nothwendig, ihn wieder in einem concreten Bilde vorzuführen. Dieses concrete Bild wird der Einfachheit wegen bloss ganz primitive Verhältnisse darstellen. Der wohlwollende Leser wird die Absicht dieser Wahl nicht verkennen. Verhältnisse, wie wir sie vorführen, sind einerseits in der gegenwärtigen Culturwelt allenthalben zu beobachten, andererseits sind sie mit den complicirtesten Verhältnissen derselben wesensgleich. Es ist jedoch selbstverständlich, dass wir diese mannigfaltigen Erscheinungen nicht besprechen können, bevor wir ihre Elemente, in denen allein das Verständnis des Ganzen liegt, sorgsam untersucht haben.

Wir lassen demgemäss nun zwei Systeme miteinander in Berührung treten. Das Individuum, von welchem wir gesprochen haben, beginnt seine Frucht zu verzehren, sie ist aber grösser als sein Bedürfnis nach derselben; die Hälfte dieser Frucht bleibt übrig. Unser primitiver Wirthschafter bemerkt ein anderes Individuum, das sich genau in derselben Lage befindet. Auch dieses hat eine Frucht an sich gebracht, auch dieses hat sein Mahl nur zur Hälfte verzehren können. Die beiden Früchte aber sind verschiedener Art. Nehmen wir nun an, in jedem der beiden Individuen entstehe ein Verlangen nach der Frucht des andern. Was wird dann geschehen? Jeder wird sein Gut ausser Acht lassen und nach dem des andern greifen, keiner wird das, was er früher gehabt, gegen den neuen Eigner vertheidigen. Was hier geschieht, ist vielleicht noch nicht Tausch, aber es sieht ihm sehr ähnlich und kann gewiss leicht in einen solchen übergehen. In welcher Art sich dieser Uebergang bewerkstelligt, das haben wir an dieser Stelle

nicht zu erörtern, da wir hier nicht eine Lehre vom Tausch zu entwickeln, sondern nur darzulegen versuchen, wie eine ökonomische Causalität möglich ist.

Wir glauben uns dieser Aufgabe mit aller Sorgsamkeit, welche wir der Wichtigkeit des Gegenstandes schuldig sind, entledigt zu haben. Wir kennen die drei Cardinalfälle der ökonomischen Causalität, wir wissen, dass eine Erscheinung ökonomischer Natur von einer Erscheinung nicht ökonomischer Natur verursacht werden kann, wir wissen ferner, dass eine Erscheinung ökonomischer Natur sowohl eine Erscheinung ökonomischer, wie auch eine solche nicht ökonomischer Natur nach sich zu ziehen vermag. In jedem besonderen Falle, in welchem eine wirthschaftliche Thatsache in Erscheinung tritt, muss sie demgemäss ein Glied in der Kette des Geschehens sein. Aufgabe der ökonomischen Wissenschaft ist es nun darzulegen, in welcher Art und Weise gewisse ökonomische Erscheinungen entstehen, nachzuweisen, welche Ursachen sie hervorgerufen haben, zu erkunden, durch welche Mittelglieder ökonomischen Gepräges sie sich bis an die Grenze des Oekonomischen verfolgen und schliesslich an eine Erscheinung nicht ökonomischer Natur als prima causa, knüpfen lassen.

Wenden wir uns nun dem Zusammenhange ökonomischer mit nicht ökonomischen Erscheinungen zu. Nicht bei allen ökonomischen Thatsachen, welche uns entgegentreten, ist das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung ein unmittelbares. Gar oft müssen wir eine grosse Anzahl von Zwischengliedern, also eine Fülle von causalen Zusammenhängen, durchlaufen, bis wir zu einer nicht ökonomischen Erscheinung gelangen. Bei dieser macht freilich der menschliche Geist nicht Halt. Unter dem Zwange einer unausweichlichen Nöthigung schreitet er an dem Faden der Causalität fort bis zur Grenze der Erfahrung, ja sogar über dieselbe hinaus. Der ökonomische Geist aber hat nicht soweit zu gehen. Er wandelt an der Kette der Causalität so lange, als er es mit Erscheinungen der Zweckmässigkeit, mit Willensregungen zu thun hat, er hört auf, sobald er das Gebiet der unökonomischen Erscheinungen betritt.

Ein fesselndes Beispiel für den Zusammenhang nicht ökonomischer mit ökonomischen Erscheinungen bietet uns die Krisen-Theorie des Jevons, welcher die periodisch auftretenden Erschütterungen des Marktes auf eine ausserirdische, auf eine astronomische Ursache, auf den Einfluss der Sonnenflecken bezüglich der Ernte zurückführte. Ob diese Lehre nun stichhältig ist oder nicht, das geht uns hier nichts an, sie zeigt uns jedenfalls, wie ein scharfsinniger und geistreicher

Kopf die ökonomischen Phänomene als regelmässige, als der Natur angehörige und deren Gesetzen unterstehende, als durch das Causalitätsgesetz gebundene aufgefasst und sie an weit entlegene und vielleicht auch weit hergeholte ausserökonomische Ursachen knüpft. Eine Krise ist eine wirthschaftliche Thatsache. Sie zieht wirthschaftliche Folgen nach sich. Insofern sie dies thut, kann sie uns als ein Beispiel für die Fernwirkung einer ökonomischen Erscheinung auf eine andere dienen. Durch eine Krise, welche als Ausgangspunkt ökonomischer Causalität betrachtet wird, kann eine neue Steuer nothwendig werden. Diese Verkettung ist, wie die frühere, nur durch eine eine Reihe von Zwischengliedern verständlich zu machen. Der Einfluss, welchen eine solche Stockung auf Handel und Wandel übt, macht sich bei wirthschaftlichen Vorgängen bemerkbar, welche von der Krise selbst zeitlich, räumlich und causal sehr entfernt sein mögen. All' diese Beziehungen mit Genauigkeit aufzusuchen, jedes Einzelglied der Kette klar und säuberlich ins Licht zu setzen, ist eine der schwierigsten Aufgaben unserer Wissenschaft.

Infolge einer Krise treten Verarmungen ein. Es kann geschehen, dass sich ein Mann, dessen Vermögen hart betroffen worden ist, eine Kugel vor den Kopf schiesst. Verfolgen wir die Verkettung der Thatsachen, so sehen wir die Richtigkeit der obgenannten Krisen-Theorie vorausgesetzt, dass die Explosion des Pulvers im Laufe der Pistole und damit auch der Tod eines Speculanten als ausserökonomische Thatsachen durch eine grosse Reihe von ökonomischen Thatsachen in letzter Linie wieder auf eine nicht ökonomische Thatsache zurückzuführen sind.

Der Oekonomist wird nicht mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn es gilt, für eine ökonomische Thatsache die sie unmittelbar erzeugende Thatsache aufzufinden. Er wird auch ohne besondere Mühe die nächsten Wirkungen einer ökonomischen Thatsache feststellen können. Allein es ist sehr schwer, die ökonomische Fernwirkung zu verstehen. Nehmen wir, um uns die obwaltenden Schwierigkeiten klar zu machen, an, A, B, C seien nicht ökonomische, D, E, F, G ökonomische Thatsachen. Nehmen wir ferner an, dass eine ununterbrochene ökonomische Wirksamkeit von C bis G laufe. Nehmen wir schliesslich an, dass G der Ausgangspunkt dreier verschiedener Causalreihen ist, welche auf verschiedenen Gebieten sich als ökonomische Folgeerscheinungen von G bemerkbar machen. Nehmen wir schliesslich an, dass am Ende einer jeden dieser Reihen schliesslich

wieder eine nicht ökonomische Thatsache H, J, K auftrete. Wir erhalten demgemäss folgende Figur:

$$
\begin{array}{l}
\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\; + a + b + c + H \\
A + B + C + D + E + F + G + d + e + f + J \\
\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\; + g + h + i + K
\end{array}
$$

Nehmen wir an, dass die Ursache A sich verstärke. Sie sei im Wachsen. Wir verfolgen diese Thatsache nicht nach rückwärts, weil sie eine nicht ökonomiche Thatsache ist. Wir nehmen dieses Wachsen als gegeben an. Wenn die Ursache A wächst, so wird auch die Erscheinung B verstärkt, wenn die Erscheinung B verstärkt wird, wird auch die Erscheinung C verstärkt. Lässt sich dies für alle Fälle aussprechen? Gewiss nicht. Die Ursache A muss immer eine Wirkung haben; solange die Wirkung B ist, wird sie auch im selben Verhältnisse wie A wachsen, wird auch die Wirkung der Ursache proportional sein. Aber wenn A eine gewisse Höhe erreicht hat, tritt möglicherweise eine andere Art von Wirkung ein, A muss ja nicht immer dieselbe Wirkung haben; dieselbe kann sich ändern und es tritt demgemäss auch eine neue Proportionalität ein. Man kann daher sagen, die Ursache sei allemal nur ihrer gesammten Wirkung, nicht aber einer bestimmten Wirkung, die zwar von ihr ausgeht, aber nicht ihre ganze Wirksamkeit repräsentirt, proportional. Wenn demnach A verstärkt wird, so findet auch in B eine Verstärkung statt, aber nur bis zu einem gewissen Masse. Betrachten wir dies zunächst auf physikalischem Gebiete. Wenn wir unter einem mit Wasser gefüllten Gefässe die Wärme durch Feuer vermehren, wird das Wasser bekanntlich heisser. Wird es aber immer in dem Masse heisser, als ich die Hitze vermehre? Keineswegs. Das Wasser wird schliesslich sieden und sich in Dampf verwandeln. Die ursprüngliche Ursache bleibt nicht ohne Wirkung, aber es ist eine neue Wirkung, welche eintritt. Auch dort, wo ich das Gebiet des Organischen betrete, wird die Wirkung nicht in demselben Masse, in welchem die Ursache wächst, zu wachsen vermögen. Eine Pflanze muss, um zu gedeihen, ein gewisses Mass von Wärme haben, aber sie wird verdorren, wenn dieses Mass von Wärme überstiegen wird. Aehnlich ist die Causalität auf dem psychologischen Gebiete. Wenn ich Jemanden in ein Bad setze und das Wasser erwärme, wird er ein angenehmes Gefühl empfinden; wenn das Wasser aber zu heiss wird, schlägt das angenehme Gefühl in ein unangenehmes um; erhitze ich die Flüssigkeit noch mehr, so wird ihm dies Schmerzen erzeugen, aber der Schmerz wird nicht im geraden Verhältnisse zur Hitze wachsen, er wird ein Mass erreichen, bei dem eine weitere Steigerung der Wärme nicht mehr empfunden wird, es wird ferner ein Moment

eintreten, wo der Schmerz überhaupt aufhört und jene Empfindungslosigkeit eintritt, welche in den Tod übergeht. Dieselbe Erscheinung, dass die Ursache hinsichtlich einer bestimmten Erscheinungsart nicht immer der Wirkung proportional sei, wird uns auch auf ökonomischen Gebiete entgegentreten, zumal die ökonomischen Erscheinungen sich auf der Grundlage von physiologischen und psychologischen Thatsachen erheben und daher die Unproportionalität der Wirkung aus diesen Grundlagen in sie übergeht. Es liegt daher auf der Hand, dass man nicht sagen kann: je grösser C ist, desto grösser ist auch D, E, F und schliesslich auch H, J und K. Es liegt somit ferner auf der Hand, dass alle Proportionalgesetze, welche in der Oekonomik behauptet werden, nur innerhalb gewisser Grenzen Giltigkeit haben. Wenn daher die ökonomische Erscheinung D die Ursache der ökonomischen Erscheinung G ist, so kann eine Verstärkung von D eine Verstärkung oder eine Schwächung von G zur Folge haben. Dies ist eine Frage des Masses, in welchem D wirkt.

Ziehen wir vorerst den Fall in Erwägung, dass die Verstärkung einer Thatsache D die Verstärkung einer Thatsche G nach sich ziehe. Schon dieser einfache Fall ist auf dem Gebiete der Oekonomik mit Schwierigkeiten aller Art verbunden. Es ist möglich, dass D als Ursache noch besteht, während G als Wirkung bereits in Erscheinung zu treten begonnen hat. Der Beobachter sieht also zwei ökonomische Erscheinungen, er nimmt sie gleichzeitig wahr, er bemerkt daher nicht das Nacheinander in der Zeit. Würde er es bemerken, so wäre er darum noch nicht berechtigt zu sagen, die Erscheinung G tritt später ein als die Erscheinung D, folglich ist D die Ursache von G. Allein es würde ihn doch auf die Vermuthung bringen, dass hier ein Causalzusammenhang vorliege. Wenn nun nicht einmal dieser Fingerzeig vorhanden ist, wird seine Lage eine viel zweifelhaftere. Von zwei Erscheinungen, welche er gleichzeitig beobachtet, vermag er nicht zu behaupten, dass die eine Ursache, die andere Wirkung sei. Es handelt sich hier nur um den einzelnen Fall, nicht um das Gesetz. Wenn ich sehe, dass eine Eisenbahn in ein Land geführt wird, und dass der Werth der Grundstücke in diesem Lande steigt, so muss ich mich fragen, wo hier Ursache und wo hier Wirkung vorliege. Es ist ja an sich möglich, das seine Eisenbahn in eine Gegend geführt wird, weil der Werth ihrer Grundstücke im Steigen begriffen ist, es ist aber auch möglich, dass der Werth der Grundstücke im Steigen begriffen ist, weil eine Eisenbahn durch dieselbe geführt wird. Der erste Fall würde vorliegen, wenn in einer Gegend neue Schätze der Natur aufgefunden worden wären, der andere, wenn in einer Gegend neue Schätze der Cultur

zugeführt werden sollen. Die Untersuchung wird sich daher folgende Fragen vorlegen müssen. Ist eine von beiden Thatsachen Ursache der andern? Wenn dem so ist, welche Erscheinung ist Ursache der andern? Wenn dem nicht so ist, dass heisst, wenn keine der beiden Erscheinungen Ursache der andern ist, und doch mit der Verstärkung der einen eine Verstärkung der andern zu beobachten wäre, so muss die dritte Ursache gesucht werden, von welcher beide abhängen mögen. Wir haben oben ein Schema der ökonomischen Verursachung entworfen, auf das wir hier zurückgreifen wollen. Wenn H steigt, können auch J und K steigen, aber es muss auch nicht K wegen J und nicht J wegen H steigen, sondern alle Drei können steigen, weil G steigt, von welchem sie abhängig sind.

Gehen wir nun auf eine andere Gruppe von Erscheinungen über. Lassen wir D wieder steigen und sehen wir zu, was dies zur Folge haben kann. Wir haben soeben den Fall erörtert, dass infolge dessen auch G steigt. Allein wir wissen, dass dies nur in einem gewissen Masse der Fall sein kann. Es muss schliesslich ein Augenblick eintreten, in welchem G nicht mehr steigt, sondern konstant bleibt. G gleicht dann einem Gefässe, dass durch einen dauernden Zufluss bis zum Rande gefüllt wäre; jeder weitere Zufluss bewirkt kein Steigen der Flüssigkeit im Gefässe; das Uebermass fliesst ab und füllt vielleicht ein anderes Gefäss; jedenfalls bringt es eine andere Erscheinung hervor als das Steigen der Flüssigkeit in dem erstgenannten Gefässe wäre. Tritt dergleichen ein, so stehen wir vor der Erscheinung, dass die Thatsache D vermehrt wird, die Thatsache G aber nicht eine weitere Vermehrung zeigt, obwohl ein Causalitätsverhältniss vorhanden ist. Es ist ferner möglich, dass D steigt und auch G noch nicht die Grenze, bis zu welcher es steigen könnte, erreicht hat, aber doch nicht weiter steigt, weil eine Ursache auf G Einfluss nimmt, welche in entgegengesetztem Sinne wirkt. Am merkwürdigsten verhält sich aber das Steigen von G bezüglich seiner Wirksamkeit. Es ist nämlich möglich, dass G steigt und bevor es die Grenze seiner Vermehrung erlangt hat, auch H, J und K steigen, es ist möglich, dass sie aber auch nach einander in Erscheinung treten oder steigen, ohne dass sie von einander abhängig sind. Es ist möglich, dass H, J und K vorhanden sind, zuerst H steigt und wenn es die Grenze seiner Verstärkung erlangt hat, beginnt erst J zu steigen, wenn J die Grenze seiner Vermehrung erreicht hat, beginnt K zu steigen. In diesem Falle hat also eine Vermehrung von H zur Folge, dass eine Vermehrung von J eintritt, eine Vermehrung von J hat zur Folge, dass eine Vermehrung von K eintritt, und doch ist ein Causalverhältnis zwischen H, J und K nicht in dem Sinne

vorhanden, dass eines die Ursache des andern wäre. Es ist ferner möglich, dass das Steigen von G eine zweite Serie von Erscheinungen zur Folge hat. Das Steigen von G kann derartig wirken, dass zuerst H in Erscheinung tritt, dann bis zu der ihm angemessenen Grenze seiner Vermehrung steigt, dann erst durch einen Ueberschuss von Energie, welche von G ausgeht und welche in H nicht verwendet werden kann, J in Erscheinung tritt, dass J wieder bis zu der ihm möglichen Grenze steigt und schliesslich K in Erscheinung tritt. In diesem Falle werden sich H, J und K auf den ersten Blick genau so wie Ursache und Wirkung verhalten, sie werden nach einander in Erscheinung treten und doch wird zwischen ihnen kein Causalitätsband vorhanden sein, welchem gemäss etwa, wie es den Anschein haben könnte, H die Ursache von J und J die Ursache von K wäre.

Wir haben bisher das Steigen einer Erscheinung und sein Verhältnis zum Steigen einer anderen Erscheinung ins Auge gefasst. Wir haben sodann die Erreichung der Steigerungsgrenze behandelt. Wir wissen aber, dass auch noch ein Causalphänomen möglich ist, wir wissen, dass eine Thatsache auch steigen und dies eine Verminderung einer andern Thatsache zur Folge haben kann. Es ist möglich, dass G steigt, dass dies zuerst H hervorruft, dass H die Grenze seiner Steigerung erreicht und dann J in Erscheinung tritt, während H sich vermindert. In diesem Falle tritt zuerst die Verminderung von H ein und dann die Vermehrung von J, ohne dass die Verminderung von H der zureichende Grund für die Vermehrung von J wäre. Die Verstärkung einer Thatsache kann, wie wir gesehen haben, eine Reihe verschiedenartiger Erscheinungen zur Folge haben, auch eine Verminderung, aber die Verminderung einer Thatsache kann nur die Verminderung einer andern zur Folge haben, sofern beide Thatsachen im Verhältnis von Ursache und Wirkung zu einander stehen; sie muss hingegen eine Vermehrung zur Folge haben, sofern sie hindernd auf das Zutagetreten einer Erscheinung eingewirkt hat.

Wir ersehen aus diesen Ausführungen, dass die conditionalen Beobachtungen, welche in der Oekonomik so sehr geübt werden und oft auch in der Form von proportionalen Sätzen ausgesprochen werden, gar keinen wissenschaftlichen Werth haben. Ich gebrauche hier zwei Ausdrücke, welche ich erst zu erklären habe. Der Satz: Wenn die Erscheinung M eintritt, tritt auch die Erscheinung R ein, ist eine conditionale Behauptung. Der Satz: Wenn die Erscheinung M vermehrt wird, wird auch die Erscheinung R vermehrt, ist ein proportionaler Conditionalsatz. In diesen beiden Formen treten uns die meisten der vorgeblichen Erkenntnisse entgegen, aus welchen die bisherige Oekonomik

aufgebaut ist. Es liegt auf der Hand, dass wir es hier mit mehr oder weniger genauen Beobachtungen zu thun haben und dass diese mehr den Anlass bieten können zur Aufsuchung von Gesetzen, als dass sie den Anspruch erheben könnten, selbst schon Gesetze zu sein. Auch fehlt in den meisten Fällen die Kenntnis aller Zwischenursachen, welche zwischen M und R vermitteln. Wenn wir wissen, dass etwas ist, so wissen wir freilich auch, dass es so sein muss. Aber je weniger wir die Zwischenursachen kennen, desto weniger können wir auch von einer Causalverbindung der miteiander nur in mittelbarem Connexe stehend angenommenen Momente sprechen. Und das ist ja eigentlich die Frage, welche sich die Wissenschaft vorzulegen hat. Wenn auch nachgewiesen wird, dass immer, wenn M stattfindet, R stattfindet, dass immer, wenn M steigt, R steigt, dass immer, wenn M sinkt, R sinkt, so ist damit noch keine Erkenntnis gegeben, welche ja nur im Zusammenhange der beiden Erscheinungen liegen könnte. Jene Forscher, welche sich damit begnügen, solche thatsächliche Coincidenzen zu sammeln, können sich daher mit Recht nur rühmen, dass sie zum Nachdenken anregen, nicht aber, dass sie die Resultate eines solchen bieten. Denn wenn auch festgestellt ist, dass das Steigen von M auch das von R zur Folge hat, so ist damit noch nicht gesagt, dass M auch die Ursache des Steigens von R sei oder gar die Ursache von R überhaupt. Damit ist nur gesagt, dass M die Ursache von R oder die Ursache des an R bemerkbaren Steigens sein könne. Solche vorgebliche Gesetze sind somit nicht Feststellungen thatsächlicher, sondern nur Feststellungen möglicher Zusammenhänge. Mit der Behauptung eines möglichen Zuhanges ist aber wenig geleistet, zumal die Behauptung der blossen Möglichkeit einer Thatsache die Möglichkeit der entgegengesetzten zulässt; demgemäss fängt denn auch die Erkenntnis nicht mit der Aufstellung von Möglichkeiten, sondern erst mit der von Wahrscheinlichkeiten an. Sofern also beobachtet ist, dass eine Erscheinung R regelmässig entsteht oder steigt, dann beginnt erst die wirkliche Arbeit des Forschers; dann ist zuerst zu untersuchen, ob M im selben Masse steigt, in welchem R steigt und welches Verhältnis zwischen den beiden Steigerungen vorhanden ist; weiters ist zu untersuchen, ob eines von beiden Ursache des andern ist, ob sie nicht beide auf eine dritte Wirksamkeit zurückgeführt werden können. Gewiss ist, sofern M fällt und R steigt, damit ausgedrückt, dass das Fallen von M nicht an sich die Ursache des Steigens von R ist, zumal ja das Verschwinden einer Erscheinung nicht allein die Ursache des Auftauchens einer andern sein kann, sondern nur die Aufhebung einer Gegenwirkung, welche ihr Hervortreten bisher verhindert hat.

Es ist sehr wichtig, sich immer vor Augen zu halten, dass auf dem Gebiete der ökonomischen Causalität die Beobachtung, eine Erscheinung A wachse gleichzeitig mit einer Erscheinung B wächst, noch nicht eine Erkenntnis, sondern erst einen Anlass zu einer solchen bedeuten kann. Denn diese Erkenntnis eröffnet, wenn sie überhaupt besteht, die Aussicht auf nicht weniger denn sechs Möglichkeiten:

1) Entweder A ist die Ursache von B, daher steigt B, wenn A steigt, und B fällt, wenn A fällt.

2) B ist die Ursache von A und daher steigt A, wenn B steigt und fällt A, wenn B fällt.

3) A und B sind an sich getrennte Thatsachen, aber beide die Wirkungen von C; in diesem Falle sind A und B mittelbar verbunden. Sie wachsen und schwinden in dem Masse, in welchem C wächst und schwindet. Dieser Fall ist möglicherweise mit dem nächsten verbunden.

4) A und B sind an sich getrennte Thatsachen, aber beide die Ursachen von D.

5) A und B sind scheinbar getrennte, thatsächlich aber identische Thatsachen und die Wirkung von C.

6) A und B sind scheinbar getrennte, thatsächlich aber identische Thatsachen und die Ursachen von D.

Wenn sich zwei Erscheinungen in gleicher Weise vermehren und vermindern, so ist auch eine Identität derselben möglich, aber sie ist nicht nothwendig. Wenn der Werth steigt, steigt auch der Preis. Es hat Zeiten gegeben, in welchen diese beiden Erscheinungen demzufolge auch gleichgesetzt waren, sie wurden als identisch betrachtet. Mit demselben Rechte hätte man auch Wärme und Thermometer als identisch betrachten können.

Wir haben bisher das einfache Wirken einer ökonomischen Ursache über eine ganze Reihe von Wirksamkeiten in Erwägung gezogen. Wir haben einen bestimmten Lichtstrahl verfolgt, welcher uns nach einander verschiedene Gegenstände in die von ihm ausgehende Beleuchtung getaucht hat. Damit ist aber das Wesen der wirthshaftlichen Causalität nur in ihrer elementarsten Form gewürdigt. Nur für den analysirenden, die Causalitätsreihen isolirenden Geist findet sich eine Wirksamkeit, die sich an verschiedenen Erscheinungen bethätigt. Es können aber auch zwei und mehr Wirksamkeiten sich an denselben Erscheinungen bethätigen. Beispiele hierfür finden sich in der Ökonomik überall, insbesondere im Geldwesen. Doch wollen wir auf dieses Gebiet vorläufig nicht näher eingehen, wir wollen es nicht in seine constitutiven Elemente zerlegen, weil dies uns zu weit in die Theorie selbst, mit

welcher wir es ja hier nicht zu thun haben, führen würde. Wir müssen daher ein nicht so instructives, aber dafür leichter fassliches Beispiel herausgreifen, die Lage des kleinen Mannes. Der lediglich von seiner Arbeit lebende Wirthschafter ist in seiner Wirthschaft nach einander durch zwei Ereignisse beeinflusst worden, durch die Macht des Reichen und durch die Erfindung der Dampfkraft, welche die Entwicklung des Maschinenwesens mit sich führte. Diese beiden Causalitäten, die ohnehin in einem Sinne wirkten, haben sich dadurch zu einer vereinigt, dass der Capitalismus seiner Natur nach sich der Maschinen bemächtigt hat. Wir sehen, dass sich hier hinter die eine Ursache eine andere stellt und dass ihre Wirksamkeiten mit vereinten Kräften zusammenwirken, um ein gewisses Ergebnis zutage zu fördern, die Entfaltung des Grossbetriebes, die Rückbildung des Kleinbetriebes. Nun kommen auch noch Regierungsmafsregeln in Betracht. Eine neue Quelle der Wirksamkeit eröffnet sich uns hier. Wir haben schon früher gesehen, dass eine Ursache, welche geeignet war, eine Veränderung der Lage, in welcher sich der kleine Mann befand, herbeizuführen, nicht allein geblieben ist, sondern sich eine andere Ursache dazu gesellt hat. Diese andere Ursache wirkt aber in dem gleichen Sinne. Dies ist aber nicht bei jeder neuen Ursache der Fall. Die zweite Ursache kann möglicherweise anders wirken, also in einem anderen Sinne modificirend wirken, derart modificirend wirken, dass sie die Wirkung der ersten Ursache modificirt. Sie kann endlich auch derartig wirken, dass sie in ihrer Modification so weit geht, die Wirkung der ersten Ursache aufzuheben. Eine zweite Ursache kann also, allgemein gesprochen, die Wirkung der ersten Ursache verstärken, schwächen, verändern oder aufheben. Wir haben es demzufolge nicht nur mit der einfachen Causalität zu thun, die in grader Linie ihres Weges geht, sondern auch, sofern deren Wirksamkeit modificirt wird, mit der Interferenz der ökonomischen Causalität, und, sofern die Wirksamkeit der einen Ursache vollends vernichtet wird, mit der Polarisation der wirthschaftlichen Causalität. Geht die Wirksamkeit der zweiten Causalitätsquelle noch weiter, derart, dass die Wirksamkeit der ersten Causalitätsquelle nicht nur vernichtet, sondern an ihrer Stelle auch die Wirksamkeit der zweiten Causalitätsquelle ganz oder zum Theil zutage tritt, so haben wir es wieder mit einer Interferenzerscheinung zu thun. Greifen wir, um dieses zu erläutern, wieder auf die Lebensbedingungen des lediglich von seiner Arbeit lebenden Arbeiters zurück. Die Massregeln, welche die Regierung im Hinblick auf die Güter erzeugende Thätigkeit der Bürger trifft, können, wie z. B. die zollpolitischen, das ganze Verursachungssystem betreffen, das von der Grosswirthschaft der Gross-

industrie auf die Kleinwirthschaft der Kleinindustrie übergreift. Es kann ja geschehen, dass die Massregeln, welche die Regierung in diesem Sinne ergreift, in jedem Sinne heben, dann wird möglicherweise die Grossindustrie auch nicht auf Kosten der Kleinindustrie an Kraft gewinnen, die Kleinindustrie dann möglicherweise sich heben, ohne dass der Druck, welchen die Grossindustrie auf sie ausübt, nachlässt. Es ist aber auch möglich, dass Regierungsmassregeln getroffen werden, welche nicht gleich den handelspolitischen und münzpolitischen das ganze Gebiet der productiven Thätigkeit betreffen. Die Gewerbegesetzgebung beispielsweise bezieht sich nur auf die Gewerbe und nicht auf das Capital. Ist die Gewerbegesetzgebung hinsichtlich des Kleingewerbes von Vortheil, so wird sie die das Kleingewerbe verdrängende Wirksamkeit des Grossbetriebes zum Theil wenigstens paralysiren. Ist die Gewerbegesetzgebung dagegen in demselben Sinne nachtheilig, so wird sie in demselben Sinne wirken wie der Grossbetrieb und damit das Niveau des Lebensstandes der Gewerbetreibenden noch tiefer drücken. Wenn es nun eine Interferenz und eine Polarisation ökonomicher Causalitäten gibt, so wird es Aufgabe der Theorie sein, die Gesetze dieser Interferenz, dieser Polarisation zu entwickeln.

Die Denkschwierigkeiten, die sich auf dem Gebiete der ökonomischen Causalität geltend machen, und die richtige Beurtheilung der ökonomischen Erscheinungen hinsichtlich ihrer ursächlichen Zusammenhänge zu wahren Probestücken analytischen Scharfsinnes gestalten, sind gemäss den vorliegenden Erörterungen wohl bedeutend genug. Allein gewissenhafte Forschung könnte doch noch hoffen, mittels hingebender Geduld und umsichtiger Sorgsamkeit der Hindernisse Herr zu werden, die sie von der Erkenntnis des wahren Zusammenhanges trennen. Es walten jedoch noch weitere Complicationen ob, welche an den Oekonomisten viel bedeutsamere Forderungen stellen. Wenn zwei ökonomische Erscheinungen sich gleichzeitig entwickeln und rückbilden, so ist es unter Umständen möglich, dass der Oekonomist das solcherart gebotene Problem nach den oben erwähnten Gesichtspunkten in Erwägung ziehe, ohne in Wirklichkeit zu seinem Ziele zu gelangen. Wohl ist es nothwendig, dass er genau untersuche, welche von den beiden offenbar zusammenhängenden, gleichzeitig anschwellenden und abschwellenden Erscheinungen als Ursache, welche als Wirkung zu betrachten wäre, wohl ist es angemessen, dass er, wenn weder die eine Erscheinung noch auch die andere sich als Ursache oder Wirkung erweist, eine dritte Thatsache aufsuche, welche die Quelle der beiden in Rede stehenden sein könnte. Doch ist es möglich, dass ihm ein Zusammenhang vorliege, der über die bisherigen einfacheren Formen

causaler Zusammenhänge hinsichtlich der Manigfaltigkeit seiner inneren Structur weithin ausreicht. Es ist nämlich ein Zusammenhang möglich, der dem menschlichen Geiste peinliche Verwirrung bringt, nämlich das Verhältnis der Wechselwirkung.

Für den Oekonomisten ist dieser Begriff aus verschiedenen Gründen von besonderer Bedeutung. Es fällt zunächst ins Gewicht, dass der Oekonomist, welcher in das Gewebe wirthschaftlicher Erscheinungen blickt, oft in Verlegenheit ist, zu unterscheiden, was Ursache, was Wirkung ist. Es geschieht auch dem scharfsinnigeren Forscher, dass er einen causalen Connex nicht zureichend zu entwirren vermag. Wo nun die Fäden hin und wider laufen, wo Ursache und Wirkung kraus durcheinander spielen, dort hilft man sich gelegentlich mit der schlichten Behauptung, es walte Wechselwirkung vor. Dies wird gesagt, wie wenn es die Lösung eines Problems wäre, indess es in der That nur die Aufstellung eines solchen bedeutet. Der Begriff der Wechselwirkung wird demgemäss oft zu einem vorgeblichen Schwerte, mit dem der gordische Knoten der Causalität vorgeblich durchschnitten wird. So drückt denn Keynes (a. a. O. p. 105) gewiss nur eine allgemeine Ueberzeugung aus, wenn er lehrt: „The truth is that phenomena of production, distribution, exchange and consumption respectively, all so act and react upon another that if any one of these classes of facts is given no independent treatment, it must nevertheless come in for a large share of discussion in connexion with the others.“ Keynes ist gewiss ein ganz wackerer Methodologe, der mit unleugbarem Geschicke ein Bild der gegenwärtigen methodologischen Anschauungen entwirft und gelegentlich auch nicht ohne diplomatische Anlagen zwischen den feindlichen Parteien Compromisse anzubahnen sucht. Wir machen ihm daher auch keinen Vorwurf, wenn er Irrthümer seiner Zeit widerspiegelt, wenn er von der Entwicklungsstufe aus spricht, auf der sein Gegenstand eben steht. Ueber die Höhe dieser Stufe, über die wissenschaftliche Schärfe und Bestimmtheit, die auf ihr zur Geltung gelangen, gibt der Satz Aufschluss, in welchem Keynes, Production, Distribution, Tausch und Verbrauch Erscheinungen nennt, um sie in einem und denselben Athem fast als Klassen von Thatsachen zu bezeichnen. Sogar dieser treffliche Gelehrte hat keinen Sinn für die Unterschiede der Urtheile, welche er gleichzeitig ausspricht. In nichts zeigt er sich des Umstandes bewusst, dass der Tausch beispielsweise entweder eine Erscheinung oder eine Klasse von Thatsachen, also eine Klasse von Erscheinungen sein muss, dass der Forscher sich darüber klar zu werden hat, ob der Tausch das eine oder das andere wäre, dass aber, zumal Erscheinungen und Erscheinungsklassen nicht gleich-

bedeutend sind, Production, Distribution, Tausch und Verbrauch nicht zugleich Erscheinungen und Erscheinungsklassen genannt werden können. Wenn er insbesondere behauptet, dass die Erscheinungen im Verhältnis der Wechselwirkung zu einander stehen, so fragt es sich, ob dies auch Erscheinungsklassen möglich ist. Es würde schliesslich zu erwägen sein, mit welchem Rechte hier der Tausch als eine gleichberechtigte Erscheinungsklasse neben der Distribution aufgeführt wird, da es ja auf der Hand liegt, dass der Tausch eine Form ist, in welcher die Distribution in Erscheinung tritt.

Der erste Grund, aus welchem der Begriff der Wechselwirkung für den ökonomistischen Methodologen von Bedeutung ist, liegt, wie wir sehen, darin, dass mit diesem Begriffe, eben wegen seiner Dunkelheit, wissenschaftlicher Unfug getrieben wird, weil er Jedem als theoretische Verlegenheitslösung zur Hand ist: Was man nicht gut erklären kann, sieht man als Wechselwirkung an. Der zweite Grund liegt weiters darin, dass die Wechselwirkung manchmal auch als echte Münze aus der Prägestätte eines Forschers hervorgeht, dass er in Wirklichkeit nach eingehender Analyse der Ursächlichkeit sich genöthigt sieht, ohne jede frivole Absicht das Verhältnis der Wechselwirkung anzunehmen. So sagt denn beispielsweise Cairnes (a. a. O. p. 77): „The phenomena of wealth, as they present themselves to our observation, are among the most complicated with which speculative inquiry has to deal. They are the result of a great variety of influences, all operating simultaneonsly, reinforcing, conteracting, and in varions ways modifying each other.“ Auch Keynes hebt (a. a. O. p. 199) hervor: „Many problems are further complicated by the relation of mutuality that frequently exists between economic phenomena.“ Die Wirthschaftstheoriker der österreichichen Schule machen von dem Begriffe der Wechselwirkung gelegentlich Gebrauch. So sagt beispielsweise Zuckerkandl, einer der feinsten ökonomistischen Kritiker (Zur Theorie des Preises p. 398): „Wie man sieht, besteht demnach zwischen Gütern erster und höherer Ordnung mit Bezug auf Werth und Preis eine Wechselwirkung.“ Welcher Art dieser Wechselwirkung gedacht werden könne, setzt der genannte Autor freilich auseinander. Aber dieser Umstand überhebt der Nothwendigkeit nicht, zu erörtern, was unter einer ökonomischen Wechselwirkung überhaupt zu denken wäre. Gibt es wirklich Wechselwirkungen auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens, so ist es eine der vornehmsten Aufgabe der Methodologie, diesen Begriff einer genauen Analyse zu unterwerfen.

Ein dritter Grund der Bedeutung, welche der Oekonomist dem Begriffe der Wechselwirkung zusprechen muss, liegt in dem Umstand,

dass sich wichtige methodologische Anschauungen auf ihn gründen. In dem Capitel, welches der Entwicklung der Methodologie gewidmet war, haben wir bereits erörtert, dass Comte auf die sociale Wechselwirkung besonderes Gewicht gelegt hat. Comte wies insbesondere darauf hin, dass die socialen Erscheinungen mit den ökonomischen im Verhältnis der Wechselwirkung zu einander stehen; es sei daher nicht möglich, die Oekonomik von der Sociologie zu trennen, nicht möglich, das ökonomische und industrielle Wirken der Gesellschaft zu enträthseln, wenn man das geistige, moralische, politische Element nicht in Rechnung zieht. Mill, der bekanntlich in mancher Hinsicht von Comte beeinflusst ist, lehrt (Logik B. VI. C. X § 12), dass die Wechselwirkung auf ökonomischem Gebiete verhanden sei. Wenn man von Gesellschaftszuständen und ihren Ursachen als von einem Gegenstande der Wissenschaft spreche, so werde damit vorausgesetzt, dass es ein natürliches Wechselverhältnis unter diesen verschiedenen Elementen gebe, dass es Gleichförmigkeiten des Zusammenbestehens unter den Zuständen der verschiedenen gesellschaftlichen Erscheinungen gebe. Das wechselseitige Verhältnis zwischen den verschiedenen Elementen eines jeden Gesellschaftszustandes sei aber ein abgeleitetes Gesetz, das aus den Gesetzen entspringt, welche die Aufeinanderfolge der Gesellschaftszustände regeln. In derselben Art findet Mill (Logik l. c. § 5) ein Wechselverhältnis zwischen den verschiedenen Zweigen irgend einer Wissenschaft oder Kunst, dergestalt, dass wir aus irgend einem Zustande irgend eines Theiles mit wahrhaft wissenschaftlicher Sicherheit aus ihren nothwendigen Wechselbeziehungen den gleichzeitigem Zustand jeder anderen in gewissem Masse erschliessen können. Seit Mill, der, wie wir wissen, auf der Grenzscheide zwischen der klassischen und historischen Schule der Oekonomisten steht, ist der Gedanke der Wechselwirkung zu einem Inventare der letztgenannten Schule geworden. Manche, unter denen insbesondere Ingram genannt sei, sind sogar so weit gegangen, aus dem Verhältnis der Wechselwirkung für die Oekonomik die Pflicht zu deduciren, dass sie sich in die Sociologie aufzulösen habe. Es liegt somit klar zutage, dass von der richtigen Auffassung des Begriffes, welchen wir nunmehr zu prüfen haben werden, nicht nur das volle Verständnis der wirthschaftlichen Erscheinungen, sondern auch die Selbstständigkeit der Wissenschaft abhänge.

Dass es eine Wechselwirkung gebe, ist von vielen Denkern angenommen worden. Wenn wir die Literatur im Hinblick auf diesen Begriff auch nur ganz flüchtig in Berücksichtigung ziehen, so gewahren wir, dass er auf eine Achtung einflössende Vergangenheit hinweisen

kann. Nach Spinoza stehen Sittlichkeit und Glückseligkeit in einem Wechselverhältnis. Cumberland behauptet, die Seele stünde mit der Aussenwelt in Wechselwirkung. Aehnlich äussert sich Richard Price; Wolff, Berkeley und Kant glauben an die Wechselwirkung. Kant insbesondere erblickt zwischen allen gleichzeitigen Objecten der Erfahrung Wechselwirkung; er setzt die Gemeinschaft in der Zeit der Wechselwirkung gleich. Fichte sieht im Verhältnis zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich eine Wechselwirkung. Hegel fasst dieses Verhältnis anders auf. Er findet, dass im Causalitätsverhältnis jede Seite die andere voraussetze. Daher sieht er denn im Verhältnis der Substanzen gegen einander eine Beziehung, worin jede Seite Ursache und Wirkung zugleich ist. Eine solche Beziehung erscheint ihm als Wechselwirkung. Zugleich hält er die Wechselwirkung für ein höheres Verhältnis als die Causalität, zumal es keine Wirkung ohne Gegenwirkung gebe und demnach eine reine Causalität ausgeschlossen sei. Trendelenburg findet, dass die Theile und die Eigenschaften eines Dinges unter einander im Verhältnis der Wechselwirkung stünden. Auch er ist der weiteren Anschauung, dass zwischen Einsicht und Sittlichkeit Wechselwirkung vorhanden wäre. Herbart glaubt, dass es neben den in der äusseren Erfahrung gegebenen materiellen Elementen selbstständige immaterielle Substanzen gibt, in welchen durch ihre Wechselwirkung mit den ersten, seelische Zustände erregt werden. Er lehrt auch, dass die in der Seele vorhandenen Begierden in einem Wechselverhältnis stehen, dergestalt, dass sie sich schwächen oder stärken können. Auch Lotze lässt die Wechselwirkung gelten; er findet sie insbesondere in den inneren Zuständen, in denen sich die Dinge befinden und der Beziehung, die zwischen ihnen obwaltet, begründet. Wundt meint, nicht nur Begriffe könnten in Wechselbeziehung stehen, unser ganzes Denken stehe mit den Objecten der Erfahrung in einer Beziehung, vermöge welcher die letzteren den Namen des Denkens adäquat sind, wie unser Denken sich andererseits von seinen Objecten bestimmen lässt; hier liege eine Wechselwirkung vor, ohne welche die Erkenntnis überhaupt unmöglich wäre. Fechner glaubt nicht nur an eine Wechselwirkung zwischen zwei Elementen, sondern auch an eine solche zwischen mehreren Elementen. Auch die Naturwissenschaften verurtheilen den Begriff der Wechselwirkung nicht. Unter Masse versteht die Mechanik eine Verhältniszahl, nach welcher sich der Erfolg einer mechanischen Wechselwirkung auf zwei Elemente vertheilt. Unter Causalität versteht sie die Wechselwirkung der Elemente, aus denen ein Erfolg hervorgeht. Alles mechanische Wirken ist ihr Wechselwirkung; die Kraft eines Elementes wird

als latent angenommen, solange das zugehörige zweite fehlt, ist dieses aber vorhanden, so wird sie actuell. Demgemäss ist nach Wundt alle Kraftentwicklung Wechselwirkung. Selbst Naturforscher von der gründlichsten philosophischen Bildung verschmähen diesen Begriff nicht. Helmholz schreibt „Ueber Wechselwirkung der Naturkräfte“ (Königsberg 1859), Thomson und Thait behandeln diesen Begriff in ihrem Handbuch der theoretischen Physik (übersetzt von Helmholz und Wertheim, 1871, I § 213, 217, 238, 239, 241, 273, 278).

Schopenhauer steht abseits; er behauptet, es gebe keine Wechselwirkung. Wäre jede Wirkung mit ihrer Ursache gleichzeitig, so würde sich der ganze Weltlauf in einen Moment zusammenziehen. Der thatsächliche Lauf der Ereignisse schliesse Gleichzeitigkeit aus. Demnach sei ein wechselseitiges Aufeinanderfolgen von Ursache und Wirkung ein Alogon. Er meint, dass die Wechselwirkung bei näherer Betrachtung immer in das Verhältnis von Ursache und Wirkung sich zerlegen lasse. Ganz richtig. Aber damit ist die Wechselwirkung nicht widerlegt. Wenn ich sage, dass zwischen zwei Erscheinungen Wechselwirkung existire, so stelle ich nicht in Abrede, dass eine Erscheinung auf die andere wirke, ich behaupte vielmehr auch noch weiter, dass der Gegenstand B, an dem die Wirkung des Gegenstandes A in Erscheinung tritt, auch Träger einer Wirksamkeit sein könne, welche an dem anderen Gegenstande zu beobachten wäre. Der Frankfurter Denker hat sich durch seine Erörterungen über die Wechselwirkung gegen den Königsberger Philosophen gewendet, zumal ja nach Kant alle gleichzeitigen Wirksamkeiten im Verhältnis durchgängiger Wechselwirkung zu stehen scheinen. Wer hat Recht, Kant oder Schopenhauer? Darf man in der Wechselwirkung einen wissenschaftlich berechtigten Begriff sehen, oder ist derselbe als ein unhaltbarer aus dem Gebiete ernsthafter Forschung auszuweisen? Versuchen wir es, dem Begriffe der Wechselwirkung auf eigene Faust den Process zu machen. Lassen wir uns zu diesen Zwecke zunächst die Acten, nämlich die Phänomene der Wechselwirkung vorlegen.

Jede Erscheinung enthält eine gewisse Wirksamkeit. Tritt diese Erscheinung mit einer anderen Erscheinung in Berührung, so muss die Erscheinung A auf B und B auf A wirken. Wir ersehen daraus, dass Wechselwirkung nie dort vorliegen kann, wo eine Erscheinung eine andere erst hervorruft, sondern erst dort, wo zwei Phänomene von einer gewissen Dauer mit einander in eine Beziehung von einer gewissen Dauer treten. Denn wenn eine Erscheinung eine andere hervorruft, haben wir zwei Erscheinungen vor uns, und es ist dann erst recht möglich, dass eine Wechselwirkung zwischen beiden sich entwickle.

Nehmen wir an, dass ein einziger Körper im Weltraume schwebe. In diesem Falle gelangen wir weder zur Anschauung der Causalität, noch zu jener der Wechselwirkung, weder zur Anschauung der Wirkung, noch zu jener der Gegenwirkung, denn ein Gegenstand kann nur wirken, insofern ein anderer ihm entgegentritt, an dem er seine Wirksamkeit bekunden könnte. Anders verhält es sich, wenn wir annehmen, dass zwei Körper im Weltraume schweben. Da findet die Wirkung des einen auf den anderen, die Wirkung aber auch des anderen auf den einen statt. Die beiden Körper werden einander gegenseitig anziehen. Dieses Verhältnis der Gegenseitigkeit zeigt sich aber nicht nur auf dem Gebiete der Himmelsmechanik. Ein Aethertheilchen wirkt auf das nächste, ein Atom auf das andere. Wenn wir zwei schiefe Ebenen unter stumpfem Winkel gegen einander neigen und auf denselben zwei elastistische Kugeln gegen einander rollen, so wird ein gegenseitiger Rückprall stattfinden. Dass dieser Rückprall ein gegenseitiger ist, wird sich insbesondere dann herausstellen, wenn die Masse der Kugeln verschieden gewesen ist. Versuchen wir dasselbe Experiment mit weichen Kugeln, so können wir uns überzeugen, dass beide durch den Zusammenstoss eine Abplattung erleiden. Wo ist hier Wirkung, wo ist hier Ursache? Auf beiden Seiten. Die Kugel A hat die Kugel B abgepluttet, die Kugel B umgekehrt die Kugel A. Auch die chemischen Erscheinungen wären und unfassbar, wollten wir nicht eine Gegenwirkung annehmen. Wenn Schwefel verbrennt, entwickelt sich schwefelige Säure. Das feste Element ist also durch das luftförmige gezwungen, mit ihm eine Verbindung einzugehen. Ist aber das luftförmige, der Sauerstoff, unverändert geblieben? Keineswegs. Der Sieg ist ein gegenseitiger, das Überwinden ein beiderseitiges. Jeder hat an dem anderen einen Gefangenen gemacht. Der Sauerstoff hat auch eine moleculäre Veränderung von Seite des Schwefels erdulden müssen. Besonders typisch ist das von Kant verwendete Beispiel, durch das er die Wechselwirkung zu illustriren sucht: Zwei Magnete ziehen einander an. In allen diesen Fällen tritt uns die Erscheinung entgegen, dass eine Reciprocität der Wirksamkeit vorhanden ist, dass die eine Erscheinung auf die andere, die andere auf die eine Einfluss ausübt. Man kann demnach sagen, dass strenggenommen eine Wirkung ohne Wechselwirkung undenkbar ist. Allein dieses Verhältnis der Gegenseitigkeit kann des Weiteren complicirt werden.

Versuchen wir es, diese Complication in vereinfachter Form vorzuführen. Jedermann weiss, wie wilde Stämme das Feuer entzünden, dessen sie bedürfen. Sie nehmen ein getrocknetes Holzstück, in dem sich ein Astloch befindet, stecken in dasselbe einen Pflock und drehen

ihn. Dass diese Drehung Reibung erzeugt, das ist ein Phänomen der Gegenseitigkeit. Die Fläche des Pflockes reibt sich an der Fläche des Astloches, die Fläche des Astloches an der des Pflockes. Sie wirken beide auf einander ein. Doch alsbald steigert sich diese Gegenwirkung zu einer Erscheinung höheren Grades. Durch die Reibung entsteht Wärme, die Wärme dehnt beide Körper aus; hierdurch wird der Pflock grösser, das Loch kleiner, die Reibungsflächen rücken näher aneinander, die Reibung wird daher vermehrt und durch die Reibung wieder die Wärme gesteigert. Hier können wir somit einen sehr interessanten Kreislauf der Causalität wahrnehmen. Es hat den Anschein, als hätte unter solchen Umständen die Wärme eine geradezu parthenogenetische Kraft; sie befruchtet sich, vermehrt sich gewissermassen selbst, sie wirkt auf sich, um sich zu vergrössern. Man könnte glauben, in solchen Fällen, wo derartig combinirte Wirksamkeiten zutage treten, vermehre eine Erscheinung sich selbst, wäre die Causalität zugleich gesetzt und aufgehoben; denn zwei Wirksamkeiten, Reibung und Wärme, sind hier derartig mit einander in Verbindung gebracht, dass sie einander immer lebhafter steigern, bis das höchste Mass des Effectes erreicht ist, bis eine neue Ordnung von Erscheinungen auftritt, nämlich die Verbrennung. Allein dies ist nur ein Schein, der einer oberflächlichen Betrachtungsweise entspricht. Denn die Wechselwirkung kann sich nur unter der Voraussetzung abspielen, dass die Drehung immer weiter getrieben wird, sie hört auf, sobald diese zum Stillstande gelangt. Würden je zwei ihrem Masse nach bestimmte Wirksamkeiten derart auf einander wirken können, dass die eine die andere, die andere die eine steigerte, so wäre dies ein Wunder, es wäre ein vollständiger Bruch des Causalitätsgesetzes. Bekanntlich ist es Rumford, der solche Probleme zuerst erklärt und dargelegt hat, dass sich bei der Bohrung von Kanonen die Bewegung in Wärme umsetze. Wenn die Reibung nur Wärme zur Folge hätte, die Wärme aber nicht eine Ausdehnung und damit eine Vermehrung der Reibung und so eine Vermehrung der Wärme zur Folge hätte, würde die Erwärmung langsamer vor sich gehen. Dadurch, dass durch die Vermehrung der Wärme auch Vermehrung der Reibung verursacht wird, tritt eine grössere Menge von Kraft in Thätigkeit, welche die Erhitzung beschleunigt.

Das Phänomen der Wechselwirkung, das wir schon auf mechanischem Gebiete wirksam sehen, tritt auch auf organischem Gebiete in Erscheinung, zumal ja das Organische alles das an sich trägt, was rein physikalisch ist, zugleich aber auch irgend etwas darüber aufweist, das der menschliche Geist sich noch nicht verständlich machen konnte.

Wir wollen auch hier nur die alltäglichsten, handgreiflichsten Beispiele wählen, da wir derselben ja nur zum Zwecke der Erläuterung bedürfen und schliesslich nur die Continuität ökonomischer mit nicht ökonomischen Erscheinungen darzustellen bestrebt sind; es handelt sich uns darum, auch für dieses Gebiet das „natura non facit saltus“ nachzuweisen. Der Organismus der höheren Lebewesen mit geschlechtlicher Fortpflanzung entsteht bereits durch eine Wechselwirkung. Das Spermatozoon wirkt auf eine nicht näher zu determinirende Weise auf das Ovulum ein, das Ovulum auf das Spermatozoon, das es auflöst und in sich aufnimmt. Die weitere Entwicklung ist ohne mannigfache Wechselwirkung der Zellen untereinander, des Mutterwesens auf die Frucht, der Frucht auf das Mutterwesen undenkbar. Hat sich die Frucht zu selbstständigem Dasein losgelöst, so haben damit die Wechselwirkungen keineswegs ein Ende gefunden. Da der kranke Organismus keine anderen Kräfte aufweist als der gesunde, wird das Phänomen der Wechselwirkung sowohl am gesunden wie am kranken Organismus zu beobachten sein. Im Leben des Organismus sehen wir die Wechselwirkung im Verhältnisse zwischen Arbeit und Stoffwechsel besonders klar ausgeprägt. Je grösser der Stoffwechsel, desto grössere Arbeit kann ein Organismus leisten, je mehr Arbeit er leistet, desto grösser wird andererseits sein Stoffwechsel. Die Organe des Organismus stehen im Verhältnisse gegenseitiger Abhängigkeit, sie stehen damit im Verhältnisse der Wechselwirkung. Der Magen nährt und wird genährt, er ist in seinen geregelten Functionen an das Nervencentrum geknüpft, wie das Nervencentrum an ihn. Wechselwirkung zeigt sich auch im kranken Körper. Betrachten wir beispielsweise die Verfettung. Je weniger Bewegung ein Mensch macht, welcher sich im Uebrigen gut nährt, desto fetter wird er, je fetter er wird, desto weniger Bewegung wird er machen: so sehen wir denn, dass sich die Obesität gewissermassen selbst erzeugt und selbst vermehrt. Analoges tritt im Alter zutage. Es ist eine Wirkung der Vergreisung, dass die Functionen der Organe geschwächt werden; es ist weiters eine Wirkung dieser Schwäche, dass der Process des Alterns sich beschleunigt. Wir sehen hier wieder jenes Phänomen gegenseitiger Proportionalität, dem wir beim Feuerzeuge des Indianers und bei der Kanone Rumfords begegnet sind. Die Organe tauschen im Leibe gegenseitig ihre physiologischen Dienste aus. Ueberall tritt uns das Phänomen der Wechselwirkung in voller Thätigkeit entgegen. Wir sind noch nicht so weit, sie hier geradeso leicht zu erklären, wie bei der Kanone. Allein es ist gewiss, dass auch im Organismus jedes Krafttheilchen,

das in ihm wirksam ist, auf irgend einem Wege in ihn gelangt ist, und von ihm wieder ausgeht.

Man hat in der Wechselwirkung etwas specifisch Organisches erblicken wollen, wie wenn sie nicht schon im Newton'schen Gesetz vorhanden wäre. Man hat die Wechselwirkung auch im Wirthschaftsleben beobachtet und aus dieser Coincidenz den Schluss gezogen, das Wirthschaftsleben sei specifisch organischer Natur. Wir werden uns später mit dieser Auffassuug beschäftigen. Hier sei hervorgehoben, dass die Wechselwirkung nicht nur an das Moment des Organischen geknüpft sei, dass sie nicht ein Privilegium des Lebendigen bilde und wir es demgemäss auch im Walten und Weben ökonomischer Erscheinungen keineswegs mit Elementen zu thun haben, welche sich sondersüchtig aus der Reihe unserer Naturerkenntnisse hinausstellen. Demzufolge können wir die Wechselwirkung auch auf dem Gebiete der Geschichte betrachten: die historische Persönlichkeit trägt wohl das Gepräge ihrer Zeit an sich, aber sie wirkt auch auf sie ein und drückt ihr seinen Stempel auf. Wenn wir dem Spiele ökonomischer Kräfte unsere Aufmerksamkeit zuwenden, gewahren wir eine überaus mannigfaltige und verwickelte Wechselwirkung. Ihr Gewebe zu entwirren ist eben wegen der merkwürdigen Ambiguität, welcher zufolge ein und dieselbe Erscheinung Ursache und Wirkung einer andern ist, mit den grössten Schwierigkeiten verbunden. Kann der Oekonomist nicht mit Fug und Recht behaupten, je mehr Arbeit, desto mehr Capital? Gewiss. Das ist nachzuweisen, es ist zu begründen, es ist begreiflich zu machen, es ist ein Satz von solcher Selbstverständlichkeit, dass seine Widerlegung den Zusammensturz der ganzen Oekonomik und die Unerklärlichkeit aller wirthschaftlichen Verhältnisse bedeuten würde. Und kann man nicht mit ebensolchem Recht andererseits wieder behaupten, je mehr Capital, desto mehr Arbeit? Ganz ohne Zweifel. Da haben wir denn die Beziehung der Wechselwirkung. Das Capital erzeugt sich gewissermassen selbst, genau so wie die Wärme bei der Bohrung einer Kanone, genau so wie sich im Bereiche des Organischen der Stoffwechsel selbst vermehrt, wie die Fettleibigkeit, das Alter sich selbst steigert, Betrachten wir ein anderes Beispiel ökonomischer Wechselwirkung. Der Arbeitslohn steigt, wenn mehr Capital oder weniger Arbeitsangebot vorhanden ist. Ist nun der Arbeitslohn den Ansprüchen derjenigen, die auf ihn angewiesen sind, nicht entsprechend, so verlangen sie bekanntlich, dass er erhöht werden möge. Ueber das Mittel hiezu ist man nicht einig. Die Einen sagen: man lasse das Capital sich ruhig vermehren, dann wird der Arbeitslohn von selbst steigen. Diejenigen, welche so sprechen, werden Capitalisten genannt. Ihnen gegenüber stehen die

Socialisten. Sie zerfallen in zwei Parteien. Die Einen wollen dadurch mehr Capital haben, dass sie das Vorhandene den Capitalisten einfach wegnehmen, die Anderen wollen das Angebot der Arbeit vermindern und solcherart den Preis derselben in die Höhe treiben. Das eine Mittel ist so falsch wie das andere. Liesse man die Dinge nämlich ihres Weges gehen, so würde sich das Capital freilich vermehren, aber nur in den Händen derjenigen, die es haben und halten; die Armuth würde sich andererseits durch Vermehrung der Armen vermehren. Würde dagegen das Angebot an Arbeit vermindert, so müsste dies auch zur Folge haben, dass die Consumtionskraft nachliesse; fiele der Bedarf, so fiele auch die Production, damit die Nachfrage nach Arbeitern, damit der Arbeitslohn. Wir sehen, dass wir uns hier in einem fast antinomischen Kreise bewegen.

Wir kennen nun die Phänomene der Wechselwirkung. Gehen wir einen Schritt weiter. Versuchen wir es, sie zu analysiren. Dass das Verhältnis der Wechselwirkung thatsächlich existirt, kann keinem Zweifel unterliegen. Andererseits wendet Schopenhauer ein, dass eine Gleichzeitigkeit von Wirkung und Gegenwirkung dem Causalitätssatze widerspreche; es sei ausgeschlossen, das das Nachfolgende zugleich das Vorhergehende sein könne. In der That: dürfte in solcher Art das Erste als Drittes und das Dritte als Erstes gedacht werden, die Wissenschaft wäre alsbald nichts als ein Hexeneinmaleins. Was ist die Bedeutung dieser Einwürfe? Beweisen sie, dass die Wechselwirkung nicht existirt? Nein, sie besagen nur, dass sie als Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung, als ein wechselseitiges Folgen von Erscheinungen nicht denkbar ist; sie bekunden demnach nur, dass die Erklärung der Wechselwirkung auf eine andere Art zu bewerkstelligen wäre. Fassen wir zunächst ein einfaches Beispiel ins Auge. Wenn ich meine Hände aneinander halte, so wirkt die linke gegen die rechte, die rechte gegen die linke. Es findet also Wechselwirkung statt. Dass ich zwei Hände habe, das darf mich nicht verleiten anzunehmen, dass ich es hier auch nur mit zwei Erscheinungen zu thun hätte, zumal ja jede Veränderung, welche an diesen Händen verursacht wird, als Erscheinung zu gelten hat. Ich habe es daher bei der Gegeneinanderwirkung der Hände mit vier Erscheinungen zu thun, mit der ersten Ursache, dem Drucke der rechten Hand auf die linke, mit der Empfindung dieses Druckes, der Wirkung auf die erste Ursache hin; mit dem Drucke der linken Hand auf die rechte und wieder mit der Empfindung dieses Druckes. Ich habe es also mit zwei Causalverknüpfungen zu thun. Nennen wir die eine Verknüpfung $U_1 + W_1$ die andere $U_2 + W_2$. Wenden wir uns nun wieder der Schopenhauerschen Kritik des Wechselwirkungsbe-

griffes zu. Schopenhauer sagt, die Wechselwirkung könne überhaupt nicht stattfinden. Warum? Wo eine Wirkung zutage trete, dort müsse auch eine Ursache vorhanden sein. Die Ursache müsse aber vor der Wirkung eintreten. Demgemäss könne in keinem Falle Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung angenommen werden. Demgemäss gäbe es keine Wechselwirkung. Was Schopenhauer sagt, ist bis auf den Schluss, bis auf den letzten Satz vollkommen richtig. An den Prämissen ist nicht zu deuteln. Aber sie haben keinen Bezug auf das Resultat, das an sie gefügt ist. Es fällt uns nicht ein, zu bestreiten, dass die Ursache vor der Wirkung stattfinden müsse, die Wirkung erst nach der Ursache eintreten könne, dass daher eine Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung absurd wäre. Aber ist es das, was bei der Wechselwirkung stattfindet? Keineswegs? Der Wechselwirkung ist es ja wesentlich, dass wir es bei ihr nicht mit einer Ursache und einer Wirkung, sondern mit zwei Ursachen und zwei Wirkungen zu thun haben. Wir sehen dies deutlich an unserem Beispiele: der Druck, welchen ich mit der rechten Hand auf die linke ausübe, verursacht, dass ich ihn an der linken Hand fühle, der Druck, welchen ich mit der linken Hand ausübe, ist Ursache, dass ich ihn an der rechten Hand fühle. Was besagt mir nun das Causalgesetz, welches Schopenhauer ins Treffen führt? Es besagt mir klar und deutlich, dass U_1 vor W_1 stattfinden muss, dass U_2 vor W_2 stattfinden muss. Aber die Causalität sagt nichts Weiteres; sie verbietet nicht, sie gesteht vielmehr zu, dass zwischen diesen beiden beliebige zeitliche Verhältnisse stattfinden können. Demgemäss kann denn auch beispielsweise U_1 gleichzeitig mit U_2, W_1 gleichzeitig mit W_2 stattfinden. Die Causalität verlangt eben nur, dass jeder Ursache ihre Wirkung vorhergehe, aber es wäre irrig zu vermuthen, der Satz, die Ursache müsse der Wirkung vorhergehen, habe auf jede Wirkung, also auch auf eine solche einer anderen Ursache Giltigkeit. Wir müssen also festhalten, dass nach dem Causalitätsgesetze nur die Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung, keineswegs aber die Gleichzeitigkeit zweier causaler Verhältnisse ausgeschlossen ist. Wir rücken hierdurch dem richtigen Verständnisse der Wechselwirkung bedeutend näher.

Betrachten wir nun diese mögliche Gleichzeitigkeit von zwei Causalitäts-Verhältnissen. U_1 kann gemäss dem Causalitätssatze mit U_2 oder W_2, W_1 mit U_2 oder W_2 gleichzeitig sein. Aber diese beiden Möglichkeiten haben nur getrennt, nicht zusammen Giltigkeit. Es kann nur der eine oder nur der andere Fall gelten, weil sonst Ursache und Wirkung als gleichzeitig angenommen wären. Stellen wir uns demgemäss ein Schema dar, das uns die Arten möglicher Wechselwirkung versinnlichen könnte. Wir werden bei Aufstellung dieses

Schemas den graphischen Grundsatz verfolgen, dass Uebereinanderstellung von Buchstaben uns die Gleichzeitigkeit der bezeichneten Erscheinung zu bedeuten habe.

Das erste Schema lautet:

$$\begin{array}{l} U_1 + W_1 \\ U_2 + W_2 \end{array}$$

Das zweite Schema lautet:

$$\begin{array}{ll} & U_1 + W_1 \\ U_2 + W_2 & \end{array}$$

Das dritte Schema lautet:

$$\begin{array}{ll} U_1 + W_1 & \\ & U_2 + W_2 \end{array}$$

Dies wären die Schemata, welche uns die Verbindung zweier causaler Connexe versinnlichen. Wir sehen, dass zwischen causalen Verbindungen, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass die eine Verbindung nicht die Ursache der anderen Verbindung ist, drei Arten von Gleichzeitigkeit möglich sind. Die erste Verbindung der Connexe trägt zweifache Gleichzeitigkeit zur Schau, zwei getrennte Ursachen treten in demselben Momente auf und erzeugen in einem weiteren Zeittheile zwei gleichzeitige Wirkungen. Nach dem zweiten und dritten Schema tritt die Ursache des einen Nexus erst in dem Augenblicke auf, in welchem die Wirkung des andern Nexus bereits Erscheinung geworden ist. Diese beiden Schemata versinnlichen uns demnach im Grunde nur ein Verhältnis der einfachen Gleichzeitigkeit. Demzufolge können uns die drei aufgestellten Schemata in Wirklichkeit nur zwei Gleichzeitigkeitsmöglichkeiten versinnlichen. Diese Verhältnisse sind zwischen vier Erscheinungen, von welchen je zwei in einem Causalnexus stehen, möglich.

Haben wir damit schon die Wechselwirkung vor uns? Noch nicht ganz. Wir wissen nur, wie sich die beiden Connexe zu einander verhalten können, wir wissen, dass eine Gleichzeitigkeit zwischen ihnen möglich, aber wir wissen noch nicht, wie sie bei der Wechselwirkung in der That stattfindet. Wir haben den zeitlichen, aber nicht den räumlichen Connex der beiden in Rede stehenden Causalconnexe in Erwägung gezogen. Greifen wir nun auf unser Beispiel zurück, das uns am nächsten liegt, nämlich auf die an einander geschmiegten Hände, oder denken wir uns zwei Weltkörper im öden Weltraume schwebend, oder zwei einander genügend genäherte Elemente. Was geschieht in solchen Fällen? Dauert das Verhältnis auch nur so lange, dass die Ursache wirken kann, also einen unmessbaren kleinen Zeittheil, so wird bereits das erste Schema verwirklicht. Jedes der in

Rede stehenden Elemente wirkt auf das andere. Im Element A wirkt U_1 und ruft W_1 im Elemente B hervor; im Elemente B wirkt zur gleichen Zeit U_2 und ruft W_2 im Elemente A hervor. Die vier Erscheinungen, welche hier Gegenstand unserer Betrachtungen sind, verhalten sich räumlich ganz anders als zeitlich. Räumlich nämlich müssen U_1 und W_2 in A, W_1 und U_2 in B zu finden sein; zeitlich dagegen findet U_1 gleichzeitig mit U_2, W_1 gleichzeitig mit W_2 statt. Dieses Verhältnis nun, in welchem ein derartiger zeitlicher Gleichschritt, zu gleicher Zeit aber ein räumlicher Chiasmus der Erscheinungen stattfindet, ist der Wechselwirkung eigenthümlich.

Es dürfte nun klar sein, worin der Irrthum liegt, welchen sich Schopenhauer in seiner Kritik des Wechselwirkungsbegriffes zu Schulden kommen lässt. Er hat richtig gesehen, dass bei der Annahme irgend einer Wechselwirkung eine Ursache und eine Wirkung gleichzeitig in ein und demselben Elemente vorhanden sein müssen. Er hat gemeint, dass diese Wirkung zu dieser Ursache gehöre und von diesem an sich berechtigten Standpunkte aus hat er die Wechselwirkung bestritten, weil Ursache und Wirkung nicht gleichzeitig in Erscheinung treten können. Die Anschauung Schopenhauers war aber darin falsch, dass Ursache und Wirkung, welche in einem Elemente zusammen auftreten, nur räumlich, nicht auch causal zusammen gehören. Der Frankfurter Denker sagte sich, Ursache und Wirkung in einem Elemente in einer zeitlichen und räumlichen Einheit seien unmöglich, der Weltlauf würde in einen Augenblick zusammenschrumpfen, wenn dergleichen stattfinden könnte. Er hätte aber sagen sollen: wenn Ursache und Wirkung in einer zeitlichen und räumlichen Einheit zusammentreffen können, so können sie causal nicht von einander abhängen, so kann die Wirkung mit der Ursache nicht causal verknüpft sein. In der That sehen wir denn auch bei der Wechselwirkung U_1 und W_2 auf der einen Seite, W_1 und U_2 auf der anderen Seite erscheinen.

Das eigenartige Verhältnis, in welchem zwei causale Connexe existiren können, macht uns aber nicht alle Phänomenen der Wechselwirkung begreiflich. Wir gewahren nicht, wie auf solche Art durch die Dauer des Verhältnisses eine gegenseitige Steigerung der Phänomene zu verstehen wäre. Dies führt uns auf eine hinsichtlich der Wechselwirkung sehr bedeutsame Einsicht, auf die Einsicht nämlich, dass wir unter diesem Ausdrucke Verschiedenes zusammenfassen, das sich auf den ersten Blick ähnlich sieht, sich durch die genauere Analyse der causalen Factoren aber in seiner Diversität zeigt. Wirkt nämlich U_1 derart, dass es W_1 hervorruft, W_1 so, dass es U_2 hervorruft, U_2 so, dass es W_2 hervorruft, so haben wir eine causale Kette vor uns, bei

welcher jede Gleichzeitigkeit ausgeschlossen ist; die Wirksamkeit, welche U_1 gewesen ist, wird gegen Ende des ganzen Processes in W_2 wieder auf das Element A, von welchem U_1 ausgegangen ist, übertragen; der Erscheinungscomplex erlischt sodann. Dies liegt beispielsweise beim Stoss vor, in welchem A auf B stösst, B vermöge seiner Elasticität einen Rückstoss ausübt. Diesen Complex von vier Phänomenen, bei welchem jede Gleichzeitigkeit ausgeschlossen ist, bei welchem allein das Nacheinander zu beobachten ist, haben wir Gegenwirkung zu nennen. Anders verhält es sich, wenn ich eine Feder durch Druck spanne. Der Druck wirkt auf die Feder, die Feder wirkt auf die drückende Hand zurück. Ich erhalte nicht mehr Kraft zurück, als ich in die Feder gedrängt habe. Hier ist zuerst ein Nacheinander, dann eine Gleichzeitigkeit der dauernden Wirksamkeiten bemerkbar. Nennen wir diese Form der Gegenseitigkeit Rückwirkung. Sie leitet zu den reinen Formen der Wechselwirkung über. Bei ihr sind zwei getrennte Erscheinungscomplexe zu unterscheiden. Der eine Erscheinungscomplex ist dadurch gekennzeichnet, dass bei ihm zeitliche und räumliche Coëxistenz stattfindet, aber, solange auch die Erscheinungen dauern mögen, eine Steigerung derselben nicht zu beobachten ist. Nennen wir dieses Verhältnis das der Gegenseitigkeit, der Reciprocität, nennen wir weiters das ähnliche Verhältnis, bei welchem eine Steigerung der Erscheinungen vorhanden ist, Wechselwirkung, nennen wir die Gesammtheit aller in diesen Ausführungen besprochenen Connexe von Causalconnexen das Verhältnis der causalen Correlativität. Wenden wir uns nun jenem Verhältnis der causalen Correlativität zu, welches sich uns durch Steigerung der Phänomene kennzeichnet.

Das Verhältnis der Wechselwirkung, mit dem wir es jetzt zu thun haben, das Verhältnis der Wechselwirkung im engeren Sinne, das Verhältnis der Wechselwirkung, welchem eine Steigerung der Erscheinungen charakteristisch ist, erhebt sich auf der Basis desjenigen Verhältnisses, das wir die Gegenseitigkeit oder Reciprocität genannt haben. In der Reciprocität haben wir nichts gefunden, was uns eine Steigerung der Erscheinungen begründen könnte. Eine wechselseitige Steigerung correlativer Wirksamkeiten ist daher eine Erscheinung, welche eine eigene Ursache beansprucht. Nehmen wir das Hinzutreten dieser Wirksamkeit an, so leuchtet uns ein, dass sie, sofern sie sich auf das ganze System der vorhandenen correlativen Wirksamkeiten erstreckt, das Erscheinungsbild derselben entweder durch den Wegfall oder durch das Hinzutreten eines Merkmales verändern muss. Wenn wir das schwierige Problem der causalen Interferenz und Polarisation einstweilen ausser Acht lassen, so fällt nur das Hinzutreten eines Merkmals

in Betracht. Die Steigerung der Erscheinungen ist eben dieses Merkmal. Wir gelangen dadurch zu dem Schluss, dass eine Verstärkung der Erscheinungen nur durch das Hinzutreten einer Wirksamkeit zu dem System von correlativen Wirksamkeiten erklärt werden kann, welches Hinzutreten derart beschaffen sein muss, dass es nicht eine Interferenz oder eine Polarisation der beeinflussten Wirksamkeiten hervorruft. Wenn ein Kanonenloch gebohrt wird, so sind demnach nicht etwa Reibung und Wärme die einzig vorhandenen Erscheinungen, welche für sich genommen erklären könnten, dass sie sich gegenseitig steigern. Die Energiequelle. von welcher die wechselseitige Steigerung erst gespeist wird. liegt in der Bewegung des Bohrers. Nicht anders verhält es sich bei Erscheinungen organischer Natur, bei welchen wechselseitige Steigerung vorhanden ist. Hier es ist die Ansammlung der virtuellen Energie im Organismus. welche die Steigerung der actuellen und damit der vitalen Erscheinuungen herbeiführt. Nehmen wir, um uns die Sache zu verdeutlichen, an, wir hätten zwei Objecte vor uns, welche gegenseitig aufeinander wirken; hinter die wirkende Ursache des einen Objectes A träte aber die Ursache U_1, welche eine ansehnliche Quelle der Energie wäre. Dieser Verstärkung von U_1 wird eine entsprechende oder nicht entsprechende Aufnahmsfähigkeit der Wirkung seitens des Objectes B gegenüberstehen. Ist die Aufnahmsfähigkeit in der That eine entsprechende. so wird die von U_1 ausgehende Energie, von ihr einfach aufgenommen werden. Eine brennende Naphthaquelle beispielsweise gibt die Wärme. die ihr entströmt. an die umgebende Luft. Da die Luft die Wärme aufnehmen kann, ohne sich wesentlich zu verändern. können wir an diesem Beispiele einen Fall von einer Wechselwirkung beobachten. bei welcher trotz der Steigerung des verursachenden Momentes das Erscheinungsbild nicht verändert wird. Die Einwirkung der Luft auf das Naphtha tritt in der Verbrennung zutage; die Verbrennung selbst erwärmt die umgebenden Luftschichten; so scheint es, als wirke die umgebende Luft auf sich selbst. als erwärme sie sich selbst. Ein Schein, der dadurch aufgelöst wird, dass im Erdöl Wärme aufgespeichert ist. die eben durch die Verbrennung frei wird. Anders verhält es sich, wenn das Element B die ganze von A gebotene Wirksamkeit nur aufnehmen kann, sofern es sich unter diesem Einflusse wesentlich verändert oder sofern es die erhaltenen Impulse wieder zurückerstattet. Der eine Fall nähert sich, sofern die wesentliche Veränderung eingetreten ist, dem früheren; im anderen Falle findet eine Rückstauung des Impulse statt. der nur nach A hin wieder abgegeben warden kann. In beiden Fällen müssen Erscheinungen auftreten, welche sich nach Massgabe von U_1 in ge-

steigerten Formen äussern. Wo immer solche wechselseitig gesteigerte Erscheinungen auftreten, ist demnach anzunehmen, dass sie einer Wirksamkeit entspringen, welche geeignet ist, die wechselseitige Steigerung zu speisen. Dies ist eine für den Oekonomisten bedeutungsvolle Einsicht. Wo wir nämlich auf diesem Gebiete zwei Elemente gewahren, welche die an ihnen zu beobachtenden Merkmale wechselseitig zu steigern scheinen, ist uns nur ein Problem, nicht aber die Lösung eines solchen gegeben. Wir müssen uns vorhalten, dass auch auf ökonomischem Gebiete der Satz von der causalen Verknüpfung aller Erscheinungen gilt, dass demnach eine Wirkung ohne Ursache undenkbar ist, dass wir uns demgemäss bei der Thatsache der wechselseitigen Steigerung nicht beruhigen dürfen, dass wir vielmehr nach dem wichtigen Momente forschen müssen, das sich hinter den correlativen Erscheinungen verbirgt und die wechselseitige Steigerung speist, den Aufwand, der uns entgegentritt, bestreitet. Im zweiten Bande dieses Werkes wird es unsere Aufgabe sein, die Erscheinungen des Wirthschaftslebens nach den im ersten Bande erörterten Methoden zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit werden wir uns mit der Erscheinung der wechselseitigen Steigerung ökonomischer Erscheinungen näher befassen, werden wir insbesondere nach der wirthschaftlichen Energie forschen, welche im Stande ist, diese Steigerung zu erzeugen, diesen Aufwand zu bestreiten.

Die Bedeutung, welche dem Phänomen der Wechselwirkung auf ökonomischem Gebiete eigen ist, wird uns vornehmlich klar, wenn wir die Massenerscheinungen in Betracht ziehen. Wir haben gelegentlich unserer die ökonomische Erscheinung betreffenden Darlegungen auch die Massenerscheinungen, welche im socialen Leben zutage treten, einer näheren Ausführung gewürdigt. Es ist nun auch nothwendig, die Causalität der Massenerscheinungen zu beleuchten. Die Massenerscheinung ist eine solche, bei welcher eine bestimmte Erscheinung an vielfachen Einzelwesen zutage tritt, welche unter denselben Umständen leben. Die Ursache der Massenerscheinung ist somit eine gemeinsame. Die Massenerscheinung äussert sich als vielfache, weil sie auf vielfache einzelne Wirthschafter zu wirken in der Lage ist. Das Moment, welches eine Massenerscheinung erzeugt, kann naturgemäss nur ein ausserökonomisches von ökonomischer Bedeutung oder ein ökonomisches von ökonomischer Bedeutung sein. Wollen wir dieses näher erwägen, so müssen wir zunächst mehrere Unterscheidungen machen. Wir müssen nämlich zwischen den Massenerscheinungen unterscheiden, welche durch ein Vielfaches, und jenen, welche durch ein Einfaches bedingt sind. Ist eine Bedingung durch ein Viel-

faches vorhanden, so können wir von einer Massenursache sprechen. ist eine Massenerscheinung durch ein Einfaches bedingt. so haben wir eine Massenwirkung vor uns. Wir müssen weiters eine andere Unterscheidung machen. Das Vielfache oder Einfache. von dem eine Massenerscheinung abhängt, kann das Gepräge des Oekonomischen an sich tragen, sofern es in einer zweckmässigen Handlung liegt. und mit anderen zusammenwirken. um als schliessliches Ergebnis die Massenerscheinung auszulösen; in diesem Falle ist die Massenerscheinung eine autonome. Das Vielfache oder Einfache, von dem eine Massenerscheinung abhängt, kann aber auch das Gepräge des Nichtökonomischen an sich tragen, es kann etwa in physikalischen Umständen liegen, in diesem Falle ist die Massenerscheinung eine heteronome. Ist eine Massenerscheinung auf ein vielfaches Oekonomisches zurückzuführen, so ist sie eine Erscheinung in der Masse und aus der Masse. Ist eine Singularerscheinung auf ein vielfaches Oekonomisches zurückzuführen. so ist sie eine Erscheinung aus der Masse. Ist eine Massenerscheinung auf ein Einfaches zurückzuführen, das wirthschaftlicher oder nicht wirthschaftlicher Natur ist, so haben wir eine Erscheinung in der Masse vor uns.

Versuchen wir es. die Einwirkung einer nicht ökonomischen Thatsache auf eine ökonomische Massenerscheinung zu exemplificiren. Wir haben bereits erörtert, dass das Sterben eine Erscheinung von ökonomischer Bedeutung sei. Ein zahlreiches Sterben infolge einer bestimmten Krankheit, beispielsweise der Tuberculose, muss demnach als eine Massenerscheinung betrachtet werden. Aber diese Massenerscheinung ist nicht ausschliesslich auf ein ausserökonomisches Wirken zurückzuführen. Wenn wir in Betracht ziehen. aus welchen socialen Schichten die Tuberculose vornehmlich ihre Opfer holt, wird es uns klar, dass wir es hier nicht nur mit einer medicinischen, sondern auch mit einer socialen Thatsache zu thun haben. Das sociale Moment liegt hier nicht in dem Schlussergebnis. dem Tode, sondern in den Bedingungen der Krankheit. In der Tuberculose. beziehungsweise in der Erscheinung, dass zahlreiche Menschen von ihr dahingerafft werden, liegt somit eine Erscheinung vor, welche, da es sich bei ihr ausschliesslich um ein Gegeneinanderwirken von Lebewesen. somit um ein Gegeneinanderwirken von zweckmässigen Vorgängen handelt, zu ihrem überwiegenden Theile den Oekonomisten interessiren muss. Eine Massenerkrankung vermag uns daher nicht das Beispiel jener Massenerscheinung zu bieten, bei welcher ein ökonomisches Moment für die Entwickelung eines ökonomischen massgebend ist. Auch bei dem Misswachs liegt streng genommen ein solches Moment nicht vor, zumal die Entwicklung der Bodenfrüchte, welche die Bedingung für die Existenz der

Volksmassen bilden, ökonomische Erscheinungen sind. Auch hier handelt es sich ja um das Gedeihen organischer Substanzen. Wir müssen daher ein Beispiel für das Wirken einer ausserökonomischen Erscheinung auf das Wirthschaftsleben ausserhalb der besprochenen Erscheinungen suchen. Ein Brandunglück, welches eine Stadt einäschert, eine Ueberschwemmung, ein Erdbeben, Elementarereignisse also, welche viele Existenzen vernichten, werden uns die beste Anschauung dieser Wirksamkeit geben.

Kann eine Massenerscheinung auf die andere wirken? Wir haben bereits gesehen, dass dem so ist. Die Art und Weise dieser Wirksamkeit ist nicht so einfach wie bei den Singularerscheinungen, bei welchen eine Zweckvorstellung eine Handlung auslöst. Es gibt Massenerscheinungen, bei welchen diese Einwirkung einer Massenerscheinung auf die andere unmittelbar ist. Die einfachste derselben ist der Marktpreis. Treten wir, um die einfachste Form der Preisbildung zu beobachten, in eine Auctionshalle. Hier ist nur ein Verkäufer vorhanden. Dennoch ist hier der Monopolpreis ausgeschlossen, weil es sich bei einer Auction im Allgemeinen um leicht vertretbare Güter handelt. Bei einer Auction können wir nun gewahren, in welcher Weise sich die Erscheinung der Reciprocität bethätigt. Jeder Bieter wirkt durch seine blosse Anwesenheit im Auctionslocale auf das Bieten des Andern steigernd an. Das Schlussergebnis ist der Preis, der Preis als allgemeiner Preis. Dass er nämlich die Höhe, welche beispielsweise in einer bestimmten Subhastation zu bemerken ist, in der That erreicht, ist jedenfalls das Ergebnis des Zusammenwirkens aller gegen einander concurrirenden Bieter. Er würde sich sicherlich, abgesehen von dieser Einwirkung, entweder gar nicht oder niedriger entwickelt haben. Schwieriger wird die Frage, in welcher Art eine Massenerscheinung auf die andere einwirkt, wenn wir zwei Massenerscheinungen in Erwägung ziehen, welche in ihrem Wachsen mit einander nicht unmittelbar, sondern durch mannigfache Mittelglieder zusammenhängen. Mill behauptet, dass Heiraths- und Sterbefälle in einem gewissen Zusammenhange stehen; dieser Zusammenhang soll im Allgemeinen ein directer sein. Einen directen Zusammenhang zwischen Heiraths- und Sterbefällen wird man aber nicht auffinden können, so lange man nicht klarstellt, dass der Mensch stirbt weil er heirathet, oder heirathet weil er stirbt, oder stirbt weil andere Menschen heirathen, oder heirathet weil andere Menschen sterben. In solchen Fällen muss, wie wir in unseren Erörterungen über die ökonomische Causalität näher begründet haben, eine gemeinsame Ursache vorliegen. In welcher Weise dies vorzustellen

wäre, wollen wir bei zwei Massenerscheinungen betrachten, welche in ihrem Steigen und Fallen vom Steigen und Fallen der Noth abhängen bei den unehelichen Geburten einerseits, den Selbstmorden andererseits. Kann man behaupten, dass eine uneheliche Geburt auf die andere einwirke, dass eine uneheliche Geburt die andere hemme, verhindere oder beschleunige und auslöse? Die uneheliche Geburt wird durch Ursachen, welche ihr unähnlich sind, beeinflusst, durch die Thatsachen der Lebensumstände. Auf den ersten Blick erscheint somit eine Einwirkung einer unehelichen Geburt auf die andere ausgeschlossen. In der That ist doch eine solche Wirksamkeit nicht nur möglich, sondern wirklich; das Verständnis dieser Wirksamkeit hängt vom Verständnis der Wechselwirkungen ab, welche auf ökonomischem Gebiete zu beobachten sind, und von der Erkenntnis der Gesetze, welchen diese Wechselwirkungen unterliegen. Es liegt auf der Hand, dass wir diesen Zusammenhang hier nur andeutungsweise verfolgen können. Es ist bekannt, dass die Zahl der unehelichen Geburten von der Noth abhängt. Aber es findet hier eine Wechselwirkung statt: Jede uneheliche Geburt vermehrt die Noth, indem sich die Menschheit um ein nothleidendes Mitglied vermehrt. So kann man denn sagen, dass jede uneheliche Geburt zum Theile auch eine andere nach sich ziehe Anders verhält es sich beim Selbstmorde. Auch er hängt von der Noth ab. Aber jeder Selbstmord vermindert die Noth, indem er die Schaar der Nothleidenden vermindert. Jeder Selbstmörder verhindert somit in einem gewissen gegenwärtig nicht bestimmbaren Masse einen anderen. Auch bei der Heirath kann man ein solches Einwirken einer Heirath auf die andere constatiren. Je mehr Menschen in einem Zeitabschnitte heirathen, desto weniger Menschen werden in einem nächsten gleich grossen Zeitabschnitte dazu gelangen, des Eheglücks theilhaft zu werden. Aehnlich verhält es sich mit der Erlangung der Pubertät. Je mehr Menschen die Reife erreichen, desto weniger können unter den gleichen ökonomischen Umständen in der gleichen Weise die Reife erreichen. Man könnte demgemäss das allgemeine Gesetz dahin aussprechen, dass die Wahrscheinlichkeit des Eintretens einer bestimmten Massenerscheinung umsomehr sinke, je mehr einzelne Fälle dieser Massenerscheinungen Thatsache geworden sind. Die grössten Schwierigkeiten bildet die Verfilzung ökonomischen Causalzusammenhanges, wenn wir unter dem Gesichtspunkte der Wechselwirkung in Betracht ziehen, in welcher Art Heirathen, Selbstmorde und uneheliche Geburten untereinander zusammenhängen mögen. Wenn wir nämlich annehmen, dass Heirathen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit eine eheliche Geburt zur Folge

hat, jede Geburt aber in einem gewissen Masse die Noth vermehrt, so müssen wir dahin gelangen, auch anzunehmen, dass, sofern wir jede Vermehrung der Existenzbedingungen ausser Acht lassen, durch jede Heirath Selbstmord aus Noth und uneheliche Geburten vermehrt werden, dagegen durch jeden Selbstmord aus Noth wieder die Heirathen vermehrt werden, oder die unehelichen Geburten vermindert werden. Es ist selbstverständlich, dass diese Zusammenhänge hier nicht als wirkliche, sondern nur als mögliche behauptet werden; wir wollen hier nicht darlegen, dass diese Erscheinungen in der hier angegebenen Art zusammenhängen, sondern nur, wie sie unter gewissen Voraussetzungen zusammenhängen könnten.

Wir haben es für angemessen erachtet, der Wechselwirkung eine eingehendere Erörterung zu widmen; die Gründe hiefür liegen einerseits in der Bedeutung, die diesem Begriffe zukommt, andererseits in dem Umstande, dass er seiner eigenthümlichen Wesenheit nach noch wenig gewürdigt ist. Dieser Uebelstand ist umso abträglicher, als es die Oekonomik gerade in ihren höchsten Problemen ausschliesslich mit Wechselwirkungen zu thun hat und ihre Gesetze insgesammt nur solche der Wechselwirkung sind. Durch die Analyse der Wechselwirkung, sowie durch das Gewicht, das wir auf diese Analyse legen, glauben wir eine Richtung eingeschlagen zu haben, welche sich zur sogenannten exacten analytischen Methode so verhält wie die höhere Mathematik zur algebraischen Analysis: es scheint uns hier nämlich eine Anwendung der exacten analytischen Methode gegeben zu sein, welche zugleich über diese Methode hinausführt. Die Analyse der exacten Methode dringt nirgends zu dem Begriffe der Wechselwirkung vor; sie bleibt vielmehr auf dem Boden der einfachen Wirksamkeit stehen. Je consequenter sie aber die Analyse durchzuführen sucht, je mehr sie zu den einfachsten Elementen, aus welchen die mannigfach verschränkten Erscheinungen der Wirklichkeit bestehen, gelangt, desto mehr lässt sie die causalen Beziehungen, die zwischen den constitutiven Elementen der Wirklichkeit obwalten, ausser Acht; in dem Augenblicke, in welchem sie das Ziel ihrer Analyse erreicht hat, in dem Augenblicke, in welchem sie jene Elemente als solche, als isolirte Factoren in Händen hält, ist sie naturgemäss am unfähigsten zur Erfassung einer möglichen Wechselwirkung zwischen den Elementen. Denn, um zu dieser zu gelangen, müsste sie das Entgegengesetzte von dem, was sie wirklich ist, sein, müsste sie in demselben Masse, in dem sie analytisch ist, synthetisch sein.

Durch unsere Behandlung des Begriffs der Wechselwirkung glauben wir uns in analoger Weise zum modernen Empirismus zu verhalten. Es

ist wohl nicht zu verkennen, dass er ein reges Verständnis für den Begriff der Wechselwirkung bekunde. Allein er hat es nicht auch vermocht, seine Anschauungen auf diesem Gebiete zur vollen Wissenschaftlichkeit zu reifen. Dazu wäre es nothwendig gewesen, dass er den Begriff der Wechselwirkung selbst einem genauen analytischen Studium unterwerfe, dazu wäre es also nothwendig gewesen, dass er von der analytischen Methode hinsichlich eines Gegenstandes Anwendung mache, von welchem sich die Vertreter eben derselben Methode bisher ferngehalten haben. Die Untersuchungen, welche wir hinsichtlich der wirthschaftlichen Wechselwirkung angestellt haben, konnten aber von den Empiristen nicht versucht werden, weil sie das Mittel, das dazu nothwendig war, den logischen Behelf, ohne den die in Rede stehenden Erörterungen nicht zu bewerkstelligen waren, als einen ihnen fremden perhorrescirten; diese Untersuchungen konnten auch von Seite des Rationalismus nicht unternommen werden, weil er von dem Gegenstande, auf welchen seine Methode Anwendung finden kann, um zugleich über sie hinaus zu führen, nichts wissen wollte.

Nachdem nun die wirthschaftlichen Causalverbindungen und ihre möglichen Connexe einem genauen Studium unterworfen worden, treten wir einem weiteren Untersuchungsgebiete näher, der Frage nämlich, in welcher Art die Causalverbindungen zu behandeln wären, damit man mit ihrer Hilfe zu Gesetzen der Erscheinungen, zu Gesetzen der wirthschaftlichen Wechselwirkung gelange. Bei dieser Untersuchung wird uns die Art und Weise, in welcher wir die Frage behandelt haben, wie man von den wirthschaftlichen Erscheinungen zu wirthschaftlichen Begriffen vorzudringen vermag, von namhaftem Nutzen sein.

II. Der cumulative Causalitätsschluss.

Die Erscheinung tritt uns nicht als einzelne entgegen; der Erscheinungen sind vielmehr gar viele; mannigfaltig ist das Band, das sie verknüpft. Angesichts solcher Vielheit, deren Inbegriff die Natur ist, muss der menschliche Geist sich fragen, auf welche Art er ihrer wohl Herr werden könnte. Und diese Frage beantwortet sich von selbst. Unser Verstand ist so eingerichtet, dass er, auch ohne es zu wollen, Erfahrungen sammelt; aus einer Sammlung von Erfahrungen schlagen sich gewisse mehr oder weniger allgemeine Sätze nieder. Solche

allgemeine Sätze stehen zu weiter hinzutretenden Erfahrungen nothwendig in einem zweifachen Verhältnisse: die neu hinzutretende Erfahrung stimmt mit ihnen überein oder widerspricht ihnen. Findet Uebereinstimmung statt, so bedeutet sie eine Bestätigung, findet Widerspruch statt, so bedeutet er eine Widerlegung des allgemeinen Urtheiles.

Eine Sammlung von Erfahrungen zu dem Zwecke, aus ihr einen allgemeinen Satz zu gewinnen, heisst Induction.

1. Die Induction.

Wir verstehen unter Induction im Allgemeinen jenes Verfahren, bei welchem das endliche Urtheil aus der Ansammlung einer Reihe von Einzelurtheilen entspringt. Es wird also zuvörderst eine Reihe von solchen thatsächlichen Einzelurtheilen vorausgesetzt. Nachdem eine derartige Kenntnis sich entwickelt hat, schreitet der Geist zur denkenden Betrachtung der ihm vorliegenden Thatsachen. Aus diesen hat sich zu ergeben, was ihnen gemeinsam ist. Die Induction ist somit der Schluss vom Besonderen auf das Allgemeine. Wir haben in der Abstraction von unwesentlichen Merkmalen die Verallgemeinerung der Vorstellungen zu Begriffen kennen gelernt. Mit dem Begriffe ist auch das Urtheil gegeben. Es entsteht aus der Verknüpfung von Begriffen und Merkmalsvorstellungen. Die Induction setzt somit jenen Sublimirungsprocess, welcher uns bereits die Thatsache des Begriffes ergeben hat, fort; durch sie werden die Urtheile vom Individuellen und Zufälligen geläutert und aus der Sphäre des Besonderen in die des Allgemeinen erhoben.

In welcher Art dies geschieht, lehrt uns ein einfaches Beispiel. Wenn wir durch eine Fensterscheibe in die Weite blicken, halten wir das uns sichtbare Bild für unverfälscht; wir wähnen, das Glas sei vollkommen durchsichtig und färbe uns die hinter ihm liegenden Gegenstände nicht. Je mehr der Scheiben wir aber hinter einander aufstellen, desto mehr gelangen wir zu der Wahrnehmung, dass sie in ihrer Aneinanderreihung den Eindruck einer intensiv grünen Färbung hervorzurufen vermögen, dass somit jede einzelne von ihnen in Wahrheit grün sei und die hinter ihr liegenden Gegenstände mit leichtem grünem Hauch überzogen unserem Auge übermittle. Dasselbe Phänomen werden wir beim Wasser gewahr. Auch hier ist die kleine Quantität mehr oder weniger hell, die grössere aber von deutlicher Färbung. Aehnlich verhält es sich mit der Erfahrung. Die einzelnen Thatsachen besagen für sich und gesondert nur wenig. Erst in der Menge werden sie bedeutsam; in der Menge verrathen sie nämlich, was jeder von

ihnen in einer an ihr allein nicht bemerkbaren Weise gemeinsam, was somit allen wesentlich ist. Behalten wir die oben erwähnten Beispiele im Auge, so lautet der bezügliche Inductionsschluss: Alle Fensterscheiben sind grün; jeder Wassertropfen ist gefärbt. Der Inductionsschluss lautet solcherart auch dann, wenn die Färbung an einer individuellen Fensterscheibe, an einem individuellen Wassertropfen gar nicht wahrzunehmen ist. Der Inductionsschluss wird somit aus den Thatsachen geschöpft, er muss sich aber an jeder einzelnen Thatsache nur in einem Masse bewähren, das durch die Häufigkeit der Beobachtung, der er entstammt, normirt wird. Er gilt daher als sicher nur von der Gesammtheit, nicht auch von jedem Einzelnen, das diese Gesammtheit gebildet hat.

Ein derartiger Schluss ist demnach nicht in jeder Hinsicht unanfechtbar. Fürs Erste kann es innerhalb der Reihe von hinter einander gestellten Scheiben die eine oder andere gegeben haben, die vollkommen hell war, aber sie machte ihren Mangel an Färbung nicht so bemerkbar wie die anderen das Vorhandensein derselben. Fürs Zweite sind nicht alle wirklichen, geschweige denn alle gewesenen oder gar alle möglichen Scheiben einer Prüfung unterworfen worden. Der Inductionsschluss bleibt demnach immer unvollständig. Er bleibt nicht nur unvollständig, weil eine vollständige und umfassende Erfahrung ausgeschlossen ist, sondern auch noch aus einem andern Grunde, dessen Natur nicht ganz gewürdigt worden. Schon nach einer mehr oder weniger kurzen Reihe von Erfahrungen entsteht in der Seele des individuellen Forschers ein eigenthümliches Phänomen. Gewisse Gleichförmigkeiten an seinen Beobachtungsobjecten fallen ihm auf. Er stutzt. Ein Verdacht entsteht in seinem Bewusstsein, der Verdacht, er werde das gleiche Merkmal bei allen gleichartigen Thatsachen finden. Diesem Gedanken spürt er nach, er wird von demselben auf seinem Forschungswege geleitet. Mit anderen Worten: jeder Inductionsschluss kommt als Hypothese zur Welt. Im weiteren Verlaufe seiner Entwicklung verleugnet er seine ursprüngliche Natur keineswegs. Streng genommen bleibt jeder unvollständige Inductionsschluss Hypothese und fürchtet als solche die Instanz, die ihn vernichten könnte.

Vom Augenblicke an, wo die Hypothese im Kopfe des Forschers auftaucht, geht eine bedeutsame Wandlung in seinem Innern vor. Wenn er auch sein bisheriges Verfahren gewissenhaft fortsetzt, so hat es sich doch in der Tiefe seiner Seele in sein Gegentheil umgewandelt. Er glaubt noch weiter zu induciren, während er in der That deducirt. Er sucht nämlich sein bereits fertiges Urtheil, das seiner ganzen Natur nach ein Vorurtheil ist, an der Wirklichkeit zu bewähren. Wann die

Induction, wenn auch nicht der angewandten Methode, so doch dem Denkprocesse nach in ihr Gegentheil, in die Deduction umschlägt, das lässt sich nicht für alle Fälle klarstellen, das ist Sache des Talents, der Phantasie; bei dem Einen entsteht jener Moment, wo die Vermuthung in ihm rege wird, früher, beim Andern später, bei Keinem im Augenblicke erst, in welchem er sein letztes Beweisstück prüft. Eben wegen dieses in der Induction verborgenen subjectiven Elementes ist jede auf solche Art entstandene wissenschaftliche Anschauung ursprünglich nur eine subjective; sie gibt nicht ein ungefärbtes Weltbild wieder; dieses gleicht vielmehr einer Gegend, die durch eine leichtgefärbte Brille betrachtet wird.

Greifen wir auf unser früheres Beispiel zurück. Blicken wir wieder für einen Augenblick durch die Scheibe auf die Strasse. Erscheint sie Jedem von uns gleich grün? Was dem Einen grün dünkt, das übt wohl auch an dem Andern gemeiniglich einen ähnlichen Eindruck, sofern er nur nicht am Daltonismus leidet; aber es ist anzunehmen, dass die Farbenwahrnehmung des Einen mit der Farbenwahrnehmung des Andern nicht bis auf die Abschattung genau identisch ist. Jedes einzelne Urtheil, aus dem sich die Induction zusammensetzt, ist sonach der spontane Act eines bestimmten Bewusstseins, ist ein Werk der individuellen Intuition. Das dürfen wir nicht verkennen. Es geht also nicht an, die Induction zuzulassen und die Intuition auszuschliessen, weil die Induction doch nur das Resultat einer Reihe von Intuitionen ist.

Hinsichtlich der Rolle, welche der Induction auf dem Gebiete der Oekonomik zuzuweisen wäre, herrscht bekanntlich unter den Methodologen Streit. Die Anhänger des Empirismus favorisiren die Induction, die Gegner die Deduction. Mill lehrt in seiner Logik (B. IV. C. I. § 1), die Geistesthätigkeit, welche den Gegenstand der Logik bilde, das Erforschen von Wahrheiten durch Vermittelung von Beweisgründen nämlich, sei immer, auch wenn der Anschein nach einer entgegengesetzten Richtung hinweise, eine inductive Thätigkeit. An einer anderen Stelle (B. III. C. III. § 8) weist er die Induction geradezu mit Hohn aus dem Gebiete der Oekonomik hinaus; endlich erklärt er (B. VI. C. 9 § 1): „The ground of confidence in any concrete deductive science is not the a priori reasoning itself, but the accordance between its results and those of observation a posteriori!“ Menger negirt die Induction nicht (Unters. p. 36), aber sie bietet ihm nicht genug. Er fordert ausnahmslose Gesetze. Diese weiss ihm die Induction nicht zu verschaffen; so überlässt er denn die Induction der empirischen Richtung und sucht selbst in neuer Richtung, der exacten, von der Induction Abgang zu nehmen und durch Deduction aus

apriorischen Axiomen exacte, also ausnahmslose Gesetze nicht des empirischen Wirthschaftslebens, sondern der Wirthschaftlichkeit zu gewinnen.

Keynes ist der Ansicht, dass die Oekonomik nicht eine bloss empirische und inductive Wissenschaft sein könne; damit sei nur eine Seite der Wahrheit gegeben; blosse Induction vermöge nichts; blosse Deduction sei gleich unerspriesslich. Es sei ein Fehler, dass man beide Methoden in einen Gegensatz zu einander bringe, als würde der Gebrauch der einen den der andern ausschliessen. Nur durch eine zweckmässige Combination beider sei eine gedeihliche Entwicklung der Oekonomik möglich (l. c. p. 164). Je complicirter die Wechselwirkung sei, desto weniger werde es der inductiven Methode gelingen, zur Klarheit durchzudringen (p. 193). Der genannte Autor hebt (p. 192) hervor, dass die inductive Methode insbesondere dort Anwendung finden könne, wo es sich um die Lebensweise einer bestimmten realen Menschenklasse handle; die Stellung der Arbeiter beispielsweise sei auf andere Weise als durch Induction überhaupt nicht zu ergründen. Demgemäss mache denn auch Cairnes von der Induction in seinen Untersuchungen über die Sclavenarbeit, Mill in seinen Untersuchungen über das Grundeigenthum Gebrauch (p. 194). Auch Malthus gehe inductiv vor; seine Untersuchung basire auf historisch-statistischen Thatsachen (p. 194). Keynes lehrt weiter (p. 195): „In having recourse to the empirical method it must always be remembred that the mere number of the instances is not so important, as they should be diverse in charakter, and collected over a wide and varied range. The object is to eliminate the effects of adventitious circumstances; and it is, therefore, important that the instances upon which the argument is based should have as little as possible in common, except those circumstances, which constitute the special subject of investigation. A dozen well-selected instances that fulfil the condition are worth more than a hundred, that are all of a similor charakter." Keynes scheint hier der Ansicht zu sein, dass es der Oekonomik angemessen wäre, in der Art Humes von wenigen wohl ausgewählten Thatsachen auszugehen und aus diesen sorgfältig abgewogene Schlüsse zu ziehen. Schon dadurch, dass er auf eine Auswahl unter den Thatsachen dringt und daher zwischen werthvolleren und minder werthvollen unterscheidet, entfernt er sich vom extremen Empirismus, der aus möglichst vielen Thatsachen möglichst wenig Schlüsse zu ziehen gewohnt ist, nähert er sich einem rationelleren Empirismus, dem die Thatsache nicht Alles ist, der vielmehr zwischen wesentlichen und unwesentlichen Thatsachen zu unterscheiden sucht. Keynes fusst in seiner Anschauung haupt-

sächlich darauf, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen der Vertheilung und des Austausches von Reichthümern sehr verwickelt seien. Die Methode einfacher Verallgemeinerung sei hier wegen der Mehrheit von Ursachen und von Wechselwirkungen nicht anwendbar. Nun zeigt aber Mill im dritten Buche seiner Logik ohne Rücksicht auf die Oekonomik, dass die Methode einfacher Beobachtung im Allgemeinen dort nicht zum Ziele führen könne, wo eine Wirkung sich aus einem Zusammenwirken verschiedener Ursachen ergebe. Die Schwierigkeit liege vornehmlich in der Länge der Zeit, welche in vielen Fällen nothwendig ist, um die ganze Wirkung bestimmter Erscheinungen zu Tage treten zu lassen (p. 198). Keynes gelangt daher zu folgendem Schlusse: „The prevalence of a low type of inductive reasoning in the treatment of economic questions is one of the most fertile sources of economic fallacy; and however legitimate the employment of the inductive method may be under certain conditions, there can be no doubt that this method is liable to serions abuse“ (p. 203).

Wir können die Ansichten dieses Autors folgendermassen zusammenfassen: Concrete Zustände lassen sich nur durch Induction feststellen; angesichts einer Mehrheit von Ursachen und von Wechselwirkungen reicht die Induction nicht aus; sie kann unter Umständen sogar zu Irrthümern führen; daher ist die Deduction nicht auszuschliessen. Gewiss sind diese Ansichten nur vernünftig zu nennen. Sie wenden sich vorwiegend gegen den extremen Empirismus der historischen Schule und verneinen ihm gegenüber die Ausschliesslichkeit der Induction. Aber damit, dass man dem Forscher erlaubt, auch die deductive Methode zu benutzen, ist die eigentliche Schwierigkeit der Angelegenheit eher umgangen als gelöst. Denn mit solcher Erlaubnis ist ihm weder angegeben, wo die Induction ihn auf den Sumpfboden der Irrthümer führe, noch auch bekannt gemacht, in welcher Art er das Instrument der Deduction zu benutzen habe, damit es ihm den wahren Zusammenhang der Dinge erschliesse. Keynes betont wohl, dass die Mehrheit der Ursachen und das Phänomen der Wechselwirkungen von der Induction nicht bemeistert werden könne, aber er untersucht die Frage, ob etwa die Deduction in solchen Fällen einzusetzen habe, nicht; er erörtert zumal nicht, wie die Deduction sich anzustellen hätte, um der Schwierigkeiten, welche die Induction nicht beseitigen konnte, Herr zu werden. Während also Menger nur lehrt, es sei Sache des Empiristen, zu induciren, des exacten Forschers zu deduciren, während Menger solcherart ausdrücklich eine Zweitheilung der Theorie herbeizuführen sucht, eine Arbeitstheilung begründet und jedem der bisher einander feindlichen Theoretiker ein gesondertes

Gebiet zur Herrschaft zuweist, versichert Keynes angesichts des entbrannten Streites gleichmüthig, ihm sei es im Grunde gleichgiltig, ob man inductiv oder deductiv verfahre; da die Induction nicht in allen Fällen zum Ziele führe, dürfe man der Deduction nicht verbieten, helfend einzugreifen. Menger gestaltet den Dualismus der Methoden zu einem Dualismus der Theorien aus; er gleicht dem Richter, der entzweite Ehegatten, deren einträchtige Lebensgemeinschaft fruchtbar wirken könnte, von Tisch und Bett scheidet und ihnen einräumt, dass sie in getrennten Wohnsitzen ihren mit einander unverträglichen Neigungen nachgehen. Indem er solcherart eine förmliche Gütertrennung vornimmt und der Induction das Eine, der Deduction das Andere zuweist, wird der vorgefundene Zustand des Streits keineswegs überwunden, sondern zu einem rechtlichen und dauernden gemacht.

Dieser Zustand ist, nachdem die Menger'sche Richtung sich mehrere Jahre hindurch mit grosser Rührigkeit und Energie bethätigt hat, dahin gediehen, dass der Empirismus anerkennt, die exacte Forschung möge immerhin deductiv verfahren, die exacte Forschung aber die Berechtigung der Induction seitens des Empirismus nicht in Frage stellt. So haust jede Methode auf einem ihr zugewiesenen Gebiete. Da dies von dem genannten Forscher gefordert worden ist, kann man ihn als den Sieger in dem Kampfe, den er durchgeführt hat, betrachten. Allein der gegenwärtige Zustand ist unstreitig ein solcher des Ueberganges. Denn er schafft uns aus Einer Wissenschaft eine Zweiheit. Aus einer Zweiheit aber lässt sich unmöglich ein System gestalten. Denn jedes System ist nur als Einheit denkbar. Demgemäss müsste denn die von Menger proclamirte Gleichberechtigung der exacten und realistischen Forschung aufgegeben werden. Eine der beiden muss die Oberhand, muss die Führung gewinnen. Der Empirismus ist dazu nicht fähig. Denn in der Erfahrung selbst ist die Theorie noch nicht gelegen; mit der Erfahrung fängt der Gedanke erst an, um aus ihr, als einem Rohmateriale, theoretische Gebilde zu schaffen. Der Empirismus vermag dies nicht, weil er die unabweisliche Nothwendigkeit der exacten Richtung durch Uebertreibung der Thatsächlichkeit herbeigeführt hat. Zu einer die Zweiheit der Forschungsmethode überwindenden Form der Oekonomik vermag auch die exacte Richtung nicht beizutragen, denn sie gerade hat diese Zweiheit begründet; sie könnte sich somit eines Vorranges nur bemächtigen, sofern sie mit ihren eigenen Postulaten in Widerspruch gerathen wollte; jede Aspiration also, das vereinheitlichende Element in der Mannigfaltigkeit zu sein, würde sie mit sich selbst in Zwiespalt bringen, sie schwächen und somit in das Gegentheil einer solchen Aspiration umschlagen. So ist denn die

entwicklungsgeschichtliche Nothwendigkeit der Auffindung eines dritten Elementes gegeben, das im Stande wäre, die vorhandenen Gegensätze in ihrer Totalität zusammenzufasssen.

Der anzustrebende Gesichtspunkt kann nicht mit dem des Empirismus zusammenfallen, er kann auch nicht mit dem des Rationalismus identisch sein; es muss vielmehr die gegenwärtige, Menger'sche Anschauung, nach welcher einerseits empirisch, andererseits rationalistisch zu verfahren wäre, in eine andere, adäquatere und ein System der Wissenschaft ermöglichende fort- und umgebildet werden; es muss demgemäss zu einer Auffassung der Oekonomik durchgedrungen werden, nach welcher nicht einerseits empirisch, andererseits rationalistisch, sondern sowohl empirisch, als auch rationalistisch verfahren wird. Von der Höhe dieser Auffassung aus sind Empirismus und Rationalismus constitutive Theile eines und desselben Ganzen, verschiedene, einander entgegengesetzte Seiten eines und desselben Gedankens. Dieser Gedanke, welcher von der Erfahrung ausgeht, um mit ihr und durch sie zu einer Theorie zu gelangen, ist, sofern wir das Nacheinander der Operation ins Auge fassen, empirischer Rationalismus, sofern das Hauptgewicht der Untersuchung auf Zusammenhang der Theorie mit der Wirklichkeit gelegt wird, rationalistischer Empirismus. Welche Rolle die beiden bisher gegensätzlichen Elemente in dieser ihrer Synthese zu spielen haben, wird uns eine kurze Auseinandersetzung lehren, welche sich an unsere bisherigen, das ökonomistische Denken betreffenden erkenntnistheoretischen Untersuchungen anschliesst.

Der Empirismus ist in zwei Formen denkbar. Er geht entweder vom Einzelnen aus, um beim Einzelnen zu bleiben. Dies ist der Standpunkt der vulgären Erfahrung, der rohen Empirie. Dies ist zumal der Standpunkt derjenigen, welche die Möglichkeit jeder Theorie leugnen oder glauben, die Theorie gefördert zu haben, wenn es ihnen gelungen ist, eine concrete Thatsache sicherzustellen. Eine andere Art der Empirie geht von der Erfahrung aus, aber nicht um bei ihr zu bleiben, sondern um sie zu einer Theorie zu läutern. Zu diesem Zwecke empfängt sie das Einzelne, um es zu sammeln, zu ordnen, zu vergleichen, um es somit einer wirklich wissenschaftlichen Bearbeitung zu unterwerfen. Je mehr Thatsachen sie sammelt, ordnet, vergleicht, desto mehr verschwinden die beiden Mängel, die schon Locke an der empirischen Erkenntnis gerügt hat, desto mehr sagt sich der Gedanke vom Synthetischen und Particulären der unmittelbaren Erfahrung los, desto mehr dringt er zu einer Verknüpfung der Elemente durch, welche wohl als bestehende gedacht, aber nicht in ihrer Reinheit gegeben ist. Wohl wissend, dass man aus dem einzelnen Falle kein allgemeines

Urtheil schöpfen könne, sucht sie der Erscheinungen in ihrer Gesammtheit habhaft zu werden und so aus dem Ganzen jenes Verständnis abzuleiten, welches im Theile nicht gelegen sein kann. Dass das Denken auf dem Gebiete der Oekonomik vom Gegebenen auszugehen hat, ist gewiss. Hat es aber vom Gegebenen auszugehen, so entsteht die Frage, ob es von dem Gegebenen auszugehen hat, wie es ihm gegeben ist, oder ob es von dem Gegebenen auszugehen hat, wie es ihm nicht gegeben ist. Gegeben sind nämlich die wirthschaftlichen Erscheinungen in ihrer mannigfaltigen Verknüpfung; nicht gegeben sind sie in ihrer Isolirung. Die Frage, ob es möglich wäre, von dem Gegebenen auszugehen wie es nicht gegeben ist, muss aber in verneinendem Sinne beantwortet werden. Denn, wenn der Gedanke vom Gegebenen ausgehen will, so muss er es eben hinnehmen; geht er vom Gegebenen aus, wie es nicht gegeben ist, so geht er einfach nicht vom Gegebenen aus. Geht er nicht vom Gegebenen aus, so kann er zu demselben nicht zurückgelangen. Andererseits lässt sich nicht verkennen, dass das Bestreben, vom Gegebenen, wie es nicht gegeben ist, auszugehen, einen Widerspruch in sich schliesst, da dabei eben doch vom Gegebenen ausgegangen wird. Somit ist die obige Frage dahin zu beantworten, dass der Gedanke vom Gegebenen, wie es gegeben ist, auszugehen hat. Demgemäss ist denn die Giltigkeit alles Wissens, das nicht an die Erfahrung anknüpft, nicht in der Erfahrung seine Wurzel hat, zu leugnen. Daher ist denn auch aus dem ganz auf sich selbst gestellten Denken keine wie immer geartete Wissenschaft, am wenigsten aber eine Oekonomik zu gewinnen. Eine Oekonomik, welche, als Wissenschaft des Möglichen, als Wissenschaft dessen, was von apriorischen Axiomen deducirbar wäre, ihr Theoriengewebe aus der blossen Vernunft herausspinnt, entwickelt nicht die Gesetze der wirthschaftlichen Erscheinungen, sondern nur die des wirthschaftlichen Denkens.

2. Die Hypothese als Hilfsmittel der Induction.

Alle Induction beruht auf der Beobachtung von Thatsachen. Alle Beobachtung von Thatsachen ist zweifacher Natur. Sie ist entweder eine Beobachtung von Thatsachen, die ohne Absicht auf die Beobachtung in Erscheinung treten oder eine Beobachtung von Thatsachen, die eben zum Zwecke der Beobachtung erst gesetzt werden. Solche Setzung von Thatsachen zum Zwecke der Beobachtung bildet das Experiment. Jedes Experiment wird gemacht um eine Vermuthung zu bewähren. Daher setzt jedes Experiment eine Hypothese voraus. Betrachten wir demnach zunächst das Wesen der Hypothese näher.

Die Hypothese steht zwischen Deduction und Induction als ver-

bindendes Glied. Jede Hypothese ist eine mögliche Erkenntnis; sie springt nach unzureichender Erfahrung wie ein Funke hervor. Sie ist deswegen nicht weniger werth als jene Wahrheiten, welche aus einem langen Gliederwurm von Thatsachen gleich einer Made herauskriechen. Denn innerhalb der blossen Möglichkeit gibt es keine Grade, diese sind nur innerhalb der Wahrscheinlichkeit vorhanden. Das Schnellfertige einer Hypothese schliesst überdies Gelassenheit in der Bewahrheitung ihrer Kunde nicht aus. Andererseits kann auch eine sorgsam begründete Theorie irrig sein. Gemeiniglich ist Entdeckung einer Wahrheit das Werk eines wundersamen Augenblicks, einer Intuition; die Untersuchung ihres Zusammenhangs mit der Wirklichkeit, die Prüfung ihrer gegenständlichen Berechtigung Sache langmüthiger Geduld und Hingebung.

Wenn wir von einer Wissenschaft verlangen, dass sie inductiv verfahre, so darf dies Postulat nicht missverstanden werden; es ist damit nicht gesagt, dass sie einzig und allein inductiv verfahre. Dies wäre ein Begehren, dessen Erfüllung unmöglich ist. Die Maxime, dass wir in der Oekonomik inductiv denken mögen, kann demgemäss nicht den Sinn haben, dass allgemeine Urtheile, welche nicht auf dem der Induction eigenen Wege der Erfahrungssammlung entstanden sind, ausgeschlossen sein müssen. Es ist unmöglich, dass ein methodologisches Machtwort in dieser Art die Erforschung der Gesetze vereitle; unmöglich, hintanzuhalten, dass irgendwann die voreilige Phantasie das Wort ergreife. Die Thatsachen werden aufgespeichert, damit man zu allgemeinen Gesetzen gelange, es geschieht aber, dass man es nicht wagt, den Zweck der vorhandenen Mittel zu verwirklichen. Der dreiste Wagemuth wissenschaftlicher Einbildungskraft empört sich gegen solche Feigheit, ihre Kühnheit entrüstet sich ob solcher Furchtsamkeit; ihre Verwegenheit schreckt vor solcher Mattherzigkeit zurück. Denn sie ist es gewöhnt, sich mit Eilfertigkeit über bangherzige Saumseligkeit hinwegzuschwingen. Der kalte Verstand zögert, das rettende Wort auszusprechen, das allen vorhandenen Prämissen adäquat wäre. Da tritt die Phantasie in die Schranken, sie wagt es, zu irren. Und indem sie wagt zu irren, bethätigt sie ihre wahrheitzeugende Macht. Wie die Natur Tausende von Lebenskeimen bildet, um verhältnismässig nur wenige zur Reife gelangen zu lassen, so ist auch die hypothesenbildende wissenschaftliche Dichtung rastlos geschäftig, wenn auch nur der eine oder andere Gedanke zur Wahrheit, zur Erkenntnis wird.

Die Hypothese verbieten, heisst die wissenschaftliche Sterilität zum obersten Forschungsgrundsatze machen. Nichts ist daher falscher als eine Doctrin, welche der Möglichkeit eines genialen Einfalles die Thür

versperren wollte. Oft geschieht es, dass einem der Erkenntnis zugewendeten Geiste eine plötzliche Offenbarung wird, dass ihm ein überraschendes Licht über eine Frage aufgeht, dass ihm, gleichsam von den Göttern, seltsame Aufklärung gegönnt ist. Unversehens sinkt der Schleier vor seinem Blick, die Schuppen fallen ihm von den Augen, er erhält eine ungeahnt tiefe Einsicht in die Natur der Dinge. Sollen so segensreiche Eingebungen verworfen werden, bloss weil sie nicht mit jener Langsamkeit zu Tage treten, welche dem gewöhnlichen Erwägungsprocesse eigen ist? Soll dem Gotte unter den Ideen das Recht des Lebens abgesprochen werden, weil er nicht so zur Welt kommt wie die Alltäglichkeit vorschreibt? Die Hypothese, die edelste Frucht der Geistesfreiheit, hat mit der Freiheit selbst manches gemein. Sie ist gefährlich, wenn man sie missbraucht. Dieser Missbrauch liegt vorwiegend darin, dass, falls die Bewährung der Hypothese nicht gelingt, hieraus der Schluss gezogen wird, die Thatsachen wären nicht in Ordnung, während doch nur die Folgerung gestattet wäre, dass die Theorie auf schwachen Füssen stehe. Eines solchen Denkfehlers machen sich die Socialisten schuldig, welche die ökonomische Welt bucklig, verkrüppelt und verwachsen finden, weil sie nicht den Formen ihrer Träume entspricht.

Auf dem Wege, welchen die Erkenntnis zurücklegt, um sich auf demselben zu entwickeln, ist sie, wie wir gehört haben, zuerst Philosophie, dann Wissenschaft. Es gibt einen Moment der Entfaltung, in welchem der Gedanke beides zugleich ist, in welchem er gerade auf dem Uebergangspunkte steht: in diesem Falle hat er die Gestalt einer Hypothese angenommen. Bei manchen Thierklassen findet man eine merkwürdige Art, in welcher das Individuum sich entwickelt; sie ist dem Naturforscher unter dem Namen des Generationswechsels bekannt. Infolge dieser Art tritt dem Kenner des Thierreiches ein und dasselbe Wesen in verschiedenen einander oft sehr unähnlichen Erscheinungsformen entgegen. Die gefrässige Raupe erinnert in nichts an die der Nahrung entbehrende Larve; die Starre einer solchen gemahnt in nichts an die freudige Beweglichkeit des Schmetterlings. Aehnlich verhält es sich mit dem Gedanken: kaum dass er ersonnen wird, muss er sich durch mannigfaltige Entwicklungsformen hindurcharbeiten. Es ist daher alles an den Wissenschaften, was noch nicht Erkenntnis geworden, Hypothese. Eine Hypothese ist eine Skizze, ist ein Entwurf einer allgemein gültigen und nothwendigen Erkenntnis. Wir stellen die Vermuthung auf, dass zu gewissen Erscheinungen ein gesetzlicher Zusammenhang nöthig wäre. Diese Vermuthung ist ohne haltbaren Grund, ohne Ueberzeugungskraft, sie ist ein blosser Erkenntniskeim, der seine

Lebensfähigkeit erst bethätigen muss. Dies geschieht durch Beobachtung und Versuch. Zeigt es sich hiebei, dass alle einschlägigen Phänomene sich in der That so gestalten, wie die Vermuthung behauptet, so wird diese Erkenntnis zu einem festeren und endgiltigen Gedankengebilde zusammengefasst: die Hypothese wird Gesetz.

Die Logik ist sich über Wesen und Bedeutung der Hypothese nicht vollständig klar. Aber es muss anerkannt werden, dass die Lehre von der Hypothese auf dem Gebiete der Logik bereits eine ziemliche Entwicklung erlangt hat. Insbesondere scheint eine erfreuliche Trennung dieses Begriffes von ähnlichen immer mehr durchzugreifen. Lotze unterscheidet in feiner Weise zwischen verschiedenen Begriffen, welche gegenwärtig in der ökonomistischen Discussion oft verwechselt werden. Er sondert die Hypothese vom Postulate und von der Fiction. Ihm ist das Postulat ein Rückschluss, welcher diejenigen Bedingungen oder denjenigen Grund ausdrückt, ohne dessen Herstellung oder Giltigkeit durch irgendwelche reale Dinge, Kräfte oder Vorgänge die gegebene Form der Erscheinung überhaupt undenkbar ist; dieser Rückschluss fordert oder postulirt also, dass irgend etwas Derartiges vorhanden sein müsse, was geeignet ist, dies Gegebene zu begründen. Das Postulat sei demnach nicht eine Annahme, die man unterlassen oder an deren Stelle man irgend eine andere setzen kann; es sei vielmehr eine absolut nothwendige Annahme, ohne welche der Inhalt der Vermuthung, um die es sich handelt, den Gesetzen unseres Denkens widersprechen würde (Logik p. 398). Hypothese nennt Lotze erst die Vermuthung, welche zu diesem abstract aufgestellten Postulate die concreten Ursachen, Kräfte oder Vorgänge namhaft zu machen sucht, und welche in diesem Falle den gegebenen Erscheinungen wirklich entspricht, während in anderen Fällen dasselbe Postulat vielleicht durch ganz andere äquivalente Combinationen von Kräften oder wirksamen Elementen zu befriedigen sei. Die Hypothese sei nicht gleichbedeutend mit einer leeren Vermuthung, sondern beruhe immer auf einem unabweislichen Postulate, und sie sei bestimmt, die Widersprüche oder Lücken, um derentwillen das Gegebene in seiner unmittelbar vorliegenden Gestalt undenkbar ist, durch die Annahme eines der Beobachtung entgehenden inneren Gefüges der wirklichen Dinge und wirklichen Vorgänge so zu erklären, dass aus diesem angenommenen wahren Inhalt der Widerspruch verschwindet, zugleich aber begreiflich wird, warum in der beobachteten Erscheinung derselbe für uns unvermeidliche Widerspruch entstehen musste (p. 399). Unter Fictionen endlich versteht Lotze Annahmen, die man im vollständigen Bewusstsein ihrer Unmöglichkeit macht, sei es, dass sie innerlich widersprechend sind, oder aus anderen Gründen nicht als

bestehende Theile der Wirklichkeit gelten können. Eine wirkliche wissenschaftliche Untersuchung komme nicht zu Stande, ohne dass die Beurtheilung auf einzelnen Voraussetzungen beruht, die man theils für unbeweisbar, aber nur probabel hält, und die man bald als ableitbare Principien der eigenen, bald als verbürgte Ergebnisse einer anderen Wissenschaft ansieht (l. c. p. 469). Auch Wundt unterscheidet zwischen dem Postulate und der Hypothese. Seiner Ansicht nach liegt ein Postulat vor, sofern ausgesprochen wird, wie ein Grund beschaffen sein muss, um eine bestimmte Folge hervorzubringen (Logik I p. 580).

Es wird für unsere Zwecke nicht unangemessen sein, wenn wir einen Blick auf die Stellung werfen, welche die Hypothese in den Naturwissenschaften einnimmt. Da ist zunächst die atomistische Hypothese zu erwähnen, nach welcher das Substrat der Körper ein System punctueller, durch Zwischenräume getrennter Elemente wäre. Diese Hypothese scheint durch thatsächliche und logische Gründe gefordert. Aehnlich verhält es sich mit der Hypothese, welche die Lichterscheinungen auf Schwingungen des Aethers zurückführt. Diese beiden Hypothesen zeigen uns das Wesen des Hypothese von einer besonderen Seite. Wir ersehen nämlich aus ihnen, dass es Hypothesen gibt, denen man beipflichten muss, weil man nicht anders kann. Sie sind nothwendige Annahmen, an welchen festgehalten wird, obwohl eine directe erfahrungsmässige Bewährung ausgeschlossen ist. Das Atom, der Aether kann nicht zu einem Gegenstande unmittelbarer Erfahrung gemacht werden. Es ist demnach nicht richtig, dass eine Hypothese nur dann wissenschaftlichen Werth hat, wenn sie sich in der Erfahrung bewährt. Jevons fordert (The principles of Science p. 510), dass eine echte Hypothese mit den Thatsachen übereinstimme. Zwingen nun Thatsachen, eine Hypothese anzunehmen, so tritt sie als Schlussergebnis einer Untersuchung hervor. In diesem Falle bezeichnet sie die Grenze, bis zu der unser Denken fortzuschreiten hat, an der es aber Halt machen muss. Wiewohl diese Art der Hypothese von Jevons nicht besonders erwähnt wird, so scheint es doch nach seiner geistvollen Analyse der Newton'schen Forschungsmethode (l. c. p. 581), dass sie dem Manne eigenthümlich gewesen sei, der sich rühmte, keine Hypothesen zu bilden.

Eine andere Art der Hypothese tritt nicht als Schlussergebnis einer Gedankenbewegung hervor, nicht als eine nothwendige Annahme, mit welcher die Untersuchung aufhört, sondern als ein zur Untersuchung anregender Einfall, welcher von der Erfahrung Bestätigung verlangt. Erhält er diese nicht, so muss er als Hypothese in Zweifel bleiben. Erhält er sie, findet sie sich bewährt, so verwandelt sie sich in ein

Gesetz. Das scheint die Hypothese gewesen zu sein, mittels welche Faraday vornehmlich zu seinen Forschungsergebnissen gelangte (vgl. Jevons l. c. p. 588). Diese beiden Arten der Hypothesen werden gemeiniglich nicht unterschieden, dennoch ist es unverkennbar, dass zwischen ihnen bedeutsame Verschiedenheiten obwalten; ist doch die eine ein nothwendiges Postulat, das vornehmlich durch Deduction gewonnen wird und entweder eine directe Bewährung nicht erheischt, oder doch nur eine Verification durch Thatsachen, welche auf sie schliessen lassen, zulässt; ist doch die andere ein keineswegs nothwendiges, sondern vielmehr ein mehr oder weniger arbiträres Hilfsmittel der Forschung, das, auf inductivem Wege gewonnen, vom empirischen Forscher in mannigfachen Gestalten erwogen, aber verworfen wird, wenn es sich nicht bewährt. Die Logiker scheinen die hier dargelegten Unterschiede der Hypothese nur wenig zu berücksichtigen. Dennoch muss es auffallen, dass ein Denker wie Wundt an zwei verschiedenen Stellen seiner Logik von der Hypothese zwei verschiedene Definitionen bietet, von welchen die eine die Initialhypothese, die andere die Terminalhypothese behandelt. Wundt definirt die Hypothese (I. p. 403) als Voraussetzung, welche um der Thatsachen willen gemacht wird, aber selbst der thatsächlichen Nachweisung sich entzieht, er definirt die Hypothese anderseits (II. 22) als eine Deutung, die sich als mögliche darbietet und als wirklich geltend gemacht wird, um die daraus sich ergebenden Folgerungen zu entwickeln und an der Erfahrung zu prüfen. Wir sehen somit, dass die eine Hypothese von der Erfahrung ausgeht, die andere Hypothese zu ihr hinstrebt; die eine ist somit eine empirisch-rationale, die andere eine rational-empirische. Diese rein formale Unterscheidung der möglichen Hypothesen kann gelegentlich mit der materiellen zwischen Hypothesen des Connexes und Hypothesen, welche sich auf die Annahme einer Substanz beziehen, zusammenfallen.

Welche Stellung nimmt die Hypothese auf dem Gebiete der Oekonomik ein? Das ist eine Frage, in welcher Cairnes besonders zu hören ist. Es wird sich bei diesem Autor zeigen, was bei vielen anderen auch nachzuweisen wäre, dass sie nämlich von dem Wesen der Hypothese eine nur unzureichende Kenntnis haben und diese daher mit dem Hypothetischen, die bedingungsweise Wahrheit mit der Wahrheit hinsichtlich einer Bedingung verwechseln. Cairnes verkennt nicht, dass der Hypothese auf dem Gebiete der Physik eine besondere Bedeutung zukomme. Die Undulationstheorie in der Optik, die Theorie von der molecularen Constitution der Materie, die Doctrin von der vis inertiae, sie alle schlössen unmittelbare Beobachtung aus und seien uns nur

durch ihre physikalischen Wirkungen näher gerückt (p. 84). Ricardo habe, indem er in seinen Untersuchungen von angenommenen Fällen ausging, soweit es die Natur der ökonomistischen Probleme überhaupt erlaube, von der experimentellen Methode Gebrauch gemacht (p. 93). Der Haupteinwand, der dem hypothetischen Denken gemacht werden könne, gehe dahin, dass es dem Irrthume gar zugänglich sei; unlogische Untersuchung, Ausserachtlassung eines wesentlichen Merkmales bringe ein falsches Ergebnis des Denkens hervor (p. 66). Ein wirthschaftliches Gesetz drücke nicht die Ordnung aus, in welcher Erscheinungen stattfinden, sondern nur die Tendenz, welcher sie gehorchen; ein wirthschaftliches Gesetz können daher, sofern es auf Thatsachen angewendet wird, nur wahr sein, wenn störende Momente nicht vorhanden sind. Es stelle somit eine hypothetische, nicht aber eine positive Wahrheit dar (p. 118). Wirthschaftliche Gesetze seien nur wahr unter der Annahme, dass sie die Prämissen aller Ursachen in sich schliessen, welche hinsichtlich der Wirkung von Bedeutung wären (p. 61). Die beiden Hauptstellen, auf welche wir aber verweisen müssen, lauten folgendermassen (l. c. p. 94). „In Political Economy, as we have just seen, hypothesis is used in order to supply the reasoner mentally with those known and constant conditions which are essential to the development deductively of the fundamental assumptions of the science, but from the production of which in actual existence he is precluded by the nature of the case; and in this way, as I have explained, it may be regarded as a substitute for experiment: in physical investigation, on the other hand, as the required conditions can actually by produced, there is no need to assume them hypothetically, and accordingly this is never done. For what purpose, then, is hypothesis used in physical research? Always as a means of arriving at ultimate causes and laws. Such causes and laws not being susceptible of direct proof, through an appeal to the conciousness or senses, conjecture, guess, hypothesis, is the natural, as it is in truth the only possible path by which they may be reached.“ Weiters sagt Cairnes: „All that is properly speaking Political Economy is that system of doctrines which has been or may be deduced from those premises; and all this represents, as I have shonn, hypothetical truth. It appears to me, therefore dearly proper that Political Economy should be classed as a hypothetical science.“ (p. 65).

Diese Auffassung stimmt mit der Mills (Log. B VI. C. IX § 2) überein. Dieser Forscher lehrt, dass alle Gesetze, die man durch die deductive Wissenschaft gewinnen könne, im strengsten Sinne des Wortes hypothetischer Art seien, sie seien auf irgend einen vorausgesetzten

Kreis von Umständen gegründet und sagten aus, wie irgend eine gegebene Ursache unter jenen Umständen wirken würde, vorausgesetzt, dass keine andere Ursache mit ihr vereinigt wäre. Stellen wir der Vollständigkeit wegen Cairnes Keynes zur Seite. Es heisse, sagt dieser, dass die Oekonomie, sofern sie sich auf die deductive Methode stützt, einen hypothetischen Charakter gewinne. Man könne aber von jedem causalen Gesetze behaupten, dass es nur hypothetisch sei, da es ja nur behauptet, gewisse Ursachen würden im Falle der Abwesenheit gegenwirkender Ursachen einen gewissen Effect hervorrufen. Daher handle es sich bei causalen Gesetzen nur um Feststellung blosser Tendenzen. Demgemäss hätten weiters alle causalen Wissenschaften und ebenso solche, welche die Deduction gebrauchen, einschliesslich der Oekonomik und der Astronomie ein hypothetisches Element in sich (p. 205). Nichts erscheine übrigens selbstverständlicher, wenn man erwägt, dass die Oekonomik von fictiven Begriffen Gebrauch macht, das heisst von Voraussetzungen, deren Beziehung zu den thatsächlichen Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens zweifelhaft sind (p. 209). So sei es denn auch zu erklären, dass die Gesetze der Oekonomik hypothetischen Charakter an sich tragen (p. 212). Es sei wohl ein sehr nützliche Methode, mit einer sehr einfachen, klaren Annahme zu beginnen und dann schrittweise zu verwickelten Thatsächlichkeiten überzugehen (p. 231), aber insbesondere werde die Hypothese, welche nur wenig Zusammenhang mit den Thatsachen aufweist, doch nur einen didaktischen Werth besitzen (p. 215). Auch Pantaleoni fusst auf diesem Standpunkte. Es handle sich (Economia pura, p. 11) um Voraussetzungen, welche wir in der Wirklichkeit nicht haben, nämlich beispielsweise um die Existenz einer vollständigen Freiheit des Wettbewerbes, um eine vollständige Gewerbefreiheit, um die Existenz eines geschäftlichen Marktes; wenn eine Wissenschaft von solchen Voraussetzungen ausgeht, welche in der Wirklichkeit nicht zu finden sind, so habe sie unbedingt einen hypothetischen Charakter. Je mehr sich die Ansicht festsetzte, dass man unter Hypothese Alles zu verstehen habe, was nicht Thatsache ist, desto mehr war es möglich, dass man, wie dies Schönberg thut (III. Aufl. I. Bd. p. 24) alles Abstracte schlankweg mit dem Hypothetischen identificirt.

Den namhaftesten Oekonomisten erscheint, wie wir sehen, Alles, was nicht greifbar ist, als Hypothese. Die Deduction — hypothetisch; das Abstracte — hypothetisch; jedes wie immer geartete Gesetz — hypothetisch! Das ist für manche ein im Grunde ganz practisches Verfahren; denn der Zweifel an aller Wissenschaftlichkeit führt dahin, dass man es wagt, schliesslich auch das Zweifelhafteste als Wissen-

schaft auszugeben. Es kann uns freilich nicht einfallen, mittels philologischer Gründlichkeit die Art festzustellen, in welcher die Oekonomisten im Allgemeinen und im Besonderen den Begriff des Hypothetischen anwenden, um darzulegen, dass sie sich unter demselben Widersprechendes vorstellen. Es geht auch aus den Proben, welche wir vorlegen und welche sich Jeder nach Belieben vermehren kann, zur Genüge hervor, dass gegenwärtig mit diesem Begriff geradezu ein wissenschaftlicher Unfug getrieben wird, dass er zu einem Behelfe geworden ist, um auch das Beste zu verleumden, auch das Schlechteste als annehmbare Waare anzuempfehlen.

Stellen wir zunächst fest, dass die Hypothese nur den Gleichklang des Wortes mit dem hypothetischen Urtheil gemein hat. Eine Hypothese muss keineswegs in Form eines hypothetischen Urtheiles ausgegedrückt werden; ein hypothetisches Urtheil zeigt nicht nothwendig das Gepräge einer Hypothese. Wenn wir sagen, dass es einen Aether gebe, so ist das eine Hypothese, mögen wir das Urtheil nun in hypothetischer Form ausdrücken oder nicht. Betrachten wir andere hypothetische Urtheile: Wenn es schneit, so ist es kalt; wenn zwei Magnete einander genähert werden, so ziehen sie einander an; wenn ein Metall Gold ist, so ist es dehnbar. Dies sind Urtheile, die allerdings ihrer Form nach hypothetisch sind, ihrem Inhalte nach aber sind sie keineswegs als Hypothesen aufzufassen. Das Urtheil: „Wenn A ist, so ist auch B“ ist somit immer ein hypothetisches; es ist aber nicht immer eine Hypothese. Ist nämlich in dem Urtheile: „Wenn A ist, so ist auch B“ ein analytisches Urtheil gegeben, so ist es ein Urtheil über eine Bedingung, ohne irgend etwas Bedingungsweises an sich zu haben. Daher ist denn auch beispielsweise das Gesetz: „Wenn das Angebot steigt, dann fällt der Preis“ keineswegs eine Hypothese. Ist dagegen das Urtheil ein synthetisches, wie dies beispielsweise der Fall ist, wenn ich sage: „Wenn irgendwo Licht ist, so muss dort auch Aether vorhanden sein,“ so kann dies Urtheil nicht nur als hypothetisches, sondern auch als Hypothese in Betracht kommen. Daraus also, dass ein Urtheil in der Form eines Bedingungssatzes in Erscheinung tritt, ist nichts gegen seine Glaubwürdigkeit abzuleiten. Ein solcher Fehlschluss kann nur von jenen begangen werden, welche zwischen dem Hypothetischen und der Hypothese nicht zu unterscheiden vermögen und es deswegen unbegreiflich finden, dass Urtheile über Bedingungen unbedingte Geltung erheischen können.

Zu welchen Ergebnissen es führt, wenn man Hypothetisches und Hypothese nicht klar auseinander hält, zeigt uns insbesondere Cairnes. Er lehrt, Ricardo habe, von angenommenen Fällen ausgehend, von der

experimentellen Methode Gebrauch gemacht. Das ist genau so logisch, als würde er uns mittheilen, Ricardo habe dadurch, dass er ein Menu durchgelesen, gewöhnlich ausgezeichnet zu Mittag gespeist. Das Ausgehen von angenommenen Fällen ist zunächst keine Hypothese. Die Hypothese ist eine Annahme, aber nicht jede Annahme ist eine Hypothese. Eine Hypothese ist nämlich die Annahme eines thatsächlichen Verhältnisses, eine Annahme dagegen ist nur die Setzung irgend eines Urtheiles, um aus demselben Conclusionen zu ziehen. Ich kann daher annehmen, dass ich der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika wäre, um daraus gewisse Conclusionen hinsichtlich derjenigen Massnahmen, welche ich für gerathen fände, zu ziehen; durch eine derartige Annahme würde ich mich mit der Logik keineswegs in Widerspruch setzen. Aber ich werde nicht die Vermuthung aussprechen, dass ich der Präsident der Vereinigten Staaten sei, denn wenn es mir nicht gewiss ist, dass ich es nicht sei, so wird Jeder mit Recht an meiner ungestörten Denkfähigkeit zweifeln. Wer also von angenommenen Fällen ausgeht, gelangt dadurch nicht zu hypothetischen, sondern zu solchen Ergebnissen, die man ihm, wenn er nur richtig geschlossen, zugeben muss, sofern man ihm die Annahmen zugegeben. Weiter kann er aber nicht gelangen. Demgemäss kann das Schlussergebnis seiner Untersuchung nur dann Anspruch auf Wahrheit machen, wenn nicht nur der Ausgangspunkt derselben wahr gewesen, sondern auch der Weg, der vom Ausgangspunkte zu dem Schlussergebnisse geführt hat, ein einwandfreier gewesen. Dies hat aber nichts mit der Anwendung einer Hypothese, noch weniger mit der eines Experimentes zu thun. Auch wenn man annimmt, dass Ricardo's Methode sich mit Hilfe von Hypothesen fortbewege, vermag man die Ansichten, welche Cairnes an der citirten Stelle ausgesprochen, nicht zu billigen. Keine Hypothese vermag das Experiment zu ersetzen; denn das Experiment ist eine Anordnung von Thatsachen zu dem Zwecke, eine Hypothese zu bewähren, die Hypothese dagegen ein Urtheil, das ausgesprochen ist, zu dem Zwecke, dass es durch ein Experiment bewährt werde. Somit ist das Experiment ein bewährendes, die Hypothese dagegen ein zu bewährendes logisches Moment. Ist das Experiment aber bestimmt, festzustellen, dass ein Gedanke der Wirklichkeit adäquat sei, so liegt es auf der Hand, dass es durch kein wie immer geartetes rein gedankliches Element ersetzt werden kann. Bewährung ist eben nicht zu gewinnen, wenn man das, was man einmal denkt, in einer anderen Form wiederdenkt. Durch eine blosse Gedankenoperation kann demgemäss ein Gedanke plausibler gemacht werden, es kann nachgewiesen werden, dass er sich in das Ganze gewisser Vorstellungen harmonisch ein-

ordnen lasse, es kann ebenso dargethan werden, dass er in sich widerspruchslos sei, aber er kann hierdurch nie einer wirklichen Bestätigung an den Thatsachen unterworfen werden. Für die Wirklichkeit gibt es kein Surrogat.

Auch die weitere Ansicht des Cairnes wie des Keynes, dass die causalen Gesetze, die wirthschaftlichen insbesondere, im Grunde nur Hypothesen seien, ist irrig. Der Irrthum dieser Forscher liegt darin, dass sie ein Urtheil über Bedingungen für ein bedingtes Urtheil halten. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, gelangen sie zu der Anschauung, die Gesetze des wirthschaftlichen Lebens wären nur wahr, sofern ihnen nichts entgegenwirke. Sie sagen damit nichts Anderes als: Ein Gesetz über den causalen Zusammenhang ist nur wahr, gilt nur, wenn die Ursache, von welcher das Gesetz spricht, vorhanden ist. Nichts ist unlogischer. Wenn ich sage: Das Thermometer steigt, wenn es wärmer wird, so ist das ein hypothetischer Satz. Wann gilt er? Er ist unstreitig allezeit wahr, wahr, so lange es Thermometer gibt, wahr auch für Denjenigen, der kein Thermometer besitzt. Wenn die Bedingung, von welcher der Satz spricht, wenn nämlich die Wärme eintritt, so zieht dies nicht nach sich, dass der Satz wahr wird, sondern es zieht nur die Folge nach sich, dass das Thermometer steigt. Würde demnach mit Recht gesagt werden können, die Gesetze seien Hypothesen und gelten nur bedingungsweise, gelten nur, wenn keine Kraft entgegenwirkt, gelten nur als Ausdruck von Tendenzen, so würde man auch mit Recht sagen können: Der freie Fall sei eine blosse Hypothese. Warum? Der Stein fällt ja nicht, wenn ich ihn in der Hand halte. Das Gesetz der Schwere sagt uns also nur, dass die Körper eine Tendenz haben zu fallen, sofern dieser Tendenz nichts entgegen wirkt, und die Körper fallen nur bedingungsweise. Und in der That, wenn man in die Wirklichkeit hinaus kommt, so sieht man die wenigsten Dinge fallen. Folglich ist das Gesetz der Schwere werthlos. Es liegt auf der Hand, dass diese ganze Argumentation, so ungereimt sie auch sei, den logischen Ausführungen jener Forscher getreulich nachgebildet ist, welche jedes wirthschaftliche Gesetz als eine Hypothese bezeichnen. Sie gewahren eben nicht, wie dadurch, dass sie einen Stein in der Hand halten, das Gesetz der Schwere keineswegs in der ganzen Welt aufgehoben, sondern nur der Fall eines bestimmten Körpers für eine bestimmte Frist verhindert ist. Sie gewahren weiters nicht, dass der Stein nur unter der Annahme nicht fällt, dass er unterstützt wird, dass also, wenn Hypothese und Annahme gleichbedeutend wären, sie es sind, die sich auf das Gebiet des Hypothetischen begeben. Sie gewahren schliesslich nicht, dass

die Anschauung, die wirthschaftlichen Gesetze seien bloss wahr, sofern ihrer Wirksamkeit nichts entgegentritt, nur den Werth eines identischen Urtheiles habe; sie sagen mit demselben nichts Anderes, als: Die Gesetze sind wahr, wenn sie wahr sind.

Das angeregte Thema hängt mit der Frage hinsichtlich der Verification zusammen. Jede Induction führt zu einer Hypothese. Jede Hypothese muss durch Zusammenhang mit der Wirklichkeit bewährt werden. Man kann demnach zu nothwendigen und allgemein giltigen Erkenntnissen gelangen, wenn man von Wahrem ausgeht und logisch weiter schliesst, bis man zu einer Terminalhypothese gelangt; man kann von einer Initialhypothese ausgehen und zu allgemein giltigen sowie nothwendigen Erkenntnissen gelangen, wenn man zu Wahrem herabgeht und den Gedanken an den sorgfältig beobachteten Thatsachen bewährt; beide Gedankenbewegungen schliessen einander nicht nothwendig aus, sie können einander vielmehr ergänzen. Wie verhält es sich nun mit diesen Erkenntniswegen auf dem Gebiete der Oekonomik? Dass es möglich ist, von der Beobachtung der Thatsachen auszugehen und von ihr aus weiter zu schliessen, kann nicht bezweifelt werden. Ja man könnte sogar sagen, auf dem Gebiete des ökonomistischen Denkens habe man dies immer gethan. Fraglich ist es, ob dies der einzige Weg der Forschung ist, ob wir uns somit in der Theorie mit nothwendigen Annahmen, mit terminalen Postulaten des Denkens, mit terminalen Hypothesen, die unser Geist acceptiren muss, zu begnügen haben, oder ob es möglich ist, nicht nothwendige Annahmen durch Bewährung zu glaubwürdigen, zu allgemein giltigen Erkenntnissen umzugestalten. Die Frage, ob dies durch das Experiment möglich wäre, lassen wir für den Augenblick ausser Acht. Halten wir zunächst ganz allgemein fest, dass jede empirische Hypothese bewährt werden muss, wenn sie überhaupt auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen will. Wird sie, ihrem Wesen nach, zuerst ausgesprochen, dann bewährt, so liegt zwischen dem Augenblicke, in welchem geurtheilt wird, und dem Augenblicke, in welchem sich das Urtheil verificirt, der Ablauf einer gewissen Zeit. Jede Hypothese ist daher ein Blick in die Zukunft, sei es, dass ihre Bewährung durch das Experiment oder durch die Erfahrung vorgenommen werde. Sie ist ein Schluss von dem Seienden auf das noch nicht Seiende. Dieser Schluss ist oft richtig, oft nicht, er ist aber jedenfalls das Ergebnis jener beschränkten Sehergabe, über die wir verfügen.

Der bedeutendste der ökonomistischen Methodologen, Mill, äussert über diesen Punkt widersprechende Ansichten. Wir müssten, um zu

beweisen, dass unsere Wissenschaft und unsere Erkenntnis des einzelnenFalles uns dazu befähigen, die Zukunft vorherzusagen, darthun, dass sie uns befähigt hätten, die Gegenwart und die Vergangenheit vorherzusagen. Wenn etwas vorhanden wäre, das wir nicht hätten vorhersagen können, so bilde das ein Restphänomen, welches zum Behufe seiner Erklärung weitere Forschung heischt; wir müssten entweder unter den Umständen des besonderen Falles so lange suchen, bis wir einen finden, der nach den Grundsätzen unserer dermaligen Theorie über die unerklärte Erscheinung Aufschluss giebt, oder wir müssten umkehren und die Erklärung in einer Ausdehnung und Verbesserung der Theorie selbst suchen (Mill. Logik B. VI. C. IX. §. 6.) Allein Mill hat wenig Vertrauen zu solchen Vorhersagungen. Auch die Handlungen von Individuen könnten nicht mit wissenschaftlicher Genauigkeit vorherbestimmt werden, wäre es auch nur, weil wir nicht die Gesammtheit der Verhältnisse vorhersehen können, in denen sich dieselben befinden werden. (Log. B. VI. C. III. § 1.) Wäre daher auch unsere Wissenschaft der menschlichen Natur theoretisch vollkommen, könnten wir somit einen Charakter so gut wie die Bahn eines Planeten aus gegebenen Daten berechnen, so würden wir doch immer, weil die Daten nie insgesammt gegeben und niemals in verschiedenen Fällen genau ähnlich sind, weder zuverlässige Vorhersagungen treffen, noch auch durchgängig allgemeine Sätze aufstellen können (Log. B. VI. C. III. § 2). Da aber die Einwendungen, welche dem Individuum gegenüber gelten, umsomehr von einer Vielheit von Individuen wahr sein müssen, sei es einleuchtend, dass die Gesellschaftswissenschaft, als ein Ganzes von apriorischen Deductionen betrachtet, nicht eine Wissenschaft von positiven Vorhersagungen, sondern nur von Tendenzen sein könne (B. VI. C. IX. § 2). Wenn es gilt, die Tendenzen mehrerer Ursachen zusammenzusetzen und das Gesammtergebnis völlig gleicher Ursachen zu berechnen, und insbesondere wenn wir es unternehmen, vorherzusagen, was in einem gegebenen Falle wirklich eintreffen wird, und uns somit anheischig machen, die Einflüsse all der Ursachen, die gerade in jenem Falle vorhanden sind, zu schätzen und zusammenzusetzen, dann unterwinden wir uns einer Aufgabe, in der wir nicht weit vordringen können, ohne an die Grenzen der menschlichen Fähigkeiten zu stossen. (B. VI. C. IX. § 1).

Mill entgeht es nicht, dass er in diesen Sätzen gegen die Oekonomik einen geradezu tödtlichen Stoss führt. Ist es nämlich in keiner Weise möglich, die Theorie, welche nach Mill, wie wir gehört haben, apriorische Deduction ist, an der Erfahrung zu bewähren, so ist es

auch sicher, dass wir sie nicht gewiss, ja nicht einmal wahrscheinlich machen könnten. Und noch mehr! Hat die Theorie keinen Zusammenhang mit der Wirklichkeit, ist sie lediglich apriorische Deduction, die sich in der aposteriorischen Erfahrung weder widerlegen noch auch bewähren lässt, so können wir sie auch nicht zur Leitung unserer Entschlüsse benützen. Lehrt uns nämlich die Oekonomik nicht, in welcher Weise eine Thatsache, welche wir setzen, wirken wird, so vermag sie uns auch in keiner Weise in unserer Absicht, Thatsachen zu setzen, also zu handeln, zu unterstützen, sie kann demnach in keinem Sinne praktisch werden. Ist die ökonomistische Theorie aber eine solche, die einerseits nicht theoretisch gewiss, also nicht wahr, andererseits nicht verwerthbar, also nicht praktisch werden kann, so ist sie vollkommen werthlos; in diesem Falle würde sie am besten aufgegeben; eine Theorie, die sich nicht bewähren und nicht verwerthen lässt, ist um nichts mehr als ein müssiger Sport der Gelehrsamkeit und des Denkens. Mill sucht diesen Consequenzen durch kluge Abschwächungen seiner Anschauungen vorzubauen. Ein Mass von Kenntnis, welches für die Zwecke der Vorhersagung nicht ausreicht, könne immerhin von höchstem Werthe für die Leitung unserer Praxis sein. Es wäre für eine weise Führung der Angelegenheiten der Gesellschaft wie für jene unserer Privatinteressen nicht nothwendig, dass wir im Stande seien, den Erfolg unseres Thuns mit unfehlbarer Sicherheit vorauszusehen (B. VI. C. IX. § 2). Eine nur annähernde Verallgemeinerung in einer Frage der Gesellschaftswissenschaft sei für die meisten praktischen Zwecke gleichbedeutend mit einer exacten; denn das, was vom Durchschnitt des menschlichen Individuums nur wahrscheinlich ist, werde gewiss, sobald man es vom Charakter und dem Gesammtverhalten der Masse behauptet (B. VI. C. III. § 2). Mill scheint übrigens wenig zu ermessen, in wie schroffer Weise er jede Voraussicht auf dem Gebiete des ökonomischen Denkens leugnet; denn an anderer Stelle (Logik. B. V. C. X. § 8) lehrt er, die Methode, welche er dargestellt, sei diejenige, mittels welcher man die Gesetze des socialen Lebens erforschen müsse, mit ihrer Hilfe könne es uns in Zukunft gelingen, nicht nur weit hinaus zu schauen in die künftige Geschichte des Menschengeschlechtes, sondern auch zu bestimmen, welche künstlichen Mittel und in welchem Umfange man sie anwenden müsse, um den natürlichen Fortschritt, so weit er wohlthätig ist, zu beschleunigen, um die ihm etwa anhaftenden Uebelstände oder Nachtheile auszugleichen und Vorkehrungen zu treffen gegen die Gefahren oder Zufälle, welche unsere Gattung während ihres Entwicklungsganges bedrohen. Hier ist also Mill der Anschauung, dass es möglich sei,

auf deductivem Wege allgemein giltige und nothwendige und somit nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft wahre Einsichten zu gewinnen. Es ist bemerkenswerth, dass sich Cairnes, der sich doch immer nur in den Spuren Mill's bewegt, weit weniger zuversichtlich ausdrückt. Er sagt (l. c. p. 55) „The facts, therefore, which constitute the premises of Political Economy are those, which influence the production and distribution of wealth; and in order that the science be absolutely perfect, to that an economist might predict the course of economic phenomena with the same accuracy and certainty with which au astronomer predicts the course of celestical phenomena, it would be necessary that these premises should include every fact, mental and physical, which influences the phenomena of wealth". Umso zuversichtlicher scheint Menger in die Zukunft zu blicken. Er sagt (Unters. p. 18): „Je gröſser die Strenge des Gesetzes, um so grösser auch der Grad der Sicherheit, mit welcher auf Grundlage dieser Gesetze über die unmittelbare Erfahrung hinaus auf den Eintritt künftiger und auf die Coexistenz gleichzeitiger, nicht unmittelbar beobachteter Phänomene geschlossen werden kann." (Vgl. Unters. p. 28 u. 55.) In der That lässt sich nicht leugnen, dass die Wissenschaft uns werthlos, die Theorie uns grau erscheinen muss, wenn die Forschung uns nicht in einem gewissen Masse und bedingungsweise zu Propheten zu machen weiss. Die Wundergabe der Propheten kündet die Zukunft, ohne das Eintreffen des vorhergesagten Ereignisses an bestimmte mit ihm causal verknüpfte Bedingungen zu binden; der Mann der Wissenschaft dagegen vermag in hypothetischer Weise über die Zukunft zu urtheilen. Und nicht nur er. Jeder Mensch handelt nur, weil er über die Wirkung seiner Handlungen, also über Etwas, das erst in der Zukunft eintreten kann, wenn gewisse Erscheinungen gesetzt werden, bestimmte Anschauungen hegt. Ist die Oekonomik unvermögend, uns hinsichtlich der möglichen Wirkungen wirthschaftlicher Thatsachen aufzuklären, so ist sie eher geeignet, unsere wirthschaftliche Energie zu schwächen als zu stärken. Ihr Verzicht auf den Blick in die Zukunft ist somit gleichbedeutend mit einem Verzichte auf die eigene Zukunft.

Die Frage, ob und in welcher Art Urtheile und Schlüsse ökonomistischer Natur an der Erfahrung zu verificiren wären, wird vom Standpunkte des Empirismus aus anders beantwortet als von dem des Rationalismus. Dass der inductivistische Empirismus seiner ganzen Natur nach Zusammenhang mit der Erfahrung fordern muss, liegt auf der Hand. Allein seine Erkenntnis, so sicher sie auch scheine, ist keine allgemein giltige und nothwendige; sie gilt nur vom Einzelnen, sie lehrt uns also nicht die Wirkung einer Thatsache, die wir setzen

wollen, abschätzen. So werden wir denn der Frage zugedrängt, wie sich der deductivistische Rationalismus zur Verification stellt. Die Hauptvertreter dieser Richtung sind unter einander hinsichtlich dieser Forschungsgrundsätze nicht einig. Mill fordert die Bewährung als dritte Operation der Deduction (Log. p. 305); sie erscheint ihm werthlos, sofern sie nicht mit den concreten Erscheinungen übereinstimmt. Jevons (The theory of P.E. p. 2) empfiehlt seine Lehren mit den Worten „This theory is in harmony with facto". Er fordert auch eine Verification: „The deductive science of Economics must be verified and rendered useful by the purely empirical science of Statistics". Cairnes dagegen findet (p. 68), dass die Oekonomik nicht Ergebnisse zu bieten habe, welche mit den Thatsachen übereinstimmen; der Naturforscher habe das Experiment zur Hand, um seine Theorie zu erproben (p. 95), der Oekonomist könne aber die Uebereinstimmung seiner Sätze mit der Erfahrung nicht anstreben (p. 93). Menger schliesst die Verification exacter Forschungsergebnisse energisch aus (Unters. p. 41, 43, 54, 55, 57, 59). Wir sehen somit, dass im Lager derjenigen Forscher, welche der Deduction geneigt sind, hinsichtlich der Verification Zwiespalt herrscht. Der Empirismus kann uns nicht genügen, denn er sagt uns nicht, wie die Theorie an der Erfahrung eine Bewährung finden kann, er sagt dies nicht, weil seiner Anschauung nach die Erfahrung, die Beschreibung des thatsächlichen Vorganges selbst schon Theorie ist; der Empirismus stellt demnach die Bewährung der Theorie an der Erfahrung in Abrede, weil er keine Theorie kennt. Der Rationalismus kann uns nicht genügen, weil er sich, wie wir gesehen haben, zum Theile nur an die Theorie hält, weil er sich vorstellt, dass es Sätze geben kann, welche nur in der Theorie, aber nicht auch in der Wirklichkeit wahr wären, weil er wohl eine Theorie fordert, aber zugleich zulässt, dass sie mit der Empirie im Widerspruche steht. So sind wir denn genöthigt, die Frage der Verification selbstständig zu untersuchen.

Ein allgemeiner Satz wird nicht dadurch verificirt, dass er durch eine Autorität ausgesprochen wird, denn die Autorität ist nur insofern eine solche, als sie Wahres behauptet; ihre Macht fusst somit auf der der Wahrheit, nicht umgekehrt; daher ist denn auch der Meister nicht dadurch zu ehren, dass man bei ihm stehen bleibt, wie es die Scholastiker des Mittelalters mit Aristoteles gemacht haben, sondern dadurch, dass man von ihm fort zu weiterer Entwicklung schreitet. Wer beim Meister stehen bleibt, der hat seinem Vorbilde das Wichtigste nicht abgelernt, die Freiheit und Selbstständigkeit. Das Richtige sagt Keiner; Jeder kann daher nur lehren, was er selbst für richtig

hält oder was ein Anderer für richtig hält. Das. was ein Anderer für richtig hält, braucht Keiner zu sagen; denn Jeder weiss nur dadurch, was ein Anderer für richtig hält, dass eben der Andere es sagt. So bleibt denn nur übrig. dass der Forscher seiner eigenen Einsicht vertraue. Taugt sie, so wird sie heilsam wirken, taugt sie nicht, so wird sie unbeachtet bleiben; sie wird in keinem Falle schaden. Liegt die Verification aber nicht in dem Urtheile einer überlegenen Individualität. so kann sie nur aus den Thatsachen geschöpft sein. Ohne Zusammenhang mit der Erfahrung ist die Theorie lediglich Begriffsdichtung. Der Zusammenhang mit der Erfahrung ist aber jedenfalls schwer herzustellen. Unter solchen Umständen fragt es sich, wie es wohl möglich wäre, einer allgemeinen Erkenntnis, deren Zusammenhang mit der Erfahrung schon in ihrem Entstehen gegeben ist, diesen Zusammenhang auch immer zu wahren. Eine Lösung dieser Frage erscheint möglich. wenn wir erwägen. dass die Gedankenbewegung eine zweifache ist. Durch die Induction entfernen wir uns von der Erfahrung zur allgemeinen Erkenntnis hin; wir müssen daher die Deduction. die der Induction inverse Operation. dazu benützen. den Zusammenhang mit der Erfahrung immer wieder herzustellen. Demgemäss haben wir in der Induction das eigentlich heuristische, in der Deduction das eigentlich verificative Moment der Methode zu erblicken. Eben wegen der zweifachen Bewegung des Gedankens. welcher von der Erfahrung fortführt. um wieder zu ihr zurückzukehren. ist eine zweifache Verification denkbar: eine aufsteigende und eine absteigende. Man kann einen Satz und zwar insbesondere eine Terminalhypothese dadurch verificiren. dass man von der Erfahrung ausgeht und zeigt, wie man. ohne auch nur einen zweifelhaften Schritt zu machen. doch mit Nothwendigkeit zu der schliesslichen Annahme gelange. Man kann weiters eine allgemeine Erkenntnis und zwar insbesondere eine Initialhypothese dadurch verificiren. dass man zur Erfahrung wieder zurückgeht. ihre Adäquatheit an den Thatsachen nachweist. Die aufsteigende Verification hat aber nur dann wissenschaftlichen Werth. wenn sie von wirklichen Thatsachen ausgeht. die absteigende Verification hat nur dann einen wissenschaftlichen Werth. wenn sie zu wirklichen Thatsachen zurückkehrt.

Der Oekonomist sieht sich einem Gewebe von Thatsachen gegenüber. Er vermag in diesem Gewebe Kette und Einschlag nicht in Wirklichkeit zu trennen. Da stehen ihm denn drei verschiedene geistige Operationen zu. Er kann die volle empirische Wirklichkeit in Betracht ziehen: er kann gewisse Thatsachen ausser Acht lassen. um andere verfolgen zu können; er kann schliesslich beide Methoden mit einander

verknüpfen, indem er das Wesentliche an den Thatsachen ins Auge fasst. Die erste Methode hat den Vortheil, dass sie den Zusammenhang mit der Erfahrung nicht verliert; sie hat aber den Nachtheil, dass sie nicht zu einem vollen Verständnis derselben zu führen vermag. Die zweite Methode hat den Vortheil, dass sie wohl eine Theorie ermöglicht, aber wenn die Thatsachen, von welchen der Forscher ausgegangen ist, auch der Wirklichkeit angehören so gehören sie derselben doch nicht in ihrer Isolirung an; die Theorien, welche auf diesem Wege gefunden werden, entziehen sich jeder Verification; die aufsteigende Verification ist bei ihnen nicht anzuwenden, weil die Gedankenbewegung nicht bei der Thatsache einsetzt, sondern bei dem „apriorischen Axiom"; die absteigende Verification ist hier nicht anzuwenden, weil die Gedankenbewegung nicht zur Wirklichkeit zurückführt und in dieser isolirte Thatsachen nicht aufzufinden sind. So sehen wir denn Rationalismus und Empirismus, von einander getrennt, gesonderten Hebeln einer Scheere gleichen, sehen wir sie unfähig, ihren wissenschaflichen Aufgaben gerecht zu werden. Gerade diese Unfähigkeit weist auf ein drittes Verfahren, das die Vortheile der beiden früheren mit einander verknüpft, ohne ihre Nachtheile aufzuweisen. Der empiristische Rationalismus sucht von den Thatsachen richtige Abstractionen anzufertigen, weil er weiss, dass diese die Thatsachen in sich schliessen, dass man von ihnen immer zu den Thatsachen zurückkehren kann. Richtige Abstractionen sind aber nicht solche, welche aus der Fülle der Thatsachen jene, die in die Abstraction nicht hineinpassen, fallen lassen, sondern, wie wir in dem der Abstraction gewidmeten Capitel dargethan haben, solche, welche alle Thatsachen zusammenzufassen wissen, welche somit ihre unwesentlichen Merkmale, nicht aber Thatsachen fallen lassen. Diese Methode vermag nicht nur die aufsteigende, sondern auch die absteigende Verification mit Leichtigkeit zu üben. Sie geht nicht von einem Wirthschaftsmenschen aus, sie löst aus der Fülle der wirthschaftlichen Erscheinungen nicht jene heraus, die gewissen Postulaten entsprechen, um sie und sie allein ins Auge zu fassen: sie geht vielmehr von der Finalität aus, welche in allen Handlungen, mögen sie nun egoistischer oder altruistischer Natur sein, zu finden ist; sie kann durch das Moment der Finalität aber auch den Weg zu jeder Zweckmässigkeit zurückfinden.

Indem wir solcher Art, Rationalismus und Empirismus in gleicher Weise im Auge behaltend, nicht nur die Berechtigung der Verification zugestehen, sondern sogar ihre Nothwendigkeit vertreten, stellen wir uns scheinbar in einen Widerspruch zu Menger's Anschauung. Allein bei näherer Betrachtung gewahrt man leicht, dass dieser

Gegensatz sich auf der höheren Warte einer Synthese auflöst. Menger geht von der Erfahrung aus; er findet aber den Weg zu ihr nicht zurück; ja er betont nachdrücklich, dass er ihn gar nicht gehen wolle. Dadurch qualificirt Menger seine exacte Richtung als eine auf Terminalhypothesen absehende. Liesse es sich nachweisen, dass Menger's Gedankengang dem der Terminalhypothese entspricht, liesse es sich insbesondere nachweisen, dass seine Theorie des Grenznutzens eine Terminalhypothese sei: so müsste damit auch dargethan sein, dass Menger mit vollem Recht jede Bewährung derselben von der Schwelle abweise. Wir können diese Untersuchung, so interessant sie auch wäre, an dieser Stelle, da wir das Princip des Grenznutzens noch nicht erörtert haben, nicht in Angriff nehmen. Wir glauben aber, Menger gerecht zu werden, wenn wir seinen Anschauungen, sofern sie nur auf Thatsachen fussen, um von ihnen auszugehen und nicht rein problematischer Natur sind, eine ähnliche Stellung anweisen, wie sie die Lehre von der Aethervibration oder die Atomenlehre in der Physik einnimmt. In der That kann jede Terminalhypothese nur dadurch verificirt werden, dass man ihre Genese wiederholt; die sogenannte indirecte Verification durch Thatsachen, welche auf die Terminalhypothese nothwendig schliessen lassen, ist eben nichts Anderes, als eine solche planmässige Wiederholung. Sofern aber die exacte Theorie nicht zu Terminalhypothesen führt, wie dies bei der, aus der terminalhypothetischen Werththeorie abgeleiteten Preistheorie der exacten Richtung der Fall ist, scheint eine Verification keineswegs ausgeschlossen; im Gegentheil, Menger stellt sich gewissermassen dem eigenen Gange in den Weg, wenn er hinsichtlich der exacten Initialhypothese die Verification ausschliesst. Er scheint uns auch die in seiner Methode verborgen liegenden Behelfe nicht zu würdigen, wenn er dies thut, denn gerade das Isolirungsverfahren, das er handhabt, ermöglicht eine solche Verification. Menger hätte es demgemäss nicht nothwendig gehabt, die Verification überhaupt auszuschliessen. Dass man von der empirischen Wirklichkeit nicht ausgehen könne, um so zu einer Theorie zu gelangen, hat die historische Schule nachgewiesen. Nun denkt Menger folgendermassen: Kann man von der Wirklichkeit nicht ausgehen, um zu einer Theorie zu gelangen, so kann man sich zu diesem Zwecke nur einzelner Thatsachen bedienen, die man sich isolirt denkt. Dieser Menger'sche Gedanke ist formell richtig. Allein eine Theorie, welche von isolirt gedachten Thatsachen ausgeht, kann der vollen empirischen Wirklichkeit nicht entsprechen, sondern wieder nur isolirt gedachten Thatsachen gerecht werden: sie ist ihrem Wesen nach problematisch. Wie aber

wäre solche problematische Theorie zu verificiren? Offenbar nur, indem man die Theorie der isolirt gedachten Thatsachen mit in Wirklichkeit isolirten vergleicht. Wir könnten solche problematische Theorie somit dadurch verificiren, dass wir die Causalitäts-Ketten, welche in der Wirklichkeit den ungestörten Ablauf der von uns ins Auge gefassten Thatsachen hindern, getrennt ins Auge fassen und dann die Interferenz der Causalitäten in Berücksichtigung ziehen. Solcherart wäre dann, was uns die Analyse gelehrt hat, durch Synthese zu bewähren. Wir gelangen nun zu einer weiteren Frage: wie wären die Gesetze, welche von isolirt gedachten Thatsachen ausgesprochen werden, an in Wirklichkeit isolirten Thatsachen zu bewähren? Die Vorgänge auf dem Markte bieten uns Schwierigkeiten, weil hier viele Güter von vielen Verkäufern an viele Käufer verkauft werden. Wir können demgemäss unsere Theorie nur in einer Auctionshalle prüfen, wo wohl viele Güter an viele Käufer, aber doch nur von einem Verkäufer, einem thatsächlich isolirten Verkäufer, losgeschlagen werden. Die Bildung von Auctionscartellen zeigt uns einen Uebergang von dem Monopol des Angebotes zu dem der Nachfrage. Bietet uns die Auctionshalle noch immer zu complexe Phänomene, so können wir unsere Theorie an den Monopolpreisen bewähren, bei welchen dem Verkäufer einer Art von Gütern eine Vielheit von Käufern gegenübersteht und somit die Vielheit der Güterarten ausgeschlossen ist. Wo der Staat als Käufer hinsichtlich gewisser Güter auftritt, die nur ihm nöthig sind, restringiren sich Angebot und Nachfrage ansehnlich; besonders werthvolle Kunstwerke, besonders werthvolle Edelsteine werden unter Umständen gekauft und verkauft, welche das betreffende Geschäft nahezu zu einem solchen zwischen Monopolisten gestalten.

Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass eine solche Verification der exacten Theorie nicht nur nicht widerspräche, sondern vielmehr sehr geeignet wäre, sie zu stützen und ihren theoretischen Werth ins vollste Licht zu setzen. Es lässt sich aber andererseits nicht in Abrede stellen, dass eine solche Verification insofern denkbar ist, als das mannigfaltige Getriebe des wirthschaftlichen Lebens Thatsachen, welche der alltäglichen Beobachtung nicht isolirt zugänglich sind, zumal sie immer in Verbindung mit anderen in Erscheinung treten, gelegentlich in nahezu strenger Isolirung dem betrachtenden Blicke freistellt.

Es ist freilich möglich, dass auf dem Wege der Deduction aus apriorischen Axiomen auch theoretische Erwägungen ausgesprochen werden, welchen in der Wirklichkeit nichts entspräche. Für die Preisgesetze der österreichichen Schule aber ist, wie wir sehen, eine Veri-

fication denkbar; die Theorie des Grenznutzens jedoch, welche der Preislehre zu Grunde liegt, kann in der Gestalt, in welcher sie bisher vorliegt, nicht verificirt werden, weil sie von der Annahme eines Wirthschaftsmenschen ausgeht, nur von ihm gilt, er aber in der Wirklichkeit nirgends aufzuweisen ist, sondern blos das Verhalten thatsächlicher Menschen unter bestimmten Umständen, im blossen Geschäftsleben nämlich, zu personificiren sucht. Allein es ist irrig zu glauben, die Grenznutzenstheorie wäre auf den Wirthschaftsmenschen in irgend einer Weise angewiesen; es ist nicht richtig, dass sie dieses Ausgangspunktes bedarf; indem sie sich auf die Fiction des Wirthschaftsmenschen stützt, wird sie nicht stärker, sondern seine Schwäche geht auf sie über. Der Mensch, welcher in Wirklichkeit existirt, geht nicht lediglich darauf aus, seine persönlichen Bedürfnisse auf die wirthschaftlichste Weise durch Güter zu befriedigen, ja er hat auch nicht so typisch abgestufte Bedürfnisse, wie sie die Grenznutzenstheorie in ihrem Wirthschaftsmenschen annimmt. Allein es lässt sich der Grenznutzenstheorie leicht eine andere Gestalt geben, in welcher sie einem Verificationsprocesse unterworfen werden könnte. Es lässt sich nämlich nicht verkennen, dass, so verschiedenartig auch die Anordnung der Bedürfnisse bei den verschiedenen Menschen und sogar zu verschiedenen Zeiten bei ein und demselben Menschen sei, doch in jedem bestimmten Augenblicke seines Daseins eine bestimmte Ordnung seiner Bedürfnisse stattfindet; dieser bestimmten Ordnung muss ein bestimmtes Werthurtheil entsprechen, das freilich im nächsten Augenblicke bereits durch eine Umgestaltung seines inneren Bedürfnislebens eine Aenderung erfahren kann. Würde nun die Grenznutzenstheorie statt von dem Wirthschaftsmenschen von der Thatsache ausgehen, dass in jedem Menschen in jedem Augenblicke seine Interessen ihrer Wichtigkeit nach einer bestimmten Ordnung unterworfen sind, welche für die Schätzung der Güter von Belang ist, so würde sie sich auf eine ungleich festere Grundlage stellen, als sie im Augenblicke einnimmt; von dieser Grundlage aus könnte sie, emporsteigend, wenigstens den formalen Qualitäten nach, zu einer Terminalhypothese werden. Wir können diesen Gedanken innerhalb methodologischer Erörterungen nicht weiterspinnen und begnügen uns mit unserem lediglich die Verification betreffenden Hinweise, dass die exact-realistische Richtung in keinem Sinne zureichende Gründe habe, die Bewährung ihrer Theoreme von vornherein auszuschliessen.

3. Das Experiment als Bewährung der Hypothese.

Wir haben eine Beobachtung von Thatsachen, welche eben zum Zwecke der Beobachtung in Wirklichkeit gesetzt wurden, ein Experiment genannt. Die Bedeutung des Experimentes für die Wissenschaft liegt in dem Umstande, dass durch dasselbe die Eliminationsmethode geübt werden kann; es ist nämlich in vielen Fällen möglich, aus dem experimentellen Vorgange alle Erscheinungen, deren Causalität man nicht im Auge behalten will, thatsächlich auszuschliessen. Diese Ausschliessung trifft naturgemäss in erster Linie die von nebensächlichen Einflüssen bedingten Störungen. In anderen Fällen ist es möglich, die experimentelle Elimination derart vorzunehmen, dass gerade jene Erscheinungen, deren Causalität ins Auge gefasst werden soll, aus dem Erscheinungscomplexe, welcher der Beobachtung unterworfen sei, ausgeschlossen werden. Die erste Form der Elimination findet ihre vornehmste Pflegestätte auf dem Gebiete des unorganischen, die zweite Form der Elimination ihre vornehmste Pflegestätte auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften. Die Naturwissenschaften verdanken den Experimenten so viel, dass viele Oekonomisten, die auf dem Gebiete des Naturerkennens nur Laien sind und sich mit seinen Erkenntniswegen nur wenig vertraut gemacht haben, in diesem Verfahren nicht etwa eine seiner Forschungsmethoden, sondern die naturwissenschaftliche Forschungsmethode schlechthin erblicken. Sie glauben denn auch oft, die Oekonomik sei die einzige unter den sich mit causaler Erscheinungsverknüpfung abgebenden Wissenschaften, welcher das Experiment durch eine arge Laune der Umstände verwehrt wäre; sie sind auch der Anschauung, gerade dieser Uebelstand wäre es, der die Oekonomik verhindere, im wahrsten Sinne des Wortes exact zu werden. Diese Ansicht kann füglich als eine irrige bezeichnet werden. Die Erscheinungen des Sternenhimmels sind experimentellen Eingriffen und somit auch der isolirenden Verification irgend einer Hypothese wo möglich noch mehr entrückt als Vorgänge ökonomischer Natur. Auch die Astronomie muss daher, abgesehen von der Beobachtung und der Induction, von der Deduction einen hervorragenden Gebrauch machen; sie ersetzt das experimentelle Moment zwar einigermassen durch den Analogieschluss, welcher sie befähigt, physikalische Vorgänge, die durch das Experiment festgestellt worden sind, in der Astrophysik auch für die Sternenwelt gültig zu erachten; aber sie vermag doch nicht, eine Protuberanz der Sonne in eine Retorte zu bringen, die Sonnenflecken nicht chemischen Reagenzien auszusetzen, Kometenschweife nicht auf dem Untersuchungstische auszubreiten. Dennoch ist

sie eine exacte Wissenschaft geworden und vermag als solche genaue Vorhersagungen zu bieten. Sie verdankt diese hohe Entwicklung freilich Umständen, die nicht unerwähnt bleiben dürfen. Sie vermag auf ein hohes Alter zu verweisen; ihre Erscheinungen vollziehen sich in Zeit und Raum derartig, dass Messungen stattfinden können. Trotz dieser Vortheile ist sie nicht im Stande, vollkommen exacte Ergebnisse zu Tage zu fördern und weiss nur die Spielräume, innerhalb deren ihre Erkenntnisse sich bewegen, durch eine sinnreiche Ausgleichung ihrer Irrthümer zu verengen, zu ganz minimalen zu gestalten.

Hinsichtlich der Bedeutung, die dem Experimente auf dem Gebiete der Oekonomik zuzuweisen wäre, herrscht im Allgemeinen eine ziemlich einmüthige Auffassung vor. Mill ist der Ansicht, dass das Experiment auf dem Gebiete der Oekonmik schwer möglich sei. Er sagt (Uns. Quest. p. 146) „There is a property common to almost all the moral sciences, and by which they are distinguished from many of the physical: it is seldom in our power to make experiments in them". Noch entschiedener drückt sich dieser Denker in seiner Logik aus (Bd. VI. Cap. VII. § 2): „Die erste Schwierigkeit, die uns beim Beginnen entgegentritt, experimentelle Methoden zur Ermittlung des gesellschaftlichen Lebens zu verwenden, besteht darin, dass wir keine Mittel besitzen, künstliche Versuche anzustellen". Wir wollen uns dabei nicht aufhalten, dass das Urtheil, das Mill hier ausspricht, an der einen Stelle anders quantitativirt ist als an der andern, dass er demgemäss einerseits sagt, es sei selten möglich, auf dem Gebiete des ökonomistischen Forschens vom Experimente Gebrauch zu machen, andererseits sagt, dies sei überhaupt nicht möglich. Selten oder nie: das Experiment erscheint nicht als ein Gegenstand, auf den der ökonomistische Methodologe irgend welche Hoffnungen setzen könnte. Cairnes ist der Ansicht, es könne für das Experiment ein Surrogat in einem lediglich gedachten Experimente geben (l. c. p. 81). Dass dabei von angenommenen Bedingungen ausgegangen wird, mache diese Methode zu einer deductiven. Cairnes meint, dass die Wissenschaft durch diese Art der Betrachtung besonders gefördert werden könne. Wir vermögen diese Anschauung nicht zu theilen. In einem lediglich gedachten Experimente vermag sich unseres Erachtens nur eine Analyse dessen zu vollziehen, was eben gedacht wird, nie aber auch, was bei einem Experiment doch immer geschieht und ihm eben wesentlich ist, eine Synthese thatsächlicher Momente. Ein lediglich gedachtes Experiment kann, zumal es nicht zum Gegenstande einer möglichen Erfahrung gestaltet zu werden vermag, überhaupt nicht ein Experiment

genannt werden; es ist nicht mehr als ein Gedanke, dessen Object eben nur ein Experiment ist, nicht aber ein wirkliches, nicht einmal ein mögliches Experiment. Es wird dabei keine wie immer geartete Erfahrung gemacht; es kann nichts an ihm misslingen, nichts gelingen, es wird vielmehr eine bereits vorhandene Auffassung von Thatsachen nur auf ihre einfachste begriffliche Ausdrucksweise gebracht. Eine Wissenschaft, die sich mit gedachten Experimenten zu fördern sucht, setzt sich an einen gedachten Tisch und schmaust gedachte Speise. Ein Experiment ist nur insofern ein solches, als es Concretes derart anordnet, dass daraus eine abstracte Erkenntnis zu folgern wäre; wo aber lediglich Abstractes unseren Denkgesetzen gemäss angeordnet wird, kann von einem Experimente nicht die Rede sein.

Jevons, einer der schärfsten Geister auf dem Gebiete der Oekonomik, gerade der Forscher, der das analytische und deductive Denken besonders gepflegt hat, Jevons hätte wohl am ehesten Anlass, auf die Anschauung, die Cairnes entwickelt, einzugehen. Aber er thut dies nicht. Er empfiehlt (Methods of Social Reform p. 253) die experimentelle Legislative; er meint, ein „direct experiment upon the living social organism" könne Licht verbreiten. Dies ist eine Ansicht, welche die Logik für sich hat, gewiss. Aber ist sie darum auch schon empfehlenswerth? Daran kann nicht gedacht werden. Das Lebende ist nicht dazu da, dass man an ihm Experimente mache. Das Wohl jener Gesammtheit, die Jevons den lebenden socialen Organismus nennt, ist der Zweck unserer Wissenschaft, aber es darf nicht zu einem Mittel unserer Erkenntnis herabgewürdigt werden. Auf einen solchen Irrthum vermag nur ein edler Geist zu gerathen, dem Erkenntnis als Lebenszweck vorschwebt; aber was für den Forscher recht ist, muss der Menschheit, der er zu dienen berufen ist, nicht billig sein; das Wissen des Oekonomisten ist nicht Zweck des menschlichen Lebens überhaupt. Pantaleoni (Economia pura p. 11) scheint die Summe all dieser Erwägungen zu ziehen, indem er schroff versichert, das Experiment wäre auf dem Gebiete der Oekonomik unmöglich. Keynes, der jüngste der modernen ökonomistischen Methodologen, schliesst sich eher Pantaleoni als Jevons an; er meint, die Umstände wären nun einmal nicht nach Belieben zu verändern; dadurch würde der Oekonomist des wesentlichen Vortheiles, welchen das Experiment auf dem Gebiete der Naturwissenschaften mit sich bringe, verlustig (l. c. p. 176). Es sei weiters zu erwägen, dass das Experiment von Personen ausgeführt werde, welche am Erfolge kein Interesse haben; auch seien (p. 184) die Bedingungen der Stringenz in der Praxis nicht zu erfüllen, daher könne das Experiment auf dem Gebiete der Oekonomik

nicht ein heuristisches, sondern im besten Falle ein verificatorisches Princip sein. In welcher Art man sich aber diese Verification durch das Experiment für ökonomistische Erkenntnisse vorzustellen habe, führt Keynes nicht aus. Immerhin sind wir ihm in einer Hinsicht zu Dank verpflichtet. Denn er macht uns die beiden Gesichtspunkte namhaft, unter welchen die Frage nach der Möglichkeit des ökonomistischen Experimentes behandelt werden muss. Verweilen wir demgemäss zunächst bei dem heuristischen Werthe des Experimentes.

Dem Oekonomisten ist es angesichts der verwirrenden Verflechtung mannigfaltiger in einander greifender Wirksamkeiten nicht möglich, alle zur Ergründung ihrer Gesetze nothwendigen Erwägungen ausschliesslich in der stillen Klause des Gemüthes zu vollziehen. Wenn er auch von mehreren Ursachen, welche auf einen Gegenstand wirken, jede einzelne kennt, wenn er ihre Verbindung auch noch so scharf ins Auge fasst, es gelingt ihm doch nicht, das Ergebnis ihrer Kräfte, abgesehen von jeder besonderen Erfahrung, mit Sicherheit zu bestimmen. Stehen gar die einzelnen Erscheinungen im Verhältnis der Wechselwirkung zu einander, so werden die Schwierigkeiten, sich ihre Wirksamkeiten ausschliesslich im Verstande und ohne sinnliche Unterstützung vorzustellen, immer grösser; es ist, als könnte das Problem der drei Körper an Schwierigkeit noch überboten werden. Das Dunkel, welches sich solcherart über unsere Einsichten breitet, könnte nur gelichtet werden, wenn es uns gelänge, die eine oder die andere Ursache künstlich und versuchsweise auszuschalten, um durch die dann bleibende Erscheinung die Wirksamkeit der übrigen Ursachen abzuschätzen und zugleich diejenige der ausgeschlossenen zu begreifen. Wenn dies aber unmöglich ist, so vermag uns nur die Beobachtung von nicht künstlich, sondern natürlich isolirten Thatsachen das fehlende Experiment einigermassen zu ersetzen.

Der didactische Werth des Experimentes sei nur flüchtig angedeutet. Wäre es möglich, das Moment des Experimentellen in der Oekonomik zu verstärken, so böte dies Demjenigen, der die von den Vätern ererbte Erkenntnis erwerben will, nicht zu unterschätzende Vortheile. Sinnlich unmittelbare Wahrnehmung in Verbindung mit der Uebermittlung einer allgemeinen Erkenntnis prägt sich leichter und fester in das Gedächtnis als ein nüchterner Lehrsatz in Verbindung mit einem Beispiel. Lehren, die nicht durch Anschauungen unterstützt werden, sind eher schädlich als nützlich. Das Wortwissen geht in das gefügige Gedächtnis ein; es haftet dort, es wird allmälig zu einer Ueberzeugung. Und ist es einmal soweit gekommen, so übt es als Vorurtheil seine verderbliche Macht. Darum sind erinnerungsstarke

Köpfe selten originelle Denker. Lehren, die experimentell vorgeführt werden, sind lebendiger, frischer, fortbildungsfähiger; sie schmiegen sich leichter ins Gedächtnis, aber sie beherrschen weniger das Urtheil. Das Experiment hätte demnach auch auf dem Gebiete der Oekonomik einen bedeutenden Werth, einen heuristischen Werth als Forschungsmittel, einen didactischen Werth als Lehrmittel. Allein ist es möglich?

Es zeigt sich uns auf den ersten Blick, dass das Experiment dort, wo es sich um Massenerscheinungen handelt, wo also Einwirkungen auf eine grosse Anzahl von Individuen ausgeübt werden müssten, auf die grössten Hindernisse stosse. Diese liegen zunächst darin, dass der Körper, an welchem das Experiment vorgenommen werden sollte, die Gesellschaft selbst ist. Man macht experimentelle Versuche gewöhnlich an Werthlosem, um die Einsichten, die sie verschaffen, an Werthvollem nutzbringend anzuwenden. Aber hier fielen diese beiden sonst überall getrennten Momente zusammen. Das Object, an welchem das Experiment zu vollziehen wäre, es ist zugleich dasselbe, für das es zu vollziehen wäre. Da es nun in sich widerspruchsvoll wäre, die Gesellschaft gleichzeitig als Werthloses und als Werthvolles zu betrachten, erscheint dieser Gedanke in sich widerspruchsvoll und daher als verwerflich.

Die Unmöglichkeit jedes ökonomistischen Experimentes beruht aber auf der Voraussetzung, dass das Object, an welchem das Experiment vorgenommen wird und jenes, für welches das Experiment gemacht wird, in der That zusammenfallen. Wenn diese beiden Momente getrennt werden könnten, böte sich dem Experimente weiter keine Schwierigkeit dar. Und da sehen wir denn, dass es innerhalb der Gesellschaft überall dort denkbar ist, wo es zwar im Hinblick auf das Ganze der Gesellschaft, aber doch nur an Wenigen vollzogen werden kann. Wo es sich somit nicht um Massenerscheinungen handelt, ist ein Experiment nicht ganz ausgeschlossen. Man nehme an, ein Mann werfe in den Strassen einer bevölkerten italienischen Stadt Münzen aus. Die lungernde Jugend wird sich um die willkommene Prise balgen. Wer wird die grösste Beute davon tragen? Der Stärkste, der zugleich der Rücksichtsloseste ist. Die Art, in welcher die Güter innerhalb eines Volkes zur Vertheilung gelangen, kann auf diese Art durch einen sehr belehrsamen concreten Vorgang versinnlicht werden; denn es liegt auf der Hand, dass auf dem Gebiete des Wirthschaftslebens ähnliche Vorkommnisse zu Tage treten. Geht man von diesem Gesichtspunkte aus, so zeigt es sich, dass sich behufs weiterer und gründlicherer Entwick-

lung der Oekonomik vornehmlich zwei Reihen von Experimenten vornehmen liessen.

Die erste Reihe dieser möglichen Experimente hat auf den ersten Blick etwas recht Befremdliches an sich. Es war bereits von der Thierwirthschaft die Rede. Es scheint nicht ausgeschlossen, dass das Experiment hier einsetzen könnte. Dies scheint möglich, wenn man erwägt, dass vergleichende Anatomie uns menschliche Anatomie, dass Thierpsychologie uns die menschliche Seele, dass die Thierphysiologie uns die Functionen des menschlichen Körpers seit geraumer Zeit schon verstehen lehrt. Zunächst hätte demnach die Zooktetik als zoologische Hilfswissenschaft der Oekonomik die Existenz und Artung der Thierwirthschaft zu erkunden, ihre Steigerung gemäss der Entwicklungsreihe darzuthun und ihre Erscheinungen nach übersichtlichen Begriffen zu ordnen. Dies Alles wäre aber nur eine Vorarbeit zu zweckmässigen zooktetischen Versuchen. Die Denkbarkeit solcher scheint dadurch gegeben, dass gewisse Thiere in ihrer Wirthschaft wichtige Analogien mit der des Menschen aufweisen. Insbesondere bezüglich solcher analogen Erscheinungen dürften Versuche nicht unbedingt ausgeschlossen sein. Wir wollen auf diese wohl etwas phantastisch anmuthende Materie nicht allzusehr eingehen und demgemäss nur andeuten, dass die Wirthschaft von Lebewesen, wie es beispielsweise die Ameisen sind, in mannigfacher Beziehung für die ökonomistische Beobachtung von Wichtigkeit werden könnten. Gewisse Ameisenarten haben unzweifelhaft Güter, sie wohnen, treiben Ackerbau und Viehzucht. Würde nun der Forscher mehrere Gesellschaften von Ameisen derselben Gattung auf einem umgrenzten Raume von bestimmter Nahrungsergiebigkeit, andererseits auf einem gleich grossen Boden von derselben Ergiebigkeit mehrere Ameisengesellschaften von verschiedener Gattung unterbringen, so dürfte dieser vergleichende Versuch bereits sehr lehrreich ausfallen und unsere Erkenntnis über den Kampf ums Dasein, bezüglich der Lebewesen gleicher oder verschiedener Gattung sehr klären. Noch ergiebiger würden derartige Versuche für die Theorie sein, wenn der Forscher es unternähme, nacheinander Wohnung, Vorräthe, Ackerbau, Viehzucht, Vermehrung ganz oder theilweise zu stören und auszuschalten. Vielleicht könnte man durch die Einsichten, welche diese Methode mit sich brächte, Einblick gewinnen in dasjenige, was an unserem Wirthschaftsleben als allen Lebewesen Gemeinsames und darum unerschütterlich Feststehendes zu betrachten und durch Normen nicht zu ändern wäre.

Der Werth der Ergebnisse, welche durch solche experimentelle Verfahren zu erlangen wären, fände sein Mass in der Berücksichti-

gung der Thatsachen, welche dem Thierleben und dem Menschenleben gemeinsam sind. Diese Analogie wird naturgemäss nie eine völlige sein; der Zweifel an der Anwendbarkeit der in der angegebenen Weise gewonnenen Beobachtungsresultate auf die menschliche Wirthschaft müsste daher sein Mass in der Differenz zwischen dem Thierleben und dem Menschenleben finden. Es würde Sache des Experimentators sein, jene Analogie möglichst gross und diese Differenz möglichst gering zu gestalten.

Die grösstmögliche Aehnlichkeit wird ihm freilich nur durch ein Experiment geboten, das nicht auf zoologischer, sondern auf anthropologischer Basis ruht. Und damit gelangen wir zur zweiten Art, in welcher ein ökonomistisches Experiment denkbar wäre. Bismarck hat gelegentlich im Parlamente den Socialisten zugerufen, er wäre nicht abgeneigt, ihnen eine Insel im Meere für ihre Experimente zuzuweisen, nur mögen sie ihm Deutschland in Ruhe lassen. Wir glauben nicht, dass dieser Gedanke lediglich als rhetorische Wendung zu betrachten wäre; der grosse Staatsmann scheint uns mit genialem Blicke das Richtige erfasst und ausgesprochen zu haben. Vielleicht würde es sich in der That empfehlen, einen solchen Boden für das sociale Experiment zu schaffen und vielleicht nicht zu weit gegangen sein, wenn wir hinzufügen, dass dies eine Angelegenheit von internationalem Interesse wäre, eine Angelegenheit, werth, durch internationale Initiative verwirklicht zu werden. Auch das hiezu nothwendige Menschenmaterial würde sich leicht finden. Je mehr die modernen Strafhäuser sich dem socialistischen Wirthschaftsideale und das socialistische Wirthschaftsideal sich dem modernen Strafhause nähert, desto möglicher wird die Verwirklichung eines Vorschlages, welcher heute Manchen nicht ohne guten Grund als eine sonderbare Schrulle anmuthen muss: Die Bevölkerung des Experimentalbodens durch Sträflinge. Die deterministische Richtung auf dem Gebiete des Strafrechts erschüttert den Begriff der Strafbarkeit immer mehr; das Causalverhältnis, von welchem das Strafrecht ausgeht, wird nicht mehr so einfach aufgefasst wie einst, man sieht in der That wohl die Wirkung eines Wollens, aber im Thäter nicht mehr die einzige Ursache der That; man ist vielmehr darauf bedacht, die ursächlichen Zusammenhänge weiterhin zu verfolgen; Forscher, die nicht ohne Beachtung geblieben, betrachten den Verbrecher kühn als ein Opfer theils der Gesellschaft als des ihn umgebenden Mittels, theils seiner auf sociale Einflüsse zurückzuführenden physischen und psychischen Degeneration, theils räthselhafter atavistischer Entwicklungsrückschläge. Je mehr das Verbrechen als ein bloss krankhafter Hang erscheint, desto milder wird das

menschliche Gemüth dem Thäter gegenüber gestimmt. Aber auch diese Milde hat ihr bestimmtes Mass, über das sie nicht hinauszugehen vermag. Das Interesse der Gesellschaft an der Beseitigung der von schädlichen Instincten geleiteten Wesen muss fortbestehen, solange das Erdulden von Uebeln nicht als ein unbedingtes Gebot der Moral gilt. Dieses Interesse muss sich naturgemäss in verschiedenen Graden geltend machen. Der schwächere Grad dieses Interesses beabsichtigt, den Missethäter für kürzere oder längere Zeit aus der Gesellschaft auszuschliessen, um für eine gewisse Dauer von der Bedrohung durch gefährliche Sinnesart geschützt zu sein, zugleich aber auch, um durch die mit einer solchen Abscheidung verbundene Pein eine nachdrückliche Motivation in der Richtung seiner eigenen Zwecke zu veranlassen. Der stärkere Grad des obgenannten Interesses sucht überdies auch die Fortpflanzung eines für die Gesellschaft besonders gefährlichen Typus hintanzuhalten. Hiedurch wären zwei distincte Arten von social-experimentalen Strafcolonien gegeben. Die eine Form wäre die claustrale, bei welcher die Befriedigung des Geschlechtstriebes ausgeschlossen sein müsste, die andere wäre eine der Natur der Gesellschaft selbst näherstehende, die socialitäre, welche von der Zeugung nicht absähe. Schon dadurch, dass man ein und denselben socialistischen Organisationsplan einerseits in der einen, andererseits in der anderen Gestalt in Erscheinung treten liesse, wäre die Möglichkeit mannigfacher und bedeutungsvoller Belehrung zur Genüge gegeben, denn es würde sich herausstellen, ob solche in abstracto ausgedachte Vergesellschaftungsweisen in concreto nur unter der Voraussetzung des Cölibats ausführbar wären und daher als dem Fortbestande der Menschheit zuwiderlaufende Constructionen von einer Anwendung auf die menschliche Gesellschaft ausgeschlossen sind oder nicht.

Wir wollen dem Gedanken einer social-experimentalen Methode, deren Denkbarkeit wir nur aus theoretischen und systematischen Gründen darzuthun versucht haben, nicht weiter nachhängen. Angesichts des Umstandes, dass wir es hier mit einer Erwägung zu thun haben, welche von utopistischen Elementen keineswegs frei ist, glauben wir uns mit den allgemeinsten Umrissen des Entwurfes begnügen zu sollen. Wir können diese Angelegenheit umsomehr als eine bloss nebensächliche betrachten, als die Aufschlüsse, welche die hier hervorgehobenen Socialexperimente verheissen, sich unter keiner Bedingung auf alle wirthschaftlichen Erscheinungen beziehen könnten. Der Schluss des Physiologen vom Thierexperiment auf den Menschen ist immer ein mehr oder weniger gewagter, er hat lediglich den Werth einer Hypothese und muss gelegentlich erst durch die Beobachtung am

Menschen selbst verificirt werden. Keinen grösseren, eher einen noch kleineren Werth hätte das Socialexperiment. Denn hier müsste man sich zu einem Schlusse vom Ungegliederten und Einfachen zum Gegliederten und Mannigfaltigen bestimmen lassen. Viele Erscheinungen des Wirthschaftslebens und vielleicht gerade die wichtigsten desselben sind durch eine grosse Anzahl von Individuen, durch grosses Capital, maschinellen Betrieb, sociale Schichtung, bis ins Kleinste gehendes, arbeitstheiliges Verfahren bei der Production der Güter bedingt. Es ist unmöglich, das Grosse im Kleinen nachzuahmen, denn im Kleinen kann die Grösse selbst nicht wiedererscheinen.

Allein auch wenn das Socialexperiment in der hier angeregten Form immer eine Utopie bleiben sollte, in einer anderen Form ist es dem Forscher keineswegs ganz entrückt. Gerade die modernste Gesetzgebung auf socialem Gebiete ist vielfach als unbewusst experimentelle aufzufassen und es wird sich unstreitig bezüglich der socialen Wirkungen derselben für künftigere Generationen ein reicher Schatz werthvoller Erfahrungen ergeben.

4. Die Deduction.

Der Begriff der Deduction ist in vielfacher Hinsicht noch unbestimmt. Nach Mill besteht die Deduction, solange es sich ihm um die allgemeine Untersuchung handelt (Bd. III, C. XI), aus drei Verrichtungen des Geistes, von denen die erste inductiv, die zweite schlussfolgernd, die dritte bewährend ist. Der erste Schritt des Verfahrens müsse inductiv sein, weil unmittelbare Induction als Grundlage des ganzen Gedankenprocesses wirksam wäre. Diese Anschauung ist gegen Einwendungen keineswegs gefeit. Ist die Deduction ein logischer Vorgang, so kann sie nicht zugleich drei logische Vorgänge sein; ein Einfaches, das sich in seine Bestandtheile zerfällen lässt, ist nie eines gewesen, ist nur fälschlich ein Einfaches genannt worden. Besteht nun das, was man Deduction nennt, in der That aus drei Functionen, so geht hieraus weiters hervor, dass keine von allen dreien allein Deduction genannt werden kann. Ist diese erste Verrichtung der Deduction ferner die Induction, so ist diese nur als eine Art der Deduction, somit als eine Art dessen aufgefasst, was ihr entgegengesetzt ist. Der Theil, der dem Ganzen entgegengesetzt ist, stellt sich als ein gesondertes Ganzes dar. Es ist somit lediglich ein gröblicher innerer Widerspruch, wenn Mill von einem inductiven Theile der Deduction spricht. Wohl ist nämlich zuzugeben, dass Gedankenprocesse rein inductiver Natur die deductiven bedingen. Aber gerade diese Thatsache von sowohl logischer als psychologischer Evidenz bezeugt, dass jene

inductiven Gedankenprocesse etwas Anderes sind als diese deductiven, und daher nie als Deductionen betrachtet werden können. Es bleiben demgemäss nur die beiden anderen Verrichtungen übrig, von denen die eine als die schlussfolgernde, die andere als bewährende namhaft gemacht ist. Untersuchen wir das Verhältnis zwischen diesen beiden Verrichtungen. Man versteht gemeiniglich unter Deduction die Ableitung besonderer Urtheile aus allgemeinen. Ist dem so, dann ist nicht abzusehen, warum unter Deduction auch die Bewährung einer Hypothese zu denken wäre, zumal der Process, mittels dessen eine Hypothese bewährt wird, mit einer Ableitung besonderer Begriffe nichts zu thun hat, und die Ableitung besonderer Begriffe aus allgemeinen im Laufe der Untersuchung nur ein Mittel der Bewährung ist. Nichtsdestoweniger kann nicht verkannt werden, dass die beiden verschiedenen Processe nicht ohne Grund unter eine Bezeichnung zusammengefasst werden. Die Hypothese, mit deren Leuchte eine Erscheinung nach der anderen bewährend erhellt werden soll, erhebt sich auf den Gipfel inductiv angesammelter Beobachtungen. Zu dem allgemeinen Urtheile, an das die Deduction anknüpft, gelangen wir durch Induction. Der Unterschied zwischen beiden Gedankenprocessen liegt demnach nur darin, dass der erste den zweiten bedingt, um hiedurch das Allgemeine auch zu einem Nothwendigen zu gestalten und solcherart zu allgemeingiltigen und nothwendigen Erkenntnissen durchzudringen. Betrachten wir, was gemeiniglich Deduction genannt wird, genauer, so gewahren wir, dass es ganz durchsetzt ist von Induction. Schon in der Hypothese liegt ein particuläres Urtheil, das nur probeweise zu einem generellen gemacht worden ist. Ein solches particuläres Urtheil konnte nur durch unvollständige Induction entstehen. Es wird durch einen Schluss, welcher einer Ansammlung von Erfahrungen entspringt, gebildet. Man nennt ihn den deductiven. Versteht man aber andererseits unter einer Induction einen Schluss, der einer Ansammlung von Thatsachen entspringt, so zeigt sich deutlich, dass Mill geirrt hat, als er die Induction eine Art der Deduction nannte; mit weit grösseren Rechte hätte er die Deduction als eine Art der Induction bezeichnet. Auch was wir Begriff nennen, ist nur das Ergebnis einer unbewussten Induction. Wir gelangen somit nicht nur nicht zu Urtheilen, wir gelangen auch nicht zu den Begriffen überhaupt ohne Anhäufung der Vorstellungsmomente. So sind denn auch die ökonomistischen Grundbegriffe: Werth, Preis, Arbeit, Vermögen, nur Ergebnisse solcher Inductionen.

Stanley Jevons, gleich gross als Logiker wie als Oekonomist, entwickelt in seinen Principles of Science (II. Ed. 1872) vielfach Lehren,

welche jenen des ihm geistesverwandten Mill widersprechen. Er definirt die Induction als den Uebergang von weniger generellen zu generelleren Wahrheiten, die Deduction als den Uebergang von generellen zu weniger generellen Wahrheiten (p. 11). Die Induction frage bei gegebenen Thatsachen nach den Gesetzen, die deren Consequenzen sind; die Deduction entwickle dagegen die Consequenzen einer allgemeinen Wahrheit (p. 11). Demgemäss bezeichnet Jevons das allgemeine Problem der Deduction folgendermassen: „From one or more propositions called premises to draw such other propositions as will necessarity be true when the premises are true“ (p. 49). „The method of indirect deduction may be described as that which points out what a thing is, by showing that it cannot be anything else“ (p. 80). Wiederholt versichert uns Jevons, die Induction sei nur eine umgekehrte Deduction (p. 12, 117, 265, 519); er ist somit Mill entgegengesetzter Ansicht; seiner Meinung nach können wir hinsichtlich gewisser Erscheinungen kein Gesetz aufstellen, es sei denn, wir könnten bestimmen, welche Consequenzen ein bestimmtes Gesetz hätte; auch wenn wir inductive Wahrheiten gewännen, so wären sie doch werthlos, sofern sie sich nicht deductiv anwenden liessen. Ist nun die Induction nichts als das Gegentheil und das Gegenstück der Deduction, so muss auch angenommen werden, das deductive Denken sei das eigentlich ursprüngliche und habe nur durch eine Umkehrung seiner Vorgangsweise das deductive hervorgebracht. Jevons zieht diese Consequenz in der That. Er vertritt aber zugleich die Anschauung, dass die Induction eine grössere Bedeutung habe als die Deduction; er hält die Methode, durch welche man zu deductiven Urtheilen gegelangt, für die synthetische, die Operation dagegen, durch die man zu deductiven Urtheilen gelangt, für eine analytische (p. 191). Zu ähnlichen Anschauungen ist, unabhängig von Jevons, Sigwart gelangt (Logik 250, 356). Auch John hebt (Ztschr. f. Volkw. Socialp. u. Verw. I. Bd. II. Hft. p. 218) hervor, dass vor aller Sammlung von Thatsachen der Gedanke seine speculative Fähigkeit bekunde; er ist (p. 216), wie Claude Bernard, der Ansicht, dass das deductive Moment das primäre wäre; er sagt: bei näherem Zusehen ergebe sich die Thatsache, dass schliesslich alle Vorsichtsmassregeln, durch welche das inductive Verfahren die einzelnen Schritte seines Weges von den gegebenen Einzelwahrnehmungen zu den allgemeinen Gesetzen zu sichern sucht, ihre Wurzeln in den Einsichten haben, welche die deductive Logik über die Umkehrbarkeit und Contraposition der Urtheile, über die Triftigkeit der Schlüsse, wie über die Formen des Beweises bietet. Andererseits sei aber die Abstraction dieser rein geistigen Anschauung des Gemeinsamen, Generellen einer Gruppe von einzelnen Vorgängen aus der unendlichen Mannigfaltig-

keit des Individuellen, Concreten kein apriorisches, sondern einzig und allein das schliessliche Ergebnis der Abstraction, des Absehens vom Verschiedenen, der unmittelbaren Beobachtung allein zugänglichen Singular-, nicht auch des Massenphänomens oder Collectivums.

Es wird, wie wir sehen, einerseits behauptet, die Deduction sei eine Art der Induction, andererseits, die Induction sei eine Art der Deduction. In Wahrheit kann, wenn man nur festhält, dass Induction und Deduction inverse Operationen sind, weder von der einen, noch von der anderen Unterordnung die Rede sein. Es kann demgemäss nicht gesagt werden, dass die Induction eine Art der Deduction oder die Deduction eine Art der Induction sei, es kann nicht gesagt werden, dass die eine wichtiger sei als die andere. Auch die Frage, welche dieser beiden Operationen die eigentlich primäre wäre, ist, da sie inverse sind, unangemessen. Weder die eine Operation noch auch die andere kann als primäre aufgefasst werden, weil beide, als inverse, von einander abhängig sind und, wenn die eine Operation gegeben ist, auch die andere gegeben erscheint. Wohl aber kann man, dieser Ausführungen unbeschadet, zugestehen, dass die Deduction die Induction voraussetzt, die Induction zu deductiven Gedankenbewegungen führt. Dies geht schon aus dem Umstande hervor, dass sich immer induciren lässt, ohne vorher zu deduciren, dass sich aber nicht immer deduciren lässt, ohne das vorher inducirt würde. Dergleichen ist, abgesehen von den apriorischen Axiomen der Identität, des Widerspruchs und der Causalität, nicht denkbar. Hume lehrt demgemäss auch, dass die causale Verknüpfung zweier Erscheinungen immer auf Grund einer Mehrheit beobachteter Fälle entstehe. Wohl ist er der Anschauung, dass eine Ansammlung gleicher Thatsachen keine neue Bestimmung an ihnen selbst hervorbringen könne; aber die Betrachtung des Wiederholten nöthige unsern Geist, von einem Objecte zu seinem gewöhnlichen Begleiter zu gehen. Hume ist das Causalitätsgesetz nur ein Inductionsschluss. Wäre nun das Causalitätsgesetz selbst nur ein Inductionsschluss, so erschiene es auch consequent, wenn jede wie immer geartete Anwendung des Causalitätsgesetzes als Induction verstanden würde. Nach Hume ist in der That alles Denken ein inductives. Mill kehrt das Verhältnis, das ihm von Hume übermittelt wird, um: ihm ist alles Denken ein deductives, aber auch er sieht in der Induction das einzige Kriterion für die Giltigkeit eines Gesetzes. Mill irrt hinsichtlich der Methode, welche er der Oekonomik empfohlen, insofern nicht, als er ihr angerathen, zuerst inductiv, dann deductiv, schliesslich verificatorisch zu verfahren. Indem er aber diese drei Gedankenprocesse in mangelhafter Nomenclatur mit dem Namen eines dieser

Processe begabte, legte er den Grund zu jenen Verwirrungen, die seither in der ökonomistischen Methodologie überhaupt herrschen. Auf diesen Fehler sind denn auch die eigentlichen Grundgebrechen Mill's zurückzuführen. Diese liegen darin, dass er einerseits lehrt, die Methode, die uns zur Einsicht in die Naturgesetze führt, müsse uns auch die Gesetze des Menschenlebens enthüllen, dass das Leben des Menschen nur ein Theil des Naturlebens ist, dass daher die sociale Wissenschaft derselben Methode unterworfen wäre wie die Naturwissenschaft. Von dieser grossen und wahren Anschauung biegt er aber ab. Und statt im berühmten VI. Buche, das der Ergründung gesellschaftlicher Gesestze gewidmet ist, darzulegen, in welcher Art die Resultate ökonomischer Induction die Grundlage für eine Deduction, und wie deren Ergebnisse wieder Gegenstand einer Bekräftigung durch directe Erfahrung bilden könnten, wie man somit, von dem festen Ausgangspunkte der Erfahrung fortstrebend, schliesslich wieder zu ihr zurückzugelangen vermöchte, macht er, mit sich selbst in Widerspruch gerathend, die Oekonomik zu einer wesentlich deductiven Wissenschaft, wobei er unter dem Deductiven im VI. Buche ganz anderes versteht als im III. Im III. Buche bedeutete nämlich die deductive Verstandes-Induction: Schlussfolgerung und Bewährung, im VI. Buche abstracte Schlussfolgerung allein. Dabei bedenkt er nicht, dass die Deduction einfacherer Probleme, als das wirthschaftliche Leben darbietet, wie des Problems der drei Körper, nicht Herr zu werden vermag (vgl. Jevons, „The princ. of Sc." p. 760).

Die Frage, ob die Deduction die Methode gewesen sei, von welcher die sogenannte classische Schule vornehmlich Gebrauch gemacht habe, ist für uns von geringerer Bedeutung, da wir es nicht mit der Methode der classischen Schule, sondern mit der Methodologie zu thun haben. Smith und Malthus, sie werden beide bald als Muster der deductiven, bald als das der inductiven Methode gepriesen. Bei Ricardo tritt das inductive Moment mehr in den Hintergrund. Man ist darüber einig, dass er wesentlich deductiv verfahre. Der Schüler Ricardo's, Mill, war es, welcher zuerst als Methodologe die Deduction als die der Oekonomik adäquate Methode rühmte (Log. Bd. VI C. VIII). Mill lehrt (Log. Bd. VI C. IX), die Gesellschaftswissenschaft sei eine deductive Wissenschaft, freilich nicht nach dem Muster der Geometrie, sondern nach jenem der complicirteren Naturwissenschaften. Auch die Chemie zeige das Bestreben, sich in eine deductive Wissenschaft zu verwandeln. Jene irrten, denen die Geometrie als das Urbild der deductiven Wissenschaft erscheine; die Astronomie und die Physik seien angemessenere Muster für die Oeko-

nomik, zumal die Geometrie es, ungleich der Oekonomik, der Astronomik und Physik, mit coexistirenden Thatsachen, die von den Gesetzen der Aufeinanderfolge unabhängig wären, zu thun habe; eine Collision von Kräften, von Ursachen, die einander entgegenwirken, die sich wechselseitig modificiren, kennen sie nicht (Bd. VI C. VIII § 1). Die richtige Methode der Wissenschaft sei demgemäss die deductive (Bd. VI C. VIII § 3), welche von einigen wenigen Prämissen ausgehe. Von diesen Prämissen macht Mill nur die eine namhaft, dass der Mensch ein Wesen sei, das durch seine Natur mit Nothwendigeit dazu gedrängt werde, den grösseren Theil von Vermögen einem kleineren in allen Fällen vorzuziehen (Bd. VI C. IX § 3). Alle Gesetze nun, die man durch Deduction gewinnen könne, wären aber im strengsten Sinne des Wortes hypothetisch (Bd. VI C. IX § 2), sie seien auf irgend einen vorausgesetzten Kreis von Umständen gegründet und sagten nur aus, wie irgend eine gegebene Ursache unter jenen Umständen wirken würde, vorausgesetzt, dass keine anderen Ursachen mit ihr vereinigt wären. Die Grundlage alles Vertrauens in die Lehren einer concret-deductiven Wissenschaft sei aber nicht die apriorische irgend einer Folgerung, sondern das Zusammenstimmen der Ergebnisse derselben mit der aposteriorischen Beobachtung (Bd. V IC. IX § 1). Noch entschiedener als in der „Logik“ formulirt Mill seine rationalistische Anschauung in den „Ungelösten Fragen“. Er schreibt (Uns. Quest. p. 148): . . . „It is vain to hope that truth can be arrived at, either in Political Economy or in any other department of the social science, while we look at the facts in the concrete, closed in all the complexity with which nature has or surrounded them, and endeavour to elicit a general law by a process of induction from a comparison of details; there remains no other method then the apriore one, or that of abstract speculation“. Was Mill unter der apriorischen Methode versteht, das ist in seiner Logik (Bd. III C. X § 6) gelegentlich auch dahin bestimmt, dass jene Methode, welche das Gesetz einer Wirkung als Ergebnis der Gesetze gesonderter Ursachen, auf deren Vereinigung sie beruht, herzuleiten sucht, die apriorische Methode genannt werden müsse.

Die Anschauungen Mill's leiden an einem organischen Gebrechen. Ist es nämlich möglich, durch aposteriorische Beobachtung die Ergebnisse der apriorischen Deduction zu verificiren, so ist es selbstverständlich auch möglich, von der Beobachtung inducirend auszugehen; dann bedarf es der umständlichen deductiven Methode nicht. Können wir aber, was deducirt worden ist, durch apriorische Beobachtung nicht

bewähren, so ist unsere Deduction auch unnöthig, weil wir keine Bürgschaft für ihre Adäquatheit zu erhalten vermögen. Alle Methode ist nur im Stande, den natürlichen Gang der Begriffsbildung zu fördern und den Läuterungsprocess des Urtheiles, der es von Irrthümern reinigt, zu beschleunigen; sie vermag daher zufällige Gedankenverbindungen ihrem wahren Werthe nach zu würdigen, gegensätzliche auszuscheiden und so zu widerspruchsloser Einheitlichkeit durchzudringen. Demzufolge ist es nothwendig, nicht zusammengehörige Bestandtheile der Theorie durch Analyse von einander zu sondern, zusammengehörige durch Synthese zu vereinigen. Das, was in der rationalistischen Methodologie deductive Methode genannt wird, geht immer Hand in Hand mit der Analyse. Dieses analytische Moment ist von besonderer Bedeutung, es findet bei Mill eine energische Betonung; es wird dann wieder von der sogenannten exacten Richtung geltend gemacht. Mill lehrt (Log. B. VI C. IX § 2), dass verschiedene Arten von gesellschaftlichen Thatsachen der Hauptsache nach von verschiedenen Arten von Ursachen unmittelbar und in erster Reihe abhängig sind und darum besonders erforscht werden müssen. Nicht anders verhalte es sich beim menschlichen Körper, bei dem die Physiologie und Pathologie jedes einzelne der Hauptorgane und deren Gewebe gesondert ermittelt, obgleich ein jedes Organ und jedes Gewebe von dem Zustande aller anderen beeinflusst wird, und schon der Zustand jedes einzelnen Organes und jedes einzelnen Gewebes von dem eigenthümlichen Zustande und dem Befinden des Gesammtorganismus ebensosehr und mitunter in noch höherem Masse abhängig ist, als von den örtlichen Ursachen. Mill glaubt (Log. B. VI C. IX), man könne demnach von den Thatsachen des Egoismus Folgerungen ableiten, welche die Fähigkeit verleihen, diesen Bestandtheil der gesellschaftlichen Erscheinungen zu erklären und Thatsachen vorherzusagen, soweit dieselben von jener Klasse von Erkenntnissen allein abhängen. Mill lehrt auch (B. VI C. VII § 1), die menschlichen Wesen besässen in der Gesellschaft keine anderen Eigenschaften als jene, die von den Gesetzen der Natur des individuellen Menschen herstammen und sich in diese auflösen lassen; bei socialen Phänomen sei die Zusammensetzung von Ursachen das Grundgesetz. Auch nach Keynes (l. c. p. 206) liegt der besondere Charakter der deductiven Methode in der geistigen Isolation von allen modificirenden Kräften: „The distinguishing characteristic of the deductive method consists in seeking, in the first instance, to effect a mental isolation from the operation of all modifying forces that are not in some way causally effected with the particular subject of enquiry“.

Der deductivistische und analytische Zug, welcher Mill und seine

Schule charakterisirt, ist auch Menger eigen; die Haltung, welche dieser Autor hinsichtlich der Analyse einnimmt, haben wir in Bezug auf die Analyse der Begriffe bereits erörtert; sein deductivistisches Glaubensbekenntnis (Unters. p. 53) drückt er in aller Schärfe dahin aus, dass die exacte Forschung es mit Deductionen aus apriorischen Axiomen zu thun habe. Auffallend ist es, dass Sax die Methode der exacten Forschung, welche Menger als Deduction aus apriorischen Axiomen bezeichnet, als Induction betrachtet („Das Wesen und die Aufgaben der Nationalökonomie" p. 37). Sax verlangt im Sinne Menger's eine Analyse der einfachsten Elemente; es handle sich darum, die Erscheinungen aufzuspüren, auseinander zu legen, und je Eines von diesen isolirt in seinen causalen Verhältnissen zu betrachten: so gelange man zu Grundgesetzen der Erscheinungen, welche schlechtweg ausnahmslos gelten können, wie das Causalitätsgesetz selbst; der Weg, auf dem sie gefunden werden könnten, sei die Induction. Sax gelangt demnach (p. 38) dahin, die Menger'sche Methode als Induction zu betrachten.

Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass von Alters her die Trennung der Schwierigkeiten eine Gewähr für ihre Ueberwindung gebildet hat. In diesem Sinne war schon Aristoteles ein Meister der analytischen Methode. Je mehr der Forscher seinen Gegenstand in die einfachsten Verzweigungen verfolgt, desto mehr wird er in der Lage sein, ihn zu beherrschen und die Erscheinungen, welche die Probleme seines Denkens bilden, zu allgemein giltigen und nothwendigen Gesetzen zusammenzufassen. Allein die Ansicht, es wäre möglich, auf dem Wege der Analyse zu Gesetzen durchzudringen, welche schlechtweg ausnahmslos gelten müssen, wie das Causalitätsgesetz selbst, ist eine irrige, denn auch die Analyse, welche Erfahrungsbegriffe zum Gegenstande hat, vermag keine höhere Gewissheit zu bieten, als in diesen Erfahrungsbegriffen selbst liegt. Da nun die Erfahrungsbegriffe ihrem Wesen nach assertorisch sind, so ist es schlechterdings undenkbar, dass sie schliesslich eine derartige apodiktische Geltung gewinnen könnten, wie das apriorische und den Formen unseres Denkens zu Grunde liegende Causalitätsgesetz.

Eine besondere Stellung hinsichtlich der Frage, welches Verhältnis zwischen der deductivistischen und inductivistischen Wissenschaft obwaltet, nimmt Wundt ein, welcher (Logik II p. 28) die Meinung vertritt, dass die Naturwissenschaften die Deduction bevorzugen, die Geisteswissenschaften dagegen die Induction. Diese Anschauung würde allerdings mit einer Stelle bei Cairnes übereinstimmen (pag. 62), in welcher dieser Autor mit besonderer Genugthuung her-

vorhebt, dass die Oekonomik gleich der Mechanik, der Astronomie, der Optik, der Chemie und der Elektricitätslehre die deductive Entwicklungsstufe erreicht habe. Es liegt zu Tage, dass beide Autoren die Wissenschaft als etwas in einem Entwicklungsprocess Stehendes betrachten und vermeinen, sie müsse zuerst inductiv und dann deductiv werden. Damit ist aber die Entstehung eines Gedankens mit der Entwicklung einer Wissenschaft verwechselt. Das Wahre, das solchen Anschauungen zu Grunde liegt, besteht darin, dass mit der Wirklichkeit übereinstimmender Deductionen nur jene Wisssenschaften fähig sind, welche bereits eine gewisse Entwicklung zurückgelegt haben. Auf dem Wege der Induction allein kann man freilich nicht zu allgemein giltigen und nothwendigen Urtheilen gelangen: gelingt es aber nicht, zu anderen als zu inductiven Urtheilen vorzudringen, so muss man zu wissenschaftlichen Zwecken wohl mit diesen vorlieb nehmen. Denn erspriesslicher sind empirische Gesetze, welche doch immerhin eine gewisse Gewähr der Wahrscheinlichkeit in sich tragen, als abstracte, die sich in der Wirklichkeit nirgends bewähren können. Gelangt die Induction aber dahin, die Deduction zu Hilfe zu rufen, so gilt von ihr im Bunde mit der Deduction nicht das, was von ihr allein gilt, ebenso gilt von der Deduction im Bunde mit der Induction nicht, was von ihr allein gilt. Kann demnach die Induction für sich allein nicht zu allgemein giltigen und nothwendigen Einsichten gelangen, sondern nur zu solchen assertorischer Natur, kann andererseits die Deduction ihre Einsichten nicht bewähren, so muss doch eine Einsicht, welche sich einerseits auf die Induction, andererseits auf die Deduction stützt, welche in den Tiefen der Erfahrung wurzelt, aber auch in die Höhe des Gedankens emporragt, Vortheile beider Methoden mit einander derart verbinden, dass das Inductive und Empirische in ihr durch das Deductive und Rationalistische in ihr geklärt und zu allgemein gedanklicher Bedeutung erhoben, dass das Rationalistische und Deductive in ihr durch den Zusammenhang mit der Erfahrung gestützt und gekräftigt wird.

An dem Gedanken einer Deduction aus apriorischen Axiomen haben wir drei Elemente zu unterscheiden: das Element der Deduction, das Element des Apriorischen, endlich das Element des Axiomatischen. Betrachten wir zunächst das axiomatische Moment. Was versteht man unter einem Axiom? Ein Axiom ist jenes Urtheil, bei welchem die Nothwendigkeit der Verbindung zwischen dem Subjecte und dem Prädicate nicht durch die Wahrnehmung geboten, sondern durch das Denken gefordert wird. Bei dem assertorischen Urtheile scheint die Nothwendigkeit durch die Erfahrungswelt gegeben, bei dem apodik-

tischen Urtheile durch die Natur des Denkens selbst. Wir wissen nun, was man unter Axiomen versteht. Aber damit ist uns nicht auch gesagt, ob es in der That welche gebe. Viele Denker sind der Ansicht, dass den denknothwendigen Vorstellungsverbindungen nur ein thatsächlicher, assertorischer, nicht ein eigentlich apodiktischer Charakter zukomme. Man ist insbesonders gegenwärtig dem Gedanken nicht abgeneigt, dass die durch Generationen angehäufte Erfahrung es ist, welche in uns den Gedanken an die Gesetzlichkeit und Nothwendigkeit aller Naturvorgänge zu einem axiomatischen gestaltet habe. Sofern nun die exacte Richtung durch Deduction von apriorischen Axiomen zu mit Nothwendigkeit ausnahmslosen Urtheilen gelangen will, basirt sie auf der Leibnitz'schen Unterscheidung zwischen dem Assertorischen einerseits, dem Apodiktischen andererseits, zwischen sinnlicher und verstandesgemässer Erkenntnis. Jede sinnliche oder assertorische Erkenntnis beruht nach dem genannten Denker auf der äusseren, in der Wahrnehmung gegebenen Verbindung von Vorstellungen: unter verstandesgemässer oder apodiktischer Erkenntnis dagegen versteht er die Einsicht in die innere Zusammengehörigkeit der Erscheinungen, welche durch Auflösung der complexen Vorstellungen in ihre Elemente gewonnen werden soll. Es ist unschwer einzusehen, dass Menger's Unterscheidung zwischen exacter und empirischer Erkenntnis mit der Leibnitz'schen Unterscheidung zwischen sinnlich-assertorischer und verstandesgemäss-apodiktischer zusammenfällt. Hier wie dort wird der verstandesgemässen, von der unmittelbaren Erfahrung unabhängigen Erkenntnis ein höherer Grad von Evidenz zugesprochen. Hier wie dort wird die Analyse der causalen Verknüpfungen als das Mittel empfohlen, das zur Erkenntnis unempirischer Natur führen könnte. Prüft man somit, wie Hasbach es bekanntlich bei Quesnay und Smith gethan hat, die philosophischen Grundlagen der Menger'schen Anschauung, so gelangt man zu dem interessanten Ergebnis, dass der Wiener Träger der exacten Richtung in seinen philosophischen und insbesondere erkenntnistheoretischen Anschauungen ein Anhänger Leibnitzens ist. Wir wollen damit keineswegs in dogmengeschichtlicher Weise etwa behauptet haben, dass Menger von Leibnitz irgendwie beeinflusst sei oder unmodernen erkenntnistheoretischen Anschauungen huldige: es genügt uns einfach zu constatiren, dass er über die Natur unseres Erkenntnisvermögens so denke wie Leibnitz und hinsichtlich seiner erkenntnistheoretischen Vorstellungen auf einer wesentlich vorkant'schen Entwicklungsstufe stehe. Diese Einsicht ist aber deswegen von Bedeutung, weil in Leibnitzens Erkenntnistheorie eben Momente lagen, die mit Nothwendigkeit zu weiteren

Entwicklungen der Philosophie hinführten und endlich in Kant einen das gesammte moderne Denken beherrschenden Abschluss gefunden haben. Es muss daher als angemessen erscheinen, die erkenntnistheoretischen Anschauungen Menger's an der Hand der Kant'schen Erkenntnistheorie zu überprüfen.

Diese Ueberprüfung dürfte um so rathsamer sein, als das Moment des Apriorischen auf dem Gebiete der Philosophie wohl von Leibnitz begründet worden ist, von Kant aber seine endgiltige Form erhalten hat. An der Schwelle einer solchen Untersuchung tritt uns aber die Frage entgegen, ob wohl auf dem Gebiete des ökonomistischen Denkens unter Apriorismus genau dasselbe verstanden wird wie auf dem Gebiete der Philosophie. Entschiedene Vertreter des ökonomistischen Apriorismus, welche sich die Vertheidigung ihres Standpunktes nicht erschweren wollen, werden leicht geneigt sein, anzunehmen, dass man sich unter dem ökonomistischen Apriorismus etwas Anderes vorstellen kann, als unter dem erkenntnis-theoretischen. Allein durch eine solche Trennung des Begriffes in zwei verschiedene Substrate wird der Kampf nur in getrennten Treffen geführt, ohne dass dadurch dessen Ergebnis ein anderes würde. Sollte nämlich durch diesen Ausweg das Princip des ökonomistischen Apriorismus gerettet werden, so müsste der Schnitt zwischen ihm und dem erkenntnis-theoretischen Apriorismus ein exact begründeter sein; es müsste genau dargelegt werden, worin jene Verschiedenheit bestehe und warum man trotz aller Verschiedenheiten in den Substraten doch mit Recht die gleiche Terminologie erwählt. Ein solcher Nachweis wäre aber unmöglich, weil eine Vorstellung, die für das ganze Gebiet der Erkenntnis Giltigkeit besitzt, nothwendig auch für eine bestimmte Art der Erkenntnisse gelten muss. Es wäre demgemäss auch leicht, darzuthun, dass eine solche Unterscheidung nur ein Strategem, somit nur eine scheinbare wäre. Eben darum ist es auch von besonderem Interesse, zu gewahren, dass gerade diejenigen Forscher, die auf dem Gebiete der Oekonomik dem Apriorismus schon vor Menger das Wort geredet haben, auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie mehrfach die Ansicht vertreten haben, es gebe keinen Apriorismus; dieser sei vielmehr durch nichts begründet. Mill findet, dass die logische, analytische Begrifflichkeit in allen Fällen nur subjectiven Werth habe, er leugnet die Existenz einer apriorischen, nicht auf Erfahrung gegründeten Erkenntnis, er ist der Hauptvertreter des dem Intellectualismus sich entgegenstellenden Associationismus, welcher die Existenz von Axiomen in Abrede stellt, die vermeintlich aprioristischen Principien auf logischem Wege aus dem Inhalte des Gegebenen ab-

zuleiten und als Ergebnis des psychologischen Mechanismus der Association hinzustellen sucht. Kant, Schopenhauer und Helmholtz stehen auf einem wesentlich verschiedenen Standpunkte: sie lehren, dass objective Wahrnehmung ohne ein apriorisches Element nicht zustande kommen könne: ihnen ist dabei jede concrete Wissenschaft nur Erfahrungswissenschaft. Ein vor aller Erfahrung entstehender Gedanke muss ihrer Ansicht nach demgemäss entweder analytischen oder synthetischen Charakters sein. Ist er das erstere, so vermehrt er unsere Erkenntnis nicht, sondern zieht nur aus ihr heraus, was ihm unbewusste Erfahrung in ihn geborgen hat: ist er das letztere, so kann ihm nur insofern ontologische Nothwendigkeit zugesprochen werden, als er methodisch begründet und exact verificirt ist, als er also entweder der auf- oder absteigenden Bewährung unterworfen worden ist. Ist nun jede concrete Wissenschaft ihrer Natur nach empiristisch, so darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass durch die Erfahrung nichts Anderes als mehr oder weniger constante Verbindungen von Erscheinungen gegeben sind. Demzufolge kann denn auch die Theorie, wie wir schon in den der Causalität gewidmeten Ausführungen nachgewiesen haben, nur darlegen, dass etwas so ist, wie es ist, sie kann aber nicht darlegen, dass etwas, so wie es ist, auch sein müsse und nicht anders sein könne. Daher kann denn auch Theorie im besten Falle nothwendige und ausnahmslose, nicht aber, wie Menger fordert, mit Nothwendigkeit ausnahmslose Gesetze bieten. Wir wollen durch unsere Darlegungen keineswegs behaupten, dass alle Theoreme, welche der Rationalismus lehrt, irrige wären: wir wollen vielmehr lediglich begründen, dass diese Theoreme, sofern sie richtig sind, in Wirklichkeit nicht auf dem Wege einer Deduction aus apriorischen Axiomen entstanden sind, sondern auf dem einer mehr oder weniger discursiven Deduction, aus mehr oder weniger aus der Erfahrung geschöpften Begriffen und Begriffsverbindungen.

Gehen wir nun einen Schritt weiter, betrachten wir die Deduction aus apriorischen Axiomen hinsichtlich ihrer Apriorität und untersuchen wir, ob jene Sätze, welche in der ökonomistischen Methodologie als apriorische Axiome bekannt sind, diese Bezeichnung auch in Wirklichkeit verdienen. Die Lehre, dass die Oekonomik Deduction aus apriorischen Axiomen sei, wird, wenn wir von den modernsten Autoren, welche dem Gedanken eine Anwendung verliehen haben, vorläufig absehen, vornehmlich von Senior (Political Economy p. 26 ff.), Cairnes (Logical Method Lecture 2 § 2, Lecture 3 § 1), Cossa (Studii Part. 1 Cap. 4 § 3), Sidgwick (Pol. Ec. Introduction Chapt. 3 § 3) vertreten.

Nach Senior ist die Wissenschaft der Oekonomik, welche mehr Sache des Gedankens als der Beobachtung ist, rein deductiv und geht von vier Grundthatsachen, vier „Axiomen" aus. Das erste Axiom besagt, dass Jeder mit dem Aufwande möglichst geringer Opfer reicher werden will, als er ist; das zweite Axiom lautet, dass die Zunahme der Bevölkerung begrenzt ist durch moralische und physische Uebel oder durch Furcht vor dem Mangel; das dritte Axiom, dass die Ergiebigkeit der Arbeit und der Güter hervorbringenden Güter bis ins Ungemessene gesteigert werden kann durch Anwendung der Ergebnisse zur weiteren Hervorbringung; das vierte Axiom lautet, dass bei der Landwirthschaft eine Steigerung der aufgewandten Mittel nicht eine Steigerung der Fruchtbarkeit mit sich bringt. Nach Cairnes lauten die axiomatischen Prämissen, von welchen die ihrer Natur nach vorgeblich deductive Oekonomik auszugehen hätte, wesentlich anders. Sie lauten: Der Wunsch nach körperlichem Behagen und nach Gütern, welche dasselbe herbeiführen könnten, ist allgemein; es ist möglich, mittels des Geistes über die Wirksamkeit der Mittel zu dem angegebenen Zwecke zu urtheilen und die Erzielung der Zwecke auf dem leichtesten und kürzesten Wege zu verwirklichen. Das dritte Axiom bezieht sich wieder auf die Bevölkerungszunahme, das vierte auf den abnehmenden Bodenertrag. Ueber diese Axiome äussert sich Cairnes (l. c. 88) . . . they consist of such facts as the following: certain mental feelings and certain animal propensities in human beings; the physical conditions under which production takes place; political institutions; the state of industrial art; in other words, the premises of Political Economy are the conclusions and proximate phenomena of other branches of knowledge. These are the sources from which the phenomena of wealth take their rise, precisely as the phenomena of the solar system take their rise from the physical forces and dynamical laws of the physical universe; precisely as the phenomena of optical science are the necessary consequences of the waves of the luciferous medium striking on the nerves of the eye. For the discovery of such premises no elaborate process of induction is needed."

Wie schlimm es um diese vorgeblichen Axiome steht, leuchtet gelegentlich aus Aeusserungen eines Keynes hervor. Keynes fordert (l. c. p. 226), die Voraussetzungen, von welchen die Oekonomik ausgeht, sollten einfach und allgemein sein; das hindert ihn aber nicht (l. c. 228), auch zu lehren, die Giltigkeit dieser ökonomistischen Postulate ändere sich mit der Zeit und mit dem Orte. Es ist leicht einzusehen, dass ein und dasselbe nicht zugleich allgemein sein und sich

mit der Zeit und mit dem Orte ändern kann. An diese Postulate, die vorgeblich gleichzeitig constant und variabel sein sollten, hätte der Oekonomist seine Deductionen zu knüpfen. Der besondere Charakter solcher Deduction liegt nach Keynes in der geistigen Isolation von allen modificirenden Kräften (p. 206). Die Methode bestehe nämlich aus drei Stufen. Auf der ersten würden die wesentlichen Kräfte und die Gesetze, welchen gemäss sie wirken, bestimmt. Auf der zweiten, der vornehmlich deductiven, würden die Wirkungen ins Auge gefasst, welche die bewussten Kräfte unter gegebenen Umständen zur Folge haben können (p. 204). Auf der dritten Stufe werde das Ergebnis der Untersuchung mit Gegenständen möglicher Beobachtung verglichen. Wir sehen hieraus, dass Keynes die Verification keineswegs verneint. Dieser gesonderte Standpunkt hindert Keynes freilich nicht (p. 211), zu versichern: „Mere deductive reasoning may indeed be symbolized by a hypothetical statement of the form: Jf P and Q are true, R is true!" Entschiedener drückt sich Keynes des Weiteren aus. Da erscheinen ihm die Ergebnisse der deductiven Forschung nicht als hypothetische Wahrheiten symbolisirt, sie sind ihm vielmehr direct Wahrheiten hypothetischer Natur. Keynes sagt (p. 213): „The conclusions reached in this section may be briefly sumed up by saying that deductive political economy is rightly described as hypothetical, if by this nothing more is meant than that, in the first place, its laws are statements of tendencies only, and are therefore usually subject to the qualifying condition that other things are equal."

Mit Recht betont Keynes (p. 215), die deductive Methode bestehe darin, dass der Forscher gegenüber den Thatsachen die Augen schliesst und die Gesetze des wirthschaftlichen Lebens ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit ausdenkt. Er räumt ein, dass die „reine Theorie", „the pure theory", der Beobachtung nicht in hervorragendem Masse bedürfe. Keynes scheint seiner Sache aber nicht ganz sicher zu sein, denn er sagt (p. 209): „Daraus, dass die Gesetze der Oekonomik in solchem Sinne hypothetisch wären, folgt keineswegs, dass sie auch unreell und ohne Verbindung mit der Wirklichkeit wären; sie seien vielmehr von einem anderen Standpunkte aus kategorisch." Dieser Standpunkt wird von Keynes freilich in keiner Hinsicht namhaft gemacht. Unser Autor fügt nur hinzu, es behaupte Keiner, dass die Gesetze der Schwere aufhören, wenn ein Ballon in der Luft oder Wasser in der Pumpe aufstiege. Wir glauben, Keynes habe, auf ökonomischem Gebiete wenigstens, Aehnliches behauptet. Betrachtet er nämlich die Gesetze der Oekonomik, ob sie nun auf inductivem oder deductivem Wege gewonnen seien, als solche, welche nur wahr sind, wenn ihnen nichts

entgegenwirkt, so sagt er nichts Anderes, als dass die Schwerkraft aufgehoben sei, weil der Ballon in der Luft oder das Wasser im Pumpwerke steige. Das Beispiel des Keynes, in welchem er darauf hinweist, dass es Niemandem einfallen dürfe zu sagen: die Schwerkraft höre auf, weil das Wasser in einer bestimmten Pumpe nicht emporsteige, scheint uns der genannte Autor nicht genügend ausgenutzt zu haben; ganz besonders wäre es angemessen gewesen, wenn er sich dasselbe hinsichtlich seiner Anschauung über die hypothetische Natur deductiv gewonnener Sätze zu Gemüthe geführt hätte. Es muss zunächst in Erwägung gezogen werden, dass die Schwerkraft nicht nur nach dem Mittelpunkte der Erde wirkt, sondern gelegentlich auch von ihm fortzuwirken vermag; so steigt beispielsweise die Quecksilbersäule im Barometer; daraus geht hervor, dass man aus einer Bewegung in einem Sinne keineswegs den Schluss ziehen darf, eine im entgegengesetzten Sinne wirkende Kraft wirke nicht; eine Einsicht, die um so handgreiflicher ist, als es Jedermann bekannt sein muss, dass sich eine Wirksamkeit auch umsetzen kann.

Wie verhält es sich nun mit den Axiomen, von welchen die angeführten Autoren zu sprechen lieben? Sind die Sätze, welche Senior und Cairnes Axiome nennen, wirklich als solche zu betrachten? Eine kurze Ueberlegung muss uns darthun, dass hiervon nicht die Rede sein kann. Sigwart lehrt (Logik I p. 412) von den Axiomen, ihre Wahrheit und Gewissheit müsste unmittelbar einleuchtend sein; ihr Gegentheil zu denken müsse unmöglich sein; sie müssten die letzten Voraussetzungen bilden, auf welche alle Begründung zurückzuführen wäre. Demgemäss gehöre der Name der Axiome jenen allgemeinen Sätzen, welche eine weithin anwendbare Nothwendigkeit ausdrücken. Aristoteles nennt daher nicht nur das Princip des Widerspruchs als Axiom, er ist auch der Ansicht, dass jeder Kreis des Wissens seine besonderen Axiome habe. Die Sätze nun, von welchen wir gehört haben, sind nicht allgemeine Principien, sie können sich in keiner Hinsicht mit der Geltung des Satzes vom Widerspruche vergleichen. Dass die vier oder fünf ökonomistischen Axiome nicht Axiome in diesem weitesten und apodiktischesten Sinne des Wortes wären, dürfte wohl unmittelbar einleuchten. Es bliebe also nur noch die Frage übrig, ob sie Axiome besonderer Art für eine besondere Wissenschaft wären. Diese Frage lässt sich nur beantworten, wenn man untersucht, ob jedes der sogenannten ökonomistischen Axiome den Merkmalen entspreche, welche wir als dem Axiome eigenthümlich kennen gelernt haben. Nehmen wir zunächst das Axiom vor, dass Jeder mit dem Aufwande möglichst geringer Opfer reicher werden will, als er ist. Dieser Satz ist schon

formal nicht als Axiom zu bezeichnen, weil er nicht die letzte Voraussetzung bildet, auf welche zurückgegangen werden kann. Er besagt zunächst, dass Jeder strebt, reicher zu werden, als er ist. Er besagt weiters, dass Jeder diesen vorgeblich höchsten Zweck des Daseins durch den geringsten Aufwand zu verwirklichen strebt. Das Axiom des Cairnes zerfällt also in zwei allgemeine Behauptungen, in eine, welche das Ziel des Handelns anzugeben versucht, in die andere, welche die Art seiner Verwirklichung erörtert. Beide Sätze beruhen nicht auf einer constanten und unabweislichen Function unseres Denkens, denn sie sprechen Urtheile über Erfahrungsbegriffe aus. Die Erfahrungssätze, die sie aussprechen, sind an sich schon nicht axiomatischer Natur. Sie sind aber auch solche, dass ihre Wahrheit und Gewissheit nicht unmittelbar einleuchtet. Der Satz, dass Jeder den Lebenszweck hat, reicher zu werden, ist vielmehr eine unvollständige Induction von fragwürdiger Kühnheit. Er ist unwahr für die niedrigsten und höchsten Stufen der menschlichen Existenz, unwahr für das kindliche Volk, unwahr für das Kind, unwahr für den Künstler, den Dichter, den Politiker, den wirklichen Aristokraten, den Soldaten, den Richter, den Priester, den Propheten, den Gelehrten, den Forscher, den Denker, den Heiligen. Mehrere dieser Individualitäten greifen in das wirthschaftliche Leben berufsmässig ein. Es ist weiters nicht wahr, dass Jeder danach strebt, so billig als möglich zum Ziele des Reichthums zu gelangen. Denn mittels des geringsten Aufwandes von Zeit und Mühe bereichert sich der Mensch, sofern er ein Mann ist, durch Wucher, sofern er ein Weib ist, durch Prostitution. Wäre somit der in Rede stehende Satz wirklich ein Axiom, wäre er wahr, so müsste jeder Mann nicht nur die Tendenz haben, Wucher zu treiben, er müsste sogar thatsächlich ein Wucherer sein, müssten alle Weiber als Hetären leben. In Wirklichkeit gibt es aber unstreitig gar Viele, die es vorziehen, auf ehrbarere, wenn auch mühevollere und sogar auch gefährlichere Weise in der Gesellschaft zu wirken. Das Axiom von der Bereicherung durch das kleinste Mittel ist daher falsch. Die Anhänger eines Senior, eines Cairnes werden vielleicht einwenden, der Satz, welchen sie lehren, sei ja nur eine Regel, er werde somit dadurch, dass er Ausnahmen aufweise, nicht entkräftet. Ein solcher Einwand wäre aber nicht stichhältig. Denn es handelt sich hier ja nicht um eine Regel, sondern um ein Axiom; ein Axiom aber muss uns unmittelbar einleuchten, sein Gegentheil muss uns undenkbar sein; Beides ist bei dem sogenannten Axiome, das wir soeben analysirt haben, nicht der Fall: somit wäre denn zugleich das erste Axiom Seniors und das zweite Axiom des Cairnes als irrig ausgesondert.

Das zweite Axiom des Senior und das dritte Axiom des Cairnes sind wieder identisch. Es handelt sich dabei um die Malthus'sche Bevölkerungstheorie, aber Theorie kann kein Axiom sein. Die Bevölkerungstheorie ist denn auch, wenn sie auch eherne Wahrheit wäre, nicht als eine solche axiomatischer Natur zu betrachten. Niemand kann behaupten, dass diese Theorie ihm unmittelbar einleuchte, Niemand, dass es unmöglich sei, das Gegentheil zu denken. Vielmehr hat Malthus bekanntlich ein umfangreiches Werk schreiben müssen, um einen Gedanken, der nun unseren Autoren als unmittelbar einleuchtend erscheint, nach allen Regeln der Kunst aus der Erfahrung abzuleiten und zu verfechten. Ueberdies ist es jedem Oekonomisten leicht, eine ganze Reihe von Autoren namhaft zu machen, denen es möglich war, das Gegentheil von dem zu denken, was Malthus gelehrt hat. Wir haben es daher in der Bevölkerungstheorie mit einer Theorie, nicht aber mit einem Axiom zu thun. Aehnlich verhält es sich hinsichtlich der Lehre des abnehmenden Bodenertrages. Der dritte Lehrsatz des Senior kann gleichfalls nicht als Axiom betrachtet werden, weil sein Gegentheil, nämlich das vierte Axiom des Senior, gedacht werden kann. So bliebe denn nur noch das erste Axiom des Cairnes übrig, welches sich dadurch auszeichnet, dass Senior es nicht anführt, somit auch nicht als Axiom betrachtet, nämlich der Wunsch nach allgemeinem körperlichen Behagen und nach Gütern, welche dasselbe herbeiführen könnten. Auch dieser Satz ist falsch; alles Altruistische, aber auch alles Künstlerische des Wirthschaftslebens steht ihm entgegen. Man wende dem gegenüber nicht ein, der Altruismus sei keine wirthschaftliche Macht und dürfe daher innerhalb des Wirthschaftslebens als ein Moment exceptioneller Natur ausser Acht gelassen werden. Denn jeder Gatte und Vater, welcher sich sorgt und müht, um die Zukunft seiner Familie im Falle seines Ablebens sicherzustellen, der sich Entbehrungen auferlegt, um für seine Erben ein Vermögen anzusammeln, er widerlegt den Satz des Cairnes. Ist es ihm doch nicht darum zu thun, Güter zu benutzen, sondern darum, sie zu haben, damit er sie nicht benütze; ist es ihm doch nicht um ein körperliches Behagen zu thun, sondern um die innere und rein seelische Befriedigung, die er empfindet, wenn er weiss, dass die Seinen vor den Fährlichkeiten des Lebens gesichert und geborgen sind.

Da nun die Axiome, welche die genannten Forscher aufgestellt haben, sich bei näherer Betrachtung als problematische erweisen, kann man hieraus schliessen, dass auch alle Sätze, welche aus jenen vorgeblichen Axiomen abgeleitet sind, den gleichen Charakter an sich tragen. Ausgangspunkt der Oekonomik ist uns daher keines der Axiome.

die wir hier untersucht haben, sondern nur die allgemeine Erfahrungsthatsache, das jedes Lebewesen Zwecke hat und dieselben durch Mittel zu verwirklichen strebt. Wiewohl dieser Satz hinsichtlich seines axiomatischen Charakters die vorgeblich axiomatischen Prämissen eines Senior, eines Cairnes weitaus übertrifft, qualificiren wir ihn doch nicht als Axiom. Wohl ist ihm nämlich Wahrheit und Allgemeingiltigkeit eigen, wohl leuchtet seine Gewissheit unmittelbar ein, allein er bildet keineswegs die letzte Voraussetzung, auf welche alle Begründung zurückzuführen wäre, da er selbst auf das Causalitätsgesetz zu reduciren ist, welches aller weiteren Zurückführung erst trotzt: denn alle Zurückführung des Causalitätsgesetzes auf ein anderes wäre zugleich keine, zumal jede Zurückführung Anwendung des Causalitätsgesetzes ist.

Ernsterer Art sind die Voraussetzungen, von welchen nach Menger die exacte Forschung ausgeht. Wiewohl Menger diese Voraussetzungen gelegentlich Axiome nennt (Unters. p. 53), betrachtet er sie doch nicht als solche, sondern als Voraussetzungen (Unters. p. 56). Diese Voraussetzungen sind ihrer Natur nach fictive. Menger fordert nämlich, dass von folgenden Annahmen ausgegangen werde: erstlich, dass alle in Betracht kommenden wirthschaftlichen Subjecte ihr ökonomisches Interesse vollständig wahrzunehmen bestrebt sind; zweitens, dass dieselben im Preiskampfe sowohl über das bei demselben ökonomisch zu verfolgende Ziel, als auch über die einschlägigen Mittel zur Erreichung desselben sich nicht im Irrthume befinden; drittens, dass ihnen die ökonomische Sachlage, soweit sie auf die Preisbildung von Einfluss ist, nicht unbekannt sei; viertens, dass kein die ökonomische Freiheit derselben, die Verfolgung ihrer ökonomischen Interessen beeinträchtigender äusserer Zwang auf sie ausgeübt werde. Diese Voraussetzungen sind, wie aus Menger's weiteren Ausführungen ausdrücklich hervorgeht, anzunehmen, wiewohl es offenbar ist, dass sie der Wirklichkeit nicht entsprechen. Diese Art der Betrachtung ist analytisch, ist deductiv, sie ist aber auch fictiv. Dieser letztere Umstand bewirkt, dass ihr Ergebnis nicht mehr Glaubwürdigkeit beanspruchen kann, als in ihren Prämissen gelegen war, und daher den wirklichen Erscheinungen in keiner Weise adäquat werden kann. (Vgl. Jevons, The principles of science p. 49.) Sie vermag somit wohl die Begriffe, welche uns hinsichtlich der ökonomischem Erscheinungen eigen sind, zu klären, aber sie weiss uns weder ein Erkenntnis noch ein Verständnis der betreffenden Thatsachen zu bieten, sofern wir, nach Menger (Unters. pag. 19), eine Erscheinung erkennen, wenn das Abbild derselben zu unserem Bewusstsein gelangt, eine Erscheinung dagegen

verstehen, wenn wir den Grund ihrer Existenz und ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, den Grund ihres Seins und Soseins erfasst haben. Die exacte Theorie hat es nicht mit einem Existenzgrunde zu thun, sondern mit Prämissen, sie erhellt demnach auch nicht durch causale Untersuchungen den Grund eines Seins oder gar Soseins, sie stellt nur nach dem Gesetze der Abhängigkeit der Begriffe (vgl. Wundt I, 515) den rationalen Zusammenhang klar; sie bietet uns, sofern wir mit Wundt (II, 22) den allgemeinen Satz, welcher sich am Schlusse einer Induction ergibt, ein Gesetz nennen, kein Gesetz; ihre Ergebnisse können sohin nicht als Gesetze der Erscheinungen, sondern nur als nothwendige Beziehungen der Begriffe, nicht als sachliche, sondern nur als logische Regelmässigkeiten aufgefasst werden. Sofern Menger von Prämissen deducirt, hat er es nicht mit Ursachen, sondern nur mit Gründen, mit Gründen seiner Schlüsse nämlich zu thun; sofern er es aber nur mit Gründen, nicht aber mit Ursachen zu thun hat, verfolgt er die ratio zum Schaden der causa; sofern er die ratio zum Schaden der Causalität berücksichtigt, steht er auf rationalistischem Boden; steht Menger im Wesentlichen auf rationalistischem Boden, so steht er hinsichtlich seiner erkenntnistheoretischen Anschauungen auf einer vorkant'schen Entwicklungsstufe; steht er auf einer vorkant'schen Entwicklungsstufe, so handelt es sich darum, die ökonomistische Erkenntnistheorie als ein besonderes Gebiet der Erkenntnistheorie überhaupt auf jene Stufe zu erheben, auf welche die Erkenntnistheorie durch Kant emporgehoben wurde. Wir gelangen solcher Art zu dem bereits vorhin berührten Gedanken einer Correctur und Weiterbildung des den Menger'schen methodologischen Anschauungen zu Grunde liegenden Leibnitzeanismus durch den Kantianismus.

Kant's Grundanschauung ist es, dass jeder Standpunkt innerhalb gewisser Grenzen, keiner aber abgesehen von solchen und allein Geltung hätte; Empirismus und Rationalismus wären demnach beide berechtigt. Dem ersten entsprächen die Vorstellungen der äusseren Erfahrung, dem andern die der inneren. Beide Standpunkte seien demnach mit einander zu verknüpfen. Das vornehmste Gebrechen Menger's liegt darin, dass er dergleichen in keiner Weise versucht. In seiner Zweitheilung der Theorie werden Empirismus und Rationalismus, die doch nur vermählt eine adäquate Theorie erzeugen können, getrennt. Alles Zusammenwirken zwischen beiden ist ausgeschlossen, an die Stelle der Synthese der Gegensätze tritt ein Eklekticismus, der das Miteinander verpönt und nur das Nebeneinander gelten lässt.

Betrachten wir Kant's erkenntnistheoretische Lehren, soweit sie für die

ökonomistische Methodologie von Bedeutung sein könnten, des Weiteren. Nach Kant muss jede wirkliche Erkenntnis das Gepräge der Allgemeinheit und Nothwendigkeit besitzen. Damit ist das Ziel der Wissenschaft überhaupt angegeben. Menger bezeichnt die Ermittelung von exacten Gesetzen als das Ziel der exacten Methode. Unter seinem exacten Gesetze versteht er aber ein ausnahmsloses Gesetz. Sofern er unter Gesetzen Erkenntnisse begreift, welchen Nothwendigkeit zukommen muss, sofern weiters unter Gesetzen Erkenntnisse zu denken sind, welchen ausnahmslose Allgemeinheit zuzuerkennen wäre, fällt die Angabe des wissenschaftlichen Zieles bei Menger mit der Angabe des wissenschaftlichen Zieles bei Kant allerdings zusammen. Anders verhält es sich aber hinsichtlich des Weges, welchen diese beiden Denker eingeschlagen wissen wollen. Dieser Weg ist nach Menger jener der Analyse. Nach Kant ist ein Urtheil ein analytisches, wenn der Prädicatsbegriff in dem Subjectsbegriffe nothwendig mitgedacht wird, ein Urtheil ist dagegen ein synthetisches, wenn dies nicht der Fall ist. Das Grundaxiom der analytischen Urtheile ist der Satz vom Widerspruche: in dem synthetischen Urtheile a posteriori dagegen geschieht die Verknüpfung des Subjectsbegriffes mit der ausserhalb desselben liegenden Prädicatsvorstellung durch die Erfahrung. Die sichersten Erkenntnisse beständen in Sätzen a priori; sie wären von Sätzen zu unterscheiden, die erst durch die Erfahrung eine Bürgschaft gewännen und die deshalb Erkenntnisse a posteriori genannt werden. Das Urtheil, dass der gerade Weg der kürzeste sei, wäre ein synthetisches Urtheil a priori, dessen Quelle in der reinen Anschauung liege. Nach Kant ist, wie wir sehen, alles Reale aposteriorisch und empirisch. Damit ist das Ideale dem Realen und Aposteriorischen, das Apriorische dem Empirischen entgegengesetzt. Daher sind denn alle Erfahrungsurtheile synthetisch; alle Analyse dagegen besteht nur in formal logischen Denkacten. Analyse erläutert, Synthese erweitert die Vorstellungen durch Angabe neuer, ausserhalb derselben liegender Merkmale (Kant, Krit. der r. V. p. 21, Proleg. p. 16). Die Bildung analytischer Urtheile ist also blosse Zergliederung der Begriffe, sie kann für die Erkenntnis nur eine vorbereitende Bedeutung haben; sie kann aber nicht die endgiltige Aufgabe der Erkenntnis sein. Insbesondere Sätze, in denen die Existenz eines Gedankendinges behauptet wird, seien synthetische Urtheile, und zwar synthetische Urtheile a priori, denn sie können sicher nie in der Erfahrung ihren Ursprung finden. So unterscheidet denn Kant zwischen der aposteriorischen Abstraction, welche Erfahrungsbegriffe betrifft, und dem Apriorischen, das, als von den Erfahrungsbegriffen Gelöstes, auch nicht Abstraction genannt werden kann. So gelangt Kant weiters zu dem Satze,

dass nichts Gegenstand der menschlichen Erkenntnis sein kann, das nicht der Sinnlichkeit, also der Erfahrung und dem Verstande zugänglich wäre. Das hat zur Folge, dass sich unsere Erkenntnis nur auf Erscheinungen beziehen kann. Damit ist denn eine Erkenntnis des Uebersinnlichen ausgeschlossen, ausgeschlossen aber auch jede ökonomistische Richtung, die es lediglich mit Deductionen aus apriorischen Axiomen zu thun hätte. Gewiss ist es, dass die ökonomische Erkenntnis unter keiner Bedingung reine Erkenntnis sein kann, zumal die ökonomischen Begriffe sämmtlich solche der Erfahrung sind. Ist nun weiters zwischen dem Abstracten einerseits, dem Apriorischen andererseits zu unterscheiden, so ist es gewiss, dass die exacte Richtung, sofern sie es mit apriorischen Axiomen zu thun hat, nicht als eine abstracte aufzufassen ist.

Sind aber sämmtliche Erkenntnisstücke der Oekonomik aposteriorischer Natur, so könnte man zu ökonomistischen Erkenntnissen allgemein giltigen und nothwendigen Gepräges nur durch Analyse oder Synthese a posteriori, also durch erfahrungsmässige Synthese durchdringen. Analyse aber vermag uns, nach Kant, dem Wesen nach nichts Neues zu bieten, sondern uns nur den Zusammenhang dessen, was wir schon wissen, klarer zu machen. Daher gelangen wir denn dahin, dass aposteriorische Synthese die der Oekonomik eigene Methode sei. Aposteriorische Synthese aber ist geradezu das Entgegengesetzte von dem, was Menger für seine exacte Methode verlangt, es ist geradezu das Entgegengesetzte von der apriorischen Analyse, in welcher Menger die Methode der exacten Oekonomik erblickt. Man glaube nicht etwa, dass die Erkenntnistheorie des alten Kant veraltet sei; Lotze gelangt zu ähnlichen Ergebnissen; er lehrt (Log. p. 466): „Wir sind nicht mehr an die Hoffnung gewöhnt, eine blosse Zergliederung des Gegebenen werde die gesuchten Principien in ihm finden; wir haben vielmehr erfahren, dass wir sie für unsere Erkenntnis häufig durch vergleichende Combination des Mannigfaltigen erzeugen müssen und sie erscheint uns deshalb als das Endergebnis eines synthetischen Gedankenganges.“

Nähern wir uns nun einer weiteren Frage. Wie wäre eine solche aposteriorische Synthese möglich? Nach Kant muss alle reale Erkenntnis aus der Erfahrung fliessen. Alle Erfahrungsurtheile sind demnach synthetisch, wenn auch nicht alle synthetischen Urtheile empirisch sind. Alle Erfahrung beruht aber auf Causalität; Causalität nun kann durch blosse Vernunft nicht begriffen werden. Kant lehrt, das Causalgesetz als solches, der Satz nämlich, dass keine Ursache ohne Wirkung, keine Wirkung ohne Ursache gedacht werden könne, sei ein synthetisches Urtheil a priori; es sei durch die ursprünglichen Begriffe

des reinen Verstandes gegeben. Jeder einzelne Causalitätsschluss aber sei seinem Wesen nach aposteriorischer Natur. Demgemäss hätte es die aposteriorische Synthese ökonomischer Natur wesentlich mit Causalverhältnissen zu thun. Allein mit was für Causalverhältnissen? Dies ist eine wichtige Frage. Kant unterscheidet den logischen Grund strenge vom Realgrund der Causalität. Die logischen Gründe werden mittels des Satzes der Identität und des Widerspruches, also mittels der Analyse begriffen. Hinsichtlich der Realgründe aber, also hinsichtlich der Ursachen gilt dies nicht. Analyse vermag die Ursachen der Erscheinungen nicht klarzulegen: sie lehrt nicht verstehen, dass, weil das Eine ist, auch das Andere sein muss. Kant schliesst somit die Analyse als heuristisches Princip aus, er ist der Ueberzeugung, dass man, soweit Erfahrung reiche, durch Analyse, welche sich an den logischen Grund festhält, wohl die ratio, nicht aber die causa berücksichtige, und die somit rational ist, nicht zu Einsichten allgemeiner und nothwendiger Natur gelange. Demgemäss lässt Kant alles menschliche Wissen nur aus der Erfahrung oder aus unabhängig von aller Erfahrung aus vor derselben vorgebildeten Elementen entspringen. Da aber die vor aller Erfahrung vorgebildeten Elemente auf dem Gebiete der Oekonomik keine anderen sind als diejenigen, welche unserer Naturerkenntnis überhaupt eigen sind, nämlich Raum, Zeit und Causalität, da die Oekonomik somit nur von Erfahrungsbegriffen bevölkert ist, bleibt auch ihr nur die Erfahrung als mögliche Quelle der Erkenntnis übrig.

Die Kant'schen Lehren, welche wir nur so weit berücksichtigen, als sie methodologischen Gepräges sind und insbesondere für die ökonomistische Methodologie von Interesse wären, weisen, wie wir sehen, eine ebenso fesselnde als wichtige Beziehung zu den Schwierigkeiten auf, welche die zeitgenössische Oekonomik beschäftigen. Jene Lehren werden von Zeller (Vorträge und Abhandlungen, 1865: „Ueber Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie") in meisterhafter Weise zusammengefasst: Zeller gelangt im Verlaufe seiner Abhandlung zu einzelnen auf Kant beruhenden Sätzen, welche aus eindringendem Studium des Königsberger Philosophen geschöpft und für die richtige Auffassung der Beziehung zwischen Kant und Menger von Werth sind. Zeller sagt: „Die Bedeutung der Theorie liegt in den Diensten, die sie uns hinsichtlich der Erkenntnis der Wirklichkeit leistet" (p. 483). „Wir können nicht erwarten," fügt der genannte Autor hinzu, „eine Erkenntnis wirklich anders als von der Erfahrung aus zu gewinnen. Wir sollten aber nicht vergessen, dass in der Erfahrung selbst schon apriorische Bestandtheile enthalten sind, durch deren Ausscheiden wir erst

das objectiv Gegebene rein erhalten, und dass die allgemeinen Gesetze und die verborgenen Gründe der Dinge nicht durch die Erfahrung als solche, sondern durch das Denken erkannt werden. Ist daher auch eine möglichst genau vervollständigte Beobachtung der erste Schritt zum Wissen, so würden sich doch hieran zwei andere schliessen, wenn wir wirklich zu einem sicheren Wissen gelangen wollen. Der erste derselben besteht in der Unterscheidung der subjectiven Elemente von der Erfahrung und umfasst alle die Operationen, welche den Zweck haben, den objectiven Thatbestand als solchen von allen subjectiven Zuthaten befreit zur Anschauung zu bringen. Sind hiemit die wirklichen Vorgänge festgestellt, so ist dann der nächste, dass die Ursachen derselben aufgesucht werden, um sie aus inneren Gründen erklären zu können und so auf geradem Wege zu Begriffen ihrer Wesenheit zu gelangen" (p. 495). „Das Denken besteht überhaupt darin, dass das gegebene Mannigfaltige unter der Bestimmung der Nothwendigkeit verknüpft, der Zusammenhang desselben erkannt wird. Daher ist die negative Bedingung dieser Verknüpfung die, dass die Vorstellung, welche erkannt werden soll, diesem Erkennen nicht widerstreite, dass sie sich nicht ausschliessen, nicht widersprechen; es ist daher das allgemeinste negative Gesetz des Denkens in dem Gesetze des Widerspruches, das heisst in dem Gesetz ausgesprochen, Widersprechendes könne nicht zur Einheit des Gedankens zusammengefasst werden" (l. c. p. 512).

So sehr unseres Erachtens nun auch die Oekonomik gewänne, wenn sie ihre Artung mit Rücksicht auf die gewaltige und tiefgehende Gedankenarbeit Kant's einrichten wollte, wir können doch nicht verkennen, dass der Unterschied zwischen synthetischen und analytischen Urtheilen einen bedeutsamen Mangel hat: er entstammt nicht der Natur der Urtheile selbst, sondern ihrer Beziehung zu anderen Urtheilen. Das Urtheil „Amerika ist ein Welttheil" ist vor vier Jahrhunderten synthetisch gewesen, es ist dies heute nicht mehr; das Urtheil: „Die elektrische Beleuchtung ist praktisch", ist vor wenigen Lustren noch synthetisch gewesen, es ist dies heute nicht mehr. Ist das Urtheil einmal ausgesprochen, so verschmilzt das Prädicat mit dem Subjecte und kann von demselben nur durch Analyse getrennt werden. Diese Unterscheidung ist daher nicht eine logische, sondern eine psychologische, fusst sie doch auf der Frage, ob ein Urtheil von einem bestimmten Intellecte appercipirt worden sei oder nicht. Nichtsdestoweniger ist die Kant'sche Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen noch keineswegs ein überwundener Standpunkt. Sie ist ein wesentlicher Bestandtheil der modernen erkenntnistheoretischen Anschauungen, sie findet daher auch bei den Logikern der Gegenwart be-

deutsame Vertretung. Nach Sigwart (Logik, Bd. I p. 103) sind die analytischen Urtheile Kant's solche, in denen der Inhalt des Subjectsbegriffes durch das Prädicat explicirt wird; in einem synthetischen Urtheile dagegen müssten verschiedene Objecte der Anschauung zu einander in Beziehung gesetzt werden. So seien denn die einen als erklärende, die anderen als erzählende aufzufassen.

Halten wir dies fest, so wird uns klar, worin eigentlich der organische Fehler der österreichischen Schule liegt. Da sie sich des Umstandes, dass sie es in der Oekonomik nur mit Erfahrungsbegriffen zu thun hat, nicht bewusst wird, wähnt sie, sie könne durch Analyse solcher Begriffe zu synthetischen, also zu Bereicherungsurtheilen a priori gelangen. Dies ist aber unmöglich; nichts berechtigt die exacte Richtung, anzunehmen, dass es ihr gelingen könne, irgend etwas durch sein Gegentheil zu erreichen. Ist es gewiss, dass wir causale und synthetische Gesetze, dass wir die Erklärung der thatsächlichen wirthschaftlichen Erscheinungen und ihr Verständnis anstreben, so können wir uns hiezu nicht einer Methode bedienen, welche ihrer Natur nach rationale und analytische Gesetze als Erläuterung unseres bisherigen Verständnisses von den Dingen, nicht aber als Erweiterung derselben bietet. Alles Apriorische ist ideeller Natur, alles Reale ist empirischer Natur. Das Ideale steht somit dem Realen, das Apriorische dem Empirischen gegenüber; ist die exacte Richtung apriorisch, so ist sie auch ideal, ist sie ideal, so ist sie nicht realistisch; ist sie dagegen realistisch, so ist sie naturgemäss auch empirisch. Sofern Menger daher die Abstraction als ein Mittel, zu allgemeinen Kenntnissen zu gelangen, betrachtet, steht er mit sich in Einklang; sofern er uns aber allgemeine Erkenntnisse apriorischer Natur zu bieten beabsichtigt, sofern er an Deduction aus vor aller Erfahrung festgestellten Axiomen denkt, steht er mit sich im Widerspruch — und sofern er mit sich im Widerspruch steht, ist er zu verwerfen.

Ist es gewiss, dass jede Methode, welche nicht Ursache und Wirkung, sondern nur Grund und Folge im Auge hätte, auf dem Gebiete der Oekonomik als inadäquat zu betrachten wäre, so wären damit auch alle mathematischen Velleitäten, welche die Oekonomik in jüngerer Zeit bethätigt, als müssige dargestellt. Es stehen sich hinsichtlich der Mathematik bekanntlich zwei Anschauungen gegenüber. Nach der einen ist die Mathematik eine Wissenschaft, welche auf Abstraction und aposteriorischen Erfahrungselementen fusst, nach der anderen ist sie eine Disciplin, die überhaupt nicht auf Abstraction, sondern auf apriorischer Anschauung basirt. Den ersten dieser Gesichtspunkte vertritt Mill. Nach Mill (Logik B. II, Cap. V, B. III Cap. XXIV) ist

es gleichgiltig, ob wir eine Wahrheit durch Beobachtung der Wirklichkeit oder durch Betrachtung der inneren Bilder gewinnen. Immer hätte dieselbe in der Erfahrung ihre Grundlage. Die mathematischen Wahrheiten seien keineswegs so nothwendig und gewiss, wie man glaubt (B. II Cap. V). Die Mathematik habe es nicht mit etwas nicht Seiendem zu thun. Es handle sich dabei um Vorstellungen. Die Definitionen und Axiome der Mathematik bezögen sich auf bloss hypothetische Gebilde, die man durch Abstraction aus realen Gegenständen gewinne, und die deshalb mit den realen Gegenständen nur annäherungsweise übereinstimmen. Die Sätze der Mathematik besässen daher nur angenäherte Giltigkeit, der Punkt ohne Ausdehnung, die Gerade ohne Breite, die Kreise, deren Halbmesser einander immer genau gleich sind, seien nur Fictionen, die mit den sinnlichen Punkten, Geraden, Kreisen nur bis zu einem gewissen Gerade übereinstimmen. Die letzten Grundsätze der Arithmetik und Algebra seien daher Verallgemeinerungen unserer Erfahrungen; Mathematik demgemäss keine Wissenschaft a priori. In Deutschland neigt man sich der Ansicht zu, dass die fundamentalen Grundsätze der Mathematik nicht aus blosser Construction innerhalb eines ursprünglichen Anschauungsvermögens herzuleiten, sondern auf Induction zurückzuführen wären, mit denen sich ein deductives Verfahren verbindet. Speciell Helmholtz hat sich gegen die apriorische Natur der mathematischen Begriffe ausgesprochen. Allein bedeutende Denker, wie Schopenhauer und Wundt, sind anderer Anschauung. Von Kantschen Anregungen ausgehend, gelangt diese Richtung dahin, die Elemente der Mathematik als unbedingt apriorische aufzufassen (vgl. Reichardt in Wundt's „Philosophischen Studien").

Die mathematische Richtung der Oekonomik huldigt nun der Anschauung, dass diese Wissenschaft erst dann den Namen einer exacten verdiene, wenn sie einer mathematischen Behandlung theilhaftig geworden wäre. Mill, Cairnes, Cliffe Leslie, Cossa verhalten sich diesem Gedanken gegenüber ablehnend. Cournot, Walras, Auspitz und Lieben dagegen wenden sich ihm mit Aufmerksamkeit zu. Es ist aber beachtenswerth, dass auch aus dem Lager derjenigen, die der Anwendung mathematischer Formulirungen auf wirthschaftliche Verhältnisse gewogen wären, Stimmen laut werden, welche die Erspriesslichkeit eines solchen Unternehmens in Frage stellen. Cournot anerkennt, dass bestimmte numerische Voraussetzungen in der Oekonomik nicht zu finden seien. Dagegen sagt Cournot (Principes Mathematiques de la Richesse § 21), dass die Mathematik nicht nur im Stande sei, Zahlengrössen zu behandeln, sondern auch die Beziehungen zu Grössen, die nicht zahlen-

mässig zu bestimmen wären, bestimmen könne, dass sie somit im Stande sei, die Beziehungen zu Functionen zu erörtern, deren Gesetze nicht durch algebraische Symbole ausgedrückt werden können (p. VII und VIII). Auch Edgeworth (Mathematical Psychics p. 1—9 und 83—93) meint, wo es Data gibt, welche nicht numerisch, aber doch quantitativ sind, wo eine Menge grösser oder kleiner ist als eine andere, wächst oder fällt, positiv oder negativ oder ein Maximum oder ein Minimum ist, dort sei die mathematische Behandlung nicht nur möglich, sondern auch unerlässlich. (Vgl. Cairnes, Char. a. log. Meth. of P. E. p. 120, 122.)

Keynes nimmt in dieser Frage eine vermittelnde Stellung ein. In der Oekonomik kämen quantitative Verhältnisse in Betracht (p. 237), ihre klare Ausdrucksweise schütze gegen Irrthum (p. 245), ihre Beschaffenheit bringe nicht nur Genauigkeit und Präcision, sondern auch Vermeidung von Umschweifen mit sich (p. 248). Keynes sagt (p. 245): „When mathematical processes are employed in the solution of a problem, attention can hardly fail to be called to the conditions assumed as the basis of the argument, and due importance is likely to be attached to the exact enunciation of these conditions; a more thoroughgoing quantitative analysis of fundamendal conceptions is also necessary." Keynes sagt weiters (p. 249): „It can hardly be affirmed that there are economic truths of fundamental importance incapable of being expounded except in a mathematical form." Keynes meint schliesslich (p. 250): „On the whole, we arrive at the conclusions, first, that political economy involves conceptions of a mathematical nature requiring to be analysed in a mathematical spirit; and secondly, that there are certain departments of the science in which valuable aid may be derived from the actual employment of symbolical or diagrammatic methods. Mathematics may not up to the present time have proved an absolutely indispensable instrument of economic investigation and exposition."

Allein, wie man die Mathematik auch auffassen mag, für die Oekonomik ist dies im Grunde gleichbedeutend. Ist die Mathematik nämlich eine abstracte, nicht aber eine apriorische Wissenschaft, so folgt daraus für Diejenigen, welche der Oekonomik das Gepräge der Mathematik verleihen wollen, dass in der Oekonomik mit Ausserachtlassung des Apriorismus nur eine aposteriorische Abstraction berechtigt wäre. Auch von dem Gesichtspunkte aus, dass die Mathematik ein Erkenntnisgebiet wäre, welches sich apriorischer Gedankenelemente als constitutiver Factoren bedient, kann von einer Umformung der Oekonomik, die ja nur mit Erfahrungsbegriffen zu thun hat, in eine apriorische

Disciplin und somit auch von einer sogenannten reinen Oekonomik nicht die Rede sein. Ihre Behandlung der ökonomischen Probleme wäre eine lediglich formale; sofern sie sich auf Deduction aus apriorischen Axiomen beschränkt, muss sie ohne genügende Berücksichtigung der realen Momente bleiben; es genügt eben nicht, die Wirklichkeit nur ins Auge zu fassen, um sie ausser Acht zu lassen und nie wieder zu ihr zurückzukehren. Wird dem apriorischen Denken ein bestimmtes Gebiet zugewiesen, so vermag die Forschung auf demselben nicht zu ihrem Ziele, zur Erkenntnis zu führen, weil sie jeden Zusammenhanges mit der Wirklichkeit entbehrt. Waltet dagegen der Empirismus in dem ihm zugewiesenen Gebiete, so vermag er seinerseits nicht zu dem Ziele zu führen, weil ihm alle Behelfe, den Rohstoff zu durchgeistigen und auf die Höhe der Theorie zu heben, abgehen. Indem auf der empiristischen Seite die Erfahrung zu Rathe gehalten wird, ohne zu denken, auf der anderen Seite gedacht wird, ohne die Erfahrung zu Rathe zu halten, findet wohl Arbeitstheilung, aber nicht auch Arbeitsvereinigung statt, und es ist daher unmöglich, dass man sich auf solche Art dem gemeinsamen Ziele, der Erkenntnis, irgendwie nähere, die naturgemäss nur dadurch erreicht werden kann, dass man über das Erfahrungsmässige, also nicht a priori, sondern a posteriori nachdenkt.

Von diesem Standpunkte aus wird sich uns auch alle deductivistische Analyse complexer Causalitäten als ein Mittel erweisen, das uns, wie wir schon in den der Begriffsanalyse gewidmeten Ausführungen betonten, nur Klärung, aber nicht Erklärung zu bieten vermag. Gibt es wirthschaftliche Erscheinungen, wirthschaftliche Thatsachen einfacher und complexer Natur, so kann uns das nicht beirren, beide als Erscheinungen einer und derselben Art, beide als vollkommen gleichbedeutende aufzufassen; es kann uns nur veranlassen, das Complexe in seine Elemente zu zerlegen. Die Complication der wirthschaftlichen Erscheinungen liegt, wir wir bereits in der Lehre von den wirtschaftlichen Erscheinungen hervorgehoben haben, in der Combination primärer ökonomischer Erscheinungen, welche an dem gesonderten Wirthschafter zu beobachten sind, mit Erscheinungen derselben Art, welche an seinesgleichen zu beobachten sind. Complicirtere wirthschaftliche Erscheinungen sind somit schlechterdings durch das Vorhandensein einer Mehrheit von Wirthschaftern bedingt. So Geld, Preis und Geldpreis. Wir können beobachten, dass die Erscheinungen, welche wir unter dieser Bezeichnung zusammenfassen, nicht in festen, unwandelbaren, ewig gleichartigen Formen zu Tage treten; sie sind wandelbar, sie vacilliren und fluctuiren. Dieses wirth-

schaftliche Wellenspiel kann nur durch die Analyse in seine Elemente zerlegt werden. Aber Zerlegung in einzelne Factoren heisst nicht auch Erklärung; es ist nur eine Voraussetzung der Erklärung, nicht diese selbst. Die Medicin, deren logisches Denken auf sehr hoher Stufe steht, verwechselt Analyse nie mit Aetiologie. Die Ausscheidungen des Diabetikers enthalten Zucker. Dass dem so ist, weist die chemische Analyse nach. Aber sie ist nicht mehr als eine Constatirung der Krankheit. Sie besagt nicht, auf welche Art der Zucker in die Absonderungen der Niere gelangt und warum die Niere eine functionelle Veränderung erlitten hat.

Je mehr eine Erscheinung dem Beobachter als Massenerscheinung entgegentritt, desto schwieriger und desto nothwendiger ist die Analyse. Denn gerade bei Massenerscheinungen vermag die empirische Akribie nichts Anderes zu Wege zu bringen, als die Ueberzeugung, dass man es in der That mit einer Massenerscheinung zu thun hat. Es kann somit durch die blosse Beobachtung nur das Mass, in welchem die Massenerscheinung wirklich eine solche ist, das Mass, in welchem sie in Erscheinung tritt, festgestellt werden. Das Aetiologische, das Causale aber stellt sich weder durch empirische Beobachtung noch auch durch Analyse heraus. In dieser Hinsicht sind Analyse und empirische Beobachtung gleich ungenügend. So ist beispielsweise der Armuth, der wichtigsten aller Massenerscheinungen, weder auf empirischem noch auf analytischem Wege beizukommen. Wir wissen mit und ohne Statistik, mit und ohne Analyse, dass wir es hier mit dem eigentlichen Kernproblem der Oekonomik zu thun haben, wir wissen, dass das Elend sich vermehrt, indem die Elenden sich vermehren, wir wissen auch, dass es auch abgesehen von jeder natürlichen Vervielfältigung unter gewissen Umständen zunimmt, aber seine eigentliche Natur und Wesenheit vermag uns weder das Messen und Wägen, noch auch die Analyse zu Bewusstsein zu bringen. Die statistische Forschung, welche gleich dem Pythagoreismus von der Anschauung ausgeht, dass die Zahl das Wesen aller Dinge ist, versichert uns doch nur, dass die Erscheinungen, nach deren Grund wir fragen, wirklich existiren, sie kann daher nur als eine Verschärfung der Frage, nicht aber als eine Antwort aufgefasst werden. Eine genetische Erklärung kann nie in einer Messung liegen. Erst wenn man die erste in der Hand hat, mag die zweite von Werth sein, weil man dann in der Lage wäre, das Mass der Ursache mit dem Masse der Wirkung zu vergleichen und festzustellen, in welcher Art die eine sich in die andere umsetzt. Die Analyse dagegen vermag uns nur anzugeben, aus welchen Elementen die Erscheinung sich zusammensetzt, nicht aber, wodurch sie bewirkt worden ist. Wer

glaubt, die Analyse könne auf die causale Frage Antwort ertheilen, der müsste folgerichtig auch der Anschauung huldigen, Chemie und Anatomie geben uns an, woher die Menschheit komme und wohin sie gehe. In Wahrheit geben sie uns nur an, was der Mensch ist. Sie werden uns vielleicht auch sagen, wie der Einzelne wird. Aber wie die Menschheit geworden ist, hüllen sie nur in ein noch tieferes Dunkel.

Der Gang unserer Untersuchung stellt uns vor eine bedeutsame Frage: Ist es möglich, die Oekonomik zu einer sogenannten exacten Wissenschaft zu machen? Die Beantwortung dieser Frage wird naturgemäss ganz davon abhängen, welche Vorstellung wir mit dem Worte Exactheit verbinden und was wir demgemäss unter einer exacten Wissenschaft verstehen. Wir kennen bereits Menger's Standpunkt in dieser Angelegenheit. Er stellt den Deductivismus als exacte Methode dem Empirismus als der inexacten Methode gegenüber. Er versteht unter Exactheit jene Strenge der Untersuchung, welche ausnahmslose Ergebnisse der Forschung verheisst. Menger steht hinsichtlich dessen, was man sich unter der Exactheit zu denken hätte, mit den übrigen Vertretern des Deductivismus nicht im Einklange. Nach Mill (Logik p. 246) wurde die Astronomie zu einer exacten Wissenschaft, als sie nicht nur im Stande war, den allgemeinen Gang der Planetenbewegung, sondern auch ihre Störungen zu erklären und auf ihre Ursachen zurückzuführen. Demgemäss sei eine Wissenschaft erst dann exact, wenn sie im Stande ist, uns ein vollständiges Gesetz der Erscheinungen durch Zusammensetzung der Wirkungen gewinnen zu lehren. Die Fluthlehre sei nicht eine exacte Theorie. Hieran hindere sie die Schwierigkeit, die in Wirklichkeit vorkommenden, aus einfachen Gesetzen entspringenden Gleichförmigkeiten mit völliger Genauigkeit zu ermitteln. Mill meint endlich: Indem wir die exacten Gesetze der grösseren und jene der genügend bekannten kleineren Ursachen mit solchen empirischen Gesetzen oder annähernden Verallgemeinerungen in Betreff verschiedener Abweichungen in Verbindung bringen, wie sich diese durch specifische Beobachtung gewinnen lassen, werden wir in den Stand gesetzt, allgemeine Gesetze aufzustellen, die sich im Wesentlichen als richtig bewähren werden und auf welche wir, wenn wir den grösseren oder geringeren Grad ihrer Ungenauigkeit in Anschlag bringen, unsere Erwartungen und unser Verhalten mit Sicherheit zu gründen vermögen. Cairnes ist, was sonst nicht seine Art, anderer Ansicht als Mill; er meint, eine Wissenchaft sei nur dann exact, wenn ihre Prämissen allgemein und unveränderlich sind, ferner wenn ihre Einsichten einer Massbestimmung fähig sind (l. c. p. 121): er

glaubt, dass die Oekonomik eben wegen des zweitgenannten Merkmales nie exact werden könne. Vergleicht man diese beiden Ansichten, so gewahrt man alsbald, dass sie sich in mehrfacher Hinsicht von einander unterscheiden. Mill ist jene Wissenschaft eine exacte, welche volle Einsicht in die Mannigfaltigkeit der thatsächlichen Erscheinungen, in das Getriebe der Wirklichkeit gewährt. Cairnes dagegen verlangt nicht, dass die Wissenschaft diese Anforderung erfülle, sondern nur, dass ihre Prämissen allgemein giltig und nothwendig, dass ihre Einsichten quantitative wären. Demzufolge ist ihm auch nur eine deductive Wissenschaft exact, zumal ja nur eine solche über Prämissen verfügt; eine Wissenschaft aber, welche keine Prämissen ihr eigen nennen könnte, wäre folgerichtig gar nicht als eine exacte zu betrachten. Die Oekonomik weist nun, nach Cairnes, Prämissen auf; diese sind, wieder nach Cairnes, allgemein giltig und nothwendig; somit würde denn auch das eine Merkmal stimmen. Leider vermag jedoch die Oekonomik dem andern Merkmale, der quantitativen Bestimmung, nicht zu entsprechen.

Da die Hauptvertreter des ökonomistischen Deductivismus untereinander über das, was sie exact nennen wollen, nicht einig sind, müssen wir es versuchen, selbst die Schwierigkeiten dieses Problems zu überwinden. Sicherlich tritt Jedem, der sich dieser Angelegenheit widmet, in erster Linie der Gedanke näher, dass unter dem Exacten etwas Unempirisches zu verstehen sei. In diesem Sinne werden ja Mathematik und Geometrie exacte Wissenschaften genannt. Ihre Ergebnisse haben den Vorzug, ganz genau zu sein. Diese Wissenschaften heissen daher exacte, weil wir in ihnen nur irren können, wenn wir ihrer Lehren nicht eingedenk sind. Anders verhält es sich mit der Physik. Auch sie wird exact genannt. Sie wird aber nicht exact genannt, weil wir in ihr etwa nur irren könnten, wenn wir ihrer Lehren nicht eingedenk sind. Da sie nämlich eine Erfahrungswissenschaft ist, da sie, als Naturlehre, mit Erscheinungen zu thun hat, welche ihr gegeben sind, und es ihre Aufgabe ist, uns den Zusammenhang dieser Erscheinungen zum Bewusstsein zu bringen, nennen wir sie exact, sofern sie ihrer Aufgabe nachzukommen und uns einen genauen Einblick in den Ablauf ihrer Phänomene zu verschaffen vermag. Die Gesetze, welche die Physik bietet, sagen als Gesetze, dass bestimmte Erscheinungen unter gewissen Bedingungen unbedingt eintreten müssen; somit sind ihre Gesetze unbedingt, weil sie gewisse Erscheinungen an ihre Bedingungen knüpfen. Das Quecksilber steigt im Vacuum sonach unbedingt, sofern das Vacuum eben ein solches ist; was vom Vacuum gilt, kann aber nicht vom lufterfüllten Raume gelten; ist daher ein

bestimmtes Vacuum fehlerhaft. so beweist dies nichts gegen das Gesetz. sondern nur gegen denjenigen, der jenen Raum als Vacuum betrachtet. Eben wegen dieser Eigenschaft ihrer Gesetze vermag Physik uns auch einen Einblick in die Zukunft zu gönnen. Wir wissen, bevor noch eine auf einem Billard rollende Kugel die elastische Wandung berührt hat, dass sie im Einfallswinkel zurückprallen und eine bestimmte Linie auf ihrem Wege zurücklegen werde. Mit Hilfe der Mathematik, der Geometrie, der Physik hat eine vierte Wissenschaft einen so hohen Reifegrad erlangt, dass sie exact genannt werden kann, die Astronomie. So gross auch ihre Genauigkeit, so gross auch die Strenge ihrer Beobachtungen ist, sie kann doch nicht in dem Sinne exact genannt werden, dass sie vollkommen wäre. Allein sie hat sich der Vollkommenheit immerhin ansehnlich dadurch genähert, dass sie den Spielraum, der dem Irrthume in jeder mit den Mitteln einer empirischen Wissenschaft zu bewerkstelligenden Vorhersagung eingeräumt werden muss, durch bewunderungswürdige Ausbildung ihrer Beobachtungsmethode bis auf eine ganz kleine einschränkte. Der Sinn des Wortes exact ist, wie wir sehen, in jeder der in Rede stehenden Wissenschaften ein anderer. Wir können die verschiedenen Bedeutungen des Wortes nur vereinheitlichen, wenn wir sagen, eine Wissenschaft sei exact, sofern ihre Lehren wahr sind. Die Frage, von der wir ausgegangen, lässt sich daher auf eine andere, fasslichere und deutlichere Form reduciren, auf die Frage nämlich: Ist es möglich, die Oekonomik zu einer Wissenschaft zu machen, die uns Wahres lehrt? Hiermit erkundigen wir uns danach, ob die Oekonomik zu einer genauen und strengen Wissenschaft werden könnte. Denn alle Genauigkeit, alle Strenge ist eben nur in dem Masse vorhanden, als die ökonomistischen Lehren wahr sind; und die ökonomistischen Lehren sind nur wahr in dem Masse, in welchem der Irrthum ausgeschlossen ist.

Verstehen wir unter Exactheit nichts Anderes als Wahrheit, so gelangen wir zu dem Schlusse, dass eine Wissenschaft nicht deshalb allein, weil sie einer gewissen Methode sich bedient, schon exact genannt werden kann. Eine Wissenschaft wird somit weder dadurch, dass sie sich der Analyse bedient, noch auch dadurch, dass sie vornehmlich die Methode der Deduction benutzt, endlich auch nicht dadurch, dass sie von der Mathematik einen mehr oder weniger metaphorischen, mehr oder weniger exemplificirenden Gebrauch macht, exact; ja sie wird nicht einmal dadurch exact, dass sie in Wirklichkeit mit Massbestimmungen arbeitet. Einen schlagenden Beweis hierfür bietet die Physiologie; Jeder, der sich auch nur einigermafsen mit den

neueren Methoden derselben befasst hat, weiss, dass sie allen Anforderungen der Wissenschaftlichkeit entspricht; dennoch wird es Keinem einfallen, in ihr eine exacte Wissenschaft zu erblicken; man ist vielmehr darüber einig, dass sie eine lediglich empirische Wissenschaft sei. Aehnliches gilt von der Chemie. Wollte man demnach, Menger gemäss, das Exacte in schroffen Gegensatz zu allem Empirischen stellen, so müsste auch alle empirische Wissenschaft, somit alle Wissenschaft, die es mit Erfahrungsbegriffen zu thun hat, unexact sein. So bliebe die Exactheit für die Wissenschaften, die lediglich apriorischer Natur sind, für Mathematik und Geometrie übrig; denn schon der Begriff einer exacten Physik wäre anfechtbar. In diesem Falle wäre auch eine exacte Oekonomik undenkbar. Sind diese Erwägungen ädaquate, so müssen wir eine Wissenschaft dann exact nennen, wenn sie uns nicht nur Gesetze bietet, welche die Abfolge der markantesten Erscheinungen erklären, sondern auch Gesetze jener Störungen, welche solche Erscheinungen unter bestimmten Umständen am Hervortreten verhindern. Erscheinungen werden mit einander schon durch den Erscheinungsablauf in Beziehung gesetzt; sie werden daher immer auch an einander gemessen. Erscheinungen, welche im Stande sind, andere zu unterdrücken, werden eben darum und darum allein als solche grösseren Masses betrachtet, die anderen als solche kleineren Masses. Ein Mass an sich ist keines; es wird immer auch irgend Etwas, es wird an einem anderen Gleichartigen gemessen. Solcherart gelangen wir zu dem Begriffe der Energie. Gelänge es, die regelmässigen Erscheinungen und die sie im Hervortreten hemmend oder fördernd beeinflussenden Erscheinungen des Wirthschaftslebens kennen zu lernen, gelänge es in Sonderheit, ihre Wechselbeziehungen zu erfassen, so wäre damit nicht nur die wirthschaftliche Energie sammt ihren Gesetzen ergründet, es würden sich diese Gesetze auch in gewissen quantitativen Formen äussern, deren Mass in bestimmten wirthschaftlichen Erscheinungen selbst und ihren Beziehungen zu andern gegeben wäre. Man misst in der Physik jedes mögliche Gewicht an dem eines bestimmten Körpers, man misst die Elektricität mittels bestimmter elektrischer Erscheinungen, jede vorerst unbestimmte Kraft durch eine andere, bereits bestimmte. Wollen wir demnach die Oekonomik im wahrsten Sinne des Wortes zu einer exacten machen, so müssen wir nur trachten, die Gesetze der wirthschaftlichen Energie festzustellen, zugleich aber bestimmte wirthschaftliche Erscheinungen als Mass für andere, erst zu bestimmende festhalten. Von solcher Reife unserer Disciplin aber sind wir auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe, auf

welcher der quantitative Ausdruck ökonomistischer Gesetze noch kaum mehr als ein geistreiches Spiel ist, weit entfernt.

Versteht man, unseren Ausführungen gemäss, unter der Exactheit Wahrheit, so zeigt es sich alsbald, dass die Frage, ob die Oekonomik zu einer unempirischen exacten Wissenschaft gemacht werden könne, überhaupt nicht mit Recht gestellt werden kann. Fragen wir nämlich, ob die Oekonomik eine exacte Wissenschaft werden kann, so heisst dies, ob sie eine in ihrem Sinne exacte Wissenschaft werden kann, heisst dies, ob sie eine Wissenschaft werden kann, welche in ihrem Sinne Wahres lehrt. Die obige Frage hat demnach unter keiner Bedingung die Bedeutung, ob uns die Oekonomik etwa in demselben Sinne Wahres lehren könne, in welchem uns eine andere Wissenschaft, etwa die Mathematik oder Physik, Wahres lehrt. Hierdurch würden wir von der Oekonomik etwas verlangen, was sie ihrer Natur noch nicht zu leisten vermag. Als Wissenschaft, der ursprünglich nicht Vorstellungen und Begriffe, sondern Erscheinungen concreter Natur gegeben sind, kann sie überhaupt, sofern sie sich um die Thatsachen nicht kümmert, nicht exact werden; sie kann dann nicht exact werden, weil sie nicht wahr werden kann; sie kann nicht wahr werden, weil die Wahrheit für eine Erfahrungswissenschaft nur in dem Zusammenhang mit den gegebenen Thatsachen liegen kann. Exacte Theorie, welche sich somit nach Art der sogenannten reinen Oekonomik um die Thatsachen nicht kümmert, ist möglicherweise genau, sie ist möglicherweise streng und logisch, aber ihre Wahrheiten sind solche, die Vertrauen nur auf Credit verlangen, ohne je zu zahlen; sie sind nämlich solche, die sich eben, weil bei ihnen von aller Verification abgesehen wird, nicht als Wahrheiten legitimiren können. Sie können sich aber nicht als Wahrheiten legitimiren, weil jede Wahrheit nur insofern eine solche ist, als sie den Thatsachen adäquat ist. Ist also von einer solchen Adäquatheit gegenüber den Thatsachen nicht die Rede, so kann auch von einer Wahrheit nicht die Rede sein.

Der Frage, ob die Oekonomik zu einer exacten Wissenschaft werden kann, dürfte demnach folgende Antwort zu theil werden. Sofern unter Exactheit das Gegentheil des Empirischen verstanden wird, ist es unmöglich, die Oekonomik zu einer exacten zu machen. Da aber das Exacte nicht etwa das Gegentheil des Empirischen bedeutet, vielmehr auch Empirisches, wie uns Physik, Astronomie und Chemie zeigen, mit Exactheit aufgefasst werden kann, können wir diese Frage nicht schlechthin verneinen. Im Gegentheil. Wir müssen sie bejahen. Wir sind demgemäss der Ansicht, die Oekonomik könne, soweit nur eine empirische Erkenntnis der Exactheit theil-

haft werden kann, in Wirklichkeit exact werden. Man kann die Oekonomik zu einer wahren, lehrenden Wissenschaft machen, wenn man, wie die übrigen mit Erfahrungsbegriffen arbeitenden Wissenschaften, auch in dieser Disciplin von Thatsachen ausgeht, von ihnen logisch weiter schliesst und jeden Schluss durch die Thatsachen zu verificiren sucht. Nicht also in dem Ausschluss, vielmehr in der Pflege der Verification liegt die Möglichkeit, die Wissenschaft zu einer exacten zu machen und sie einerseits vor empiristischer Verflachung, andererseits vor rationalistischer Verstiegenheit, den beiden zu fürchtenden Extremen, zu bewahren. Einen anderen Weg zur Wahrheit giebt es nicht. Wir müssen uns daran genug sein lassen, dass uns überhaupt einer gegeben ist. Ob es auch möglich sein wird, alle Irrthümer auf diesem Wege auszuschliessen? Ob es möglich sein wird, durch diese von der Thatsache ausgehende, die Höhen der Abstraction erklimmende und zur Thatsache wieder herabsteigende Methode jede Fehlerquelle zu verstopfen? Sicherlich in dem Masse, in welchem dies bei den übrigen empirischen Wissenschaften der Fall ist. Wenn wir erst so weit sind, auch die Gesetze der Störungen zu erfassen, welche den Ablauf generell bestimmter Erscheinungen beeinflussen, wenn wir erst im Stande sind, das ökonomistische Irren in ein Gesetz zu bannen und solcherart die Menschenwelt nach dem Muster der Sternenwelt zu studiren, dann werden wir auch Vorhersagungen wagen können, welche mit Nothwendigkeit wahr wären, wenn sie auch nicht mit völliger Genauigkeit in Erfüllung gingen. Diese Vorhersagungen dürften freilich die Erscheinungen der individuellen Wirthschaft nicht in dem Masse betreffen, wie die Wirthschaft der Massen, die Wirthschaft des Volkes, der Menschheit, in ihrer Totalität. Das individuelle Leben wird schon deshalb nicht durch allgemeine Gesetze beherrscht werden, weil es vielfach von Momenten bestimmt ist, welche sich ihrer ganzen Natur nach der generellen Erkenntnis entziehen. Wissenschaft ist dann exact, wenn sie allgemein giltige und nothwendige Erkenntnisse zu bieten vermag. Dies kann vom Individuellen nur in dem Masse gelten, als es eben allgemein ist; in dem Masse, in dem es Besonderes an sich trägt, wird es den Maschen des theoretischen Denkens entschlüpfen. Es wird nie möglich sein, Allgemeines vom Besonderen, Nothwendiges vom Zufälligen auszusagen. Dies wäre in sich widersprechend. Anders verhält es sich aber hinsichtlich der Massenerscheinungen. Von der Masse wird Vieles ausgesagt werden können, was vom Individuum nicht gilt. Das Individuelle gilt eben nicht mehr innerhalb der Masse; diese trägt denn auch nicht das Gepräge, das ihren Elementen eigen ist, an sich. In der Masse

heben sich auch die Irrthümer, die hinsichtlich der Aussagen über jedes Einzelne und Besondere möglich sind, gegenseitig auf. Nur vom Allgemeinen können wir daher Allgemeines aussagen. Gemäss dem Individuellen und dem Generellen werden dem Oekonomisten denn auch zwei Arten der Vorhersagung möglich sein. Hinsichtlich des Individuums vornehmlich wird der Sachkundige im Sinne der wirthschaftlichen Gesetze feststellen können, dass gewisse Erscheinungen eintreten müssen, wenn bestimmte Handlungen gesetzt werden; er wird aber nicht sagen können, ob jene Handlungen je zur Thatsache werden. Die andere Art von Vorhersagungen wird die Wirkungen von Erscheinungen betreffen, welche in dem Momente, in dem die Vorhersagung stattfindet, schon gesetzt sind, oder doch wenigstens wahrscheinlicherweise gesetzt werden, deren Zusammengreifen aber erst nach einem Entwicklungsprocesse ein besonderes Phänomen zu Tage fördern soll. Diese Gattung der Vorhersagung ist Vorausberechnung und wird vornehmlich an der Gesammtheit geübt werden können. Beide Formen der Vorhersagung werden causaler Natur sein; die erste, indem sie Wirkungen möglicher, die andere, indem sie die Wirkungen wahrscheinlicher oder wirklicher Phänome voraussagt. Als Vorhersagungen causaler Natur werden sie in ihrer Art wissenschaftlichen Charakter an sich tragen, sie werden nicht Prophezeiungen sein, die ja ohne Rücksichtnahme auf die causalen Verknüpfungen das Eintreten eines Ereignisses vorher verkündigen. So wird denn die Wissenschaft, wie dies ihr Beruf ist, gerade als der Feind des Wunders doch Wunderbares bieten. Die Kraft hiezu ist ihr in dem Umstande gegeben, dass allgemeingiltige und nothwendige Erkenntnise eben wahre Erkenntnisse sind; wahre Erkenntnisse aber ermöglichen einen Ausblick in die Zukunft; sie ermöglichen ihn nicht etwa deshalb, weil das, was heute wahr ist, es auch für immer sein muss, sondern deshalb, weil die Erkenntnis eines causalen Processes schon in der Erkenntnis der Ursache gegeben ist und derjenige, der die Kraft versteht, auch ihre Wirksamkeit begreift. Weil aber eine wahre Erkenntnis immer auch einen Ausblick in die Zukunft ermöglicht, kann und muss sie auch praktisch anwendbar werden. Die Frage, ob die Oekonomik zu einer exacten Wissenschaft werden könne, ist daher gleichbedeutend mit der Frage, ob diese Wissenschaft zu einer praktischen werden könne.

Die ökonomistische Theorie war die trügerische Lehrmeisterin des Staatsmannes. Aber der Praktiker wurde bald einer Rathgeberin müde, die entgegengesetzten Tendenzen mit gleicher Geschicklichkeit diente. So gerieth denn unsere Wissenschaft, um nur nicht graue

Theorie zu sein, auf den unglücklichen Gedanken, das Theoretische ganz aufzugeben, um sich praktischen Einfluss zu wahren. Dadurch setzte sie sich aber nur zwischen zwei Stühle. Sie war nicht mehr Theorie, sie war noch nicht praktische That, sie vermittelte auch nicht zwischen beiden. Dies ist ein Zustand tiefster Erniedrigung. Ihm vermag sie sie sich nur zu entraffen, sofern sie mit allen Kräften trachtet, exact zu werden. Ist sie erst exact, ist sie erst wirklich exact, so ist auch jeder Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis weggefallen. Denn nur eine unrichtige Theorie steht im Zwiespalt mit dem Praktischen; richtige Theorie ist im Einklange mit dem lebendigen Leben und dient ihm. Die Wissenschaft wird daher im wahrsten Sinne des Wortes nur dann eine praktische sein, wenn sie im wahrsten Sinne eine theoretische ist; sie wird aber eine im wahrsten Sinne theoretische sein, wenn sie wirkliche Einsicht, nicht aber Scheinlehren bietet. Wann aber wird es möglich sein, die Theorie zu einer solchen zu erheben, welche wahrhafte Erkenntnisse bietet? Die Antwort auf diese Frage lautet: Es wird möglich sein, die Theorie zu einer exacten zu erheben, wenn es möglich sein wird, die Methodologie zu einer exacten zu gestalten. Und wann wird die Methodologie eine exacte sein? Wenn sie exacte Methode, exacte Erkenntniswege lehrt. Exacte Erkenntniswege sind aber allezeit solche, die als wahre Wege, als zum Ziele führende Wege zu verzeichnen sind. Wann wird demgemäss die Methode eine wahre sein? Wenn sie thatsächlich zum Ziele führt, wenn sie somit wahre Erkenntnisse theoretischer Natur ermöglicht. Wahre Erkenntnisse theoretischer Natur sind aber solche, die jederzeit verificirbar sind. Wenn wir erst solche Erkenntnisse auf irgend einem Wege erlangt haben werden, dann wird in uns auch die begründete Ueberzeugung lebendig werden, dass die eingeschlagene Methode eine adäquate ist. Dies wird uns anspornen, mittels der erprobten Forschungsweise weiter zu streben.

Wir erkennen die Richtigkeit einer Methode nur aus der Richtigkeit der Theorie, die auf dem angedeuteten Wege gefunden worden. Wir erkennen die Richtigkeit einer Theorie nur aus der Verification. Diese aber findet sich vornehmlich in der praktischen Bethätigung, welche das theoretische Ergebnis mit den Thatsachen in Berührung bringt und es an der Wirklichkeit erprobt. So stützen sich denn die einzelnen constitutiven Theile der Wissenschaft gegenseitig nach den beiden Grundprincipien des menschlichen Denkens, einerseits nämlich nach dem Realgrunde, andererseits nach dem Erkenntnisgrunde. Die praktische Bethätigung ist durch das theoretische Verständnis bedingt, dieses stützt sich wieder auf die Methodologie. Das aber, was die

Methodologie lehrt, bewährt sich in der Theorie, was die Theorie lehrt, bewährt sich im Leben. Weil aber die Methodologie nur dazu da ist, um die Theorie zu ermöglichen, die Theorie nur dazu da ist, um der in das Getriebe des Wirklichen eingreifenden Thatkraft als vorausschauende Rathgeberin zur Seite zu stehen, ist die praktische Bethätigung der höchste und letzte Zweck der Forschung. Weil aber dieser höchste Zweck nicht ohne das für ihn geeignete Mittel erreicht werden kann, so ist das Mittel der eigentliche Träger des Werthes. Demzufolge ist denn auch der wichtigste Theil der Oekonomik die Theorie.

5. Das Verhältnis zwischen Inductivismus und Deductivismus.

Wir haben nun sowohl den empiristischen Inductivismus, als auch den rationalistischen Deductivismus in ihren wesentlichen Formen geprüft. Es ist zu Tage getreten, dass weder der eine noch der andere als einzelner Forschungsvorgang im Stande ist, zu leisten, was von der ganzen Forschung gefordert wird, was von ihr gefordert werden muss; die Wissenschaft. Es erübrigt uns nun, unsere Darlegung zusammenzufassen und ihre Consequenzen zu ziehen. Zu diesem Zwecke ist es nothwendig, dass wir uns die gegebenen Meinungsgebilde in gedrängtester Gestalt zum Bewusstsein bringen. Schliessen ist Folgern, Folgern ist Ableiten eines Satzes aus einem anderen. Es sind nur drei Formen der Folgerungen denkbar: Die Folgerung von einer Einzelheit auf die andere, die Folgerung von einer Einzelheit auf ein Allgemeines, die Folgerung von einem Allgemeinen auf ein Besonderes. Dass wir durch den Schluss von dem Einzelnen auf Einzelnes für die Wissenschaft nichts erreichen, liegt auf der Hand; es kann sich daher nur fragen, welche Rolle der Schluss vom Einzelnen zum Allgemeinen einerseits, der Schluss vom Allgemeinen zum Einzelnen andererseits auf dem Gebiete der Oekonomik zu spielen hätte.

Der Schluss vom Einzelnen zum Allgemeinen geht von der Erfahrung aus, er ist daher dem Empirismus eigenthümlich; dieser schöpft den wesentlichsten Theil seiner Kraft aus der Lebensfülle eines richtigen Gedankens, der nur durch Masslossigkeit zu einem falschen gemacht werden konnte. Er will nämlich die gegebenen wissenschaftlichen Thatsachen durch die Erfahrung beherrschen. Leider verfiel der Empirismus im weiteren Verlaufe einer schwächlichen empiristischen Ueberspanntheit, welche sich in Uebertreibung äusserte. Der genannte richtige Gedanke lautet in seiner hybridischen, in seiner entarteten Form: zum Beherrschen der Thatsachen führt die blosse Er-

kenntnis derselben; daher hat sich der forschende Geist in keiner Weise von der Thatsache zu entfernen. Dieser Standpunkt wird vornehmlich von Brentano (Die classische Nationalökonomie, p. 29) vertreten; der genannte Forscher erblickt das Heil der Oekonomik lediglich in der unmittelbaren Beobachtung der wirthschaftlichen Erscheinungen, in der geschichtlichen Erfassung der wirthschaftlichen Entwicklung, in der Beschreibung der wirthschaftlichen Zustände bei Vermeidung von apriorischen Deductionen. Für Brentano fällt die Wissenschaft mit Phönomenologie zusammen; Phänomenologie ist aber nur Problematik: die Thatsachen heischen eine Erklärung. So radicaler Phänomenalismus wird nicht von allen Empiristen anerkannt. Wagner und Schäffle insbesondere haben sich von dem ungesunden Empirismus, von diesem Naturalismus auf dem Gebiete der Oekonomik, fernzuhalten gewusst. Der Historismus ist sich, wie auch aus der eben citirten Schrift hervorgeht, darüber klar, dass auf seinem Wege in unabsehbarer Zeit nicht zu einer allemeingiltigen nothwendigen Erkenntnis gelangt werden könne. Um sich hierüber hinwegzusetzen, lehrt er bald, dass die Erfahrung mit der Theorie schlechthin gleichbedeutend sei, bald, dass allgemein giltige und nothwendige Erkenntnis auf dem Gebiete der Oekonomik unmöglich wäre, bald, dass sie zwar möglich wäre, aber auf der gegenwärtigen Entwicklungstufe der Wissenschaft nicht erlangt werden könne. In Wahrheit gilt, was der Empirismus von der Wissenschaft überhaupt aussagt, nur von ihm selbst; er ist seinem Wesen nach nicht fähig, für sich allein allgemein giltige und nothwendige Erkenntnisse zu Tage zu fördern. Bedient er sich doch principiell nur der Induction: er kann sich wohl von der Deduction keineswegs ganz frei halten; aber so gross ist immerhin seine Scheu vor allem Abstracten und Deductiven, dass durch sie die Bildung einer durchaus empiristischen Theorie verhindert wird.

Induction mag vollständig oder unvollständig sein, je nachdem sie sich auf sämmtliche Erscheinungen derselben Art erstreckt oder nicht. Ist sie mit Sicherheit vollständig, dann ist sie wohl auch im Stande, ein ausnahmsloses Urtheil von sich zu geben. Aber dieses geschieht in den seltensten Fällen; zumeist ist die Induction unvollständig, und unvollständige Induction hat lediglich den Charakter der Wahrscheinlichkeit zu eigen. Den Grad unbedingter Gewissheit vermag die ganze Gedankenbewegung, sofern sie lediglich unvollständige Induction bleibt, nicht zu erlangen. Schliessen wir nämlich von einer bestimmten von uns untersuchten einzelnen Thatsache auf eine unbestimmte von uns nicht untersuchte, so ist dieser Schluss ein blosser Wahrscheinlichkeitsschluss, dessen Giltigkeitsgrad, wie Jevons über-

zeugend nachgewiesen hat, von der Anzahl der bereits erforschten Erkenntnisglieder abhängt. Steht dann das allgemeine Urtheil in unserem Gemüthe fest, und wenden wir es auf bestimmte von uns nur oberflächlich in einem gewissen summarischen Verfahren untersuchte Thatsachen an, so ist dies wieder nur eine Vermuthung, wieder nur ein Wahrscheinlichkeitsschluss. In diesem Sinne beobachtet der Naturforscher verschiedene Arten von Amphibien und gelangt zu dem Ergebnis, dass keines derselben lebendige Junge zur Welt bringe. Ein weiteres Beobachten und Vergleichen lehrt ihn, dass sich wohl welche finden, die ihr Geschlecht in dieser Art vermehren. In solchem Falle erweist sich das Urtheil, dass Amphibien sich durchweg einer anderen Art der Fortpflanzung bedienen, als irrig. Es ist falsch inducirt worden, es wurde von einer unzureichenden Anzahl von Thatsachen und voreiliger Weise auf die Allgemeinheit geschlossen.

Der wesentliche Mangel des empiristischen Inductivismus liegt demnach in folgender Alternative. Wollen wir warten, bis die Induction eine vollständige ist, so werden wir wohl eine sichere Erkenntnis haben, aber es ist nicht abzusehen, wann wir überhaupt in ihren Besitz gelangen können. Wollen wir dagegen nicht warten, bis die Induction eine vollständige ist, so behelfen wir uns in voreiliger Weise mit unvollständigen Inductionen. Wenn wir aber weder mit vollständigen noch mit unvollständigen Inductionen zu einem Ergebnis unserer Bemühungen gelangen, eine dritte Art dieser Forschung aber nicht vorhanden ist, so weist die Induction von sich selbst hinweg auf die Deduction.

Wenden wir uns demnach dem Schlusse vom Allgemeinen zum Besonderen zu. Er bildet die wesentliche Art des rationalistischen Denkens. Dem Rationalismus schwebt die Deduction als allgemeingiltige und nothwendige Erkenntnis, als Ziel der Forschung vor. Ihm ist eine mangelhafte Theorie, welche sich entwickeln könnte, als vorläufiges Ergebnis des Denkens lieber, als jene Resignation des Empirismus, welcher aus lauter Wissenschaftlichkeit auf die Wissenschaft verzichtet, soferne sie nicht vollkommen ist. Er schätzt die Deduction ungleich höher als die Induction, er hält dafür, dass die Oekonomik vornehmlich als eine deductive Wissenschaft aufzufassen sei. Die Deduction wird wohl immer ein bedeutsames Hilfsmittel sein, um die Thatsachen zu begreifen. Aber mit ihr allein wird keine Erfahrungswissenschaft ihr Auslangen finden. Denn jener allgemeine Satz, von welchem deducirt wird, kann nicht auf deductivem Wege gefunden werden; der allgemeine Satz wird auf diesem Wege nur bewährt und angewendet. Jener allgemeine Satz, welcher auf deductivem Wege nicht zu finden

ist, hat aber nicht nur den Werth, dass er die Deduction erst ermöglicht, er hat auch den, dass er gelehrt und gelernt werden kann, dass er einen ganzen Complex von Erfahrungen, dass er eine Einsicht, die sich nur aus einer Fülle von einzelnen Beobachtungen herausbilden konnte, bequem übermittelt. Auf solche allgemeine Sätze vermag die Wissenschaft nicht zu verzichten.

Blosse Deduction ist schon deshalb aus unserer Wissenschaft nicht möglich, weil es sich in derselben nicht lediglich um die Frage, wie aus allgemeinen besondere Urtheile zu schöpfen wären, sondern zunächst um die Gewinnung richtiger allgemeiner Erkenntnisse handelt. Der Deductivismus irrt insbesondere, soferne er glaubt, dass sich innerhalb der ökonomistischen Erfahrungswissenschaft überhaupt Sätze finden liessen, welchen in Wahrheit apriorischer Charakter zukomme. Dergleichen wäre nur unter der Voraussetzung möglich, dass es statthaft wäre, wie Cairnes es thut, biologische, also ihrem Wesen nach aposteriorische und Erfahrungserkenntnisse, an welche die Oekonomik anzuknüpfen hätte, als für diese Wissenschaft apriorische aufzufassen. Aber eine solche Anschauung kann nicht ernst genommen werden; wäre es möglich, ihr irgend ein Gewicht beizumessen, so dürfte man die Anatomie als Inbegriff apriorischer Axiome für die Physiologie, die Physiologie als Inbegriff apriorischer Axiome für die Pathologie auffassen. Auf diesem Wege wird die Wissenschaft dem Rationalismus gewiss nicht folgen können. Die Oekonomik geht von Erscheinungen, von Thatsachen aus, sie ist daher eine Erfahrungswissenschaft, in ihr muss daher aposteriorisch geschlossen werden; wir kommen in ihr zu allgemeinen Urtheilen nur durch Induction, wir können die allgemeinen Sätze nur durch Deduction bewähren und anwenden. Der Deductivismus kann somit, soferne er berechtigt ist, nur den Sinn haben, dass man in der Oekonomik nach allgemeinen Sätzen zu streben hätte, um mittels der Ableitung von denselben die concreten Thatsachen zu begreifen. Dies sei zugegeben. Aber gerade dadurch weist der Deductivismus auf den inductivistischen Empirismus hin; denn es frägt sich, wie man zu eben jenen mehr oder weniger allgemeinen Obersätzen anders als durch Induction gelangen könnte.

Wir sehen somit, dass einerseits der Inductivismus, soferne er nur bis in seine Consequenzen durchdacht wird, auf den Deductivismus hinweist, dass andererseits aber der Deductivismus, soferne er bis an seine Consequenzen durchdacht wird, auf den Inductivismus führt. Für diese Thatsache ist es kennzeichnend, dass man Malthus bald als den exactesten und ausschliesslichsten Vertreter des Inductivismus bald als den ausschliesslichsten und exactesten Vertreter des Deductivismus

preisen hören kann. In Wahrheit gewinnt dieser grosse Denker gerade denjenigen Satz, von welchem er ausgeht, nur auf inductive Weise. Ja, auf inductive Weise allein vermag er zu der Lehre zu kommen, dass die Menschheit im Stande wäre, sich binnen eines verhältnismässig geringen Zeitraumes zu verdoppeln. Oder ist vielleicht der schlichte Erfahrungssatz, dass ein Weib im Allgemeinen die Zeit seiner Geschlechtsreife hindurch jedes Jahr ein Kind gebären kann, ein apriorisches Axiom? Und stellt vielleicht Malthus nicht auf inductive Weise fest, dass jene Vermehrung nicht statthabe? Erst nachdem er auf inductive Weise den Satz gewinnt, dass sich die Menschheit binnen eines verhältnismässig kurzen Zeitraums verdoppeln kann, nachdem er auf inductive Weise den weiteren Satz gewinnt, dass dies nicht geschehe, gelangt er zu der Frage, welche als die eigentlich Malthusianische bekannt ist, auf die Frage nämlich, wieso es komme, dass das Mögliche nicht Wirklichkeit wird. Die Schlüsse, die er dann aus den inductiv gewonnenen Sätzen zieht, sind freilich deductiver Natur. Aber inductiv wird der Satz gewonnen, dass jedes Volk sich binnen weniger Lustren verdoppeln kann, inductiv werden ferner die Ursachen gewonnen, welche diese Vermehrung hintanhalten sollen. Deductiv ist nur der Schluss, dass bei jedem Volke, bei welchem die Vermehrung nicht die höchste wäre, jene Ursachen wirksam sein müssten. Und dieser deductivistische Schluss wird von Malthus mit thunlichster Sorgsamkeit verificirt. So sehen wir denn auch an Malthus weder die inductive noch auch die deductive Methode ausschliesslich bethätigt, sondern beide geübt.

In dem Umstande, dass der Inductivismus auf den Deductivismus, der Deductivismus auf den Inductivismus hinweist, liegt trotz aller gegensätzlicher Momente die gegenseitige Abhängigkeit der genannten Forschungstypen als nothwendig ausgesprochen. Die neueste vornehmlich von C. Menger vertretene reformatorische Forschungsrichtung findet ihre historische Bedeutung darin, dass sie die Nothwendigkeit, den Rechtszustand zwischen den feindlichen Gegensätzen zu regeln, erkannte. Ihre Fortbildungsbedürftigkeit ist aber in der Art, in welcher sie sich ihrer Aufgabe unterzog, begründet. Sie sucht beiden Standpunkten gesondert gerecht zu werden; sie verlangt, dass neben der empirischen Methode auch die exacte geübt werde, dass also neben der Deduction aus den Thatsachen auch die Deduction aus apriorischen Axiomen stattfinde. Damit ist für die Induction und Deduction gleiches Recht proclamirt. Damit ist aber auch die Gegensätzlichkeit der beiden in Rede stehenden Forschungstypen weder vermittelt noch auch überwunden. Hielte man, wie Bonar (Zeitschrift für Volkswirthschaft, Socialpol. u. Staatsw. 1892 p. 211) meint, an dieser Arbeitstheilung fest,

so könnte sich auf der einen Seite der inductivistische Empirismus nie zu allgemeingiltigen und nothwendigen Erkenntnissen aufschwingen; der deductivistische Rationalismus andererseits, welcher ausschliesslich einem analytischen Apriorismus huldigt, geht scheinbar von Axiomen, in Wirklichkeit von einzelnen besonders markanten Thatsachen aus, findet aber den Weg zur Erfahrung nicht zurück, vermag daher seine Sätze nicht zu verificiren und bietet demnach auch keine Bürgschaft für die Adäquatheit seiner Einsichten. In dem Rechtsstreite, in welchem Empirismus und Rationalismus als Parteien auftraten, hat Menger als der Erste die Rolle eines Richters zu spielen vermocht. Die Thatsache allein, dass er die Angemessenheit eines solchen Amtes eingesehen und seiner Ueberzeugung gemäss gehandelt hat, sichert ihm eine hervorragende Stelle in der Entwicklungsgeschichte der Methodologie. Seine Entscheidung aber, das Urtheil, das er gefällt hat, wird Gegenstand der Kritik. Diese gewahrt bei näherem Zusehen, dass das Menger'sche Urtheil nur ein vorläufiges sei. Er hat gewissermassen, für die Dauer des Processes die Besitzfrage entschieden, den eigentlichen Streitgegenstand aber, die Eigenthumsfrage, nicht erörtert. Er hat sich in des Wortes strengstem Sinne sozusagen als Schiedsrichter bewährt, aber nicht als Einigungsamt. Es lässt sich wohl nicht verkennen, dass Menger in einem gewissen Sinne vollständig Recht hatte, in seiner Weise vorzugehen. Die Entwicklungsstufe, auf welche er selbst das methodologische Denken gestellt hatte, ist eine wesentlich dogmatische. Dieser Dogmatismus geht von der Ansicht aus, dass es möglich wäre, über die Methode der Oekonomik zu urtheilen, ohne das Wesen und die Tragweite des ökonomistischen Denkens zuvor geprüft zu haben, ohne kritisch zunächst das ökonomistische Denken selbst, seine Natur und sein Vermögen einer sorgfältigen Analyse unterworfen zu haben. Wäre dies geschehen, die Forschung wäre bald zu dem Ergebnis gelangt, es sei irrig, in Intuction und Deduction einander ausschliessende Gegenstände zu erkennen. Im Lichte dieser Ansicht hätten sich Induction und Deduction, Empirismus und Rationalismus als einander bedingende Gegensätze gezeigt, als Gegensätze, die nicht nur neben einander existiren können, wie Menger lehrt, sondern die vielmehr mit einander vereint existiren; denn Eines fordert das Andere und vermag nur mit ihm verbunden Gedeihliches zutage zu fördern.

Es ist nun nothwendig, dass der Process, dort wo Menger ihn stehen liess, wieder aufgenommen und durchgeführt werde. Durchgeführt ist er aber nicht dann, wenn Menger gemäss eine Form gefunden worden ist, nach welcher die streitenden Parteien für alle

Ewigkeit getrennt bleiben, sondern erst dann, wenn ein Modus ergründet worden, nach welchem die streitenden Parteien zu zusammengreifender Thätigkeit vereinigt werden. Zu diesem Zwecke ist es angemessen, nicht die Besitztitel, sondern die Rechtstitel sorgsam zu prüfen. Soll dies geschehen, so empfiehlt es sich, jedes einzelne Gedankenelement, auf das es in diesem Streite ankommt, gesondert der Kritik zu unterziehen, und solcherart von der Erscheinung ausgehend bis zu dem Begriffe des Gesetzes, dem wir uns im nächsten Capitel zuwenden, aufzusteigen. Bis zu diesem Punkte hat uns die Untersuchung, bei welcher Umständlichkeit nicht zu vermeiden ist, geführt. Nun sind wir in der Lage, in kritischer Weise die Rechtstitel jeder der beiden Parteien zu überprüfen, Jedem zu geben, was ihm zukommt, und die beiden gegensätzlichen Typen aus dem Zustande des vormengerschen Kampfes, aus dem des späteren Waffenstillstandes und der gegenwärtigen getrennten Thätigkeit zur gemeinsamen Arbeit zusammengreifender Regsamkeit überzuleiten.

Dem Empirismus ist unseren, das Gebiet der ökonomischen Erkenntnistheorie betreffenden Ausführungen gemäss zuzustimmen, sofern er lehrt, dass eine adäquate Einsicht von Thatsachen auszugehen und ihre Lehren an den Thatsachen zu bewähren habe. Der Empirismus ist aber mit seinen sich die Herrschaft über das ganze Gebiet der Oekonomik anmassenden Ansprüchen abzuweisen. Er ist nur berufen, dem Denken das Rohmaterial behufs weiterer Bearbeitung zu überliefern. Er irrt, sofern er meint, die Oekonomik müsse sich, wenn sie überhaupt zur Erkenntnis irgend welcher Art durchdringen will, zur Begründung ihrer Lehren lediglich der Induction bedienen, weil die Oekonomik eine Erfahrungswissenschaft wäre. Die Oekonomik ist thatsächlich Erfahrungswissenschaft, aber daraus folgt nicht, dass sie sich lediglich oder auch nur vornehmlich der Induction bedienen, daraus folgt nicht, dass sie sich von der Erfahrung in keiner Weise entfernen dürfe; der Empirismus irrt, indem er wähnt, die Deduction sei die Mutter des Irrthums. Der Empirismus hatte den Muth des Irrens nicht, und daher auch nicht den Muth des Denkens. Der Empirismus greift daher fehl, indem er die Autonomie der Oekonomik verkennt und in heteronomer Weise bei anderen Wissenschaften Anleihen zu machen suchte, um das Gebäude empiristischer Erkenntnis zu stützen. Er entlehnte dem Juristen der historischen Schule das historische Forschungsprogramm, dem Physiker die Induction, dem Physiologen die organische Idee. Er glaubte mit diesem fremden Kapital den Grund und Boden der Oekonomik trefflich bewirthschaften zu können. Er vermochte aber mit diesen auf-

gegriffenen Abfallstoffen das Gebiet der Wirthschaftskunde nur unzureichend zu düngen. Der Grund hiervon liegt in dem Umstande, dass er nicht consequent dachte. Es war ihm wohl klar, dass Institutionen eines Volkes sich nicht ohne weiters zu solchen eines anderen machen lassen. Aber er dachte unhistorisch genug, um diesen Gedanken, der sich von Aristoteles bis Montesquieu, von Montesquieu bis J. B. Say vertreten findet, für einen eigenartigen zu halten; er dachte inconsequent genug, um aus jedem wissenschaftlichen Gebäude, aus jeder wissenschaftlichen Methode eine Stütze zu brechen und mittels dieser unangemessenen Behelfe das Gebäude der Oekonomik zu errichten. Er gewahrt in seinem barbarischen Eifer eben nicht, dass die Säulen, welche er aus dem architektonischen Gefüge anderer Wissenschaften reisst, zur Noth einzeln in Anwendung kommen könnten, aber dass es ganz stillos sei, sie gemeinsam zu benutzen. Er ahmt jener Wissenschaft nach, welche Erfolge aufzuweisen hätte, ohne zu bedenken, dass die Nachahmung weder auf wissenschaftlichem noch auf künstlerischem Gebiete zum Ziele zu führen vermag, und nirgends der Affe des Genies ein Genius wird. In jenen Tagen, da er an Einfluss gewann, war die geistige Welt von den Errungenschaften der Naturwissenschaften berauscht; man schwärmte für die inductive Methode, und weil man erkennen musste, dass sie auf bestimmten Wissensgebieten bedeutsame Ergebnisse zutage fördere, fühlte man sich nur allzu leicht veranlasst, sie auch in Disciplinen zu verpflanzen, auf denen sie sich nur in Gemeinschaft mit der Deduction gedeihlich zu entwickeln vermag. Mit Recht war es zu jener Zeit allgemeine Ueberzeugung geworden, dass die Methode der Erfahrungssammlung auf organische Gebilde Anwendung finden müsse. Um nun die Induction auf die Gesellschaft anwenden zu können, wurde gelehrt, dass diese ein Organismus sei; dieser Gedanke trat in zwei Formen auf. Die Einen wollten in der Gesellschaft ein dem natürlichen Organismus analoges Gebilde erkennen, die Anderen sahen in ihr einen hyperorganischen Organismus, also einen solchen, welcher eigentlich keiner ist. Allein Jene, die diese Auffassung zugaben, mussten sich fragen, ob auf einen solchen hyperorganischen Organismus die Methode, welche für den natürlichen Organismus giltig ist, anwendbar wäre. Da lautet denn die das Zeichen der Verzweiflung an der Stirn tragende Antwort: Gewiss, nur wäre nach einer Methode zu suchen, nach welcher die inductive Methode auf den neuen Gegenstand anwendbar wäre. Eine Methode, nach welcher eine andere Methode auf einen ihr fremden Gegenstand anwendbar wäre, kann es aber nicht geben. Die inductive Methode ist der Oekonomik entweder adäquat oder nicht; ist sie ihr adäquat, so bedarf es keiner

Methode, die Induction auf das Oekonomische anzuwenden: ist sie ihr nicht adäquat, dann hilft ihr keine Methode, welche lehren wollte, wie das Inadäquate adäquat zu machen wäre; eine solche Methodologie zweiter Potenz könnte daher die Wissenschaft nicht stärken.

Die Irrthümer des Empirismus sind von Menger in klassischer Weise widerlegt worden. Der genannte Forscher hat sich aber an der bahnweisenden Bedeutung seiner destructiven Kritik, die an Lessing gemahnt, nicht genügen lassen, er hat auch positive Aufstellungen zutage gefördert, welche nicht auf der Höhe seiner negatorischen Kraft stehen. Er hat neben und gegen den Empirismus eine exacte Forschung gesetzt, und wie bei Lessing die possitiv schaffende, so ist auch bei Menger die positiv postulirende, die positiv methodologische Thätigkeit die ungleich schwächere.

Der Rationalismus hat Recht, wenn er sich dem einseitigen Empirismus entgegenstellt, er hat aber Unrecht, sofern er eine Einseitigkeit durch eine andere ihr entgegengesetzte auszumerzen sucht, er hat Unrecht sofern er das Inductive vom Deductiven, Empirimus und Rationalismus zu trennen sucht; er hat Unrecht, sofern er nicht davon spricht, dass Induction und Deduction, Empirismus und Rationalismus Hand in Hand mit einander zu wirken hätten. Wird aber der Empirismus vom Rationalismus getrennt, so wird der Kampf wohl aufgehoben, aber nicht gegenstandlos gemacht. Die Parteien können mit einander nicht ringen, aber sie können sich noch weniger mit einander vertragen. Wandert der Rationalismus mit seiner von apriorischen Axiomen ausgehenden Deductionen nach links, und wandert der Empirismus mit seiner von Thatsachen ausgehenden Induction nach rechts, und hoffen beide, dass sie mit ihren Hilfsmitteln zur Erkenntnis ökonomischer Natur gelangen könnten, so thut der Empirismus im Grunde mit dem ihm entgegengesetzten Principe der Induction genau dasselbe, wie der Rationalismus mit der Deduction.

Das Mass, in welchem beide Richtungen sich vom Rechten entfernen, gewahrt man leicht, wenn man ihre Lehren mit einander vergleicht. In der Theorie, welche ja die Praxis des wissenschaftlichen Denkens ist, vermögen sich Beide nicht an jene Forschungsgrundsätze zu halten, welche sie in der Methodologie, welche ja die Theorie des wissenschaftlichen Denkens ist, normiren. Der Empirismus verneint die Deduction, wird aber nicht müde, die Ergebnisse der rationalistischen Forschung zu verwenden. Der Rationalismus wähnt dagegen auf rein deductiven Wegen vorwärts zu dringen, und kann doch nicht umhin, in der Erfahrungswissenschaft, die er nun einmal pflegt, geradezu an entscheidender Stelle von der Induction Gebrauch zu machen, er kann

ohne inductive Gedankenbewegung nicht zur Erfassung von typischen Erscheinungen und typischen Connexen gelangen; er vermag ohne inductive Gedankenbewegung auch keinen Schritt auf der Bahn empirisch-realistischer Analyse zu gehen, welche zur rationalistischen Feststellung der einfachsten Elemente nothwendig scheint (Vgl. Menger, Unters., p. 41); daher ist denn auch Whewell nicht durchwegs Unrecht zu geben, wenn er der Ansicht huldigt, nicht nur die Natur-, sondern auch die Geisteswissenschaften wären inductiver Natur.

Die Gründe des in Rede stehenden Zwiespalts lassen sich leicht entdecken. Die constitutiven Theile einer Wissenschaft stehen im organischen Wechselverhältnis zu einander, im Verhältnis der gegenseitigen Abhängigkeit. Alle Methodologie hat die naturgemässe Bestimmung, der Theorie die Wege zu weisen, auf welchen sie zu ihrem Ziele gelangen könnte. Umgekehrt zeigt aber auch die Theorie der Methodologie ihre Wege, indem sie dieser darlegt, welche Bahn das theoretische Denken seiner Natur nach überhaupt einzuschlagen vermag. Eben wegen dieses Wechselverhältnisses überhebt sich die Methodologie, sofern sie wähnt, ihr sei das Recht oder das Vermögen zu eigen, sich zur imperativen Gesetzgeberin der Theorie aufzuwerfen, sofern sie dem Gedanken huldigt, sie könne oder dürfe sich erkühnen, den theoretischen Denken vorzuschreiben, wie es sich zu verhalten hätte. Aufgabe der Methodologie ist es nur, zu beobachten, wie das theoretische Denken ökonomischer Natur sich verhält, um Jenen, die sich solcher Forschung zu widmen beabsichtigen, die der sachgemässen Untersuchung adäquaten Verfahrensarten anzugeben und den Allzukühnen von gefährlichen Irrpfaden abzumahnen. In ähnlicher Weise keimt und blüht denn auch der Geist der Sprache nicht in der Grammatik, denn der dieser Disciplin ergebene Forscher untersucht nur den gegebenen Stoff, um ihm jene Formen zu entnehmen, die dem lebendigen Sprachsinne angemessen sind; in ähnlicher Weise treibt und schafft der dichterische Drang nicht nach den Vorschriften der Aesthetik, welche in jeder ihrer concreten Gestalten nur lehrt, was für schön erachtet worden, ohne eine Methode vorschreiben zu können, in welcher das Schöne überhaupt hervorzubringen wäre, ohne der Zukunft dictiren zu können, was ihr als schön zu erscheinen habe; in ähnlicher Weise endlich kündet uns die Logik, als Wissenschaft vom Denken, die Gesetze desselben, nicht aber Vorschriften, nach welchen überhaupt gedacht werden soll.

Von den Gesichtspunkten, welche uns eine kritische Methodologie bietet, gelangen wir dahin, einzusehen, dass sowohl dem Empirismus, wie auch dem Rationalismus Recht zu geben ist, sofern sie sich beide

überhaupt über die von ihnen einzuschlagende Methode klar werden wollen; dass sie aber irren, sofern sie nicht zuvor die thatsächlich eingeschlagene Methode zum Gegenstand ihrer Erwägung machen und aus diesem Studium erst die Grundsätze für die weitere theoretische Forschung schöpfen. Vernachlässigen sie nämlich dieses wichtige Postulat, unter dessen Herrschaft ihre Thätigkeit zu stehen hat, so gelangen sie dahin, durch Lässigkeit den Rechtsboden unter ihren Füssen zu verlieren. Sie werden dadurch, dass sie ihr Begehren mit Ausschliesslichkeit geltend machen, das der Gegenpartei zurückweisen, zur Partei, deren Anspruch für Niemand bindend ist.

So ist es denn dringend geboten, dass Empirismus und Rationalismus ihre Streitaxt begraben. Das Empiristische hat keinen Werth, wenn daraus keine allgemeinen Schlüsse gezogen werden können; die rationalistischen Lehren haben keinen Werth, wenn sie ohne Zusammenhang mit der Erfahrung stehen. Diejenigen, welche nur Thatsachen sammeln, ohne über sie nachsinnen zu wollen, halten die Werkzeuge in Händen und wagen es nicht, dieselben in erforderlicher Weise in Bewegung zu setzen. Sie gleichen einem Bildner, der Marmor, Meissel und Schlägel in seinem Arbeitsraume zurecht stellt, aber aus Furcht, sich zu verhauen, das Kunstwerk nicht unternimmt Diejenigen, die, abgesehen von aller Erfahrung, die Oekonomik aufbauen wollen, werden hierzu nicht im Stande sein, weil sie wohl mit Kühnheit Hand anlegen, aber nicht über zureichende Mittel verfügen. Die Einen gleichen Besitzern von Bausteinen, welche nicht im Stande sind, ein Mauerwerk aufzuführen, die Anderen geschickten Baukünstlern, die mit den besten Werkzeugen und Plänen ausgestattet sind, aber der Bausteine entbehren.

Es giebt keine Erfahrungswissenschaft, welche nur eine Methode, oder gar eine nur ihre eigene organische Methode aufzuweisen hätte; jede strebt die Erkenntnis mit allen dem Denken zu Gebote stehenden Mitteln an. Die Socialwissenschaft weist dieselbe Methode auf, wie die Naturwissenschaften, aber sie thut dies nicht etwa deshalb, weil sie den Naturwissenschaften gleicht, sondern weil sie eine der Naturwissenschaften ist. Die Gesellschaft gehört zur Natur, das heisst zur Erfahrung; daher kann sich die Oekonomik, sofern sie theoretisch ist, nur durch Induction und Deduction entwickeln, daher kann sie keine von beiden Methoden entbehren. Richtig denken heisst, je nach der Art des Gegenstandes die zweckmässige Form der Untersuchung ergreifen. Daher läuft alle Methodologie auf eine Weisung hinaus, welche ziemlich nüchtern klingt, aber darum nicht zu verwerfen ist, auf die Weisung nämlich, der Forscher möge sich der Verstandeskräfte, über die er

verfügt, bedienen: sapere aude. Wenn irgend, so gilt auf dem Gebiete der Wissenscheft der Satz, dass der Zweck die Mittel heilige. Eine Einsicht, die durch verpönte Mittel erlangt worden, hat mehr Werth, denn die blosse Benutzung vorgeschriebener Mittel. sofern diese nicht zum Ziele führen.

Empirismus und Rationalismus haben Unrecht, sofern jeder von ihnen glaubt, ohne Beihilfe des anderen Principes zu wirklich wissenschaftlichen Ergebnissen des Forschens gelangen zu können. Warum sollte auch nur ein Theil des logischen Denkens zulässig sein, warum nicht das Ganze? Schliesst man von den beiden Arten geistigen Fortschrittes eine aus, so stellt man die Wissenschaft gewissermassen auf Ein Bein und fordert von ihr. sie solle solcherart gleich einem morgenländischen Wallfahrer hüpfend zu ihrem Ziele gelangen. Unmöglich ist es, das progressive Vorgehen vom regressiven zu trennen. unmöglich, von irgend einer Wissenschaft zu verlangen, sie möge entweder bloss progressiv oder bloss regressiv schliessen. Gerade darin. dass die beiden Operationen einander ergänzen, liegt ihr Werth. Stellen wir inductiv eine Hypothese auf. welche sich dann bewähren soll. so ist dies nichts Anderes. als eine Fortsetzung der Induction. Was falsch inducirt ist, wird somit bei der Deduction nicht verificirt werden können. Es ist daher festzuhalten. dass der progressive Weg von der Erfahrung mit dem regressiven Wege zur Erfahrung zusammen Einen Gedanken bildet. der seiner Form nach an die antike Rennbahn erinnert. Gefährlich ist das Umbiegen um die Meta: da zeigt sich der Meister der Fahrkunst; da zerschellen die geistvollsten Einfälle zu werthlosem Irrthum. Die richtige Theorie muss allerdings aus der Erfahrung kommen und zur Deduction emporwachsen, aber auch zur Erfahrung zurückkehren. Sie muss der Liebe gleichen, die aus der Tiefe der Sinnlichkeit erblüht, zu den höchsten Höhen der Empfindung sich verklärt, und schliesslich doch wieder zu irdischen Zwecken der Gattung zurückführt: sie muss der Liane gleichen, die im Erdenreich wurzelt, sich himmelan emporrankt und doch den Weg zum nährenden Grunde wieder zurückfindet; sie muss einer echten Damascenerklinge gleichen, welche, im Hefte festgefügt und aus ihm entspringend, sich bis zu ihm zurückbiegen lässt, ohne zu zerklirren. Mannigfaltige Wege führen zum Tempel der Erkenntnis. Keiner der entsagungsvollen Pilger, die sich diesem Heiligthum zu nähern streben, möge sich in den Kopf setzen, gerade ein bestimmter Pfad müsse ihn vor die Stufen des ersehnte Altares führen. Der Forscher mag daher verschiedene Bahnen wandeln, um die Wahrheit, soweit sie überhaupt dem menschlichen Geiste zugänglich ist, von allen Seiten zu erfassen. Nur in einem Ge-

misch von Sauerstoff und Stickstoff vermögen wir zu athmen, nur in einer Verbindung von Induction und Deduction können wir denken. Es ist erlaubt, im Zweikampfe gewisse Stösse durch gegenseitige Uebereinkunft auszuschliessen; es ist Sitte, das Ringkämpfer einander versprechen, von besonders gefährlichen Kunstgriffen nicht Gebrauch zu machen; es ist thatsächlich, dass sich die Staaten völkerrechtlich verpflichten, allzu grausame Waffen, allzu vernichtende Geschosse im Kriege nicht anzuwenden. Aber es ist unrichtig, im Ringen um die Wahrheit sich irgend eines Mittels, das erfolgreich sein könnte, zu begeben, auf irgend einen Behelf, der nützlich zu werden verheisst, zu verzichten, sich irgend einen Vortheil in dieser Hinsicht entgehen zu lassen. So ist es denn nothwendig, die ganze Rüstung ins Spiel zu setzen, je nach der Stellung des Feindes, als welcher der Irrthum zu betrachten ist, das Vorgehen zu wechseln, die Bewegungen strategisch zu verändern, die Unternehmungen nach ihren besonderen Schwierigkeiten umzugestalten. So ist es denn nothwendig, die Thatfachen festzustellen, einzutheilen, zu ordnen, auf Grund der eingetheilten und geordneten Thatsachen zu Begriffen und Urtheilen zu gelangen, die Begriffe sorgsam zu definiren, was von Vielen als überflüssig oder gar als schädlich angesehen wird, die so gewonnenen geklärten Urtheile durch Induction, Hypothese und Deduction zu allgemeinen Erkenntnissen zu reifen, diese schliesslich durch dialektische Kritik zu klären, zu läutern und in Einklang mit anderen zu bringen. Thatsachen an sich erklären nichts; sie müssen erst erklärt werden; Thatsachen an sich beweisen nichts; denn erst wenn sie erklärt sind, können sie etwas beweisen: die Richtigkeit der Erklärung nämlich. Die Annahme von Erscheinungen, die man sich als möglich denkt, ohne zu untersuchen, ob sie möglich oder wirklich sind, kann gleichfalls nicht zum Ziele, zur Erkenntnis des Thatsächlichen, führen.

Erfahrung und Denken, sie sind einander gleichwerthig. Aber die Kraft jeder bewährt sich nur im Zusammenhalte mit der anderen. Erfahrung ohne Denken, Denken ohne Erfahrung kann nicht auf Schätzung Anspruch machen: beide bedingen einander. Wenn wir die These vertreten, dass das ganze logische Denken, nicht aber lediglich eine bestimmte Art desselben aufgeboten werden müsse, um zu ökonomischer Erkenntnis zu führen, so ist damit eine Verbindung, eine Ausdehnung und eine Einschränkung gegeben. Eine Verbindung: denn im Lichte dieser Anschauung ist die empirische mit der rationalistischen Methode verknüpft und versöhnt. Eine Ausdehnung: denn damit ist der Kreis des ökonomistischen Denkens über das Dogma der Induction wie auch über das der Deduction hinausgezogen. Eine Einschränkung:

denn dadurch ist das unlogische Denken die einzige Art der geistigen Bethätigung, die aus den Marken der Wissenschaftlichkeit verdrängt werden soll. Zugleich zeigt es sich, dass es keine specielle Methode für die Oekonomik gibt, welche die andere ausschlösse. Die Oekonomik kennt nur die Regeln des Denkens überhaupt. Wie verhält es sich unter solchen Umständen mit der besonderen Natur des wirthschaftlichen, und der besonderen Natur des ökonomischen Denkens? Die Oekonomik nimmt in der Reihe der Wissenschaften als oberste eine Stellung ein, welche ihr des Besonderen genug einräumt. Gerade weil sie in solcher Hinsicht einer Besonderheit theilhaft geworden, in welcher es ihr keine andere Wissenschaft gleich thut, muss sie alle Wege, deren sich die anderen Wissenschaften bedienen, auch für sich in Anspruch nehmen. Unter den Wissenschaften ist sie die Centrale; alle Radien stossen in ihr zusammen.

Dass Empirismus und Rationalismus, Inductivismus und Deductivismus, von einander getrennt, nicht zusammen wirken können und einander gegenseitig schwächen, statt einander zu stärken, dass die Entwicklung der Methodologie vermöge der in ihr wohnenden Kräfte zu einer Verschmelzung der bisher gegensätzlichen Forschungsprincipien hindrängt, glauben wir nunmehr klargestellt zu haben. Aber gerade die Nothwendigkeit dieser Verschmelzung regt zu der Frage an, warum sie nicht früher stattgefunden. Ist nämlich der Weg, auf welchen wir weisen, in Wirklichkeit verheissungsvoll, so könnte sich wohl Mancher die Frage vorlegen, wie so es denn komme, dass man ihn als den der Wissenschaft natürlichen nicht schon eingeschlagen habe. Wer aus unserer Darstellung der methodologischen Entwicklung die Ueberzeugung gewonnen hat, dass die in Rede stehenden Gedankencomplexe sich in gesetzmässigen Formen entfalten, wird leicht begreifen, dass sich eine Vereinigung von Rationalismus und Empirismus erst als nothwendig herausstellen kann, sofern beide Standpunkte bis in ihre äussersten Consequenzen durchgearbeitet sind. Hierzu tritt noch ein Moment. Die Methode einer Wissenschaft lässt sich nur aus der Erfahrung, welche die Forschung gemacht hat, construiren, nicht aber vor solchen Erfahrungen, und abgesehen von ihnen bestimmen. Es gibt ebensowenig eine apriorische Methodologie, als es eine apriorische Theorie gibt. Erst wenn die Methodologie sich der Abwege bewusst wird, welche die Theorie gewandelt, vermag sie dieser Rathschläge angedeihen zu lassen, die der jeweiligen Entwicklungsstufe des ökonomistischen Denkens entsprechen. Die Theorie litt bisher insbesondere daran, dass sie den Begriff der Wirthschaft zu enge fasste; es wurde sowohl von Seite des Rationalismus, wie auch von Seite des

Empirimus nur ein Theil dessen, was Wirthschaft genannt werden musste, als solche betrachtet. Man hat das Verständnis des Theiles im Theilen gesucht, statt im Ganzen, wo es ohne Zweifel gefunden worden wäre. Statt der gelegentlichen Mahnung des Cairnes eingedenk zu sein, der (l. c. p. 55) lehrt, dass es nothwendig sei, vom Ganzen der Erscheinung auszugehen, wenn man das Ganze beherrschen und in die Zukunft blicken wolle, statt demnach die einfache Thatsache zu berücksichtigen, dass alle Menschen ohne Ausnahme ihre Zwecke durch Mittel zu verwirklichen streben, welche Thatsache zur Ausbildung einer Theorie vollkommen genügt, ist die Oekonomik von Wirthschaftsmenschen verschiedener Art, welche nur gewisse Seiten des Thatsächlichen personificiren, ausgegangen; es ist natürlich, dass sie, von der vollen Thatsächlichkeit nicht ausgehend, auch den Weg zu derselben nicht zurückfinden konnte.

Rationalismus und Empirismus haben demnach geirrt, indem sie das Wesentliche verkannt haben, das der Induction und der Deduction gemeinsam ist, nämlich den Zusammenhang mit der Wirklichkeit, welcher aller Theorie erst Kraft und Wahrheit verleiht. Ob nämlich das Urtheil im Anfang ausgesprochen, dann aber an den Thatsachen bewährt wird, — oder ob die Thatsachen zuerst untersucht und dann das Urtheil ausgesprochen wird, das scheint schliesslich für die Wissenschaft selbst nur von untergeordneter Bedeutung. Das Wesentlichste ist doch immer, dass das ausgesprochene Urtheil verificirt wird, dass es somit den Zusammenhang mit der Erfahrung nicht verliert. Es ist daher gleichgiltig, ob ein Gedanke zuerst im Bewusstsein auftaucht und dann bewährt wird, oder ob die Erfahrung zuerst gegeben und sie erst im Bewusstsein den Gedanken anregt, das heisst mit Nothwendigkeit gewisse Schlüsse hervorruft. In demselben Sinne ist es dem rationellen Gärtner gleichgiltig, ob er eine Pflanze durch Keimung, also durch Entwicklung von der Wurzel aus, oder durch Ableger, also durch Entwicklung vom Stamme nach abwärts zu setzen vermag.

Rationalismus und Empirismus haben weiters in ihrer Methodologie geirrt, sofern sie der Ansicht huldigten, es gehe an, an den Stoff heranzutreten und sodann aus freien Stücken die Methode zu bestimmen, nach welcher man vorgehen und ihn meistern will. Mit demselben Rechte konnte man behaupten, es stehe im Belieben des Jägers, Rehe mit Angeln, Fische mit Fuchseisen zu fangen. Nicht mit vorgefasster Methode darf der Forscher dem Gegenstande nahen; er hat vielmehr nichts Anderes zu thun, als zu trachten, dass er alle Seiten des Stoffes auf seinen Geist wirken lasse. Sorgt er nur dafür, so stellt sich ihm naturgemäss die richtige Methode ein. Es zeigt sich ihm,

welche Wahl er zu treffen hätte, welcher besondere Weg zu dem besseren Ziele führen könnte. Es kann demnach nicht behauptet werden, dass es uns immer freistehe, nach einer oder der anderen Methode vorzugehen. Nehmen wir an, wir hätten eine Reihe von Thatsachen in bestimmter Anzahl zu untersuchen. Wir bemerken, dass wir von der Thatsache A aussagen können, sie sei B, wir bemerken weiters, dass der Reihe nach die Erscheinungen A_2, A_3, $A_4 = B$ seien; nothwendig entsteht in unserem Bewusstsein die Muthmassung: dass alle möglichen Thatsachen dieser Art B seien. Allein dass ist eine blosse Muthmassung, nicht mehr. Wir werden es daher noch nicht wagen, unseren Verdacht in aller Form zu äussern; wir untersuchen A_5, A_6, A_7; sie sind wieder B; nun erst fasst unser Denken Muth, wir sprechen unsere Beobachtung als Hypothese aus, wir behaupten, dass alle Thatsachen der Art $A = B$ seien. Sind wir dazu nicht berechtigt? Mehr noch, wir sind dazu genöthigt, weil wir eine ganze Reihe von Thatsachen kennen gelernt haben, welche B war, und keine mit A zu kennzeichnende Thatsache, also keine Thatsache derselben Art, welche nicht B gewesen wäre. Tritt uns nun eine Thatsache A_{n-1} entgegen, welche wir noch nicht untersucht haben, so werden wir sie zunächst gemäss ihrer wesentlichen Merkmale einordnen; gehört sie diesen Bestimmungen gemäss in eine bereits untersuchte Art, so sind wir durch die Natur unserer Vernunft selbst genöthigt, zu behaupten, dass sie auch B sei. Damit ist die Deduction gegeben. Sie ist die Bewährungsform jeder auf inductivem Wege festgestellten Wahrheit, und es ist nicht abzusehen, warum wir uns dieses Instruments, uns der Wahrheit zu nähern, begeben sollten. Es ist weiters nicht möglich festzustellen, wie wir uns diesem nothwendigen und von unserer Willkür vollständig unabhängigen psychischen Vorgange entziehen könnten.

Rationalismus und Empirismus irrten allzu oft in der Anwendung der beiden Methoden. Wird nämlich die Deduction zur Verification irgend einer Hypothese benutzt, so muss man dabei eines wichtigen Punktes eingedenk sein, der mit dem eben besprochenen manigfache Aehnlichkeit aufweisst. Wenn festgestellt worden, dass $A_1 = B$ ist, dass $A_2 = B$ ist, dass $A_3 = B$ ist, so wird in uns die Ueberzeugung wach, dass alle A, dass also $A_n = B$ sind. Wenn uns nun sodann eine ähnliche Thatsache zum Gegenstande der Untersuchung wird, so fühlen wir uns veranlasst, zuerst festzustellen, dass sie B sei, dann erst, dass sie weder mit A_1, noch mit A_2, noch mit A_3 identisch sei. Ist das geschehen, so mag man den Schluss ziehen, $A_n = B$; folglich ist A_{n-1}, das ich noch nicht kenne, das ich noch nie gesehen habe, das

ich mithin noch nicht untersucht habe, = B. Ist aber die Thatsache, welche uns entgegentritt, zwar A, aber ist sie nicht A_{n-1}, fällt sie vielmehr mit A_1 oder A_2 oder A_3 zusammen, so brauchen wir nicht weiter zu verificiren, denn wir wissen ja schon, dass A_1, A_2, A_3, dass also $A_n = B$ seien. Der blossen Wiederholung aber desjenigen, was wir bereits wissen, vermögen wir füglich zu entrathen. Es ist also in jedem Falle deductiver Verification besonders darauf zu achten, dass diese Verification im wahrsten Sinne des Wortes eine Probe auf die Rechnung der Induction, nicht aber eine Wiederholung derselben sei.

Aus der Natur der Induction, aus ihrem Verhältnis zur Deduction geht nur hervor, dass man nicht in Bezug auf dieselben Thatsachen, die inductiv untersucht worden, auch deductiv verfahren darf, sofern man das geschöpfte Urtheil auch verificiren will. Es geht nicht an, das, was wir aus den Thatsachen herausgezogen haben, wieder in die Facten hineinzulegen, und dann zu behaupten, es wäre etwas Neues erworben worden. Damit wäre keine Berichtigung der Erkenntnisse vollzogen; wir hätten nur das, was wir in der einen Tasche sicher hatten, in die andere gesteckt. Würden wir Induction und Deduction auf dieselben Thatsachen beziehen, so würden wir uns logischer Missgriffe schuldig machen. Wir brauchen das, was uns unmittelbar durch die Erfahrung gewiss ist, nicht noch überdies zu beweisen. Wir dürfen es sogar nicht; denn dasjenige, was uns gewiss ist, würde dadurch, bis der Beweis uns völlig gelingt, zum Gegenstande einer blossen Vermuthung, einer Wahrscheinlichkeit. Nichts wäre ungereimter. Wir würden durch dergleichen an Sicherheit des Denkens verlieren, statt an derselben zu gewinnen.

Der Gedanke, dass Deduction und Induction mit einander auf dem Gebiete der Oekonomik zu verbinden seien, steht wohl im Widerspruche mit der Anschauung, dass dem Forscher die Wahl zwischen beiden als gleichberechtigten Behelfen freistehe, aber er kann keineswegs mit dem Anspruche, neu zu sein, auftreten. Es ist zumal nicht zu verkennen, dass er Mill's Lehren zu Grunde liege, wiewohl diese wesentlich deductivistisch sind. Ja, wir könnten sogar, ohne uns von der Wahrheit zu entfernen, behaupten, wir ständen in gewissem Sinne auf Seite Mill's. Wir könnten ihm nämlich sogar ganz beistimmen, versicherte er nicht so oft, dass die deductive Methode die der Oekonomik allein adäquate wäre, dass er selbst vergisst, was seinen eigenen Ausführungen gemäss unter diesem Ausdrucke zu verstehen wäre. Erst wenn man sich erinnert, dass Mill die Induction aus der Erfahrung und die Bewährung an der Erfahrung mit zur Deduction rechnet, gewahrt man, dass er sich wenigstens in den Grundlagen

seiner Anschauungen keiner Einseitigkeit der Auffassung schuldig mache und nur auf Abwege gerathe, sofern er sich selbst missversteht. Demgemäss scheint uns Cairnes die Meinung seines Meisters nicht unrichtig zu interpretiren, wenn er (l. c. p. 79) eine Combination beider Methoden empfiehlt. Doch verfällt er, seinem Vorbilde allzusehr nachstrebend, auch bald in dessen Fehler, indem er diese gelegentliche Bemerkung alsbald vergisst, um die Deduction aus apriorischen Axiomen als die der Oekonomik angemessene Methode zu bezeichnen. Wagner sind beide Methoden, die deductive und die inductive, gleich berechtigt. Er lässt einerseits Deduction aus psychologischen Momenten, insbesondere aus dem des individuellen Vortheiles und anderen Motiven, dann in gleicher Weise Induction aus der Geschichte, aus der Statistik, aus der alltäglichen Beobachtung gelten. Wagner nennt die Methode der Analyse auch eine echt wissenschaftliche, auf dem Gebiete der Naturforschung ähnlich gehandhabte, eine Methode, die auf Isolirung der Erscheinungen ausgehe. (Vgl. Wagner's Besprechung des Schönberg-schen Handbuches in der Tübinger Zeitschrift 1883 S. 258.) Es liegt zutage, dass Wagner einerseits dadurch, dass er die Gleichberechtigung der deductiven mit der inductiven Methode proclamirt, zugleich aber fordert, dass einerseits inducirt, andererseits deducirt werde, schliesslich dadurch, dass er die Analyse als eine naturwissenschaftliche Methode empfiehlt, einen Dreiklang anschlägt, welcher in den Menger-schen Forschungsgrundsätzen in ungleich verstärktem Tone wiederkehrt. Wir haben nun gegen Menger betont, dass nicht nur einerseits inducirt und andererseits deducirt werden dürfe, sondern die von ihm geforderte Zweitheilung der Theorie zu Gunsten einer einheitlichen Theorie aufgegeben werden müsse; wir haben weiters Menger gegenüber ausgeführt, dass die Analyse auf dem Gebiete der Wirthschaftskunde nicht als naturwissenschaftliche in Anwendung kommen könne, dass vielmehr die Analyse, welche auf dem Gebiete der Oekonomik in Anwendung käme, eine rein gedankliche, die naturwissenschaftliche Analyse dagegen eine reale sei, dass daher die Analyse uns auf dem Gebiete der Oekonomik nicht die Gesetze der realen Causalität, sondern nur die des begrifflichen Zusammenhangs innerhalb unserer Vorstellungen darstellen könne, wobei das Moment der Adäquatheit dieser Vorstellungen, sowie ihres Zusammenhanges nicht in Betracht komme. Durch diese Ausführungen haben wir auch unsere Stellung gegenüber Wagner markirt. Unter solchen Umständen wird es als selbstverständlich erscheinen, wenn wir versichern, dass wir uns in der Frage, ob Deduction oder Induction in der Oekonomik angewendet werden solle, am meisten zum Standtpunkte Cohn's hingezogen fühlen, welcher (Grund-

legung der Nationalökonomie, p. 35) darlegt, eine ausschliessliche Sammlung von historischem und statistischem Materiale sei für die Zwecke der Oekonomik ungenügend; es müsse zur Induction Deduction hinzutreten. Der genannte Forscher scheint uns auch nicht mit Unrecht hervorzuheben, dass die Anschauung, die ganze Wissenschaft könne aus elementaren Hypothesen construirt werden, ungereimt sei. Am meisten aber dünkt uns Cohn der Wahrheit nahe zu kommen, wenn er, eine Kant'sche Wendung benutzend, versichert, die Induction sei blind, sofern sie die Deduction verschmäht, die Deduction leer, sofern sie nicht an der Beobachtung einen Rückhalt findet.

Jevons meint, die empirische Methode sei allerdings vortheilhaft, doch sei sie an Werth mit der durchsichtigen und beziehungsreichen Art, in welcher das Wesen der Wissenschaft durch die deductive Methode klargelegt werden könne, nicht zu vergleichen; in dem Masse, in dem eine Wissenschaft deductiv werde, müsse sie auch im Stande sein, unverbundene Thatsachen unter gemeinsamen Gesetzen zu begreifen; in demselben Masse nähere sie sich aber der Vollkommenheit. Jevons knüpft in seiner „Theory of Political Economy", (Introduction, Logical Method of Economics p. 16) ausdrücklich an Mill und Cairnes an. Er schreibt: „I think that John Stuart Mill is substantially correct in considering our science to be a case of what he calls Physical or Concrete Deductive Method; he considers that we may start from some obvious psychological law, as for instance that a greater gain is prefered to a smaller one, and we may then reason downwards, and predict the phenomena which will be produced in society by such a law." Jevons beruft sich auf seine „Elementary Lessons in Logic" (p. 258), in welchen er zur Conclusion gelangt, dass die sogenannte deductive Methode keine besondere Methode sei, sondern vielmehr Induction in ihrer essentiellen Form. Man könnte ihn demgemäss für einen Inductionisten halten. Aber dem tritt er hindernd entgegen, indem er sich andererseits wieder auf seine „Principles of Science" beruft (Cap. VII, IX, XII). Hier lehrt er, dass die Induction nur als eine umgekehrte Deduction aufgefasst werden dürfe. Man könnte ihn demgemäss für einen Deductionisten halten. Behält man die angeführten Sätze im Auge, so gewahrt man, dass Jevons zwischen Induction und Deduction eine Identität herauszufinden sucht, indem er bald lehrt, die deductive Methode sei im Grunde eine Induction, bald wieder, die Deduction sei im Grunde eine Induction (vgl. Principles of Science p. 11, 12, 121, 265, 519). Es wäre wohl der Mühe werth, gegen diese Ansicht anzukämpfen und zu zeigen, in welcher Hinsicht Induction und

Deduction Gegensätze genannt werden können und was ihnen doch gemeinsam sei, hätte nicht Jevons jeder Polemik durch einige Bemerkungen die Spitze abgebrochen. Jevons, der Hauptvertreter der mathematischen Richtung auf dem Gebiete der Oekonomik, lehrt (Principles of Sc. p. 759), die Mathematik könne auf dem Gebiete der Oekonomik keine Anwendung finden, weil die in dieser Wissenschaft zu behandelnden Erscheinungen für den mathematischen Calcul zu complicirt wären und dieser so Complicirtes nicht zu erfassen vermöge. Jevons, der Methodologe der deductiven Methodologie, lehrt ferner (l. c. p. 760, ff.): „But as astronomers have not yet folly solved the problem of of three gravitating bodies, when shall we have a solution of the problem of three moral bodies. . . . In human affairs, then, the smallest causes may produce the greatest effects and a real application of scientific method is out of question.“ Da die in Rede stehenden Aeusserungen die Pointe einer Ausführung bilden, welche der Methode auf dem Gebiete der Oekonomik gewidmet ist, kann darüber kein Zweifel herrschen, dass Jevons in Folge der Schwierigkeiten, welche die ökonomische Causalität darbietet, jede ökonomistische Methodologie verwirft. Auch Keynes scheint uns in der Frage, ob Induction oder Deduction für die ökonomistische Forschung angemessen seien, einiger Beachtung würdig. Dieser Forscher betont, dass sich in England zwei Schulen von Oekonomisten mit den concreten Problemen der Oekonomik beschäftigen. Zwischen beiden sei aber nur ein gradueller Unterschied (Sc. a. M. p. 28, 29). Die Methode der Oekonomik kann nach Keynes nicht durch einen Satz auf adäquate Weise ausgedrückt werden. Demgemäss werde nicht eine Methode gewählt werden können, welche alle anderen ausschlösse. Die nothwendige Methode mag entweder abstract oder realistisch, deductiv oder inductiv, mathematisch oder statistisch, hypothetisch oder statistisch oder historisch sein. Demgemäss könnte man denn annehmen, Keynes lehne die Beantwortung der Frage nach der Methode überhaupt ab. Allein später entschliesst sich dieser Forscher doch zu einer entschiedeneren Stellung. Er schreibt: „In other words, deduction and induction, here and elswehere, supplement one another. Still the inductive element is more prominent than the deductive. This is the case, for instance, in the investigation of the circumstances upon which the degree of productiveness of productive agents depends and in the comparison of production on a large and on a small scale (p. 193). Keynes fügt (p. 196) hinzu: „. . . even when we rely primarily on induction, et is of a great importance, that our conclusion should be comfirmed and interpreted by deductive reasoning . . . induction may usefolly precede the deduction.“ Keynes versucht, wie

wir sehen, eine Vermittlung zwischen Induction und Deduction, welche vor der Menger'schen Manches voraus hat. Die Formel lautet nämlich hier nicht mehr: einerseits Induction, andererseits Deduction, sondern: erst Induction, dann Deduction. Keynes verlangt also die Uebung der verschiedenen Methoden nicht von verschiedenen, gleichberechtigten Forschern, sondern von einem und demselben Oekonomisten. Die Formel: erst Induction, dann Deduction, stellt aber nur ein Nacheinander fest. Sie sagt uns aber nicht auch, wann der Forscher aufhören soll zu induciren, und anfangen soll zu deduciren. Keynes, welcher Malthus als den Meister der inductiven Methode preist, weil dieser seine Anschauungen auf historischen und statistischen Facten basiren lasse, verfügt offenbar nicht über tiefere Einsichten in den Zusammenhang beider Methoden, erfasst nicht ihre gegenseitige Bedingung und ist daher auch nicht in der Lage, ihre gegenseitigen Verhältnisse mit der erforderlichen Klarheit darzustellen. Denn nicht daran liegt es, dass man zuerst inducire, dann deducire, sondern daran, dass man, sofern man durch das inductive Verfahren zu einem allgemeinen Satze gelangt ist, versuche, denselben auf deductivem Wege zu festigen.

Neben Cohn ist es weiters von Scheel (Schönberg'sches Handbuch § 3 p. 75), welcher lehrt, man müsse beide Methoden in Anwendung bringen. Die Bestimmung, welche Methode jeweilig vorzuziehen wäre, hänge vom Gegenstande ab. Auch John hält (Zeitschrift für Volkswirthschaft, Verwaltung und Politik 1892 p. 216) dafür, dass Speculation und Empirismus nur die Theile oder Grundformen eines und desselben Verfahrens wären, dass sie demnach nur für die Zwecke der theoretischen Logik getrennt zu betrachten seien. Die Art, in welcher jene Verschmelzung denkbar wäre, ist von John freilich nicht näher präcisirt worden.

Wir haben im Einklange mit Scheel, Cohn und John die Ansicht vertreten, dass Induction und Deduction auf dem Gebiete der Oekonomik zu vermählen seien: damit ist eine Behandlung dieser Wissenschaft, welcher gemäss eine Zweitheilung der Theorie möglich wäre, ausgeschlossen. Aber unsere Darlegung entbehrt noch einiger näherer Bestimmungen. Es ist gewiss nicht möglich, zugleich zu induciren und zu deduciren. Der Gedanke wird daher bald inductiv, bald deductiv verfahren müssen. Wir haben weiters im Einklange mit Scheel darauf hingewiesen, dass der Gegenstand die Methode bestimmen müsse, allein dies ist nicht dahin zu verstehen, dass einem Gegenstande, je nach seiner Natur, entweder die deductive oder nur die inductive Methode angemessen sei. Denn abgesehen von dem Gegenstande, ist für die Wahl der Methode auch noch ein Moment massgebend, näm-

lich das Mass der Erkenntnis, zu welcher man hinsichtlich eines in Frage stehenden Gegenstandes durchgedrungen ist. Die Materie bestimmt wohl das Instrument, mit welchem gearbeitet werden soll, aber zugleich auch der Grad, in welchem die Arbeit vorgeschritten ist. Es liegt zutage, dass man angesichts einzelner Thatsachen nicht deduciren, angesichts eines allgemeinen Gesetzes, aus welchem sich Folgerungen ergeben können, nicht von Induction sprechen könne. Diese Einsicht ist von besonderem Belange hinsichtlich der Trennung zwischen theoretischen und praktischen Wissenschaften auf dem Gebiete der Oekonomik. Wir werden des Weiteren hören, dass die theoretische Oekonomik die Aufgabe habe, uns den Zusammenhang der wirthschaftlichen Erscheinungen zum Bewusstsein zu bringen, die praktische Oekonomik dagegen die Grundsätze zu entwickeln habe, nach welchen die theoretischen Einsichten auf das Leben anzuwenden wären. Die Theorie sieht sich demgemäss einer Fülle von Thatsachen gegenüber, welche sie zu ordnen, zu verknüpfen und zu erklären hat; sie kann diese Fülle der Thatsachen nur durch Induction in feste Formen bannen, sie kann sie nur durch Induction beherrschen, sie kann nur durch Induction erkennen, was an den Phänomenen wesentlich ist, was dagegen als unwesentlich zu betrachten wäre, sie kann nur durch Induction jene allgemeinen Sätze gewinnen, welchen sodann die Deduction einen möglichst hohen Grad von Gewissheit zu verleihen hätte. Anders verhält es sich dagegen mit der praktischen Oekonomik; wo es sich um eine Anwendung allgemeiner und bereits gewonnener Sätze handelt, erscheinen diese als gegeben. Daher wird die praktische Oekonomik vornehmlich deductiv zu verfahren haben. Jemehr die Wissenschaft in das Leben übergreift, destomehr wird sie den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen zurücklegen müssen, und desto mehr wird sie daher deductiv verfahren. Freilich wird das Uebergreifen der Wissenschaft in das Leben nie ein vollständiges sein können, es wird vielmehr immer Sache der Praxis sein, zwischen der praktischen Wissenschaft und den Erfordernissen der Wirklichkeit zu vermitteln. In demselben Masse wird die praktische Wissenschaft auch nicht ausschliesslich deductiv vorgehen können. Sie wird vielmehr nur soweit deductiv sein können, als die Anwendung eines Rechtssatzes auf einen concreten Fall deductiv ist. So wird denn die Wissenschaft überhaupt, sofern sie praktisch werden will, sich folgende Norm des Denkens erwählen müssen. Der allgemeine Obersatz wird durch die Theorie mittels der Induction und Deduction festgestellt. Dann wird der particuläre Untersatz gewonnen; in ihm werden die besonderen thatsächlichen Verhältnisse festgestellt, auf welche der Obersatz Anwendung finden

soll. Beide Sätze sind dann derart durch Deduction mit einander zu verknüpfen, dass die Nothwendigkeit einer Anwendung des Obersatzes auf die Verhältnisse, welche im Untersatze festgestellt sind, erhellt. Versuchen wir es, diese Anschauung unmittelbar an das Wesen der Induction und der Deduction zu knüpfen. Die Deduction geht den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen; die Induction den Weg vom Besonderen zum Allgemeinen. Da nun die Theorie allgemeine Einsichten zu erstreben hat, ist es nothwenig, dass sie sich vornehmlich des inductiven Weges bediene. Da weiters in der Praxis die Regelung concreter und besonderer Thatsachen mit Hilfe der allgemeinen Einsichten, welche die Theorie zu Wege gebracht hat, erstrebt wird, so muss in ihr der deductive Weg der angemessene sein. Entspricht es solcherart den verschiedenen Aufgaben, welche der theoretischen und der praktischen Oekonomik zufallen, dass sich jede von ihnen zur Lösung ihrer Probleme, die einander entgegengesetzt sind, auch adäquater Methoden bediene, so ist es wohl nicht ganz unpassend gewesen, dass die Oekonomik, solange in ihr nur eine praktische Wissenschaft gesehen wurde, sich vornehmlich der deductiven Methode zuwandte. Freilich war diese Methode nicht geeignet, bedeutsame Ergebnisse zu gewähren, weil ihre Deduction sich nicht auf die weite Basis von Einsichten stützte, die auf inductivem Wege errungen wurden. In der Zeit des Deductivismus war die Wissenschaft somit gewissermassen in die Luft gebaut, denn sie deducirte ohne vorher inducirt zu haben, sie wandte Allgemeinheiten auf das Leben an, ohne sich vorher ihre theoretische Berechtigung mit der erforderlichen Genauigkeit zum Bewusstsein gebracht zu haben. Dieser rationalistische Zug ist der Zeit, in welcher der Deductivismus blühte, überhaupt eigen gewesen; er verleiht auf dem Gebiete des Staatsrechtes der Revolution ihr eigenartiges Gepräge und tritt in den Helden des Convents genau so zutage wie in den grossherzigen Massnahmen eines Josef II., in den grosszügigen Anordnungen einer Katharina von Russland.

Die Zeit des ökonomischen Inductivismus tritt das Erbe der rationalistischen Revolution an. Es ist, als hätte alle Thatkraft ausgeschäumt. Der sorgsame, energielose Empirismus ist seither immer damit beschäftigt gewesen, den Grund des wissenschaftlichen Gebäudes zu legen, aber nie wagte er dessen eigentliche Errichtung. Der Umstand, dass er hierzu nicht fähig war, ist dadurch zu erklären, dass er an einem organischen Fehler, einem inneren Widerspruche litt. Er wollte nämlich wohl induciren, aber er verneinte zugleich das naturgemässe Resultat aller Induction, er verneinte die Theorie; er wollte die Wissenschaft wohl als praktische geübt wissen, aber er verneinte

zugleich die nothwendige Voraussetzung solcher praktischen Uebung, die Deduction. Er wendete also ein Mittel an und verabscheute dessen Erfolg, er strebte ein Ziel an und sträubte sich gegen den Weg, der allein dazu hätte führen können. So bekundete denn der Empirismus wenig Einsicht für die Wahrheit, dass die theoretische und die praktische Oekonomik zweierlei, aber dass sie von einander abhängig sind, dass sie einander wechselseitig bedingen, dass es demgemäss keine Theorie geben kann, welche nicht gelegentlich durch Deduction auf die concreten Verhältnisse zur praktischen Anwendung gelangen könnte, andererseits keine Praxis, welche nicht auf theoretischen Anschauungen irgend welcher Art fusste. Eine Theorie, von welcher es ausgemacht wäre, dass sie in keiner Hinsicht zur Praxis führen könnte, ist genau so werthlos wie eine Praxis, von der es ausgemacht wäre, dass sie in keiner Hinsicht auf theoretische Anschauungen zurückzuführen sei. Da der Empirismus Einsichten anwenden wollte, deren Möglichkeit er in der Verneinung aller Theorie verneinte, da er somit den Zweck nicht wollte, der sich aus dem von ihm angewandten Mittel ergab, da er andererseits das Mittel nicht wollte, das zu dem von ihm angestrebten Zwecke nothwendig gewesen wäre, hat er Zeit seines Lebens nicht weniger in die Luft gebaut, als der deductivistische Rationalismus. In dieser Hinsicht also haben Beide einander nichts vorzuwerfen.

Der Empirismus hat Thatsachen mit allem Fleisse gesammelt und geordnet. Aber so wie man aus solchen Thatsachen einen Schluss ziehen wollte, verwahrte er sich gegen dergleichen; er erschien ihm schon als „Deduction". Der Empirismus hat Thatsachen gesammelt, und so wie man solchen Thatsachen Begriffe entnehmen wollte, hat er dagegen Einspruch erhoben, denn das war in seinen Augen schon „Abstraction". Der Empirismus glaubte nicht, dass die Oekonomik eine Naturwissenschaft sei, er hielt sie für eine Geisteswissenschaft, aber er wollte, dass sie auf naturwissenschaftliche Weise behandelt würde. Nun war er der Ansicht, dass die Naturwissenschaft lediglich inductivistisch verfahre und sich in keiner Weise von den Thatsachen zu Theorien entferne. So nahm er die Thatsachen für die Theorie selbst. Er wähnte, man dürfe nur glauben, was man sieht, und darum glaubte er dem eigenen Intellecte nicht, glaubte er dem Begriffe, glaubte er dem Denken nicht. Der ökonomistische Empirismus, welcher über dürftige naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügt, beachtete eben nicht, dass man auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaft oft genöthigt ist, das anzunehmen, was man nicht zu sehen vermag. Wer nur das glauben will, was er sieht, der thut gut, den Naturwissenschaften in weitem Bogen aus dem

Wege zu gehen, sonst könnte er mehreren Theorien begegnen, die ihn sehr entrüsten. Von den bereits angeführten Terminalhypothesen der Wellenlehre und des Aethers abgesehen, finden sich noch ähnliche Gedankengebilde in der Kant-Laplace'schen Theorie, welche das Entstehen und Vergehen der Weltkörper behandelt, in der Urzeugung, deren Beaugenscheinigung gegenwärtig ausgeschlossen ist, in der kinetischen Gastheorie, im Darwinismus. Auch die Naturwissenschaft hat es mit Thatsachen zu thun, welche sie deutet, und wenn sie dieselben nicht anders deuten kann, so sieht sie sich eben genöthigt, zu Terminalhypothesen die Zuflucht zu nehmen, die sich unserem Geist mit unwiderstehlicher Macht aufdrängen. Im Uebrigen sieht man in der Naturwissenschaft nicht nur nicht Alles, man erklärt in ihr auch nicht Alles. Auch ein Hertz sagt uns nicht, wie die Elektricität es eigentlich anstellt, um mit einer der kühnsten Phantasie unfassbaren Geschwindigkeit den Raum zu durchmessen; auch ein Helmholtz kündet uns nicht, wie das Licht es zu Wege bringt, mittels einer phantastischen Zahl von Schwingungen die Empfindung einer Farbe in unserem Bewusstsein hervorzurufen; auch ein Meynert vermag uns nicht Alles, was sich im Gehirn regen mag, zu erklären; auch ein Joule weiss uns nicht darzulegen, auf welche Art die Gasmolecüle eine überschwängliche Anzahl von Zusammenstössen in der Secunde ausführen; auch ein Brücke steht rathlos vor dem Wunder der Zeugung und weiss uns die Entwicklungsgeschichte und die Thätigkeit eines Samenfadens nicht zu künden. So huldigen denn auch die Naturwissenschaften einer Methodologie, welche der des ökonomischen Empirismus gegensätzlich geartet ist. Ihnen sind die Thatsachen nichts; es müssen aus ihnen Schlüsse gezogen werden; man sammelt sie bloss dazu; Thatsachen aufsammeln und sie nicht zu einer Theorie zu erweitern, dass dünkt auch dem Naturforscher so klug, wie Steine sammeln und nicht bauen wollen, kochen und nicht essen wollen, so klug, wie eine Ehe nach dem Geschmacke der Tolstoischen Kreutzersonate, wie eine Heirath ohne Ausübung ihrer Rechte. Der Empirismus ist davon ausgegangen, dass die Oekonomik eine Geisteswissenschaft sei, auf welche die naturwissenschaftliche Methode anzuwenden wäre; allein die Oekonomik hat es mit uns zu thun, welche wir Naturwesen sind, sie ist somit eine Naturwissenschaft; ihre Methode kann daher keine andere sein, als die naturwissenschaftliche. Aber die Methode der Naturwissenschaften ist nicht eine lediglich empiristische und inductive. Sie ist nicht nur Sammeln von Thatsachen, sondern auch Denken über sie.

Indem wir solcherart Erfahrung und Denken mit einander zu ver-

söhnen streben, glauben wir weder von dem eigentlichen und tiefsten Sinne des Empirismus, noch auch vom eigentlichen und tiefsten Sinne der exact-realistischen Schule abzuweichen. Die exact-realistische Methode der österreichischen Schule will auf die einfachsten Elemente zurückgehen. Die historische Schule will auf die einfachsten Elemente zurückgehen. Beide wollen somit das Gewordene im Werden begreifen, sie wollen das Sein im Werden verstehen lernen. Der Unterschied zwischen beiden Richtungen beruht auf dem Umstande, dass die historische Schule der Anschauung ist, dass historisch frühere Formen immer auch die einfacheren wären. Die exact-realistische Schule dagegen sucht auf die constitutiven Elemente, welche gegenwärtigen und vergangenen wirthschaftlichen Vorgängen zu Grunde liegen, zurückzugreifen. In ihrer Weise gehen also beide auf einfachere Elemente, als sie der empiristische Actualismus bietet, zurück. Die rationell-empirische Methode dagegen sucht beide zu verknüpfen, indem sie jede Einzelnerscheinung in ihrem Werden verfolgt. Unter einer Einzelnerscheinung verstehen wir aber jene, welche durch Analyse nicht weiter zu zerlegen ist. Die historische Schule ging auf die frühere Form zurück, weil sie dieselbe für einfach hielt. Wir gehen auf die einfacheren Erscheinungen zurück, weil wir sie zugleich als die früheren betrachten. Das dieser Anschauung nach Elementare, ist für unser Bewusstsein nur eine Vorstellung, nur ein Merkmal, eine Erscheinung. Verfolgen wir das Phänomenale so weit zurück, bis es sich auflöst, verfolgen wir es so weit vorwärts, bis es sich mit neu auftretenden Erscheinungen verbindet, worin eben die Entwicklung liegt, und so erlischt, so gewahren wir leicht die möglichen Complicationen der Erscheinungen, gewahren wir, von welchen Bedingungen sie in ihrem Entstehen, in ihrem Vergehen abhängig sind: wir gewahren, was dem Complexe wesentlich ist, wenn wir ihn in seinem Werden verfolgt haben. Die Verfolgung einzelner Erscheinungen, seien es nun Gesammterscheinungen oder Erscheinungsmerkmale, ihr Auftauchen, ihr Verschwimmen und Vermischen, ihr Erlöschen und Aufgehen in andere, muss sowohl der analytischen Richtung der exact-realistischen Schule, wie auch der historischen, welche es auf das Werden abgesehen hat, entsprechen.

Die Geschichte der Oekonomik zeigt, wie wir in den der methodologischen Entwicklung gewidmeten Ausführungen dargelegt haben, dass auf eine Periode theoretischer Reflexion ohne Beobachtung eine Periode der Beobachtung bei gleichzeitiger Ausserachtlassung des Theoretisirens folgte. Nun gilt es, das Beobachtete durch Denken zu einer Theorie zu gestalten. Im Sinne dieser Richtung ist schon viel

dadurch geschehen, dass Menger die Gleichberechtigung von Beobachtung und Denken durchgesetzt hat. Es bleibt aber noch übrig, dass die gleichberechtigten Elemente auch verbunden werden. Dies kann nicht dadurch geschehen, dass einerseits nur introspectiv gedacht, andererseits nur nach Aussen gewendete Beobachtung geübt wird; es muss vielmehr das durch Beobachtung Erworbene zum Gegenstand der theoretischen Erwägung gemacht werden. Wir glauben dargelegt zu haben, dass das ökonomische Denken naturgemäss so verfährt und sich von seinen Zielen unfehlbar entfernt, wenn es durch Ausserachtlassung seiner natürlichen Functionen sich seiner Kräfte selbst beraubt. Der Mensch kann überhaupt nicht anders; er muss über das, was gegeben ist, nachdenken. Gegeben ist ihm die Erfahrungswelt. Auf unserem Gebiete ist ihm die ökonomische Erfahrungswelt, der Nexus der ökonomischen Erscheinungen gegeben. Sie und nichts Anderes bilden den Gegenstand des Forschens, sie und nichts Anderes haben den Gegenstand des Forschens zu bilden. Die zugleich empiristische und rationalistiche Methode, welche wir für die Oekonomik auf ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe als unumgänglich nothwendig erachten, ist keine empirisch-realistische, sofern sie von der Erfahrung fortstrebt. Diese Methode ist keine rationalistisch-abstracte, sofern sie nicht von apriorischen Axiomen ausgeht. Sie ist insbesondere keine exact-realistische, sofern sie nicht nur nicht von apriorischen Axiomen ausgeht, sondern auch der Trennung zwischen Empirismus und Rationalismus die Verbindung beider entgegensetzt. Sie ist dagegen eine empirisch-rationalistische, sofern sie von der Erfahrung zum Denken führt. Sie ist eine rationalistisch-empirische, sofern sie vom Denken zur Erfahrung wieder zurückführt. Sofern sie bestrebt ist, das Denken mit Erfahrung zu erfüllen, die Erfahrung durch das Denken, die Wirklichkeit durch die Einsicht zu beherrschen, sofern sie von dem Einen zum Anderen geht und Gegensätze als Glieder einer Totalität auffasst, ist sie eine discursive. Sofern sie durch die Abstraction nicht bestimmte Seiten der finalen Erscheinungen zu erfassen sucht, sondern diese selbst ins Auge fasst, sofern sie nicht Merkmale fallen lässt, sondern das Mannigfaltige vereinfacht und vereinheitlicht, übt sie die discursive Reduction. Sofern schliesslich zu jenen Zeiten, da die Philosophie noch die Geister beeinflusste, zwischen ihr und den Naturwissenschaften ein unüberbrückbarer Gegensatz herrschte, die Philosophie deducirte, die Naturwissenschaft inducirte, die Philosophie rationalistisch, die Naturwissenschaft empiristisch vorging, stellt die Oekonomik als höchste Wissenschaft von der Natur und den Phänomenen des Lebens, das seinem ganzen Wesen nach ein wirthschaftliches

Leben ist, als höchste Naturwissenschaft, welche an die seither erledigte Stelle der Philosophie tritt, eine Versöhnung zwischen Empirismus und Rationalismus dar. Hierdurch wäre einserseits erklärt, warum diese Versöhnung der Philosophie nicht gelingen konnte; ihr stand nicht mehr zu, was eigentliche Aufgabe einer höheren Lebensform, der Synthese von Philosophie und Wissenschaft, der Oekonomik ist. Hierdurch wäre andererseits wohl zur Genüge die Selbstständigkeit der Oekonomik bekundet. Die entwicklungsgeschichtliche Berechtigung der vorgeschlagenen Methode kann nur darin liegen, dass in ihr allen evolutionistisch hervorgetretenen Standpunkten Genüge geleistet wird. In diesem Sinne ist die discursive Methode empiristisch, soferne sie von der Erfahrung ausgeht und zu ihr zurückgekehrt, sie als Quelle und Correctiv der Erkenntnis betrachtet. Sie ist rationalistisch, soferne sie das Gegebene durch das Denken zu läutern bestrebt ist. Sie ist exact-realistisch, sofern sie die ausschliessliche Berechtigung des Empirismus leugnet und die Gleichberechtigung des Empirismus und Rationalismus ausspricht.

Die hier dargelegte Art des Vorgehens scheint uns der gegenwärtigen Entwicklungsstufe unserer Wissenschaft am meisten zu entsprechen. Unsere realistische Anschauung erblickt in ihr Sicheres und Befriedigenderes, aber nicht unbedingt Sicheres und Befriedigendes. Solches ist für jede concrete Zeit ausgeschlossen. Die Wahrheit ist in jeder Wissenschaft, auch in der Oekonomik, ein Process. Es ist daher müssig, sich allerlei Besorgnissen hinsichtlich der Methode hinzugeben. Die richtige Methode ward zu keiner Zeit gekannt, zu keiner geübt; kein Einzelner befolgt sie; das kann auch nicht geschehen, weil jeder seiner Individualität nach unvollkommen ist und daher immer Falsches nnd Richtiges, subjectiv und objectiv Giltiges unter einander mengt. Der Einzelne ist ein endliches Wesen. Er hat nicht Zeit, nach der vollkommenen Wahrheit zu streben. Er kann für die Wahrheit leben, er kann für sie sterben, aber er muss sich mit Surrogaten begnügen. Denn den Weg, welchen die Wissenschaft wandelt, bestimmt doch nur die Gesammtheit aller Forscher. Die richtige Methode wird nur von Allen geübt. Fassen wir diese Reihe in ihr Ganzes als eine moralische Person hinter einander lebender Individualitäten auf, so gewahren wir, dass die Geschichte einer bestimmten Wissenschaft selbst uns einen Process der Selbstüberlegung und Selbstberichtigung darstellt, gewahren wir, wie der menschliche Gedanke erst kindlich und kindisch der Welt des Problems gegenübertritt, im weiteren Verlaufe aber durch Ansicht und Einwendung, Rede und Gegen-

rede, kühne Vermuthung und vorsichtige Einschränkung die Wahrheit immer enger und enger nimmt. Wohl ist der Geist heute noch weit von diesem Ziele entfernt, dennoch können wir, die allgemeine Bewegung ins Auge fassend, mit Beruhigung sagen, dass er sich demselben stetig nähere.

Achtes Capitel.

Das ökonomische Gesetz.

Dadurch, dass man die Erfahrung mittels des Denkens durchleuchtet, gelangt man, wie wir dargelegt haben, zur Erfassung der Gesetze, welche die Erscheinungswelt beherrschen: man dringt zu ihnen nur auf sehr umständlichen Erkenntniswegen durch; die Phänomene müssen genau wahrgenommen, beobachtet, verglichen, nach bestimmten Eintheilungsgründen geordnet und gesichtet werden. Analyse und Synthese müssen zu Hilfe genommen, bald muss vom Besondern auf das Allgemeine, bald vom Allgemeinen auf das Besondere geschlossen werden, um das Besondere in Wahrheit als solches, nämlich als das des Allgemeinen, und das Allgemeine in Wahrheit als solches, nämlich als Einheit des Besonderen zu erfassen. Man müsste daran verzweifeln, dass diese mannigfaltige Arbeit geleistet werden könnte, würde sie sich nicht mit unerlässlicher Nothwendigkeit unter dem Eindrucke der Thatsachenansammlung vollziehen, welche in unserem Bewusstsein das Allgemeine vom Besonderen, das Wesentliche vom Unwesentlichen löst und es schliesslich zur Erkennnis zwingt, die es erstrebt zu haben glaubt, zu einer Erkenntnis, die ihm von der Natur aufgenöthigt wird, während es wähnte, sie der Natur abzuringen. Und gerade darum, weil die Erkenntnis der Gesetze das Ergebnis der Ansammlung von vielfachen Causalitätsschlüssen ist, ist jeweilig die concrete Stufe unserer Erkenntnis auf jedem Gebiete eine keineswegs zufällige, sondern durch die Geistesarbeit von zahllosen Generationen bestimmte. Ebensowenig ist es zufällig, dass bestimmte Corallen eines bestimmten Riffes zu einer bestimmten Zeit sich in einer bestimmten Höhe befinden. Auch das wundersame, grossartige, hoch emporragende und tief zerklüftete Gebirge, das wir Wissenschaft nennen, besteht aus den Accumulationen von tausenden, ja von millionen lebendiger, geistiger Arbeits-

leistungen unscheinbarster Art; wie die einzelnen Existenzen, welche die Kreidefelsen Englands geschaffen haben, nicht gesondert mit Namen genannt werden können, so übersteigt es auch unsere Kraft, die Thätigkeit der längst zerfallenen, längst zu Staub zermoderten Gehirne, deren Arbeit wir in unseren Fähigkeiten schon übernommen haben, nach Gebühr zu würdigen. Der Blick, den unser Auge in die Weite der Vergangenheit zu senden vermag, durchmisst ob seiner natürlichen Schwäche nur eine kurze Strecke; wir gewahren die verwandten Naturen nur so lange, als das gleiche Mittel uns umspült, als gemeinsame Bestrebungen uns ein Verständnis für sie ermöglichen. So kann denn der forschende Geist, der bestrebt ist, sich darüber Rechenschaft zu geben, wieso es kommt, dass er im Laufe der Entwicklung gerade die Stelle einnimmt, welche ihm zukommt, nur mühsam und tastend vorwärts wandeln. Und das Ergebnis seiner Bestrebungen kann nur darin bestehen, dass er erfasst, auf welche Art immerdar gedacht worden ist, gedacht wird und gedacht werden wird. So ist denn der Weisheit letzter Schluss, der ihm zugänglich bleibt, die Erkenntnis, dass der Höhenzug wissenschaftlicher Einsicht im Laufe der Jahrhunderte zugenommen hat und zunehmen wird, dass aber seine innere Structur, dass seine eigentliche Wesenheit von Anbeginn an ein und dieselbe ist und in aller Ewigkeit dieselbe bleiben wird.

I. Das Gesetzmässige in der Natur.

Der Mensch spricht vom Gesetze mit einer gewissen Andacht. Wird in uns auch nur die Vorstellung des Gesetzmässigen mit genügender Lebendigkeit rege, so entsteht in unserem Gemüthe alsbald halb unbewusst die Empfindung, dass etwas Hohes, Edles, Herrschendes und doch seinem innersten Wesen nach Dunkles Gegenstand unserer geistigen Thätigkeit geworden ist. Wie wir uns die Gottheit nur als die gesetzgebende denken können, so erscheint uns denn auch das Gesetz als Ergebnis überirdischen Waltens, als etwas Göttliches. Solcherart tritt in der Vorstellung des Gesetzes der Ausdruck einer unabweislichen Macht vor uns hin und der blosse Gedanke an ihre Grösse lässt uns unsere eigenen Regungen und Strebungen, unsere eigenen Sorgen und Hoffnungen winzig erscheinen. Der Grund der merkwürdigen Wirksamkeit, die der Bezeichnung des Gesetzes

eigen, liegt darin, dass sich unter ihrem Symbole eine erhabene Dreieinigkeit von bedeutsamen Begriffen birgt. Wenn wir Gesetz sagen, so sieht unsere Einbildungskraft die gewaltige Hand des Schöpfers über das Weltall gleiten und den Sternen ihre Bahn anweisen. Wenn wir Gesetz sagen, so werden wir der inneren Gottheit gewahr, des Gewissens, das in der Tiefe unseres Gemüthes richtend thätig ist, so eröffnet sich vor unseren Blicken die sittliche Welt in ihrer eigenartigen Bedeutsamkeit. Wenn wir Gesetz sagen, so richtet sich vor unserem geistigen Auge die weltliche Gottheit des Staates auf, welche nach festen Normen in unser Leben eingreift und es bis in seine Alltäglichkeiten regelt.

Die umfassende Wirkung, welche die Vorstellung des Gesetzes in unserer Seele hervorruft, bildet keineswegs einen wissenschaftlichen Vorzug. Die Vielkernigkeit macht vieldeutig; das Vieldeutige gibt zu Missverständnissen, zu Fehlschlüssen aller Art Anlass. Wir haben daher jede einzelne Bedeutung gesondert zu prüfen.

Der nachdenkliche Sinn unseres Geschlechtes scheint sich schon früh mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, dass der Zusammenhang der umgebenden Naturerscheinungen ein regelmässiger, ein gesetzmässiger sei. Welcher Art die Vorstellungen über diese Gesetzlichkeit ursprünglich gewesen, zeigt sich noch deutlich in dem Worte selbst, das wir zum Ausdrucke des Gedankens verwenden. Die primitive Form, unter der man sich die Gesetzlichkeit der Natur dachte, war eine naive, eine anthropomorphistische Uebertragung menschlicher und speciell staatlicher Verhältnisse auf das Ganze der Natur. Unter dem Gesetze dachte man sich eine Norm, welche die Gottheit dem All auferlegte; das Gesetz erschien als eine gewillkürte Ordnung, als eine Regelung, welcher die Erscheinungen gehorchen müssten. Der Umstand, dass sich der menschlichen Vernunft Gemeinsames und Constantes an dem Ablaufe der Phänomene aufdrängt, verband sich mit dem hoheitvollen Bilde eines alle Gesetzgeber überragenden Gesetzgebers, der jeder Kraft ihre Bahn vorzuzeichnen vermochte. So wurde der Begriff des Gesetzes zu einem solchen, aus dem der Gottesbegriff postulirt wurde.

Der Mensch, der sich die Gottheit nach seinem Ebenbilde schuf, gestaltete sich auch dessen Gesetz nach dem Ebenbilde des seinen. Nach Wundt (Philos. Stud. p. 196 ff.) wendet das Alterthum das Wort Gesetz nur auf die bürgerliche Rechtsordnung an. Es ist gleichbedeutend mit Satzung und unterscheidet lediglich das ausdrücklich festgestellte Recht von den stillschweigend befolgten Normen der Sitte und Gewohnheit. Noch bei Copernicus und Kepler heisst, was uns Gesetz ist, Hypothese. Galilei bezeichnet die fundamentalen Naturgesetze

als Axiomata, die abgeleiteten als Theoremata. Erst Descartes eröffnet seine Naturphilosophie mit der Aufstellung gewisser „Regulae sive leges naturae". Bei Newton bedeutet die Regel ein bloss methodologisches Forschungsprincip, das Gesetz eine die Naturerscheinungen beherrschende Norm: am Anfange seiner mathematischen Principien formulirt er seine drei „Axiomata sive leges motus". Wundt glaubt, der hauptsächliche Grund für die Einführung des neuen Begriffes wäre der Wunsch gewesen, innerhalb der wissenschaftlichen Darstellung von den Axiomen als den Grundsätzen von bloss abstracter Bedeutung und rein mathematischem Erklärungswerthe diejenigen Sätze zu unterscheiden, denen eine mehr objective Giltigkeit in der Natur zukomme. So sei der Begriff der lex naturalis entstanden; er habe ursprünglich mit dem mathematischen Axiom die principielle Bedeutung gemein, aber er unterscheide sich von diesem dadurch, dass er seine Bewährung nicht in unmittelbarer Induction, sondern durch Einklang mit allen Erfahrungen findet.

Zu Zeiten, da Philosophie und mit ihr die Naturerkenntnis theologisches Gepräge an sich trug, unterlag auch der Begriff des Naturgesetzes dem allgemeinen Einflusse des Glaubens. Nach Malebranche stellt sich das Gesetz als Wirkung des göttlichen Willens dar. In Spinoza's Pantheismus, welcher die Welt und Gott identificirte, war kein Platz für eine Anschauung, welcher gemäss das Gesetz Ausfluss des göttlichen Willens wäre. Daher liegt die Auffassung des Naturgesetzes in Spinoza's Gedanken, dass das Sittliche und das Unsittliche sachlich aufzufassen wären: als Erscheinungen der allgemeinen Naturvorgänge. Fasst man diesen Gedanken schärfer ins Auge, so gewahrt man in ihm deutlich den Keim der modernen Naturauffassung. Bei Baco zeigt sich uns eine anthropomorphistische Auffassung der Natur, welche von der primitiven wesentlich verschieden ist. Baco unterscheidet einzelne und specielle Gewohnheiten der Natur und fundamentale allgemeine Gesetze. Die Erkenntnis der Gewohnheiten, welche der Natur zu eigen sind, enthält die Erfahrung von gewissen äusserlichen Gleichförmigkeiten: die fundamentalen Gesetze Baco's dagegen sind Aussprüche, welche über den Ursprung der Erscheinungen aussagen. In dem einen Falle handelt es sich also lediglich um Succession, im andern Falle dagegen um Causalität. Indem Baco solcherart zwischen rein empirischen Regelmässigkeiten und Causalgesetzen unterscheidet, stellt er eine Lehre auf, welche bis in die Gegenwart wirksam ist. Man könnte sagen, Baco habe uns das Wesen des Gesetzes enthüllt, fände sich bei ihm nicht eine bedeutsame Verdunkelung dieses Begriffes, welche erst im weiteren Verlaufe der Ge-

dankenarbeit behoben worden ist. Bei Baco wird nämlich das Gesetz als eine Aussage über das Wesen der Erscheinungen aufgefasst, nicht aber über ihren Verlauf. So bleibt denn, wie König (Causalitätsproblem pag. 156) bemerkt, bei Baco die Einsicht, dass der Ordnung der Phänomene ein Zusammenhang des Successiven entsprechen muss, zu vermissen; Baco kennt kein Gesetz des realen Geschehens.

Je mehr nun im weiteren Verlaufe die Erkenntnistheorie darauf ausging, sich über die wahre Grundlage des Causalitätsproblems klar zu werden, desto schärfer wurde auch das Problem der natürlichen Gesetzmässigkeit gefasst. Leibnitz versichert, dass wir eine feste ursächliche Verknüpfung annehmen, die wir äusserlich durch die regelmässige Folge der Erscheinungen beobachten können; er lehrt also, dafs wir an einen naturgesetzlichen Zusammenhang der Naturerscheinungen glauben können. Berkeley gibt die Gesetzmässigkeit der Erscheinungen zu, sucht sie aber von seinem phänomenalistischen Standpunkte aus zu erklären; Hume fasst die Aufgabe der theoretischen Naturerkenntnis eben so auf wie Berkeley und reducirt sie auf die Aufsuchung von Gesetzen und die möglichste Vereinfachung derselben. Hume unterscheidet zwischen philosophischen und natürlichen Beziehungen; in den ersten sieht er logische Beziehungen zwischen den Vorstellungen, in den anderen sachliche Beziehungen zu den Dingen. Hobbes fasst die Causalität mit Rücksicht auf die Erscheinungen und deren Erkenntnis auf. Damit ist erst der moderne Begriff der Naturcausalität in aller Klarheit gegeben. (Vgl. König, „Die Entwicklung des Causalitätsproblems“ 1890. I. 124, 125, 126, 142, 153, 155, 156, 157, 199, 200, 203, 204, 211, 213, 215, 224, 226. II. 36, 38, 40, 49, 72, 73, 82, 83, 110, 172, 176, 178, 219, 234, 243, 244, 298, 299, 300, 300, 301, 306, 308, 412, 425, 427, 438, 439, 441, 448, 481.) Mill steht hinsichtlich des Gesetzbegriffes bereits auf vollkommen neuzeitlicher Grundlage. Er lehrt (Logik, B. VI., Cap. III. § 1), alle Thatsachen die nach festen Gesetzen aufeinander folgen, seien geeignet, Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis zu sein, wenn auch diese Gesetze noch nicht entdeckt oder mit unseren Hilfsmitteln gar nicht zu entdecken sein sollten. Mill unterscheidet zwischen generellen und speciellen Naturgesetzen (vgl. Uns. Quest. p. 128) „There is as close an analogy between the general laws and the particular ones, as there is between one of the general laws and another: most commonly, indeed, the particular laws are but the complex result of a plurality of general laws modifying each other.“ Comte basirt auf den Begriff der Gesetzlichkeit seine positivistische Philosophie; ihm ist der Positivismus nämlich jene Anschau-

ung, welche nur das Thatsächliche und die Gesetze des Thatsächlichen im Auge hat. Allein seine Vorstellung von dem, was man Gesetz nennen könnte, ist trotzdem noch so mangelhaft, dass er von einer „loi des trois états“ spricht und demgemäss die Anschauung, dass der Mensch die Welt zuerst theologisch, dann methaphysisch und schliesslich positivistisch verstanden habe, für ein Gesetz erachtet. Comte hätte sich wohl fragen können, ob dieses Urtheil seiner formellen Natur nach auf den Titel eines Gesetzes Anspruch machen dürfe. Hätte er dies gethan, so wäre er in Bälde des Umstandes inne geworden, dass sein Gesetz der drei Epochen keineswegs ein Gesetz genannt werden kann. Es ist zunächst hervorzuheben, dass an diesem Gesetze das Moment des Generellen fehlt, ohne das ein Gesetz undenkbar ist. Das Gesetz der drei Epochen verknüpft nämlich eine vollkommen singuläre theologische Epoche mit einer ebenso vollkommen singulären metaphysischen, in welcher allein abstracte Entitäten hypostasirt würden. Eine solche Verknüpfung würde nur dann gesetzlichen Charakter an sich tragen, wenn zugleich festgestellt wäre, dass sie nicht von einzelnen, sondern von allen, sogar von allen möglichen Culturentwicklungen Geltung hätte. Das Gesetz der drei Epochen wäre weiters nur unter der Bedingung ein Gesetz, dass es causalen Charakter an sich trüge. Demgemäss müsste es enthalten, dass die theologische Epoche die metaphysische, die metaphysische hinwieder die positivistische erzeuge. Und hätte das fragliche Gesetz erst diese Forderungen erfüllt, so würde es sich erst recht vor das Problem gestellt sehen: warum nun die Entwicklung beim Positivismus Halt mache; denn leicht kann aus der blossen Thatsache, dass die Entwicklung Halt mache, der Schluss gezogen werden, dass der Tod eingetreten sei. Für Comte's Nachfolger, für Spencer, besteht das Verstehen der realen Welt bereits in ganz wissenschaftlicher Weise darin, dass jedes Einzelne als Fall eines allgemeinen Gesetzes aufgefasst, dieses aber womöglich unter ein allgemeineres untergeordnet wird.

Ueberschauen wir die Reihe der Ansichten, welche vor uns ausgebreitet liegt, so gewahren wir in ihr eine Entwicklung. Es zeigt sich, dass man sich unter dem Ausdruck des Gesetzes und insbesondere unter dem des Naturgesetzes nicht immer das gedacht hat, was wir heute darunter denken. Es zeigt sich, dass man zwar immer gesetzmässige Zusammenhänge der Erscheinungen im Auge hatte, aber diesen Zusammenhang sich immer anders vorstellte. Gerade weil sich uns in der Reihe der Anschauungen aber eine Entwicklung zeigt, können wir behaupten, dass unsere gegenwärtige Anschauung über das, was ein Gesetz zu nennen wäre, geklärter ist als die vergangene, zugleich

auch ungeklärter als die zukünftige. Wir wissen, was man sich in der Vergangenheit unter dem Ausdruck „Gesetz“ gedacht hat. Wir können aber nicht wissen, was man sich in der Zukunft unter dem Ausdrucke des Gesetzes denken wird. So bleibt uns denn nur die Untersuchung übrig, was sich wohl das moderne Bewusstsein unter diesem Ausdrucke vorzustellen hätte. Die moderne Auffassung des Gesetzes in der Natur geht vom Begriffe des Causalen aus. Das Gesetz steht als axioma medium zwischen einer besonderen Verknüpfung einer concreten Ursache und einer concreten Wirkung einerseits, und dem Causalitätsprincipe, das für alle möglichen Ursachen und Wirkungen gilt, andererseits. Das Gesetz gilt nur generell; das Causalprincip allgemein; die concrete causale Verknüpfung ist individuell. Weil aber das Gesetz als solches immer nur generelle Bedeutung hat, ist seine Geltung durch den Umfang seines Subjectbegriffes begrenzt: die Hebelgesetze gelten generell: Sie gelten nur für Hebel, das ist ihre Enge; sie gelten für alle möglichen Hebel, das ist ihre Weite. Diese Eigenthümlichkeit des Gesetzes muss man sich wohl vor Augen halten, um die ökonomischen Gesetze nicht falsch zu beurtheilen. Denn es kommt vor, dass man von den ökonomischen Gesetzen gering denkt, weil sie, als Naturgesetze, den übrigen Naturgesetzen gleichen und nur für eine bestimmte Sphäre gelten.

Der bedeutungsvolle Umstand, dass ein Gesetz immer nur eine besondere Art der Causalität betrifft, verbindet den Begriff des Gesetzes mit dem Principe der Causalität so enge, dass man das Gesetz nur durch die Causalität definiren kann; die übergeordnete Bedeutung des Causalitätsprincipes dagegen wird dadurch kund, dass man des Gesetzes zur Definition des Causalbegriffes nicht bedarf. Demgemäss ist denn das Gesetz stets nur die generelle Aussage hinsichtlich einer festen causalen Verknüpfung. Das Causalitätsprincip sagt ganz allgemein, dass keine Ursache ohne Wirkung, keine Wirkung ohne Ursache sei. Das Gesetz besagt, dass bei gleichen Ursachen immer gleiche Wirkungen hervortreten, dass gleiche Wirkungen immer auch auf gleiche Ursachen zurückzuführen sind; es ist somit die Erkenntnis, dass eine Erscheinung bestimmter Art eine andere Erscheinung bestimmter Art hervorruft; es ist der Ausdruck der beständigen Verknüpfung zwischen Thatsachen bestimmter Art. Es legt die zureichenden Gründe dafür dar, dass eine Wirkung oder eine Gruppe von Wirkungen immer in derselben Weise auf eine frühere Ursache oder eine Gruppe von Ursachen hin erfolge.

Der Nexus zwischen dem Causalitätsprincipe und dem Gesetze wird gemeiniglich verkannt. Schopenhauer definirt das Causalitätsprincip in folgender Weise (Vierf. Wurz. §. 20.): „Wenn ein neuer Zustand

eines oder mehrerer realer Objekte eintritt, so muss ihm ein anderer vorangegangen sein, auf welchen der neue regelmässig, also so oft der erste da ist, folgt. Ein solches Folgen heisst Erfolgen und der erste Zustand die Ursache, der zweite die Wirkung." Schopenhauer hat geglaubt, die Causalität zu definiren. Er hat das Gesetz definirt. Das Princip der Causalität hat nämlich nur den Inhalt, dass jede Wirkung eine Ursache hat, dass also eine Wirkung immer auf eine Ursache zurückzuführen sei. Demgemäss hatte Schopenhauer Recht, zu sagen, das Causalitätsprincip bedeute, dass, falls ein neuer Zustand eines oder mehrerer realer Objecte eintritt, ihm ein anderer vorhergegangen sein müsse. Aber er specificirt das Gegebene noch durch einen Nebensatz, in welchem er sagt, der Causalitätssatz lehre auch, dass der neue Zustand auf den früheren regelmässig, also so oft der erste da ist, erfolgen müsse. Das aber liegt im Causalitätsprincip nicht mehr. Die Causalität gilt von allen Wirkungen, von allen Ursachen, aber sie stellt nicht fest, dass einem bestimmten Zustande immer auch ein anderer vorhergehen müsse, sondern nur, dass jedem Zustande überhaupt ein anderer vorangegangen sein müsse, ein anderer nachfolgen müsse; irgend eine nähere Bestimmung liegt aber in diesem allgemeinsten Principe nicht; das Causalitätsprincip ist eben vom Causalgesetz zu unterscheiden, das erste ist Princip, das andere ist Gesetz: das Causalitätsprincip gilt allgemein für alle möglichen Wirkungen; das Causalgesetz gilt nur für bestimmte mögliche Wirkungen; doch gilt es eben deswegen für alle seiner Art.

Das Gesetz leitet seine Giltigkeit vom Causalitätsprincip ab und kann daher nicht auf mehr Recht Anspruch machen, als dieses. Das Causalitätsprincip gilt nur für Erscheinungen und nur innerhalb der Erscheinungswelt. Daher gelten die Gesetze auch nur für Erscheinungen und nur innerhalb der Erscheinungswelt. Weil sie aber nur für die Erscheinungen und nur innerhalb der Erscheinungswelt gelten, die Existenz aber nur der Erscheinung und der Erscheinungswelt zukommt, ist eine wirkliche Entität im Gesetze nicht zu erblicken. Physiker, welche sich das Wesen des Gesetzes nicht klar gemacht haben und schon genug geleistet zu haben glauben, wenn sie die Gesetze des physikalischen Verhaltens kennen, behaupten oft, dass der freie Fall nach der für ihn aufgestellten Formel wirke. Diese Ausdrucksweise ist nicht adäquat. Die fallenden Massen richten sich nicht nach der Formel. Das Entgegengesetzte ist das Richtige. Die Formel richtet sich nach dem Falle der Massen. Die Constatirung, welche wir Gesetz nennen, fängt somit das Phänomenale nur ein und drückt nichts anderes aus als die Art und Weise, in welcher uns das Fallende erscheint. Weil die Gesetze immer nur

phänomenal aufzufassen sind, können sie, als Relationen, nur so lange dauern, als die Erscheinungen dauern, auf welche sie Bezug haben und welche sie verknüpfen. Daher wird denn beispielsweise die Schwerkraft genau so lange wirken, als es Massen gibt und als Körper im Weltraum schweben. Das Gesetz der Schwere ist somit ein ewiges, es ist ein solches nicht deshalb, weil es ein Gesetz ist, auch nicht weil es ein wahres Gesetz ist, sondern weil es sich auf einen Gegenstand bezieht, dessen Vernichtung undenkbar ist.

Dagegen giebt es andere Gesetze, welche sich auf Veränderliches, Vergängliches beziehen, und gerade Gesetze dieser Veränderlichkeit, Vergänglichkeit sind. Die Art und Weise, in welcher ein bestimmter Mensch auf die Aussenwelt zu reagiren pflegt, bildet seinen Charakter. Dem Charakter ist Gesetzmässigkeit zu eigen. Er bildet das Gesetz der Persönlichkeit. Dieses Gesetz dauert aber nur so lange, als die Persönlichkeit unverändert ist. Verändert sich somit die Persönlichkeit im Laufe der Zeit, so verändert sich auch ihr Charakter. Dass es Gesetze giebt, welchen eine Dauer in der Zeit zukommt, setzt ihren Werth für die Erkenntnis nicht herab. Wir werden in der Lehre von der Entwicklung hören, dass in jeder Phase derselben etwas ist, was allen Phasen gemeinsam sein muss; es ist demnach denkbar, dass Erscheinungen, welche einer bestimmten Phase angehören, verschwinden. Aber sie thun dies nur, um in einer anderen Phase in veränderter Form wiederzukehren. Es muss daher das Gesetz des Vergangenen sich im Gesetz der umgebildeten Formen wiederfinden.

Der Umstand, dass es Gesetze gibt, die nicht immer gelten, verwirrt das Urtheil über das Gesetzmässige in der Natur wie im socialen Leben. Wir müssen diesen Punkt daher genauer erörtern. Wir haben gesagt, dass das Gesetz deshalb, weil es Wirksamkeiten verknüpft, nicht auch selbst als eine Wirksamkeit betrachtet werden kann. Dies führt auf das Verhältnis zwischen dem Begriffe des Gesetzes und dem Begriffe der Kraft. Das Gesetz drückt nämlich nur die Wirkungsweise einer Kraft aus, ohne selbst eine solche zu sein. Das Gesetz drückt auch nicht die Art und Weise aus, wie eine Kraft wirkt. Denn eine Kraft wirkt überhaupt nicht allein. Sie bedarf zum Wirken noch einer andern Kraft, auf die sie wirken könnte. Unter den Kräften haben wir Causalitäten kennen gelernt. Die Gesetze stellen uns in den Arten, in welchen sie die Kräfte wirken lassen, nichts anderes als Formen dar, in welchen Causalitäten, in welchen Wirksamkeiten sich bethätigen.

Das Verhältnis, das Ursache und Wirkung mit einander verbindet, haben wir Nothwendigkeit genannt. Die Nothwendigkeit besagt uns,

dass die Wirkung unbedingt und mit unerbittlicher Unabwendbarkeit eintreten muss, wenn die Ursache einmal gesetzt ist. Jede Nothwendigkeit ist daher eine bedingungsweise. Dies führt bei Vielen zu einem Missverständnisse; sie glauben, dass das Moment des Bedingungsweisen der Notwendigkeit widerspreche, sie glauben somit, soferne sie in einem Gesetze das Moment des Bedingungsweisen gewahren, dass es nicht unbedingt gelte. Diese Auffassung ist irrig. Jedes Gesetz sagt, dass unter einer gewissen Bedingung eine gewisse Erscheinung unbedingt eintreten müsse. Die Bedingung liegt also nicht in der Verknüpfung des Gegebenen und seiner Folge, sondern nur in der Setzung der Ursache. Das Gesetz ist daher auch immer etwas Unbedingtes, das von einer Bedingung ausgesagt wird. Dies involvirt keinen inneren Widerspruch. Denn die Bedingung ist nur so lange eine solche, als das Bedingende nicht eingetreten ist: ist dasselbe eingetreten, so fällt der Charakter des Bedingungsweisen fort und die Nothwendigkeit tritt in ihr Recht. Es wird uns nun klar, warum das Gesetz seiner logischen Form nach allemal ein hypothetisches Urtheil ist. Das Gesetz sagt: wenn die Ursache U eingetreten ist, tritt immer die Wirkung W ein. Bedingt ist hier nicht das Gesetz, sondern nur das Eintreten der Ursache. Unbedingt dagegen ist der Eintritt der Wirkung, sofern eben die Bedingung ihres Eintrittes irgendwie gesetzt ist. Wenn uns das Gesetz besagt, dass jede Erscheinung unter gleichen Umständen nur eine bestimmte andere Erscheinung hervorruft, so bedeutet das nicht, dass das Gesetz nur unter gewissen Umständen gelte, sondern vielmehr nur, dass die Wirkung nur unter gewissen Umständen eintrete. Das Gesetz, als Ausdruck einer Bedingung, steht somit nicht selbst unter einer Bedingung. Man kann nicht sagen, es wirke bald, bald wirke es wieder nicht, oder es wirke nur unter gewissen Bedingungen, unter Umständen. Würde das Gesetz nur unter einer Bedingung gelten, so wäre das Gesetz eine Erscheinung. Das Gesetz ist aber nicht eine Erscheinung, sondern jenes Band, das wir um die Erscheinungen schlingen. Würde das Gesetz selbst nur bedingungsweise gelten, so würde es selbst dem Causalnexus unterworfen sein. Das aber ist unmöglich, weil es ja die Formel eines solchen Nexus ist.

Die Rolle, welche die Bedingung im Gesetzmässigen spielt, ist nicht leicht zu erfassen. Aber es ist unumgänglich nothwendig, dass man sich über sie klar werde. Wir werden des Weiteren sehen, dass es auch auf dem Gebiete der Oekonomik Gesetze gibt, welche man als bedingte betrachtet. Sie sind in Wahrheit nicht bedingter als alle anderen. Sie sind aber auch nicht unbedingt. Das Gesetzmässige hat nämlich auch hier weder Bedingtes noch Unbedingtes an sich, weil es die

Bedingung, die mit ihm überhaupt in Zusammenhang stehen kann, in sich fasst. Und weil es diese Bedingung in sich fasst, kann auch nicht gesagt werden, dass das Gesetz selbst irgendwie ein bedingtes sei. Wir müssen demnach auch für das Gebiet der Oekonomik festhalten, die Gesetze könnten nur besagen, dass eine Wirkung eintreten müsse, wenn eine Erscheinung eintritt; das Mögliche liegt sonach im Eintreten der Erscheinung, das Nothwendige dagegen im Eintritte der Wirkung, wenn die Erscheinung eingetreten ist. Weil dem Causalitätsprincipe überhaupt der Charakter die Nothwendigkeit zukommt, und weil es eine wirthschaftliche Causalität gibt, kann auch der Gedanke einer wirthschaftlichen Nothwendigkeit nicht abgewiesen werden. Diese Einsicht ist von besonderer Wichtigkeit. Denn, wenn die Theorie uns Gesetze zum Bewusstsein bringt, welche allgemeingiltig und nothwendig sind, so muss ihr dasselbe Gepräge eigen sein. Ist demnach irgendwo und irgendwann in der Thatsächlichkeit eine Ursache gesetzt, welcher die ihr entsprechende gesetzliche Wirkung nicht folgt, so ist daraus nicht der Schluss zu ziehen, dass das Gesetz richtig sei, aber seiner Natur nach der Nothwendigkeit entbehre. Denn ein Gesetz, das der Nothwendigkeit entbehrt, ist keines. Es kann daher in solchen Fällen nur gefolgert werden, dass das betreffende Gesetz unrichtig ist, aber dass zureichende Gründe vorhanden sind, welche seine Wirksamkeit in gesetzmässiger Weise nicht in Erscheinung treten lassen.

Wir sind nun in unserer Untersuchung so weit vorgedrungen, dass wir in Erwägung ziehen können, welche gemeiniglich Gesetze genannten Erkenntnisse ihren Titel nicht verdienen. Allgemeine Urtheile, welche nicht hypothetischer Natur sind und nur aussagen, dass etwas geschieht, ohne auch auszusagen, dass es auf bestimmte Bedingungen hin geschehen muss, sind keine Gesetze. Hypothetische Urtheile weiters, welche nicht allgemein sind und demgemäss nur aussagen, dass in manchen unter vielen Fällen, wenn die Ursache U gilt, auch die Wirkung W eintrete, sind gleichfalls keine Gesetze. Negative Urtheile sind auch dann, wenn sie in hypothetische Form gefasst sind, nicht als Gesetze zu betrachten. Denn ein negatives Urtheil bezüglich einer Causalverbindung ist eben das Gegentheil einer solchen; es bedeutet die Ausschliessung eines Causalnexus, kann somit nicht die Knüpfung desselben enthalten und daher auch nicht als Gesetz aufgefasst werden.

Betrachten wir nun die Frage hinsichtlich der natürlich Grenzen eines Gesetzes näher. Aus dem Causalitätsprincip, von dem das Gesetz überhaupt abhängig ist, zieht es zwei wesentliche Merkmale, die allgemeine Giltigkeit und Nothwendigkeit. Betrachten

wir das Gesetz des freien Falles. Wir sehen in ihm das einem Gesetze überhaupt Eigenthümliche. Was im Kleinen herrscht, wird auch im Grossen kund. Die leichte Flaumfeder schwebt nach demselben Gesetze zu Boden, nach welchem ein Meteor zum Erdball niedersaust. Unsere Weltkugel wird im Raume durch dieselbe Kraft schwebend erhalten, die ein Brotkrümchen vom Tische niedergleiten lässt; ist doch ein solches Krümchen ein System von Kräften, welche von jenen, die das Sonnensystem bilden, nicht wesentlich verschieden sind. Das Verhältnis, in welchem Nothwendigkeit und allgemeine Giltigkeit zum Begriffe des Gesetzes stehen, ist aber kein gleichartiges. Dem Gesetze als einem Derivate des Causalitätsprincips ist zunächst nur der Charakter der Nothwendigkeit eigen; und weil ihm dieser Charakter zu eigen ist, ist es auch allgemeingiltig: die Nothwendigkeit hat allgemeine Giltigkeit zur Folge. Dieses Gepräge hat das Gesetz aber nur, so weit es eben und sofern es eben gilt: allgemeine Giltigkeit und Nothwendigkeit kommt dem Gesetze nur innerhalb seiner Geltungssphäre zu. Das Gesetz ist also nur für diejenigen Erscheinungen wahr, für die es aufgestellt ist. Allgemeine Giltigkeit und Nothwendigkeit bilden seine Weite; seine Enge wird durch die Geltungssphäre bestimmt. Sofern aber dem Gesetze der Charakter der Nothwendigkeit eigen, ist in diesem Charakter die Wirklichkeit und Möglichkeit eingeschlossen. Demgemäss hat das Gesetz mit den formalen und materiellen Bedingungen der Erfahrung übereinzustimmen nnd den Zusammenhang des Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung klarzustellen.

Der Umstand, dass ein Gesetz nur bis zu den Grenzen der Erscheinungsart gilt, für die es festgestellt worden, ist nicht nur eine Einschränkung, sondern auch eine Ausdehnung. Jedes Naturgesetz hat nämlich eine allgemeine Giltigkeit, aber diese allgemeine Giltigkeit bezieht sich nur auf eine bestimmte Art von Erscheinungen. Es gibt demnach Gesetze, welche nur für Erscheinungen des Schalles, andere, die nur für die Erscheinungen des Lichtes gelten. Die allgemeine Giltigkeit der akustischen Gesetze hat nur die Bedeutung, dass ihnen alle akustischen Formen unterworfen sind, die allgemeine Giltigkeit der optischen Gesetze nur die Bedeutung, dass ihnen optische Phänomene unterworfen sind. Soferne Licht und Schall auf dasselbe Phänomen der Schwingung zurückzuführen sind, gelten die Gesetze der Schwingung für beide Arten der Erscheinungen. Diese Ordnung innerhalb der physikalischen Gesetze lässt uns eine bedeutungsvolle Wahrheit begreifen. Die Gesetze haben verschiedene Ausdehnung. Das eine herrscht mit allgemeiner Giltigkeit über einen engen

Kreis von Erscheinungen. Das andere herrscht in allgemeiner Giltigkeit über einen weiteren Kreis von Erscheinungen. Es gibt somit specielle und generelle Gesetze. Das Princip der Causalität wird oft als Gesetz bezeichnet. Man sieht in ihm das weiteste generelle Gesetz. Aber gerade weil es diese Rolle spielt und weil es allgemeine Gesetzmässigkeit erst ermöglicht, kann es nicht selbst ein Gesetz sein. Daher wird es richtiger Princip genannt. Und auch dieses hat eine Grenze. Es gilt nur innerhalb der Natur, nicht an der Natur. Es gilt nur innerhalb der Erscheinungen, nicht an der Erscheinung selbst. Da es nun specielle und generelle Gesetze gibt, insofern sich die einen auf eine Gattung von Erscheinungen, die anderen auf eine Art von solchen bezieht, müssen die engeren Gesetze in demselben Masse auf weitere sich reduciren lassen, in denen engere Begriffe in weiteren liegen, müssen sich andererseits aus den allgemeinen Gesetze die engeren als derivative deduciren lassen. In richtger Weise kann dies nur unter Beachtung determinirenden Momente geschehen. Demgemäss wäre es wohl nicht unrichtig, aber kein Gesetz, wenn man constatirt, dass alle Metalle schwer sind. Denn diese Eigenschaft kommt den Metallen nicht etwa zu, sofern sie Metalle, sondern sofern sie Körper überhaupt sind. Der hier allgemein gerügte Mangel an streng logischer Auffassung ist auf dem Gebiete der Oekonomik allzu oft zu beobachten, wo oft für besondere Erscheinungsgebiete Gesetze aufgestellt werden, die, als weit allgemeinere, eine Geltung über die Grenzen jener Gebiete hinaus beanspruchen.

Die Oekonomisten der empiristischen Schule unterscheiden zwischen absoluten und relativen Gesetzen; die absoluten Gesetze kennzeichneten sich durch ihren Perpetualismus, die relativen sind nicht als perpetuelle aufzufassen. Was man unter den Ausdrücken Absolut und Relativ versteht, ist sicherlich schwer zu sagen, schwerer wohl noch, was man darunter verstehen sollte. Stellen wir zunächst fest, dass „absolut“ und „relativ“ Worte sind, welche aus der Sprache der Philosophie entnommen sind. Unter dem Relativen versteht die Philosophie das Bedingte, unter dem Absoluten das Unbedingte. Das Bedingte ist ein Relatives, weil zwischen Ursache und Wirkung, Bedingendem und Bedingtem eine Beziehung obwaltet, das Bedingende sich nämlich auf das Bedingte, das Bedingte auf das Bedingende bezieht. Das Absolute dagegen ist ein negativer Begriff. Er entsteht dadurch, dass man von jeder Bedingung absieht. Auf Grundlage der Kant'schen Philosophie hat die Unterscheidung zwischen dem Absoluten und Relativen erhöhte Bedeutung gewonnen. Die Erfahrungswelt wurde als ein Gewebe von Bedingungen betrachtet, Alles an

ihr war relativ. Hinter die Erfahrungswelt wurde das Ding an sich verlegt. das Absolute. das vom Band der Causalität. von Zeit und Raum Losgelöste. Nach Hegel's. Schelling's und Fichte's dem Absoluten zugewendeter Speculation gestaltete sich die moderne Philosophie unter dem Einflusse der Naturwissenschaften zu einer wesentlich relativistischen. So steht denn Mill auf dem Standpunkte, welchen vor ihm schon Hume, Kant und Hamilton eingenommen; sofern er nämlich die Ansicht vertritt, dass wir uns der Empfindung nur als eines Bewusstseinszustandes bewusst werden, dass aber die Empfindung nicht ein Anzeichen eines vom Bewusstsein unabhängigen Dinges an sich wäre, steht er auf relativistischer Grundlage. Diese relativistische Grundlage ist mit der empirischen Immanenz Kant's identisch. Nach Kant ist uns nur die Erfahrung gegeben. Ein Absolutes dagegen kann uns nicht unmittelbar gegeben sein. weil alles Gegebene in Beziehung zu unserem auffassenden Bewusstsein steht. Der Begriff des Absoluten steht somit ausserhalb der Sphäre des Bewusstseins. Hält man diesen philosophisch gegebenen Sinn des Absoluten fest. so kann man wohl sagen, Diejenigen, welche relative Gesetze des wirthschaftlichen Lebens wünschten und denen mit den absoluten nicht gedient wäre, suchten eine offene Thür einzustossen. Es gibt nämlich keine absoluten Gesetze. Die Gesetze stellen uns nur Beziehungen zwischen constitutiven Elementen der Erfahrungswelt dar. Die Gesetze sind demnach alle empirisch und relativ; absolute und intelligible Gesetze kann es nicht nur nicht geben; wenn es welche gäbe, könnten sie auch nicht wahr sein. Denn Wahrheit kann nur in der Uebereinstimmung des Gedachten mit dem Gegebenen liegen. und da die intelligibeln Gesetze. wenn sie überhaupt existirten, solche wären, die vom Gegebenen losgelöst sind, so könnte ihnen auch das Prädicat der Wahrheit nicht zugesprochen werden. Wenn Oekonomisten der empiristischen Schule sohin von den absoluten Gesetzen der classischen Schule und von ihrem Perpetualismus sprechen, so kann das nicht den Sinn haben, dass sie unter diesen Gesetzen solche verständen. welche der Erfahrungswelt entrückt wären. Ihr Einwand kann vielmehr nur den Sinn haben, dass die ihrem Wesen nach empirischen Gesetze der classischen Richtung sich nicht genügend der vollen Erfahrung anschlössen, sondern nur einen Theil derselben in Berücksichtigung zögen, das, was für den Theil wahr sei, aber auf das Ganze ausdehnten. Diese Auslegung dürfte in der That ihren eigentlichen Absichten entsprechen.

Wenn es nun weder Gesetze des Absoluten noch auch absolute Gesetze gibt, vielmehr das Absolute in keiner Hinsicht mit dem Begriffe des Gesetzes zu verbinden ist. wenn vielmehr alle möglichen Ge-

setze empirisch sind, so muss man sich fragen, worauf der Mill'sche Unterschied zwischen empirischen und Naturgesetzen basire und inwieferne er wahr wäre. Wollen wir dieser für die Oekonomik belangreichen Frage nähertreten, so müssen wir darauf bedacht sein, uns die Merkmale jedes der beiden Begriffe klar zu Bewusstsein zu bringen. Nur so können wir hoffen, sie nicht nur auseinanderhalten zu können, sondern auch ihr gegenseitiges Verhältnis mit aller Genauigkeit zu bestimmen. Wir haben gesehen, dass alle Gesetze empirischer Natur sind. (Vgl. König, Causalitätsprobl. I. 142.) Die rationalistische Erklärung der Erscheinungen aus angenommenen Gründen, wobei die Nothwendigkeit dieser aus keinen anderen Folgen ersichtlich wäre, entspricht dem Geiste unseres Jahrhunderts nicht, entspricht am wenigsten dem Geiste des kommenden Jahrhunderts. Sind aber alle Gesetze empirischer Natur, so ist es gewiss, dass sie Erscheinungen verknüpfen. Soll das Gesetz den Charakter der Nothwendigkeit und Allgemeinheit an sich tragen, so muss es ein causales sein. Das Gesetz ist also ein allgemeines Urtheil causalen Inhalts; es hat somit zwei Merkmale, die Allgemeinheit und den Causalnexus. Nicht jedes Urtheil vermag sich aber solcher Merkmale zu rühmen. Es gibt Urtheile, bei welchen entweder das Merkmal der allgemeinen Giltigkeit oder das der Causalität keine volle Ausprägung findet. Damit ist aber nicht der Grund zu einer Eintheilung der Gesetze gelegt, sondern nur eine Eintheilung der Erkenntnisse angebahnt; denn „Gesetze“, bei welchen allgemeine Giltigkeit und Causalnexus nicht ausgeprägt sind, können eben nicht Gesetze genannt werden.

Hinsichtlich der beiden constitutiven Merkmale des Gesetzlichen können wir zwei Autoren confrontiren, die, von verschiedenen Standpunkten ausgehend, nahezu zu demselben Ergebnis gelangen; die Unterschiede, welche sie trennen, beruhen nämlich auf Irrthümern minderen Grades. König sagt (Causalitätsproblem II. p. 234), die elementaren Gleichförmigkeiten, welche nicht aus anderen zusammengesetzt wären, hiessen Naturgesetz; die Worte Ursache und Wirkung bezeichneten nur die unveränderlich vorangehenden, beziehungsweise unveränderlich nachfolgenden Glieder einer solchen ursprünglichen Gleichartigkeit. Somit seien es drei Momente, welche zusammen die Causalrelation constituirten, erstlich die Succession zweier Glieder, beziehungsweise zweier Gruppen von Gliedern, zweitens die Unveränderlichkeit dieser Succession, drittens die Unbedingtheit derselben, welche durch die Voraussetzung gefordert wird, dass die Verbindung der Ursache und Wirkung genannten Erscheinungen auf einer ursprünglichen und nicht aus anderen abgeleiteten Gleichförmigkeit des

Naturlaufes, auf einem ursprünglichen Naturgesetze beruhe. Bonar lehrt (Ztschr. fr. Vw., P. u. Verw. I. Bd. II. Heft p. 202), ein Gesetz sei erstlich eine Allgemeinheit und nicht eine Feststellung, eventuell eine betreffs einer einzelnen Thatsache. Es sei zweitens eine Feststellung, beziehungsweise eine Vorschrift betreffs Bewegung oder Verfahren, nicht einfach eine Beschreibung von Eigenschaften. Die Feststellung, dass drei Winkel eines Dreiecks zusammen gleich zwei rechten Winkeln sind, und die Feststellung, dass die Gefühle der Menschen von ihren Wünschen und ihrem Wollen verschieden sind, seien eher Beschreibungen und Analysen, als Gesetze. Ein Gesetz falle unter Schopenhauer's zureichendem Grunde des Werdens im Unterschiede von dem des Seins (Vierf. Wurzel Cap. VI. §. 20.). Drittens sei in der Wissenschaft ein Gesetz die Feststellung einer Beziehung von Ursache und Wirkung, und zwar nicht von allen solchen Ursachen; es komme viertens hinzu, dass das Gesetz lediglich von primären und allgemeinen Causalitätsbeziehungen handle.

Bonar scheint selbst zu empfinden, dass die Merkmale, die er angibt, nicht ganz adäquate wären, denn er bemerkt, der letzte Punkt sei der strittigste, die zuletzt gemachten Behauptungen führten schliesslich dahin, dass der Unterschied zwischen Gesetz und Nicht-Gesetz auf eine Frage des Grades hinauslaufe. Die primären und allgemeinen Beziehungen, von welchen eine immer wachsende Zahl von secundären und accessorischen Beziehungen deducirt werden könne, würden als Gesetze bezeichnet. Die secundären seien Specialfälle der primären; sie seien Untersätze; die Frage sei nun, ob sie trotzdem Gesetze genannt werden sollen, da sie ja doch immerhin allgemein und an ihrem Platze giltig sind. So sehen wir denn, dass Bonar seinen Versuch, das Wesen des Gesetzes zu erklären, in eine Frage nach dem Wesen des Gesetzes auslaufen lässt. Seine Darlegungen verwirren sich um so mehr, als er bald nach den angezogenen Ausführungen mit diesen nicht in Einklang zu setzende Erwägungen mittheilt. Bonar prüft nämlich den Begriff des Gesetzes in der Oekonomik und versichert sofort, dass wirthschaftliche Gesetze keine Vorschriften seien. Der Name Gesetz im Sinne der Vorschrift sei aus der Oekonomik am besten auszuschliessen, da man sonst neben dem wissenschaftlichen Gesetze das juristische oder statutarische Gesetz mit einem Ausdrucke bezeichnen würde; diese beiden Anwendungen zuzulassen, würde der Unklarheit Vorschub leisten. Die Ausführungen Bonar's stehen auf der Höhe der methodologischen Entwicklung. Nichtsdestoweniger zeigt eine genaue Analyse, dass diese Anschauungen noch sehr der begrifflichen Bearbeitung bedürftig sind.

Das erste Merkmal, welches Bonar hervorhebt, ist das der Allgemeinheit: ein Gesetz müsse sich auf eine allgemeine und nicht auf eine einzelne Thatsache beziehen. Dieses Urtheil ist sachlich richtig. Allein es ist nicht zu verkennen, dass es an Unbestimmtheiten leidet. Eines seiner vornehmsten Gebrechen liegt darin, dass es wesentlich negativ ist. Es besagt nämlich: ein Einzelnurtheil ist nicht ein Gesetz; es besagt weiters, ein Gesetz ist nicht ein Einzelnurtheil. Das Negative lässt hier freilich eine positive Folgerung zu: wenn das Gesetz nicht ein Einzelnurtheil ist, so ist es ein allgemeines Urtheil. Dieser Anschauung ist beizupflichten. Doch fehlt die Bestimmung, dass es Allgemeinheiten von verschiedener Weite gibt und dass die weitesten Allgemeinheiten genau so wie Einzelnheiten sich nicht als mögliche Subjecte gesetzmässiger Urtheile qualificiren lassen können. Es würde sich also an die Behauptung, dass die Gesetze es mit Allgemeinheiten, d. h. mit Generellem zu thun hätten, die Untersuchung in Betreff der verschiedenen Grade der Generalisation schliessen müssen. Wie bedeutsam diese Untersuchung wäre, gewahren wir an der Thatsache, dass Bonar das Moment des Allgemeinen im vierten Punkte wiederkehren lässt. Weist aber der erste und der vierte Punkt ein Gemeinsames auf, so können sie in einen zusammengezogen werden, kann gesagt werden, die Gesetze hätten allgemeine Causalitätsbeziehungen festzustellen. Allein wir gewahren im vierten Punkte die Allgemeinheit mit einer Einschränkung versehen. Bonar verlangt nämlich, dass die Causalitätsbeziehungen, welche die Gesetze feststellen, nicht nur allgemein, sondern auch primär seien. Demgemäss wären die secundären allgemeinen Causalbeziehungen, worunter Bonar solche versteht, die von den primären und allgemeinen zu deduciren wären, nicht als Gesetze bezeichnet. Ja, Bonar stellt ihre Gesetzlichkeit in aller Form in Frage. Damit hätten wir denn Sätze, welche allgemein wären und Causalbeziehungen enthielten, aber doch nicht als Gesetze namhaft zu machen wären. Dies zeigt uns, dass entweder die Angabe des ersten Merkmals, welche sich im vierten wiederholt, nämlich die Forderung der Allgemeinheit, zu weit sei, um die besonderen Merkmale des Gesetzlichen zu constituiren, oder dass die Anschauung, ein Gesetz könne sich nur mit primären allgemeinen Causalitätsbeziehungen befassen, zu eng sei.

Unserer Analyse der Bonar'schen Anschauung stellt sich weiters das Moment entgegen, dass auch das dritte Merkmal des Gesetzlichen mit dem vierten Etwas gemeinsam hat, nämlich den Begriff des Causalnexus. Bonar legt dar, dass ein Gesetz nur unter den Schopenhauer'schen Grund des Werdens falle, dass in der Wissenschaft ein

Gesetz die Feststellung einer Beziehung zwischen Ursache und Wirkung sei. Verlangt nun weiters der vierte Punkt allgemeine Causalitätsbeziehungen, so ist er nur eine Zusammenziehung des ersten und dritten Punktes; er könnte füglich gestrichen werden, würde er nicht auch noch die Forderung des Primären enthalten. Fassen wir demgemäss alle drei Merkmale zusammen, so gewahren wir, dass Bonar vom Gesetze verlangt, es solle primäre und allgemeine Causalitätsbeziehungen bieten. Möge diese Anschauung nun richtig sein oder nicht, jedenfalls widerspricht sie dem zweiten Punkte, in welchem gesagt wird, dass das Gesetz eine Feststellung, beziehungsweise eine Vorschrift betreffs einer Bewegung oder eines Verfahres sei. Ist das Gesetz eine Feststellung hinsichtlich eines allgemeinen Causalnexus, so kann es unmöglich eine Feststellung, beziehungsweise eine Vorschrift betreffs einer Bewegung, beziehungsweise eines Verfahrens sein. Der Natur nämlich können wir keine Vorschriften geben, wir können ihr Verfahren durch unseren Imperativ nicht beeinflussen. Das Wasser gleitet unaufhaltsam auf der schiefen Ebene abwärts, ohne sich um Erlässe und Verordnungen zu kümmern. Wollen wir, dass das Element das Gesetz der Schwere überwinde, so müssen wir Turbinen anbringen; in diesen werden aber die Naturgesetze nicht aufgehoben, sondern nur zweckmässig ausgenützt. Wenn Bonar schon auf wirthschaftlichem Gebiete die Gesetze nicht als Vorschriften betrachtet, so kann dies umsoweniger im Allgemeinen der Fall sein. Wir müssen daher den zweiten Punkt einfach aussondern. Es bleiben uns sodann mehrere Punkte übrig, welche als geläuterte Anschauung Bonars betrachtet werden können. Das Gesetz ist nicht eine Feststellung hinsichtlich einer einzelnen Thatsache; es ist nicht eine Beschreibung gewisser Eigenschaften; denn im ersten Falle würde die Allgemeinheit, im zweiten die Causalität fehlen. Diese beiden Momente aber constituiren das Gesetz.

Mill hat, wie König (Causalitätsprincip II. 244) treffend bemerkt, mit dem Begriffe des empirischen Gesetzes etwas Neues in die Logik der Naturwissenschaften eingeführt; neben die unbedingt geltenden Zusammenhänge stellt er noch bedingt stattfindende Regelmässigkeiten. Dieser Art sei das erste Kepler'sche Gesetz, welches besagt, dass alle Planeten sich in Ellipsen bewegen, in deren Brennpunkt die Sonne steht; dasselbe würde aufhören zu gelten, die Bewegungen würden parabolisch, beziehungsweise hyperbolisch ausfallen, sobald wir uns die Tangentialgeschwindigkeit der Planeten in bestimmtem Masse vergrössert dächten; das Kepler'sche Gesetz gelte daher nur zufolge einer bestimmten thatsächlichen Sachlage, zufolge des Umstandes nämlich, dass die Tangentialbewegungen der Planeten verhältnismässig langsame

sind. Mill unterscheidet (Log. B. IV. C. VIII § 2) zwischen empirischen und Naturgesetzen. Das Wesen des empirischen Gesetzes liegt für ihn darin, dass es innerhalb zeitlicher und räumlicher Grenzen gilt, welche dem allgemeinen Gesetze zu Grunde liegende besondere Beobachtungen begrenzen. Er bezeichnet es auch als einen Irrthum, bloss empirische Gesetze, bei denen es überhaupt nicht gewiss ist, dass sie einen ursprünglichen Grund haben, auf dasselbe Niveau zu stellen mit Gesetzen der Ursache und Wirkung (l. c. B. V § 4). Das empirische Gesetz liefere den besten Ausdruck für die wirklichen Ergebnisse der Erfahrung, es müsse daher in den meisten Fällen dahin lauten, nicht dass die und die Erscheinung unveränderlich fortbestehen wird, sondern dass sie fortfahren würde, sich in einer bestimmten Weise zu verändern (l. c. B. V C. V § 4). Empirische Gesetze seien von beträchtlichem Werth innerhalb bestimmter Grenzen, sie seien aber in Wahrheit je nach Zeit und Umständen wahr oder falsch (B. V C. V § 5). Das empirische Gesetz sei daher jedenfalls minderen Ranges (l. c. B. IV C. VIII § 2). Es sei „eine Gleichförmigkeit, sei es der Aufeinanderfolge, sei es des Zusammenbestehens, welche in allen Fällen, die innerhalb der Grenzen unserer Beobachtung liegen, Stich hält, die jedoch keine Sicherheit dafür gewährt, dass sie ausserhalb dieser Grenzen Stich halten wird, entweder weil das consequens nicht wirklich die Wirkung des antecedens ist, sondern mit diesem zusammen einer Kette von Wirkungen angehört, die aus früher nicht ermittelten Ursachen fliessen, oder weil wir Grund haben zu glauben, dass die Succession sich, wenn sie gleich einem ursächlichen Verhältnisse angehört, in einfachere Successionen auflösen lässt, und, als von einem Zusammenwirken mehrerer Factoren abhängig, einer unbekannten Menge von möglichen Gegenwirkungen ausgesetzt ist. Mit anderen Worten, ein empirisches Gesetz ist eine Verallgemeinerung, bei der wir uns nicht damit zufrieden geben können, sie wahr zu finden, sondern noch fragen müssen, warum sie wahr sei; bei der wir wissen, dass ihre Wahrheit nicht eine unbedingte, sondern von irgend welchen allgemeinen Bedingungen abhängig ist, und dass man sich nur insoweit auf sie verlassen kann, als man Grund hat, die Verwirklichung jener Bedingungen für gewiss zu halten (l. c. B. VI C. V § 1). Empirische Gesetze sind (l. c. B. VI C. IX § 5) alle Gesetze, die das, was grossen Classen der beobachteten Thatsachen gemein ist, bündig ausdrücken; man nenne diese allgemeinen Gesetze empirische Gesetze der Erscheinungen. Empirische Gesetze seien nicht von besonderen Werthe. So lange wir nicht das empirische Gesetz in das Gesetz der Ursachen, auf welchen es beruht, aufgelöst und ermittelt haben, dass sich jene

Ursachen wirklich auf den Fall, den wir im Auge haben, erstrecken, so lange können wir unserer Folgerung durchaus kein Vertrauen schenken (l. c. B. VI C. V § 2). Das empirische Gesetz empfängt das Mass von Wahrheit, das ihm innewohnt, von den ursächlichen Gesetzen, von denen es eine Folge ist. Kennen wir jene Gesetze, so kennen wir die Grenzen des abgeleiteten Gesetzes; wenn wir hingegen das empirische Gesetz noch nicht erklärt haben, wenn es bloss auf Beobachtung beruht, dann entbehrt die Anwendung desselben jenseits der Grenzen der Zeit, des Raumes und der Verhältnisse, innerhalb welcher die Beobachtungen stattfanden, jeder sicheren Grundlage (l. c. p. B. V C. V § 2).

Mill stellt, wie wir sehen, zwischen dem Naturgesetze und dem empirischen Gesetze folgenden Unterschied auf. Das Naturgesetz gilt unbedingt, das empirische Gesetz sei bedingt stattfindende Regelmässigkeit. Das Naturgesetz gilt immer, das empirische Gesetz gilt nur innerhalb zeitlicher und räumlicher Grenzen. Das Naturgesetz stellt einen Causalzusammenhang klar, das empirische Gesetz ist ein blosses Gesetz des Nacheinander oder Nebeneinander und drückt nicht einen Causalzusammenhang aus. Das Naturgesetz gilt auch ausserhalb der Grenzen unserer Beobachtung, das empirische Gesetz dagegen gilt nur innerhalb der Grenzen unserer Beobachtung und gewährt keine Sicherheit dafür, dass es ausserhalb dieser Grenzen Stich halten wird, weil wir seine Causalität nicht klar erkennen. Die Wahrheit des Naturgesetzes ist eine unbedingte, die Wahrheit des empirischen Gesetzes eine bedingte; es kann nur so weit Vertrauen beanspruchen, als man Grund hat, seine Bedingungen für gewiss zu halten. Wir werden nun die Berechtigung dieser Antithesen prüfen.

Es ist zunächst hervorzuheben, dass die Gegenüberstellung von Naturgesetzen und empirischen Gesetzen eine überaus unglückliche ist. Die Natur ist unsere Erfahrungswelt, die Natur ist somit empirisch, alles Empirische gehört zur Natur; alle Naturgesetze sind somit empirische Gesetze. Betrachtet man die Naturgesetze als Regelmässigkeiten im Laufe der Naturerscheinungen, welche alle empirischer Natur sind, so vermag man diese Antithese gar nicht zu erfassen. Sie wird vielmehr erst verständlich, wenn man sich eines anderen Sinnes, den man mit der Natur verbindet, erinnert, wenn man sich erinnert, dass man unter der Natur eines Dinges die Art versteht, in welcher es sich gegenüber anderen Dingen zu verhalten pflegt, in welcher es auf andere Dinge zu wirken pflegt. Demgemäss wären Naturgesetze solche, welche uns die Natur, das heisst die Wirkungsweise der Dinge, enthüllen, welche somit Causalgesetze wären. Ihnen gegenüber stünden die empirischen

Gesetze als Regelmässigkeiten, welche nichts über den Causalzusammenhang aussagen und nur aus der Erfahrung stammen. Dieser Eintheilungsgrund ist ein unlogischer. Denn das Verhalten eines jeden Dinges gegenüber anderen, die Wirkung jedes Dinges auf andere bildet seinen empirischen Charakter und ist demnach durchwegs empirisch. Wir sehen daher, dass die Eintheilung zwischen Naturgesetzen und empirischen Gesetzen an dem Mangel eines klaren Eintheilungsgrundes leidet, indem als das entscheidende Merkmal, das als Eintheilungsgrund beim Naturgesetze in Anwendung gelangte, der Inhalt seiner Aussage geltend gemacht worden, beim empirischen Gesetze dagegen die Quelle, die Herleitung, die Herleitung insbesondere aus der Erfahrung als das wesentliche und unterscheidende Merkmal in Anwendung gelangte, also einerseits ein essentieller, andererseits ein genetischer Eintheilungsgrund erwählt wurde. Dabei ist das essentielle Merkmal nicht auf beide Theile der Eintheilung angewendet; das genetische dagegen nicht nur nicht auf beide Theile der Eintheilung angewendet, sondern überdies auch offenbar falsch, zumal die Naturgesetze gleichfalls aus der Erfahrung stammen. Es zeigt sich eben schon in der Terminologie gemeiniglich, dass man für etwas unklar Gedachtes und logisch nicht Begründetes auch keinen angemessenen sprachlichen Ausdruck zu finden vermag.

Gehen wir nun auf die Unterschiede selbst über und nehmen wir zunächst jene vor, welche hypothetischen Charakters sind, d. h. jene, die irgend etwas über Bedingungen aussagen. Mill lehrt, die Naturgesetze seien unbedingt, die empirischen Gesetze dagegen bedingt stattfindende Regelmässigkeiten. Wir haben bereits dargelegt, dass ein Gesetz weder bedingt, noch unbedingt sein kann, dass dagegen die Wirkung, von welcher das Gesetz aussagt, immer bedingt ist: nämlich durch das Eintreten der Ursache. Dass alle Gase durch Druck tropfbarflüssig gemacht werden können, ist gewiss ein Naturgesetz. Aber was besagt es? Gewiss nichts Anderes, als dass jedes Gas, sofern ein genügender Druck stattfindet, flüssig wird. Es bindet somit das Uebergehen eines Gases in den tropfbar-flüssigen Zustand an eine Bedingung, nämlich das Eintreten eines genügenden Druckes. Die Wirkung des Gesetzes tritt also, wenn die Bedingung Gesetz ist, unbedingt ein. Verhält es sich bei den sogenannten empirischen Gesetzen anders? Keineswegs. Wenn alle zum Wirken genügenden Umstände gegeben sind, so zeigt sich auch bei ihnen die Wirkung, welche den Gegenstand ihrer Aussage bildet. Darin, dass eine unbedingte Wirkung des Gesetzes vorhanden wäre, kann somit der Unter-

schied zwischen einem empirischen und einem Naturgesetze nicht liegen.

Damit ist denn auch, was Mill von der unbedingten Wahrheit eines Naturgesetzes, von der bedingten Wahrheit eines empirischen Gesetzes sagt, als irrig nachgewiesen. Die Wahrheit eines Naturgesetzes ist nicht eine unbedingte, denn das Naturgesetz ist nur wahr, wenn und sofern es dem Laufe der Naturerscheinungen adäquat ist. Es kann auch nur so weit Vertrauen beanspruchen, als man Grund hat, seine Bedingungen für gewiss zu halten. Wenn man die Bedingungen, über die das Gesetz aussagt, nicht zu setzen vermag, wenn man beispielsweise den Druck nicht aufzubringen vermag, welcher nothwendig wäre, die Luft in tropfbar-flüssige Form zu bringen, so ist damit nicht etwa das Gesetz als unwahr nachgewiesen, im Gegentheil: die Bedingung ist nicht gesetzt und es ist dem Gesetze gemäss, dass die Wirkung nur einträte, wenn sie gesetzt wäre. Das Ausbleiben der Wirkung bei ausbleibender Ursache ist somit nicht eine Widerlegung, sondern eine Bekräftigung des Gesetzes.

Auch der Unterschied, dass das Naturgesetz immer gelte, dagegen das empirische Gesetz nur innerhalb gewisser zeitlicher und räumlicher Grenzen, ist anfechtbar. Zunächst vom phänomenalistischen Standpunkte. Die Geltung aller Naturgesetze ist von dem Vorhandensein eines menschlichen Intellectes abhängig: dieser menschliche Intellect aber ist nach Zeit und Raum gegeben. Vor dem Auftreten unseres Geschlechtes gab es keine Naturgesetze; nach dem Verschwinden unseres Geschlechtes wird es keine mehr geben. Mit dem letzten Menschen werden sämmtliche Naturgesetze begraben. Allein auch wenn wir dem unmöglichen Gedanken Raum geben, dass der Erscheinungsverlauf auch vor dem Auftreten des Lebens auf Erden sich in den Formen abgespielt habe, welche der Natur unseres Denkvermögens angemessen sind, und auch nach Verschwinden alles Lebendigen auf Erden sich in diesen Formen abspielen werde, können wir doch eine immerwährende Geltung der Gesetze nicht begreifen. Denn wenn wir auch zugestehen, dass es ohne alles Lebende Wärme, Schwere, Elektricität geben könnte, ein Zugeständnis, das in sich widerspruchsvoll ist, so ist es doch gewiss, dass die optischen, akustischen und physiologischen Gesetze auf eine immerwährende Geltung nicht Anspruch machen dürfen. Die Naturgesetze gelten eben nur, sofern die Erscheinungen, von welchen sie aussagen, überhaupt existiren. Fällt diese Existenz fort, dann sagt das Gesetz leere Möglichkeiten aus, Möglichkeiten, welche sich nicht verwirklichen können. Die Bedingungen, welche ihren Inhalt bilden, können eben nie real werden.

Gewiss, zu den Zeiten, da die Menschheit noch in Horden lebte, hat es kein Gesetz des Notenumlaufes gegeben. Es ist auch möglich, dass nach Ablauf einer gewissen Frist die Note nicht mehr existirt und einer höheren, praktischeren Form der Verkehrsvermittlung Platz gemacht hat. Dann werden die Gesetze des Notenumlaufes nicht mehr gelten. Nach Mill wären die Gesetze des Geldumlaufes empirische Gesetze, weil das Geld entstanden ist und als Entstandenes auch vergehen kann. Aber die physiologischen Gesetze, die psychologischen Gesetze, die Gesetze der Optik und Akustik beziehen sich auf die Existenz und Organisation unseres Geschlechtes. Dieses ist entstanden, es kann vergehen. Demnach wäre der Unterschied zwischen den Naturgesetzen und den empirischen Gesetzen auf die längere oder kürzere Dauer der Erscheinungen basirt, über welche sie aussagen. Es ist greifbar, dass dieser Unterschied, als ein lediglich gradueller, welcher das Mass der Dauer betrifft, das den Erscheinungen zukommt, mit der logischen Natur der Gesetze nichts zu thun hat. Das Gesetz, dass das schlechtere Geld das bessere verdrängt, ist demnach genau so wahr, wie irgend ein Gesetz der Akustik, zumal sich das eine nur so lange in der Wirklichkeit bewährt, als es Geld gibt, das andere sich in der Wirklichkeit nur so lange bewährt, als es Ohren gibt.

Ernster sind nur zwei von den Unterschieden zu nehmen, die Mill anführt. Da ist zunächst der Unterschied hervorzuheben, das Naturgesetz stelle causale Zusammenhänge dar, das empirische Gesetz dagegen drücke nur das Nacheinander und Nebeneinander, nicht aber auch einen causalen Zusammenhang aus. In Wirklichkeit, dieser Unterschied besteht zwischen allgemeinen Behauptungen, aber er besteht nicht zwischen dem Naturgesetze und dem empirischen Gesetze; er besteht zwischen dem Gesetze einerseits und der Regel anderseits. In dieser Eigenschaft werden wir ihn später des Genaueren ins Auge fassen. Dieser Unterschied ist aber in der Weise, in welcher ihn Mill vorbringt, ein um so weniger berechtigter, als ihm, wie Hume, die Causalität selbst nichts Anderes als eine Succession ist und er für die von Kant festgestellte, aus der Natur unserer Erkenntnis quellende Nothwendigkeit dieser Succession kein Verständnis zeigt. Sind aber die Causalgesetze als causale lediglich solche der Succession, so können sie von den empirischen Gesetzen, welche gleichfalls lediglich solche der Succession sind, in nichts unterschieden werden; es wäre denn dadurch, dass die empirischen Gesetze auch noch Gesetze des Nebeneinander wären. Wären aber die causalen Gesetze Gesetze der Succession, also nur des Nacheinander, die empirischen Gesetze da-

gegen solche des Nacheinander und des Nebeneinander, so leisteten die empirischen Gesetze mehr, als die Causalgesetze, und dies stände mit dem von Mill gelehrten minderen Werthe der empirischen Gesetze im Widerspruche.

Wir gelangen nun zu dem letzten Eintheilungsgrunde. Seine Analyse ist die schwierigste. Mill findet, das Naturgesetz gelte auch ausserhalb der Grenzen unserer Beobachtung, das empirische Gesetz dagegen gelte nur innerhalb der Grenzen unserer Beobachtung und gewähre keine Sicherheit dafür, dass es ausserhalb dieser Grenzen Stich halten werde, weil wir mittels desselben die Causalität nicht klar erkennen. Wir müssen uns diesen Unterschied, der deutlich ein Concrement aus anderen bereits widerlegten Unterschieden bildet, zunächst in seiner exacten Form darstellen. Mill behauptet, das Naturgesetz gelte auch ausserhalb der Grenzen unserer Beobachtung. Er sagt damit einfach aus, dass unsere Beobachtung die Giltigkeit eines Naturgesetzes nicht begrenze. Da aus einer rein negativen Beziehung bekanntlich nichts folgt, sagt er damit nichts über die Begrenzung der Giltigkeit, welche einem Naturgesetze zu eigen ist, aus. Dadurch erregt er den Anschein, als würde ein Naturgesetz unbegrenzt gelten. Unsere früheren Ausführungen haben bereits dargelegt, dass die Grenze, innerhalb deren ein Naturgesetz gilt, durch den Artbegriff gegeben ist, auf welchen es sich bezieht. Das Gesetz beispielsweise, dass alle Gase durch Druck in einen tropfbar-flüssigen Zustand versetzt werden können, ist begrenzt durch den Artbegriff des Gases; es gilt für alle Gase, aber nur für Gase, nicht für Flüssigkeiten, nicht für feste Körper. Wir müssen weiters an diesem Unterschied ein zweites Moment aussondern: das der Causalität nämlich. Wir haben es bereits oben besprochen. Wir wissen demgemäss, dass der Unterschied, das Naturgesetz stelle uns einen nothwendigen, das empirische Gesetz dagegen einen nicht nothwendigen Zusammenhang dar, wohl als ein Unterschied zwischen dem Gesetze und anderen allgemeinen Urtheilen, nicht aber als ein solcher zwischen Gesetzen gelten kann, zumal, wie wir ausgeführt, alle Gesetze causale Gesetze sind, Sätzen aber, welche nicht causalen Zusammenhang bieten, auch nicht die Qualität des Gesetzes zukommen kann. So würde denn der von Mill angeführte Unterschied in seiner geläuterten Form dahin lauten, dass das Naturgesetz für alle möglichen Erscheinungen einer bestimmten Art gelte, dagegen das empirische Gesetz nur für diejenigen Erscheinungen einer bestimmten Art, für die wir es constatirt haben. Aber auch in dieser Form ist der beregte Unterschied nicht haltbar. Denn das zweite Glied desselben ist ein lediglich identisches Urtheil. Es sagt, das em-

pirische Gesetz gilt nur für diejenigen Erscheinungen, für die es gilt. Wir müssen daher in unserer Läuterung weiter fortschreiten. Wir müssen den Unterschied dahin ausdrücken, dass wir im Sinne Mills sagen: das Naturgesetz gilt für alle möglichen Erscheinungen der Art, für die es aufgestellt worden, das empirische Gesetz dagegen gilt nur für diejenigen Erscheinungen derselben Art, für die es nachgewiesen worden. Wir sehen somit, dass sich, wenn wir Mill richtig verstehen, das Naturgesetz vom empirischen Gesetze durch seine Verficationssphäre unterscheide. Demgemäss würden die Naturgesetze für eine ganze Art nachgewiesen sein und daher auch unbekannte Erscheinungen derselben Art in sich einbeziehen; dagegen würden empirische Gesetze nicht für die Art, sondern nur für bestimmte Erscheinungen gelten, deren Artbegriff noch nicht festgestellt worden ist. Ist dies aber der Sinn der Mill'schen These, dann sind die empirischen Gesetze überhaupt keine Gesetze, weil Gesetze, wir wir gesehen haben, zwei Merkmale haben, das Merkmal des Generellen und das Merkmal des Causalnexus; den empirischen Gesetzen fehlt das Merkmal des Causalnexus, es fehlt ihnen, wie wir nun gewahren, auch das Merkmal des Generellen. Die empirischen Gesetze können somit überhaupt nicht als Gesetze gelten. Mit anderen Worten: es gibt keine von den Naturgesetzen gesonderten empirischen Gesetze.

II. Das Regelmässige in der Natur.

Der Gang unserer Untersuchung stellt uns vor den Begriff der Regel. Wir verlassen damit den Begriff des Gesetzes. Denn was immer die Regel auch sein mag, sie ist kein Gesetz. Diese negative Bestimmung der Regel als eines Satzes, welcher nicht unter die Art der Gesetze falle, erfordert eine Vorbetrachtung, welche jenen Sätzen gewidmet wäre, welche nicht als Gesetze zu bezeichnen wären. Es ist natürlich, dass wir diese Untersuchung nur in den allgemeinsten Zügen führen können und nicht in der Lage sind, etwa alle Lehren, Behauptungen, Theorien, Hypothesen und Dogmen, die unter dem Namen von Gesetzen im Schwange, der Reihe nach zu prüfen und durch genaue Analyse nachzuweisen, warum sie nicht als Gesetze im wahrsten Sinne des Wortes gelten, warum sie die Welt der Begriffe zu einem Bilde der Menschenwelt machen und mit Titeln und Aus-

zeichnungen geziert umherwandeln, die sie nicht verdienen, die ihrem inneren Werthe widersprechen. Gewiss, viele Urtheile, welche unter dem Namen von Naturgesetzen bekannt sind, sind des Ranges, welchen sie derzeit in den Wissenschaften einnehmen, nicht würdig, sie werden vielleicht erst in Zukunft zu Gesetzen führen.

Auf dem Gebiete der Oekonomik insbesondere hat man den Fehler begangen, blindlings Gesetze zu formuliren, ohne sich erst zu fragen, was ein Gesetz wäre und ob die aufgestellten Behauptungen wohl unter einem wissenschaftlich geklärten Begriff der Gesetze zu subsumiren wären. Da müssen wir denn zunächst hervorheben, dass Tautologieen, in welchen statt einer causalen Verbindung eine Identification von Ursache und Wirkung stattfindet, nicht als Gesetze zu betrachten sind. Dasselbe gilt, wo es sich um Gesetze von Wechselwirkungen handelt, von Diallelen, in welchen Ursache und Wirkung nach Belieben unter einander vertauscht werden. Weiteres sind als Sätze nicht naturgesetzlicher Natur jene Behauptungen auszuschliesen, welche nicht auf empirischem Wege entstanden sind. Es gibt kein intelligibles Naturgesetz, weil es keine intelligible Causalität gibt. Die Gesetze verknüpfen Thatsachen. Aber es ist falsch, in den Thatsachen selbst schon Gesetze zu erblicken. Garnier beispielsweise nennt gelegentlich die Thatsache, dass Forderungen gegen Befriedigung derselben ausgetauscht werden, ein Gesetz. In Wahrheit liegt in jedem Tausche allemal nur eine Thatsache vor, eine Thatsache, welche erklärt werden soll. Die Verwechslung zwischen Thatsachen und Gesetzen ist in unseren Tagen, die unter empiristichem Einflusse stehen, sehr häufig. Sogar ein scharfsichtiger und philosophisch geschulter Gelehrter, wie König (Causalitätsproblem p. 219) sieht in den Gesetzen Thatsachen. Allein die Gesetze sind keine Thatsachen, so wenig wie die Thatsachen Gesetze sind. Die Gesetze sind nur insofern solche, als sie Gesetze der Thatsachen sind und uns Thatsachen durch Verknüpfung zum Verständnis bringen. Sie stellen uns somit nothwendige Beziehungen zwischen Thatsachen dar, ohne selbst solche zu sein. In diesem Sinne spricht man beispielsweise vom Gesetze der Schwere, wobei festzuhalten ist, dass die Schwere nicht ein Gesetz, sondern eine Thatsache ist, deren Wirkungsweise erst durch das Gesetz festgestellt wird. Die Gesetze sind auch nicht mit den Kräften gleichbedeutend, zumal es nur Gesetze der Kräfte, also der Erscheinungen gibt. Ein Gesetz ist weiters nicht der beschreibende Ausdruck eines beobachteten Thatbestandes, denn jeder Thatbestand ist ein Gewebe von Thatsachen. Die Beschreibung eines Gewebes von Thatsachen aber vermag uns nicht darzustellen, in welcher Art jeder einzelne Faden mit dem anderen zusammenhängt.

Ueberdies vermag eine Beschreibung, so sachlich sie auch sei, doch die Reflexion nicht durchweg auszuschliesen.

Am sorgsamsten hat sich der Forscher vor dem Irrthum zu bewahren, dass die Beobachtung oder Feststellung von mehr oder weniger vagen „Neigungen" den Namen von Gesetzen verdiene. Eben wegen ihres causalen Inhalts sind die Gesetze alle als solche des Wirkens aufzufassen. Jedes Wirken aber ist nur als ein Prozess begreiflich, dessen Richtung bestimmt ist, daher stellt uns denn auch jedes Gesetz ein in seiner Richtung bestimmtes Wirken dar. Nun ist die Neigung allerdings ein in seiner Richtung bestimmtes Wirken. Wenden wir diesen Satz, welcher logisch eine Umdrehung nicht zulässt, um, so gelangen wir dahin, anzunehmen, dass jedes in seiner Richtung bestimmte Wirken eine Neigung sei. Durch diese falsche Umdrehung gelangen wir zur Auffassung, dass die Gesetze lediglich Neigungen bedeuteten. Diese Anschauung involvirt eine Verwechslung zwischen dem, dem Gesetze zugrunde liegenden Causalen, von dessen Wirkung das Gesetz erzählt, und dem Gesetze selbst. Denn mit der Aussage über eine Neigung ist umso weniger ein Gesetz geboten, als das Urtheil, dass irgend etwas die Neigung hegt, in einer bestimmten Art zu wirken, ein lediglich analytisches Urtheil genannt werden kann. Es ist nur die wesentliche Eigenschaft des vorliegenden Gegenstandes hervorgehoben. Aber es ist nicht auch gesagt, in welcher Verbindung er bezüglich seiner Causalität stehe. Damit ist insbesondere nicht ein mal angedeutet, welche ausnahmslose causale Verknüpfung hier vorliegen könnte; das halb Bekannte ist nur auf eine qualitas occulta zurückgeführt. Je mehr die Oekonomisten unserer Tage mit Neigungsgesetzen hantiren, desto mehr gestalten sie ihre Wissenschaft zu einer solchen, die an die Chemie des achtzehnten Jahrhunderts erinnert. Die Chemiker der Vorzeit machten es sich leicht, wenn es galt, die Erscheinung der Flamme zu erklären. Sie ist ein Stoff, so hiess es, welcher die Neigung hat, die anderen Stoffe zu verzehren; sie ist das Phlogiston. Existirt das Phlogiston? Lavoisier bewies das Gegentheil. Die Gesetze, welche hinsichtlich des Phlogiston aufgestellt wurden, waren keine Naturgesetze. Denn das Subject des allgemeinen hypothetischen Urtheiles existirte nicht. Solche Gesetze gleichen den Fetischen. Sie sind roh zurecht gehauene Zerrbilder der Wirklichkeit, bestimmt, den Wissenstrieb zu beschwichtigen, nicht aber zu befriedigen; sie gleichen den leeren Worten, die kluge Leute oft naseweisen Kindern zuwerfen, um ihre scabröse Neugier für kurze Frist zum Schweigen zu bringen.

Nichts ist bequemer, als die Erlaubnis, Neigungen und Kräfte

erfinden zu dürfen. Wo der Forscher für ein bestimmtes Verhalten die Ursache nicht anzugeben weiss, behauptet er einfach, es sei die Neigung zu solchem Verhalten vorhanden. So gibt es denn Neigungen der Arbeit, Neigungen des Preises, Neigungen des Lohnes, insbesondere aber Neigungen des Capitals und des Capitalzinses. Das ist ökonomischer Hylozoismus. Sympathien und Antipathien erfüllen die Seele des Menschen. Aber sind Werth, Preis, Arbeitslohn, Bodenrente, Capital und Capitalzins auch Lebewesen? Muthet man ihnen Neigungen zu, so hypostasirt man Begriffe; man spricht metaphorisch; man beseelt einen Vorgang dichterisch. Wer das Generelle als Individuelles, das Allgemeine als Besonderes betrachtet, der begabt es mit menschlichen Empfindungen. Beobachtungen, welche in die Form, dass irgend eine wirthschaftliche Erscheinung Neigungen hege, gekleidet sind, bedeuten nur unklare Ausdrücke für unklare Anschauungen und gehören sammt und sonders dem mythologischen Zeitalter der Wissenschaft an. Diese Neigung, überall Neigungen zu sehen, steht wissenschaftlich auf derselben Stufe, auf welcher die blühende Einbildungskraft der Griechen sich bethätigt, die in jedem Baum ein Dryade, in jeder Quelle eine Nymphe erblickten. Mit dem Rechte, mit dem gesagt wird, dass Arbeit und Lohn, Capital und Capitalzins Neigungen hätten, könnte auch gesagt werden, das Sonnenlicht leuchte, weil ihm die Neigung innewohnt, uns ein Bild der Welt zu gewähren. Jenen Oekonomisten, welche mit so dichterischem Sinne an die wirthschaftlichen Erscheinungen herantreten, hätte längst Eines auffallen können, die merkwürdige Familienähnlichkeit zwischen den Neigungen, welche sie den objectiven Thatsachen zumuthen und denjenigen Menschen, welche jene Thatsachen setzen. Zu welch phantastischen Urtheilen man übrigens durch Annahme von Neigungen gelangen kann, ist an dem geistvollen Nietzsche zu gewahren. Dieser Schriftsteller führt in seiner „Schopenhauer als Erzieher“ betitelten Schrift aus, die physische und culturelle Welt entwickle sich nur, weil sie die Neigung beseele, das Genie zu erzeugen. Und sie hat die Neigung, das Genie zu erzeugen, um sich durch dieses ihrer selbst bewusst zu werden. Da ist denn die Welt in ihrer Gänze als Philosoph aufgefasst, welcher ein Streben nach Selbstbesinnung bekundet. Und dieser Philosoph ist zugleich so unbegabt, dass es ihm nicht gelingt, durch eigene Bemühung zum Ziele zu gelangen. So muss sich erst ein Wesen bilden, das ihm sagte, was er wäre. Und er ist so wunderbar begabt, dass es ihm möglich ist, ein solches Wesen planmässig zu construiren.

In einer auf schöngeistige Wirkung ausgehenden Schrift sind solche Blüten der Einbildungskraft Zierden der Darstellung. Allein die Con-

sequenzen solcher Denkungsart sind auf wissenschaftlichem Gebiete gar ernste. Eine Neigung kann man immer verleiden, eine Neigung kann man immer wieder ausreden. Es giebt in der That Oekonomisten, welche diese Folgerung mit rühmlicher Unerschrockenheit ziehen. Sie halten dem Capital vor, dass seine Neigungen für die Gesammtheit schädlich, dass sie unsittlich, dass sie perverse wären, sie reden dem Arbeitslohn ins Gewissen, dass es von ihm nicht hübsch sei, gerade für das Existenzminimum eine für alle Betheiligten peinliche Vorliebe zu bethätigen. Sie suchen das Capital von seinen Verirrungen abzubringen, ihm verschiedene Abscheulichkeiten des Verhaltens auszupredigen. Gelingt das nicht, so wird die Polizei gerufen. Der Staat soll Alles regeln. Er soll dafür sorgen, dass die wirthschaftlichen Thatsachen keine Neigungen verrathen, welche mit den Neigungen besagter Oekonomisten nicht im Einklange stehen. Schliesslich strebt man dem verstockten Capitale seine Neigungen auch noch durch Drohungen auszutreiben. Die Chinesen suchen im Falle einer Sonnenfinsternis das vermeintliche Ungeheuer, das ihnen das strahlende Gestirn des Tages rauben will, durch Geschrei und Papierdrachen fortzuschrecken. Sie stehen auf derselben Höhe der Naturauffassung, die solche Oekonomisten gegenüber den wirthschaftlichen Vorgängen bekunden.

In vielen Fällen sind ihre Verirrungen darauf zurückzuführen, dass sie das Wesen des Gesetzlichen nur unzureichend erfasst haben, dass sie insbesondere Gesetz und Regel miteinander verwechseln. Gesetz und Regel sind in der That scheinbar verwandt. Diese Verwandtschaft ist es, die vornehmlich verwirrend wirkt; dergleichen gewahren wir sogar bei tiefen und scharfen Denkern. Bei Kant wird beispielsweise der sogenannte kategorische Imperativ folgendermassen formulirt: Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zu einem allgemeinen Naturgesetz werden sollte. Kant steht in diesem Satze unleugbar hinsichtlich dessen, was er hier unter einem Naturgesetze versteht, im Banne des achtzehnten Jahrhunderts. Denn in diesem Zusammenhange bedeutet das Naturgesetz offenbar nicht ein Gesetz, das für Naturerscheinungen der unbelebten Welt gelten könnte, sondern ein solches für die belebte und insbesondere für die sittliche Welt. Im Sinne jener Zeit, zu der sich die Oekonomik von der Philosophie abschnürte, wird der Begriff der Regel von den Oekonomisten noch gegenwärtig mit dem Gesetze verwechselt. Insbesondere die empiristische Schule der Oekonomisten spricht gern von Preisregeln, Lohnregeln, und von Regeln der Capitalsbildung.

Die Regel ist jedoch mit dem Gesetze nicht gleichbedeutend. Wäre sie dies, so würden die Empiristen, welche die Möglichkeit von

Gesetzen auf dem Gebiete der Oekonomik der Abrede stellen, in der Regel nicht etwas dem Gesetze Gegensätzliches erblicken können. Versuchen wir es, uns den Unterschied zwischen der Regel und dem Gesetze zum Bewusstsein zu bringen. Gewiss wäre es nicht angemessen, wollte man das Newton'sche Gesetz eine Regel nennen. Der Grund dieser Unangemessenheit läge offenbar darin, dass das Newton'sche Gesetz ausnahmslos wirkt, dagegen die Regel ihrer Natur nach Ausnahmen zulässt. Damit ist der vornehmste Unterschied zwischen Gesetz und Regel gegeben. Das erste hat ausnahmslos zu wirken, die andere stellt dagegen eine blosse Regelmässigkeit dar; diese aber schliesst Ausnahmen nicht aus. Wir haben demgemäss zwischen Gesetzmässigkeit und Regelmässigkeit zu unterscheiden. Wir dürfen nicht, wie dies oft geschieht, behaupten, die Gesetze stellten uns „Regelmässigkeiten" der Erscheinungen dar, die Regeln das „Gesetzmässige" der Erscheinungen. Weder das Eine noch das Andere findet statt. Das Gesetz kann das Regelmässige nicht darstellen, weil es, sofern es dies thut, nicht mehr Gesetz, sondern Regel ist; die Regel kann das Gesetzmässige nicht darstellen, weil sie, sofern sie es thut, nicht mehr Regel sondern Gesetz wäre.

Ist nun das Gesetz ein Satz, welcher keine Ausnahme duldet, dagegen die Regel ein Satz, welcher Ausnahmen duldet, so zeigt sich, dass der Unterschied, welcher zwischen Gesetz und Regel vorhanden ist, in der Verschiedenheit hinsichtlich der Nothwendigkeit und allgemeinen Giltigkeit liegt. Den Unterschied zwischen dem Wesen des Gesetzes und dem Wesen der Regel gewahren wir am besten in der Grammatik, sofern wir die gewöhnlichen Lehren derselben mit den Lautverschiebungsgesetzen vergleichen. Dort ein particuläres Urtheil, hier ein generelles. Die Regeln drücken oft auch eine Causalverknüpfung im Sinne der Gesetze nicht entschieden aus. Es ergeben sich uns, wenn wir die beiden essentiellen Merkmale des Gesetzes im Auge behalten, folgende drei Formen möglicher Regeln. Erstlich die Form eines gesetzähnlichen Satzes, bei welchem die Allgemeinheit unvollständig ist; zweitens die Form eines gesetzähnlichen Satzes, bei welchem der causale Zusammenhang unvollständig ist; drittens die Form eines gesetzähnlichen Satzes, bei welchem beides der Fall ist.

Wenn das Gesetz der Art nach gilt, die Regel dagegen nur für die einzelnen Erscheinungen, für die sie eben festgestellt worden, so darf dabei nicht ausser Acht gelassen werden, dass es der Artunterschied ist, welcher in diesem Falle massgebend ist. Von Erscheinungen, welche noch nicht zu einer Art zusammengefasst sind, kann demnach auch nicht ein Gesetz ausgesagt werden, sondern nur eine

Regel. Ein Blick aber auf die Reihe von möglichen Regeln, welche wir entworfen haben, zeigt uns, dass es nur eine Art von Regeln gibt, die dem Gesetze ziemlich nahe steht und sich von demselben nur dadurch unterscheidet, dass das Gesetz als ein auf dem Artbegriff basirender Satz, über die Anzahl der beobachteten Fälle hinausgeht, die Regel dagegen hinsichtlich ihrer Giltigkeit an die Anzahl der Fälle gekettet sei, für welche sie geschaffen worden. Wenn wir behaupten, dass auf den Tag immer die Nacht folge, auf die Nacht der Tag, so geben wir in diesem Urtheile eine Regel; sie gilt allgemein; es ist hier kein Gesetz vorhanden, weil es sich hier bloss um eine Regelmässigkeit der Aufeinanderfolge handelt, man aber nicht sagen kann, dass jeder Tag die Ursache der auf ihn folgenden Nacht, jede Nacht die Ursache des auf sie folgenden Tages sei. Dass es sich bei dem Ausdrucke dieser Aufeinanderfolge von Tag und Nacht lediglich um eine Succession, nicht aber um ein Gesetz handelt, geht schon daraus hervor, dass man diesen Gedanken auch in eine Form kleiden kann, in welcher er zwar nicht der Allgemeinheit, wohl aber jedes Causalmomentes entbehrt. Man kann nämlich einfach sagen, dass jederzeit die Hälfte des Erdballs beleuchtet, die andere Hälfte dagegen beschattet sei. Drückt man den Gedanken solcherart aus, so gewahrt man leicht, dass die Ursache des Lichtes auf die Sonne zurückzuführen sei, die Ursache des Schattens dagegen auf die Abwesenheit von Licht, dass demnach Tag und Nacht in keiner Weise mit einander causal zu verknüpfen sind, obwohl sie auf einander folgen. Allein, wiewohl wir hier kein Gesetz vor uns haben, so wissen wir doch, dass es morgen wieder Tag wird und übermorgen wieder. Wir schliessen mithin in gewissen Fällen, und zwar insbesondere dann, wenn wir allgemeine Regeln ohne ausgesprochenen causalen Inhalt vor uns haben, mit Recht auch über die beschränkte Zahl der beobachteten Fälle hinaus. Dass alle Menschen sterben, ist ein Satz, welcher weder seiner Form, noch auch seinem Inhalte nach darauf Anspruch machen kann, ein Naturgesetz zu sein, wiewohl wir sagen, jeder der Sterblichen entrichte den Naturgesetzen seinen Zoll. Aber wenn auch der Satz, dass alle Menschen sterben, kein Naturgesetz ist, sondern nur eine Regel, können wir doch nicht hoffen, eines Tages Ahasver in Person zu begegnen oder eine weniger fabelhafte Ausnahme für jenen allgemeinen Satz ausfindig zu machen.

Die Constatirung solcher Regeln, welche eines deutlichen causalen Inhalts entbehren, ist für die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Nervenlehre besonders bedeutsam geworden: die Gleichförmigkeiten welche auf dem Gebiete des Hypnotismus zu Tage zu treten pflegen,

sind durchweg solche, deren innerer Zusammenhang uns entgeht. Diese Gleichförmigkeiten können nur durch die Erfahrung festgestellt und gewusst werden. Sie können aber wegen des ihnen mangelnden causalen Gehaltes nicht eine Erklärung der in Frage kommenden Erscheinungen bilden und daher auch ein tieferes Verständnis derselben nicht vermitteln.

Jede concrete Regel, die zwar eine Aussage über einen causalen Zusammenhang enthält, sich aber nicht durch Allgemeinheit auszeichnet, ist das Correlat der Hypothese. Wenn wir nämlich aussagen, dass einige fieberhafte Krankheiten durch Parasiten bewirkt werden, so ist dies Urtheil in seiner particulären Form ausgedrückt eine Regel und lässt als solche Ausnahmen zu. In Wirklichkeit denkt sich aber die ungeduldige Forscherphantasie, dass wahrscheinlich alle fieberhaften Krankheiten durch Parasiten zu erklären wären. Und solcher Art leitet die Regel zur Hypothese über, aus welcher erst das Gesetz entsteht.

Regeln mindester Sorte, bei welchen weder die Allgemeinheit noch die Causalität vorhanden ist, bilden die sogenannten Durchschnittsgesetze. Dass die Menschen im Durchschnitt nur eine bestimmte Anzahl von Jahren leben, ist ein solches Gesetz, das eigentlich nur als Regel namhaft gemacht werden darf. Regeln, bei welchen weder Allgemeinheit noch auch Causalität vorhanden ist, mangelt sowohl allgemeine Giltigkeit als auch Nothwendigkeit; sie sind daher auch auf die Ausnahme völlig eingerichtet, mit anderen Worten, sie lassen die Ausnahme nicht nur zu, sondern sie schliessen dieselbe ein, sie gestehen gleich von vornherein, dass kein concreter Fall ihnen wirklich entsprechen kann. Da ihnen Allgemeinheit und Nothwendigkeit mangelt, können sie auch nicht exact genannt werden. Ihre Unexactheit zeigt sich zumal in ihrem oscillatorischen Charakter. Dieser oscillatorische Charakter wieder kann sich dadurch ausdrücken, dass ein fester Punkt angegeben oder auch nur angenommen wird, in dessen Nähe beiläufig die thatsächliche Erscheinung zu fallen hätte, oder dass zwei feste Punkte angegeben oder auch nur angenommen werden, in deren Mitte die thatsächliche Erscheinung beiläufig zu fallen hätte. Die ersteren sind die Durchschnittsgesetze, die anderen die Spielraumsgesetze. Da die Spielraumsgesetze eine Marge, also die Aberration von dem zwischen den beiden festen Punkten liegenden Punkte fixiren, sind sie die exacteren und wissenschaftlich werthvolleren.

Der Werth der Regel ist, wie man sieht, ein sehr ungleicher. Man kann wohl im Allgemeinen sagen, dass sie für das praktische Leben von grosser Bedeutung wäre. Am erwünschtesten ist uns

freilich die Gewissheit; bei ihr laufen wir nicht Gefahr, zu irren. Aber wenn uns Gewissheit nicht gegönnt ist, müssen wir mit der Wahrscheinlichkeit vorlieb nehmen; von ihr lassen wir uns in unseren Unternehmungen willig leiten. Die Regel bietet uns solche Förderung. Um sie aber richtig zu benutzen, müssen wir genau dessen eingedenk sein, was sie uns sagt, dürfen wir die Kunde, die sie uns bringt, nicht in abenteuerlicher Weise verzerren. Denn je mehr wir die Regel missverstehen, desto mehr vergrössern wir die Wahrscheinlichkeit, dass sie uns im Leben im Stiche lasse. Man kann es eine Regel nennen, dass in Ländern, wo das Checkwesen Wurzel geschlagen hat, auch Arbeiterausstände in Erscheinung treten. Welchen Schluss darf man aus dem zeitlichen Zusammentreffen dieser beiden Thatsachen ziehen und wäre es erlaubt, anzunehmen, dass Ausstände die Wirkungen der Checks sind? Wollte man dies annehmen, so käme man alsbald zu dem Ergebnis, dass das Checkwesen aufzugeben wäre, damit die Ausstände nicht stattfinden können. Sicherlich wäre eine solche Massregel geradezu thöricht. Aber so albern eine solche Schlussfolgerung auch sein mag, im öffentlichen Leben werden oft ähnliche Causalverknüpfungen gemacht. Ein Beispiel für viele. Ueberall, wo es Börsen gibt, gibt es auch Noth und Elend. Daher ist die Börse ein „Giftbaum." Dieser Schluss ist gar bekannt. Seine Ungereimtheit drängt sich wohl weniger rasch äuserem Bewusstsein auf, er ist aber genau so richtig, wie der vorige, welcher die Ausstände auf das Checkwesen zurückgeführt hat.

Der Werth der Regel ist auch hinsichtlich der Wissenschaft nicht zu unterschätzen. Ihre Eigenart ist es, ein gemeinsames Merkmal mit besonderer Kraft hervorzuheben. Ihr ist daher eine ordnende Fähigkeit zuzuschreiben. Ueberall, wo es gilt, einer Fülle von Erscheinungen einigermassen und vorläufig Herr zu werden, wird sie dem Forscher die besten Dienste leisten; wo es aber gilt, eine Erscheinung zu begreifen, wird sie nicht Rede und Antwort stehen, sondern vielmehr als verschärfte Formulirung der Frage zu betrachten sein. Denn die regelmässigen Erscheinungen gerade sind es, welche durch Gesetze erst zu erklären wären. Die praktische Verwerthbarkeit der Regel bringt es mit sich, dass sie in den Naturwissenschaften, in welchen es ja nicht nur auf Causalzusammenhang, sondern auch auf die Zusammenfassung von Einzelnerscheinungen und ihre Gruppirung ankommt, oft den Rang von Gesetzen innehaben. Und doch sind manche von ihnen nichts als armselige Tautologien und Diallelen. Solcher Art sind die rein empirischen Regeln, welche sich auf Krankheiten beziehen. Fieberische Krankheiten sind solche, welche an der Höhe der

Körpertemperatur erkannt werden. Einige fieberische Krankheiten pflegen nach sieben Tagen oder einem Vielfachen von sieben Tagen zu verschwinden. Man nennt sie daher vorübergehende oder acute. Die anderen, welche nicht vorübergehen, sondern dauernd wirken, nennt man chronische. Sie zeichnen sich durch periodische Wiederkehr aus. Wenn man nun sagt, dass alle acuten Fieber nach sieben Tagen oder einem Vielfachen von sieben Tagen zu toben aufhören, so ist dies unrichtig. Das wahre Verhältnis der Gedanken ist verschoben. Man dürfte nur sagen, dass man dasjenige Fieber, welches in der genannten Frist aufhört, acut nenne. Die acuten Fieber sind nämlich nur insoferne solche, als sie das genannte Merkmal aufweisen. Die Regel, dass die acuten Fieber somit nur sieben Tage dauern, ist von demselben wissenschaftlichen Gepräge wie etwa die, dass alle weiblichen Menschen weibliche Geschlechtsorgane besitzen. Es ist dies ein Satz, der allerdings keine Ausnahmen aufweisen kann, denn es ist offenbar, dass man nur jene Menschen dem weiblichen Geschlechte zuweist, die sich vermöge ihrer sexualen Beschaffenheit hiezu qualificiren. In der Oekonomik treten uns oft ähnliche Sätze entgegen. Da wird vielfach gelehrt, dass sich der Preis nach den Kosten richte. Dieser Lehrsatz wird wohl auch Kostengesetz genannt, aber auch Kostenregel. Spricht man von einem Kostengesetze, so bedeutet dies, dass der Marktpreis der Güter sich ausschliesslich und ausnahmslos nach dem Gestehungsaufwande richte; spricht man von einer Kostenregel, so bedeutet dies, dass der Preis sich nicht ausschlieslich und ausnahmslos nach dem Gestehungsaufwande richte, sondern sich gelegentlich wohl auch von ihm unabhängig stelle, und dass es demgemäss Preisbestimmungen gebe, welche sich nicht nach den Kosten richten. Gibt man dergleichen zu, so ist damit auch gleich gesagt, dass kein Gesetz vorliege. Was besagt demnach die Kostenregel? Dass man in der Regel nur dann ein Product wirthschaftlich verkaufe, wenn man an dem Geschäfte gewinnt. Nichts ist natürlicher als dies: Im Gewinne liegt eben das wirthschaftliche Interesse am Geschäfte.

Gewiss, keine Regel ohne Ausnahme. Aber kann man diesen Satz auch umkehren? Nein. Man kann nicht sagen, allgemeine Urtheile, welche Ausnahmen aufweisen, seien Regeln. Wäre diese Auffassung richtig, so würde sich ergeben, dass ein Naturgesetz, gegen das sich mit einem Mal eine Instanz erhebt, statt einfach in das wissenschaftliche Gerümpel geworfen zu werden, mit einer kleinen capitis deminutio unter dem Titel einer Regel weiterlebt. Dann hätte die Instanz nicht die Macht, ein Gesetz zu entthronen, im Gegentheil, sie wäre lediglich der Regel submisseste Opposition, ihr Correlat, und man

müsste sich vor Allem erkundigen, wo eine Behauptung nicht gilt, als verstünde es sich von selbst, dass sie nicht wahr sei. Würde die Instanz, in deren Macht es steht, ein Gesetz aufzuheben, als Ausnahme betrachtet, so verlöre sie sofort ihre eigenartige Fähigkeit und verwandelte sich in ein wenigstens scheinbares Befestigungsmittel des von ihr thatsächlich erschütterten Satzes.

Bekanntlich giebt es auch in der Mathematik theoretische und praktische Regeln. Die ersteren sind solche, welche uns die Beziehungen zwischen Grössenbegriffen zu Bewusstsein bringen, die anderen solche, welche uns Anweisungen geben, wie wir mittels der Anwendung der theoretischen Regeln zu gewissen Rechnungsergebnissen gelangen könnten. Die Regeln der Mathematik sind allgemein giltige und nothwendige Erkenntnisse. Sie sind allgemein giltige Erkenntnis, denn sie lassen keine Ausnahme zu. Sie sind nothwendige Erkenntnis, denn sie beruhen auf einem zureichenden Grunde. Aber sie sind keine Gesetze, weil dieser zureichende Grund nicht ein Causalgrund ist, sondern ein Erkenntnisgrund. Auch die Regeln oder Gesetze der Geometrie sind allgemeingiltige und nothwendige Erkenntnisse, welche nur fälschlich als Regeln und Gesetze bezeichnet werden. Sie sind in Wirklichkeit Erkenntnissätze. Der Umstand, dass Causalität und Allgemeinheit für die Bestimmung des Gesetzbegriffes wesentlich sind, aber nicht für die Regel, wird oft von gewiegten Logikern verkannt. So unterscheidet beispielsweise Kant zwischen generellen, durchschnittlich zutreffenden Regeln und universellen, als solchen, die jederzeit und nothwendig giltig sind. Die Unterscheidung an sich ist vollkommen richtig und trifft im Kerne mit der hier ausgeführten zusammen; allein jederzeit und nothwendig giltige Regeln sind nicht mehr solche, sondern bereits Gesetze. Kant glaubt somit die Regeln einzutheilen; in Wirklichkeit trennt er die allgemeinen Urtheile in Gesetze und Regeln. Einer andern Art der Verwechslung hinsichtlich der Gesetze und Regeln macht sich Lotze schuldig. Er schreibt (Logik p. 382), dass wir den Ausdruck des Gesetzes da gebrauchen, wo wir auf sehr einfache und sehr allgemein giltige Sätze über thatsächliche Verknüpfungen der Erscheinungen gekommen sind; es scheine uns nicht eine Regel, sondern ein Naturgesetz, dass die Intensität der Gravitation mit dem Quadrate der Entfernungen abnimmt; gleichwohl sei die innere Verbindung zwischen den einzelnen Gliedern dieses Satzes noch unentdeckt; wir wüssten nicht, wie die Grössen des Raumes zwischen zwei Körpern ein Grund für die Veränderlichkeit ihrer Wechselwirkung seien können. Zuletzt wäre daher dieses Gesetz nur eine Regel, welche uns aus gegebenen Datis, Entfernung und Massen die Aenderungen

jener Wirkungen berechnen lehrt, ohne den inneren Zusammenhang derselben mit ihren Bedingungen darzustellen. Dagegen lehrt nun Bonar in der bereits angezogenen Abhandlung, dass Gesetze von der Art des Gravitationsgesetzes vorzugsweise Gesetze wären; die Realisirung der Gravitationsgesetzes sei nämlich überall sichtbar und offenbar nie gehemmt oder durchkreuzt; demgemäss wäre ein wirtschaftiches Princip, das wir nur selten in Wirksamkeit sehen, nicht als Gesetz zu definiren (vgl Roscher I. p. 34). Es zeigt sich hier, dass von zwei Schriftstellern der eine den Newton'schen Satz als Regel, der andere als Urbild eines Gesetzes preist. Wir können keinem von beiden beipflichten. Lotze nicht, weil seine Conclusion, Bonar nicht, weil seine Prämissen mangelhaft sind. Es ist allerdings richtig, dass Urtheile, welche wohl allgemein sind, aber nicht auf die Form einer Bedingung gebracht werden können, nicht die Bedeutung von Gesetzen in Anspruch nehmen dürfen. Aber Lotze verkennt die Natur des Gravitationsgesetzes, wenn er glaubt, es sei solcher Art. Dass Massen einander anziehen, scheint ihm eine allgemeine Thatsache, aber nicht ein Gesetz, weil die Newton'sche Einsicht sich nicht auf eine hypothetische Form bringen lässt. Die einzige Voraussetzung, welche hier möglich wäre, dünkt ihm, dass Massen überhaupt existiren. Allein die Behauptung, dass das Gravitationsgesetz des causalen Charakters entbehre, ist unrichtig. Es zeigt uns ja, wie eine Masse auf die andere wirkt und ist solcherart das Gesetz eines Wirkens. Auch die Anschauung Bonars kann nicht als eine entprechende betrachtet werden. Denn nicht jene Einsicht sei Gesetz zu nennen, die fortwährende und sogar alltägliche Erscheinungen betrifft. Denn in diesem Falle würden die meisten Gesetze der Physik ihres Ranges verlustig werden. Die Gesetze sind vielmehr von der Häufigkeit der Erscheinungen, welche sie verknüpfen, vollkommen unabhängig. Besagen sie doch immer nur, dass eine bestimmte Wirkung eintreten müsse, wenn eine bestimmte Ursache in Erscheinung tritt, abgesehen davon, das diese Ursache für ein concretes Individuum je Gegenstand unmittelbarer Erfahrung werde, abgesehen davon, dass diese Ursache oft oder selten Erscheinung werde.

Regeln und nicht etwa Gesetze sind meist auch die sogenannten Gesetze der Coexistenz. Denn diese sind entweder Gesetze der Wechselwirkung, in welchem Falle sie, als Causalgesetze, mit Recht den Titel der Gesetze in Anspruch nehmen, zumal ja jede Wechselwirkung nicht nur ein Miteinander, sondern auch, bei näherer Analyse, ein Nacheinander bedeutet, oder sie sind blosse Regeln, bei welchen wohl Allgemeinheit, nicht aber ein Causalnexus zu finden ist, weil ja jeder Causalnexus nicht ein Miteinander, sondern ein Nacheinander

ausdrückt. Daher denn auch, wie im Capitel über die wirthschaftliche Causalität des Näheren ausgeführt worden, gleichzeitige Erscheinungen, sofern sie einen regelmässigen Connex aufweisen, zumeist auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen sind. Da die Coexistenz nicht als das constitutive Merkmal des Gesetzes zu betrachten ist, kann auch Bain nicht Recht gegeben werden, sofern er behauptet, ein Naturgesetz liege in der beständigen Coexistenz von zwei Thatsachen.

Betrachten wir nun rückblickend die Arten allgemeiner Urtheile, welche überhaupt möglich sind, und suchen wir sie in ein übersichtliches Schema zu bringen. Wir werden dabei nicht alle möglichen Arten allgemeiner Urtheile berücksichten, was uns, wenn wir die von uns mit aller Schärfe angegebenen Merkmale nach den Regeln der Permutation durcheinander schütteln wollten, ein Leichtes wäre. Wir werden uns vielmehr darauf beschränken, die wesentlichen und für die Wissenschaft wichtigsten Formen darzustellen.

1) Es giebt allgemeine und bedingte Urtheile, bei welchen die Allgemeinheit vollständig und die Bedingung unzweifelhaft ist. Solcher Art ist das Urtheil, dass Wärme das Volumen der erwärmten Körper verändere. Der Causalzusammenhang leuchtet in solchen Fällen unmittelbar ein. Diese Urtheile nennen wir G e s e t z e.

2) Es giebt allgemeine, bedingte Urtheile, bei welchen das Allgemeine vollständig, das Hypothetische dagegen als Hypothese vorhanden ist. Nennen wir sie V e r m u t h s ä t z e.

a) Solche Vermuthsätze können uns erstlich als Terminolhypothesen entgegentreten. Derartige Urtheile müssen wir acceptiren, wiewohl sich der Causalzusammenhang nicht unmittelbar nachweisen, sondern nur verstandesgemäss erschliessen lässt. Beispielsweise: die Lichterscheinungen entstehen durch Undulation des Aethers; jedes Atom ist von einer anziehenden und einer abstossenden Kraftsphäre umgeben. Es sind dies Ansichten, welche sich gemeiniglich mit dem Fortschritte der Wissenschaft entweder verlieren oder zu Gesetzen umbilden. Nennen wir solche Urtheile G r u n d s ä t z e.

b) Solche Vermuthsätze können uns aber zweitens auch als Initialhypothesen entgegentreten. Beispielsweise: Alle Fieberkrankheiten rühren vielleicht von Parasiten her. Wir nennen derartige Urtheile, welche unentwickelte Gesetze sind, G e s e t z m ä s s i g k e i t e n.

3) Allgemeine Urtheile, welche entweder unvollständig hinsichtlich ihrer allgemeinen Giltigkeit oder hinsichtlich ihrer etwaigen causalen Aussage sind; nennen wir diese Sätze R e g e l n.

a) unvollständige allgemeine Urtheile, bei welchen das causale

Element fehlt: Manche Fieber verschwinden in sieben Tagen oder einem Vielfachen von sieben Tagen. Nennen wir solche Urtheile Regelmässigkeiten.

b) unvollständige allgemeine Urtheile, bei welchen das causale Moment vorhanden ist, das aber generelle Mängel hat: Beinahe alle Säuren färben blaues Lackmuspapier roth. Nennen wir diese Urtheile Generalisationen.

c) unvollständige allgemeine Urtheile, bei welchen das causale und das generelle Element mangelhaft sind: Beinahe immer ist die Zahl der weiblichen Individuen derjenigen der männlichen Individuen gleich. Nennen wir diese Sätze Gleichförmigkeiten.

4) Unvollständige, allgemeine, aber hypothetische Urtheile, bei welchen die Unvollständigkeit in der Allgemeinheit liegt und das causale Element als Hypothese vorhanden ist: Beinahe alle Krankheiten entstehen durch Parasiten. Nennen wir diese Urtheile, zumal sie den Forscher bei seiner Thätigkeit zu leiten haben und demgemäss von bedeutendem heuristischen Werthe sind, Leitsätze.

5) Allgemeine Urtheile, bei welchen das causale Element durch ein rationales ersetzt ist. Beispielsweise: der Pythagoreische Lehrsatz. Nennen wir solche Sätze Erkenntnissätze.

III. Die Normen.

Mit dem Begriff der Normen treten wir in die Gesellschaft belebter Wesen ein. Das Gesetz umfasst die ganze Natur, Belebtes und Unbelebtes; die Regel hat den gleichen Umfang, aber nicht die gleiche Strenge. Die Norm herrscht nur so weit, als das Leben geht. Da das Belebte, sofern es zur Natur gehört, durch Gesetze, sofern es aber zu einer Natur besonderer Art gehört, auch durch Normen beherrscht wird, entsteht auf dem Gebiete des Lebenden eine schwierige Verflechtung von Gesetzen, Regeln und Normen. Und diese Verflechtung bewirkt eine Verwirrung. Die Normen werden oft für Gesetze, die Gesetze oft für Normen gehalten. Dass Normen und Gesetze solcher Art oft miteinander verwechselt werden, dass man sich gewöhnt hat, im Gesetz eine Norm, in der Norm ein Gesetz zu erblicken, kann nicht verurtheilt werden. Denn durch diese Verwechselung eben ist der menschliche Geist dazu veranlasst worden, das Gesetzliche in der

Natur zu erfassen. So nennt denn Locke „law of nature“ die von Gott gewollte Ordnung der Dinge. Er sieht somit im Naturgesetze frommen Sinnes eine Norm, er erblickt im Nexus der Erscheinungen eine gewollte Ordnung, die ein über allem Wechsel schwebender, allgegenwärtiger und ewiger Geist vornimmt. In diesem wird eine Ursache angenommen, welche, abgesehen von allen möglichen Ursachen, die Wirkungsweise jeder besonderen Ursache bestimmt. So wird denn das Causalitätsprincip ausserhalb der diesem Princip zugewiesenen Grenzen, ausserhalb der Immanenz, angewendet.

Eine Ahnung der modernen Unterscheidung zwischen dem Gesetze und der Norm tritt bereits an Thomas von Aquino zutage: er stellt dem natürlichen Gesetze, das seiner Ansicht nach im Gemüthe gegeben ist, die positiven Gesetze gegenüber. Allein auch bei ihm hat das natürliche Gesetz wenig mit dem Naturgesetze, wie wir es heute verstehen, zu thun; es erinnert vielmehr an das Naturgesetz, wie es die Physiokraten auffassten; hier wie dort ist nämlich das dem positiven Gesetze, also der Norm entgegengestellte eine Aussage über die Art, in der sich ein Gegenstand verhalten soll, nicht eine über die Art, in der ein solcher sich verhält. Diese Bedeutung ist dem Naturgesetze auch oft bei Hobbes und Locke eigen.

Der Begriff der Norm ist enweder gleichbedeutend mit dem Begriff des Gesetzes oder mit ihm nicht gleichbedeutend. Wenn er mit ihm gleichbedeutend ist, so kann es keine Art des Gesetzes geben, welche nicht auch Norm genannt werden könnte. Wenn Gesetz und Norm nicht gleichbedeutend sind, so ist es möglich, dass der eine Begriff engere Grenzen hat als der andere, dass beide Begriffe einander schneiden, dass sie endlich ganz verschiedenen Inhalt haben. Es ist nicht möglich, Gesetz und Norm zu identificiren. Um dies einzusehen, müssen wir uns die Unterschiede zwischen beiden zu Bewusstsein bringen. Fassen wir zunächst die erste These ins Auge. Nehmen wir an, man könne sagen, Gesetz und Norm wäre eigentlich gleichbedeutend. Das Gesetz sagt ja: Wenn A eintritt, so tritt auch B ein; die Norm sagt: Wenn du mordest, wirst du bestraft. Wo ist da der Unterschied? In der That, hinsichtlich der rein logischen Form wird sich zwischen dem einen Satze und dem anderen ein Unterschied nicht auffinden lassen. Hier wie dort ist es ein causaler Zusammenhang, der festgestellt wird. Und darum wird denn auch nicht ohne einiges Recht das innerlich Verwandte mit dem gleichen Ausdrucke bezeichnet. Doch dürfen wir einen massgebenden Unterschied nicht übersehen: Dass die Erhöhung der Temperatur das Steigen der Quecksilbersäule im Thermometer veranlasse, ist heute sicher, dieser Vorgang ist aber

auch morgen zu gewärtigen, er muss in alle Ewigkeit in der gleichen Weise stattfinden. Anders verhält es sich mit dem Inhalt einer Satzung. Mord wird mit dem Tode bestraft. Aber nichts vermag uns heute die unbedingte Sicherheit zu gewähren, dass dem auch in hundert Jahren so wäre. Gewisse widernatürliche Gelüste werden als Verbrechen behandelt. Nichts beweist uns, dass dergleichen in hundert Jahren nicht als Krankheit aufgefasst würde. Naturgesetze und menschliche Normen sind somit leicht auseinanderzuhalten; das Naturgesetz trägt den Charakter der Nothwendigkeit an sich. Dieser Charakter geht der Norm ab.

Allein wenn nur dieser Unterschied vorhanden wäre, so könnten die Normen, wenn auch nicht mit den Gesetzen, so doch mit den Regeln identificirt werden. Doch auch diese Identification wäre unberechtigt. Denn Gesetze und Regeln sind Verknüpfungen getrennter Erscheinungen, die Normen dagegen sind selbst Erscheinungen. Sie sind als solche auf bestimmte Bedingungen zurückzuführen; sie sind namentlich mit dem psychischen Leben causal verknüpft. Und weil dem so ist, unterliegen sie nicht nur dem Princip der Causalität überhaupt, sondern insbesondere dem der psychologischen Causalität. Wir wissen nun aus den die psychologische Causalität betreffenden Erörterungen, dass die genannte Causalität immer das Gepräge des Zweckmässigen an sich trägt. Dies führt auf ein wesentliches Merkmal der Normen, durch das es sich von den Gesetzen scharf unterscheidet: die Normen sind sammt und sonders zweckmässig. Besonders an den menschlichen Normen werden wir das leicht gewahren, da sie Mittel sind, welche geeignet sein sollen, gewisse durch menschliche Bedürfnisse gesetzte Zwecke zu verwirklichen. Sofern nun die Normen als Mittel zu Zwecken aufzufassen sind, stellen sie sich allesammt als gewollte Mittel zu gewollten Zwecken dar. Da ferner jedes Mittel, als reale Ursache, die Thatsächlichkeit des Zweckes, als Wirkung der realen Ursache, hervorzurufen hat, waltet zwischen ihnen eine besondere Art der Causalität, die wir als finale Causalität kennen gelernt haben. Demzufolge ist den Normen immer jener Causalnexus eigen, der als finaler zu kennzeichnen ist. Das causale Verhältnis ist hier nämlich ein solches, dass die Ursache das Mittel herbeiführen soll. Das geschieht aber nur, insofern das Mittel dies auch wirklich vermag. Die Norm ist wohl Mittel zum Zweck, Mittel, bestimmt, seinen Zweck zu verwirklichen; aber diese Verwirklichung ist nur möglich; es ist daher auch möglich, dass eine Norm, welche geschaffen worden ist, um einen bestimmten Zweck zu erfüllen, ihrer Aufgabe nicht nachkommt. Man kann daher nicht sagen, dass jede Norm ihrem Zwecke entspricht.

Das causale Verhältnis zwischen der Norm ist sohin nur das der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, nicht das der Nothwendigkeit.

Gesetz und Norm, beide herrschen. Aber der Zwang der Norm ist nicht ein peremtorischer. Das Naturgesetz nöthigt unentrinnbar; über die Norm vermag man sich hinwegzusetzen; sie kommt vom Willen und geht zum Willen; sie strebt, unsere Handlungsweise in bestimmte Bahnen zu lenken, aber das gelingt ihr nicht immer; es können vielmehr Umstände eintreten, welche uns veranlassen, dem Imperativ des Sollens zu trotzen; wir können der Norm widersprechen; wir sind aber dem Naturgesetz blindlings unterworfen; wer der Norm widerspricht, gehorcht gerade dadurch immer noch den Naturgesetzen des menschlichen Handelns. Denn sowohl der Widerspruch gegen eine Norm, wie auch das Setzen einer solchen, alles Verändern und Aufheben an ihr, all diese Handlungen sind Erscheinungen, welche der strengsten Causalität unterliegen und daher in jedem Fall nothwendig mit Ursachen verbunden sind. Da solcher Art sowohl das Aufstellen der Norm wie auch die Handlung, welche gegebenen Falles der Norm zuwiderläuft, eine necessirte sein muss, ist es möglich, dass die Norm Ausnahmen aufweist, welche eben durch die Zweckmässigkeit geboten sind. Diese Ausnahmen bestehen entweder in Normen, die mit generellen Anordnungen anderer im Widerspruch stehen, oder aber in Haltungen, welche die Norm missachten und ihr nicht unterworfen werden. In beiden Fällen zeigt es sich, dass die Norm keine absolut stringente ist; ein Gesetz dagegen, das Ausnahmen aufweist, ist keines. Die Normen können schon darum nicht nothwendig sein, weil sie auf Anwendung von Regeln beruhen, sie sind Anwendungen der Erfahrung. Diese fundamentalen Unterschiede ziehen andere secundärer Natur nach sich. Die Erkenntnis der Naturgesetze verringert das Reich des Zufälligen, die Vermehrung der Normen vermindert dagegen das dem Ermessen des Einzelnen Ueberlassene. Das Gesetz sagt, in welcher Weise Thatsachen zu Stande kommen, die Norm ist immer eine Forderung, die dem Interesse der Heischenden entspricht. Wohl werden die Normen oft nothwendig genannt; sie können unerlässlich sein; nothwendig sind nur die Gesetze. Die Sprache des gewöhnlichen Lebens unterscheidet nicht zwischen diesen Ausdrücken. Man sagt wohl, dass man Geld nothwendig habe, um einen Krieg zu führen. Wer einen solchen Satz ausspricht, der will im Grunde nur andeuten, dass er zureichenden Grund habe, nach Geld zu verlangen. Der Umstand, dass die Nothwendigkeit des Mittels, die in Wirklichkeit nur eine Unerlässlichkeit ist, mit der Nothwendigkeit, die zwischen Ursache und Wirkung herrscht, oft ver-

wechselt wird, veranlasst die meisten Irrthümer hinsichtlich der Natur, welche den Normen eigen ist.

Da die Normen das Gepräge der Nothwendigkeit, welches den Gesetzen eigen ist, nicht besitzen, entbehren sie auch der Unwandelbarkeit und Ewigkeit; sie werden, ändern sich, vergehen. Die Normen entwickeln sich, die Gesetze stehen ausserhalb der Entwicklung; sie sind Urtheile über das sich Entwickelnde. Die Gesetze sind daher constant, die Normen dagegen sind variabel. Das dauernde Naturgesetz zeigt sich aber in der wechselnden Form der Erscheinung; in der wandelbaren Norm ist hinwieder Etwas, das sich eben verwandelt, das sich verändert, also ein Kern, der bei aller Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungsform doch dauernder ist als diese selbst; diesen Inhalt, welcher das Stetige in der Flucht der Erscheinungen bedeutet, sucht die Wissenschaft der Normen dem Wissbegierigen vor Augen zu rücken. Die menschlichen Zwecke ändern sich, mit ihnen die Mittel. Die Zwecke entwickeln sich, wachsen, gewinnen an Umfang und Fülle, andere dagegen zermorschen und zerfallen. Die Normen, als Mittel, machen dies ganze Werden und Vergehen mit und spiegeln es bedeutsam wieder. Indem die Normen sich entwickeln, entstehen sie auch, zumal ja die Entstehung das erste Stadium der Entwicklung bedeutet. Diese Thatsache ihres Entstehens stempelt sie bereits zu Erscheinungen. So sehen wir denn in der Norm einen Naturvorgang, der durch die mit dem Gepräge der Nothwendigkeit ausgestattete Verknüpfung von Erscheinungen zu erklären wäre. Die Gesetze werden nicht gemacht, sie entstehen nicht, sie ändern sich nicht, sie sind der Macht des Menschen entrückt. Sie sind nicht durch diese entstanden, weil wir uns überhaupt nicht denken können, dass sie je entstanden wären. Sie werden entdeckt. Die Vorgänge, auf welche sich die Entdeckung bezieht, sind durch dieselbe unverändert. Vor und nach Newton haben die Massen einander angezogen. Vor und nach Kepler sind die Sterne in ihren Bahnen gewandelt. Vor und nach Darwin entwickeln sich die Arten der verschiedenen Lebewesen. Der menschliche Geist vermag an den Naturgesetzen nichts zu ändern, nichts zu verbessern, er kann sie seinen Zwecken nicht anpassen, sie wirken ohne Ansehung seiner Wünsche.

Wir sehen, dass die Normen mit den Gesetzen nicht identisch sind, denn sie zeigen Besonderheiten. Daraus kann man den Schluss ziehen, dass sie verschieden sind. Ist diese Verschiedenheit eine durchgängige? Keineswegs. Es gibt zwischen der Norm und dem Gesetze auch Gemeinsames. Und gerade in diesem Gemeinsamen liegt die grösste Schwierigkeit, welche der Begriff der Norm zu verursachen im

Stande ist. Diese Schwierigkeit liegt darin, dass er mit einem andern sehr schwierigen Begriff, welchen wir erst im nächsten Capitel behandeln werden, mit dem Begriff der Entwicklung zusammenhängt. Die Normen entwickeln sich. Indem sie sich aber entwickeln, vermögen sie sich durch unmerklichen Uebergang dem Begriff des Gesetzes zu nähern, mit ihm schliesslich zusammenzufallen. Es erfordert bereits ein reifes und scharfes Denken, sofern es sich darum handelt. den Begriff der Norm von dem des Gesetzes zu unterscheiden. Und es ist im Wesentlichen ein Verdienst C. Menger's, diesen Unterschied in seinen rudimentärsten Formen neuerdings festgestellt zu haben. (Vgl. Untersuchungen: p. 243.) Allein Begriffe grenzen sich gegen einander nicht durch scharfe Kanten ab. Sie scheinen nur so geartet, wenn man die menschlichen Normen mit den Naturgesetzen vergleicht. Es gibt nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Thieren Normen; die menschlichen Normen sind gewiss nur in demselben Sinne höhere denn die thierischen, als unsere Körper edler sind denn diejenigen der niederen Lebewesen. Die Norm bringt Einheit in die Mannigfaltigkeit belebter Elemente. Je länger sie in Kraft steht und je straffer sie in Folge dessen wird, desto mehr passt sich das einzelne Lebende an sie an, um schliesslich ein derartiges Gepräge zu gewinnen, dass die Richtung, in welcher ihm die Norm sich zu äussern erlaubt, die einzige ist, in welcher es sich überhaupt äussern kann. Dies tritt im Organismus in Erscheinung. Die Norm, welche, als bestimmte Art Zwecke zu verfolgen, in der sogenannten Thierherde sogar eine dem Gewohnheitsrecht ähnliche Gestaltung annehmen kann, gewährt dem Thierstaat ein Gepräge, welchem gemäss bestimmte Mehrheiten von Individuen organische Functionen der Gesammtgesellschaft, zu denen sie auch morphologisch geeignet erscheinen, erfüllen. Solcher Art geht die Norm im Organismus schliesslich zu Funktionsgesetzen über. Die Frage, ob wir im Leben der menschlischen Gesellschaft nach solchen Functionsgesetzen zu suchen hätten, werden wir des Weiteren in dem den ökonomischen Ideen gewidmeten Capitel zu untersuchen haben.

Wir haben Gemeinsames und Differenz zwischen Gesetz und Norm ins Auge gefasst; besteht nun zwischen zwei Begriffen ein derartiges Verhältnis, dass ihnen gewisse Merkmale gemeinsam sind, andere dagegen nicht, so kann ihre Beziehung nur zweifacher Natur sein. Es ist möglich, dass der eine Begriff ein engerer ist und eine besondere Art des weiteren andeutet; es ist aber auch möglich, dass beide Begriffe einander schneiden.

Manches spricht dafür, dass man im Begriffe der Norm eine be-

sondere Art von Gesetzen erblicke. Das Gesetz ist der weitere Begriff, daher auch die höhere Macht. Eine Norm, welche den Naturgesetzen widerspricht, kann nicht entstehen; entstanden, müsste sie untergehen, denn sie fände nirgends Gehorsam. Das Naturgesetz steht somit über der Norm, diese ist nur ein Derivat des Gesetzes; denn alle Norm ist auf den Willen zurückzuführen; dieser selbst aber gehört der Natur an. Sind demnach die Normen selbst gesetzlicher Natur? Unabweislich drängt sich die Empfindung auf, dass bei den Normen bloss die zeitliche und räumliche Form von den Menschen herrühre, das Wesen derselben aber, das Constante im Variabeln, der innerste Inhalt, der Kern, nicht menschlichen Ursprungs sei. So sagt Montesquieu, die vernunftbegabten Wesen könnten Gesetze haben, welche sie gemacht haben, sie hätten aber auch welche, die sie nicht gemacht haben; die Bemühungen dieses so scharfsinnigen Kopfes waren darauf gerichtet, das Naturgesetzliche an den Normen ausfindig zu machen, das Nothwendige an ihnen zu Tage zu fördern. Diesen Gedanken vermochte er aber, da ihm eine zum Ausdruck des Abstracten nur wenig geeignete Sprache zur Verfügung stand, nur dadurch anzudeuten, dass er sagte, er forsche nach dem Gesetze. Die naturrechtliche Schule bestrebte sich, das Naturgesetzliche und Nothwendige an den Normen zu entdecken. Sie glaubte, es im Gemeinsamen zu finden. Sie irrte, weil sie verkannte, dass ihre Untersuchungen sich nicht auf bestimmte Satzungen, auf bestimmte Normen allein erstrecken dürften, sondern die Normen überhaupt zum Gegenstande haben müssten, um richtige Resultate zu ergeben. Wenn daher Montesquieu sein berühmtes Werk, das viel zu geistreich ist, um Anspruch auf Wahrheit machen zu können, mit den berühmten Worten eröffnet, die Gesetze im weitesten Sinne des Wortes seien die nothwendigen Beziehungen, welche durch die Natur der Dinge gegeben seien, so stellt er sich durch diese Auffassung in Gegensatz zu Locke, verkennt aber zugleich den grossen Unterschied, der zwischen Naturgesetzen und Normen besteht.

Allein diese Erwägungen verflüchtigen sich alsbald, wenn man bedenkt, dass das Naturgesetz nur deshalb sich als höhere Macht bekunden kann, weil die Norm Erscheinung ist, daher von der Causalität nicht befreit ist, und sohin auch der Entwicklung unterliegt. Ist nun aber die Norm eine Erscheinung, und muss jede Erscheinung eine Ursache haben, und weist jede Verbindung zwischen Ursache und Wirkung das Gepräge der Nothwendigkeit auf, so gewahren wir, wo das Nothwendige sich an der Norm eigentlich bestätigt; nicht in ihr liegt es, nicht in den Verhältnissen, die sie beherrscht, sondern ausser

ihr in den Umständen nämlich, die sie hervorgebracht haben. Das Gesetzmässige ist somit nicht in, sondern nur an der Norm und kann sich somit nur in ihrer Entstehung, in ihrer Entwicklung, in ihrer Veränderung bekunden. Mit andern Worten: die Normen sind nicht Gesetze, weil sie als Erscheinungen Gesetzen unterstehen.

Wir sehen, dass das Verhältnis der beiden Begriffe das des gegenseitigen Schneidens sein muss; denn nur diese Art des gegenseitigen Verhältnisses ermöglicht es einem Begriffe, mit dem andern Begriffe Gemeinsames, aber auch Verschiedenes zu besitzen. Wo im Spectrum der Begriffe der Unterschied der Abschattungen am energischesten ist, bei den menschlichen Normen namentlich, gewahren wir, dass sie Mittel sind, welche gewisse durch menschliche Zwecke gesetzte Bedürfnisse verfolgen. Man macht sich die Untersuchung über Gebühr bequem, wenn man von Normen spricht, dabei aber nur die menschlichen Normen insbesondere im Auge hat. Das Recht zumal, als die höchste Entwicklungsform der Normen, weist Merkmale auf, die es scheinbar zu etwas ganz und gar nicht Naturgesetzmässigen machen; in Wirklichkeit ist das Gesetz, nach welchem die Normen, also auch die rechtlichen Normativgesetze entstehen und vergehen, das Gesetz, das die Gesetze beherrscht, noch nicht gefunden. Es ist auch fraglich, ob ein solches Gesetz gefunden werden könnte. Denn die Normen verdichten sich zu Rechtssätzen, wie sich der kosmische Nebel zu Körpern zusammenballt. So bilden denn die Rechtssätze eine besondere Art von Normen. Diese ist dadurch bestimmt, dass die Normen des Rechtes von einer Gehorsam heischenden Gewalt ausgehen, die im Stande ist, ihren Willen durchzusetzen. Aber der Rechtssatz ist, wie jede Norm, eine Handlung. Auch er wird gesetzt. Solches Setzen wird richtiger „Satzen“ genannt, sein Ergebnis „Satzung“. Wir werden daher im weiteren Verlauf unserer Erörterungen nicht von Naturgesetzen und Rechtsgesetzen sprechen, was immer den Anschein erweckt, als wären beide besondere Arten eines Dritten, welches Gesetz genannt werden müsste, und somit conträre Gegensätze; wir werden vielmehr die Gesetze und Regeln der Natur den menschlichen Satzungen gegenüberstellen. Dabei werden wir festhalten, dass die Satzung eine bestimmte Art der Norm ist; die Norm ist somit der weitere, die Satzung der engere Begriff.

Die Thatsache, dass sich Normen entwickeln, bringt uns der Frage näher, wie sie sich wohl entwickeln mögen. Die Frage, wie sich die Normen entwickeln mögen, ist gleichbedeutend mit der Frage, wie sie entstehen. Dieses Problem ist das Grundproblem der Rechtsphilosophie und der Ethik. Wir haben auf diese Frage hier nicht ein-

zugehen, weil die Frage nach dem Werth der Normen noch vor uns liegt, die nach dem Entstehen der Normen aber in einem unlösbaren Zusammenhange mit der nach der möglichen Anwendung wirthschaftlicher Erkenntnisse steht und somit dem gegenwärtigen Erörterungspunkte noch weiter entrückt ist. Den Normen in ihrer Möglichkeit muss eine andere Stelle im System angewiesen werden; wir werden ihnen in dem Capitel wieder begegnen, das dem Probleme einer systematischen Gestaltung der ökonomistischen Wissenschaft gewidmet sein wird. Wenn wir jene natürliche Ordnung durchbrachen und schon hier der Norm eine allgemeine Erörterung widmen, so geschah dies lediglich, um im Zusammenhang mit der Darlegung des Gesetzmässigen die Beziehungen zu entwickeln, durch welche das Gesetz mit der Norm verbunden ist. Trotz dieser Erwägungen aber sehen wir uns genöthigt, den Standpunkt, den wir in dieser Frage einnehmen, näher zu kennzeichnen, weil Menger die Frage nach dem Entstehen der Normen in seinen methodologischen Untersuchungen behandelt und den Gegenstand in ein neues Licht gerückt hat.

Wo dem logischen Denken wegen der Vielfältigkeit thatsächlicher Beziehungen bedeutende Schwierigkeiten entgegentreten, wo der Zusammenhang der Erscheinungen etwas Geheimnisvolles in sich trägt, wird auch der sachliche Forscher sich gewisser mystischer Anwandlungen nicht entschlagen können. Dies zeigt sich insbesondere an dem obersten Begriffe der obersten Wissenschaft, an dem Zweckmässigkeitsbegriffe. Sofern man ihn nicht mit einer vielleicht pedantisch anmuthenden Gründlichkeit behandelt, sofern man ihn nicht in das feste Fadenkreuz genauer Definitionen rückt, kann man durch ihn leicht auf Abwege geleitet werden. Dies zeigt sich an jeder Teleologie. Der Umstand, dass der Zweckmässigkeitsbegriff durch die modernen naturwissenschaftlichen Forschungen eine besondere Bedeutung gewann, sowie die Thatsache, dass seine Wichtigkeit mit der Höhe seiner Entwicklung nur wenig übereinstimmte, veranlasste einen Denker von vielem Scharfsinn, veranlasste Eduard v. Hartmann, den unbewussten Intellect anzunehmen, welchem eine unbewusste Erkenntnis des Erscheinungsablaufes zur Verfügung stünde und welcher in der Lage wäre, diese Erkenntnis zu den ihm unbewusst vorschwebenden Zwecken zweckmässig, also technisch zu verwerthen. Damit ständen wir vor jener mystischen Macht, die im eigentlichen Sinne des Wortes vor jedem Intellect denkt, vor jedem Vorhandensein von Ursache und Wirkung causal vorgeht und sich dabei in den Widerspruch verwickelt, dass sie das Princip der Causalität selbst als Wirkung ihrer Thätigkeit betrachtet. Das Mystische aber an dem Unbewussten liegt

vornehmlich darin, dass seine Bestimmung eine lediglich negative ist wie das Absolute Hegel's. Dass die Philosophie des Unbewussten auf deutschem Boden Wurzel schlagen konnte, ist um so verwunderlicher, als gerade die Zweckmässigkeitserscheinungen, welche Hartmann Anlass gaben, dass Unbewusste anzunehmen, vorher bereits von Darwin ohne diese Hilfe erklärt wurden. Das Zweckmässige ist nicht erfunden worden, es ist entstanden, es hat sich entwickelt: es ist entstanden und hat sich entwickelt ohne jeden zweckmässig verfahrenden Geist; es ist entstanden, wie auch das Unzweckmässige entsteht; es hat sich entwickelt, weil nur das Zweckmässige sich zu erhalten vermag. Wir haben uns also demgemäss die eigentliche Natur der Schöpferkraft nicht mit Hartmann als eine unbewusste Genialität zu denken, welche auf einen Schlag das Zweckmässige baut und so sinnreich vorgeht, dass sie schliesslich das Gehirn des Menschen zum Sinnen einrichtet: wir müssen sie uns vielmehr als eine blinde Productivität denken, die alle Formen wahllos zu Tage fördert; ohne ihre Absicht aber stellen sich Beziehungen zwischen diesen Formen her; die zweckmässigen gestalten sich dadurch zweckmässiger, dass das Zweckmässige an ihnen eine lebenerhaltende Potenz wird; und so sehen wir denn durch das blosse Walten der natürlichen Gesetze jene höchsten Lebensformen verständlich, welche Hartmann uns nur durch eine hinter aller Erscheinung stehende Causalität, einen hinter allem Raum stehenden Raum, eine hinter aller Zeit stehende Zeit zu erklären vermag. Freilich macht diese Erklärung bei dem Leben Halt. Sie beleuchtet die Formen des Lebenden, nicht das Leben selbst. Allein gewiss ist eine Erklärung, welche einen Theil des Gegebenen verständlich macht, einer anderen vorzuziehen, welche das Ganze umfasst, um es zu verdunkeln. Nicht nur auf dem Gebiete der Naturphilosophie, auch auf dem der Rechtsphilosophie und der Ethik wurde durch eine unadäquate Anwendung des Zweckmässigkeitsbegriffes manche irrige Theorie begründet. Das zeigt sich insbesondere an der Frage nach der Entstehung der Normen.

Bei dieser Frage hat man, wie wir hier nur ganz allgemein hervorheben können, den Fehler begangen, darüber hinwegzusehen, dass die Norm nur ein Derivat der Naturgesetze, die Satzung nur ein Derivat der Norm sein kann; man hat daher das Verständnis der Rechtsnormen nicht in ihnen selbst, sondern in dem Sittengesetze zu suchen. Das Sittengesetz muss aber etwas Natürliches sein; ein Conflict zwischen dem natürlichen und dem Sittengesetz kann sich nicht ergeben, weil das forum internum des Sittengesetzes nur ein forum delegatum ist. In welcher Art auch hier die Enge der Auffassung der

Forschung schädlich gewesen, zeigt sich deutlich an dem Einflusse, welchen man der Uebereinkunft hinsichtlich der Entstehung der Normen zugewiesen. Gewiss entstehen viele Normen durch Uebereinkunft. Aber kann in Folge dieser Thatsache auch angenommen werden, die Gesammtheit habe je beschlossen, dass Normen überhaupt aufgestellt werden? Es ist sonderbar, dass man lange Zeit und insbesonders im vorigen Jahrhundert nicht den Cirkelschluss gewahrte, der dieser Anschauung zu Grunde liegt. Wer das Recht aus dem Contracte erklärt, leitet das Recht als Ganzes aus dem Obligationenrecht her. Wer dem Gedanken Raum giebt, dass je beschlossen worden sei, Normen zu schaffen, müsste auch diesen Beschluss eine Norm nennen, er würde mithin die Normen aus einer Norm entstehen lassen: das aber heisst die Normen nicht erklären, wenn man sie auf eine derselben zurückführt. Andererseits ist auch der tiefe Gedanke Hume's in Erwägung zu ziehen, welcher sagt, man könne die Regeln der Gerechtigkeit zwar künstlich, aber man könne sie nicht willkürlich nennen, vielmehr liessen sie sich geradezu als Naturgesetze bezeichnen, sofern man unter dem Natürlichen eben das verstehe, was der Gattung eigen und von ihr untrennbar ist. Und vor Hume hat schon Spinoza das Sittliche als speciellen Fall in der allgemeinen Kette der Naturvorgänge betrachtet. Es ist späterhin gegen diese Auffassung geltend gemacht worden, dass jede Gleichsetzung des Sittlichen und Natürlichen zur Aufhebung des Unterschiedes zwischen dem Sittlichen und Unsittlichen führe. Dies ist ein falscher Einwand, ein Götzenbild, welchem schon die griechischen Hedoniker gehuldigt haben. Denn mit grösserem Recht als demjenigen, womit behauptet wird, die Gleichsetzung zwischen dem Sittlichen und Natürlichen hebe den Unterschied zwischen dem Sittlichen und Unsittlichen auf, kann gelehrt werden, jede Ungleichsetzung zwischen dem Sittlichen und Natürlichen mache das Sittliche selbst zu einem Unnatürlichen, ja Widernatürlichen.

Es ist beachtenswerth, dass die Entstehung der Normen, insbesondere aber der Rechtsnormen, mittelst des Zweckmässigkeitsbegriffes von einem der hervorragendsten zeitgenössischen Oekonomisten erklärt worden ist, der dem Zweckmässigkeitsbegriffe auf theoretischem Gebiete eine verhältnismässig geringe Würdigung angedeihen liess. Menger lehrt (Unters. pag. 145), dass ein Theil der socialen Formen das Ergebnis des auf ihre Begründung gerichteten Gemeinwillens, ein anderer dagegen das unreflectirte Ergebnis der auf Erreichung wesentlich individueller Zwecke gerichteten menschlichen Bestrebungen, die unbeabsichtigte Resultante der letzteren ist. Im ersteren Falle entständen sociale Formen durch den auf ihre Begründung gerichteten Gemein-

willen und seien das unbeabsichtigte Product dieses letztern; im andern Fall bildeten sich die socialen Formen ohne einen auf ihre Begründung gerichteten Gemeinwillen als das unbeabsichtigte Ergebnis individueller, individuelle Ergebnisse verfolgender, menschlicher Bestrebungen. Menger erblickt insbesondere in den Formen des Rechts (Unters. pag. 271) ein unreflectirtes Ergebnis gesellschaftlicher Entwickelung, welches das Wohl der Gesellschaft bedingt und fördert und dies vielleicht in einem höheren Masse als irgend eine gesellschaftliche Einrichtung, welche das Werk menschlicher Absicht und Berechnung ist. (Vergl. Unters. pag. 270 ff.) Gilt diese Erklärung für die Normen überhaupt, so ist an ihr nur auszusetzen, dass sie wohl das finale Moment an denselben nicht ausser Acht lässt, was nach Jhering's bahnbrechendem Werke füglich unmöglich wäre, dass sie aber in ihrer Genese mittels eines rein negativen Begriffes vorgeht. Sie ist eine reine Verneinung. Sie besagt nur, dass die Normen nicht durchwegs auf dem Wege der Reflexion, nicht durch die Absicht entstehen. Mit anderen Worten, die Normen entstehen unbewusst. Das mystische Moment an dieser Deduction liegt darin, dass sie eine bedeutsame Aehnlichkeit mit der bekannten Erklärung des Tischrückens hat. Das Tischrücken soll dadurch entstehen, dass unbeabsichtigte kleine Impulse individueller Natur, welche mehrere auf einen Tisch aufgelegte Hände der Platte ertheilen, eine gemeinsame Wirkung auslösen, die in jedem einzelnen Impulse nicht intentionirt war. Auf dem Gebiete der Medicin begegnen wir ähnlichem Mysticismus. Krankheiten, welche als Massenerscheinungen auftreten, bekunden eine gewisse Zeit hindurch eine verheerende Wirkung; diese Wirkung schwächt sich aber ab; schliesslich lehrt die Wissenschaft, das Gift habe sich abgeschwächt, die Krankheit sei ermattet, oder gar, sie sei gestorben. In Wirklichkeit hat man sich das Phänomen, dass gewisse Volkskrankheiten verschwinden, anders zu erklären. Sie haben eben Jene hinweggerafft, welche ihnen zugänglich gewesen sind; sie haben Jene übrig gelassen, die ihnen nicht zugänglich waren. Diese haben sich fortgepflanzt und ihre Eigenart auf ihre Nachkommen vererbt. So sind Generationen entstanden, die sich als immun bekunden konnten. Alle gegenwärtig Lebenden sind beispielsweise aus diesen Gründen gegen die Beulenpest immun. Gewiss walten jene Bedingungen, welche damals den Krankheitsträger der Beulenpest entstehen liessen, noch heute vor; gewiss entwickelt er sich heute noch unter besonderen Umständen in verwesenden Stoffen. Aber man kennt ihn nicht mehr als den Träger jener gefürchteten Krankheit, weil er bereits Alle, die ihm unterliegen

konnten, weggerafft hat und gegenwärtig nur Menschen begegnet, welchen er nichts anhaben kann.

Auch die Normenlosigkeit ist ausgestorben. Soweit wir die Menschheit überblicken, gewahren wir, dass die hochentwickelten Völker hochentwickelte, die unentwickelten Völker unentwickelte Normen haben. Die Norm ist eben ein lebenerhaltendes Princip. Die fasces des Lictors enthalten jene Rechtsphilosophie, die uns als die richtigste erscheint. Völker, die nicht durch Normen verknüpft waren, Stämme die aus einsamen Menschen bestanden, Familien, die ungesellig waren, konnten schwer entstehen; entstanden, mussten sie bald an ihrer Eigenart untergehen, weil sie sich nicht so gut vertheidigen konnten, weil sie nicht so gut ihren wirthschaftlichen Obliegenheiten nachkommen konnten, wie wenn sie ihre Eigenart nicht bekundet hätten. Der wirthschaftliche Werth der Normen scheint uns noch nicht genügend gewürdigt zu sein. Wir werden ihn später zum Gegenstande eingehenderer Erörterungen machen.

Indem wir die Normen als Mittel zu Zwecken auffassen, gelangen wir zu einer Anschauung, die uns die hohe Bedeutung der Oekonomik in das volle Licht setzt. Alle Normen werden, insofern sie Mittel zu Zwecken sind, gewollt. Sie werden gewollt im Hinblicke auf Zwecke, welche sie zu verwirklichen geeignet wären. Die Zwecke aber werden erstrebt nach dem Grade der Unentbehrlichkeit, die Mittel erwählt nach dem Grade ihrer Unabweisbarkeit. Jede Norm hat daher, als Mittel, einen Werth. Hat aber jede Norm, als Mittel, einen Werth, was als Thatsache nicht in Abrede gestellt werden kann, so fällt die mit der Norm verknüpfte Wertherscheinung in das Gebiet der ökonomistischen Werthlehre, fällt sie aber in das Gebiet der ökonomistischen Werthlehre, so ist jede wie immer geartete Werththeorie, auch wenn es ihr gelänge, uns den Werth der materiellen Güter begreiflich zu machen, als eine zu enge, zu einseitige, unzureichende zu verwerfen, sofern sie uns den Werth der Normen nicht begreiflich macht. Nicht nur die Zweckmässigkeit der Norm, auch das Werthmoment, mit dem sie verknüpft ist, zeigt uns, dass wir es in der Norm mit einem anderen Gegenstande, als das Gesetz einer ist, zu thun haben. Das Gesetz ist nicht eine Wertherscheinung. Es ist, sofern es Gegenstand unseres Erkennens geworden, in keiner Beziehung zu unserem Willen; es betrifft nur unsere Erkenntnis: es ist eine constante Beziehung zwischen dem Erkennen und den Erscheinungen. Die Erkenntnis des Gesetzes allein, nicht aber das Gesetz vermag auf Werth Anspruch zu machen. Dies kann wegen der möglichen Anwendung des Gesetzes geschehen. Weil aber die Erkenntnis des Gesetzes Werth hat, ist auch die Erkenntnis

des Gesetzes eine Wertherscheinung. Weil die Erkenntnis eines Gesetzes eine Wertherscheinung ist, fällt sie in das Gebiet der ökonomistischen Werthlehre, die uns ja die Erkenntnis des Werthes am Werthvollen zu vermitteln hat. Und wenn dem so ist, muss auch jede concrete Werththeorie, welche uns etwa den Werth der Güter, aber nicht auch den Werth der Erkenntnis zu erklären verstände, als eine nicht nur zu enge, einseitige und unzureichende, sondern auch als eine materialistische verworfen werden.

IV. Das Gesetzmässige in der Natur des Wirthschaftslebens.

Im Geiste sind zwei bildende Kräfte zu unterscheiden: die eine betreibt die Erfassung der gegenständlichen Aussenwelt, die andere die selbstherrliche Wirksamkeit des Denkens; die eine dringt aus der Natur in die Stille des Innern, die andere tritt aus der Seele heraus; die eine fängt mit dem Reize und der Empfindung an, die andere endet mit der Bewegung, mit der That. Kaum je hat es ein besonderes Wesen gegeben, in dem sich beide Sinnesarten im Gleichgewicht gehalten hätten; seit über das Ganze der Erfahrung nachgedacht wird, bethätigte sich die eine mehr empirisch, die andere mehr rationalistisch; bei der einen überwiegt der Einfluss der Dinge jenen der Erwägung, bei der andern überfliegt der Gedanke die Wirklichkeit. So ist denn der Empirist immer auch realistisch, der Rationalist immer auch idealistisch gesinnt. Und weil dem so ist, muss der Empirismus, der sich selbst versteht, vorzugsweise nach dem Sein, muss der Rationalismus, der sich getreu bleibt, vorzugsweise nach dem Sollen fragen. Wegen dieser Eigenart ist die eigentliche Heimath des Empirismus die Naturwissenschaft, die eigentliche Heimath des Rationalismus die Geisteswissenschaft. In der Oekonomik, welche Natur- und Geisteswissenschaft als Wissenschaft von der Natur des seinem innersten Wesen nach finalen Geistes zu einer höhern Einheit zusammenfasst, durchwachsen die beiden Betrachtungsarten einander; es zeigt sich jedoch, dass dieser Durchwachsungsprozess bisher erst seine Anfangsstadien durchlaufen hat. Denn weder Empirismus, noch auch Rationalismus vermochten, mit sich im Einklange zu stehen.

Diejenigen, die auf dem Gebiete der theoretischen Oekonomik Ratio-

nalisten sind, huldigen in der praktischen dem Geiste, von welchem der Empirismus durchwaltet ist, während Jene, die in der theoretischen Oekonomik Empiristen sind, in der praktischen sich als Rationalisten bethätigen. Die Einen verfechten, dass die ökonomistischen Erscheinungen ausschliesslich dem Naturgesetze, die andern, dass dieselben ausschliesslich dem Sittengesetze zu unterstellen seien. Die Einen behandeln die Oekonomik als eine Naturwissenschaft, in welcher Beobachtungen zu registriren und Thatsachen zu verknüpfen sind, die Andern vornehmlich als eine Reihe von Forderungen, welche im Sinne der Moral an Staat und Gesellschaft zu stellen seien. Die Oekonomik der Rationalisten zergliedert die Art und Weise, wie die wirthschaftlichen Vorgänge sich abwickeln, ohne sich beifallen zu lassen, an deren Nothwendigkeit zu zweifeln, die praktische Oekonomik der Empiristen zweifelt daran, dass Nothwendigkeit die wirthschaftlichen Erscheinungen verknüpfe, ohne diese Nothwendigkeit zu zergliedern. So gewahren wir denn bei Empirismus und Rationalismus eine merkwürdige Verschiebung des Gepräges in das Gegentheil, sowie das Gebiet der praktischen Massregeln betreten wird. Auf dem Gebiete der Theorie begnügt sich der Empirismus mit der Thatsache; er ist kalt und nüchtern; der Rationalismus wird auf dem Gebiete des Praktischen genau das, was der Empirismus auf dem der Theorie ist. Der Rationalismus will theoretisch nur das freie Spiel der Kräfte begreifen. Die praktische Folgerung, die er aus seinen Theorien zieht, ist die, dass jenes Spiel, dessen Freiheit er doch nur angenommen hat, für das Wohl der Gesammtheit vollkommen genüge, dass das Leben und Weben der wirthschaftlichen Erscheinungen durch künstliche Ablenkungen, zweckmässige Eindämmungen, absichtliche Beeinflussungen, planvolle Regelungen nur geschädigt und gehindert werden könne. Er proclamirt somit theoretisch und praktisch die ausschliessliche Herrschaft des Egoismus. Dabei übersieht er aber ganz und gar, dass seine Theorie von der Annahme eines wirthschaftlichen Egoismus nur zu heuristischen Zwecken ausging und von allen Behinderungen der wirthschaftlichen Freiheit, welche ja nicht nur in den Normen, sondern auch in socialen Verhältnissen liegen, nur aus heuristischen Gründen abstrahirte; übersieht er, dass die Ergebnisse seiner Forschung als solche, die der Wirklichkeit nicht adäquat sind, keinerlei Schlüsse auf die Wirklichkeit gestatten, ja dass sie sogar, wenn sie überhaupt einen Schluss auf die Wirklichkeit zuliessen, nicht berechtigen würden, anzunehmen, dass der Egoismus auch in der Wirklichkeit allein ausschlaggebend sei oder ausschlaggebend sein soll, vornehmlich ausschlaggebend sei oder vornehmlich ausschlaggebend sein solle; übersieht er, dass nichts

berechtigt, das theoretische, zu Zwecken der Forschung gemachte Postulat der wirthschaftlichen Freiheit unvermittelt zu einem praktischen zu machen. Man missverstehe uns nicht. Wir wollen an dieser Stelle die Berechtigung der wirthschaftlichen Freiheit nicht in Abrede stellen, wir negiren nur, dass sie aus den Prämissen des theoretischen Rationalismus logisch gefolgert werden könne.

Der Empirismus dagegen vergisst auf dem praktischen Gebiete seine theoretische Schwerfälligkeit, Nüchternheit, Kälte und Unfruchtbarkeit, er verräth warme Empfindungen, zugreifende Thatkraft und Unternehmungslust, innige Begeisterung für ideale Leitbilder, unter Umständen sogar sentimentale Auffassung socialer Probleme; je dürftiger, brüchiger, verwahrloster bei ihm das geistige Element ist, je mangelhafter die wissenschaftliche Fixirung seiner Anschauungen ist, desto mehr gestaltet sich unter seinen Händen die Oekonomik zu einer Kunst des Herzens, zu einem Inbegriff von Postulaten, die aus der Tiefe des Gemüthes aufquellen, zu einer Disciplin edler Menschlichkeit und Nächstenliebe. Je mehr der Empirismus sich solcher Art der christlichen Moral nähert, desto mehr erinnert er an jene Heiligen, die schlichten Sinns, aber voll überströmenden Mitleids, die Barbarei der Frühcultur durchwallten, desto weniger gemahnt er an die Kirchenväter, welche bestrebt waren, die Forderungen des Glaubens mit denjenigen der Vernunft und der Philosophie zu vereinigen. Die eigentliche Schwäche des Intellectuellen ermöglicht es dem Empirismus auch, nach dem Muster des „credo quia absurdum" Widersprechendes zugleich zu denken und solcher Art pessimistisch und optimistisch in einem Athem zu urtheilen. Er stellt sich theoretisch auf den Boden des Entwicklungsgedankens und lässt sich auf dem Gebiete der Theorie mit den Thatsachen vollauf genügen; in praktischer Hinsicht ist er aber mit allem, was sich nun einmal entwickelt hat, unzufrieden; er sieht im lebendigen Leben eine Fülle von fehlerhaften, mangelhaften Vorgängen, welche durch zweckmässiges Vorgehen zu vermeiden wären, er gewahrt überall Ausbeutung, Betrug, Niedertracht, Verworfenheit, Missgunst und Grausamkeit; er heischt auf allen Gebieten Reform, Regelung, Umgestaltung der Wirklichkeit nach seinen Gedanken. Er denkt pessimistisch, denn die bestehende ökonomistische Welt ist ihm die schlechteste unter allen möglichen ökonomistischen Welten; er denkt optimistisch, denn er wähnt, es sei möglich, auf dieser schlechtesten Welt alles zum Guten zu wenden und das ausschliesslich egoistische Treiben durch Verfolgung altruistischer Ziele zu läutern.

Auf praktischem Gebiete sehen wir Empirismus und Rationalismus einander am schroffsten gegenübertreten; der Rationalismus ist

mit dem Bestehenden vollkommen zufrieden, er lässt alles gehen, wandeln, zu Grunde gehen, sterben, ohne die Hände zu rühren, bei ihm ist das vermeintliche Verständnis der Erscheinungen ein Quietiv des Wollens. Der Empirismus will überall retten, helfen, fördern, eingreifen, das von dem Rationalismus überkommene vermeintliche Verständnis der Erscheinungen wird ihm zu einem Motiv des Wollens. Im Rationalismus führt der herzlose Verstand das Wort, im Empirismus das unverständige Herz. Empirismus und Rationalismus sind, wie diese Antithese vielleicht am drastischesten zeigt, beide Halbheiten. Sie können sich aber auf dem Gebiete der Oekonomik, wenn es nur weit genug ist, um Raum zu gewähren, als Hälften eines Ganzen zusammenschliessen, sie können sich in eine höhere Einheit auflösen, in welcher sie als Correlate in Erscheinung treten. Aus dem gegenwärtigen Widerspruch entspringt für jede zukünftige Oekonomik die doppelte Aufgabe, die Wirklichkeit zu erkennen und die Möglichkeit in Rechnung zu ziehen, einerseits das theoretisch Nothwendige zu untersuchen und sich bei den Erscheinungen nicht nur zu fragen, ob und warum sie sind, sondern auch ob und warum sie so sein müssen, andererseits das practisch Nothwendige ins Auge zu fassen und sich zu fragen, wie die theoretischen Einsichten zu practischen Zwecken zu verwenden seien. Angesichts dieser ungeheuren Aufgabe, welche die Zeit der Oekonomik zuweist, scheint es müssig, die apriorischen Formen in Rechnung zu ziehen und auf dem Gebiete der Oekonomik das zu leisten, was das Naturrecht für die Jurisprudenz gethan, scheint es unerspriesslich, nach blossen Erkenntnissätzen ökonomistischer Natur zu streben. Wie rein man auch die Oekonomik gestalten möge, die ökonomistischen Reinculturen können sich doch nie zu einer wahren Apriorität durchringen. Denn auch den abstractesten Gestaltungen der Theorie liegen immer Erfahrungsbegriffe zu Grunde, und sie vermag sich von der zugleich apriorischen und causalen Vorstellung einer Mehrheit von miteinander im Verhältnis der Wechselwirkung stehenden Wirthschaftern nicht zu emancipiren. Dem Streben nach der reinen Theorie steht das empiristische gegenüber, welches eine erfahrungsmässige Bestätigung oder Widerlegung der überkommenen rationalistischen Theoreme zum Gegenstande hat. Dem Empirismus ist es in Wirklichkeit gelungen, sich der Dürftigkeit seines Erbes bewusst zu werden; aber seine Kraft reicht nicht aus, sich selbst zu erwerben, was ihm die Einsicht der Vorgänger versagt hatte. So blieben denn beide auf halbem Wege stehen. Die apriorische Methode findet aus der Wolkenhöhe der Abstraction nicht den Weg zur Fülle der Erscheinungen zurück, die empiristische vermag sich aus der Niederung,

in welcher die Thatsachen sich drängen, nicht zur Höhe der Abstraction emporzuarbeiten. Der Rationalismus kommt nicht zur Wahrheit, der Empirismus nicht zu Gesetzen.

1. Entwicklung der Anschauungen über die Natur der ökonomischen Gesetze.

Montesquieu beginnt seinen Geist der Gesetze mit dem berühmten Satze: „Les lois, dans la signification la plus étendue, sont les rapports necessaires qui derivent de choses". Er definirt das Gesetz bereits in ähnlicher Weise, in welcher Menger es formulirt. Dieser sieht im Gesetze eine typische Relation, was in der Sprache Montesquieu's als ein rapport typique zu übersetzen wäre; der rapport typique unterscheidet sich aber vom rapport necessaire nur durch eine leise Abschattung des Ausdrucks. Denn auch bei Menger müssen die Gesetze als nothwendige und allgemein giltige verstanden werden. Montesquieu unterscheidet auch gleich Menger zwischen Gesetz und Norm, denn er sagt in dem ersten Capitel seines Werkes: „Les êtres particuliers intelligents peuvent avoir des lois qu'ils ont faites; mais ils en ont aussi qu'ils n'ont pas faites" . . . „L'homme, comme être physique, est, ainsi que les autres corps, gouverné par des lois invariables". Das zweite Capitel des unsterblichen Buches steht nicht auf der Höhe des ersten. Das erste war nämlich der Behauptung gewidmet, dass es allgemein giltige und nothwendige Gesetze gebe, welche das Menschenleben beherrschen; das zweite wendet sich der Frage zu, wie sie wohl zu erklären wären. Montesquieu gibt auf diese Frage folgende Antwort: „Avant toutes ces lois sont celles de la nature, aussi nomées parce qu'elles dérivent uniquement de la constitution de notre être. Pour les connaître bien, il faut considérer l'homme avant l'etablissement des sociétés. Les lois de la nature seront celles qu'il recevroit dans un état pareil". Die Methode Montesquieu's ist geradezu kindlich; er glaubt, man könne die Gesetze des menschlichen Lebens erkennen, wenn man von der Gesellschaft absieht, er stellt sich vor, dass die primitiven Menschen als Einzelwesen ohne jeden Zusammenhang mit ähnlichen Wesen gelebt hätten. Die weitere Darstellung des primitiven Menschen ist vollends naiv und kann nur aus dem tiefen Stande der anthropologischen Forschung, über welche Montesquieu verfügte, erklärt werden. Der Montesquieu eigenthümliche Rationalismus kennzeichnet sich nicht nur dadurch, dass der Denker zunächst mit einer Definition beginnt; er tritt auch darin zu Tage, dass von dieser Definition schon auf der nächsten Seite Abstand genommen wird. Denn nach der Definition, welche Montesquieu gibt, sollte man meinen, er werde die Thatsächlichkeit

in's Auge fassen und aus dieser Gesetze abzuleiten versuchen. Hingegen schickt er sich an, von der Thatsache der Gesellschaft abzusehen, um die Gesetze des Gesellschaftslebens zu erforschen; er wirft also gerade das als Ballast fort, was er als Gegenstand seiner Betrachtung bezeichnet hatte. Dies geschieht, weil sein aphoristischer Intellect, welcher gewissermassen nur auf Augenblicke hell sieht, nicht gewahrt, dass die Gesellschaft eben eine nothwenige Relation zwischen den Einzelwesen ist. Im weiteren Verlaufe der Untersuchung (im 3. Capitel des I. Buches) schwingt sich Montesquieu wieder zu Einsichten auf, die auch für die Gegenwart von dem höchsten Werthe sind. Er lehrt, dass die beste Form der Regierung diejenige sei, welche sich den besonderen Zuständen des Volkes, für das sie bestimmt sei, anschmiegt; er lehrt, dass die Normen den Völkern angemessen sein müssen, für die sie bestimmt sind, und dass es nur dem Zufall zu danken sei, wenn ein Gesetz, das für ein Volk taugt, auch dem andern entspricht, ja er spricht rundweg ihre Relativität aus: „Elles doivent être relatives au physique du pays, au climat glacé, brûlant ou temperé, à la qualité du terrain, à sa situation, à sa grandeur, au genre de vie des peuples, laboureurs, chasseurs ou pasteurs; elles doivent se rapporter ou degré de liberté que la constitution peut souffrir; à la réligion des habitants, à leurs inclinations, à leur richesse, à leur nombre, à leur commerce, à leurs moeurs, à leurs manières". Wenn die historische Schule von der Relativität der Institutionen, die einem Lande, einem Volke angemessen sei, gesprochen hat, so hat sie dabei gewiss nicht einen ihr eigenen Gedanken ausgedrückt. Diese Einsicht ist schon von Menger (Unters. pag. 150 ff.) mit eindringender Gelehrsamkeit klargestellt worden.

Die Anschauung Montesquieu's, dass das menschliche Leben von Naturgesetzen geregelt sei, findet gelegentlich in seinem Werke eine scharfe Bestätigung. So lehrt er denn, dass die Steuerkraft mit der Freiheit steigt und mit der Knechtschaft sinkt; er betrachtet dies als ein Naturgesetz, das überall wirksam sei (Cap. XIII pag. 12). Die Auffassung Montesquieu's liegt auch den Lehren eines Mercier de la Rivière zu Grunde, welcher von einem Ordre naturel et essentiel des sociétés politiques spricht. Sie zeigt sich in Boisguillebert; er glaubt an natürliche Gesetze der Wirthschaftsordnung, die nicht ungestraft missachtet werden dürften. Die Physiokraten erfassen den Gedanken der Gesetzlichkeit mit anerkennenswerther Schärfe. Es ist geradezu der Grundgedanke der ganzen Schule, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen feststehenden Beziehungen der Gleichzeitigkeit, Coexistenz und Aufeinanderfolge unterworfen sind.

Aber von diesen Gesetzen selbst haben die Physiokraten nur eine unklare Anschauung. Quesnay räth dem Dauphin, er möge nichts thun als die Gesetze regieren lassen. Aber er ist der Ansicht, dass die Gesetze, die er im Sinne hat, mit dem Naturrecht übereinstimmen. Dupont de Nemours und Turgot halten gleichfalls an wirthschaftlichen Gesetzen fest. Smith ist zwar in seiner Ausdrucksweise überaus vorsichtig, aber der ganze Tenor seiner Lehre geht doch unzweifelhaft dahin, dass die wirthschaftlichen Thatsachen wirthschaftlichen Gesetzen, Naturgesetzen unterworfen sind. Malthus und Ricardo sprechen bereits kühn von wirthschaftlichen Gesetzen (vgl. Bonar, Ztschr. f. Volksw., Socp. u. Verw. 1892). Die Art, in welcher sich die classische Schule das Gesetz vorgestellt, zeigt sich insbesondere an J. B. Say, bei dem bereits leise methodologische Anklänge, insbesondere hinsichtlich des Gesetzbegriffes sich vorfanden. J. B. Say schreibt (Cours complet d'Economie politique, considérations générales): „L'organisation artificielle des nations change avec les temps et avec les lieux. Les lois naturelles qui président à leur entretien et opèrent leur conservation, sont les mêmes dans tous les pays et à toutes les époques. Elles étaient chez les anciens ce qu'elles sont de nos jours, seulement elles sont mieux connues maintenant. Les capitaux alimentaient l'industrie des Phéniciens de la même manière qu'ils alimentent celle des Anglais, mais ce n'est que depuis quelques années que l'on connaît la nature des capitaux et que l'on sait, de quelle manière ils agissent et produisent les effets que nous observons: effets que les anciens voyaient comme nous, mais qu'ils ne pouvaient expliquer. La nature est ancienne, la science est nouvelle. Or, c'est la connaissance de ces lois naturelles et constantes . . . ., qui constitue cette nouvelle science que l'on a désigné par le nom d'économie politique".

Wir sehen den Rationalismus schliesslich zur Anschauung gelangen, dass die Staatsgewalt die Wirksamkeit der wirthschaftlichen Gesetze in keiner Weise zu beeinflussen vermag; sie kann nur schädlich eingreifen: sie hat nichts zu thun, als sich ruhig zu verhalten. Jede ihrer Massnahmen bedeutet eine Behinderung des allgemeinen Wohls. Die Manchesterschule war der Anschauung, dass das ungestörte Walten der Naturgesetze nicht beeinflusst werden dürfe. Sie stellte sich also im Wesentlichen auf den Boden Quesnays, statt einzusehen, dass die Naturgesetze nur zu ergründen sind, damit man sie zu Zwecken des allgemeinen Wohles anwende. Cairnes meint, nachdem es gewiss ist, dass der Reichthum Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung zu werden vermag, sei es auch gewiss, dass es Gesetze seiner Production und seiner Natur gebe.

dass Jeder in seinen wirthschaftlichen Handlungen weder durch Laune, noch durch Zufall bewegt werde, sondern durch Motive, welche unter bestimmten Grenzen (extensively), allgemein (constantly) wirken; diese mögen erforscht und geordnet werden, um als Principien weiterer Deductionen zu dienen (l. c. p. 25). Wenn wir von wirthschaftlichen Gesetzen sprechen, hätten wir die constanten Relationen im Auge, welche die wirthschaftlichen Erscheinungen verbänden; in der Darlegung dieser Gesetze bestehe die Oekonomik (l. c. p. 39). Es sei ein Gesetz des Geistes, dass der Mensch nach Mitteln zu leben verlange. Man könne daher zwei Zweige der Wissenschaft unterscheiden; der eine behandle die materiellen, der andere die psychologischen Gesetze des wirthschaftlichen Lebens (pag. 44). Der Charakter eines wirthschaftlichen Gesetzes sei identisch mit dem Charakter eines physikalischen Gesetzes (vgl. auch pag. 45).

Der Rationalismus hält sohin dafür, dass es Gesetze, dass es also feste Formen gebe, in welchen sich das wirthschaftliche Verhalten abspielt. Diese Anschauung wird vom Empirismus erschüttert. Die Quellen, aus welchen diese Opposition ihre Kraft schöpft, sind nicht einfach. Eine mannigfache Causalität wirkt zusammen, um die Geister derartig zu stimmen, dass sie sich vom Rationalismus abwenden und das Kind mit dem Bade ausschütten. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle Momente, welche diese Disposition erzeugten, in Erwägung zu ziehen. Wir wollen nur auf einige wesentliche hinweisen. Auf philosophischem Gebiete hatten sich zwei Vorstellungen in den Vordergrund gedrängt; durch Schelling und Hegel war der Entwicklungsbegriff wieder besonders gepflegt worden. Der Comte'sche Positivismus prägte diesen Begriff zu dem der empiristischen Entwicklung um. Zugleich wurde die Immanenz aller unserer Vorstellungen nachdrücklich betont und mit ihr die Relativität alles erfahrungsgemäss Gegebenen. Die Naturwissenschaften gesellten sich hinzu. So gewann der Begriff eines Entwicklungsgesetzes die Oberhand. Von Seite eines Philosophen, welcher die Hegel'sche Dialektik von den Begriffen auf die Realität zu übertragen bemüht war, ging der erste Anstoss eines Widerspruchs gegen Smith aus: Müller war es, der auf die Relativität wirthschaftlicher Einrichtungen hinwies und betonte, dass die Wahrheiten eines Smith nur für England Giltigkeit hätten. Wiewohl es streitig ist, ob List von Müller beeinflusst worden, ist es doch gewiss, dass er diesen Gedanken vertreten hat. Dennoch glaubt noch List an das Walten höherer Naturgesetze im Wirthschaftsleben. Im Ganzen aber geräth der Begriff des wirthschaftlichen Gesetzes immer mehr ins Schwanken. Man findet insbesondere an den von Ratio-

nalisten gelehrten wirthschaftlichen Gesetzen nicht mehr das Merkmal der Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit.

Den Beginn dieser Trübung gewahren wir bereits bei Comte. Dieser bedeutende Denker lehrt einerseits, dass nur das unablässige Versuchen und Benutzen der Naturgesetze wie jener des menschlichen Geistes unsere Lage verbessern und unser Glück befördern könne. Solche Lehre setzt voraus, dass das Wirthschaftsleben sich nach festen Naturgesetzen regle und es möglich sei, dieselben zum allgemeinen Wohle zu benutzen. Comte meint aber andererseits, dass die Erscheinungen von natürlichen Gesetzen beherrscht seien, welche in ihren Wirkungen nur in nebensächlichen Beziehungen vom menschlichen Wollen abgeändert werden können. Eine ähnlich schwankende Haltung nimmt Mill ein, der bekanntlich meint, die Naturgesetze des Wirthschaftslebens seien für die Production giltig, dagegen sei die Vertheilung den wechselnden Schicksalen der Gesellschaft unterworfen und von den Anordnungen derselben abhängig. Carey glaubt noch, dass unabhängig vom menschlichen Willen ein natürliches System der wirthschaftlichen Gesetze bestehe.

Aber bald hört das Schwanken auf. Die Anschauungen neigen sich immer mehr der Leugnung aller wirthschaftlichen Gesetze zu. Beschleunigt wurde dieser Process der Meinungsänderung durch den Einfluss des Socialismus, welcher die rationalistische Oekonomik für alles Elend verantwortlich machte. Mit Recht verweist Keynes (l. c. p. 42) gelegentlich auf Kingsley's „Alton Locke", wo der Schneider Crosswaite erzählt, er habe mit seinen Fachgenossen bei einem Parlamentsmitglied vorgesprochen, um dasselbe für sein Gewerbe zu interessiren. Aber der weise Mann habe geantwortet, er würde gern helfen, aber es sei nicht möglich, es sei gegen die Naturgesetze der Oekonomik. Freilich, wenn ein solcher Mann hört, es sei ein Naturgesetz, dass er darben müsse und ein Anderer prassen, so findet er dieses Gesetz falsch; er mag sich damit nicht begnügen, dass er weiss, warum es ihm übel geht und dem Andern wohl; er würde vielmehr vorziehen zu wissen, wie es ihm besser gehen könnte; das würde ihn mehr interessiren. Für den Socialismus giebt es keine festen, unveränderlichen wirthschaftlichen Gesetze. Der Glaube an die Unveränderlichkeit der ökonomischen Gesetze war im Grunde schon bei den Rationalisten kein unbedingter. Schon Macculoch meint, ein wesentlicher Unterschied zwischen den physischen und moralisch-politischen Wissenschaften liege darin, dass die Sätze jener auf alle Fälle anwendbar seien, die Sätze dieser nur auf die Mehrzahl der Fälle. Der genannte Autor glaubt somit, dass die physischen

Wissenschaften es mit Gesetzen, die moralisch-politischen Wissenschaften dagegen nur mit Regeln zu thun hätten. Es gebe bei denselben also keine ausnahmslosen Gesetze. Newmarch (Lond. Stat. Journal 1861) ist der Anschauung, man könne von einem Gesetze nur sprechen, wenn man im Stande sei, für den einzelnen Fall genaue Vorhersagungen zu thun.

In der historischen Schule wendet man sich von der naturgesetzlichen Betrachtungsart des Rationalismus ab. Bei Roscher ist dies nicht ganz ausgesprochen. Dieser vornehme Forscher sagt (Die Grundlagen der Nationalökonomie 1886 p. 31): „Ich rede überall von Naturgesetzen, wo ich eine im weiteren Zusammenhange erklärbare Regelmässigkeit wahrnehme, die nicht auf menschlicher Absicht beruht. Dass solche Regelmässigkeiten vorhanden sind, steht fest. . . An dem Ausdruck „Naturgesetz“ halte ich um so unbedenklicher fest, als niemand den Ausdruck „Natur der menschlichen Seele“ anstössig findet“ (Vgl. l. c. p. 29). Schärfer findet sich dieser Standpunkt bei Knies vertreten. Knies ist die Oekonomik nicht mehr eine Wissenschaft von den Gesetzen, sondern eine von der Entwicklung des Wirthschaftslebens (Politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkt p. 19); er erblickt in den Gesetzen die geschichtliche Explication und fortschreitende Manifestation der Wahrheit. Seiner Anschauung nach vermag die Oekonomik nicht Naturgesetze zu bieten (p. 358). Hildebrand (Jahrb. für N. u. Staat. 1863) lässt den Ausdruck „Naturgesetz“ für die wirthschaftlichen Handlungen der Menschen nicht gelten, weil er der menschlichen Freiheit und menschlichen Fortschrittsfähigkeit widerspreche. Rümelin (Reden und Aufsätze 1875) geht von der Mill'schen Unterscheidung zwischen Naturgesetzen und empirischen Gesetzen aus. Aber er sieht die eigentlichen Gesetze nur in den Naturgesetzen. Eigentliche Gesetze lägen noch nicht vor, sofern von constanten Verbindungen von Ursache und Wirkung die Rede sei, sie lägen auch nicht vor, sofern man in ihnen den Ausdruck für die constanten Wirkungen von Kräften erblicke. Nur der Ausdruck für die elementaren, constanten, in allen einzelnen Fällen als Grundformen erkennbaren Wirkungsweisen von Kräften wäre als Gesetz zu betrachten; im Gesetz erscheine die Kraft an eine bestimmte constante Wirkungsweise gebunden; ein Gesetz sei eine Definition von Kräften; die Ausnahmslosigkeit sei das erste und unerlässliche Merkmal eines Gesetzes. Laveleye ist wo möglich noch radicaler (Les lois naturelles et l'objet de l'économie politique 1883). Er steht ganz auf dem Boden der historischen Schule. In seinen Augen hat die Oekonomik nicht den Charakter einer wahren Wissenschaft;

er leugnet das Bestehen wirthschaftlicher Gesetze; ja er geht sogar so weit, vom Einzelwillen unabhängige Tendenzen im Wirthschaftsleben in Abrede zu stellen. Er glaubt nicht, dass die natürlichen Gesetze alles auf's Beste auf der besten der Welten regeln (Laveleye „Die socialen Parteien der Gegenwart" p. 30). Er lehrt, wenn man von der socialen Organisation, den Sitten und den gegenwärtigen Gewohnheiten als Ergebnissen der Geschichte ausgehe, wären die Gesetze, welche den Lohn regeln, daraus die natürliche Folge. Aber diese Thatsachen, diese Einrichtungen, deren Folge sie wären, seien mögliche Thatsachen, welche aus dem freien menschlichen Leben hervorgingen. Die Menschen, welche die Urheber derselben sind, könnten sich ändern, und es würden dann die natürlichen Folgen ganz andere sein. Es gebe eben keine nothwendige Verkettung von Thatsachen, auf welche wir nicht irgend einen Einfluss haben könnten. Wir unterwürfen uns den Weltgesetzen, aber die socialen Gesetze seien unser Werk (Laveleye l. c. 112.) Die historische Schule lehrt (Schönbergs Handb. III. Auflage p. 18): „Wie Recht und Sitte, Kunst und Wissenschaft, wie die Verhältnisse des socialen Verkehrs und des staatlichen Lebens, sind bei jedem Volke auch die Zustände seiner Wirthschaft etwas im Lauf der Zeit Gewordenes und mit der Zeit Sichveränderndes." Die Erkenntnis der Entwicklung sei nur durch Beobachtung derselben bei verschiedenen Völkern möglich. Allein die Gesetze schlüpfen bei Schönberg alsbald zu einem Hinterthürchen wieder herein. „In der Volkswirthschaft", lehrt das Hauptwerk der historischen Schule, „zeigen sich an den Massenerscheinungen der wirthschaftlichen Thätigkeit der Menschen, in der Aufeinanderfolge wirthschaftlicher Vorgänge regelmässig wiederkehrende Erscheinungen, Gleichförmigkeiten an Thatsachen, als Wirkungen gleichmässig thätiger oder gleichartiger Kräfte." Man spricht deshalb von Gesetzmässigkeiten in den wirthschaftlichen Erscheinungen. Wenn man auch nur die historischen Thatsachen, auch nur die Thatsachen jener Gleichförmigkeiten, jener gleichmässig thätigen, gleichartig wirkenden Kräfte zugesteht, so ist damit bereits zugestanden, dass es wirthschaftliche Gesetze gebe. Es handelt sich ja doch nicht darum, wie man solche Gleichförmigkeiten von gleichartig wirkenden Kräften nennt, sondern im Wesentlichen darum, dass sie überhaupt existiren. Schönberg sagt (III. Auflage pag. 23), die gesetzmässigen Erscheinungen seien nur regelmässige, in der Regel auftretende Erscheinungen und Gleichförmigkeiten; auch sei die gesetzmässige Wirkung keine unvermeidliche, keine nothwendige; der menschliche Wille, der private und der öffentliche, könne sie verhindern und modificiren. Die Gesetze des Wirthschaftslebens seien

historische Gesetze (p. 20). Diese seien keine eigentlichen Gesetze wesentlich anderer Art als die Naturgesetze und nie der Ausdruck für die constante, überall gleiche und nothwendige Wirkung von constanten Kräften. Der grosse Unterschied zwischen den Naturgesetzen und den historischen, den socialen Gesetzen habe seinen Grund hauptsächlich darin, dass die Subjecte und Objecte dieser Gesetze, die in socialer Gemeinschaft lebenden und handelnden Menschen, freien Willen hätten und mit Vernunft begabte Wesen seien. Diese Gesetze seien nicht absolute, sondern relative. Sie gälten nicht für alle Menschen und alle menschlichen Zustände in derselben Weise, sondern nur für Menschen in einer bestimmten geistigen Entwicklung und unter der Voraussetzung bestimmter allgemeiner Volkszustände, die nicht bei allen Völkern und zu allen Zeiten in gleicher Weise vorhanden sind. Sie gälten nur als Regeln; sie gestatteten Ausnahmen; sie seien nicht zwingende Gesetze; der freie Wille könne gegen die Gesetze handeln; sie seien demnach nicht unveränderlich, nicht ewig.

Die Reaction gegen die historische Schule stellt den Gedanken, dass es Gesetze des wirthschaftlichen Lebens gebe, wieder in den Vordergrund. Jevons spricht bereits von den natürlichen Gesetzen, nach welchen die Güter vertheilt werden. Schäffle geht noch weiter. Er beabsichtigt nachzuweisen, dass dieselben Gesetze die Bereiche der psychologischen, biologischen und sozialen Thatsachen regieren (Bau und Leb. d. soc. Körp. p. 57.) Dieses Programm ist bei Schäffle leider nur Programm geblieben. Das ist natürlich, — es war zu weitgehend geplant, um auch verwirklicht zu werden. Der blosse Nachweis, dass sich Psychologisches, Biologisches und Sociologisches entwickeln, ist zu dürftig, um eine durchgängige Gleichheit oder gar eine durchgängige Einheit der diese Gebiete beherrschenden Gesetze zu bekunden. Denn wenn auch dargelegt wird, dass Psychologisches, Biologisches und Sociologisches sich entwickeln, so besagt das kaum mehr, als dass sie überhaupt seien, zumal ja das Sein nur durch das Werden begreiflich ist.

Was Schäffle beabsichtigte, ist Menger in Wirklichkeit gelungen: er brachte ein neues Ferment in die Discussion. Menger setzt (Unters. VII) auseinander, die Schriftsteller der nachclassischen Epoche hätten mit dem Begriffe der Volkswirthschaftslehre zumeist schlechthin die Idee einer Wissenschaft von den Gesetzen der Volkswirthschaft verbunden; unter solchen Gesetzen der Coexistenz und Aufeinanderfolge der wirthschaftlichen Erscheinungen hätten sie sich eine Art von Naturgesetzen vorgestellt, ohne sich der verschiedenen Natur der Erkenntnisse und der Unbestimmtheit ihrer Begriffe bewusst

geworden zu sein. Es sei unter den Methodikern keine Ansicht verbreiteter, als dass auf gewissen Gebieten der Erscheinungswelt, ganz vorzugsweise aber auf jenem der Natur, strenge Typen und typische Relationen, auf anderen, und insbesondere auf jenen der socialen Phänomene dagegen nur solche von minderer Strenge, oder, mit anderen Worten, nur auf dem ersten Gebiete Naturgesetze, auf dem letzteren dagegen nur empirische Gesetze beobachtet werden können. (l. c. p. 26.) Unter einem Gesetze versteht Menger (Unters. p. 6) das generelle Wesen und den generellen Zusammenhang der volkswirthschaftlichen Erscheinungen. (Vergl. auch die Anmerkung p. 6.) Menger gelangt auf Grund seiner Ausführungen (p. 25, 36, 37, 39) zu dem Schlusse, dass die empirische Forschung nur Realtypen und empirische Gesetze zu Tage fördern, von strengen (exacten) Gesetzen, sogenannten Naturgesetzen derselben insbesondere unter den obigen Voraussetzungen nicht die Rede sein kann. Er sagt (p. 38): „Die exacte Richtung verfolgt das Ziel, strenge Gesetze der Erscheinungen festzustellen, also Regelmässigkeiten in der Aufeinanderfolge der Phänomene, welche sich uns nicht nur als ausnahmslos darstellen, sondern mit Rücksicht auf die Erkenntniswege, auf welchen wir zu denselben gelangen, geradezu die Bürgschaft der Ausnahmslosigkeit an sich tragen, Gesetze der Erscheinungen, welche gemeiniglich „Naturgesetze“ genannt werden, viel richtiger indess mit dem Ausdrucke „exacte Gesetze“ bezeichnet würden.“ Auch auf dem Gebiete der Naturerscheinungen führe die realistische Richtung der Forschung blos zu empiristischen Gesetzen, und es gebe demnach Naturgesetze im eigentlichen Verstande dieses Wortes, welche nur empiristische Gesetze, somit keine Naturgesetze in dem obigen technischen Sinne des Wortes sind; auf anderen Gebieten der Erscheinungswelt gelangten wir dagegen zu strengen Gesetzen, zu Naturgesetzen, welche wieder nicht Naturgesetze, Gesetze der Naturerscheinungen sind. (l. c. p. 39).

Sax steht auf einer in mannigfacher Hinsicht verschiedenen Grundlage als Menger. Ihm sind auch (Wesen und Aufgabe p. 40) die blossen Constatirungen complexer Causalitätszusammenhänge Gesetze. Ihm sind (p. 42) die Methoden, mit welchen die ausnahmslosen exacten Gesetze, und jene, mittels welcher empirische Gesetze, so wie die Bürgschaften der Ausnahmslosigkeit beider Classen von Gesetzen verschieden. Sax vindicirt dem empirischen Gesetze das Merkmal der Ausnahmslosigkeit. (p. 40, 41.) Er meint, wir könnten, indem wir in einer tiefgehenden Analyse die einfachsten Elemente der Erscheinungen aufspüren und auseinanderlegen, zu Grundgesetzen der Erscheinungen gelangen, welche schlechterdings ausnahmslos gelten wie

das Causalitätsgesetz selbst; der Weg, welcher zu ihnen führe, sei der der Induction. (p. 37.) Wir sehen somit, dass sich auch innerhalb der Menger'schen Richtung zwei Potenzen gegenüberstehen. Auf der einen Seite Menger, welcher zu exacten Gesetzen mittels der Deduction und apriorischen Axiomen vordringen will, auf der anderen Sax, der die Induction vorzieht und glaubt, dass auch die empirischen Gesetze, zumal sie ausnahmslos wären, auf einen hohen wissenschaftlichen Werth Anspruch machen könnten.

Menger's Untersuchungen haben den wissenschaftlichen Geist gewaltig aufgerüttelt. Aber die Wahrheiten, die sich in diesem Werke bergen, scheinen in einer Form vorgetragen, welche von Widersprüchen nicht frei ist und daher zu Missdeutungen Anlass gibt; die erneuernden Gedanken Menger's tragen eben noch das Gepräge des Ringens mit sich selbst an sich. Menger's Lehre, dass zwischen Gesetzen und Normen zu unterscheiden sei, eine Lehre, welche, wie wir wissen, schon in Montesquieu enthalten ist, wirkt wohl vielfach wie eine Offenbarung, aber es giebt noch Methodologen, welche sich zu dem ausdauernden Studium, durch das allein man zu einem richtigen Verständnis des Menger'schen Werkes durchdringen kann, nicht veranlasst fühlten. So konnte es denn kommen, dass Keynes (Scope and Method p. 32) die ökonomistischen Gesetze folgendermassen definirt; sie seien: „the determination of maximes or percepts by obedience to which given ends may best be attained.“ Indem Keynes solcher Art die ökonomischen Gesetze als Vorschriften auffasst, welche angeben, auf welche Art man sich verhalten soll, um gewisse Zwecke am besten zu erreichen, stellt sich das Gesetz nach seiner Auffassung als ein mit dem Merkmal der Zweckmässigkeit behaftetes dar: Keynes will das Gesetz definiren, definirt aber die Norm. Dies ist um so seltsamer, als er auf derselben Seite Lord Bramwell rügt, weil dieser Gesetz und Satzung verwechselt. Dennoch weist Keynes wiederholt darauf hin, dass die ökonomischen Wahrheiten nur für gewisse gegebene Zustände der Gesellschaft Giltigkeit hätten. Dies gilt allerdings, aber nur für die Satzungen, nicht auch für die Gesetze wirthschaftlicher Natur; Keynes wandelt somit in den Spuren Bramwells. Und was beweist dies? Es beweist nur, dass unsere Wissenschaft die Einheit in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen noch nicht genügend erfasst hat.

Gewiss, die Gesetze des Geldumlaufs gelten nicht für die Kaffern: sie haben auch für die alten Germanen nicht gegolten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Völker auf geringer Culturentwicklung kein Geld haben und daher Gesetze des Geldumlaufes für

sie gegenstandslos sind. Aber das ist keine Widerlegung des gesetzlichen Charakters, welcher den Regeln des Geldumlaufes eigen ist. Denn die Gesetze des Geldumlaufes besagen ja nur, dass, falls ein Volk bis zur Geldwirthschaft sich entwickelt hat, hinsichtlich seiner Geldwirthschaft analoge Gesetze bei ihm eintreten müssten. Die Gesetze der Geldwirthschaft gelten somit für alle Geldwirthschaften, aber nicht für alle Wirthschaftsformen. Sie gelten in der That nur für die Wirthschaftsform, an welcher sie beobachtet sind. Wer die ökonomischen Gesetze in Abrede stellt, weil sie nicht ausserhalb ihrer Grenzen gelten, der könnte auch behaupten, dass die Physiologie sexualer Functionen unberechtigt ist, weil Kinder noch nicht die geschlechtliche Reife erlangt haben, oder gar behaupten, dass die Nervenphysiologie unberechtigt sei, weil sie bei den niedern Thieren, welche noch keine Nerven haben, sich nicht bestätigt. Die optischen Gesetze gelten nur für das Auge, nicht für das Ohr, sie gelten weiters nur für Menschen, welche Augen haben. Deswegen thut es doch demjenigen, der eine Brille benöthigt, wohl, dass nach diesen optischen Gesetzen, welche nur innerhalb ihrer Grenzen, aber nicht über dieselben hinaus gelten, eine Brille construirt worden ist, welche seine Sehkraft vermehrt. Und darum irrt denn auch Keynes, welcher glaubt, der Theil der Oekonomie sei der fundamentale, der sich damit befasse, Gesetze in seinem Sinne zu bieten, also Verhaltungsmassregeln zu definiren. Von fundamentaler Bedeutung ist die Thätigkeit des physiologischen Optikers, der die Gesetze des Sehens feststellt, und nicht die des industriellen, welcher nach diesen Gesetzen und mit Anwendung derselben Instrumente baut.

Block (Science économique p. 13) versteht unter Gesetz eine typische Relation: „Il en est à peu près de même des rapports typiques, c'est à dire des lois." Damit könnte man sich immerhin einverstanden erklären. Aber er setzt sofort in Menger's Sinne ein: „Les lois abstraites indiquent les rapports des types abstraits, ou mieux encore, ces lois font connatître comment les élements simples se combinent, elles determinent la nature et les proportions qui se manifestent dans ces combinaisons." Block sagt (Sc. ec. p. 41): für einen Claude Bernard wie für einen Darwin seien die Gesetze nicht die nothwendigen Beziehungen, welche sich aus der Natur der Gegenstände ergeben, sondern die wahrscheinlichen oder möglichen Beziehungen; die Hypothese sei immer erlaubt, sofern man ihrer nicht entrathen könne und sie gewissen Bedingungen entspricht. Block erinnert (p. 61), dass man nach Spencer das Gesammtergebnis, aber nicht die Einzelheit voraussieht (Einleitung in die Sociologie p. 49). Das Gesammtergebnis, meint Block, sei eben

das Gesetz, die Einzelheit dagegen fliesse aus der Anwendung. Block meint schliesslich (l. c. p. 61), wenn es universelle und abstracte Gesetze gebe, seien universelle Maximen nicht denkbar, weil es im wirklichen Wirthschaftsleben eine Fülle von störenden Ursachen gebe, die von der Regel ableiten. Das seien jene Erscheinungen, welche man in übertragenem Sinne Ausnahmen nenne. Die modernen Italiener stehen wie Block zumeist im Banne der Menger'schen Theorien. Pantaleoni beispielsweise definirt das Gesetz (Economia puro p. 11): „Leggi, cioè uniformita costante della natura espressa in forma di propositioni di coesistenza, di successione, e di ugualianza o disugua-glianza.“ Mehrere Gesetze, welche man als ökonomische betrachtete, sagt Pantaleoni, wie z. B. das Gesetz der abfallenden Ergiebigkeit, seien nicht rein ökonomischer Natur. Denn es handle sich da im Grunde nur um ein Gesetz landwirthschaftlichen Charakters.

Wenn wir diese Reihe von verschiedenen Lehrmeinungen überblicken, gewahren wir, dass der Rationalismus fast durchwegs an wirthschaftliche Naturgesetze glaubte; dass der ihn beerbende Empirismus an wirthschaftliche Naturgesetze nicht glaubt, sondern nur an wirthschaftliche Regelmässigkeiten, an Gleichförmigkeiten, an Parallelismen, unter welchen Ausdrücken immerhin gewisse mehr oder weniger fixe Formen der Erscheinung verstanden werden, die aber noch lange kein Gesetz sind. Gewiss irrt der Rationalismus eines Say, wenn er sich vorstellt, dass Gesetze, die auf der Culturstufe Englands das gesellschaftliche Leben des Inselreiches beherrschen, auch auf jeder andern Culturstufe gelten müssten, und dass bei den alten Phöniciern das Capital in der gleichen Weise thätig gewesen sei wie im modernen England. Der Vergleich dieser beiden Thätigkeiten ist sehr kühn. Er wäre kühn genug, wenn wir genau wüssten, welche Functionen dem modernen Capital eigen sind, da wir uns über die Functionen des Capitals bei den alten Phöniciern nur sehr unbestimmte Vorstellungen machen können. Er ist um so verwegener, als wir eben die Functionen des modernen Capitals nur unzureichend kennen, und uns Say lediglich auffordert, die auffallende Aehnlichkeit zweier Gestalten, von denen die eine verhüllter ist als die andere, zu beachten. Es ist übrigens kennzeichnend genug, dass Say kein anderes Culturvolk heranzuziehen wusste, als die alten Phönicier, die immerhin, sofern sie eben ein Handelsvolk waren, mit den Engländern Manches gemein gehabt haben mögen. Wenn, wie der Rationalismus lehrt, die Gesetze der Oekonomik für alle Völker und für alle Zeiten gelten, so gelten sie gewiss auch für die Wilden, für die Indianer, für die Südseeinsulaner. Ein Blick aber auf die Eingeborenen Australiens muss uns lehren,

dass sie keine Arbeitstheilung, keinen Tausch, keinen Marktpreis kennen, dass bei ihnen weder von Arbeitslohn, noch von Capitalzins, noch von Bodenrente die Rede sein kann. Es sind bei ihnen nicht durchwegs dieselben Erscheinungen und daher auch nicht durchwegs dieselben Gesetze vorhanden.

Andererseits hat aber auch der Empirismus Unrecht, sofern er glaubt, das Leben des primitiven oder halbcultivirten Menschen sei durchwegs von dem des modernen Menschen verschieden. Er hat besonders Unrecht, sofern er sich in einen bedeutsamen und für ihn geradezu tödtlichen Widerspruch verwickelt. Indem er nämlich den Entwicklungsbegriff besonders betont, geht er nach der Formel „natura non facit saltus“ vor. Indem er der Ansicht huldigt, dass auf jeder Entwickelungsstufe andere Gesetze herrschen, geht er nach der Formel „natura facit saltus“ vor. Der Empirismus hat Recht, sofern er betont, dass wirthschaftliche Gesetze sich so entwickeln wie Sprache, Kunst und Recht. Aber er hat Unrecht, zu verkennen, dass diese Gesetze, welche sich wie Sprache, Kunst und Recht entwickeln, nicht Naturgesetze, sondern Normen sind. Die historische Schule gewahrt nicht, dass das wirthschaftliche Gesetz mit Sprache, Kunst und Recht nur deshalb etwas gemein hat, weil es diesen Bethätigungskreisen zu Grunde liegt. In dem umfassenden Zweckleben des Menschen sind nämlich Sprache, Kunst, Sitte und Recht Mittel zu bestimmten Zwecken und weisen folglich eine wirthschaftliche Seite auf. Die Sprache ist ein Mittel zur Verständigung, die Kunst ein Mittel, bestimmte Ideen zur Anschauung zu bringen, gewisse Gefühle zu erwecken, gewisse Empfindungen rege zu machen. Sitte und Recht sind Mittel, die Mannigfaltigkeit der Individuen in eine Einheit zusammenzufassen. Sie würden sich nicht entwickelt haben, wäre ihnen nicht wirthschaftlicher Werth zu eigen, nämlich Werth im Hinblick auf die menschlichen Zwecke, würden sie nicht irgendwie dem Menschen nützlich sein als befriedigende und erhaltende Principien. Der Empirismus hat insbesondere Unrecht, sofern er aus der Veränderlichkeit der wirthschaftlichen Erscheinungen deducirt, dass es kein Gesetz dieser Veränderung geben könne. Wenn sich die Wirthschaftsverhältnisse verändern, so beweist das noch nicht, dass sie sich nicht nach festen Gesetzen verändern. Im Gegentheil! Würde es des Veränderlichen im Wirthschaftsleben nicht geben, so wäre auch ein Gesetz solcher Veränderung nicht möglich; das Gesetz gilt eben nur für Veränderungen; es gibt nur Gesetze der Veränderungen; nur dadurch, dass sich etwas verändert, wird ein Gesetz der Veränderung möglich; der Umstand, dass

etwas sich verändert, kann daher die Möglichkeit der Gesetze nicht widerlegen, sondern nur begründen.

Der österreichischen Schule ist die grosse historische Aufgabe zugefallen, zwischen diesen Anschauungen zu dirimiren. Sie hätte dieser Mission gewiss nachkommen können, wenn sie nicht durch die Uebertreibungen des Historismus gereizt gewesen wäre. Ein gereizter Richter vermag Gerechtigkeit nicht zu üben. So konnte es geschehen, dass Menger sich dem Empirismus kampfbereit gegenüberstellte, während es angemessener gewesen wäre, seine Ansprüche zu untersuchen. So konnte es geschehen, dass er der Behauptung des Empirismus, es gebe keine Naturgesetze der Oekonomik, entgegenhält, dass die empirischen Gesetze werthlos seien; so konnte es geschehen, dass Menger, von dem am Concreten haftenden Geist der Empiristen abgestossen, zu weit in das Gebiet der Abstraction zurückschlug und die empirischen Naturgesetze des wirthschaftlichen Lebens den apriorischen exacten Gesetzen desselben opferte.

2. Die Gegensätzlichkeit der Lehrmeinungen hinsichtlich der ökonomischen Gesetze.

Versuchen wir es, uns die Gegensätzlichkeit der Lehrmeinungen in aller Schärfe zu vergegenwärtigen. Die Einen behaupten, dass es in der Oekonomik Gesetze gebe. Die Andern behaupten, dass es in der Oekonomik keine Gesetze gebe. Der anomistische Lehrsatz steht dem nomistischen gegenüber. Da der eine das contradictorische Gegentheil des andern ist, können nicht beide Sätze zugleich gelten. Einer von beiden muss ausgeschlossen werden. Es fragt sich, welchen von beiden dies Los träfe. Die Untersuchuug hinsichtlich dieses Gegenstandes kann unmöglich lange im Schwanken bleiben. Behaupten, dass es in der Oekonomik kein Naturgesetz gebe, heisst lehren, dass auf diesem Gebiete gleiche Ursachen nicht immer gleiche Wirkungen herbeiführen. Behaupten, dass auf diesem Gebiete gleiche Ursachen nicht immer gleiche Wirkungen herbeiführen, heisst lehren, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen überhaupt nicht Erscheinungen sind. Denn wenn sie Erscheinungen wären, so müsste für sie das Causalitätsgesetz gelten, so müssten bei ihnen gleiche Ursachen immer gleiche Wirkungen herbeiführen. Nun ist es aber ob der analytischen Natur des Urtheils schon gewiss, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen Erscheinungen sind. Es ist daher auch gewiss, dass das Causalitätsprincip sie beherrscht. Ist es gewiss, dass das Causalitätsprincip sie beherrscht, so ist es auch gewiss, dass es Gesetze dieser Causalität giebt. Ist es gewiss, dass es Gesetze dieser Causalität giebt,

so handelt es sich darum, sie zu finden. Der anomistische Lehrsatz ist somit ein Schluss von der Unkenntnis der wirthschaftlichen Gesetze auf ihre Nichtexistenz. Ein solcher Schluss ist logisch nicht haltbar. Indem der Empirismus dieser Art schliesst, setzt er sich nicht nur mit dem logischen Denken, sondern auch mit andern von ihm selbst ausgesprochenen Lehren, also mit sich selbst in Widerspruch.

Wenn nämlich die ökonomischen Erscheinungen nicht miteinander causal verknüpft wären, wenn diese Verknüpfung nicht das Gepräge der Nothwendigkeit an sich trüge, wenn diese Nothwendigkeit nicht in die Form von Gesetzen fassbar wäre, so hätte dies mehrere unabweisliche Consequenzen zur Folge, an welche die Anomisten nicht gedacht haben mögen. Sofern gleiche Ursachen nicht gleiche Wirkungen herbeiführen, ist ohne Zweifel auch jede Erfahrung über die Wirkungen einer gesetzten Ursache unmöglich. Sofern jede Erfahrung über die Wirkungen einer gesetzten Ursache unmöglich ist, kann auch nie die Wirkung einer gesetzten Ursache vorhergesehen werden. Kann die Wirkung einer gesetzten Ursache nicht vorhergesehen werden, so ist es undenkbar, dass sie bezweckt werde. Wenn es also in der Oekonomik kein Gesetz gibt, so gibt es auch kein wie immer geartetes ökonomisches Handeln. Wenn es kein ökonomisches Handeln gibt, so ist jede ökonomische Erscheinung ausgeschlossen. Wenn jede ökonomische Erscheinung ausgeschlossen ist, so ist jede Beobachtung ihres Ablaufes unmöglich. Wenn jede Beobachtung des Ablaufes ökonomischer Erscheinungen unmöglich ist, so ist der Empirismus gegenstandslos. Die anomistische Anschauung widerspricht somit den Thatsachen, denn die Annahme, es gebe in der Oekonomik keine gesetzlichen Vorgänge, schliesst die Erscheinungen aus, welche ja doch erfahrungsgemäss bestehen. Die anomistischen Anschauungen widersprechen aber auch den Lehren der Anomisten; denn die Annahme, es gebe keine ökonomischen Gesetze, schliesst ihren Empirismus aus; sie machen auch jede ökonomische Reform, welche gerade diese Richtung so stürmisch fordert, unmöglich. Der Anomismus steht nämlich im Widerspruch mit der Thatsache der ökonomischen Erscheinung; dieser Widerspruch überträgt sich auf die Forderung der praktischen Regelung solcher Erscheinungen, weil eine Regelung doch die Thatsächlichkeit von ökonomischen Erscheinungen überhaupt voraussetzt. So wird denn durch den Anomismus jede theoretische und jede praktische Oekonomik in gleicher Weise illusorisch. Die Anomisten verurtheilen sich durch ihre Leugnung des gesetzlichen Zusammenhanges zwischen den wirthschaftlichen Erscheinungen zu einem Quietismus, der dem der Manchesterschule nicht nur gleichkommt, sondern ihn sogar weitaus übertrifft. Die vollendetste Unfähigkeit, irgendwie

in das ökonomische Getriebe einzugreifen, muss anomistischen Oekonomisten eigen sein. sofern alles Thun, alles Schaffen, alles Wirken, alles Gestalten und Umgestalten nur unter der Voraussetzung unternommen werden kann, dass bestimmte und willkürlich gesetzte Ursachen auch bestimmte Wirkungen nach sich ziehen. Die Manchestertheorie fürchtete, in die Schäden des Wirthschaftslebens einzugreifen, weil sie überzeugt war, dass sie das Arge doch nur schlimmer machen, den Teufel nur durch Belzebub austreiben könnte. Allein der Rationalismus konnte wenigstens theoretische Regsamkeit bekunden. Diese kann in dem Lager der extremen Empiristen naturgemäss nicht gedeihen. Denn wozu sollte man sich bemühen, Gesetze des Wirthschaftslebens zu suchen, wenn man doch weiss, dass es keine gebe. Die theoretische und praktische Sterilität der extremen historischen Schule steht im Einklange mit diesen Ausführungen und spricht erfahrungsgemäss für die logische Bündigkeit unserer Anschauungen. Der Anomismus spielt eine umso sonderbarere Rolle in der Geschichte der Wissenschaft, als die Absurdität desselben auf der Hand liegt. Denn die Behauptung des Anomismus, dass eine nomistische Auffassung der Oekonomik alles menschliche Eingreifen in das ökonomische Leben ausschliesse, klingt genau so, als wollte man sagen: Wir dürfen die Gesetze der Physik nicht als allgemein giltige auffassen, sonst könnten wir nie durch Technik dazu gelangen, eine Maschine zu konstruiren. Der Anomismus lehrt in derselben Weise, man dürfe die Vorgänge des Wirthschaftslebens nicht als gesetzliche auffassen, sonst könnte man die Gesetze dieser Vorgänge nicht auf das Leben anwenden. Der Anomismus ist in sich widerspruchsvoll; er ist unwissenschaftlich.

Wie sehr dies der Fall ist, wird uns recht eigentlich klar, wenn wir erwägen, dass der Anomismus sich im Grunde vermöge seiner Lehre auf den Standpunkt des Wunders stellt und geradezu alle Wissenschaftlichkeit auf dem Gebiete der Oekonomik verhöhnt. Wie würde Derjenige verspottet werden, der, statt durch Anwendung der Naturgesetze zu den von ihm erwünschten Wirkungen zu gelangen. sie aufheben wollte. Wir altern mit der Zeit, und der Tod tritt unfehlbar an uns heran. Da giebt es denn ein einfaches Mittel, das Leben zu verlängern; man hebe die Zeit auf, und wir sind unsterblich. Die Entfernung ist uns für den Verkehr oft hinderlich. Da giebt es doch ein einfaches Mittel. Der Staat hebe den Raum auf. Die Uebel der Welt haben darin ihre Ursache, dass viele Kräfte auf uns unangenehm wirken. Der Staat hebe doch die Causalität auf. Die Schwere ist uns lästig, wenn wir die Weite durchmessen wollen. Fort mit ihr! Gewiss, ein Mensch, welcher solche Vorschläge zu Tage

fördert, dürfte nicht ernst genommen werden. Und doch! Oft hört man ähnliche Meinungen von Seiten der Socialreformer. Da heisst es: Fort mit dem Wettbewerbe, fort mit dem Capital, fort mit dem Arbeitslohn, fort mit der Grundrente! Ohne Kenntnis der Naturgesetze, welche das Wirthschaftsleben durchwalten, glauben sie, dass dem Menschen die Macht eigen sei, sie aufzuheben; sie ahnen eben nicht, dass es Naturgesetze sind, mit welchen wir auf dem Gebiete der Oekonomik zu thun haben; es ist ihnen nicht klar, wie eben der Umstand, dass ein solches Naturgesetz ausnahmslos wirkt, es zu dem macht, was es ist, und uns die Fähigkeit verleiht, es zu unsern Zwecken anzuwenden. Wer behauptet, dass es Erscheinungen gebe, die ausserhalb des gesetzlichen Zusammenhanges stünden, der negirt alles Wissen, alle Wissenschaft, alles Streben nach Erkenntnis, er giebt das Denken, er giebt bei seinen Lebzeiten noch seinen Geist auf.

Das wird schon an den Argumenten deutlich, welche der Anomismus geltend macht. Zunächst ist es gewiss nicht stringent, wenn er aus dem Umstande, dass es der Wissenschaft bisher seiner Ansicht nach nicht gelungen ist, Gesetze des wirthschaftlichen Lebens ausfindig zu machen, den Schluss zieht, dass es solche Gesetze nicht gebe. Das ist ein Schluss, der im besten Falle ein solcher von der Unentwickeltheit der Wissenschaft auf ihre Unmöglichkeit ist, ein Schluss, der auf Giltigkeit nicht Anspruch machen kann. Der Anomismus wendet ein, dass die Menschen von zahllosen, zum Theil in Widerspruch mit einander stehenden Motiven geleitet werden. Gesetzt, aber nicht zugegeben, dass dem so sei, kann man doch hieraus nicht den Schluss ziehen, dass hierdurch eine Gesetzmässigkeit der menschlichen Handlungen ausgeschlossen sei. Denn wenn zugegeben wird, dass Motive überhaupt den menschlichen Willen bestimmen, so ist damit gesagt, dass derselbe determinirt wird. Wenn gesagt wird, dass der menschliche Wille determinirt wird, so wird gesagt, dass der Causalzusammenhang zwischen den Motiven, ob sie nun einfach oder vielfältig seien, und den Handlungen ein strenger sei. Und wenn nun zugegeben wird, dass dieser Causalzusammenhang ein strenger sei, so ist daraus nicht zu schliessen, dass eine strenge Gesetzmässigkeit der Handlungen nur irriger Weise angenommen werden kann. Der Anomismus glaubt, jede Handlung sei nur dann streng determinirt, wenn sie vom Eigennutz geleitet werde. Es kann zugegeben werden, dass der Rationalismus von diesem Gedanken ausging, dass er glaubte, zu einer exacten Einsicht in die wirthschaftlichen Vorgänge unter der Annahme zu gelangen, dass die wirthschaftlichen Handlungen ausschliesslich vom Motive des Eigennutzes bestimmt würden. Es handelt sich aber nicht darum, ob die

wirthschaftlichen Handlungen von einem bestimmten Motive determinirt werden, sondern darum, ob sie überhaupt determinirt werden; ist nur dieses gegeben, so ist damit auch die Gesetzlichkeit der wirthschaftlichen Erscheinungen ausser allem Zweifel; dann ist es gewiss, dass es feste unverrückbare Zusammenhänge zwischen den wirthschaftlichen Erscheinungen gibt, wenn wir auch vorläufig noch nicht im Stande sind, sie in aller Klarheit auszusprechen. Nicht darum, weil der anomistische Grundsatz einem andern Grundsatz der Anomisten widerspricht, und nicht darum, weil er die Oekonomik unmöglich macht, ist er als unrichtiger zu betrachten, sondern deswegen, weil er selbst jeder Basis entbehrt und in seinen stringenten Consequenzen mit unserem ganzen Denken in Widerspruch geräth.

Anomisten aus dem Heerlager der socialistischen Richtung wie Marx, Rodbertus, Lassalle hielten dafür, dass die Erscheinungen, welche uns auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens entgegenträten, historische Kategorien seien; sie setzten dabei den historischen Kategorien die logischen entgegen. Sie fassten die letzteren als dauernde und nothwendige Erscheinungsformen auf, die andern aber als vorübergehende und wandelbare. Eine solche Betrachtungsart ist nicht unzweckmässig. Denn wenn nun einmal die Gesetzlichkeit der Erscheinungen nicht in Abrede gestellt werden kann, ist es nicht unangemessen, sich hinter den dunkeln, vieldeutigen, gelehrt klingenden Ausdruck der Kategorien zu flüchten. Die extremen Empiristen, welche Kategorien im Munde führen, ahnen vielleicht nicht, dass dieser Ausdruck auf dem Gebiete der Philosophie, dem er entlehnt ist, ein entschieden aprioriscbes Gepräge hat und Denkformen bezeichnet, welche vor aller Erfahrung in der Natur und Wesenheit unseres Intellectes begründet sein sollen. Wer somit von einer historischen Kategorie spricht, der hält ein aposteriorisches Apriorisches für möglich, was beiläufig so viel Sinn hat wie ein lebendiger Todter. Wenn man unter Kategorie auch nicht das verstehen will, was die Philosophie darunter meint, sondern etwas Anderes, so müsste man doch zum mindesten sagen, was man unter dieser Bezeichnung zu denken beabsichtigt, dies aber nicht der blossen Vermuthung überlassen. Zu vermuthen ist nun freilich, dass Jene, die mit dem Ausdruck der historischen Kategorie so gern hantiren, sich hierunter eine Erscheinungsart vorstellen. Nun, das Denken hat es allerdings mit Erscheinungen zu thun: die Logik ist nur die Form, in welcher dieses Denken überhaupt vor sich geht. Es ist daher schlechterdings nicht einzusehen, wie eine historische Kategorie einer logischen entgegengesetzt wäre, zumal ja das sich Entwickelnde Gegenstand des Denkens sein kann. Wäre da-

Historische etwas dem Logischen Entgegengesetztes, so wäre es unlogisch; wäre es unlogisch, so wäre es losgebunden vom Satze des zureichenden Grundes; wäre es losgebunden vom Satze des zureichenden Grundes, welcher alle Möglichkeit in sich schliesst, so wäre es unmöglich. Nun ist aber das Historische wirklich. Folglich ist es nicht unmöglich; folglich ist es, als Mögliches, etwas causal Bedingtes; ist es, als etwas causal Bedingtes, etwas Logisches. Wären auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens historische Kategorien zu finden, welche von jeder Causalität losgebunden sind, es wäre unmöglich und widersinnig, auf dem weiten Gebiete des Völkerlebens irgend welche Ursachen zu setzen, damit irgendwelche Wirkungen daraus hervorgehen: das Recht wäre dann der Traum eines Wahnwitzigen.

Der Anomismus sagt, die Gesetze der Wirthschaft seien nicht Naturgesetze, weil sie nicht zu Tage treten, wenn ihnen irgend etwas entgegenwirkt. Es ist dies eine Anschauung, die sich sogar bei Roscher (Grundlagen des Volksw. p. 32) findet. Seiner Ansicht nach wird das Gesetz der Schwere jedesmal von der menschlichen Freiheit suspendirt, wenn wir einen fallenden Gegenststand stützen oder ihn emporheben. Es fragt sich: Ist es richtig, dass Gesetze nicht zu Tage treten, wenn ihnen etwas entgegenwirkt? Kann der Umstand, dass ökonomistische Gesetze unter Umständen nicht wirksam werden, als ein unterscheidendes Merkmal zwischen ihnen und den Naturgesetzen aufgefasst werden? Betrachten wir die These, dass das Gesetz nur wirke, wenn ihm nichts entgegenwirke, genauer, so gewahren wir, dass sie sehr anfechtbar ist. Sie beruht nämlich auf einer Verwechslung von Ursache und Gesetz. Ein Gesetz nämlich ist nie wirksam, weil ein Gesetz nicht eine Ursache, sondern vielmehr die Erkenntnis einer solchen hinsichtlich ihrer Wirksamkeit ist. Man kann daher auch nicht sagen, es wirke nicht, oder es sei nicht wahr, wo ihm etwas entgegenwirkt. Denn dem Gesetze wirkt nie etwas entgegen, sondern nur der Ursache, welche eine gewisse Wirkung hervorrufen könnte. Wirkt daher irgend eine Erscheinung derart, dass die Wirkung einer andern Erscheinung nicht zu Tage treten kann, so ist das nicht eine Widerlegung des Gesetzes, sondern vielmehr eine Bestätigung des gesetzmässigen Verhaltens überhaupt; denn statt eines Gesetzes haben wir dann zwei vor uns; aus der Thatsache aber, dass unter Umständen Erscheinungen nach zwei Gesetzen wirksam sind, kann sicherlich nicht der Schluss gezogen werden, dass überhaupt kein Gesetz auf Wahrheit Anspruch machen könne. Dass sich solche Complicationen ereignen, haben wir in unseren der Causalität gewidmeten Ausführungen dargelegt. Wir haben diese gegenseitigen Beeinflussungen von Causalitätsreihen die Interferenz und

Polarisation von Wirksamkeiten genannt. Die Thatsache einer solchen Interferenz und Polarisation ist aber ihrem Wesen nach nicht eine Widerlegung, sondern nur eine Bestätigung der Gesetzmässigkeit überhaupt. Ein Gesetz besagt eben nie, dass gewisse Erscheinungen unter allen Umständen eintreten, sondern nur, dass sie unter gewissen Umständen eintreten müssen. Ist eine Ursache, welche die gesetzmässige Wirkung erzeugen müsste, nicht vorhanden oder in ihrer Wirksamkeit gelähmt, so ist eben die Voraussetzung für das Eintreten einer Wirkung nicht gegeben. Ist aber die Voraussetzung für das Eintreten der Wirkung nicht gegeben, so kann sie auch nicht eintreten. Dass sie nicht eintreten kann, ist aber nur eine Aussage über die Thatsächlichkeit der Ursache und der Wirkung, nicht aber auch eine über das Gesetz.

Betrachten wir nun den nomistischen Lehrsatz. Er besagt, dass gleiche Ursachen zwischen wirthschaftlichen Erscheinungen immer auch gleiche Wirkungen herbeiführen. Er besagt keinesfalls, dass diese Wirkungen unter allen Umständen und immer eintreten, denn er behauptet ja ausdrücklich, dass bestimmte Wirkungen nur auf bestimmte Ursachen hin, auf bestimmte Bedingungen hin, also unter bestimmten Umständen zur Erscheinung gelangen. Wie lässt sich diese These beweisen? Auf indirectem Wege haben wir sie bereits bewiesen, haben wir doch dargelegt, dass ihr Gegentheil eine in sich widerspruchsvolle und deswegen unmögliche Annahme bilde. Schwieriger ist, wie immer, der directe Beweis. Wollten wir denselben mit einer des Gegenstandes würdigen Gründlichkeit führen, so müssten wir folgenden Weg einschlagen. Wir müssten zuerst die Frage aufwerfen, ob überhaupt Gesetze möglich sind. Diese Frage zu lösen, wäre unsere erste Aufgabe. Ihre Untersuchung würde uns durch die Verkettung der Erwägungen oft in die Erkenntnistheorie führen. Unter Gesetzen verstehen wir ja jedesfalls sichere Erkenntnisse einer gewissen Art. Wir hätten dann noch weiter zu greifen und uns das Problem vorzulegen, wie überhaupt sichere Erkenntnisse möglich seien. Es wäre dies das bedeutungsvolle und schwierige Problem der Wahrheit, das seine Pforten vor uns aufthut. Wenn wir dieses dunkelste und schwierigste aller erkenntnistheoretischen Räthsel gelöst hätten, wären wir erst so weit, erforschen zu dürfen, ob Dasjenige, was wir Gesetze nennen, zu diesen sicheren Erkenntnissen gehört, oder, mit anderen Worten, ob mittels unseres Geistes zu wahren Gesetzen der Erscheinungen zu gelangen wäre. Es bedarf wohl keiner näheren Begründung, dass wir uns dieses zwar schwierigen, langen und umständlichen, aber sicheren Weges entschlagen müssen. Wollten wir ihn zurücklegen und die Reise quer

durch die dunkelsten Räthsel der Erkenntnistheorie dann in Worte bannen, die Schilderung unserer Fahrt würde einige Bücher ergeben. Wir können daher die Rechnung nur in abgekürzter Form unternehmen, welcher, wenn auch nicht die gleiche Stringenz, so doch die gleiche Consequenz zu eigen ist. Es ist dies ein Beweis, welchen wir von langer Hand vorbereitet haben.

Wir haben nachgewiesen, dass es ökonomische Erscheinungen gibt. Wir haben ferner nachgewiesen, dass diese Erscheinungen gleich allen anderen durch Causalität verknüpft sind. Wenn die ökonomischen Erscheinungen durch Causalität verknüpft sind, so eignet dieser Verbindung der Charakter der Causalität überhaupt, nämlich der der Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit. Eignet dieser Causalität aber der Charakter der Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit, so ist es offenkundig, dass es gesetzmässige Vorgänge ökonomischer Natur geben müsse. Dass es gesetzmässige Vorgänge ökonomischer Natur gibt, steht somit ausser Zweifel. Eine andere Frage ist die nach der Möglichkeit ihrer Erkenntniss. Mit dieser haben wir uns vorerst nicht zu befassen. Es genügt uns für den Augenblick, dass wir wissen, es gebe ökonomische Gesetze. Dass der nomistische Grundsatz den Thatsachen der Logik entspricht, ist nicht seine einzige Bedeutung. Er ist auch vom grösstem theoretischem Werthe. Indem er weiters allein eine Theorie ermöglicht, die theoretische aber eine nothwendige Voraussetzung der praktischen Oekonomik ist, erscheint der nomistische Grundsatz auch von grösstem praktischem Werth. Denn er allein ermöglicht eine ökonomistische Praxis nach wirthschaftlichen Einsichten, nach wirthschaftlichen Principien.

Die Oekonomik zerfällt, wie wir später des Genaueren begründen werden, in einen theoretischen Theil, welcher die Naturgesetze der Oekonomik enthalten soll, einen zweiten Theil praktischer Natur. Dieser sucht die wünschenswerthen Ziele darzulegen und die Mittel anzugeben, durch die sie zu verwirklichen wären. Aber wie die Technik nie vom Wollen spricht, sondern nur vom Können, so hat sich auch die ökonomische Technik zu verhalten. Die Technik sagt Dem, der sich in ihre Geheimnisse vertieft, nie: Du sollst eine Dampfmühle bauen; sie sagt vielmehr: Wenn Du eine Dampfmühle bauen willst, so thust Du dies am besten in einer Weise, deren Darlegung meine Sache ist. Die ökonomische Theorie legt also dar, was ist; die ökonomische Technologie legt dar, nicht was sein soll, sondern wie die theoretische Einsicht zu praktischen Zwecken zu verwenden wäre. Eben diese praktische Oekonomik ist aber durch eine an strenge Causalverknüpfung gebundene Theorie bedingt. Nur allzu oft pflegt die Theorie die Praxis, die Praxis die Theorie aus dem Auge zu verlieren. Sie ver-

gessen dann, dass sie nur für einander da sind, dass die Erfahrung werthlos ist, wenn sie nicht zum Nachdenken über sich anregt, dass alles Nachdenken werthlos ist, wenn es nicht ein solches über die Erfahrung ist. Die ökonomistische Theorie pflegt sich, wie in den übrigen Wissenschaften, als Selbstzweck zu betrachten und unbesorgt um die praktische Bedeutung ihrer Gesetze, das Dauernde im Wandelbaren der Erscheinungen zu ermitteln. In gleicher Weise fragt sich die theoretische Physik nicht, ob die Lehren, welche sie aufstellt, nützlich oder schädlich seien; sie begnügt sich damit, die Regelmässigkeit der Aufeinanderfolge an gewissen Erscheinungen darzulegen. Es ist in der That gleichgiltig, ob der Physiker daran denkt, dass Jahrhunderte nach seinem Erdenwallen ein geistreicher Erfinder seine Arbeit mit derjenigen späterer Forscher zu einem nützlichen Apparate verwerthen könnte. Er bringt die Wahrheit ins Reine. Diese selbst ist und bleibt, abgesehen vom Bewusstseinszustande des Entdeckers, die Voraussetzung aller Technik. Dass viele Gesetze der Physik naturgesetzlichen Charakter an sich tragen, war weit davon entfernt, uns zu hindern, dass wir dieselben unseren menschlichen Zwecken dienstbar machen. Im Gegentheil! Wir haben die Naturkräfte mühsam erforscht, ihre Wirksamkeit nach langwierigen Erprobungen ergründet, ihre unabänderlichen Aeusserungen nach vielfachen Anstrengungen kennen gelernt, um sie uns fügsam zu machen. Dass wir ihre Eigenart erkannt haben, hat uns einzig und allein in den Stand gesetzt, sie zu bändigen, zu zähmen und willfährig zu gestalten. Dadurch nur, dass wir uns in den Besitz der Erkenntnis gesetzt haben, in welcher Art eine bestimmte Kraft Ursache von Erscheinungen werden kann, waren wir in der Lage, Kräfte als Ursachen so klüglich anzuordnen, dass sie uns die erwünschten Wirkungen ergeben mussten. Die Dienstbarkeit, in welche wir die Naturkräfte gebracht haben, so dass sie uns gleich ungeheuern Sclaven gehorchen müssen, ist somit durch die Erkenntnis ihrer nothwendigen Wirksamkeit bedingt; erst indem wir uns dieselben zum Bewusstsein brachten, konnten wir künstlich die Bedingungen schaffen, in denen sie nur in einer für uns nützlichen Weise wirksam zu werden vermochten. Die Naturerkenntnis ist solcher Art das Scepter der Naturerforschung. Die Naturgesetze verhalten sich insofern ähnlich den Rechtsgesetzen, als sie den Irrthum in Bezug auf ihre Wirksamkeit nicht berücksichtigen. Dagegen verleihen sie Dem Machtfülle, der ihnen gehorcht, um sie sich zu unterwerfen. Und darum sagt denn auch Baco mit der ihm eigenen scharfgeistigen Beredsamkeit: Naturae non imperatur nisi parendo. Solange wir die ökonomischen Gesetze noch nicht genau kennen, solange wir

nicht einen genauen Ueberblick über sie haben, ist natürlich auch von einer künstlichen und willkürlichen, planvollen Organisation der Gesellschaft nicht zu sprechen, so wenig als vor der Erkenntnis der Elektricität von der Telegraphie.

Alle Beherrschung des ökonomischen Naturgesetzes wird aber von der Beantwortung zweier wichtiger Fragen abhängen, ob es nämlich möglich ist, ökonomische Thatsachen zu setzen, ob es möglich ist, welche zu verhindern. Wenden wir uns der ersten Frage zu! Ebenso wenig wie wir im Stande sind, eine neue Naturkraft zu erzeugen, und nur eine vorhandene derart zu benützen vermögen, dass eine erwünschte Erscheinung zu Tage trete, sofern wir ihre Wirksamkeit derart disponiren, dass sie in unserm Sinne wirke, so können auch, vorausgesetzt, dass der Mensch im Stande ist, sociale Thatsachen zu setzen, sociale Thatsachen derart disponirt werden, dass sie in unserm Sinne wirken. Mit andern Worten: Der Mensch ist im Stande, Institutionen ökonomischer Natur zu schaffen. Er kann auch nur Institutionen, die er thatsächlich geschaffen hat, aufheben, nicht aber die denselben zu Grunde liegende, in ihr angewendete wirthschaftliche Wirksamkeit. Dem Kenner der wirthschaftlichen Gesetze wird es möglich sein, einen wirthschaftlichen Organismus wie eine Maschine zu montiren und zu demontiren, er wird die Hebel ausser Wirksamkeit setzen, aber nicht die Gesetze der Hebel. Denn sogar die Thätigkeit, concrete Hebel ausser Wirksamkeit zu setzen, geht nach den Hebelgesetzen vor sich.

Man kann fragen, ob und wann menschliche Einsicht im Stande sei, ökonomische Thatsachen aufzuheben. Wenn der Mensch ökonomistische Thatsachen setzen kann, so kann er nothwendig auch welche aufheben. Dies wird allemal der Fall sein, wenn er es versucht, eine Ursache zu setzen, deren nothwendige Wirkung der einer andern Ursache entgegengesetzt ist. Wenn demnach eine ökonomische Thatsache A vorhanden ist, welcher als Wirkung B entspringt, so kann er, den nomistischen Grundsatz und eine genaue Kenntnis der wirthschaftlichen Polarisation vorausgesetzt, eine Ursache C setzen, welche die Wirkung D ergibt, sofern D geeignet ist, nothwendig A oder B aufzuheben. Die ökonomische Technik wird mithin die causale Erkenntnis, welche ihr die Theorie übermittelt, nur dadurch anwenden können, dass sie untersucht, wie bestimmte Zwecke durch bestimmte Mittel eerwirklicht werden könnten. Ob aber immer und überall oder nur in vinem bestimmten Falle besondere Zwecke durch besondere Mittel anzustreben sind, das wird die politische Oekonomik als Technik der Einsicht der Staatsmänner überlassen, deren Aufgabe es ist, mittels der politischen Oekonomik ökonomische Politik zu machen, d. h. für be-

stimmteZiele eines concreten Staates durch concrete Mittel vorherzusorgen. Die politische Oekonomik kann und darf somit nicht mehr sein als die Medicin. Diese lehrt, wie man Krankheiten erkennen und zum Zwecke der Heilung eingreifen kann. Sie lehrt nicht, wie alle Bresthaftigkeiten zu heilen seien, sie gibt nicht Mittel für jedes Siechthum an. Sie besagt auch nicht, welches Uebel einen bestimmten Menschen quälen mag. Das Bild der Merkmale aufzufassen, es zu subsumiren, die Mittel, über welche die Kunst verfügt, individualisirend anzuwenden, das ist die Aufgabe des praktischen Arztes, das auch die des praktischen Oekonomisten. Die politische Oekonomik kann demgemäss nicht so vermessen sein, allgemein und in jedem Falle giltige Regeln zu bieten. Sie kann nur die gemeinwirthschaftlichen Mittel und gemeinwirthschaftlichen Zwecke in abstracto vorführen.

Nur an der Hand des nomistischen Grundsatzes vermag sich der Forscher an die praktischen Probleme der Oekonomik heranzuwagen, vermag er zu untersuchen, ob es socialwirthschaftliche, nationalwirthschaftliche und staatswirthschaftliche Zwecke gebe, und ob dieselben durch socialwirthschaftliche, nationalwirthschaftliche und staatswirthschaftliche Mittel zu erreichen seien, ob menschliche Macht also im Stande sei, wirthschaftliche Thatsachen künstlich zu setzen, welche ihrer natürlichen Wirksamkeit nach andere erwünschte Thatsachen herbeiführen könnten. Wenn die Untersuchung ergibt, dass wir im Stande sind, Thatsachen zu setzen, um solche Wirkungen zu erzielen, so kann dies nur geschehen unter der Voraussetzung, dass es wirthschaftliche Gesetze gebe, unter Voraussetzung ihrer Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit. In der Fähigkeit, wirthschaftliche Zwecke durch wirthschaftliche Mittel zu erreichen, besteht die Kraft der Oekonomik über das Leben. Aber dieser Kraft steht eine Schwäche gegenüber. Selbst naturgesetzlicher Nothwendigkeit unsere Entstehung verdankend, und selbst Naturwesen, können wir nichts gegen die Natur, nichts gegen ihre Gesetze. Was wir vermögen, bringen wir nur mit ihnen zu Stande; gegen sie können wir uns nicht stemmen. Wir können dahin gelangen, die Schwerkraft, welche uns an einen Ort bannt, durch die Dampfkraft zu überwinden und im Fluge weite Entfernungen zu durcheilen, aber so lästig uns die Schwere auch im Hinblick auf unsere Zwecke manchmal fallen möge, wir werden doch nie dazu gelangen, sie selbst fortzudecretiren, sie selbst durch irgend eine Veranstaltung aufzuheben. Vermöge unserer Erkenntnis mechanischer Gesetze können wir uns eiserne Sclaven erziehen; aber die Gesetze selbst können wir nicht vernichten. Wenn wir einmal so weit sind, eine genügende Einsicht in den Zu-

sammenhang der ökonomischen Erscheinungen zu besitzen, wird vielleicht ein ökonomistischer Edison sie in genialer Weise benützen können; er wird die festgestellten Wirksamkeiten möglicherweise so geistvoll verwenden, dass dieselben für Alle nur günstige Erfolge ergeben. Aber auch dieser hochragende Geist wird seine ganze Macht nur üben können, sofern er sich der Grenzen seines Vermögens bewusst ist; er wird nichts gegen die ökonomischen Kräfte unternehmen, er wird keine vernachlässigen, keine gering achten, keine aufzuheben versuchen, sondern nur schädliche Wirkungen durch Gegenwirkungen zu überwinden streben. Wenn wir dieser Art von einem fernen Zukunftsreiche schwärmen, ohne uns von seiner Möglichkeit irgend eine Vorstellung machen zu können, haben wir Analogien im Auge, welche so ausschweifende Hoffnungen, wenn auch nicht berechtigen, so doch verzeihlich erscheinen lassen. Die Menschen haben Jahrtausende, bevor sie wussten, was das Feuer ist, von demselben einen erspriesslichen Gebrauch gemacht, sie haben Jahrtausende, bevor sie die zerstörende Wirkung der Hitze auf die kleinsten organischen Krankheitsträger gekannt haben, ihre Nahrungsmittel gekocht, sie haben Jahrhunderte, bevor sie die Geheimnisse der Stahlhärtung theoretisch zu erfassen vermochten, die trefflichsten Schwerter, die feinsten Dolche geschmiedet. Aehnliches zeigt sich uns auf dem Gebiete der Oekonomik. Auch ohne vollkommen adäquate Einsicht in die Gesetze der wirthschaftlichen Erscheinungen sind zweckmässige Anordnungen und Veranstaltungen zu Thatsachen geworden, unter welchen das Geld- und das Versicherungswesen hervorragen.

3. Inhalt und Geltungsgebiet ökonomischer Gesetze.

Gestatten wir uns nun einen Rückblick auf den bisher durchmessenen Weg. Wir sind von den wirthschaftlichen Erscheinungen ausgegangen, wir haben von denselben abgeleitet, in welcher Art sich die wirthschaftlichen Begriffe bilden. Wir haben sodann die causale Verknüpfung, welche zwischen diesen Erscheinungen möglich ist, ins Auge gefasst. Damit haben wir denn die nothwendige Voraussetzung erlangt, um uns dem Verständnisse der ökonomischen Gesetze zu nähern. Wir haben gehört, dass jedes Gesetz ein vermittelndes Glied zwischen dem axiomatischen, apriorischen, apodiktischen Causalprincipe und der concreten causalen Verknüpfung ist. Weder die Causalität, noch auch der concrete Nexus ist demnach als Gesetz namhaft zu machen, vielmehr unter diesem Ausdruck nur der causale Nexus zwischen Erscheinungen einer bestimmten Art und Erscheinungen einer andern Art zu verstehen. Eben darum setzt der Begriff des Gesetzes

einerseits das Verständnis des Artbegriffes, andererseits das Verständnis der Causalität voraus. Dadurch, dass der Begriff des Gesetzes von dem Merkmal des Oekonomischen näher bestimmt wird, ist bereits gegeben, dass das ökonomische Gesetz, sofern es überhaupt existirt, als ein Gesetz eigener Art Bestand haben muss. Nach unseren dem Gesetze im Allgemeinen gewidmeten Ausführungen wissen wir, dass sich die Geltungsgrenze eines Gesetzes durch die Begriffsweite der Erscheinungen bestimmt, welche es beherrscht. Die ökonomischen Gesetze können daher nur als Gesetze der wirthschaftlichen Erscheinungen gedacht werden und nicht weiter gehen als der Begriff der wirthschaftlichen Erscheinungen. Die Frage, ob es wirthschaftliche Gesetze geben kann, ist demnach unbedingt zu bejahen. Die wirthschaftlichen Erscheinungen sind zwar Erscheinungen besonderer Art, zumal sie finale Erscheinungen sind; aber ihre Bestimmung löst sie keineswegs aus dem Nexus der Causalität, zumal wir die Finalität nur als eine besondere Art der Causalität erkannt haben. Da die Finalität an das Lebendige gebunden ist und nur bei diesem gefunden wird, ist es auch sicher, dass der Oekonomist keine Gesetze ergründen kann, welche zu jeder Zeit und absolut giltig wären. Alle ökonomischen Gesetze sind, als Gesetze des Zweckmässigen, solche des Lebens und können daher nur als Naturgesetze hinsichtlich bestimmter Naturphänomene aufgefasst werden. Von den Gesetzen des Lebens kann Niemand verlangen, dass sie abgesehen von allem Leben Geltung haben mögen; bevor das Leben auf unserm Erdball auftrat, kann es keine ökonomischen Gesetze gegeben haben; die ökonomischen Gesetze werden auch keine Geltung haben, wenn einmal das Leben auf Erden erlöschen sollte. Es ist aber anzunehmen, dass sie, als Gesetze des Lebens überhaupt, auch überall dort im Universum gelten, wo sich Spuren des Lebens zeigen mögen. Gibt es eine Mehrheit bewohnter Welten, so wird sich das Leben auf fernen Gestirnen oder in fernen Zeiten nur dem Grade nach, nicht aber auch der Art nach von dem unsern unterscheiden können; es wird höher oder niedriger sein; die wirthschaftlichen Gesetze, welche es regeln, werden daher auch anders geartet sein; aber sie werden Denjenigen, welche das Leben auf Erden gegenwärtig beherrschen, doch wesentlich gleich sein müssen. Dass die wirthschaftlichen Gesetze nur von Lebewesen gelten und daher solche voraussetzen, da sie, abgesehen von allen zweckmässig handelnden Subjekten, keine Realität beanspruchen können, raubt ihnen aber keineswegs ihre Qualität des Gesetzlichen. Die Gesetze des Luftdruckes gelten auch nicht unbedingt, sondern nur auf jenen Weltkörpern, welche eine Atmosphäre besitzen, und nehmen sicherlich auf jedem Weltkörper,

welcher mit einer Atmosphäre umgeben ist, andere Aeusserungsformen an. Die Bedeutung, welche der Thatsache der Entwicklung hinsichtlich der wirthschaftlichen Gesetzmässigkeit zukommt, erwägen wir an dieser Stelle nicht näher; sie ist Gegenstand des nächsten Capitels.

Wir wissen nun, dass es Gesetze in der Oekonomik gibt. Welcher Art sind diese Gesetze? Sind alle gleichartig? Sie sind es nicht. Wenn sie gleichartig wären, so ständen wir an dem Schlusse unserer Untersuchungen. Aber wenn sie es nicht sind, so reiht sich an das nunmehr gewonnene nomistische Resultat eine weitere Frage. Wenn die ökonomischen Gesetze nämlich nicht gleichartig sind, so haben wir ihre Arten zu erforschen.

Da ist es denn von hervorragender Bedeutung, das Dauernde vom Veränderlichen, das Constante vom Veriabeln zu sondern, ein Process, der sich, wie unsere früheren Ansichten darlegen, wohl im Laufe der Zeit von selbst vollzieht, der aber doch durch die wissenschaftliche Methode beschleunigt werden kann. Da die wirthschaftlichen Erscheinungen es lediglich mit Zwecken zu thun haben, so wird ihre Constanz von der gewisser Zwecke abhängen, welche das Menschenleben bestimmen: Zwecke, welche von jeher im Menschen vorhanden sind, von jeher in ihm wirken, Zwecke, welche er mit den Lebenden gemein hat. Zwecke insbesonders, durch deren vollständigere Verwirklichung der Mensch sich aus der Reihe der Lebendigen emporgeschwungen hat, werden naturgemäss durch concrete Handlungen nicht aufgehoben werden können. Wiewohl die Untersuchung über das Zweckleben des Menschen bestimmt ist, in die Theorie einzuführen, können wir doch schon hier hervorvorheben, dass die Zwecke der Ernährung und Zeugung Erscheinungen hervorrufen müssen, welche nothwendig unter ewigen Gesetzen stehen, wobei wir uns unter ewigen Gesetzen solche denken, die das Leben der Menschheit von ihrem Auftreten bis zu ihrem Erlöschen regieren. Diese Gesetze, die Gesetze des Hungers und der Liebe, sind dem Menschen, sofern er ein Lebewesen ist, eigen; sie beherrschen aber nicht nur sein Dasein, sondern das alles Lebendigen. Dieser grossartige Zusammenhang des Menschlichen mit dem Lebenden ist zuerst von einem der grössten Denker, von einem der grössten Oekonomisten, von Darwin dargestellt worden.

Die Zwecke der Nahrungsbeschaffung und der Zeugung sind solche, ohne deren Erfüllung das menschliche Geschlecht nicht denkbar ist. Ihre Wichigkeit ist eine so überragende, dass sie sich zunächst dem menschlichen Geiste, welcher nach einem Verständnis des menschlichen Zwecklebens strebte, aufdrängten. Es ist natürlich, dass der

erste Zweck den zweiten noch an Bedeutsamkeit überwiegt, zumal alles Lebende nur durch die Einverleibung von Nahrungsmitteln sich erhalten kann und erst, wenn diese Forderung erfüllt ist, daran gehen kann, die Eigenart fortzupflanzen. So war denn die Oekonomik, seit sie anfing, überhaupt Theorie zu werden und Gesetze des Zwecklebens festzustellen im Wesentlichen eine Oekonomik der Nahrungsmittel. Dies zeigt sich mit besonderer Schärfe an den Physiokraten, denen nur Der im wahrsten Sinne des Wortes productiv schien, der Nahrungsmittel erzeugte. Vornehmlich physiokratisch denkt in diesem Sinne oft auch Smith, denkt oft auch Ricardo. Es ist leicht, sich davon zu überzeugen, wenn man in Erwägung zieht, in wie hohem Maasse bei ihnen nicht nur wie bei den Physiokraten die Production, sondern zumal der Handel mit Bodenfrüchten ihre Aufmerksamkeit fesselte. Das Getreide ist bei den Classikern gewissermassen das Maass aller Dinge. Ihre Oekonomik gilt vornehmlich dem Verdauungsorgane. Eben hiedurch erwarb sich die Oekonomik der classischen Schule jene Charakterzüge, die nur von diesem Standpunkt aus ganz zu verstehen sind. Das Verlangen nach Nahrung ist ein lediglich egoistisches, es ist ein lediglich materialistisches, es ist aber auch ein ewiges. So kam denn die classische Schule zu ihren Gesetzen des Egoismus, zu ihren Gesetzen materialistischen Gepräges, zu ihrem Perpetualismus und Absolutismus. Auch wo sie über die Nahrungsbeschaffung hinwegsah, stand sie im Banne ihrer Anschauung, welche man als eine victualistische bezeichnen könnte. Malthus erst stellt den Zeugungsprozess in den Vordergrund. Man hat oft darüber gelächelt, dass dieser Mann, der sich reichen Kindersegens erfreute, geschlechtliche Entsagung predigte; man hat hierin einen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis erblicken wollen. Einem tieferen Verständnis erklärt sich dieser Gegensatz. Zarte, aber feste Fäden verbinden das Leben mit dem Denken; gewiss ist der stärkere Zeugungsdrang in dem Menschen ein Anlass für den Forscher gewesen, die Procreation alles Menschlichen zum Gegenstande der Forschung zu machen. Malthus steht, wie jeder Denker, in der Entwicklung der Wissenschaft und ist von ihr abhängig. Er behandelt einen Trieb, der nicht wie der des Nahrungsbedürfnisses den Einen zum Gegner des Andern macht, er behandelt jene Kraft, welche den Altruismus hervorbringt. Aber seine Betrachtungsart ist noch immer eine wesentlich egoistische, materialistische und perpetualistische; der Perpetualismus findet seine Berechtigung darin, dass sein Gegenstand auf ewige Dauer Anspruch machen kann; allein das egoistische und materialistische Moment wird durch diesen Gegenstand selbst in den Hintergrund gerückt.

Mit klarem Bewusstsein und ausdrücklicher Betonung schliesst sich Darwin an Malthus an, baut er dessen Werk fort. Sein starker und eindringender Geist aber fasst die beiden Zwecke, die bisher getrennt ins Auge gefasst wurden, mit mächtigem Griffe zusammen. Zugleich dehnt er deren Bethätignug als der erste auf alles Lebende aus. Und er als der erste zeigt, in welcher Weise Nahrungsbeschaffung und Zeugung den Artbegriff gestalten. Indem er zeigt, wie sich die Art überhaupt entwickelt, lehrt er den Oekonomisten, wie sich ein Volk entwickelt, lehrt er ihn, die Nation, welche bis auf ihn nur staatsrechtlich aufgefasst wurde, ökonomisch zu begreifen. Was die Wirthschaft ist, das hat Smith in einer für seine Zeit musterhaften Weise zu zeigen vermocht. Darwin bahnt ein Weiteres an: die Erfassung der Volkswirthschaft in ihrer Entwicklung. Seinen Spuren folgend, hat der Oekonomist zu erwägen, was an unserem nationalen und gesellschaftlichen Leben nothwendig und dauernd, was gesetzmässig und unveränderlich ist, was andererseits den Willen bestimmt und ihm als Bestimmungsgrund nicht unterliegt, was andererseits dem Willen unterliegt und von ihm bestimmt werden hann. Wandelt der Oekonomist diesen Weg, so gelangt er zu einer vertieften Auffassung der Norm als einer ökonomistischen Grösse. In diesem Lichte zeigt sich uns das Volk zwar nicht im Sinne der in den Naturwissenschaften wenig bewanderten historischen Schule als ein untrennbares und untheilbares Individuelles organischer Natur, aber doch als ein durch physische und psychische Eigenart verbundenes Ganzes, das über die Vielheit seiner Bestandtheile hinweg ein einheitliches Gepräge besitzt, dessen Lebensform Sitte und Satzung, dessen empirischer Charakter die Geschichte der Gesammtheit ist. In diesem Lichte erkennen wir auch, dass ein Volk eins ist mit seinen Sitten und Satzungen, dass diese mit Nothwendigkeit aus seinem Wesen hervorgehen; wir ahnen, dass Sitten und Satzungen als Normen Erscheinungen sind, als Erscheinungen Gesetzen unterliegen und sich nach bestimmten Nothwendigkeiten bilden.

Einer noch unentwickelten Erkenntnis erscheinen Naturgesetz und Norm als unüberbrückbarer Gegensatz: das Sittengesetz fordert: Was du nicht willst, dass dir geschehe, das thu' auch einem andern nicht. Das Naturgesetz scheint zu sagen: Was du nicht willst, dass thu' dem andern. Das Sittengesetz heischt Schutz der Schwachen und Förderung des Nebenmenschen. Das Naturgesetz scheint Unterdrückung des Schwachen und Förderung des eigenen Wohles zu verlangen. Eine tiefere Einsicht löst diese Widersprüche harmonisch auf und zeigt, wie das Sittengesetz aus dem Naturgesetze fliesst. Das Naturgesetz kennt nicht nur Zwecke der Einzelnen, sondern auch solche der Ge-

sammtheit; der Gegensatz lässt sich auf den zwischen dem Einen und dem einheitlich gestalteten Mannigfaltigen zurückführen. Solange es die Oekonomik nur mit einzelnen menschlichen Zwecken und gerade mit solchen, die hinsichtlich ihrer Dauer gleichartig sind, zu thun hatte, konnte auch die Meinung vorherrschen, dass alle ökonomischen Gesetze gleichartig seien. Sofern sich uns aber die Einsicht eröffnet, dass es sich im Getriebe des ökonomistischen Zwecklebens nicht um diesen oder jenen Zweck, sondern um Zwecke überhaupt handelt, können wir auch nicht dem Gedanken Raum geben, dass alle Gesetze des Wirthschaftslebens gleichartig wären, denn, wenn es Zwecke verschiedenen Ranges gibt, wenn es Mittel verschiedenen Ranges gibt, so muss es auch Gesetze verschiedenen Ranges geben. Ist jedem Gesetze eine gewisse Geltungssphäre zu eigen, so kann es nicht fraglich sein, dass es Gesetze gebe, welche innerhalb der Gesellschaft gelten, ohne auch innerhalb derselben gültig zu sein. Gewiss ist es auch, dass Produktion und Vertheilung nicht unter wesentlich verschiedenen Gesetzen stehen können. Wohl kann es Gesetze der Production geben, welche nur innerhalb dieser herrschen, Gesetze der Vertheilung, welche nur innerhalb der Vertheilung herrschen. Production und Vertheilung können demnach unter verschiedenen Gesetzen stehen. Aber daraus kann nicht folgen, dass diese Gesetze ihrem Wesen nach verschiedenartig seien. Es würde vielmehr sehr befremdlich sein, dass verwandte Gebiete von unverwandten Gesetzen beherrscht würden. Um eine derartige Sonderung anzunehmen, dazu ist doch alle Production auf der gegenwärtigen Wirthschaftsstufe zu sehr von der Vertheilung und die Vertheilung zu sehr von der Production abhängig. Es ist demnach die lebendige Wechselwirkung zwischen beiden Gebieten, welche eine fundamentale Verschiedenheit der beherrschenden Gesetze undenkbar macht. Mit demselben Rechte könnte man annehmen, dass der Umlauf des Goldes sich nach Naturgesetzen, der des Silbers dagegen nach conventionellen Normen vollziehe.

Der Umfang, welcher dem Begriffe der wirthschaftlichen Erscheinung eigen ist, bestimmt nicht den Umfang eines jeden wirthschaftlichen Gesetzes, sondern nur des wirthschaftlichen Gesetzes überhaupt. Wenn Erscheinungen bestimmter Art ins Auge gefasst werden, so werden dieselben immer auch Gesetze besonderer Art aufweisen. Diese Erscheinungen besonderer Art müssen aber, mögen ihre Artbegriffe noch so eng sein, doch immer als wirthschaftliche Erscheinungen in Betracht kommen, sie werden daher immer auch den allgemeinsten wirthschaftlichen Gesetzen unterworfen sein. Hieraus folgt, dass die besondern Gesetze bestimmte Züge mit

den allgemeinsten Gesetzen des wirthschaftlichen Lebens gemein haben müssen. Hierdurch muss eine Einheit der wirthschaftlichen Gesetze entstehen, deren Nachweis und Begründung nur auf deductivem Wege denkbar ist. Es wird daher auch eine der obersten Aufgaben der deductiven Methode sein müssen, die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Gesetze aufrecht zu erhalten, die Vielheit der Einsichten zusammenzufassen und uns nicht etwa eine unorganische Buntheit von Gesetzen, sondern eine systematische Verbindung derselben zu bieten. Es ist ein hervorragendes wissenschaftliches Verdienst des Deductivismus, dass er diese Einheitlichkeit angebahnt hat, indem er darauf hinwies, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen durchweg Wertherscheinungen und gewissermassen Erscheinungsformen des Werthprincips seien. Auf den Spuren dieses Gedankens, der wohl, wie wir bereits gelegentlich hervorgehoben haben, nicht modernen Forschern angehört, aber doch von ihnen mit besonderem Nachdruck vertreten worden ist, wird die Oekonomik der Zukunft sicherlich zu wandeln haben. Als der hervorragendste Pionnier dieser Richtung hat sich C. Menger erwiesen. Wie gross auch die Irrthümer dieses bis zur Genialität scharfsinnigen, aber, wie es scheint, mit den erkenntnistheoretischen Problemen nicht genügend vertrauten Geistes im Einzelnen und insbesondere hinsichtlich seiner positiven methodologischen Postulate sein mögen, er ist doch unstreitig der kühnste und erfolgreichste Vorkämpfer des axiologischen Princips und in dieser Hinsicht ziemt es jedem auf der Höhe der Entwicklung stehenden Forscher, ehrfürchtig seinen Bahnen zu folgen. Wenn durch das axiologische Princip auch kein concretes System der Oekonomik geboten worden, so ist es doch durch dieses Princip allein möglich. Sache einer systematischen Oekonomik wird es daher sein, sich nicht an von einander mehr oder wenigen unabhängigen Preisgesetzen genügen zu lassen, sondern den Preis aus dem Werthe, den Lohn aus dem Preise, die Armuth aus dem Lohne verstehen zu lehren und solcher Art die Kette der wirthschaftlichen Causalitäten an einen theoretisch festen Punkt zu schmieden.

Hieran schliesst sich die Frage, ob auf dem Gebiete der Oekonomie nur Gesetze oder auch Regeln möglich sind. Ihre Beantwortung vermag uns weiter keine Schwierigkeiten zu bieten. Nachdem wir dargelegt haben, dass die Oekonomik bestimmt ist, für das moderne Bewusstsein an die Stelle der Philosophie zu treten und die einzelnen Wissenschaften zu einem höchsten Zwecke, zur Wissenschaft vom Zweckmässigen und somit zur Wissenschaft vom Glücke, zusammenzufassen, brauchen wir uns nur daran zu erinnern, dass die Oekonomik alle andern Disciplinen voraussetzt, von allen bedingt wird, über alle hin-

ausragt, allein Zweck ist, aber auch auf alle Licht ausstrahlen lässt. Es ist daher auch folgerichtig, dass sie alle Arten von Gesetzen, welche sich in den Hilfswissenschaften finden, mit aufnehme. Sie wird, da sie naturwissenschaftliche Erkenntnisse, unter denen die Gesetze der Zeugung, des abnehmenden Ertrages, der Ermüdung und der Sättigung die markantesten sind, als Basis benutzen muss, keinen exacteren Charakter an sich tragen können als die übrigen Naturwissenschaften. Zudem wird sie überall, wo es ihren Einsichten an Allgemeinheit oder an Nothwendigkeit gebricht, mit Regeln vorliebnehmen müssen. Demzufolge wird sich die Oekonomik nur als ein System von Gesetzen und Regeln gestalten lassen.

Mancher unserer Leser wird uns nun vielleicht sagen, er glaube gern, dass es ökonomische Gesetze und ökonomische Regeln gebe, wir sollten aber doch zeigen, wie zu ihrer Erkenntnis zu gelangen sei. Diese Frage werden wir nicht beantworten, weil wir sie, soweit es unsere Eignung hiezu und die Entwicklungsstufe der Methodologie zulassen, beantwortet zu haben glauben: der Weg zu Gesetzen liegt hinter uns, nicht vor uns. Diese Frage wäre nämlich zunächst durch Darlegung Dessen, was als ökonomische Thatsache aufzufassen, dann durch Darlegung der Art und Weise, in welcher diese zu behandeln wäre, zu lösen. Dies eben ist die Bahn, welche wir durchmessen haben. Wir haben eingangs dieses Werkes gefragt, wie ökonomische Erkenntnisse möglich seien. Wir haben weiters gezeigt, in welcher Art die ökonomischen Erscheinungen auf unseren Geist wirken, wie sie sich ordnen, zu Begriffen erklären, zu Causalitäten verknüpfen; wir haben schliesslich gezeigt, in welcher Art wir zu generellen Causalitäten gelangen. Generelle Causalitäten aber sind Gesetze. Wir haben gezeigt, dass dieser Process sich selbstthätig in einem ruhigen Werden vollzieht, ohne unsere Absicht, durch die blose Thätigkeit des Gegenstandes einerseits, des Intellectes andererseits, dass wir demnach zu ökonomischen Ansichten gelangen müssen, ob wir wollen oder nicht. Die Einsicht fällt uns schliesslich, wenn wir das Werden nur walten lassen, wie eine Frucht vom Baume in den Schoss. Aber schliesst Das aus, dass wir den Baum pflegen, dass wir ihm Alles zuführen, was sein Gedeihen befördern, dass wir Alles von ihm abhalten, was ihn schädigen könnte? Schliesst Das aus, dass wir, der Frucht bedürftig, ihre Reife beschleunigen und gelegentlich auch ungeduldig an dem Stamme schütteln? Keineswegs. Es ist vielmehr Aufgabe des Oekonomisten, den Process, welcher an unserem Geiste Gesetze der ökonomischen Erscheinungen zu Wege bringt, künstlich zu betreiben, damit die Menschheit über diese wichtigen Erkenntnisse früher verfüge. Die

Weine im Keller werden von selbst alt, wenn man sie liegen lässt. Aber die Wissenschaft hat Mittel und Wege gefunden, sie rascher zur Reife zu bringen, sie werden gekocht, sie werden elektrisirt, sie werden ozonisirt, um so jene Processe, die sie, sich selbst überlassen, durchmachen müssten, zu beschleunigen.

4. Exacte und empirische Gesetze auf dem Gebiete der Oekonomik.

Die Thatsache, dass es Regeln und Gesetze der ökonomischen Erscheinungen geben kann, ist nicht immer in gleicher Weise gewürdigt worden. Wir haben gehört, dass Mill (Log III. C. IV.) zwischen empirischen und Naturgesetzen unterscheidet; wir haben weiters gehört, wie Rümelin (Reden und Aufsätze 1875 S. 5 ff.) diesen Unterschied nach Mill's Vorgang (Log. B. VI, C. V § 2, B. VI, C. V § 3, § 5) auf die ökonomischen Erscheinungen anwendet und zu dem Ergebnis gelangt, dass es kein Naturgesetz des wirthschaftlichen Lebens geben kann. Die Mill'sche Unterscheidung zwischen empirischen und Naturgesetzen hat nicht nur Rümelin, sondern auch Menger in hervorragendem Maasse beeinflusst (vgl. insb. Log. B. VI C. IX § 3). Menger trennt die möglichen ökonomischen Gesetze in exacte und empirische. Die Frage, ob wir es insbesondere auf ökonomischem Gebiete mit exacten Erkenntnissen zu thun hätten, ist von uns bereits im vorigen Capitel behandelt worden. An dieser Stelle werden wir uns nur mit der Berechtigung der Unterscheidung zwischen empirischen und exacten Gesetzen, insbesondere aber mit der Möglichkeit der letzteren beschäftigen.

Ist es gewiss, dass es ökonomische Gesetze gebe, so ist die Frage, ob es insbesondere exacte Gesetze des Wirthschaftslebens gebe, berechtigt. Ihre Beantwortung hängt naturgemäss von dem Sinne ab, welchen wir mit dem Worte „exact“ verbinden, und welchen Sinn es zumal ergibt, wenn wir das Moment des Exacten mit dem des Gesetzlichen verknüpfen. Verstehen wir nämlich, unseren früheren Ausführungen gemäss, unter einem Gesetze die Erkenntnis eines generellen Causalzusammenhanges, so kann es sich nur darum handeln, welcher Sinn der Verbindung eines solchen Begriffes mit dem Merkmal der Exactheit zukäme. Durch diese Erwägung ist der Gang unserer Erörterung bestimmt. Menger nennt in seinen Untersuchungen die von ihm eingeschlagene Richtung bekanntlich eine exact-realistische, seine Methode eine analytische. Diese Bezeichnungen erinnern in interessanter Weise an die Herbart'sche Philosophie. Vergleicht man aber die Herbart'sche Richtung mit der Menger'schen näher, so gewahrt

man, dass die Verwandtschaft zwischen beiden nur in der Nomenclatur, nicht aber im Wesen liegt. Die Herbart'sche Richtung der Philosophie nennt sich aus ganz anderen Titeln exact, als die Menger-sche Richtung auf dem Gebiete der Oekonomik. Herbart nennt seine Richtung die exacte, weil sie einerseits als Philosophie den empirischen Wissenschaften gegenüber eine versöhnliche Stellung einnimmt, er nennt seine Richtung Realismus, weil sie sich gegen den transscendentalen Idealismus Kant's wendet. Sie nennt sich also fast die exact-realistische Richtung der Philosophie, wie Menger die seine die exact-realistische in der Oekonomik. Allein Menger nennt seine Richtung keineswegs die exacte, weil sie dem Empirismus gegenüber eine versöhnliche Stellung einnähme; auch nimmt er diese versöhnliche Stellung in Wirklichkeit nicht ein. Menger nennt seine Richtung auch nicht die realistische, weil er sich irgendwie gegen eine nicht empiristische Richtung wenden würde; in der That wendet er sich vielmehr gegen den Empirismus. Auch hinsichtlich des analytischen Vorgehens hat Menger mit Herbart nur wenig Gemeinsamkeit. Denn Herbart's Analyse ist eine solche des empirischen, des Erfahrungsbegriffes, sie schreitet zu ihrem Ergebnis durch immer weitere Bearbeitung der Begriffe vor. Menger's Analyse geht dagegen, wie wir bereits erörtert haben, nicht vom Gegebenen aus, zumal sie ja gewisse Theile desselben fallen lässt und ausdrücklich ihre Darlegungen an irreale Voraussetzungen (Unters. p. 56) knüpft. Daher ist denn ihre Analyse auch nicht Bearbeitung der Erfahrungsbegriffe, sondern Deduction aus apriorischen Axiomen (Unters. p. 53).

Wir können unter exacten Gesetzen solche verstehen, die uns ökonomistischen Erscheinungen in mathematischen Ausdrücken ermitteln und uns solcherart nicht nur den generellen Causalnexus der Erscheinungen, sondern auch das Mass, in welchem die Ursache wirkt, in welchem also die wirthschaftliche Energie der Ursache in der Wirkung zu Tage tritt, enthalten könnten. Es liegt auf der Hand, dass die ökonomistische Erkenntnis zunächst das Bestreben haben muss, uns den generellen Causalnexus zu Bewusstsein zu bringen, ehe sie daran gehen wollte, denselben bis auf den Grössenausdruck genau zu kennzeichnen. Wollten wir somit unter Exatheit lediglich den Gebrauch des mathematischen Calcüls verstehen, so müssten wir die Möglichkeit, die Oekonomik im vollsten Sinne des Wortes zu einer Wissenschaft nach Art der Mathematik, der Physik oder auch der Astronomie zu gestalten, insolange mindestens in Abrede stellen, als die generellen Causalconnexe überhaupt noch nicht klargelegt sind. Durch das blosse

Streben, der Mathematik Eingang zu gewähren und sich des mathematischen Calcüls zu bedienen, wir keine Wissenschaft exact, sondern erst durch das Gelingen dieses Strebens. Jedes Gelingen eines Strebens ist aber ausgeschlossen, sofern die Bedingungen dieses Gelingens nicht in der naturgemässen Reihenfolge gesetzt sind. Verstehen wir nämlich unter exacten Gesetzen jene Gesetze, welche uns streng bewiesene und unzweifelbare Kenntnisse vermitteln, so werden wir die Möglichkeit solcher Gesetze nicht in Abrede stellen können. Allein es fragt sich, ob bei dieser Art der Auffassung die Verbindung der Exactheit mit dem Begriffe des Gesetzes ein synthetische oder lediglich eine analytische wäre. Denkt man sich nämlich unter den exacten Gesetzen strenge im Sinne Mengers, also ausnahmlose Gesetze, so hat die Unterscheidung zwischen exacten und empirischen Gesetzen nicht nur überhaupt, sondern folgerichtig auch auf dem Boden der Oekonomik keine Berechtigung, denn die Gesetze sind ihrem Wesen nach ausnahmslos; sofern sie nicht ausnahmlos sind, können allgemeine Urtheile nicht als Gesetze, sondern nur als Regeln bezeichnet werden. Demgemäss wäre ein exactes Gesetz nicht eine besondere Art der Gesetze, sondern nur eine Tautologie. Die Ausnahmslosigkeit vermag um so weniger als Eintheilungsgrund zwischen exacten und empirischen Gesetzen betrachtet zu werden, als Menger die Ausnahmslosigkeit auch bei empirischen Gesetzen annimmt (Unt. p. 35). Unzureichend ist auch Menger's Unterscheidung zwischen Gesetzen und Regeln, sofern er unter Regeln generelle Erkenntnisse versteht (II Unters. p. 29). Denn auch Gesetze sind generelle Erkenntnisse.

Wir könnten unter exacten Gesetze weiters Naturgesetze verstehen. Menger stellt die Naturgesetze den empirischen gegenüber (Unters. p. 240), er identificirt (p. 36, 41, 259) die strengen Gesetze mit den Naturgesetzen; er betont (p. 38), dass die Gesetze der Erscheinungen, welche ausnahmslos gelten, gemeiniglich Naturgesetze genannt würden; er fügt hinzu, dass sie richtiger mit dem Ausdruck exacter Gesetze zu bezeichnen wären. Menger identificirt somit an mehrern Stellen die Naturgesetze und die exacten Gesetze. Sofern dies geschieht, gilt für ihn das, was wir hinsichtlich der Mill'schen Unterscheidung zwischen Naturgesetzen und empirischen Gesetzen gesagt haben. Sind die exacten Gesetze nichts anderes als Naturgesetze, so hat die Unterscheidung zwischen exacten Gesetzen und empirischen keine wie immer geartete Berechtigung. Versteht Menger unter exacten Gesetzen Regelmässigkeiten in der Aufeinanderfolge und Coexistenz (Unters. p. 28, 38, 40), so versteht er unter ihnen Regelmässigkeiten, welche uns nicht einen causalen Zusammenhang enthüllen; dann fällt der Begriff des

exacten Gesetzes in den der Regel, dann ist die Unterscheidung zwischen exacten Gesetzen und empirischen wieder unstichhaltig. Versteht Menger unter exacten Gesetzen nicht Regelmässigkeiten der Aufeinanderfolge und Succession realer Phänomene (II 41), sondern solche streng typisch gedachter Phänomene (p. 39. 40), so kann man in solchen Gesetzen, in denen nur das Moment der Aufeinanderfolge, nicht auch das des Causalconnexes zu Tage tritt, in welchen auch nicht von Aufeinanderfolge von Erscheinungen, sondern von Verknüpfungen von bloss gedachten Typen, also von Begriffen, die Rede ist, nicht solche der Oekonomik, sondern nur solche des ökonomistischen Denkens begreifen. So bliebe denn schliesslich noch die Auslegung übrig, dass Menger unter exacten Gesetzen apriorische Gesetze denke. Nach dieser Auffassung wären diese Gesetze nicht als solche der Erscheinungen (p. 38, 68, weiters p. 25, 41 im Zusammenhalt mit p. 35, 41) zu betrachten, sie würden folgerichtig auch keine generellen Causalzusammenhänge bieten. Das Moment des Generellen müsste diesen allgemeinen Gesetzen fehlen, weil dieses, sofern es sich um gesetzliche Erscheinungszusammenhänge handelt, nur aus den Erscheinungen geschöpft werden kann: das Moment des Causalen müsste, ihnen fehlen, weil es durch den Zusammenhang nach dem rationalen Erkenntnisgrunde ersetzt wäre und sie somit nicht mit Ursachen, sondern nur mit Prämissen (p. 58, 56) zu thun hätten. Solche apriorische Gesetze könnten allerdings nicht aus der Erfahrung quellen (p. 36, 37), sie wären aber auch lediglich Erkenntnissätze und könnten als solche weder an der Erfahrung verificirt werden (p. 41, 43, 54, 55, 57, 59) noch auch Beherrschung und Voraussicht von Erscheinungen gewähren (p. 5, 28, 34, 38). Dies ist umso einleuchtender, als Gesetze der Erscheinungen Erfahrungsurtheile sind, solche aber nothwendiger Weise synthetischer Natur sein müssen; aber es liegt auf der Hand, dass man auf dem Wege der Analyse nicht zu Synthetischem gelangen könne. Ein derartiger Apriorismus ist auch dann nicht methodologisch zu begründen, wenn man die Anschauung vertritt, die Deductionen aus apriorischen Axiomen wären nicht schlechthin von jeder Erfahrung, sondern nur vor einer specifiischen Erfahrung gemeint; denn jede Erfahrung, aus welcher sich ein besonderer Satz ergeben könnte, müsste nach Massgabe dieses besonderen Satzes eine specifische sein.

Wir könnten nun allerdings, von Menger abgehend, unter exacten Gesetzen solche von weitestem Umfang und daher perpetualistischer Geltung verstehen. Aber diese Auslegung, so annehmbar sie auch wäre, würde doch nicht ausreichen, die exacten Gesetze als solche besonderer Art zu specificiren. Ein Gesetz ist nämlich insofern ein

solches; als es einen generellen Causalnexus darstellt; gelingt ihm dies, so hat es alle Anforderungen erfüllt, welche von einem Gesetze zu bieten sind. Dadurch, dass ein Gesetz, das als solches einen generellen Causalnexus darstellt, uns einen generelleren Causalnexus zum Bewusstsein bringt als ein anderes, wird es lediglich ein Gesetz von weiterer Geltungssphäre, nicht aber ein Gesetz anderer Art; Kinder und Erwachsene, Zwerge und Riesen sind in gleicher Weise Menschen zu nennen; der Umfang hat mit dem Inhalt nichts zu thun. Die Irrthümer Rümelins einerseits, Mengers andererseits waren zweifellos durch Mill veranlasst worden, welcher durch die unzureichende Nomenclatur seiner Ausführungen, und insbesondere dadurch, dass er die Regeln empirische Gesetze genannt hat, zu der Annahme verleitete, dass die aus der Erfahrung stammenden Gesetze unverlässlich wären, während es doch kein Naturgesetz gibt, das nicht aus der Erfahrung stammte.

4. Inhalt und Geltungsgebiet ökonomischer Regeln.

Die Regeln sind auf dem Gebiete der Oekonomik von besonderer Bedeutung, aber es kann nicht gesagt werden, dass sie die ökonomische Wissenschaft ausmachen können. Den Regeln wohnt allemal, da entweder der Causalnexus, welchen sie aussprechen, nicht genügend allgemein ist, oder sie überhaupt nur einen Connex der Aufeinanderfolge ausdrücken, ohne das causale Moment zu berücksichtigen, keine erklärende Kraft inne. Erklärung aber fordert man mit Recht von einer Wissenschaft. Hinsichtlich der beiden das Gesetz betreffenden wesentlichen Merkmale, des generellen einerseits, des causalen andererseits, können, wie wir bereits ausgeführt haben, an die Regel keine exacten, keine strengen Anforderungen gestellt werden. Aber eine Forderung muss die Regel, sofern sie dieses Titels würdig sein will, doch immer erfüllen. Sie muss uns einen Connex von Erscheinungen sicher stellen. Es geht daher nicht an, einfache Erscheinungen, welche in einer noch so stattlichen Anzahl zu Tage treten, als Regeln zu bezeichnen; man nennt solche Erscheinungen mit Recht regelmässig; darin ist ausgedrückt, dass sie, ohne selbst Regeln zu sein, hinsichtlich einer wesentlichen Eigenschaft an dieselben erinnern; diese wesentliche Eigenschaft liegt in dem Umstande, dass regelmässige Erscheinungen in grösserer Anzahl, also als Massenerscheinungen der Beobachtung entgegentreten. Es wäre demnach incorrect, wollte man den Satz, dass die Menschen arm sind, als eine Regel bezeichnen, weil eine überwiegende Anzahl der Menschen arm genannt werden kann. Aus diesem Titel ist die Armuth nur als eine regelmässige Erscheinung zu bezeichnen.

Forscher, welche nicht tief in die Schwierigkeiten methodologischer Untersuchungen eingedrungen sind, pflegen geneigt zu sein. die Constatirung einer Massenerscheinung für eine Regel zu halten. Sie haben von einem Gesichtspunkte aus, an den sie freilich gemeiniglich nicht denken, vollkommen Recht. Die Massenerscheinung ist an sich genau so wenig eine Erklärung als die Regel. Wenn es gestattet wäre, bloss wegen des gemeinsamen Fehlens eines Merkmals zwei Begriffe zu idendificiren, so könnte man Massenerscheinung und Regel einander gleichsetzen.

Diejenigen, welche glauben, dass die Sammlung aller Erscheinungen, die eine Wissenschaft zu behandeln hätte, schon die Wissenschaft selbst sei, werden gerne mit der Regel arbeiten und an ihr ein Genüge finden. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die Bestrebungen solcher Forscher, deren es auf jedem Wissensgebiete Viele gibt, erspriesslich wären. Sie vermehren die Fragen der Wissenschaft. Aber indem sie dies thun, vermindern sie in demselben Masse die Wissenschaft selbst. Wiewohl nämlich nicht zu leugnen ist, dass sie die Wissenschaft fördern, so ist es doch gewiss, dass sie die Wissenschaftlichkeit derselben verringern. Denn diese misst sich an dem Verhältniss, welches eine Wissenschaft in einem concreten Augenblick zwischen ihren Problemen und deren Lösungen aufzuweisen vermag. Jene Förderung der Wissenschaft liegt trotz der Verminderung der Wissenschaft darin, dass die rein empirische Untersuchung eine grössere Wissenschaftlichkeit anbahnt und veranlasst.

Wer eine Regel aufstellt, der sagt Etwas aus, das nur in der Mehrzahl der Fälle gilt. Gilt ein Urtheil aber nur in der Mehrzahl der Fälle, so enthält es ein Prädicat, das nur in der Mehrzahl der Fälle mit Subjecten einer gewissen Art zu verknüpfen ist. Tritt uns dann eine Erscheinung solcher Art vor Augen, so muss erst untersucht werden, ob sie in die Regel oder in die Ausnahme zu rechnen ist. Durch die Regel sind wir also der einzelnen Untersuchung hinsichtlich des synthetischen Urtheils, das wir von einem concreten Subjecte abgeben könnten, nicht überhoben. Im Gegentheil. Sie erschwert die Arbeit der Erklärung, indem sie nicht eine Antwort auf eine Frage, gleich dem Gesetze, vielmehr der prägnante Ausdruck einer Forschungsschwierigkeit ist. Denn der Oekonomist wird sich angesichts einer Regel erst fragen müssen, warum sie von jenen Subjecten gelte, dagegen von diesen, die doch gleichartig sind, nicht gelte. Das sehen wir so recht an jener Lohnregel, welche unter dem Namen des eisernen Lohngesetzes bekannt ist. Drücken wir es in der einfachsten Weise aus, so besagt es, dass der gewöhnliche Arbeiter gemeingleich sein Existenz-

minimum erhalte. An der Anzahl der Unbestimmtheiten, mit welchen diese Lohnregel vor uns hintritt, kennzeichnet sie sich als ein Satz. der weit von der Stringenz des Gesetzes entfernt ist. Was nützt uns diese Regel, wenn wir die Lebenshaltung eines bestimmten Mannes zu beurtheilen haben? Wir haben dann zunächst festzustellen, dass wir einen gewöhnlichen Arbeiter vor uns haben. Eine ähnliche Untersuchung wird allerdings bei jedem Gesetze auch erforderlich sein, um das generelle Moment an einer concreten Erscheinuug klarzustellen. Geschieht dies aber bei dem Gesetze, so ist damit die Untersuchung abgeschlossen. Wir wissen dann sofort, was jenes generelle Moment nach sich zieht. Anders bei der Regel. Wir können nicht sagen: der Mensch A ist ein Taglöhner, folglich hat er nur über sein Existenzminimum zu verfügen. Wir müssen vielmehr erst untersuchen, ob er unter Jene gehört, welche nach der Aussage der Lohnregel das Existenzminimum erhalten, oder unter Jene, bei denen dies nicht der Fall ist. Wir müssten also in einem concreten Falle erst feststellen, dass der betreffende Wirthschafter in Wirklichkeit in dem Lohne nur das Existenzminimum erhalte. In dieser Untersuchung gelangen wir, auch wenn es sich nur um eine einzelne Thatsache handelt, doch nicht zu einem exacten Ergebnis, weil das Existenzminimum, als das mindeste Maass der Erfordernisse, sich nicht vollkommen exact feststellen lässt, und daher die Gleichstellung des erforderten und des im Lohn erhaltenen Betrages immer nur eine beiläufige bleiben muss. So sehen wir denn, dass das sogenannte eiserne Lohngesetz nur für Diejenigen gilt, für die es nachträglich nachgewiesen wird, somit nur für Diejenigen gilt, für die es gilt, dass es sonach Jedem in der Hand zerbricht, der es anwenden will.

Die Regel wird nicht nur oft mit der Massenerscheinung, sondern auch oft mit dem Gesetze verwechselt. So schwierig ist es oft, diese beiden Begriffe auseinanderzuhalten, dass sogar ein Menger gelegentlich fehlgreift. Menger definirt die Gesetze oft als Regelmässigkeiten in der Existenz und Aufeinanderfolge der Erscheinungen. Der genannte Forscher will durch diese Worte das Gesetz definiren und definirt nur die Regel. Denn zunächst ist damit, dass er dem Gesetze Regelmässigkeit vindicirt, schon das eigentliche Gepräge des Gesetzes gemindert. Ein Gesetz, das nach Art der Regel ist, kann nicht mehr als ein Gesetz betrachtet werden, denn Jeder empfindet, dass dem Gesetze Ausnahmslosigkeit zukommen müsse, die Regel dagegen Ausnahmen zulässt. In dem Ausdrucke der Regelmässigkeit ist mithin jene Allgemeinheit, also jener generelle Charakter nicht gegeben, der vom Gesetze gefordert werden muss. Nur wenn man festhielte, dass jede

Regel Connexe festzustellen hat, das Gesetz dagegen allgemeingültige und nothwendige Causalconnexe, könnte man sagen, dass das Gesetz eine Regel, und demgemäss der Begriff der Regel der übergeordnete Begriff sei, welchem sich dann der specifiische beizugesellen hätte.

Eine besondere Rolle spielen unter den Regeln der Oekonomik die Durchschnittsregeln; sie haben den Werth, dass sie das Normale angeben. Sie unterscheiden sich von den übrigen Regeln durch ein besonderes Merkmal. Jede Regel gilt nämlich im Allgemeinen, aber sie lässt Ausnahmen zu. Die Durchschnittsregel dagegen lässt Ausnahmen nicht nur zu, sondern schliesst sie auch ein. Das Normale ist daher nicht nur lediglich ausnahmsweise an einem concreten Falle wahrnehmbar, sondern gilt immer nur von allen; sowohl bei den Durchschnittsregeln wie auch bei den Spielraumsregeln ist beschränkte Allgemeinheit und Nichtbeachtung des Causalnexus vorhanden. Solche Regeln können ihrem Wesen nach nicht durch besondere Fälle verificirt werden, sondern gelten nur von einer Gesammtheit gleichartiger Fälle, von Massenerscheinungen also. Eben wegen dieser Art ihrer möglichen Verification können sie mit den exacten Gesetzen verwechselt werden. Oekonomistische Erkenntnisse, welche nur gemeiniglich gelten und, nicht nach allgemeiner Giltigkeit strebend, lediglich normale Erscheinungen des Wirthschaftslebens ins Auge fassen, sich auf diese stützen und daher nur mit dem Bewusstsein ausgesprochen werden, dass sie sich in keinem besonderen Falle bewähren können, sind demgemäss allemal nur als Regeln, nicht aber als Gesetze aufzufassen. Lassen sie aber nicht nur den causalen Nexus der Erscheinungen ausser Acht, sondern ersetzen sie denselben durch Aufstellung von Prämissen, von welchen deducirt wird, durch den Nexus der Erkenntnisgründe, so sind sie nicht als Regeln, sondern als Erkenntnissätze aufzufassen. Solcher Art sind alle wirthschaftlichen Gesetze, welche vom wirthschaftlichen Egoismus ausgehen und an die Fiction der Wirthschaftsmenschen anknüpfen. Sie wären nur dann als Gesetze uud insbesondere als exacte Gesetze im wahrsten Sinne des Wortes zu bezeichnen, wenn sie keine Ausnahme aufwiesen und überdies auch einen Causalnexus feststellten. Sie weisen aber nicht einen Causalnexus auf, sondern nur einen logischen Nexus nach dem Erkenntnisgrunde. Sie weisen auch nicht nur Ausnahmen auf, sondern zeigen auch, wenn sie mit irgend einem concreten Fall confrontirt werden, nur Ausnahmen. (Menger Unters. p. 41, 43, 54, 55, 56, 57, 59). Als thatsächliche Regeln geben solche Gesetze, als solche der Wirthschaftlichkeit, das Normale an, also das, was in der Regel wahr ist. Denn man könnte im besten Falle nur sagen, dass der Mensch sich in

seinen wirthschaftlichen Beziehungen von der Maxime der Wirthschaftlichkeit in der Regel leiten lässt. Daher kann denn auch keine einzige concrete wirthschaftliche Handlung der Wirthschaftlichkeit ganz entsprechen. Anders verhielte es sich aber, wenn wir in diesen Erkenntnissen Gesetze vor uns hätten. Wären sie Gesetze, so müsste jede concrete wirthschaftliche Handlung ihnen entsprechen. Hiezu kommt noch der Umstand, dass man nicht zureichende Gründe hat, anzunehmen, der wirthschaftende Mensch verhalte sich in der Regel dem Wirthschaftsmenschen ähnlich. Sicher ist es nämlich, dass der Wirthschaftsmensch als Personification einer bestimmten Seite der wirthschaftlichen Vorgänge nicht in exacter Weise construirt worden ist. Dies wäre nur dann geschehen, wenn man das wirthschaftliche Verhalten von vielen Einzelnen genau geprüft hätte und solcher Art zur Erkenntnis des normalen wirthschaftlichen Verhaltens durchgedrungen wäre. Dieses normale wirthschaftliche Verhalten wäre nur als die Deckungsform überaus vieler thatsächlicher wirthschaftlicher Verhaltungsweisen möglich. Doch auch, wenn wir solcher Art zu einem Normalwirthschafter durchdrängen, hätte er für die Theorie nur eine geringe Bedeutung. Denn alle Sätze, welche von ihm abgeleitet würden, könnten nur den Werth von Regeln in Anspruch nehmen. Sie würden nämlich in Wirklichkeit von einem Wesen gelten, das nicht existirt, dagegen von jedem, das existirt, nicht gelten. Liegt es doch im Begriff des Normalen, dass es mit der Einzelwirklichkeit nicht übereinstimmt. Stimmt es aber mit der Einzelwirklichkeit nicht überein, so ist es nicht wahr. Ist es nicht wahr, so kann es uns die wahren Kräfte des wirthschaftlichen Lebens nicht enthüllen. Auch der Normalwirthschafter hätte somit nur Werth, sofern er dem einzelnen Wirthschafter als Leitbild der Wirthschaft vorschweben könnte; als Ideal könnte er immerhin wirken; als Ziel, nach welchem durch das wirthschaftliche Verhalten zu streben wäre, aber nicht als Ausgangspunkt für die Theorie. Wir müssen dies als hauptsächliches Moment festhalten: Gesetzt, aber nicht zugegeben, dass die „Menschen in ihren wirthschaftlichen Bestrebungen, wenn auch nicht ausschliesslich und ausnahmslos, so doch vorwiegend und regelmässig von ihren individuellen Interessen geleitet werden“ (Menger Unters. p. 46), so können wir doch nie und nirgend aus einem bloss vorwiegend und regelmässig geltenden einen ausnahmslos geltenden Satz ableiten, welcher allein würdig wäre, ein exacter genannt zu werden. Ein fester Anhalt muss in einem Satze gegeben sein, welcher nicht etwa nur normal, sondern in Wirklichkeit, nicht vorwiegend und regelmässig, sondern in allen Fällen und ausnahmslos gilt, nicht von gewissen

Menschen oder nur von einer gewissen Seite der Menschen (Menger Unters. p. 44), sondern von allen Meuschen und von jeder seiner Handlungen. Die Theorie muss von dem Satze ausgehen, dass jede Handlung zweckmässig, dass daher alle Menschen Zwecke durch Mittel verwirklichen. Der Leitstern der Oekonomik ist die Finalität.

Je mehr wir uns solcher Art von den methodologischen Grundlagen Menger's entfernen, desto mehr nähern wir uns dem Ziele, zu dessen Erreichung sie erdacht worden sind. Wir zerschlagen die Form, um des leuchtenden Inhalts gewahr zu werden. Wir haben diesen Kern bereits namhaft gemacht. Es ist der axiologische Grundgedanke, der Menger's gesammtes schriftstellerisches Wirken durchzieht. Dass wir diesen Grundgedanken mittels der Methode, welche er angegeben hat, nicht erreichen können, glauben wir nachgewiesen zu haben. Dies thut unserer Verehrung für Menger aber keinen Abbruch. Wir glauben sie nicht besser ausdrücken zu können, als indem wir sagen: Nur mittels der Finalität können wir hoffen, die grosse Aufgabe der Oekonomik zu lösen; diese Aufgabe wird aber durch drei Momente bestimmt: die empiristische Immanenz Kant's, den Evolutionismus Darwin's, die axiologische Idee Gossen's, Jevon's und Menger's; diese drei Momente lassen sich mittels der Finalität zu einem grossen harmonischen Dreiklang versöhnen, weil der Werth eine Erscheinung ist, die von unserem Vermögen, Zwecke zu verwirklichen, von unserer wirthschaftlichen Energie bedingt ist und die Menschheit sich nur durch diese entwickelt hat und entwickeln kann.

Neuntes Capitel.

Das ökonomische Entwicklungsgesetz.

Wenn schon der Begriff des Gesetzes bezüglich seiner Fassung mannigfache Schwierigkeiten bietet, so ist dies noch mehr beim Begriffe der Entwicklung der Fall. Es ist schwer, festzustellen, was man unter Entwicklung versteht, schwerer, was man unter ihr verstehen soll, am schwersten, was sie ist, und wie sie zu erklären wäre. Nichtsdestoweniger müssen wir es versuchen, diesen Weg zurückzulegen, um den Begriff der ökonomischen Entwicklung zu fassen. Der Begriff der ökonomischen Entwicklung ist aber nicht der eigentliche und letzte Gegenstand unserer Bemühungen. Wenn wir wissen, was wir unter der Entwicklung überhaupt zu verstehen haben, können wir erst daran gehen, zu untersuchen, was unter einem Entwicklungsgesetze gedacht werden soll. Und wenn wir wissen, was ein Entwicklungsgesetz ist, können wir beginnen, das Wesen des ökonomischen Entwicklungsgesetzes zu erforschen. Wir werden demnach folgende Fragen zu erörtern haben: Was ist Entwicklung? Was ist insbesondere die ökonomische Entwicklung? Was ist ein Entwicklungsgesetz? Was ist insbesondere ein ökonomisches Entwicklungsgesetz?

I. Die Entwicklung.

Die erste und grundlegende Frage bezieht sich auf die Realität der Entwicklung. Eine Entwicklung ausser Raum, Ziel und Causalität vermögen wir uns nicht vorzustellen, denn soweit wir Dinge sehen, welche sich entwickeln, haben wir es mit Erscheinungen zu thun,

welche unter bestimmten räumlichen und zeitlichen Verhältnissen und Bedingungen gewisse Veränderungen ihrer Merkmale aufweisen. Versteht man unter Realität Wirklichkeit, so löst sich die Frage nach der Wirklichkeit der Entwicklung leicht. Denn da alles Wirkliche sich entwickelt und alles Sichentwickelnde wirklich ist, ist die Verknüpfbarkeit dieser beiden Begriffe bereits durch die Erfahrung gegeben. Die Frage nach der Wirklichkeit der Entwicklung ist demnach keine andere als die nach der Wirklichkeit des Wirklichen. Der Begriff der Entwicklung ist somit auch nicht bloss ein phantastischer. Er ist durch die Thatsachen der Welt begründet. Er entsteht in uns nothwendig durch Betrachtung derselben.

Ist der Begriff der Entwicklung aber ein solcher, dem in der Realität Etwas entspricht, ist er, mit andern Worten, ein wahrer Begriff, so müssen wir danach fragen, welche Grenzen dieser Wahrheit zu ziehen seien. Gewiss, wenn wir eine Thatsache gegen die andere wirken sehen, wenn wir gewahren, wie die Erscheinungen sich entwickeln, fühlen wir uns veranlasst, den aus der Erfahrung stammenden Begriff der Entwicklung auf alle erfahrungsmässigen Erscheinungen anzuwenden. Hierin sind wir unstreitig in unserm Rechte. Allein wir gehen weiter. Wir sind auch geneigt, die Thatsache der Entwicklung als eine vorauszusetzende zu betrachten und im Intellecte selbst das Ergebnis einer Entwicklung zu erblicken. Wir stehen mit den Grundsätzen der Erkenntnis im Einklang, sofern wir die Entwicklung eines besonderen Intellectes in dieser Weise ins Auge fassen. Anders verhält es sich aber mit dem Intellecte überhaupt. Nach den Bedingungen seiner Entwicklung können wir nicht fragen, weil diese Frage einen Weltzustand voraussetzt, in welchem unser Intellect nicht vorhanden wäre, aber die Entwicklung sich doch schon bethätigen würde. Wir vergessen in diesem Falle, dass es nicht angeht, einerseits den Begriffen der Entwicklung vom Intellecte, andererseits den Intellect von der Entwicklung abhängig zu machen.

Eine weitere Schwierigkeit des Entwickelungsbegriffes liegt darin, dass die Frage nach der Entwicklung nothwendig zu einer andern führt, nämlich zu der nach dem Gegenstande, der sich entwickelt. Von der Welt an sich können wir nichts aussagen, wir können von ihren Elementen nicht mitteilen, dass sie schlechthin das Sichbewegende seien; denn die Bewegung ist eine Erscheinung, eine Veränderung; wir dürfen aber nicht sagen, dass die Welt an sich das Erscheinende und Sichverändernde sei; denn sofern sie an sich ist, verändert sie sich nicht und erscheint sie nicht; sofern sie sich aber verändert und sofern sie erscheint, ist sie nicht an sich. Die Welt an sich weist

auch keine Elemente auf; dieselben sind nur in der Erfahrung gegeben. Da nun die Entwicklung eine Erscheinung ist, da sie aus Bewegungen und Veränderungen besteht, können wir von der Welt im Ganzen, von der einheitlichen Welt des All, ausser dem nichts ist, weil es Alles in sich schliesst, und dessen Veränderungen nur als innerhalb seiner selbst vorgehende aufgefasst werden dürfen, auch nicht sagen, dass sie sich entwickle. Sofern nämlich die Kräfte des Ganzen im Gleichgewichte gedacht werden, ist auch eine Entwicklung des Ganzen ausgeschlossen. Gewinnt aber innerhalb des Ganzen irgendwie eine Wirksamkeit die Oberhand über die andere, so tritt sie durch Zeit und Raum in Erscheinung; die Erscheinung also entwickelt sich. Alles Sichentwickelnde ist Erscheinung. Aber die Entwicklung selbst ist keine: sie ist nur die Art, in der das Erscheinende erscheint. Keine Thatsache tritt plötzlich zu Tage, jede ist das Ergebnis einer allmäligen Entfaltung, es kann aber geschehen, dass dieser Prozess unseren Begriffen nach geringer Zeiträume bedarf. So schnell auch das Licht den Aether durcheilen möge — dass wir eines entfernten Sternes ansichtig werden, ist doch das Resultat eines Prozesses.

Wenn wir nun nach der Entstehung fragen, so erkundigen wir uns nach dem Punkte, in welchem die Ursache anfängt, Wirkung zu werden, nach dem Punkte also, in welchem die Ursache in Wirkung übergeht. Keine Entwicklung somit ohne Entstehung, keine Entstehung ohne Entwicklung. Allein es ist festzuhalten, dass nur das Entstehende sich entwickelt und nur das Sichentwickelnde entstehen kann, dass daher das Entstehen den Anfangspunkt der Entwicklung andeutet.

Dass Alles sich entwickelt, ist die scheinbar grosse Entdeckung des Evolutionismus. Bei näherer Betrachtung schrumpft sie sehr zusammen; denn dass sich Etwas entwickle, das ist dem Sichentwickelnden nicht wesentlich, denn es unterscheidet sich hierdurch nicht von irgend einem Andern. Die Resultate des Evolutionismus können daher auch nicht als zufriedenstellend gerühmt werden. Wohl ist der Evolutionismus das Letzte, was wir noch durch Erfahrung erfassen können. Es mag uns daher möglicherweise durch die vergleichende Anatomie klar werden, wie sich das Gehirn entwickelt hat, aber nicht, wie sich die Wahrnehmung gebildet hat: die Art, wie wir zum Begriffe der Entwicklung gelangen, kann uns die Entwicklungstheorie nicht erklären. Sie kann uns auch nichts über ihr Ziel aussagen. Wir wissen nicht, wohin sie geht.

Der Entwicklungsgedanke wird von den Hegelianern derart aufgefasst, als würde die Welt ein Prozess sein. Das ist irrig. Wenn die Welt in einem Prozesse begriffen ist, nämlich in einem Entwick-

lungsprozesse, so ist sie eben deshalb nicht selbst ein Prozess. Auch ist es nicht richtig, dass die Welt in einem Prozesse begriffen ist; vielmehr spielen sich alle möglichen Prozesse nur in der Welt ab; es sind demgemäss nur die Erscheinungen innerhalb der Welt, welche sich entwickeln. Nach Spencer wird die Entwicklung mit der Erreichung der höchsten Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts enden; er verlegt das goldene Zeitalter, das Paradies, in die Zukunft, und er bevölkert dieses Reich des Himmels auf Erden mit Gestalten, welche Weisheit und Tugend in höchstem Masse zu eigen haben. Auch Bentham und Mill sind so begeistert ob des Fortschritts der Menschheit, dass sie einen Zustand für möglich halten, in welchem vollkommenes Glück herrscht. Spencer vergisst bei der Darlegung seines Phantasiegemäldes nur eine Kleinigkeit, seine eigenen Lehren nämlich. Er selbst macht uns bemerklich, dass jeder Entwicklung eine Rückwicklung entspreche, dass das Ende des ganzen Prozesses im Aufgehen einer Erscheinung in eine andere bestehe: Ansammlung von Materie und Zerstreuung von Bewegung wechsle mit Zunahme von Bewegung der einzelnen Theile und Zerstreuung der Materie ab. Spencers prophetische These gleicht somit in peinlicher Weise dem naiven Inductionismus des Kindes, das wohl bemerkt, dass die Menschen gemeiniglich nicht über ein gewisses Mass hinaus wachsen, dennoch aber hofft, es werde in alle Zukunft jährlich an Grösse und Gewicht zunehmen. Dieser Missgriff Spencers hat seinen Grund darin, dass der Begriff der Entwicklung bezüglich seines Inhalts nicht gehörig präcisirt ist. Versteht man nämlich unter Entwicklung den Gegensatz von Rückwicklung, unter Evolution den Gegensatz zu Involution, so ist es gewiss, dass jede Entwicklung zu einem Höhepunkte gelangen muss, von welchem an der Prozess des Niedergangs beginnt. Sieht man aber in der Entwicklung das Ganze des Prozesses und nicht bloss den aufsteigenden Theil desselben, so kann man von keiner Entwicklung sagen, dass sie mit einem Höhepunkt enden könne. Demnach muss die Entwicklung des Menschengeschlechtes wohl zu einem Höhepunkt führen, der durch das relativ höchste Mass der Vollkommenheit und Glückseligkeit gekennzeichnet wäre; von einem absolut höchsten Mass, von einer absoluten Glückseligkeit zu reden, ist aber in diesem wie in allen andern Fällen unstatthaft. Es geht auch nicht an, die Gesetze der Entwicklung in einseitig teleologischer Weise aufzufassen, wie dies Spencer thut. Die Stufen der Entwicklung haben nicht den Zweck, die menschliche Glückseligkeit herbeizuführen; denn die Entwicklung selbst ist nicht ein Mittel, das ein überlegener Wille jenem Zwecke unterordnet. Würde die Entwick-

lung bei der allgemeinen Glückseligkeit des Menschengeschlechtes zur Ruhe gelangen, so wäre damit Etwas gegeben, was sonst in der Wirklichkeit nirgends gegeben ist, nämlich ein todter Punkt, in welchem völliges Gleichgewicht herrscht. Diesen kann die Menschheit nicht erreichen, und fände sie ihn, so wäre es mit ihrer Entwicklung und damit auch mit ihr selbst zu Ende.

Wenn wir jene Betrachtungen, in welchen der evolutionistische Positivismus, fortgerissen vom Principe der Evolution, des erkenntnistheoretischen Positivismus vergisst, ausser Acht lassen und uns lediglich an Spencers Entwicklungsbegriff halten, so gewahren wir, dass dieser grosse Denker den in Rede stehenden Begriff als einen obersten ansehe: er behandelt das Entwickeln als ein Prädicat, das mit Allem zu verbinden wäre. Spencer geht in seiner These nicht so weit wie Hegel, welcher lehrt, dass nur die Entwicklung selbst existire: er drückt aber doch einen ähnlichen Gedanken in seiner Weise aus er lehrt, dass Alles sich entwickle und rückwickle. Schälen wir aus diesem Dualismus von Begriffen dasjenige heraus, was beiden gemeinsam ist, um zum Begriffe der Entwicklung überhaupt zu gelangen, so bleibt uns zunächst der Begriff der Veränderung in Händen. Die Entwicklung ist demnach eine Veränderung. Aber wir dürfen dabei eines begleitenden Merkmales nicht vergessen. Der erste aufsteigende Theil der Entwicklung ist nämlich eine Veränderung zu Gunsten, die Rückwicklung dagegen eine Veränderung zu Ungunsten des Sichentwickelnden. Wir werden daher bei jeder Entwicklung zuerst ein Anderswerden im Sinne der ursprünglichen Richtung der erscheinenden Kraft, sodann, nach einem gewissen Höhenpunkte, ein Anderswerden im entgegengesetzten Sinne vor uns haben. Da wir nun aber bei jeder Wahrnehmung einer Veränderung auch das Subject der Wahrnehmung im Auge behalten müssen, haben wir die Entwicklung auch als einen Vorgang zu betrachten, in welchem das Sichentwickelnde sein Verhältnis zu dem Subjecte verändert. Insofern es sich nämlich in einer Art verändert, welche ihm günstig ist, wird es auf das Subject einen verstärkten Eindruck ausüben; insofern es sich in einer Art verändert, welche ihm ungünstig ist, wird es in dem Subject einen schwächeren Eindruck hervorrufen. Wir sehen hieran, dass wir es im Begriffe der Entwicklung nicht mit neuen Elementen zu thun haben, sondern dass er, durch und durch Erfahrungsbegriff, nichts Anderes ist als eine bestimmte Art der Causalität, vermöge welcher eine Reihe von Erscheinungen in der Form des An- und Abschwellens im Subjecte zum Bewusstsein gelangt. Dieses An- und Abschwellen der Erscheinungen haben wir in dem der Causalität gewidmeten Capitel erörtert.

Wir haben in jenen Ausführungen bereits dargelegt, dass die Constatirung solcher steigender und fallender Veränderungen nicht an sich schon Erkenntnis genannt werden könne, sondern erst dann zu einer Einsicht führe, wenn auch festgestellt worden, durch welche Einflüsse sich diese Veränderungen erklären lassen. Wir leben demnach in einer Zeit, welche wohl Recht hat, auf die Evolution ein besonderes Gewicht zu legen, aber Unrecht, sie zu überschätzen. Die Erkenntnis der Entwicklung vermag uns keinen besonders weiten Ausblick in die Zukunft zu gewähren. Das ist zunächst durch den Umstand zu erklären, dass wir nicht die ganze Vergangenheit kennen. Geschähe dies, so würden wir vielleicht zu anderen Gedankenergebnissen gelangen, würde es in unserer Macht liegen, in die Ferne des Kommenden zu blicken. Das ist uns aber nicht gegeben. Wir wissen nicht, ob nicht auf unserem Erdball in einer längst vergangenen Epoche vielleicht schon eine Cultur vorhanden gewesen ist, welche die unsere übertroffen hat, dann aber durch tellurische Veränderungen völlig zu Grunde gegangen ist. Wir wissen somit nicht, ob die Menschheit das erstemal auf der Stufe steht, welche sie erklommen hat; wir wissen auch nicht, ob dieses Menschengeschlecht das Einzige ist, das sich um Erkenntnis bemüht und die Kräfte des Universums sich dienstbar macht. Wir verfügen nur über eine kurze Aussicht in die Vergangenheit, über eine kürzere in die Zukunft. Unser Geist ist eben von Natur aus auf die unmittelbare Bethätigung eingerichtet. Er bietet uns nicht mehr Erkenntnis, als wir zum Handeln innerhalb unseres Wirkungskreises nöthig haben. Keiner von Allen, die gegenwärtig leben, wird in der Lage sein, nach Jahrtausenden in das Weltgetriebe einzugreifen. Er braucht sich daher auch keine Vorstellungen von dem zu machen, was in Jahrtausenden sein wird. Und will er es, so versagt sein Vermögen, das zu solchem Zwecke nicht bestimmt ist.

II. Die ökonomische Entwicklung.

Bezüglich der wirthschaftlichen Entwicklung müssen wir zwei Erscheinungsreihen auseinanderhalten, welche zwar in einem mannigfachen Zusammenhange mit einander stehen, aber doch ihrer ganzen Wesenheit nach zu verschieden sind, als dass sie gemeinsam betrachtet werden könnten. Wohl steht es ausser Frage, dass einerseits die Wirthschaft.

andererseits aber die Ansichten über die Wirthschaft einer Entwicklung unterliegen. Allein während die Entwicklung der Wirthschaft, also des wirthschaftlichen Handelns und, im weiteren Sinne, des Handelns überhaupt, als schwieriges und dunkles Problem uns entgegentritt, liegt die Entwicklung des Nachdenkens über die Wirthschaft und das wirthschaftliche Handeln in ziemlicher Helle vor uns. Betrachten wir zunächst die Entwicklung der Wirthschaft.

1. Entwicklung der menschlichen Wirthschaft.

Dass der Mensch wirthschaftet, ist eine Thatsache, die wohl Niemand bestreiten wird. Sie scheint auch keinerlei Schwierigkeiten des Verständnisses in sich zu bergen. Allein bei näherer Betrachtung bemerken wir an dieser Behauptung Tiefen, welche in dunkle Fernen führen. Dies kann bei einem so einfachen Satze, welcher lediglich zwei Begriffe verbindet, nur an einem der beiden Begriffe liegen. Was der Mensch ist, das wissen wir; es ist uns unmittelbar klar. Aber was heisst wirthschaften? Unsere Antwort lautete: Zweckmässig mit Mitteln verfahren! Allein eben diese Antwort erzeugt die weitere Frage: Wie wirthschaftet der Mensch überhaupt? Diese Frage zielt auf die Gesetze der Wirthschaft. Was können dies für Gesetze sein? Um das festzustellen, müssen wir uns zunächst fragen, ob denn der Mensch das einzige wirthschaftende Wesen ist, wir müssen die Erscheinungen der Wirthschaft vor uns ausbreiten, wir müssen die Entwicklung derselben, wir müssen den Zusammenhang ihrer Erscheinungen prüfend beobachten.

Wenn wir die Erscheinungen der Wirthschaft begreifen wollen, müssen wir auf ihre Elemente zurückgehen. Thun wir das, so bemerken wir, dass jedem Handeln ein Zweck eigen ist, jedes Handeln somit ein Mittel zur Erreichung eines Zweckes ist. Die Oekonomik ist nicht gewöhnt, sich der Begriffe des Zwecks und der Mittel zu bedienen. Drücken wir daher diesen Gedanken in der ökonomischen Sprache aus. Er lautet: Jedes Handeln befriedigt ein Bedürfnis. Was aber ein Bedürfnis befriedigt, ist ein Gut. Somit ist jedes Handeln ein Gut. Aber nicht allein der Mensch handelt, und nicht allein der Mensch verfährt zweckmässig mit Gütern. Wir sehen, dass sich die Wirthschaft entwickelt, wir sehen, dass nicht allein der Mensch wirthschaftet; wir sehen, dass alle Menschen wirthschaften, aber nicht, dass jedes wirthschaftende Wesen ein Mensch sei.

Gewiss sind die menschlichen Zwecke wie auch die menschlichen Mittel mannigfaltiger als diejenigen des Thieres. Dennoch unterscheidet sich die Wirthschaft des Thieres von derjenigen des Menschen nur

graduell, nicht essentiell. Wollten wir diese These des Genaueren begründen, so müssten wir zunächst die menschliche, dann die thierische Wirthschaft ins Auge fassen. Dies würde zu weit führen. Es wird daher angemessen sein, wenn wir nur die auffälligsten Thatsachen anführen, welche unsere Ansicht bekräftigen könnten. Es wird behauptet, ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Thier und dem Menschen bestände darin, dass das das Thier keine Instrumente hätte. Allein, wenn man dem Begriff des Instrumentes genauer fasst, gewahrt man, dass auch hier die Unterschiede flüssige sind. Versteht man nämlich unter einem Instrumente ganz allgemein eine zweckmässige Anordnung materieller Theile zu einem Gebrauchsgegenstande, so muss auch schon das Nest als ein Instrument aufgefasst werden, nämlich als ein Wohnungsinstrument. Wir haben hier nicht das Nest der Vögel im Sinne; uns näherstehende Thierklassen, wie die Affen, empfinden gleich uns das Bedürfnis nach einem schützenden Obdach und wissen es sich in einer Weise zu bauen, welche von den primitivsten menschlichen Wohnstätten nicht wesentlich unterschieden ist. Nach Livingstone hausen die Schimpansen in Nestern; Chaillu beobachtet sogar, dass sie sich runde Dächer gestalten.

Nicht nur das Bedürfnis nach einem Obdach führt bei den Thieren zu Instrumenten, auch das der Vertheidigung. Die menschenähnlichen Affen wissen Stöcke mit Geschicklichkeit zu handhaben; sie werfen auch mit Behendigkeit harte Früchte gegen den Feind. Und, wie bei den Menschen, so führt auch die natürliche Gefallsucht des weiblichen Geschlechtes bei den Affen zu Schmuckinstrumenten. Am Affen ist die Neigung, sich zu zieren und zu färben, beobachtet worden. Das Halten von Nutzthieren weiters ist nicht etwas dem Menschen Eigenthümliches. Es ist auch bei gewissen Ameisenarten zu finden. Desgleichen der Ackerbau. Auch die Geselligkeit unterscheidet den Menschen nicht vom Thiere. Bei Störchen und Kranichen ist ein Ansatz von sittlichen Anschauungen, ein Keim von Rechtspflege beobachtet worden. Brüllaffen haben Versammlungen, bei welchen einer von ihnen stundenlang spricht, während alle anderen von ihnen schweigen; sie vereinigen sich auf diesem Wege zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, bei welchen sie in verschiedene Scharen getheilt sind; so rauben die einen Gemüse, eine Kette bildet sich, in welcher die Beute von Hand zu Hand geht; andere passen auf, ob nicht ein Störer nahe; ist der Wächter unaufmerksam, so wird er getödtet.

Nicht einmal der Umstand, dass die Menschen sich des Feuers bedienen, kann als ein fundamentaler Unterschied zwischen mensch-

licher und thierischer Wirthschaft aufgefasst werden. Unter den Anthropologen herrscht die Anschauung vor, das Feuer sei vulkanischen Ursprungs. Wir möchten eher glauben, dass der Mensch seine nützliche Eigenart erkannt hat, als es auf chemischem Wege durch Verwesung jener organischen Stoffe, aus welchen sein Obdach gebildet war, entstand. Unstreitig hat es Menschen gegeben, welche den Gebrauch des Feuers nicht kannten; darauf deuten schon die Sagen hin, welche sich an die Erwerbung des Feuers knüpfen. Der Umstand, dass gegenwärtig alle Völkerschaften, auch die wildesten, mit dem Gebrauch des Feuers vertraut sind, beweist nichts dagegen, dass es einmal Menschen gegeben habe, welchen es unbekannt gewesen sei. Demgemäss muss auch eine menschliche Wirthschaft ohne Verwendung des Feuers als möglich gedacht werden, und so verflüchtet sich auch dieser Unterschied zwischen menschlicher und thierischer Wirthschaft. Wir sind erst seit Kurzem in der Lage, die Bedeutung des Feuers für die menschliche Entwicklung angemessener zu würdigen. Es steht ausser Zweifel, dass jene Wesen, welchen gekochte Nahrungsmittel besser zusagen als ungekochte, eine gesündere Geschmacksrichtung bewährten, als jene, die rohe Speisen vorzogen, zumal ja die Hitze mannigfache Krankheitserreger tödtet; diejenigen Völker, welche sich des Feuers bedienten, waren daher in besserer Lage, sie konnten leichter am Leben bleiben und ihre Art vermehren, als jene, die das Feuer nicht kannten und mannigfachen Schädlichkeiten ausgesetzt waren, welche die Gluth vernichtet. Somit wäre denn das Feuer als ein die Nahrung zu einer gesünderen umgestaltendes, als ein desinficirendes Mittel mit dem Salz in gleiche Linie zu stellen, das ja auch von niederen Völkerschaften, wie beispielsweise von den Karagwah-Negern, verschmäht wird. Wie die übrigen Unterschiede zwischen Thier und Mensch, so ist auch derjenige hinsichtlich der Sprache hinfällig. Es ist festgestellt, dass Thiere über eine ihren Zwecken angemessene Sprache verfügen, so die Ameisen, die sich mittels der Fühler verständigen, so auch, nach Garner, die Affen, die miteinander durch Gesten oder durch Laute in Verkehr treten. Keine der Kategorien, welche wir in der menschlichen Wirthschaft unterscheiden, ist in der thierischen unvertreten. Wir haben Güter, auch die Thiere haben welche; wir haben Capital, auch die Thiere haben welches: es gibt Lebewesen ausser dem Menschen, die Nahrungsmittel sammeln und sich dieser Art ein zur Consumtion bestimmtes Capital zurücklegen; es findet sich bei ihnen auch ein Productivcapital. Man findet es im Ackerlande der Ameisen.

Wir behaupten nicht, dass die Wirthschaft des Menschen und

diejenige des Thieres gleichartig sei; wir verfechten lediglich die Anschauung, dass, wie der Mensch aus dem Thiere, sich auch die menschliche Wirthschaft aus der thierischen entwickelt hat. Wenn sich aber die menschliche Wirthschaft aus der thierischen entwickelt hat, dann muss die menschliche höher stehen als die thierische. Ist dem so, dann kann in der menschlichen Wirthschaft dem Wesen nach nichts sein, was nicht auch in der thierischen wäre. Aber der Entwicklung, der Entfaltung, der Mannigfaltigkeit der Zwecke und Mittel nach muss auch ein anderes Verhältnis zu beobachten sein. Es muss zu gewahren sein, dass die menschliche Wirthschaft Alles enthält, was der thierischen eigen ist, neben allem Uebrigen, das ausschliesslich ihr eigen ist, und worin eben ihre Uebermacht und ihr Uebergewicht besteht; zu gewahren sein, dass die menschliche Wirthschaft Alles in sich schliesst, was getrennt und gesondert in der thierischen vorhanden ist. Smith trennt noch thierische und menschliche Wirthschaft überaus scharf. Er sagt (I p. 22): „Jedes Thier ist gezwungen, sich abgesondert und unabhängig seinen Unterhalt zu verschaffen und kann keinerlei Vortheile aus den Fähigkeiten seiner Genossen ziehen." Diese Behauptung hat lediglich den Werth, klar und deutlich das Jahrhundert zu verrathen, in welchem sie ausgesprochen wurde. Auch die Anschauung des Smith, dass nur die Menschen tauschende Wesen seien, kann nicht als eine adäquate betrachtet werden. In der Erhaltung des Sclaven und in der Ausnützung seiner Arbeitskraft liegt ein Tausch, wenn auch ein zwangsweiser; erwägen wir weiters, dass es auch gegenwärtig noch Völker gibt, welche Sclaven halten, so gewahren wir, dass der Unterschied zwischen den Sclaven der Ameisen und jenen der Menschen nur einer der zoologischen Gattung, nicht aber einer des sachlichen Verhältnisses ist. Je mehr wir erwägen, dass der Mensch sich vom Thiere überhaupt nur durch die Gradunterschiede, nicht aber durch wesentliche absondert, desto mehr müssen wir zur Annahme geneigt sein, dass er nicht das einzige wirthschaftende Wesen ist und sich die thierische Wirthschaft von der menschlichen lediglich durch die höhere Entwicklung der letzteren unterscheidet.

Unterscheidet sich aber die menschliche Wirthschaft von der thierischen nur durch ihre höhere Entwicklung, so tritt uns die Frage nahe, wieso dieser Unterschied, wieso diese Entwicklung möglich geworden. Die moderne Naturforschung lehrt uns, dass nur das Zweckmässige sich nach Massgabe seiner Zweckmässigkeit zu erhalten vermag; sie lehrt uns auch, der Umstand, dass nur das Zweckmässige sich zu erhalten vermöge, erzeuge die Organe der Lebewesen. Diese

Organe haben aber allemal Zwecke und sind immer Mittel zur Erfüllung und Verwirklichung ihrer Zwecke. Sie sind solcher Art Instrumente, wenn sie auch mit unserm Körper als Theile desselben zusammenhängen und aus Substanzen bestehen, welche in unserer Körperlichkeit gegeben sind. Wenn wir nun die Fähigkeit aller Lebendigen, Zwecke zu verwirklichen, die wirthschaftliche Energie nennen, die Fähigkeit, Zwecke zu verwirklichen aber das Organe bildende Princip ist, so können wir in der wirthschaftlichen Energie diejenige Wirksamkeit begrüssen, welche das Lebendige zu Organismen gestaltet, aus dem Ungegliederten durch Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung ein mannigfaltiges Ganzes baut. Und dasselbe Princip, das zwischen den Elementarorganismen thätig ist, sie zu Gesammtorganismen anscheinend planvoll vereinigt, ist auch zwischen Gesamtorganismen thätig. Die Wirthschaft der niederen Organismen erzeugt, verarbeitet und vertheilt die zum Leben nothwendigen Substanzen innerhalb des Organismus und jedes Lebewesen tritt nur insofern mit ähnlichen Gebilden in Conflict, als die Gaben der Natur auf einem bestimmten Gebiete nicht ausreichen, um die wirthschaftlichen Bedürfnisse einer gewissen Art insgesammt zu befriedigen. Die höheren Organismen sind darauf eingerichtet, sich auf Kosten schwächerer zu entwickeln, eingerichtet, organische Substanzen von andern Organismen zu übernehmen und sie durch Verarbeitung zu geeigneten Mitteln ihrer Lebensfürsorge umzugestalten. Indem der höhere Organismus die zum Leben taugliche Materie, die der niedere für sich erzeugt hat, zu seinen höheren Zwecken in Anspruch nimmt, vollzieht sich eine ansteigende Stoffveredelung. Welcher Organismus aber in diesem Sinne der höhere ist, das wird nur durch die Thatsache der Benutzung bestimmt: die Finalität gibt hier wieder den Ausschlag: vermag der eine Organismus den andern zu einem Mittel für seine Zwecke zu machen, so ist er eben der höhere. Dadurch ist der Kampf ums Dasein gegeben; die wirthschaftliche Energie, die ihrem ganzen Wesen nach zweckmässig ist, bildet solcherart nach dem Grade dieser Zweckmässigkeit das Princip der Auslese, welches nur dem relativ Zweckmässigsten die Existenz ermöglicht. Die Auslese bewirkt, dass bei wechselnden Lebensumständen von zwei gleichgearteten Lebewesen, die sich nur durch den verschiedenen Grad der Fähigkeit, sich wechselnden Lebensumständen anzupassen, unterscheiden, dasjenige sich als das Ueberlebende erweisen muss, welches in höherem Grade geeignet ist, seine Existenz bei wechselnden Lebensumständen aufrecht zu erhalten. Das Princip der Anpassung fliesst demnach aus dem der Auslese. Die natürlichen Organe sind immer derartig beschaffen,

dass sie wechselnden Umständen angemessen bewegt werden können. Die Anpassung der Organe an ihre Zwecke muss aber von einem Centrum ausgehen, welches die Zwecke erkennt und die Mittel dazu bestimmt. So gelangen wir durch die wirthschaftliche Energie zu dem Begriff eines Nervencentrums, das im Stande ist, Zwecke zu erfassen und Mittel denselben unterzuordnen. Ein solches Centrum ist nur dann zweckmässig, wenn es das Causalitätsverhältnis zwischen Mittel und Zweck begreift und den Wert des Mittels zur Verwirklichung des Zweckes richtig abschätzt. So sehen wir denn, in welcher Art die wirthschaftliche Energie dem Lebewesen jenes causale und axiologische Denken verleiht, das im Menschen seine höchste Entfaltung gewonnen hat. Je höher dasselbe entwickelt ist, desto vollständiger wird die Anpassung der Mittel an die Zwecke möglich sein. Die höhere wirthschaftliche Energie bildet denn auch den wesentlichsten Gradunterschied, welcher den Menschen vom Thiere trennt. Der Mensch vermag, wenn das gewohnte Nahrungsmittel sich nicht darbietet, zu einem andern zu greifen. Es ist wahrscheinlich, dass er das nicht immer vermochte. Allein jene Individuen, die von der Güte der Natur allzu abhängig waren, sahen sich in ihrem Vertrauen auf ihre Gnaden getäuscht: sie sind zu Grunde gegangen. Nur diejenigen sind am Leben geblieben und nur diejenigen konnten sich fortpflanzen, welche sich mehr oder weniger von den Launen der Natur unabhängig stellten.

Man würde den Begriff der wirthschaftlichen Energie zu eng auffassen, wenn man glauben wollte, dass diese Energie mit wirthschaftlicher Thatkraft gleichbedeutend ist. Auch im Verzichten, in der Bedürfnislosigkeit liegt wirthschaftliche Energie, weil sie ein Mittel ist, um der Wirthschafter unter schwierigeren Umständen am Leben zu erhalten, weil sie somit eine zweckmässige ist. Solche Resignation steht im Widerspruch zu jenem thatkräftigen Americanismus, der vielleicht auf den ersten Blick aus dem Ausdruck der wirthschaftlichen Energie hervorleuchtet. Auch bei den Menschen ist die wirthschaftliche Energie, welche nur über die Kräfte der Natur verfügt, weniger constant und darum auch weniger zweckentsprechend. Völker, bei denen die wirthschaftliche Energie vorwiegend in ihrem Wesen, nicht ausserhalb desselben in der gegenständlichen Natur liegt, sind daher von vornherein berufen, Culturvölker zu werden. Wir sehen, dass ein und dasselbe Princip das Einheitliche mannigfach gestaltet, das Protoplasma zu Organismen, die Organismen zu Gesellschaften; wir sehen die wirthschaftliche Energie als Zweckmässigkeitsprincip die Arbeitstheilung und die Arbeitsvereinigung im organischen Körper begründen,

aber auch inmitten der Vergesellschaftung einführen; unter ihrem Einfluss wird die Familie zur Horde, die Horde zum Heere, das Heer zum Staate; sie knüpft das Kind an die Mutter, beut dem Dürftigen die Nahrungsmittel, sie erfindet Werkzeuge und Geräthe, sie bahnt den Verkehr an, ersinnt die Sprache, führt den Besitz ein, den Frieden, das Recht, den Cult, die Religion und die Sittlichkeit. Durch sie ringt sich die Menschheit in die Höhe.

Ist es richtig, dass Menschen und Thiere wirthschaften, so zieht dies bedeutsame Consequenzen für die Wirthschaftslehre nach sich. Hat sie nämlich die Wirthschaft zu erforschen, so muss es ihr alsbald klar sein, dass sie ohne zureichenden Grund handelt, sobald sie ihr Arbeitsgebiet auf die Wirthschaft des Menschen einschränkt und diese für sich begreifen will; sie wird vielmehr bestrebt sein, davon auszugehen, dass alles Lebende wirthschaftet, und die Wirthschaftserscheinungen bei allem Lebenden zu erfassen und zu verstehen suchen: genau so, wie uns unser Körper erst durch die Erkenntnis des Thierkörpers deutlicher wird, kann auch die menschliche Wirthschaft nicht unabhängig von der thierischen wissenschaftlich behandelt werden. Wenn alles Lebendige zweckmässig handelt, wenn dieses zweckmässige Handeln Wirthschaften ist, wenn demnach alles Lebendige wirthschaftet, so muss auch eine Darstellung der wirthschaftlichen Entwicklung zeigen, in welcher Art sich das Lebende durch seine Arbeit entfaltet hat. Der Held dieses mächtigsten Epos ist das Leben selbst, das Schicksal in ihm ist der Tod. Gegenstand der Oekonomik ist es, die zweckmässige Thätigkeit, die wirthschaftliche Energie ins Auge zu fassen; da diese Energie sich entwickelt, hat sie die Entwicklung nicht nur der menschlichen Gesellschaft, sondern die der Menschheit ins Auge zu fassen. Und weil sie die Entwicklung der Menschheit nicht verstehen kann, ohne die des Lebendigen überhaupt, hat sie die Entwicklung der Lebewesen durch die wirthschaftliche Energie, durch die zweckmässige Thätigkeit zu studiren. Nicht nur auf dem Gebiete einer Theorie, welche das Vorhandene nach seinen gegenwärtig wirksamen Ursachen verstehen will, sondern auch auf dem Gebiete der evolutionistischen Betrachtung, welche das Gegenwärtige aus seinen in der Vergangenheit wirksam gewesenen Ursachen zu erfassen strebt, dringen wir darauf, dass der Oekonomist das Ganze berücksichtige, nicht aber den vergeblichen Drang auf das Theilweise, das bereits Complicirte und mannigfach Qualificirte bethätige.

Man glaube nicht, dass die Wissenschaft durch die Berücksichtigung der ungleichen Kräfte, über welche Wirthschafter verfügen, von der Richtigkeit Darwin'scher Lehren abhängig werde. Der Gedanke,

dass ein Individuum unter sonst gleichen Bedingungen ein anderes überleben werde, sofern irgend eine Ueberlegenheit vorliegt, dass dasselbe Princip auch unter Völkern und Stämmen massgebend sein muss, ist keineswegs Darwinismus. Die These, dass der Stärkere siegt, ist älter als Darwin und eine der ersten Einsichten des Menschengeschlechts. Darwin war nur derjenige, der diesem altehrwürdigen Gedanken eine unserm modernen angemessene Form verliehen. Darwin war derjenige, der es zuerst unternommen hat, in jener einfachen Einsicht ein Entwicklungsgesetz nachzuweisen.

Versuchen wir es, uns zum Bewusstsein zu bringen, in welcher Hinsicht der Kampf ums Dasein als ein Wirthschaftskampf aufzufassen ist. Der Kampf ums Dasein ist auf der Höhe des Menschenthums ein zweifacher. Der Wirthschafter entreisst der Natur die Mittel für seine Zwecke; oder er entringt sie den Mitmenschen. Die grausamste und härteste Form dieses letzteren Kampfes liegt vor, wenn der eine Wirthschafter Mittel zur Stillung des Nahrungsbedürfnisses wird, das ein anderer empfindet. Diese schroffste Form aber, die Anthropophagie, schafft sich selbst ab. Wenn in einer Horde die Anthropophagie derartig herrscht, dass Jeder geneigt ist, den Anderen zu verzehren, werden naturgemäss die Schwächeren den Stärkeren zum Opfer fallen, die Kinder zunächst, sodann auch die Weiber. Solche Gesellschaften vernichten also jene ihrer Mitglieder, die berufen wären, die Gattung und damit auch die eigenartige Gesinnung fortzupflanzen, sie zerstören auch die Ergebnisse des Fortpflanzungsprozesses, die Sprösslinge. Sie müssen also leicht aussterben, um so leichter, als sie, gewöhnt, sich an der Hilflosigkeit zu vergreifen, mit der Zeit ebenso feig als grausam und des Kampfes unfähig werden. Dies ist eine Entwicklungstufe, welche gegenwärtig noch an australischen Eingeborenen zu beobachten ist. Sie führt zu einer nächst höheren. Je mehr nämlich die Schwachen von den Stärkeren, also die Weiber und Kinder von den Männern verbraucht werden, desto mehr müssen die Männer selbst einander feindlich gegenüberstehen. So tritt denn ein neues Princip auf, der Kampf zwischen den Starken, ein Kampf ob des Hungers und der Liebe, um Nahrungsmittel und Befriedigungsmittel des Geschlechtstriebes. Kämpfen aber die Männer untereinander, so werden die Stärkeren unter ihnen die Schwächeren nicht aufzehren, sondern zu ihrer Vertheidigung und zur Wache benutzen; Stämme, welche auf der ersten, tiefsten Stufe der Menschheit stünden und zum Kampfe nicht geeignet wären, würden naturgemäss die Beute jener, die auf der höheren Stufe stehen und demgemäss nicht mehr gegen das eigene Blut wüthen, sondern es nur mehr auf fremdes abgesehen haben: das

Niedere wird vom Höheren abgelöst. Die Art des Lebens auf dieser höheren Stufe ist wohl noch ungemein uncultivirt. allein sie enthält doch bereits fördersame Ansätze. Ein Stamm. der darauf bedacht ist. die Nachbarstämme zu verzehren. die eigenen Weiber und Kinder aber zu verschonen. bekundet mehrere nicht zu unterschätzende sittliche Eigenschaften. Er muss zunächst kriegerische Tüchtigkeit erstreben. diese ist aber ohne Herrschaft und Unterordnung nicht möglich: damit ist der Keim des Staates gegeben. Zugleich wird die Schwäche nicht verfolgt, werden die Kinder vielmehr genährt. Damit ist die Familie. damit der Altruismus angedeutet. Im Laufe der Zeit entwickeln sich diese Eigenschaften als nützliche. Je mehr sie sich entwickeln. desto mehr werden sich die Stämme. denen sie eigen sind. von andern unterscheiden. Sie werden Anfangs nur gegen Stämme Krieg führen. die endophag sind, aber wenn die Vertreter dieser Stufe. die sich nicht nur gegenseitig vernichten. sondern auch von andern vernichtet werden. im Umkreise nicht mehr aufzufinden sind. werden sich immer mehr jene Stämme vermehren. welche nur exophag sind. Sie werden schliesslich mit anderen Aehnlichen zusammenstossen. Damit ist der Anfang eines dritten Entwicklungsprozesses gegeben. Die exophagen Stämme. wie wir sie noch in Afrika beobachten können. haben nicht mehr leichtes Spiel. wenn sie ihr Gelüste nach Menschenfleisch befriedigen wollen. denn es stehen ihnen kriegstüchtige Scharen gegenüber; die Menschen müssen sich daher gewöhnen. sich an andere Nahrungsmittel anzupassen; sie werden das Fleisch des Feindes dagegen verzehren. um seiner Kräfte theilhaftig zu werden; dennoch werden die stärkeren. mit strenger Disciplin. also mit kriegerischer Arbeitstheilung wirthschaftenden, und die sittlicheren. also fortpflanzungsfähigeren Stämme sich auf Unkosten minder günstig veranlagter vermehren; der stärkste unter den exophagen Stämmen wird die anderen verdrängen. bis er endlich allein übrig bleibt. Bleibt nur einer der exophagen Stämme allein als Sieger über die andern auf seinem Gebiete übrig, so ist damit auch die Anthropophagie ausgeschlossen. Das ist die Stufe, auf welcher die wirthschaftliche Entwicklung eine anthropophagische Velleïtäten ausschliessende Höhe erlangt.

Wenn wir es dahingestellt sein lassen. ob die Anthropophagie zu den Urformen der Bedürfnisbefriedigung gehöre. wenn wir von ihr absehen. so bleiben noch zwei Arten des Daseinskampfes übrig: der Kampf mit der Natur und der mit dem Mitbewerber. Jener Kampf füllt vornehmlich die erste Epoche der menschlichen Existenz aus: die Epoche der Ausbreitung des Geschlechtes. Je mehr aber diese

Ausbreitung vor sich ging, desto mehr entwickelten sich jene Veränderungen an bestimmten Mehrheiten von Menschen, welche uns veranlassen, Racen anzunehmen. So wird denn die wirthschaftliche Energie auch jene Macht, welche racenbildend wirkt. Die Unterschiede zwischen den Menschenracen sind, im Grunde genommen, gering. Alle Racenunterschiede sind solche, welche sich in Folge der wirthschaftlichen Thätigkeit herausgebildet haben. Die zweite, noch immer prähistorische Epoche der Menschheit, ist vornehmlich durch Kämpfe zwischen Menschengruppen, mögen sie nun als Horden oder Stämme, Völker oder Racen, bezeichnet werden, gekennzeichnet. Diese Kämpfe sind immer wirthschaftliche gewesen. Durch sie mussten Völker, die wirthschaftlich weniger veranlagt waren, von stärkeren verdrängt werden. Diesen Racenkampf vermögen wir hinsichtlich der prähistorischen Vergangenheit nur wahrscheinlich zu machen: wir sehen aber, dass er sich auch noch gegenwärtig vollzieht. Die weisse Race nimmt immer mehr von der Erde Besitz, sie verdrängt die rothe, welche die schwarze verdrängt hat, und diese letztere. Ihre Ueberlegenheit ist wohl auch eine körperliche, vornehmlich aber eine geistige.

2. Die Entwicklung der Wirthschaft durch das wirthschaftliche Denken.

Wir haben bereits erörtert, dass das Denken seiner ganzen Natur nach wirthschaftlich ist. Allein eben, weil es ein Mittel ist, bestimmt, dem Lebewesen die Existenz und den Sieg im Kampfe um das Dasein zu ermöglichen, muss es auch eingerichtet sein, Mittel und Zwecke zu begreifen; dies vermag es aber, da alle Finalität nur Causalität ist, nur zu leisten, sofern es, wie dies in Wirklichkeit geschieht, causale Beziehungen wahrnimmt. Demgemäss ist denn das Denken in dem Masse, in welchem es causale Beziehungen wahrnimmt, entwickelt. Dies hat zur Folge, dass man jede Stufe der Wirthschaft von der nächst höheren durch die Anzahl von Causalitäten, welche in der Wirthschaft ins Spiel kommen, unterscheiden kann. Eine solche Eintheilung nach der Anzahl der causalen Verbindungsglieder empfiehlt sich mehr, als die nach Jagd und Fischerei, Ackerbau und Gewerbe. Denn die Eintheilung nach der Causalität geht von einem fixen Eintheilungsgrunde aus, sie beruht auf der Entwicklung des Gehirns und seiner Leistungsfähigkeit. Dieses Merkmal ist für den Menschen weiters besonders charakteristisch. Schliesslich ermöglicht es uns, auch kleine Fortschritte wahrzunehmen. Wer sich die Entwicklung der Wirthschaft mittels der Causalitätsverbindungen, die sie beansprucht, vorstellig machen will, muss freilich gerade wegen der exacteren Ab-

gliederung der Stufen eine grössere Anzahl von Stufen gewissermassen zu Stockwerken, welche Epochen zu nennen wären, zusammenfassen.

Die niederste Stufe der menschlichen Wirthschaft könnten wir dadurch kennzeichnen, dass der Mensch auf ihr nicht über Instrumente verfügt und keine Vorräthe sammelt. Er ergreift die Nahrung und verzehrt sie; so erreicht er sein nächstes Ziel: die Sättigung. Der wirthschaftliche Prozess, durch den seine Zwecke erreicht werden, ist ein möglichst einfacher. Ein Zweck, ein Mittel — die Causalität ist somit eine bloss zweigliedrige. Es mag fraglich sein, ob der Mensch je in Wirklichkeit auf so niedriger Stufe gestanden ist, da ja die Wirthschaft der nächsten Anverwandten im Thierreich, der Affen, zum Theile eine bedeutend höher geartete ist. Dennoch kann als wahrscheinlich angenommen werden, dass der Urzweihänder, als er die ersten Schritte der Menschwerdung wandelte, im Wesentlichen in so primitiver Weise dahinlebte. Die nächsthöhere Stufe ist durch die Ansammlung von Vorräthen oder die Verwendung einfacher Instrumente gegeben. Diese beiden Momente sind evolutionell gleichbedeutend, weil beide auf einer dreigliedrigen Causalität beruhen. Der Vorrath wird nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar verwendet, der Stab dient dazu, die Hand zu verlängern, der Stein dazu, die Faust gewichtiger und unempfindlicher zu machen. Schon auf dieser Stufe zeigt es sich, dass die Entfaltung der Wirthschaft sich in der Projection der natürlichen Organe bewegt. Auch diese Höhe der Wirthschaftsentwicklung ist dem Thiere erreichbar. Der Mensch überflügelt das Thier erst auf der dritten Stufe, auf welcher die überschaute und einem Zwecke untergeordnete Causalitätskette eine mehrgliedrige wird. Es ist bemerkenswerth, dass Völker, welche nur die zweite Stufe erklommen haben, gemeiniglich auch nur bis drei zählen können, Völker hingegen, welche über eine dreigliedrige Causalität hinausgerathen, auch in demselben Masse höhere Zahlenfolgen zu erfassen vermögen. Der Mensch erhebt sich im Augenblick, in welchem er sich des Feuers bemächtigt, auf die zweite Stufe, im Augenblick, in welchem er das Feuer zu erzeugen weiss, schwingt er sich auf die dritte. Die Australneger verfügen über verschiedene Arten der Feuerbereitung. Die einfachste Art besteht in der Reibung von Hölzern. Der Wilde steckt in die Risse eines morschen Baumes trockenes Gras und fährt mit einem Stabe darüber hin und her, bis das Gras Feuer fängt, oder er stemmt ein Holzscheit gegen die Brust und behandelt es mit einem zweiten wie mit einem Schabeisen. Wo sich der primitive Mensch den Feuerbohrer ersann, dort vermochte er bereits eine ganze Kette von Causalitäten zu überschauen. Ein solcher Feuerbohrer besteht aus einem Brettchen mit

einer kleinen Bohrung und einem Stäbchen: das Stäbchen wird in dem Loche mit der Hand gequirlt.

Analysiren wir die Causalitätskette, wie sie sich beiläufig im Bewusstsein des primitiven Menschen bilden mag. Er weiss: Wenn ich das Stäbchen drehe, wird das Loch heiss: wenn das Loch heiss wird, fängt es Feuer: wenn es Feuer fängt, entzündet es das Gras, das ich bereit halte: wenn das Gras entzündet ist und ich Feuer habe, so kann ich darin Steine erwärmen: wenn die Steine erwärmt sind, kann ich sie in das Wasser werfen; wenn ich sie in das Wasser werfe, so wird dieses heiss, wenn das Wasser heiss wird, so kann ich in demselben Fleisch kochen; wenn das Fleisch gekocht ist, so kann ich es essen. Es sind somit acht Bedingungen, welche er überblickt und planvoll anordnet. Hält nun eine zweite Person vielleicht das dürre Gras an das durch die Reibung erhitzte Holz, so gewahren wir hierin gar eine auf die Production eines Gutes abzielende Arbeitstheilung. Allein Fälle der Arbeitstheilung sind in der Thierwirthschaft sehr oft und sogar auf sehr niederen Stufen der organischen Entwicklung zu beobachten. Die Arbeitstheilung ist es nicht, die eine Schranke zwischen dem Thiere und dem Menschen aufrichtet. Schlingt aber dieser einen Riemen um seinen Feuerbohrer, um sich die quirlende Bewegung mit der Hand zu ersparen, und sie bequemer durch Hin- und Herbewegung zu bewirken, so überschaut er etwa neun oder zehn Causalitäten, ein Grad der Fernsicht, des causalen Verständnisses und der finalen Klugheit in der wirthschaftlichen Thätigkeit, der wohl von keinem anderen irdischen Lebewesen übertroffen wird.

Wir können die fortschreitende Entfaltung der wirthschaftlichen Energie in diesen Blättern nicht weiter verfolgen: uns genügt hier die lediglich methodologische Andeutung, in welcher Art und Weise sie ins Auge zu fassen wäre. Und nur durch einen Hinweis wollen wir unsere Bemerkungen noch ergänzen. Wenn das causale Denken einmal eine grössere Anzahl von Gliedern zu durchmessen vermag, stellen sich bei dem primitiven Menschen gemeiniglich ökonomistische Vorstellungen ein. Sie müssten in einer vergleichenden Darstellung der Entwicklung, welche das wirthschaftliche Denken genommen hat, Berücksichtigung finden. Freilich, die wirthschaftliche Causalität lässt sich nicht so leicht überblicken wie die der unbelebten Natur, wie denn auch die organische Chemie weit grössere Schwierigkeiten birgt als die anorganische. So kommt es denn, dass die wirthschaftlichen Vorstellungen, welche sich primitive Völkerschaften machen, meist einen kläglichen Eindruck üben. Allein wirklich wissenschaftlicher Sinn kann sie darum doch nicht verachten, zumal ihnen eine bedeut-

same normenbildende Kraft innewohnt, die Norm aber das Gedeihen eines Stammes direct beeinflusst. Das sehen wir recht deutlich an der Wirthschaftlichkeit der Todas. Die Todas tödten ihre männlichen Büffel mit Ausnahme eines einzigen, weil dieselben keine Milch geben. Sie gehen somit aus Zweckmässigkeitsgründen vor, indem sie Thiere einer gewissen Art vernichten. Sie machen es geradeso mit den eingeborenen Mädchen, weil ihre Ueberzahl ihnen nutzlos erscheint. Dieser Stamm hat sich offenbar eine falsche Bevölkerungstheorie zurecht gelegt, welche bei ihm die Auslese verhindert und ihn in den Niederungen der Cultur festhält. Schon dies eine Beispiel, dem wir leicht andere an die Seite setzen könnten, eröffnet uns eine weite Perspective: es zeigt uns nämlich, in welcher Art die Entwicklung einer socialen Gruppe von dem der Reife seiner ökonomistischen Anschauungen abhängt, ein Moment der anthropologischen Forschung, das nur wenig Beachtung gefunden. Wir können bei demselben nicht weiter verweilen und begnügen uns, hervorzuheben, dass wir es hinsichtlich der Wirthschaftsentwicklung noch mit zwei Reihen von Erscheinungen zu thun haben: Zunächst mit der Entwicklung des zweckmässigen Denkens, weiters mit der Entwicklung des Denkens über das Zweckmässige.

3. Die Entwicklung des zweckmässigen Denkens in der Wirthschaft.

Der Gegensatz zwischen Natur und Geist wird oft missverstanden. Er will nicht bedeuten, die Natur wäre ohne Geist, der Geist ohne Natur. Vielmehr ist der Geist selbst Natur; wir können ihn nur als ein Ergebnis der natürlichen Entwicklung begreifen; er wendet sich wohl gegen die Natur, um sie zu benutzen, doch ist er ihr entstammt und ein Theil ihrer selbst. Weil er, als Mittel zum Zwecke, nur darauf bedacht ist, die Zwecke des Lebendigen zu vermitteln, ist er seinem ganzen Wesen nach nichts als Zweckbewusstsein. Als solches betrachtet er die ihn umgebende Natur als den Inbegriff aller möglichen Mittel zu seinen möglichen Zwecken. Unter diesem Gesichtspunkte handelt es sich dem Geiste nur darum, die Mittel als solche zu erkennen und sie den Zwecken unterzuordnen. Je mehr ihm dies gelingt, desto mehr vermag das Lebendige, dem er dient, sich zu behaupten und seine Artung fortzupflanzen. So sehen wir denn, dass die wirthschaftliche Entwicklung eine Entwicklung des wirthschaftlichen Geistes, ja des Geistes überhaupt bedeutet. Ist das Denken nämlich ein seiner ganzen Natur nach zweckmässiges, so ist es nothwendig auch, da alles Zweckmässige ein Causales ist, ein causales. Daher heisst denken: Das Causalitätsprincip anwenden. Insbesondere

praktisch denken heisst: Das Causalprincip in finaler Weise anwenden. Schon auf den ersten Stufen des Denkens stellt sich dem Menschen die Natur in zwei grossen Gruppen dar. Er gewahrt einerseits Erscheinungen, die seiner Erfahrung nach erstrebenswerth sind, andererseits solche, die ihm meidenswerth erscheinen. Der Urmensch classificirt die natürlichen Phänomene in nützliche und schädliche. Seine religiösen Anschauungen spiegeln diese primitive Naturphilosophie.

Im Urzustande ist der Antheil des Geistes an der Arbeit nur sehr gering. Er bleibt geraume Zeit lediglich technisch: die Erfahrung lehrt ihn, dass gewisse Wirksamkeiten Bedürfnisse befriedigen, andere dagegen Uebel mit sich bringen. So wird denn gesucht und gemieden, ohne dass irgend eine allgemeine Verknüpfung der causalen Momente angebahnt würde. Wirthschafter, welche in der Culturentwicklung so weit gediehen sind, dass sie sich den Feuerbohrer zu construiren vermögen, bekunden hierdurch wohl bereits die Fähigkeit, eine ziemlich ansehnliche Causalitätskette zu überschauen. Allein, wenn ihre Arbeit auch bedeutsame Spuren geistiger Thätigkeit aufweist, so bleibt sie auf dieser Stufe im Ganzen doch nur eine vorwiegend mechanische, indem der Wirthschafter selbst vermöge der ihm eigenen Kräfte successive die Bedingungen setzt, welche ihn von der Erreichung seines Zweckes trennen mögen. Gewiss wäre der Mensch nie dazu gelangt, sich das in Rede stehende Wirthschaftswerkzeug zu gestalten, hätten nicht gerade die Schwierigkeiten, die mit der zweckmässigen Meisterung der Natur verknüpft sind, eine Ausbreitung seines causalen Erkennens bewirkt. Nur weil jede Bethätigung eine eigene Technik, ein eigenes Training erheischt, konnte es geschehen, dass sich ihm durch oftmaliges Versuchen, oftmaliges Misslingen und stetige Uebung die Eigenschaften der Dinge enthüllten. Die Technik fördert demgemäss bei jeder Thätigkeit genau so wie eine Maschine; sie führt zur Zerlegung der Wirksamkeiten und solcher Art zu der Möglichkeit der Maschine selbst. In der Form des lediglich Technischen wird das wirthschaftliche Denken sich allmälig klar über die Mittel, welche zur Erfüllung der Zwecke geeignet sind. Je mehr sich solches Denken entwickelt, desto mehr häufen sich in ihm Erfahrungen hinsichtlich der Wirkungsweisen der Kräfte, abgesehen von ihrer unmittelbaren Verwendbarkeit; sie bilden ein geistiges Capital, dessen Benützung nur gelegentlich geboten sein mag. In dem Masse, in dem das Denken sich auf Verknüpfung der Causalitäten untereinander bezieht und dabei von unmittelbarer Verwendung absieht, erhält es theoretisches Gepräge. Ist sich der Wirthschafter erst über seine Mittel einigermassen klar, so ist die Möglichkeit gegeben, dass er sich

überflüssige Arbeit erspare; er gelangt aber nur durch das Verrichten solcher dahin, die Aeusserungsformen der Gegenstände kennen zu lernen. Hierin ist der Culturwerth unökonomischer Arbeit angedeutet.

Je höher die Entwicklung des wirthschaftlichen Denkens steigt, desto mehr vergeistigt sich die Arbeit; der Mensch führt eine Arbeitstheilung ein; die materielle, einförmige Arbeit, welche mit geringem Aufwand von Urtheil zu bewerkstelligen ist, überlässt er zunächst Wesen, welche vorwiegend über Naturkräfte verfügen, dann aber Naturkräften unmittelbar, die er durch Maschinen zur Erfüllung seiner Zwecke bestimmt. Solche Vergeistigung der wirthschaftlichen Thätigkeit ist allenthalben zu beobachten. Der Ackerbau wird zur Landwirthschaft, das Handwerk zum Gewerbe, das Gewerbe zum Kunstgewerbe, das Kunstgewerbe zur Kunst. An alledem haben wohl diejenigen, welche die geistige Entwicklung nur wenig mitmachen, nur geringen Antheil. Die Enterbten des Geistes, die das Heute verkaufen, um das Morgen wieder verkaufen zu können, die von ihrem Leben leben, ringen mit der Maschine. Allein je höher der Arbeiter steht, desto weniger macht ihm die Maschine Concurrenz. Denn im Laufe der Entwicklung löst sich die Arbeit immer mehr von der Materie los, wird sie immer unkörperlicher. Daher ist denn heute die menschliche Arbeit allenthalben entweder im Kampf mit der Maschine oder von derselben geschlagen oder auf der Flucht vom Maschinenmässigen ins Geistige. Es ist ein grosser, ein erhebender Ausblick, welchen die Entwicklung des Withschaftslebens gewährt. Betrachtet man sie denkenden Blicks, so gewahrt man, wie thöricht Rousseau's These ist, die sich in den Worten: „Tout homme qui pense est un animal dépravé" crystallisirt. Wahrlich! wem das Herz auch über den Anblick von Laster und Elend nicht bricht, den muss der Wahnwitz zur Verzweiflung treiben, der Reaction predigt und Revolution erzeugt, der sich aus dem Elend der Gegenwart hinaus sehnt und nach dem schlimmeren Jammer der Vergangenheit verlangt. Wir wollen nicht so boshaft sein, darauf hinzuweisen, dass Rousseau ein überaus denkender Mensch gewesen sei. Allein wir können doch nicht umhin hervorzuheben, dass er verkehrt gedacht habe. Gerade das Gegentheil dessen, was seine These besagt, ist richtig: Durch das Denken wird das Thier zum Menschen.

Wundt spricht in seiner Phychologie von einem Gesetze des Wachsthums geistiger Energie (p. 508), das in einem geraden Gegensatz zu dem in der äusseren Natur geltenden Principe der Constanz der Energie steht. Die wirthschaftliche Bedeutung der geistigen Energie, oder, besser gesagt, die wirthschaftliche Energie des Geistes ist in

ihrem Walten nicht zu unterschätzen. Sie lehrt den Menschen die Erscheinungswelt durch Begriffe zu beherrschen. Durch immer adäquatere Erfassung der Causalitätsverhältnisse gelangt er zur Wissenschaft: sie ist nämlich der Inbegriff aller Befriedigungsmittel. sofern sie in ihrer Wirksamkeit erkannt sind. Wir haben schon darauf hingewiesen. dass die Wissenschaft wohl immer nützt. dass man aber von ihr nicht verlangen darf, sie möge dies gleich thun. Nun sind wir so weit, auch angeben zu können, warum eine solche Forderung nicht erhoben werden darf. Wer sie stellt, bezeugt, dass er über einen Intellect verfügt, der nur eine kurze Causalitätsreihe zu überschauen vermag und daher nur dasjenige schätzt, was unmittelbar verwerthbar ist. Die Wissenschaft ist allemal nützlich, denn sie weist uns, was unmöglich ist. sie warnt uns, unsere Kräfte vergeblich anzustrengen; sie deutet uns an, welche Wege uns nicht zum Ziele führen können: sie macht weise: sie lehrt uns die Wege, die am kürzesten sind, sie bietet uns schliesslich Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse: sie macht klug. Die Wissenschaft ist ein grosses, allgemeines Gut. Das Recht berücksichtigt es nicht, wenn man seine Gesetze nicht kennt: die Natur handelt gerecht, sofern sie es nicht berücksichtigt, wenn der Mensch ihrer Gesetze nicht bewusst ist. Sie straft die Unkenntnis ihrer Gesetze grausam: durch Untergang.

Was es heisst, der Erkenntnisse zu entbehren, haben die untergegangenen Racen an sich erfahren müssen. Auf diesem Erdenrund hat die schwarze Race in Armuth und Dürftigkeit gelebt: sie ist von der rothen verdrängt werden, welche ihr geistig überlegen war; auf dem Boden Amerikas, wo heute die Milliarden rollen, Maschinen pusten, Bahnzüge dahinrasen, Bogenlichter glänzen, hat die rothe Race genügsam gehaust. In demselben Masse, in dem der Geist in wirthschaftlicher Hinsicht bedeutungsvoll ist, muss Verrohung als eine wirthschaftliche Gefahr betrachtet werden. Es ist daher auch eine der edelsten Aufgaben des Oekonomisten, zu untersuchen, worin die Verrohung besteht, worin sie sich äussert, was ihre möglichen Ursachen sind, und welche Abhilfe gegen diese Ursachen zu finden wäre. Auf der Höhe dieser Betrachtung gewahren wir, dass die Entwicklung des zweckmässigen, des wirthschaftlichen Denkens gleichbedeutend ist mit der Entwicklung der Cultur; demgemäss sind auch die Gesetze des wirthschaftlichen Fortschritts gleichbedeutend mit Gesetzen der Cultur. Diese erhebt sich in gewissen Centren wohl vielleicht gelegentlich zu Ungunsten der Umgebung, aber sie fliesst von der Höhe auch befruchtend nieder. So hat sich beispielsweise das englische Capital

zum Nachtheile uncultivirterer Völkerschaften gebildet; nun, da es vorhanden ist, wird es zu einem Vortheile für dieselben.

Das geistige Element der Wirthschaft ist bisher in der Literatur wohl nur nebenbei erörtert worden. Smith würdigt die nützliche Thätigkeit des Erfinders; Say zeigt sich der geistigen Arbeit noch geneigter: Mill äussert, dass geistige Fortschritte immer wirthschaftliche nach sich ziehen. List erkennt bereits, dass die Unterschätzung der geistigen Arbeit ein Gebrechen der classischen Oekonomik sei, und erschüttert durch drastische Polemik die Lehre, dass der Geist nicht productiv sei. Allein, wiewohl das Geistige sich immer mehr als eine wichtige Seite des Oekonomischen zeigt, fand es bisher noch keine ernstliche und eingehende wissenschaftliche Berücksichtigung. Ueberschauen wir aber den Antheil des Geistes an der wirthschaftlichen Entwicklung, überschauen wir die Andeutungen, welche wir hinsichtlich der Entwicklung der wirthschaftlichen Energie des Geistes geboten, so muss es uns zur Ueberzeugung werden, dass es erspriesslich wäre, dem „Reichthum der Nationen“ einen „Geist der Nationen“ zur Seite zu stellen. Ein solches Werk würde vielleicht in mannigfacher Hinsicht über das des Smith hinausgehen können, weil im Geiste der Nationen der Reichthum derselben liegt, in ihrem Reichthum aber nicht in ihr Geist. Eben weil dem so ist, muss dem Geist auch eine hohe nationale Wichtigkeit beigemessen werden. Denn nicht die industrielle Arbeit allein macht die Kraft der Völker aus, es ist die geistige Arbeit, welche die industrielle auf die Stufe hebt, die sie jeweils einnimmt. Der Taglöhner arbeitet wahrlich nicht weniger als der Fabriksarbeiter, der Fabriksarbeiter nicht weniger als der Beamte, der Beamte nicht weniger als der Fabriksleiter, der Advocat und Arzt. Aber das geistige Element bildet den Unterschied, und seine Bedeutung für die Nationalwirthschaft ist von der Forschung noch nicht genügend erfasst worden. Die auf das Immaterielle gerichtete Untersuchung hätte sich nicht in apriorischen und abstracten Formen zu bewegen, wenn ihr Gegenstand auch nicht ein greifbarerer wäre. Sie hätte das geistige Leben, das geistige Wirthschaftsleben in Betracht zu ziehen und uns eine Oekonomik des Geistes zu entwickeln. Sie hätte die stufenweise Entfaltung des geistigen Elements in der Wirthschaft in Berücksichtigung zu ziehen, uns eine Theorie des Zusammenhangs zwischen der geistigen Wirksamkeit und der Wirthschaft zu bieten, sie hätte die Rolle des geistigen Elements der Wirthschaft zu bestimmen; sie hätte uns zu zeigen, in welcher Art geistige Arbeit erzeugt, vertheilt, verwendet wird, sie hätte uns weiters die Institutionen zur Pflege des Geistes zu schildern und ihre Angemessen-

heit zu prüfen, sie hätte uns zu zeigen, in welcher Art und Weise Arbeit und Capital auf dem Gebiete des Geistes wirksam sind, dabei aber in Erwägung zu ziehen, in welcher Hinsicht der Geist als ein Capital zn betrachten ist, welches die Wirthschaft befruchtet. Sie hätte uns endlich die Missglückten vorzuführen, welche das geistige Proletariat bilden, sie hätte die sociale Frage des Geistes zu behandeln. Sie hätte solcher Art eine Vorarbeit zu sein für den Historiker, welchen sie lehren würde, auf welche Erscheinungen er sein Augenmerk zu richten hätte, falls er daran ginge, eine Geschichte des Geistes zu schreiben.

4. Die Entwicklung des Denkens über das Zweckmässige.

Schon auf sehr niederer Stufe der Culturentwicklung zeigt sich das Streben, das Gegenständliche durch künstlerische Nachbildung festzuhalten; es ist kennzeichnend, dass diese ersten Regungen des Darstellungstriebes sich nicht mit menschlichen, sondern mit thierischen Formen beschäftigten. Es ist dem Menschen eben eigen, dass er wohl praktisch zuerst an sich denkt, sowie aber die Anschauung in Betracht kommt, sich zuletzt auf sich selbst besinnt. Diese Sonderbarkeit hat lange eine gedeihliche Entfaltung der Erkenntnis verhindert, aber sie ward durch die Oekonomik endgiltig überwunden. Die höchste Form des zweckmässigen Denkens ist das Denken über die Zweckmässigkeit selbst. So spät es auch zur Reife gedeiht und die ihm eigene Gestalt zu Tage tritt, die Keime desselben gehen weit in die Vergangenheit zurück. Wir finden schon bei den Wilden Vorstellungen ökonomistischer Natur. Es ist daher anzunehmen, dass sich jene präökonomische Zeit, von welcher Bagehot (Economie Studies p. 65) spricht, historisch und ethnologisch nicht nachweisen lasse. Auch bei den Völkern, welche gegenwärtig Europa bewohnen, mögen sich frühe schon Anschauungen ökonomischer Natur entwickelt haben. Aus den primitivsten Formen naiver Empirie, wie sie dem praktischen Leben entquillt, haben sich einzelne Sätze niedergeschlagen, die ökonomische Erwägungen enthalten. Der altehrwürdige Schatz der ökonomistischen Volksweisheit ist lange von Mund zu Mund überliefert worden, zum Theile ist er in Vergessenheit gerathen, zum Theile liegt er noch ungehoben im Sprüchworte vor, das sich zur Oekonomik verhält wie Volkslied und Volksepos zur Kunstdichtung. Der ökonomistische Gehalt des Sprüchwortes hat, bevor die Oekonomik das Auge aufgeschlagen, eine bedeutende plastische Kraft bethätigt. In der Münze, die der Volksgeist prägte, barg sich manche treffende Einsicht in den

Verlauf wirthschaftlicher Erscheinungen, die heute noch von der Wissenschaft nicht überholt ist. Da die Unkenntnis der wirthschaftlichen Gesetze die Entfaltung der Wirthschaft hindert, da sie wichtigen Classen der Bevölkerung ihre wirklichen Interessen verhüllt und ihr Werthurtheil derart fälscht, dass sie das minder Zweckmässige für das Zweckmässigere halten, haben sich Familien, Stämme, Völker nach Massgabe ihrer Einsicht in die wirthschaftlichen Vorgänge zu erhalten vermocht. Sie waren eben Familien, Stämmen, Völkern überlegen, welche ihnen hinsichtlich solcher Einsicht nicht gleichkamen, sie waren in der Lage, im entscheidenden Augenblicke eine zweckmässige Handlungsweise zu entfalten, die für ihr Wohl und Wehe ausschlaggebend war. Durch diesen Umstand wird die Theorie der ökonomistischen Theorie, die ökonomistische Methodologie, vor eine neue Aufgabe gerückt. Sie wäre unvollständig, wollte sie nicht auch Antwort auf die Frage geben, wie sich die ökonomistischen Anschauungen entwickelt haben. Die Frage nach der Entwicklung der ökonomistischen Theorie ist aber gleichbedeutend mit der Frage nach den Entstehungsbedingungen ökonomistischer Gedanken.

Man wird sich die Entwicklung des ökonomistischen Denkens am besten vorstellen, wenn man ein ökonomistisches Bewusstsein annimmt, bei welchem sich die Veränderung der Erkenntnisse so vollzieht, als würden sie von einem einzelnen Menschen durchdacht werden. Es ist dies allerdings nur eine Fiction, allein sie hat den Werth, das Schwierige leicht fasslich zu machen. Betrachtet man demgemäss die Gesammtheit der Oekonomisten als eine Einheit, so gewahrt man leicht, dass sie so verfährt wie der einzelne Forscher. Diesem ist es von besonderem Werthe, wenn er viele Urtheile aufstellt, dann aber durch fortwährende Ausschlüsse die Zahl der möglichen Urtheile verringert und die nothwendigen aussondert. In derselben Weise geht das ökonomistische Bewusstsein vor. Es bildet sich Anschauungen über die wirthschaftlichen Erscheinungen, dann treten Einwürfe auf, contradictorische Erwägungen klären die Anschauung, das Unpassende wird fallen gelassen, das Adäquate schlägt immer festere Wurzeln. So herrscht auch unter den Ideen eine Entwicklung, eine Auslese, eine Anpassung. Durch welche Umstände wird aber das ökonomische Bewusstsein in diesem Prozesse bestimmt? Alle unsere Erfahrung kann sich nur auf gegenwärtig vorliegende wirthschaftliche Thatsachen beziehen. Damit ist auch der Frage näher gerückt, welche Erfahrungen uns eigentlich vorliegen. Es handelt sich um das Inventar unseres wirthschaftlichen Bewusstseins und die Abschätzung des seinem Inhalt eigenthümlichen Werthes für die Theorie. Gegeben ist uns

zunächst nur dasjenige, was in seiner Realität vor unser Bewusstsein gerückt ist. Denn, was wir nicht unmittelbar zu erfassen vermögen, was nicht den Gegenstand unserer eigensten Erfahrung zu bilden vermag, das ist nicht uns, sondern unsern Vorfahren oder unsern Nachfolgern gegeben. Das unsern Nachfolgern Gegebene ist uns nicht nur nicht unmittelbar, sondern auch nicht mittelbar gegeben; die zukünftigen Generationen vermögen uns selbstverständlich keine Mittheilung über ihre Auffassungen der wirthschaftlichen Phänomene zu machen. Die Vergangenheit vermag uns wohl ihr Bewusstsein von den wirthschaftlichen Vorgängen zu übermitteln, allein sie ist für unsere veränderten Wirthschaftsformen und für unsere veränderte Anschauung von denselben nicht mehr massgebend. Das wirthschaftliche Bewusstsein ist daher in fortwährender Umbildung begriffen. Welcher Art geht diese Umbildung vor sich?

Der Mensch hat immer eine wirthschaftliche Thätigkeit entfaltet, sein Geist hat sich aber nicht immer in derselben Weise zu dieser verhalten. Wir gewahren Stufen dieses Verhaltens. Auf der ersten Stufe trennt sich das ökonomische Bewusstsein nicht von der wirthschaftlichen Thätigkeit und ist nur in dem Masse vorhanden, welches diese erfordert. Den concreten Zwecken werden concrete Mittel angepasst. Die Wirthschaft wird ohne bewusste Grundsätze betrieben. Wenn wir die Fähigkeit des Menschen, für concrete Zwecke concrete Mittel ausfindig zu machen, Klugheit nennen, können wir diese Stufe als die der ökonomischen Klugheit, oder, da das griechische Wort *λόγος* das Vernünftige in seinem allgemeinen Sinne bedeutet, die ökologische nennen. Die antike Gesetzgebung bezeichnet die höchste Gedankenentwicklung, die auf diesem Standpunkt erreichbar ist. Auf der zweiten Stufe gewahren wir, dass die Wirthschaftszwecke sich verändert haben, sie sind nicht mehr ausschliesslich concreter, nicht mehr individueller Natur. Man beginnt zwischen den Zwecken der Gesellschaft und jenen des Herrschers zu unterscheiden, man beginnt über das Wirthschaftsleben aus praktischen Rücksichten nachzudenken; das wirthschaftliche Vorgehen wird planvoller. Colbert bezeichnet das höchste Mass der Entwicklung auf dieser Stufe; es ist dies die Stufe der ökonomischen Weisheit, die der Oekosophie. Auf der dritten Stufe hat sich die Differentiation des wirthschaftlichen Denkens vom wirthschaftlichen Handeln vollzogen. Zunächst treten Gestalten zu Tage, welche das Denken über wirthschaftliche Thatsachen höher schätzen als das Handeln, andere legen mehr Werth auf das Handeln als auf das Denken. Hier die Manchesterschule, dort die schutzzöllnerischen Routiniers der Praxis. Wir stehen noch mitten in diesem

Kampfe der Geister. Eine Synthese hat sich noch nicht vollzogen. Aber aus dem Chaos ringt sich ein Gedanke mit immer hellerer Leuchtkraft empor, der methodologische Gedanke, die Ueberzeugung, dass es wirthschaftliche Thatsachen gebe, dass aus denselben wirthschaftliche Gesetze gezogen werden können, dass die Kenntnis der wirthschaftlichen Naturkräfte Bedingung für ihre Beherrschung ist, dass es demgemäss ein vom wirthschaftlichen Handeln getrenntes wirthschaftliches Denken, dass es eine wirthschaftliche Theorie geben müsse. Durch diese Thesen und ihr immer siegreicheres Durchdringen stehen wir gegenwärtig am Anfange einer dritten Entwicklungsperiode des wirthschaftlichen Geistes, welche durch das Forschen nach wirthschaftlichen Gesetzen gekennzeichnet ist und demgemäss allein das Recht hat, im Gegensatze zur ökologischen und ökosophischen die ökonomistische genannt zu werden.

Die erste bedeutungsvollere Form des ökonomistischen Denkens war lediglich dem Heile des Individuums gewidmet. In seiner zweiten höheren Form tritt das Problem zu Tage, was wohl die Prosperitätsbedingungen gewisser Gesellschaftsgruppen wären. Auf dieser Stufe handelt es sich bald um Gesellschaftsschichten, bald um Völker, bald um kleinere Gruppen, um Berufskreise. Den beiden Auffassungen, von welchen die eine lediglich die constitutiven Elemente der Gesellschaft, die andere die Verbindungen constitutiver Elemente untereinander im Auge hat, schliesst sich als dritte und höchste Gedankenform die Anschauung des Ganzen an. Sie lehrt das Element in seinen Beziehungen zu Nebenelementen und das Gesammte als ein aus Theilen Zusammengesetztes zu begreifen. Solcher Art sehen wir wieder jenes Phänomen bethätigt, welches wir bereits gelegentlich die Palingenese des Dogmas genannt haben. Plato war das höchste Ziel der Bildung ein ethisches. Er glaubte, es sei der Philosophie möglich, dahinzuführen, dass der Mensch das Gute erkenne und sich von ihm leiten lasse, er glaubte an den zuerst von Sokrates aufgestellten Satz, dass das Wissen, und zwar insbesondere das Wissen des Guten, die eigentlich bewegende Kraft in allem Sittlichen sei. Die Oekonomik tritt für unsere Zeit an die Stelle der Philosophie. Uns ist das höchste Ziel der Bildung ein wirthschaftliches. Wir glauben, dass es der Oekonomik möglich sein werde, dahin zu führen, dass der Mensch das Zweckmässige erkenne und sich von ihm leiten lasse, wir glauben, dass das Wissen, und zwar insbesondere das Wissen vom Zweckmässigen, die eigentlich bewegende Kraft in allem Wirthschaftlichen sei. Solcher Art scheint uns die Oekonomik berufen, das zu werden, was die Philosophie nie gewesen ist, aber immer werden

wollte: eine das Leben gestaltende Macht. Die Religion lehrt uns dulden, die Philosophie begreifen, die Oekonomik überwinden und schaffen. Bismarck hat gelegentlich bezüglich der Arbeiterschutzgesetze geäussert, die betreffenden Reformen kämen ihm so vor, als würde ein Souverain äussern, er wolle, dass in seinen Staaten jeder General sei; wie das zu machen sei, um das brauche er sich nicht zu kümmern, das sei Sache der Minister. Was Bismarck im Scherze sagte, birgt ernste Wahrheit. Das wirthschaftliche Grundproblem ist nicht der Reichthum der Nationen, sondern das Glück der Menschheit. Ob und wieweit es zu bewerkstelligen sei, hat die Oekonomik zu untersuchen. Der Staatsmann muss mit den Ergebnissen der Oekonomik vertraut sein, er hat die Principien, nach welchen ihre Gesetze auf die Wirklichkeit anzuwenden wären, zu kennen, seine höchste Aufgabe aber ist es, die Wirklichkeit jenen Principien gemäss umzubilden. Des Oekonomisten ist die Wissenschaft, des Staatmannes die Kunst; er ist ein Künstler, und zwar der höchste unter allen Künstlern. Denn sein Stoff ist der edelste: er schafft nicht in Stein, nicht in Farben, nicht im Wort, nicht im Ton; er schafft im Volke: er rückt es auf eine höhere Stufe und veredelt es.

5. Die Dialektik der ökonomistischen Entwicklung.

Fassen wir die treibenden Kräfte, welche die Entwicklung des ökonomischen Bewusstseins fördern, ins Auge, so gewahren wir, dass sie nicht, wie man wohl vermuthen könnte, wahllosem Zufalle überlassen sind, sondern gesetzmässig wirken. Man glaubt wohl vielfach, dass die Vorbedingungen der ökonomistischen Erkenntnisse in dem Bedürfnisse nach solchen zu finden seien. Allein wenn das Bedürfnis nach ökonomischen Erkenntnissen im Stande wäre, solche zu erzeugen, so hätte es von jeher nur wirkliche Einsichten in der wirthschaftlichen Causalität geben müssen. Bis auf Smith aber waren zumeist nur praktische Vorschläge vorhanden, die sich auf einer dünnen und brüchigen Schichte von Theorie erhoben. Die Thatsache, dass sich das wirthschaftliche Bewusstsein entwickelt, widerlegt somit die Anschauung, dass das Bedürfniss ökonomische Einsichten zu Wege bringe. So wenig einzusehen wäre, in welcher Beziehung ethnologisch und chronologisch bestimmte Bedürfnisse mit den Entdeckungen eines Galilei, Kepler, Newton stehen, lässt sich auch die Verknüpfung der Theorie, welche für alle Zeiten zu gelten hat, weil sie darlegt, was an den ökonomischen Erscheinungen ewig oder vergänglich ist, mit bestimmten Bedürfnissen bestimmter Völker bewerkstelligen. Die ökonomische Theorie ist umso weniger auf das Bedürfnis nach

praktischen Rathschlägen zurückzuführen, als dieses Bedürfnis eben nur durch Rathschläge befriedigt werden kann und ihm theoretische Untersuchungen daher nicht munden können: es will das Mögliche kennen, um sich mit dessen Hilfe vor der Drangsal des Wirklichen zu retten; die Theorie bietet ihm nur das Abbild des Wirklichen. So kann denn die Theorie nicht auf den Wunsch nach Greifbarem, das zu jeder Zeit Giltige nicht auf das Flüchtige zurückgeführt werden. Der Mensch strebt wohl nach der Erkenntnis, um sie in einem möglichen Falle anzuwenden, aber die thatsächlichen und besondern Zwecke können in ihm nur das Forschen nach einem besondern Hilfsmittel, nicht aber das nach einer allgemeinen Anschauung überhaupt hervorrufen. Die Quelle der Theorie kann demnach nur in einem von dem Bedürfnisse nach praktischen Rathschlägen verschiedenen, aber von ihm hervorgerufenen Bedürfnisse gesucht werden: im theoretischen.

Das theoretische Bedürfnis ist wie jedes andere bald im Zustande der Erregung, bald in jenem der Ruhe. Es ist nur erregt, wenn es unbefriedigt ist: nur dann wenn es erregt ist, wirkt es an dem Gewebe der Erkenntnis. Wann aber ist es unbefriedigt? wann erregt? Wenn eine Erscheinung eine Erklärung heischt, wenn ihm die Ursache derselben nicht deutlich bewusst ist. Dies tritt ein, sofern eine Erscheinung beobachtet wird, deren Ursache unbekannt ist. Es kann aber auch eine Erscheinung beobachtet werden, welche bereits eine Erklärung gefunden hat: an dieser Erscheinung können jedoch Merkmale vorhanden sein, deren Auftreten in der bisher bekannten Ursache nicht mitbegründet ist. Ein solcher Complex von Merkmalen bildet selbst eine Erscheinung, die, als unerklärte, das theoretische Bewusstsein aufregt. Ein Fall, in welchem die Erklärung zu kurz gerathen ist und daher gewisse Theile der Erscheinung unerläutert lässt, ist ein besonderer Fall des vorigen. Es kann schliesslich auch geschehen, dass an einer Erscheinung der eine Beobachter nur den einen Theil der Erscheinungen wahrgenommen und erklärt hat, der andere dasselbe mit dem andern Theile der Merkmale gethan hat. Es ist mit andern Worten möglich, dass eine Erscheinung E mit den Merkmalen a b c — l m n auftritt. Der Eine sieht in ihr nur a b c und führt sie in ihrer Gänze auf die Ursache A B C zurück. Der Andere fasst dagegen l m n ins Auge und leitet demgemäss die ganze Erscheinung von den Ursachencomplexe L M N ab. Hier sind beide Erklärungen als zu enge aufzufassen. Ueber einen und denselben Gegenstand wird dann ohne zureichenden Grund Widersprechendes ausgesagt. Dieser Wiederspruch kann ein conträrer, er kann aber auch ein contradictorischer sein.

Ist er ein conträrer, so muss eine Untersuchung darthun, dass der Erscheinungscomplex E sowohl a b c als auch l m n sein und daher auch sowohl aus A B C als auch aus L M N hergeleitet werden kann. Eine solche Untersuchung bahnt eine Vereinigung der entgegenstehenden Ansichten an: sie ist eine synkritische, ihr wissenschaftliches Ergebnis Synkretismus. Ist der Widerspruch dagegen ein contradictorischer, so muss, da eine Erscheinung aus contradictorischen Ursachen nicht entstehen kann, die Untersuchung darthun, dass a b c von l m m und daher auch A B C von L M N contradictorisch verschieden ist, somit entweder der Ursachencomplex A B C oder der L M N oder auch beide unrichtig angegeben sind. Eine solche Untersuchung bahnt eine Säuberung der Ansichten an: sie ist eine diakritische, ihr wissenschaftliches Ergebnis Diakrise. Da wir es in der Oekonomik immer mit complexen Erscheinungen zu thun haben, ist die Gefahr der widersprechenden Erklärungen auf diesem Gebiete eine ganz besonders bedeutende. Wenn wir die Entwicklung der theoretischen Erkenntnis ökonomistischer Erscheinungen beobachten, bemerken wir in der That in der Regel einander widersprechende Erklärungsversuche. Allein der Widerspruch innerhalb der Theorie ist selten ein gleichzeitiger: es geschieht nur ausnahmsweise, dass zwei unabhängig von einander denkende Forscher gleichzeitig über ein und dieselbe Erscheinung Entgegengesetztes aussagen: dem Urtheile des Einen wird gemeiniglich alsbald vom Andern nachdrücklich widersprochen. Diese verwunderliche Thatsache lässt sich durch ein psychologisches Gesetz begründen, das in seiner Bedeutung bezüglich der Entwicklung der Wissenschaften noch nicht genügend gewürdigt worden.

Versuchen wir es, die Entwicklung des ökonomistischen Denkens möglichst adäquat zu erfassen. Auf den ersten Blick sollte man glauben, Theorie, die wirklich eine ist, sei überhaupt der Wandlung nicht unterworfen. Ist sie doch die Darlegung der allgemeinen Gründe, aus welchen Thatsachen sich überhaupt zu ändern vermögen. Sie scheint darum nicht selbst veränderlich zu sein. Allein dieser Schein trügt. Die Fähigkeit, die Gründe des Thatsächlichen zu erfassen, entwickelt sich durch die Forschung. So ist denn die Theorie selbst eine Erscheinung, die im Nexus der Causalität steht. Das Denken über wirthschaftliche Dinge verändert sich wie alles Andere; es steht im Flusse der Erscheinungen. Jede Aenderung muss aber einen zureichenden Grund haben. Erfolgt sie auf zureichende Gründe hin, so muss diesen Veränderungen auch ein Gesetz zu Grunde liegen. Nach diesem Gesetze zu fragen, scheint vermessen. Der Mensch ist unlogisch, das

Unlogische menschlich. Dennoch handelt es sich darum, die Widersprüche zu begreifen, aus welchen dieses Leben und dieses Denken besteht. Wir wissen nicht, wie ein Schritt zu Stande kommt. Wie wollen wir dabei den grossen Gang des Menschenlebens erfassen, den Schritt des Werdens verstehen? Dennoch müssen wir uns erkühnen, an diese Aufgabe heranzutreten. Fassen wir zunächst die möglichen Gründe ins Auge, welche das wirthschaftliche Denken verändern. Es ändern sich einerseits die Thatsachen der Wirthschaft, weil sie im Flusse der Dinge stehen. Die Theorien ändern sich daher, sofern sie sich den Thatsachen anpassen. Sie ändern sich aber andererseits auch dadurch, dass die Thatsachen, abgesehen von ihrer Veränderung, adäquater aufgefasst werden. Während sich somit die Anschauungen jeder Epoche von der vorigen unterscheiden, haben sie unter einander, so entfernt auch ihre Gebiete selbst sein mögen, etwas Gemeinsames. Daher zeigt denn auch jedes Zeitalter ein angestammtes Gepräge, eine geschlossene Physiognomie. Man kann daher mit Recht von dem Geiste eines Jahrhunderts sprechen und die Einheitlichkeit nachweisen, die seine Thatsachen harmonisch verbindet. Allein dem Antlitze jedes Jahrhunderts widerspricht das des späteren. Wie ist dies zu erklären?

Der Oberflächliche, der leicht mit einer erstaunlichen Thatsache fertig zu werden wünscht, wird in solchen Fällen wohl vom Widerspruchsgeist der Menschen im Allgemeinen und im Besondern sprechen. Er wird auf Eitelkeit, Beschränktheit und Kleinlichkeit das Gehaltvolle, Umfassende und Bedeutungsreiche zurückführen, er wird die höchsten Aeusserungen des Verstandes durch die niedrigsten der Thorheit zu erklären versuchen. Aber genau so wenig, wie es durch den Widerspruchsgeist des Auges zu erklären ist, dass dieses, durch den Anblick des Rothen ermüdet, das complementäre Grün wahrnimmt, ist auch der Widerspruch zwischen einer Theorie und der auf sie folgenden durch die blosse Absicht zu negiren verständlich gemacht. Es ist vielmehr die Contrastvorstellung, welche hier massgebend ist, es ist die psychologische Erscheinung der Association durch Contrast, welche das Wechselspiel der wissenschaftlichen Anschauungen allein zu erklären vermag.

Wenn eine Ansicht von Einem ausgesprochen worden, so erhebt der Andere alsbald Widerspruch dagegen. Wir haben nun zwei verschiedene Ansichten. Nun meldet sich ein Dritter zum Worte und erhebt Widerspruch gegen die Zweiheit der Anschauungen, welche denselben Gegenstand betreffen, er erhebt Widerspruch gegen jede einzelne derselben insbesonders. Allein, indem er sich von jeder Ansicht zur entgegengesetzten gleichweit entfernt, gelangt er naturgemäss

zu einem mittleren Standpunkte. Er verarbeitet die beiden ihm vorliegenden Urtheile kritisch und verknüpft sie. Aus der Zweiheit wird eine Einheit. Was an ihr positiv ist, erregt wieder Negation. Ein neuer Widerspruch, eine neue Zweiheit und dann eine neue Vereinigung. Die Erkenntnis entwickelt sich solcherart gesetzmässig.

Wir haben es in der vorliegenden Entwicklungstheorie nicht mit einer blossen historischen Construction zu thun, welche ja nur in einer Hypostase der Begriffe, in einer Umdeutung des Realen in das Ideale gelegen sein könnte. Für jeden Oekonomisten birgt diese Entwicklungstheorie etwas Tröstliches. Er sieht, dass es nicht Zufall, nicht Laune, sondern Nothwendigkeit gewesen, sofern er sich gegen seine Vorgänger gekehrt hat, er sieht, dass es nicht Uebelwollen von Seite seiner Gegner ist, wenn sie ihm entgegentreten. Die Befehdung, die er unternommen, und jene, die er erdulden muss, sie sind beide Erscheinungsformen eines und desselben gesetzmässigen Vorgangs. Darum kann es auch keine Theorie geben, welche aus der Kette herausspränge, keine, welche nicht Antagonisten hätte, oder welche hervorriefe.

Allein wozu die ganze Bewegung? Wäre es nicht vorzuziehen, wenn ein grosser Geist die Theorie vollendete und die Menschheit in den umittelbaren Besitz der Wahrheit setzte? Diesen Gedanken zu erwägen, wäre müssig, weil es sich dabei um Wünsche, nicht aber um Thatsachen handelt. Die Natur macht keine Sprünge. Auch die Wahrheit entwickelt sich nicht stossweise, die Erkenntnis wird nicht aus der Pistole des Genies geschossen; sie ist ein Prozess, in welchem sich unser Geist immer mehr der Wahrheit nähert, ohne sie je ganz zu erreichen. In unserer Anschauung, der gemäss die Erkenntnis des Oekonomischen sich dialektisch entwickelt, liegt aber nicht nur eine Ausschliessung jeder Begriffshypostase, sondern zugleich eine Restriction des dialektischen Prozesses auf das Erkenntnismässige. Es ist irrig, wollte man glauben, dass der Gedanke einer wissenschaftlichen Entwicklung mit Hilfe des psychologischen Contrastgesetzes nur auf Grund Hegel'scher Philosopheme möglich wäre. Denn Hegel betrachtet den dialektischen Prozess als einen solchen der begrifflich vorgestellten Dinge, nicht der sich auf Dinge beziehenden Vorstellungen; bei ihm spalten sich die Begriffe von selbst, erzeugen sie von selbst die ihnen entsprechende Synthese. Wir haben es nicht mit Begriffen, sondern mit Lehrmeinungen zu thun; bei uns werden nicht die Begriffe, sondern nur die Autoren als lebendig angesehen. Dieser Gedanke hat daher so wenig mit Hegel zu thun, dass es möglich wäre, ihn in der Sprache des Positivismus zu formuliren. Man könnte sagen, die Evolution

der Doctrin vollziehe sich in der Form der Differenziation und Integration. Allein diese Auffassung wäre nur in den allgemeinsten und vagsten Zügen adäquat. Denn der positivistische Evolutionismus eines Spencer unterscheidet an dem Entwicklungsprozesse verschiedene Phasen: Integration, Differenziation, Accomodation, Dissolution. Die Entwicklung der Wissenschaft zeigt diese Phasen nicht. Eine Anschauung pflegt keimförmig als Urtheil aufzutreten, das einfach ausgesprochen und durch zureichende Gründe nicht gestützt wird: das Urtheil gedeiht in weiterm Verlauf su einer Anschauung, einer Theorie, sofern die zureichenden Gründe für sie aufgedeckt werden. Können nun aus diesen Gründen Conclusionen entgegengesetzter Natur gezogen werden, so stellt sich eine Antinomie ein. Sie liegt gemeiniglich in jenen Widersprüchen vor, welche sich entwickeln, sofern gewisse Grundsätze ausserhalb ihres Geltungsgebietes angewendet werden, wo der menschliche Geist sich somit kraft des Mittels, das er auf den Gegenstand anwendet, nicht mehr auszukennen vermag und zu gegensätzlichen Ergebnissen gelangt. Können aus denselben Gründen nicht andere Conclusionen gezogen werden, aber doch aus andern Gründen entgegengesetzte Conclusionen, so pflanzt sich gegenüber der These die Antithese, gegenüber der Position die Contraposition auf. Unter Contrapositionen sind demnach Lehren zu verstehen, welche ein concreter Forscher den Ausführungen eines andern entgegensetzt. Es ist schliesslich auch möglich, dass Schlüsse, welche aus einem gewissem Thatbestande gezogen werden, in sich widerspruchsvoll sind. In diesem Falle kann man von Contradictionen sprechen. Diese sind allemal Widersprüche, welche ein concreter Forscher gegen den richtigen Sinn seiner eigenen Lehren vorträgt, ohne sie gewahr zu werden, Widersprüche somit, welche Keime für die zukünftige Entwicklung dieser Lehren enthalten. In Antinomien, Contrapositionen und Contradictionen sind Anlässe zu weiterem Fortschritt des Denkens gegeben. Unsere Vernunft, die ihrer ganzen Natur nach eine Einheit des Denkens anstreben muss, sucht eine Geschlossenheit in die Mannigfaltigkeit zu bringen, sie sucht die Contradictionen zu eliminiren, die Positionen und Contrapositionen als relativ berechtigte Elemente in Synthesen zusammenzufassen, die Antinomien als nothwendige nachzuweisen und zur Seite liegen zu lassen. Indem sie bei der Prüfung der Contrapositionen geneigt ist, auf andere Thatsachen einzugehen, als die ursprüngliche These stützten, erweitert sie den Kreis ihrer Gegenstände; indem sie sich der nothwendigen Antinomien bewusst wird, vertieft sie ihre Anschauungen. So wird denn die Synthese, welche das schliessliche Ergebnis des Gedanken

prozesses ist. der Position und der Contraposition in gleicher Weise gerecht werden und beide in einer höheren Einheit auf einer höhern Stufe der Erkenntnis wiederholen. Eben in dieser Wiederholung ist aber eine eigenthümliche Erscheinung gelegen, welche die ganze Erkenntnis durchzieht. Es sind im Grunde nur wenig Gedanken, die, wie die Statisten auf einer kleinen Bühne, immer in veränderter Gestalt wiederkommen. In diesem Sinne könnte man, wie bereits betont, von einer Palingenese des Dogmas sprechen. Ein Beispiel derselben liegt in dem eben dargelegten Contrastgesetze vor. Denn in ihm findet sich die Anschauung Plato's wieder. dass der Gegensatz die Seele der Methode sei.

Im Sinne des Contrastgesetzes liegt es, dass eine Anschauung die entgegengesetzte bedingt und solcher Art der Fortschritt des Gedankens bewirkt wird. Ein Fortschritt des Gedankens ist nicht eine blose Metapher: er ist eine Theorie. Man erfasst sie am besten, wenn man sich vorstellt, dass eine Schar von Menschen auf einem Wege dahinwandelt. Die Rüstigen werden vorausgehen, hinter ihnen die durchschnittlich Begabten, rückwärts die Schwachen, die nur langsam nachkommen können. Im Vorwärtsgehen werden die Zweiten an die Stelle gelangen, welche die Ersten verlassen haben, die Dritten an die Stelle, welche die Zweiten verlassen haben. Durch dieses Bild ist eine Parteienlehre gegeben. Denn stellt man sich zur Seite, so sieht man einen rechten, einen linken Flügel und eine gemässigte Mitte. Die führenden Geister sprechen Dinge aus, die nicht wahr sind, sondern in der Zukunft erst wahr werden. Man hält sie daher oft für Phantasten, während sie Propheten sind. Sie lassen sich vom Hohne nicht schrecken, sie glauben fest daran, dass die andern nachkommen werden. Am mächtigsten werden Die sein, die in der Mitte wandern. Man geht nicht fehl, wenn man sich ihnen anschliesst, aber man geht nicht voraus. Der volle Besitz der Wahrheit ist keiner einzigen concreten Stufe zu eigen. Nur die Gesammtheit aller Bemühungen kommt der Wahrheit möglichst nahe.

Das Contrastgesetz erklärt es, wieso es kommt, dass es überall, auf dem Gebiete der Oekonomik, wie auch auf dem sonstiger Wissenschaften und der Künste Geister geben könne, welche bei ihren Zeitgenossen kein Entgegenkommen, kein Verständnis, keinen Anklang finden, von nachgeborenen Geschlechtern aber nach Verdienst gewürdigt werden. Genies sind immer Menschen der Vergangenheit, welche die Ideen der Gegenwart ausgesprochen haben. Aufmerksamkeit ist bei dieser nur dadurch zu erlangen, dass man entweder ihre Anschauungen in möglichst widerspruchsloser Weise vertritt, oder dass

man ihren Anschauungen in möglichst widerspruchsloser Weise, also mit möglichster Festigkeit, widerspricht. Die Unsterblichkeit ist das Maass, in welchem der Einzelne der Menge vorauseilt. Sie ist daher an der Anzahl der Generationen zu messen, die sie dauert. Je mehr sich der Vorauseilende von der Gegenwart entfernt, desto weniger hat er mit ihr gemein, desto mehr entschwindet er ihren Blicken, desto kleiner erscheint er ihr, bis der Tod seinem Laufe Einhalt gebietet, bis die Zeit die Andern nachkommen lässt und ihnen dann das Bild des Entrückten immer näher und immer grösser wird.

Werfen wir nun einen Blick auf die thatsächlichen Erscheinungen der ökonomistischen Evolution. Es muss uns nun zunächst auffallen, dass sie sich auf verschiedene Culturnationen vertheilt. In den Wissenschaften gibt es zwei grosse Verdienste. Das eine besteht darin, dass eine Frage aufgeworfen, das andere darin, dass eine solche beantwortet wird. Selten geht beides von einer Nation, noch seltener von einer Person aus. Im Aufwerfen von Fragen sind die Völker der gallo-romanischen Race, welche lebhaften und ursprünglichen Geistes sind, immer Meister, die germanische Race bethätigt sich mit grösserem Geschicke in der Beantwortung. Ihre zielbewusste Energie, ihr ausharrender Eifer, ihre unermüdliche Geduld, ihre Neigung für langsame umsichtige Ueberlegung, das sind Eigenschaften, welche sie für diese Aufgabe besonders befähigen. Der Engländer, welcher seiner Abstammung nach theils romanisches, theils germanisches Blut in den Adern hat, bildet naturgemäss den geistigen Vermittler. So kam es, dass in diesem geistigen Veredelungsverkehre das englische Element es am meisten verstanden hat, dem überkommenen Material eine höhere Entwicklungsform aufzuprägen. Das unruhige romanische Wesen vermag die Bahn zu weisen, aber nicht zu wandeln; es vermag nach neuen Richtungen hinzudeuten, ihm fehlt aber die Hingebung, sie auch zu beschreiten; es vermag jedoch dem Alten, das sich nicht neugestalten lässt, immerhin eine eigenartige Form zu verleihen. Allein es geht nicht mit; es bleibt bei Dem, was es selbst gebildet. Fortschritte, die es nicht selbst angebahnt hat, finden bei ihm nur geringe Förderung. Die Oekonomik ist eine romanische Wissenschaft, sofern sie in Frankreich und Italien entstanden ist; sie ist eine engliche Wissenschaft, sofern sie in England zu anerkennenswerther Höhe umgebildet wurde. Sie ist eine deutsche Wissenschaft, sofern sie zuerst auf deutschem Boden ihre praktische Kraft erlangte. Denn wenn es keine Oekonomik gegeben hätte, wäre Deutschland nie geworden.

Wenn wir nun von dieser interessanten Arbeitstheilung, welche für die Geistesart der Nationen kennzeichnend ist, absehen, um

des Entwicklungsbildes, das die Evolution der Oekonomik bietet, gewahr zu werden, zeigen sich uns Züge, die uns das Contrastgesetz bedeutsam kennzeichnen. Den Grundsätzen des Mercantilismus treten die des Physiokratismus als wesentlich widersprechende gegenüber. Smith macht die Bemerkung, die Physiokraten hätten den von den Mercantilisten nach einer bestimmten Seite gekrümmten Stab der Theorie in demselben Masse, in dem er nach der einen Seite hin sich von der geraden Linie entfernte, nach der entgegengesetzten Seite gebogen. Er documentirt sich so als der erste bewusste Synthetiker der Oekonomik und vollzieht als solcher die erste Integration des Differenzirten. Smith ist, insofern er die Freiheit als die beste Form der Ordnung ansicht, wesentlich Physiokrat; er ist, sofern er die Arbeit auf allen Gebieten ihrer Bethätigung als den wertherzeugenden Factor schätzt, wesentlich mercantilistisch gesinnt. Er verwirft das schutzzöllnerische Element des Merkantilismus als ausnahmslose Norm, das agrarische des Physiokratismus als ausnahmsloses Gesetz. Allein die Postulate, welche der Merkantilismus formulirt hatte, gelangen doch nicht zur Ruhe. Kaum hat sich das Smith'sche System als Integration des Mercantilismus und Physiokratismus bethätigt, so erhebt sich seinem Individualismus gegenüber der Socialismus. Smith hatte vornehmlich nach den Bedingungen des Reichthums geforscht. Bald nach ihm tritt das entgegengesetzte Problem auf den Plan: die Ursachen der Armuth. In der sogenannten classischen Schule ist diese Antithese noch eine virtuelle. Aber sie ist für ein aufmerksames Beobachtungsvermögen deutlich genug. Die Wendung wird bereits in Malthus und Ricardo, in der Bevölkerungstheorie und in der Lohntheorie offenbar. Mill, der die Traditionen der classischen Schule zusammenfasst, birgt schon zwei Seelen in seiner Brust, eine streng liberale und eine socialistisch angekränkelte. Das Problem der Armuth stellt sich immer energischer dem des Reichthums gegenüber: dem Reichthum der einen socialen Schichte wird die Armuth der andern, dem Reichthum einer Nation die Armuth der andern entgegengehalten. Die grössere Vielfältigkeit des Problems bedingt eine grössere Vielfältigkeit der Bearbeitung. Und wieder wird eine Synthese der Gegensätze versucht. Individualismus und Socialismus werden von der deutschen Wissenschaft in eine neue Integration zu vereinigen gesucht. Individualismus und Socialismus, Selbstständigkeit und Angliederung an ein Ganzes, Freiheit und Ordnung, scheinen in dem Bilde des Organismus verständlich. Der Organismus ist aber ein sich in der Zeit Entwickelndes, ein Entstehendes, Blühendes und Vergehendes, seine Dauer ist eine begrenzte, sein Dasein ein historisches.

So nennt sich denn diese Betrachtungsweise, die sich in gleicher Art gegen den ausschliesslichen Individualismus wie gegen den ausschliesslichen Socialismus kehrt, um die berechtigten Momente beider zu verknüpfen, die historisch-physiologische. Dieser zweiten Synthese gegenüber bildet sich ein entschiedener Gegensatz, die Menger'sche Richtung heraus.

6. Smith als Erzieher des ökonomistischen Denkens.

Besonders bedeutsam ragt in der Entwicklungsreihe der Oekonomisten Smith. Er vollzog die Integration zweier Entwicklungsphasen und leitete solcher Art eine dritte ein. Er that dies mit vollem Bewusstsein, denn es ist ihm klar, dass er es mit Gegensätzen zu thun hat, es ist ihm klar, dass er beide zu überwinden trachtet. Dies sichert Smith seine historische Stellung. Im Mercantilismus schon lag Richtiges und Falsches chaotisch bei einander. Smith's Verdienst ist es, dass er das Falsche als solches nachwies. Es war ein richtiger Gedanke des Mercantilismus, dass er eine Steigerung der Ausfuhr für gewerbliche Erzeugnisse und eine angemessene Einfuhr von Rohstoffen befürwortete. In dieser Anschauung des Mercantilismus birgt sich der Keim des Industriesystems. Unzweckmässig dagegen war das mercantilistische Postulat, dass fremde Gewerbeerzeugnisse nicht eingeführt werden, dass die Ausfuhr von Rohprodukten an die Stelle, wo sie am besten bearbeitet werden könnten, vermieden werde. In ähnlicher Weise war der Physiokratismus beschaffen. Er erkennt als einzige Quelle für den Volksreichthum Grund und Boden an; damit sich aber die Cultur des Bodens frei entwickeln könne, müssten alle Schranken, welche Gewerbe und Handel einengten, fallen. Versucht man die Lehren beider Schulen zu verbinden, so fällt das an ihnen Einseitige wie von selbst aus; das Berechtigte dagegen gewinnt wie von selbst tiefere Ueberzeugungskraft. Dieser Klärungsprozess hat sich in Smith vollzogen. Er hat nachgewiesen, dass gewerbliche Arbeit der weitere, gewerbliche Bearbeitung des Bodens der engere Begriff sei. Er hat für die gewerbliche Arbeit, welche der Mercantilismus in ihrer wirthschaftlichen Bedeutung gewürdigt, jene Forderung erhoben, die den Physiokratismus kennzeichnet, nämlich die Freiheit der Entwicklung. Indem er das, was die beiden Schulen lehrten, zu einer höhern Einheit zusammenfasste, hat er beide in den Hintergrund gedrängt. Es ist möglich, dass Smith vieles nicht sagen mochte, was er wusste, weil es der Anerkennung seines Werkes, der Wirksamkeit desselben geschadet hätte. Doch scheint so kluge Zurükhaltung nur zum kleineren Theile bei ihm massgebend gewesen zu sein. Es

ist uns viel wahrscheinlicher, dass er sein Werk so gab, wie es war, wohl wissend, dass es nicht alle Räthsel löse. Sein sachdenklicher Sinn mag aber immerhin bei verschiedenen Gelegenheiten empfunden haben, dass man leicht einen Fehltritt begeht, wenn man den ebenen Weg der schlichten Thatsachen verlässt. Wichtige Fragen des Wirthschaftslebens scheint Smith in der That lieber ohne Erklärung gelassen zu haben, als dass er es mit einer unrichtigen versucht hätte. Ein Deutscher an seiner Stelle hätte anders gehandelt. Es ist der grösste Fehler und der grösste Vorzug germanischen Geistes, dass ihm Muth zu irren innewohnt. Der Deutsche nimmt willig die Schuld auf sich, wenn es ihm nur vergönnt ist, für sie als Held zu sterben.

Hinsichtlich seines Verhaltens gegenüber der Vergangenheit kann Smith für jeden Oekonomisten vorbildlich wirken: man muss ihn nicht nachahmen, wenn man ihm auch nachahmt; man muss sich von ihm nämlich zur Selbständigkeit erziehen lassen. Dies ist für die Wissenschaft wichtig; denn ihr verbleibt noch vieles zu thun. Was Smith geschrieben, ist immer noch mehr Plan als Gebäude. Er ist der Schöpfer, nicht der Messias der Oekonomik. Wer für sie taugt, der wird ihr taugen; er wird an ihr noch zu verbessern haben; der Thatbestand der Erkenntnis, der ihm als Befund vorliegt, ist für ihn Material, möge es nun in den Thatsachen oder in den Theorien gelegen sein. Das wichtigste Ergebnis solcher Erziehung durch Smith wird für den Forscher die Ueberzeugung sein, dass er sich gleich jenem dem Contrastgesetze gemäss zu verhalten hat. Wie aber wird sich, unter der Voraussetzung, dass die Theorie sich nach dem Contrastgesetze entwickelt, der Forscher dieser Entwicklung gegenüber zu verhalten haben? Er wird sich je nach seiner individuellen Artung verschieden bethätigen; er wird das Ueberlieferte entweder mit historischem Sinne in sich aufnehmen und solcher Art nur seine ordnende Receptivität bethätigen, oder er wird bemüht sein, das Ueberkommene fortzubilden. In diesem Falle wird sich seine schaffende Productivität bekunden. Befassen wir uns zunächst mit dem Theoretiker. Für ihn wird das Gesetz der Contrastvorstellungen, das die Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens beherrscht, ein Compass. Wohl hat er überhaupt zu beobachten, zu vergleichen, zu verbinden, zu trennen, Begriffe, Urtheile, Schlüsse zu bilden, zu beweisen, allgemeine Gesetze zu suchen. Aber in dieser vielfachen Thätigkeit wird er rascher und leichter zu den ihm möglichen Ergebnissen gelangen, wenn er die Weisungen, welche ihm die Vergangenheit bietet, befolgt. Sie schreibt ihm ein Verhalten vor, das

der Evolutionsstufe, auf die ihn die Zeit gestellt hat, gemäss ist. Hartmann ist das der jeweiligen Evolutionsstufe gemässe Verhalten das ethische. Ihm ist dieses Verhalten ein fortschrittliches und hat den Zweck, die Welt um so rascher zu erlösen. Diese Bestimmung ist vage. Wann verhält man sich dem Fortschritte gemäss? Entspricht es der Evolution, immer die zuletzt aufgetretene Ansicht zu unterstützen? Dies ist eine irrige Anschauung; sie hat Hartmann selbst allzusehr beeinflusst. Der Denker hat nicht mit dem Strom zu schwimmen, er hat ihm Richtung zu geben. Er braucht nicht darauf bedacht zu sein, dass er modern sei: denn wohnt ihm nur Begabung inne, so muss sie sich als die eines Zeitkindes äussern. Er lebe sich unbesorgt aus. Er denke laut. Um den Zusammenhang mit der Zeit hat ihm nicht bange zu sein. Denn er kommt aus ihr. Je mehr er ein echtes Kind der Zeit ist, je mehr er aus ihr schöpft, sich aus ihr entwickelt, desto mehr wird er sich von ihr entfernen, desto mehr wird er für die Zukuft, desto weniger die Gegenwart für ihn sein. Keiner aber wirkt im Sinne der Entwicklung, der das Vorgefundene nur deshalb, weil es ein zeitgenössisches ist, als Abschluss einer Entwicklungskette betrachtet. Das heisst die Gegenwart verewigen, jede Zukunft leugnen, das heisst nicht fortschrittlich, sondern conservativ denken.

Wenn sich die Anschauungen zu einer gewissen Gegensätzlichkeit entwickelt haben, glauben die Vertreter einer jeden, dass sie Recht, die Gegner Unrecht hätten. Sie ahnen nicht, dass gerade ihre Einseitigkeiten es sind, welche nothwendig eine Ergänzung durch den entgegengesetzten Standpunkt erfordern. Es ist eben das Eigenthümliche entgegengesetzter Anschauungen, dass sie entgegengesetzten Polen gleichen, jeder von ihnen aber die Empfindung hat, die Mitte des Magnets zu bilden. Der Forscher hat vor allem zu misstrauen, auch dem Misstrauen selbst. Erst wenn er keinen Grund hat zu zweifeln, hat er das Recht zu glauben. Ueber das Glauben gelangt er freilich nicht hinaus: denn das Wissen ist das Glauben des Gelehrten. Mit Misstrauen muss er an das Gegebene herantreten, um es kennen zu lernen; und er muss es kennen lernen, um darüber hinauszugehen: Denken fängt eben erst an, wo das Glauben aufhört. Da keine concrete Phase der Erkenntnis im vollsten Sinne adäquat sein kann, zeigt sie erst dann ihren vollen Werth, wenn der Forscher sich der Entfernung bewusst zu werden sucht, die das Ueberlieferte noch immer von der Wahrheit trennt. Dies kann nur geschehen, wenn er an die gegebenen Theorien mit der Präsumtion herantritt, dass sie falsch sind. Zum mindesten muss er annehmen, dass Alle Recht hätten in

dem, was sie leugnen, Unrecht hätten in dem, was sie behaupten. Von diesem Standpunkte aus hat er vorzudringen. So fördert er die Wissenschaft; nur was das Feuer überdauert, ist echtes Gold. Auch wer zu zerstören sucht, bringt, sofern ihm dies nicht gelingt, das Unzerstörbare zu Tage. Auf Grund der Kritik wird der moderne Forscher somit sein Verhalten gegenüber der Vergangenheit feststellen. Hat die Wissenschaft seiner Zeit eine antithetische Form erlangt, so hat er, um in die Entwicklung einzugreifen, eine Synthese anzustreben; steht dagegen die Wissenschaft auf synthetischen Sätzen, weist sie solcher Art eine geschlossene Einheit auf, so kann er nur entweder warten, bis sich eine antithetische Form eingeleitet hat, oder selbst eine ausbilden. Es wird sich in diesem Falle vor allem empfehlen, Das ins volle Licht zu setzen, was der Gegner in den Hintergrund treten liess. Dabei ist eine Gefahr zu vermeiden: der Geist des Widerspruchs, der Widerspruch um des Widerspruchs willen, die excentrische Opposition. Tritt der Forscher in eine Epoche ein, in welcher sich ein Antagonismus der Anschauungen herausgebildet hat, und ist er auf eine Synthese bedacht, so wird er sich vor falscher Synthese hüten. Diese findet dann statt, wenn statt der beiden letztentwickelten Fortbildungsformen zwei andere zur Verknüpfung genommen werden. Wenn die jüngste Synthese mit einer ältern vermählt wird, so wird versucht, das Lebende durch das Todte zu befruchten. Echte Synthese wird sich an die nächsten Individuationen halten. Wer sie integrirt, wird die früheren Gestaltungen nicht aus dem Auge verlieren. Er wird danach streben, Alles zu leisten, was vor ihm geleistet worden, überdies die Daseinsberechtigung seiner Anschauungen auch noch dadurch erwiesen, dass er mehr bietet, als bis auf ihn thatsächlich geleistet worden. Alle wahrhafte Synthese wird somit alle schon gewordenen Lehren in gleicher Weise umschliessen. Das Entgegengesetzte findet in ihrer weiteren Spannung bequemen Raum und volle Berechtigung, das Ueberwundene erscheint von höherem Standpunkte aus als eine wohlbegründete, wenn auch einseitige Bestrebung; sie macht begreiflich, dass alle theoretische Bemühung nur Ein Ziel vor Augen hatte und der blinkende Leitstern aller Strebenden die Wahrheit war. Sie bekundet auch, dass sie auf ein und demselben Wege mit den Uebrigen als ein Pionier der Erkenntnis weiter vorgedrungen und demgemäss dem Ziele näher gerückt sei. Schliesslich begrüsst sie jeden Antagonisten mit stolzem Gefühl, nicht mit Verbitterung, zumal seine Erscheinung nur darthut, dass ihr grosser Kraftaufwand nicht vergebens gewesen, dass sie ein Glied der Entwicklung geworden. Nur dem Protagonisten treten Antagonisten gegenüber. Jeder Forscher

hat demgemäss auf den Schultern seiner Vorgänger zu stehen, aber er muss es sich auch gefallen lassen, ja es sogar mit Freude begrüssen, wenn ein anderer neben ihn tritt, damit sich ein dritter wieder auf die Schultern beider stellen könne. Im Korallenbau der Wissenschaft ist jede Blüthe berufen, zu verkalken und die feste Grundlage weiterer Bildungen zu bieten. Wer sich als Krönung des Gebäudes verehrt, der beweist hierdurch nur, dass ihm die richtige Würdigung des Erkenntnisprozesses verschlossen geblieben ist und ihm jeder historische Sinn, der das Werdende in seiner Nothwendigkeit erfasst, abgeht. Das Höchste, was ein Forscher erreichen kann, ist, dass sich in ihm eine bestimmte Entwicklungsphase der Erkenntnis individuirt. Wer die Veränderung aus dem Gebiete der Wissenschaft ausschliesst, der sucht sie zu tödten.

Wer sich nach der Art des Smith gegenüber dem bis auf ihn Geleisteten verhält, büsst keineswegs Das ein, was man Originalität nennt, er erreicht es vielmehr. Originell ist dasjenige, das existirt, ohne je existirt zu haben und gekommen ist, ohne je wiederkehren zu können. Es kann nicht Ergebnis der Uebung, nicht das der Methode sein. Solche kann nur den Weg weisen, nicht die Kraft verleihen, ihn zu wandeln. Es gibt nur ein Mittel, originell zu sein: vom Anfang an denken und bis ans Ende denken. Man muss das Gegebene nur besser machen; das Bessere ist schon ein Anderes. Das bloss anders Geartete kann auch schlechter sein. Derartiges wird der Forscher nicht leisten, sofern er weniger Grundsätze eingedenk ist: Er muss festhalten, dass das in sich Widersprechende auch nicht wahr sein kann. Daher hat er sich zu fragen, ob die Erkenntnisse unter einander übereinstimmen. Angesichts solcher Widersprüche hat der Forscher besonders im Auge zu behalten, dass Contraste contradictorischer Natur unmöglich beide zugleich gelten können und es für sie daher keine Lösung gibt, sondern nur eine Ueberwindung in einer dritten Form.

Diese Grundsätze gelten für den Oekonomisten überhaupt; sie gelten für den gegenwärtigen Oekonomisten insbesondere. Denn nun sieht sich die Forschung wieder vor eine Zweiheit von Anschauungen gesetzt. Dies bringt ihr die schwierige Aufgabe, das schwierige Beispiel des Smith zu befolgen, ohne Das, was er gelehrt hat, zu wiederholen. Ist diese Aufgabe erst dadurch, dass These und Antithese wieder in eine Synthese zusammengefasst werden, gelöst, so ist es wieder angemessen, dass der Wissenschaft dieser Synthese eine neue Antithese, die aber noch weit in der Zukunft liegt und deren Gestalt wir uns heute nicht ausdenken können, entgegentrete. Die Oekonomik ist in diesem Augenblick ein weitwendiges, imposantes,

schwer zu fassendes, complicirtes Etwas. Es ist göttlich, aus dem Nichts Etwas zu erschaffen; aus dem Etwas ein in der Einheitlichkeit Mannigfaltiges zu gestalten, dies erfordert weniger denn übermenschliche Kraft: Entwicklung.

Was gelebt hat, ist immer Dünger für dasjenige, was nach ihm lebt. So lasse denn der Oekonomist die Krume seines Geistes von der Vergangenheit düngen und von der Beobachtung befruchten. Handelt er umgekehrt, so wird er nichts Erspriessliches zu Tage fördern. Er kann sich nicht mit dem Thatbestande der Wirthschaftserscheinuugen, welche emsige Geduld zusammenstellt, begnügen. Nicht nur den Samen aufzunehmen, ist seine Sache, sondern auch aus demselben gedeihliche Frucht zu gestalten. Zu diesem Zwecke wird der moderne Forscher sich von dem Irrthum fernhalten, welcher jede Betrachtung abstracterer Natur abweist. Die Richtung der Zukunft kann keine das Concrete einseitig im Auge behaltende sein. Denn ihr muss es klar sein, dass das echte Abstracte Abbild des Wesentlichen ist, das Concrete dagegen auch Unwesentliches in sich birgt: es ist der schlammige Strom, aus dem das Gold erst geschwemmt wird. Der Forscher wird daher das Wesentliche aus dem Concreten herauszuheben suchen, um das Thatsächliche zu verstehen und zum Gegenstande einer geschlossenen Theorie zu machen. Hat sich gegenüber der dem Egoismus zugewendeten älteren Oekonomik eine neuere ethisirende Schule geltend gemacht, so wird es Aufgabe der weiteren Entwicklung sein, beiden Standpunkten gerecht zu werden oder beide auszuschliessen.

Ueberschauen wir die Entwicklung der Oekonomik, so wird uns auch ein ferneres, nicht unwichtiges Moment klar. Jeder Stand hat sein System, in welchem seine Postulate formulirt sind. Man kann demgemäss von einem kaufmännischen, landwirthschaftlichen, Fabrikanten- und Arbeitersystem sprechen. Je geringer der Antheil eines Standes an den schliesslichen Ergebnissen der Production, um so grösser sind seine Forderungen. Dem Physiokratismus war der Bauernstand der ausschliesslich productive, dem Mercantilismus der Handelsstand der bedeutendste, das Industrialsystem betonte die gewerbliche Thätigkeit des dritten Standes, der Socialismus macht es wie der Liberalismus: dieser leitete seine Thätigkeit mit den historischen Worten ein: Was ist der dritte Stand? — Alles. Was hat er? — Nichts. Der Socialismus copirte Rivarol's These. Da heisst es: Was ist der dritte Stand? Nichts! Was besitzt er? Alles! Was ist der vierte Stand? — Alles. — Was besitzt er? — Nichts. So handelt es sich immer um das Haben und Erhalten, nie um das Wissen und Verstehen. Wahrhaft wissenschaftliche Oekonomik darf nicht eine solche

einzelner Stände sein, sie muss dieselben vielmehr in ihrem gegenseitigen Verhältnisse berücksichtigen, um die Thätigkeit der ganzen Bevölkerung zu begreifen, um im wahrsten Sinne des Wortes aus einer Standeswirthschaftslehre eine Volkswirthschaftslehre zu werden.

7. Literaturgeschichte und Dogmengeschichte auf dem Gebiete der Oekonomik.

Im Lichte obiger Ausführungen wird uns auch der Werth und die Methodologie der literaturhistorischen und dogmengeschichtlichen Forschung klarer. Oft wähnt der Forscher, die Beschäftigung mit den bereits der Geschichte angehörigen Erscheinungsformen der Theorie könnte ihn besonders fördern. Dem ist nicht so. Wer die überwundenen Erscheinungsformen der Theorie in sich aufgenommen hat, glaube nicht, dass sein Geist einen Anlauf durch Jahrhunderte nehme, um durch einen kühnen Sprung in die Zukunft hineinzusetzen: Ein zu langer Anlauf erhöht nicht, er vermindert die Sprungkraft. Der Literaturhistoriker erschöpft oft seine Begabung damit, dass er in sich die Arbeit der Vergangenheit wiederholt. Wer die Naturwissenschaften zu fördern beabsichtigt, wird sich an die Beobachtung und an die gegenwärtige Doctrin halten, er wird sich aber nicht an die primitiven Erwägungen längst verschollener und längst überwundener Autoren halten. Die Aerzte, die heute Galen am besten kennen, werden in den seltensten Fällen auch die besten Kliniker sein; die Mechaniker, die in der Geschichte ihrer Wissenschaft am bewandertsten sind, werden sich nicht als Erfinder auszeichnen; die Schriftsteller werden nicht nach Massgabe ihrer Belesenheit schaffende Fähigkeiten bewähren. Wir wollen damit den Werth antiquarischer Studien nicht leugnen, wir wollen ihn nur gering ansetzen, viel geringer als es den extrem historischen Oekonomisten Deutschlands beliebte. Genau so wie der Einzelne in seiner physischen Entwicklung die niederen Werdeformen des Lebendigen durchlaufen muss, so hat auch die theoretische Anschauung die Entwicklung rasch zu wiederholen. Solches ist aber nur im Auszuge möglich. Die Literaturgeschichte der Oekonomik wird somit für Den den meisten Werth haben, der sie liest, für Den den geringsten, der sie schreibt.

Aus chaotischem Wirrsal hat sich die Oekonomik emporgehoben: aus der Unfreiheit der Völker, der Geldbedürftigkeit der Fürsten, der Verlegenheit der Staatsmänner, aus den berufsmässigen Erfahrungen der verschiedenen Stände. Wie aus diesem Getriebe unwissenschaftlicher Kräfte eine Disciplin sich entwickelte, zu schildern, ist Aufgabe der ökonomistischen Literaturgeschichte. Sie hat uns zu zeigen,

wie das Denken über die Zweckmässigkeit aus der empiristischen Praxis, der politischen und der Geschäftsroutine, aus contradictorischen Discussionen gegensätlicher Interessen mit Nothwendigkeit hervorging. Ungezwungen gliedert sich dieser eigenartige und fesselnde Werdeprozess in gewisse bedeutsame Phasen. Was vor Smith auf dem Gebiete der Oekonomie geboten worden, mag als prähistorisch gelten. Die Classiker bilden das Alterthum der ökonomistischen Entwicklung, die historische Schule das Mittelalter. Allmälig kommt auch eine neue Zeit herauf. Schwierig ist es, diese Phasen und den Uebergang von einer zur andern angemessen darzustellen. Denn durch alle Geschichtsschreibung geht ein bedentungsvoller Gegensatz, der sich auch auf dem Gebiete der Geologie bethätigt. Auf der einen Seite steht die Heroentheorie, auf der andern die entgegengesetzte, welche Pygmäentheorie genannt werden könnte. Die eine hat nur Sinn für die grossen Erscheinungen im geschichtlichen Leben, die andere nur für die ins Unmerkliche gehende, aber wirkungsreiche Arbeit des Kleinen. Die eine heftet den Blick auf die gewaltsamen. erschütternden Katastrophen, auf die geräuschvollen Umwälzungen, die andere gewahrt in ihnen nur sinnenfällige Folgen langsamer Bildungsvorgänge. Unter ihren Händen werden Pygmäen zu Heroen, Heroen zu Pygmäen. Die aufs Grosse wie die aufs Kleine gehende Art der Betrachtung, sie entfernen sich beide in gleicher Weise von der Wahrheit, indem sie die Thatsachen durch die Gläser vorgefasster Anschauungen betrachten. Eine wahrhaft gegenständliche Auffassung hat die Entwicklung zu erklären. Sie hat dieselbe somit an der Hand des Causalitätsprincips vorzuführen und jeder Erscheinung jene Wirksamkeit beizumessen, welche ihr in der That eigen gewesen sein mag. Wo der Wert jeder Erscheinung, die Folgeerscheinung nämlich, nicht zu Tage tritt. wo das Nacheinander das Wegeneinander nicht sichtbar werden lässt, dort hört die Wissenschaftlichkeit des Vorgehens, welche unzertrennbar mit der Forderung einer thatsächlichen Verknüpfung verbunden ist, auf. Der ökonomistische Literaturhistoriker hat demnach festzuhalten, dass die Kette der Entwicklung aus Gliedern gebildet ist, die in mannigfacher Verschlingung ineinander greifen. In dem Grundsatz, dass jeder Zustand der Wissenschaft den nächstfolgenden mit Nothwendigkeit herbeiführt, ist der oberste Leitgedanke der ökonomistischen Literaturgeschichte gegeben.

Wie wäre nun diese Maxime zu verwirklichen? In welcher Art kann die Geschichte des ökonomistischen Denkens dem Gedanken der Entwicklung gemäss behandelt werden? Jeder Zeitabschnitt müsste durch die Probleme, die in ihm zur Behandlung gelangen. durch die

diesen Problemen entspringenden Theorien, durch die diesen Theorien entspringenden praktischen Postulate gekennzeichnet werden. Der ökonomistische Historiker hätte uns daher zu Bewusstsein zu bringen, welcher Bestand von Urtheilen jeder Periode eigenthümlich ist, wie sie den Gedankenbestand der vorigen Periode verarbeitet hat und, was sie der nächsten zu thun übrig liess. Es ist nicht Aufgabe der Geschichte, alles Geschehene zu berichten, nicht Obliegenheit der Literaturgeschichte insbesondere, eine Wiederholung alles Gesagten zu bieten; sie soll nicht zur Rumpelkammer von Irrthümern und primitiven Anschauungen, nicht zur Cloake aller abgestossenen Lebensformen werden, nicht als eine wiederkäuende Disciplin sich bethätigen. In ihr muss vielmehr vornehmlich von den Meistern die Rede sein, deren schöpferische Begabung befruchtet worden ist, um ihrerseits wieder befruchtend zu wirken. Von der Höhe dieser echt historischen Auffassung hat der Geschichtsschreiber das Bild zu entwerfen, das sich vor seinem Auge entrollt: er hat nicht nach höherer Genauigkeit zu streben als der Geograph, der eine gute Landkarte entwirft: er hat somit nicht jeden Strauch, nicht jeden Baum aufzunehmen, geschweige denn jedes Blättchen, jeden Kies; die allgemeinen Züge nur hat er mit Sicherheit und Treue wiederzugeben. Dabei ist ein Moment besonders im Auge zu behalten. Die Geschichte jeder Wissenschaft kann nur im Zusammenhange mit der Entwicklung aller andern Wissenschaften erfasst werden, denn die Wissenschaften stehen mit einander in einem Connex, welcher für jede Epoche ein anderer ist: bald stehen einer bestimmten Wissenschaft die einen, bald die andern Wissenschaften fremd gegenüber. Die Wissenschaften, welche einer gewissen Disciplin zu einer gewissen Zeit nahestehen, wirken auf sie ein: es gehen Einflüsse hin und wieder. Der umsichtige und genaue Historiker wird demnach darauf achten, Kette und Einschlag des historischen Gewebes mit fester Hand zu meistern. Er wird demgemäss nicht nur die Fäden ins Auge fassen, die von der Wirthschaftsgeschichte in die Geschichte der Wirthschaftswissenschaft, nicht nur die Fäden, die von der Wirthschaftswissenschaft in die Wirthschaftsgeschichte gehen, sondern auch die ablenkenden Einflüsse zu Rathe halten, die aus anderen Wissenschaften, bald aus der Mechanik, bald aus der Biologie, bald aus der Psychologie stammen. Dies wird ihm nur möglich sein, wenn er es versteht, im wahrsten Sinne des Wortes historische Kritik zu üben. Auf dem Gebiete derselben bieten sich Gefahren dar, deren Beleuchtung nicht unzeitgemäss ist.

Was die Voreltern gedacht haben, scheint dem nachgeborenen Geschlechte immer zum grössten Theile abgedroschen oder abstract, in

jedem Falle unangemessen; fast könnte man sagen, die Wahrheit sei für jede Generation eine andere. Leicht wird daher Jener, den die unserer Gegenwart vorhergegangene Vergangenheit mit ihren Hilfsmitteln ausgestattet hat, ein Verächter des Gewesenen. Wo der Historiker das geschichtlich Gegebene mittels des aus ihm mittelbar geschichtlich Gewordenen kritisirt, bekundet er einen Mangel an wirklich historischem Blick. Denn dass Erscheinungen einer Entwicklungsstufe nicht solchen einer anderen, viel späteren, ähnlich sind, Das ist es zu meist, was den Inhalt solcher Erörterungen ausmacht. In Wahrheit sollte daher innerhalb eines bestimmten Zeitabschnittes immer nur Das ins Licht gesetzt werden, was eine Aenderung des zu einer bestimmten Zeit gegebenen Zustandes herbeiführte. Dieser Grundsatz der Geschichtsschreibung hat auf die Darstellung literaturgeschichtlicher Entwicklung noch wenig Einfluss gewonnen. In Wahrheit könnte sich dieser Zweig der wissenschaftlichen Bethätigung auf eine ungleich höhere Stufe heben, wollten Jene, die sich ihm gewidmet haben, sich das tiefe und schöne Wort des Leibniz vor Augen halten, dass die Gegenwart allezeit ein Kind der Vergangenheit ist, welches mit der Zukunft schwanger geht.

Wer von diesem Gedanken durchdrungen ist, wird schwerlich ein Opfer eines historischen Vorurtheils, dessen Consequenzen nicht zu unterschätzen sind. Es kann nämlich geschehen, dass er über dem Verständnis der Vergangenheit das der Gegenwart verliert. Dann wird er ein Beräucherer des Moders, ein laudator temporis acti; er wird reactionär; er gewahrt die Nothwendigkeit nicht mehr, mit welcher die Gegenwart aus der Vergangenheit geworden ist. Sowohl der Gefahr, ob der Gegenwart die Vergangenheit, wie der Gefahr, ob der Vergangenheit die Gegenwart zu verkennen, wird der ökonomistische Literaturhistoriker entgehen, wenn er sich zuerst klar macht, was zu einer bestimmten Zeit auf dem Gebiete der theoretischen Einsicht zu leisten möglich geworden war; ist dies geschehen, dann tritt er erst wohlvorbereitet an die Frage heran, was die zum Gegenstande der Untersuchung gemachte Epoche wirklich geleistet habe. Diese Leistung rückt er uns am wirksamsten vor Augen, wenn er uns darstellt, welche Thesen jede Literaturepoche der späteren überliefert. Hält er diese in möglichst prägnant formulirten Sätzen fest, so gewinnt er in ihnen ein Mittel, die in dem gegenständlichen Entwicklungsabschnitte liegenden Widersprüche rein darzustellen. Gelingt ihm dies, so ist ihm eine wahrhaft historische Kritik möglich. Meinungen sind ihm Thatsachen. Es genügt daher nicht, dass er sie reproducirt. Er muss sie auch verknüpfen; er muss auch suchen, die spätere aus der früheren

abzuleiten. Dies geschieht, sofern er die Unzulänglichkeit jedes Theorems nachweist, da ja diese zu Verbesserungen führt. Ein solcher Nachweis darf aber nie von seinem Standpunkte aus, sondern nur vom nächst höhern Standpunkte aus bewerkstelligt werden, zu welchem eine Ansicht durch ihre Unzulänglichkeit selbst hinführt. Der Historiker muss demgemäss den Mercantilisten als Physiokrat, beide als liberaler Rationalist, das liberale System des dritten Standes aber vom Standpunkte des vierten Standes kritisiren. Er hat also jedes Dogma im Geiste der Zeit zu beurtheilen, die auf jene, da es modern war, folgte, er hat jede Lehre somit gewissermassen mit einem Kopfe aus der nächsten Epoche zu durchdenken. Er darf sohin nirgends eine eigene Meinung bekunden, es sei denn, er analysire gerade die nächstliegende, die jüngste Entwicklungsform der ökonomistischen Erkenntnis. Der richtige Historiker, dem eine Meinung eine Erscheinung ist, der diese Erscheinung, soweit es möglich ist, aus ihren Ursachen zu erklären versucht, hält eben nicht nur fest, dass sich eine bestimmte Anschauung in einem bestimmten Zeitpunkt geändert hat, er sucht auch aller Bedingungen dieser Veränderung habhaft zu werden und die Wirksamkeit jeder einzelnen bezüglich des schliesslichen Ergebnisses abzuspalten. Nur so vermag er die Entwicklung des einen aus dem andern zu begreifen und begreiflich zu machen. Das ist echte historische Kritik. Beurtheilt er dagegen alle Erscheinungen von dem Standpunkte, welchen er selbst einnimmt, so übt er einfach Kritik, aber dieser fehlt das Merkmal des Historischen.

Die literarhistorische Methode weist hinsichtlich ihrer Fähigkeit, die Erscheinungen, welche sie vorführt, causal zu determiniren, Grenzen auf, die nicht unerwähnt bleiben dürfen. Wenn auch jede Phase der Forschung durch die vorhergehende determinirt, wenn auch für den auftretenden Schriftsteller die Richtung seines erfolgreichen Wirkens bestimmt ist, so entziehen sich doch die individuellen Züge jedes Autors mehr oder weniger der causalen Verknüpfung. Der Physiologe sucht, alle Erscheinungen des Lebens auf physikalische zurückzuführen. Dies gelingt ihm in vielen Fällen; dennoch weiss er das Geheimnis des Lebens selbst nicht zu enträthseln, weiss er Unorganisches nicht in Organisches zu verwandeln. Aehnlich verhält es sich mit dem Psychologen. So sehr er auch alle Umstände, welche einem Menschen als Beweggründe nach einer bestimmten Richtung hin dienen mögen, aufspart, anordnet, erwägt, der Umstand gerade, dass diese Motive so und nicht anders auf ein Gemüth wirkt, wird ihm dadurch nicht deutlich und verliert sich in den unergründlichen Tiefen des Charakters. In gleicher Weise

wird es schwierig sein, zu erörtern, warum gerade ein bestimmter Mensch eine bestimmte Anschauung auszusprechen in der Lage ist und nicht ein anderer zur gleichen Zeit Lebender, der ihn vielleicht an Eignung zu urtheilen bedeutend übertrifft. Warum hat beispielsweise Smith den Völkerreichthum geschrieben und nicht Hume? So glorreich dieses Werk im Schriftthum der Oekonomik auch dastehen mag, wer Korn und Faser des Geistes abzuschätzen vermag, wer Wesen und Eigenart dieser Männer erfasst hat, in den Sinn und Inhalt ihrer Schriften eingedrungen ist, der kann diese Frage nicht als eine völlig unberechtigte abweisen, er kann sich des Gefühls nicht entschlagen, es wäre vielleicht vortheilhafter für die Wissenschaft gewesen, wenn der Aeltere der beiden sich an die grössere Aufgabe gemacht hätte, der kann sich des Gedankens nicht entäussern, das Werk, das auf diese Art entstanden wäre, hätte den Völkerreichthum um so viel überragt, als Hume Smith als Denker überlegen ist.

In der literaturgeschichtlichen Forschung muss der Individualität ihr Recht gewahrt bleiben. Erstlich dadurch, dass ein concreter Autor in den seltensten Fällen auch wirklich zu leisten vermochte, was er nach der Sachlage hätte leisten können. Zum Zweiten fällt das dogmengeschichtliche Moment ins Gewicht, die Frage nämlich, ob das, was ein concreter Forscher der Vergangenheit schuldet, dem gleichwerthig ist, was die Zukunft ihm schuldet. Die historische Kritik über einen concreten Oekonomisten wird immer im Zeichen dieser Frage stehen. Sie wird demnach dahin gehen, zu untersuchen, in welchem Zustande der Bearbeitung der fragliche Autor die Materie der Erkenntnis überkommen hat, und welche Veränderungen er an derselben vorgenommen; aus dieser Untersuchung wird immer hervorgehen, ob der Betreffende die Aufgaben, die ihm die Entwicklungsgeschichte gestellt hat, zu erfüllen vermochte. Was der Oekonomist aus der Position innerhalb der ökonomistischen Entwicklungsreihe, in die er durch die Thatsache seiner Existenz gestellt worden, gemacht hat, wird immer auch das Mass seiner Begabung hervortreten lassen. An Smith zeigt es sich, dass er auch eine ungünstige Position auszunützen wusste. Sogar die Stellung zwischen zwei Stühlen kann zu einer bedeutenden gemacht werden. Es ist dazu nur nothwendig, dass der Oekonomist Alles was gewesen ist, in sich enthalte und doch alles, was vor ihm gewesen ist, ausschliesse. Mit andern Worten, er muss alles Alte in neuer Form hervorbringen; dies muss mit Einheitlichkeit in der Mannigfaltigkeit geschehen; das Neue, das er bietet muss aus dem Alten hervorgehen und mit ihm in Einklang stehen. So schwierige Aufgaben zu lösen, wird ihm nur durch Aufrichtigkeit gelingen, durch Hingebung,

Treue gegen sich selbst und liebevolle Geduld. Der ökonomistische Literarhistoriker ist in der günstigen Lage nicht über so umfassende Tugenden verfügen zu müssen. Mit Scharfsinn und einigem Eifer mag er die Entwicklnng der Wissenschaft wohl zu meistern im Stande sein. Durch unsere Ausführungen über die Methodologie der ökonomistischen Literaturgeschichte glauben wir, ihren Werth ins Licht gesetzt, zugleich aber auch das Mass bestimmt zu haben. in welchem diese Richtung der Forschung mit Nutzen getrieben werden kann. Was darüber. gehört in das Gebiet wissenschaftlicher Wollüstelei.

Wichtiger als die Literaturgeschichte der Oekonomik überhaupt ist für die Wissenschaft ein besonderer Zweig dieser Geschichte: die Dogmengeschichte. Die Literaturgeschichte zeigt uns die Entwicklung des wirthschaftlichen Denkens. die Dogmengeschichte die des einzelnen Gedankens; die Literaturgeschichte zeigt uns. wie die Theorie sich entfaltet; die Dogmengeschichte. wie das Theorem sich verändert. Ihr ist im Laufe des letzten Jahrzehnts insbesonders grössere Aufmerksamkeit zugewendet worden: ihre Methodologie dagegen ist noch wenig berücksichtigt. Keynes macht wohl gelegentlich (l. c. p. 273 ff.) die Bemerkung. Dogmen und Thatsachen ständen mit einander im Verhältnis der Wechselwirkung; man könne daher die ökonomischen Dogmen nicht nur hinsichtlich ihrer Wahrheit, sondern auch hinsichtlich der wirthschaftlichen Thatsachen. welche sie hervorgebracht haben. und hinsichtlich jener. die von ihnen vorgebracht wurden. betrachten. Wer die Geschichte der Wirthschaft schreiben wollte. müsste sich auch mit der Thatsache des wirthschaftlichen Denkens befassen. weil die Meinung. welche eine bestimmte Zeit hindurch über wirthschaftliche Dinge galt. auf die wirthschaftlichen Thatsachen von Einfluss gewesen ist. Andererseits hätten auch diese einen Einfluss auf die Auffassungen. Mit jeder Veränderung der Sachlage veränderten sich auch die Ansichten, über das wirthschaftliche Leben überhaupt. Die einen könnten daher nie ohne die andern verstanden werden. Diese Anschauungen sind gewiss in hohem Grade einleuchtend. Sie weisen aber mannigfache Gebrechen auf. Dass ein Zusammenhang zwischen Meinungen und Thatsachen existirt, Thatsachen auf Meinungen, Meinungen auf Thatsachen Einfluss üben, ist eine alte, ehrwürdige Lehre, gegen welche nur einzuwenden wäre, dass die Art dieser Einwirkung nicht näher bestimmt ist. Mit der schlichten Behauptung solcher Wechselwirkung ist aber der Wissenschaft nicht mehr gedient als mit der Stellung einer andern Frage.

Die Pflege der Dogmengeschichte ist eine wohlberechtigte. Die ökonomistische Jugend würde am meisten dadurch zum Selbstdenken angeregt werden, dass man ihr vom Lehrstuhle aus mehr die Grundprobleme als die vermeintlichen Lösungen derselben vortragen wollte; dem Forscher dagegen weist die Entwicklung der Lehrmeinungen den Weg, den er selbst zu wandeln hätte. Die Wahl desselben wird ihm am leichtesten, wenn er von dem Einfluss des Persönlichen so sehr als irgend möglich befreit wird. Dies geschieht in ansehnlichem Masse durch den Dogmenhistoriker. Er lenkt die Aufmerksamkeit vom Oekonomisten ab und dem Dogma zu. In den Ergebnissen seiner Thätigkeit gewahrt Jeder, dass Andere ähnliche Erwägungen angestellt haben; der Gedanke, dem die Arbeit einer Reihe von Forschern gilt, erweist sich als das Dauernde, die Arbeiter selbst als das Veränderliche und somit als das Unwesentliche. Solcher Einblick in das Werden eines Theorems klärt das Urtheil überaus; Klärung des Urtheiles aber wäre insbesondere gegenwärtig von Nöten. Denn es ist nicht wissenschaftlich, einen Autor nur deshalb, weil er gestorben ist als Autorität zu preisen; nicht, auf der einen Seite den Cultus des Wirklichen zu verhimmeln, und dabei auf der anderen Seite lediglich Schatten zu huldigen; nicht, dem Todten Recht, dem Leben Unrecht zu geben; nicht, lediglich abgeschiedene Geister zu citiren; denn die Beglaubigung einer wissenschaftlichen Darlegung liegt in ihr selbst; geschieht dies, so kann sie fremder Unterstützung entrathen, geschieht dies nicht, so helfen Mitschuldige nicht; es ist insbesondere nicht wissenschaftlich, auf dem Gebiete der Forschung Parteidisciplin zu üben und sich nicht zu fragen, was wahr ist, sondern nur, wer es ausgesprochen hat. Dass die dogmengeschichtliche Forschung für die Wissenschaft von höherem Werthe ist als die literaturgeschichtliche, beruht darauf, dass es für die Einsicht im Grunde gleichgiltig ist, wer eine Meinung zuerst verlautbart hat. Es genügt, dass sie besteht. Es genügt, dass sie in irgend einer Weise auf die Geister wirkt.

Der Werth dogmengeschichtlicher Forschung ist ein begrenzter. Im Drange, die Oekonomik auf Thatsachen zu gründen, darf man nicht wähnen, nur Ansichten seine Thatsachen, nicht wähnen, man finde die ökonomischen Thatsachen lediglich im Staube der Archive, in den Scripturen der Bibliotheken, in den Verhandlungsprotokollen der Parlamente. Nein, Kenntnisse wirken wohl läuternd auf das Denken, bereichernd aber wirkt das Denken allein. Wer nicht den Muth hat, ein Narr auf eigene Faust zu sein, der wird auch auf eigene Faust nicht weise sein; man glaubt auch ohne Fussnoten an das Sonnenlicht. Was der Mann vermag, das hat der Text zu

zeigen. Man schreibe daher nicht, um darzulegen, was man gelesen hat. Man hüte sich, soviel zu wissen, dass man sich nicht zu rühren vermag; in Tretmühlen zu wandeln und zu denken, man lege Meilen zurück; viele Westen zu tragen und zu glauben, man werde dadurch stark oder behend; in den Katalogen zu wühlen und dabei die Bilder aus dem Auge zu verlieren. Die dogmengeschichtliche Forschung ist dadurch nützlich, dass sie vor dem Leser eine grosse Anzahl von Lehrmeinungen über denselben Gegenstand ausbreitet: wer über ihn nachdenken will, der wird sich ihr gern anvertrauen, um mit möglichst geringem Aufwand über das Vorhandene einen Ueberblick zu gewinnen; die dogmengeschichtliche Forschung hat daher für den Oekonomisten vornehmlich wirthschaftlichen Werth.

Der Werth dogmengeschichtlicher Forschung wird gern überschätzt. Mehr Anerkennung erwirbt, wer ein schlechtes Buch entdeckt, als, wer ein gutes schreibt. Vergangenes ausgraben oder Gegenwärtiges loben, das sind die beiden Mittel, welche dem jungen Gelehrten die Bahn brechen. Wer ein Werk anerkennt, glaubt sich ein Verdienst erworben zu haben, das bedeutender ist als das, es verfasst zu haben; rühmlicher scheint es, eine Schrift zu lesen als lesbar zu schreiben. Dies hat insofern seine Berechtigung, als es freilich leichter ist, Dagewesenes noch einmal zu wiederholen, als das nochmalig Wiederholte wieder mit Aufmerksamkeit zu prüfen. In Wahrheit hat der Oekonomist nicht die Aufgabe, ökonomistische Paläontologie zu üben; denn müssig ist es, die Fasern erforschen zu wollen, aus welchen für die Gegenwart belanglose Werke ihre geringe Kraft gesogen. In Wahrheit wäre es mehr seine Sache, die Früchte langen Nachdenkens als die langen Nachlesens zu bieten. Denn nicht darin zeigt sich die Begabung des Dogmenhistorikers, dass er mit kindlicher Freude bunte Steinchen zu bunter Mosaik vereinigt. Dogmengeschichte hat sich vornehmlich davor zu hüten, dass sie weder Geschichte noch geschichtliche Entwicklung biete. Ihr Problem ist nicht gelöst, sofern Meinungen, die über einen bestimmten Gegenstand hervorgetreten sind, nach gewissen Merkmalen oder gar nur der Zeit nach angeordnet vorgeführt werden; sie entspricht auch ihrer Aufgaben nicht, sofern sie es versucht, zu ergründen, aus welchen Autoren ein Oekonomist seine Anschauungen geschöpft haben mag, oder aus welchen er sie hätte schöpfen können, wenn er sie nicht ersonnen hätte. Man darf darum die geschichtliche Geltung eines Forschers nicht nur nach dem bemessen, was er von der Vergangenheit empfangen hat, sondern auch nach dem, was er aus dem Empfangenen gestaltet und wie es auf die Zukunft gewirkt hat. Dem-

gemäss ist denn auch die Absicht, auf dem Gebiete des ökonomistischen Denkens die Art, in welcher jeder Gedanke erworben worden, nachzuweisen und hinsichtlich des geistigen Eigenthums die probatio diabolica einzuführen, eine solche, die nur geringe wissenschaftliche Bedeutung für sich in Anspruch zu nehmen vermag. Wie sehr auch ein Gedanke von Einem auf den Andern zurückgeführt werden mag, es ist doch unstreitig, dass er in irgend Einem zuerst aufleuchtete. Das Drängen nach der prima causa ist es, das sich auch hier bethätigt; dass ein Geist den andern durch Theorie inficiren oder befruchten kann, ist daher ein literarhistorisches Princip, das mehr regulativer als constitutiver Natur ist.

Auf die Geschichte der Volkswirthschaft ist dieselbe Methode anzuwenden, welche als der Wirthschaftsgeschichte angemessen erachtet worden ist. Dort wie hier handelt es sich darum, Zustände eines bestimmten Zeitpunktes auf frühere zurückzuführen. Diese Methode unterwirft die Erscheinungen einer strengen Necessetät. Sie wird merkwürdiger Weise gerade von jenen mit Vorliebe geübt, welche der Ansicht huldigen, Causalität und Nothwendigkeit hätten für wirthschaftliche Phänomene keine Geltung. Gewiss, der Gedanke dass ein Zustand auf die Gesammtheit der Momente, welche ihn hervorgerufen haben, zurückzuführen sei, ist stichhaltig. Aber diese Gesammtheit ist in Wirklichkeit durch die Mittel, die uns zu Gebote stehen, nicht zu erfassen; demgemäss ist denn auch die Reduction eines gegebenen wirthschaftlichen Zustandes auf einen vorhergegangenen nie vollständig genau, bei ihr fehlt eben immer gerade das Moment welches den vorigen Zustand veranlasst hat, sich in den spätern zu verwandeln. Sie ist ferner unvollständig, weil sie das psychologische Element, das sich ihrer Würdigung naturgemäss entzieht, in die Kette der Causalvorgänge naturgemäss nicht einzuschliessen vermag. Dieser Mangel gewinnt auf dem Gebiete des ökonomistischen Denkens, auf dem das Geistige das weitaus bestimmendste ist, erhöhte Bedeutung. Auf Naturen, die ihrer ganzen Artung nach das Bestreben bekunden müssen, nicht selbständig zu sein, und jede ihrer Ansichten mit solchen ihrer Vorgänger zu belegen suchen, muss es einen geradezu fascinirenden Reiz üben, nachzuweisen, dass irgend ein bedeutender Autor gleich ihnen aus Büchern geschöpft habe und gleichfalls nicht ursprünglich gewesen sei. Freilich, jeder Autor lebt zu einer bestimmten Zeit und ist daher in gewissem Sinne die Zusammenfassung dessen, was vor ihm vorgebracht worden ist. Was in seinen Nachfolgern zu Tage tritt, ist in der einen oder der andern Form schon in ihm gewesen; was in ihm ist, hat sich schon in der einen oder andern Form in seinen Vorsängern gezeigt. Allein es fragt sich, ob

ein Denker nichts Anderes ist als die Synthese des bereits vor ihm Gesagten. Ist er nichts als ein Synkretist, nichts als ein Concrement? Hat er wirklich Alles gelesen, was er hätte lesen können? War es nicht möglich, dass ihn der Zusammenhang seines Denkens auf Dinge brachte, die schon vor ihm aber nicht ihm bekannt waren? Das sind die aufsteigenden (regressiven) Fragen, die sich der Historiker vorlegen muss. Hat der Autor dem vorgefundenen nichts hinzugefügt, dann hat er die Entwicklung nicht gefördert. Es muss sich daher fragen, ob das von ihm neu eingeführte Element auf die Wissenschaft einen entwickelnden Einfluss geübt habe. Das ist das absteigende (progressive) Problem der Literaturforschung.

Die Art, wie sich die dogmengeschichtliche Forschung Smith gegenüber verhalten hat, ist in mannigfacher Hinsicht kennzeichnend. Er wurde bald mit Ingrimm befehdet, als der herzloseste und thörichste aller Sterblichen verunglimpft; bald liess man ihn wieder einen bedeutenden Kopf sein, interpretirte ihn nach einer gewissen Richtung hin und versuchte darzulegen, der Vater der Oekonomik sei ein so gewaltiger Geist, dass sich in seinem Werke Widersprüche vorfinden müssten, aus denen auf die Anerkennung dieser oder jener zeitgenössischen Richtung zu schliessen wäre. Eine wirklich historische Auffassung dieser stolzen Gestalt hätte die Forschung dahin geführt, anzunehmen, dass in den Anschauungen eines Smith diejenigen späterer Zeiten undifferenzirt liegen. Er ist demgemäss nicht Anhänger der Induction oder der Deduction, Manchestermann oder Socialreformer, er ist vielmehr mit Recht zugleich das Eine und das Andere. In diesem Sinne lässt sich denn auch die Frage lösen, ob Smith Idealist oder Realist gewesen sei. Der Sinn dieser Worte ist in jeder Wissenschaft und innerhalb jeder Zeit ein anderer. Man kann daher sagen, dass Kant Idealist und Realist zugleich gewesen ist, wobei diese Bezeichnungen im philosophischen Sinne genommen sind. Man kann sagen, dass Goethe Idealist und Realist zugleich gewesen sei, wobei diese Worte im ästhetischen Sinne genommen sind. Man kann schliesslich behaupten, dass Smith Idealist und Realist zugleich gewesen sei, wobei diese Worte im ökonomistischen Sinne genommen sind.

Man hat sich daran gewöhnt, Smith durch die Brille zu betrachten, welche die Schule auf die Nase zu setzen pflegt. Es gibt demnach kaum eine Partei, die ihn nicht irgendwie als Vertreter ihrer Anschauungen in Anspruch nähme. An den Zügen des Classikers wird so lange gemeisselt, sie werden anachronistisch so lange wirksam mit modischen Kleidungsbehelfen versehen, dass sie schliesslich denjenigen eines Herrn aus unseren Tagen ähnlich sehen. Und nachdem die ge-

schickten Plastiker einen Gott nach ihrem Ebenbilde geschaffen, rufen sie stolz aus: Seht, wir sind nach seinem Ebenbilde gestaltet, und er ist unser; er ist der Erste, der unsere Meinung verkündet hat, er ist gewissermassen unser Vorläufer; daher ist Jeder von uns ein zweiter Smith. Damit, dass Smith zu einem Kinde unseres Jahrhunderts in partibus umgedichtet wird, wird Niemand ein Dienst erwiesen. Es kann dem Rationalismus nicht recht sein, wenn ihm Smith wegdisputirt wird, denn Das bedeutet eine Schwächung seines Princips. Es kann aber auch den empiristischen Parteigängern nicht angenehm sein; denn wäre Smith einer der Ihren gewesen, so hätten sie nach dieser Ansicht das einzige Verdienst eingebüsst, das ihnen zukommt, nämlich das, sich gegen Smith gewendet zu haben. Wenn Smith das Princip der Freiheit und Gleichheit manchmal durchbricht, so beweist Das nur, dass er seine eigenen Tendenzen nicht immer einhalten konnte, dass er nicht immer den seiner Zeit entsprechenden Zielen angemessen zu denken vermochte. Viele der Anschauungen, die eine mikroskopische Kritik heute als Widerspruch auffasst, beruhen daher auf dem echt wissenschaftlichen Bestreben des Classikers, den verschiedenen Seiten seines Gegenstandes gerecht zu werden. Ein grosses Princip, das er ans Licht gesetzt hat, ist so bedeutungsvoll, dass es von geringeren Geistern leicht missverstanden wird. Er lehrt, dass die Freiheit nützlich ist, aber nur, wenn sie in einem gewissen Masse genossen wird. Das höhere Princip ist das des allgemeinen Wohls: also der Zweckmässigkeit. Freiheit und Ordnung sind zwei einander ausschliessende Postulate, die nothwendig von Jedem gleichzeitig erhoben werden, der nicht zufällig Autokrat oder Anarchist ist. Es handelt sich aber immer um das Mischungsverhältnis. In diesem Sinne ist derjenige liberal, der mehr Freiheit als Ordnung anstrebt, derjenige conservativ oder socialreformatorisch gesinnt, der mehr Ordnung als Freiheit wünscht. Man kann daher auch sagen, Smith habe mehr Freiheit als Ordnung oder mehr Ordnung als Freiheit gewollt, aber man kann nicht sagen, er habe zu gleicher Zeit mehr Freiheit und mehr Ordnung gewünscht, denn dies schlösse einen Widerspruch in sich.

Die Frage schliesslich, welcher gegenwärtigen Parteiauffassung Smith huldigen würde, wenn er heute lebte, ist keineswegs von wahrhaft historischem Geiste erfüllt. Jede Fraction meint, Smith würde als Sohn der modernen Zeit sich derselben ebenso würdig erweisen wie der seinigen und daher beherzt zu ihrer Fahne schwören. Die Frage ist eben falsch gestellt und lässt daher auch eine antinomische Beantwortung zu. Wer sich mit derartigen Problemen beschäftigt,

der nimmt immer ein Wort in zwei Bedeutungen und muss sich daher nicht wundern, wenn er zu widersinnigen Lösungen gelangt. Unter Smith nämlich stellt er sich einerseits ein Individuum vor, das nach Zeit und Raum und Merkmalen völlig bestimmt ist. Wenn nun Smith vor vierzig Jahren zur Welt gekommen wäre, so wäre er eben nicht jener Smith, der noch Kants Zeitgenosse gewesen, wie aber ein Mensch, welcher nicht Smith ist, gesinnt ist, lässt sich nicht bestimmen. Mit demselben Rechte, mit dem man fragt, welcher Partei sich Smith heute anschliessen würde, könnte man fragen, ob Archimedes wohl das Telephon erfunden hätte, wenn er ein Zeitgenosse Edisons gewesen wäre. Ungleich erspriesslicher und wichtiger wäre es gewesen, nachzuweisen, dass die Haltung, welche Smith gegenüber den früheren Anschauungen und insbesonders gegenüber dem Mercantilismus einer-, dem Physiokratismus andererseits einnimmt, vorbildlich bereits von Leibniz und vor Leibniz bereits von Aristoteles geübt worden ist.

Die methodologischen Normen, an die sich der Dogmenhistoriker zu halten hätte, lassen sich in folgendem zusammenfassen. Die wirklich geschichtliche Methode wird gemeiniglich gerade von Jenen nicht besessen, die sie am allermeisten im Munde führen, so wie wahre Frömmigkeit nicht im Herzen von Leuten wohnt, denen das Wort Gottes immer auf den Lippen schwebt. Der Dogmenhistoriker hat demgemäss nicht vergessen, dass alle und jede Geschichte, die den Zusammenhang der vorzuführenden Erscheinungen der in der Schilderung derselben zu bethätigenden Genauigkeit hintansetzt, den Anforderungen, die man an historische Auffassung zu stellen berechtigt ist, nicht mehr entspricht. Die Frage, was ein grosser Autor überkommen hat, und was er aus dem Ueberkommenen gebildet hat, ist keineswegs die einzige, welche sich der dogmengeschichtliche Forscher vorzulegen hat. Es ist vielmehr seine bedeutsamste Aufgabe, zu ergründen, welche Ansichten ein Autor, eine Schule, eine Epoche gehegt hat. Dies ist ein gar schwieriges Stück. Denn die Wahrheit liegt nicht in Dem, was man sagt, sie liegt im besten Fall in Dem, was man denkt. Es ist daher Aufgabe des Dogmenforschers, Das, was geschrieben worden ist, als Mittel zu verwenden, um dahinter zu gelangen, was man gedacht hat. Hierbei wird er nie aus dem Auge verlieren, dass Oekonomisten Menschen sind, dass sie demgemäss nicht immer ihre Ueberzeugung ganz aufdecken; er wird Rücksicht nehmen auf die Nothlügen, auf die Concessionen, die der Schriftsteller seiner Gegenwart einräumte, um sie nicht kopfscheu zu machen, auf die seine Aussagen fälschenden Einflüsse, die im Streben, Vortheile zu erlangen und

Nachtheile zu vermeiden, gelegen sein können. Ist es ihm gelungen, sich die Ansichten in solcher Weise klar zu stellen, so hat er die logische Natur jeder These zu prüfen, die Art und Weise, in welcher die Thesen sich untereinander verhalten, ins Auge zu fassen; nur so vermag es ihm klar zu werden, welche Widersprüche in ihnen liegen, welche Gegensätze potenziell und actuell in ihnen gegeben sind. Er wird sich vorhalten, dass gerade der Bedeutende in der Kette der Entwicklung stehe. Sofern dieser in der Kette der Entwicklung steht, leistet er wohl mehr als seine Vorgänger; aber er weist auch aus sich hinaus; die Wissenschaft kann nicht bei ihm stehen bleiben. Weist er aus sich hinaus, so kann er dies nur durch irgend eine Unzulänglichkeit. Diese kann nur in seinen inneren Widersprüchen liegen. Solche sind nothwendig in jedem concreten Autor vorhanden. Sie beruhen darauf, dass gerade Geister, die in der Kette der Entwicklung stehen, an sich Züge der Vergangenheit, aber auch solche, die mit der Vergangenheit brechen und in die Zukunft führen, aufweisen. Sind dem Historiker diese Widersprüche deutlich geworden, so wird er auch wissen, in welcher Art sie Neugestaltungen veranlassen müssen. So hat die dogmengeschichtliche Forschung die Ableitung einer Theorie aus der andern vorzunehmen und die Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwicklung klarzulegen. Es genügt also nicht, dass man sehe, wie die Meinungen gewesen sind; es muss auch erhellen, wie sie geworden sind; es genügt nicht, dass sie mit Deutlichkeit reproducirt werden, wenn das Band, das ein Glied an das andere knüpft, fehlt. Wenn der Forscher aber eine concrete Anschauung von Standpunkte der nächsthöhern erörtert und so die Schwächen und Mängel ihrer dogmengeschichtlichen Entwicklungsphase ins Licht setzt, bethätigt er sich mehr kritisch als historisch; dies führt eine Gefahr mit sich, welche nicht genug betont werden kann. Wer sich nämlich solcher Art der Forschung widmet, der wird, der Vergangenheit entzogen und zur Beurtheilung der Gegenwart genöthigt, leicht in den Fehler verfallen, sich hinsichtlich dieser mehr historisch als kritisch zu bethätigen. Die Beschäftigung mit der Dogmengeschichte ist daher dem Urtheile schädlich, sie verknöchert den Geist, sie tödtet das Gefühl für das lebendige Leben, sofern ihre Untersuchungen nicht bis zur unmittelbarsten Gegenwart fortgeführt werden.

III. Das Entwicklungsgesetz.

Wenn es klar ist, dass jede Entwicklung eine Veränderung ist, allerdings eine Veränderung bestimmter Art, so ist es auch gewiss, das Das, was man gemeiniglich Entwicklungsgesetz nennt, nichts Anderes als das Gesetz einer Veränderung bestimmter Art ist. Nun sehen wir aber, dass jedes Gesetz, sofern es die Constatirung eines generellen Causalnexus ist, eine Veränderung bestimmter Art auszusagen hat. Es fragt sich demnach, wodurch sich das Gesetz, das wir Entwicklungsgesetz nennen, von jenen Gesetzen, welche über Veränderungen bestimmter Art aussagen, unterscheidet, zumal das Merkmal des Gesetzmässigen ja bei beiden zusammenfällt. Wir gewahren jedoch keinen speciellen Unterschied zwischen dem Entwicklungsgesetze und dem Causalgesetze, weil jede Entwicklung ein causaler Vorgang ist. Demgemäss hätten wir unter einem Entwicklungsgesetz nichts Anderes zu verstehen als ein Gesetz überhaupt, bei welchem nur das dem Gesetze wesentliche Merkmal, dass es sich nämlich auf causale Veränderungen zu beziehen hat, besonders hervorgehoben ist, um bemerkbar zu machen, dass es sich hier um ein Gesetz im wahrsten und höchsten Sinne des Wortes handle. In dem Momente der Verstärkung der Erscheinung zumal ist ein genügender Differenzpunkt zwischen dem Gesetze überhaupt und dem Entwicklungsgesetze gleichfalls nicht gegeben, weil die Verstärkung gewisser Merkmale eben auch nur eine Veränderung ist. Auch der Umstand, dass sich etwas qualitativ Bestimmtes quantitativ verändert, vermag aus demselben Grunde keinen genügenden Anhaltspunkt zur vorliegenden Differentiation zu bieten. Wenn wir demnach festhalten, dass jede Erklärung die Zurückführung einer Wirkung auf eine Ursache bedeute, ist es auch offenbar, dass auch jede Erklärung eine genetische ist, und daher eine genetische Erklärung nichts Anderes als eine Tautologie ist. Jedes Seiende ist ein Gewordenes; jedes Werden setzt Veränderung voraus; jedes Gesetz des Seins ist daher, insofern es Gesetz, also Causalgesetz ist, ein Gesetz des Werdens. Wir gelangen daher zu dem Resultate, dass nicht nur jedes Entwicklungsgesetz ein Gesetz der Veränderung, sondern auch jedes Gesetz überhaupt, als Gesetz einer Veränderung, eines der Entwicklung ist.

Wir sind in dieser Untersuchung von einer Auffassung der Entwicklung nnd des Entwicklungsgesetzes ausgegangen, welche nicht darauf angelegt war, zu diesem Resultate zu führen. Es wäre uns leichter geworden, hätten wir uns einfach auf die Auffassung Wundts,

des hervorragendsten Vertreters des philosophischen Evolutionismus in Deutschland, gestützt. Wundt erklärt in seinen philosophischen Studien über das Entwicklungsgesetz: „Wenn es jemals gelingen sollte, die Thatsachen unter Gesetze zu bringen, werden diese nie als zureichend gelten können, wenn sie nicht zu einem grossen Teile den Charakter von Entwicklungsgesetzen besitzen". Und er fügt hinzu, dass er unter einem Entwicklungsgesetze ein solches verstehe, „das feststellt, wie sich irgend ein Thatbestand im Ablaufe der Zeit verändert." Dieser Darlegung nach hätte das Entwicklungsgesetz nicht Ursache und Wirkung mit einander zu verknüpfen, es wäre nicht ein Causalgesetz, es würde nicht nach dem zureichenden Grunde einer Veränderung fragen. Blicken wir diese Definition schärfer an, so sehen wir, dass die nähere Bestimmung der Veränderung, welcher zufolge sie im Laufe der Zeit stattfinden soll, nicht nothwendig ist, da es keine Veränderung gibt, die nicht im Laufe der Zeit stattfände, und jede Veränderung nur eine Verschiedenheit in der Gesammtheit der Merkmale, welche in zeitlich von einander getrennten Augenblicken wahrgenommen werden, andeutet. In einer wesentlich gereinigten Form würde die Aufgabe eines Entwicklungsgesetzes gemäss der Wundt'schen Anschauung demnach dahin formulirt werden können, dass ein solches Gesetz festzustellen hat, wie ein Thatbestand sich verändert. Aber auch in dieser Gestalt vermag die Definition strengeren Ansprüchen nicht zu genügen. Denn wenn das Entwicklungsgesetz feststellen soll, wie sich ein Thatbestand verändert, so hat es nicht festzustellen, dass sich ein Thatbestand verändert. Das Wichtigste ist aber eben die Thatsache, dass sich ein bestimmter Thatbestand verändert; denn wenn man weiss, dass er sich verändert, so weiss man auch, wie er sich verändert. Zudem ist die Definition im Subjecte zu eng gefasst. Wund irrt, wenn er glaubt, es genüge festzustellen, wenn ein Thatbestand sich verändert, um ein Gesetz auszusprechen. Ein Gesetz muss eine über einen bestimmten Thatbestand weit hinausreichende Geltung aufweisen. Wer die Worte: „Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden" ausspricht, hat in demselben angedeutet, wie ein Thatbestand, nämlich der Inbegriff jener Merkmale, die er Karl nennt, sich verändert, indem er anfängt, fürchterlich zu werden. Nach der Darlegung Wundts wäre damit ein Entwicklungsgesetz Karls ausgesprochen. Aus diesen Erörterungen geht hervor, dass das Entwicklungsgesetz im wohlverstandenen Sinne Wundts die Aufgabe haben müsse, zu bestimmen, wie eine A r t von Thatbeständen sich verändert. Aber auch diese Fassung vermag nicht zu befriedigen. Denn die gegenwärtige Veränderung ist es nicht und die einzelne Verände-

rung ist es nicht, deren Feststellung ein Gesetz zu bilden vermag. Wir müssen daher noch weiter gehen, wir müssen sagen, das Entwicklungsgesetz habe die Aufgabe, festzustellen, wie sich eine Art von Thatbeständen zu verändern pflege.

Wenn wir das aber Wesen des Entwicklungsgesetzes dieser Art formuliren, können wir noch weniger als früher einen Unterschied zwischen ihm und einem Gesetze rein causaler Natur entdecken. Wundts Auffassung von Gesetzen ist übrigens entschieden eine zu enge, zu bescheidene, zu verschüchterte. Er lehrt, dass Gesetze, welche wir für ein bestimmtes Gebiet von Thatsachen aufstellen, nur so lange Berechtigung hätten, als sie diese Thatsachen wirklich in einen Zusammenhang bringen. Auch in diesem Satze tritt zu Tage, dass das Gesetz nicht die Aufgabe haben kann, sich mit einem bestimmten Thatbestande zu befassen. Denn demzufolge würde ein Gesetz überhaupt nur in so lange dauern, als ein bestimmter Thatbestand unverändert ist. Erinnert man sich nun, dass ein Gesetz auf Veränderungen sich zu beziehen habe, so hiesse dies mit andern Worten, dass ein Gesetz nur so lange giltig sei, als es keine Geltung habe. Das Gesetz ist überdies nicht ein besonderes, sondern ein allgemeines Urtheil und ist nur insofern ein Gesetz, als diese Allgemeinheit von einer weiteren Spannung ist. Je mehr sich der Kreis der Geltung verengt, desto mehr verliert das allgemeine Urtheil eben seine Allgemeinheit und damit seine Qualification als Gesetz.

IV. Das ökonomische Entwicklungsgesetz.

Nähern wir uns nunmehr der Frage, wie ökonomische Entwicklungsgesetze denkbar wären. Nachdem wir wissen, was wir unter Entwicklung einerseits, unter einem Entwicklungsgesetz andererseits zu verstehen haben, kann uns die Beantwortung dieser Frage weiter keine Schwierigkeiten bereiten. Sofern die Entwicklung nämlich eine Veränderung bedeutet, kann man unbedingt bejahen, dass es eine ökonomische Entwicklung gebe, weil es offenbar eine ökonomische Veränderung gibt. Diese Veränderung ist aber zu erklären. Erklären heisst die Wirkung auf die Ursache zurückführen. Diese Zurückführung kann nur durch ein Gesetz geschehen. Es ist also klar, dass es auch ökonomische Entwicklungsgesetze gebe, welche jedoch lediglich als

Gesetze der ökonomischen Veränderung, somit als Gesetze schlechtweg zu betrachten sind. Was aber ist das sich Verändernde in der Oekonomie? Wir wissen bereits, womit wir es in dieser Wissenschaft zu thun haben. Wir wissen, dass ihr Gegenstand aus zweckmässigen Erscheinungen, die unserer Spontaneität ihr Entstehen verdanken, bestehe. Wir wissen schliesslich, dass diese zweckmässigen Handlungen vornehmlich bei den Menschen Wirthschaft genannt werden. Der Mensch ist aber nicht ausserhalb der Natur; er ist ein Stück derselben; er ist in der Natur; er hat nicht das Privilegium, frei ausserhalb der Welt und der Causalität zu stehen; die Menschen sind selbst Naturwesen, Naturerscheinungen, sie sind dem Gesetze der Causalität unterworfen; es wäre hochmüthig und lächerlich, wollten wir den thierischen Willen und die thierische Wirthschaft als den Naturgesetzen unterstehend betrachten, die des Menschen dagegen als eine ausnahmsweise und bevorzugte von so entehrender Gemeinschaft loslösen. Es hiesse die Freiheit missverstehen, wollte man glauben, wir könnten uns rühren, wie wir wollen, weil wir die höchsten Lebewesen sind. Und mögen wir auch tausendmal die Herren der Schöpfung und die Fürsten der Erde und die Durchforscher des Alls sein, das Gesetz der Schwere wirkt doch auf uns wie auf das Pferd, den Vogel und die Milbe, und wir können es nicht einmal so frei und anmuthig überwinden wie der Falter. So unterstehen wir denn in allen Beziehungen als Naturwesen der Causalität. Und gerade deshalb hat auch die Oekonomik ihre Berechtigung. Denn wenn sie sich vornimmt, die Gesetze zu erforschen, nach welchen die Thätigkeit des Menschen vor sich geht, hat sie es auf Auffindung der Ursachen und Bedingungen jedes Fortschreitens und jeder culturellen Hebung dieser Thätigkeit abgesehen. Wenn wir freilich den Begriff der Naturgesetze so enge fassen, dass wir unsere Thätigkeiten als ausserhalb derselben stehend bezeichnen, gelangen wir nicht zu der Möglichkeit ökonomischer Gesetze irgend welcher Art.

In unserer Darlegung über die Arten der allgemeinen Urtheile haben wir des Entwicklungsgesetzes nicht erwähnt. Der Grund für dies Verhalten ist darin zu suchen, dass die Entwicklungsgesetze, wie wir ausgeführt haben, sich ihrer Natur nach nicht von den übrigen Gesetzen unterscheiden. Diese sind demnach sammt und sonders Entwicklungsgesetze. So sind die Gesetze der Electricität solche, nach welchen sich die Elektricität entwickelt. Behalten wir die dargethane Identität im Auge und betrachten wir die Entwicklungsgesetze nicht als eine besonders zu bevorzugende Art von Gesetzen, sondern nur als Gesetze überhaupt, so wird es uns klar, dass die Forderung nach

Entwicklungsgesetzen, welche die evolutionistische Schule der Oekonomisten erhebt, gleichbedeutend mit der Forderung nach Gesetzen überhaupt sei.

Ueber die Natur dieser Gesetze würde kein Zwiespalt herrschen, wenn der Begriff des Gesetzes nicht so mannigfachen Missdeutungen und Missverständnissen unterläge. Versteht man nämlich unter einem Naturgesetze ein Gesetz, das nur in der Natur, nur in der Welt, abgesehen vom Menschen, Giltigkeit hat, so kann man freilich nicht zugeben, dass es in der Wirthschaft Naturgesetze gebe. Wird man sich aber darüber klar, dass der Mensch weit davon entfernt ist, im Gegensatze zur Natur zu stehen, und vielmehr ein Product derselben ist, in welchem sich naturgesetzliche Vorgänge der mannigfaltigsten Art abspielen, so sieht man leicht ein, dass auch die menschlichen Handlungen dem Gesetze der Causalität unterworfen sein müssen, so verflüchtigt sich jeder Anlass, in der Annahme, dass das Wirthschaftsleben von Gesetzen beherrscht werde, eine Verletzung der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung zu erblicken. Die evolutionistischen Oekonomisten, welche die Entwicklungsgesetze der Wirthschaft zu ergründen streben und zugleich an der Freiheit des menschlichen Willens festhalten, sägen, so zu sagen, den Zweig ab, auf dem sie sitzen. Denn sofern sie nach Entwicklungsgesetzen des Wirthschaftslebens streben, schliessen sie die Freiheit des menschlichen Willens aus; und sofern sie die Freiheit des menschlichen Willens bejahen, schliessen sie die Entwicklungsgesetze des Wirthschaftslebens aus. Wenn man einen schroffen Gegensatz zwischen dem stillen Werden und der regen That aufstellt, wenn man die Anschauung vertritt, dass die Wirthschaft lediglich geworden, in keinem Sinne aber Ergebnis zweckmässigen menschlichen Handelns sei, mag man immerhin nach den Gesetzen des wirthschaftlichen Werdens fragen; aber dies Werden hat in solchem Zusammenhange einen unpersönlichen, der Natur im Gegensatze zum menschlichen Willen eigenthümlichen Charakter, es ist streng necessirt, es hat daher nichts mit dem als frei angenommenen Willen zu thun; nur insofern das Werden als ein rein natürliches gedacht wird, kann der Evolutionist von seinem Standpunkte aus Gesetze desselben zu erforschen suchen. Allein die Anschauung, dass die Wirthschaft eine ausschliesslich gewordene ist und daher bloss von ihr Entwicklungsgesetze auszusprechen wären, ist unhaltbar. Denn wer das zweckmässige Handeln aus der Entwicklung des Wirthschaftslebens ausschliessen will, der subtrahirt Wirthschaft von Wirthschaft. Das Moment der That kann eben von der Wirthschaft nicht gesondert werden; geschieht dies, so ist es gleichbedeutend

mit der Vernichtung des Wirthschaftsbegriffes, da dieser abgesehen von zweckmässigem Thun keinen wie immer gearteten Inhalt hat, und selbst durch und durch That ist. Allein eben, weil dem so ist, unterliegt alles Wirthschaftliche der Causalität und mit derselben auch der Veränderung. Aus diesem Umstande ergibt sich ein bedeutungsvoller Unterschied zwischen dem Gesetz und der Satzung. Das Gesetz ist ewig, die Satzung ist wandelbar. Daher gibt es eine Geschichte der Satzungen, aber keine Geschichte der Gesetze. Die Satzungen unterliegen einer Veränderung, einer Entwicklung, einer Umwandlung, einem Verfalle, sie stehen im Flusse der Erscheinungen; die Gesetze dagegen, welche diese beherrschen sind nothwendig aller Wandlung, aller Entwicklung, aller Umwandlung entrückt. Es kann ein Gesetz geben, das die Entwicklung der Satzungen beherrscht — aber nicht umgekehrt.

Es ist wohl nie bezweifelt worden, dass die Menschheit sich entwickle. Auch dass die menschliche Wirthschaft sich entwickle, ist nie in Frage gestellt worden. Mehr oder weniger hell hat man es daher auch immer empfunden, dass die Menschheit sich vermöge ihrer Wirthschaft entwickle. Man kann daher sagen: das Moment der Entwicklung sei nie vollständig verkannt worden. Schon Steuart berücksichtigt die Entwicklungsstufe der Gesellschaft und ihrer Wirthschaftsformen. Schon Smith stellt das Princip der Arbeitstheilung als ein evolutionistisches hin. Malthus befasst sich unmittelbar mit der Entwicklung des Menschengeschlechts und seiner Ausbreitung. Es ist wohl nicht zu verkennen, dass der Rationalismus, der einer bestimmten Entwicklungsphase der ökonomistischen Entwicklung entspricht, nur die gleichzeitige Phase der ökonomischen Entwicklung zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht, dabei aber wähnt, für alle Zeiten, alle Entwicklungsstufen giltige Gesetze zu formuliren. Allein man würde ihm doch Unrecht thun, wollte man ihm zumuthen, er hätte der Entwicklung völlig vergessen. Mill rügt bereits die unevolutionistische Auffassung der britischen Schule, er meint (Log. B. VI. C. v. § 4): in der politischen Oekonomik würden von englischen Denkern empirische Gesetze der menschlichen Natur stillschweigend vorausgesetzt, die nur auf England und die Vereinigten Staaten berechnet wären. Unter anderem werde besonders eine Intensität des Wettbewerbes angenommen, die als eine allgemeine Thatsache des Geschäftslebens in keinem Lande der Welt, ausser in diesen beiden vorhanden wäre. Daher lehrt denn Mill auch im folgenden Capitel der Logik, dass in jedem Zeitalter die Haupterscheinungen des gesellschaftlichen Lebens von Dem verschieden wären, was sie im vorhergegangenen gewesen,

und noch verschiedener von jedem früheren Zeitalter. Er weist auf die fortschrittliche Natur des Menschengeschlechts hin; er fordert, dass man durch die Erforschung und Zergliederung der allgemeinen Thatsachen der Weltgeschichte Das zu entdecken trachte, was man das Gesetz des Fortschritts nennen könnte. Mit anderen Worten, er entrollt im Wesentlichen das Programm der evolutionistischen Schule. Der Relativismus unterscheidet sich demgemäss vom Absolutismus, der Empirismus vom Rationalismus vorwiegend durch die Betonung des Entwicklungsbegriffs. Der Evolutionismus glaubt, es sei nicht richtig, die ökonomischen Verhältnisse, welche den gegenwärtigen Forscher umgeben, in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zu betrachten. Dieselben seien vielmehr insgesammt von der Vergangenheit abhängig. Mill erörtert nicht nur die Thatsache der Entwicklung, sondern auch die Möglichkeit, die Formen derselben als gesetzmässig zu begreifen. (Log. B. V. C. V. § 4. B. VI. C. X. § 2.) Man kann daher nicht sagen, dass der Rationalismus die Thatsachen der Entwicklung vollständig ausser Acht gelassen habe. Dies hätte zum Theil sogar seinem Wesen widersprochen. Sofern er nämlich die Bedingungen der ökonomischen Erscheinungen ins Auge fasst, und dabei den regressiven Schluss von der Wirkung auf die Ursache zieht, wendet er sich bereits der Vergangenheit zu. Der Empirismus geht aber unleugbar weiter. Er sucht nicht nur die nächste Ursache der ökonomischen Erscheinung, welche er sich zum Gegenstande der Untersuchung erwählt hat, sondern auch die weiteren, nicht die eine oder die andere Ursache, sondern den ganzen Complex derselben. Solcherart ist seine Betrachtung eine sachgemässere. Hierin liegt denn auch der Grund der historischen und wissenschaftlichen Berechtigung, welche ihm zugesprochen werden muss.

Es entging aber dem Rationalismus, dass der Entwicklungsbegriff nicht nur selbst einer sei, welcher nicht im Strome der Entwicklung stehen kann, sondern dass sich auch in Allem sich Entwickelnden Momente finden müssten, welche während der ganzen Entwicklung dauern, und daher gegenüber den andern veränderlichen Momenten einen Vorrang einnehmen. Der Empirismus ist zu weit gegangen, wenn er Alles, dessen er ansichtig wurde, in gleicher Weise als in der Entwicklung stehend betrachtet. Es gibt freilich relative Begriffe, welche im Sinne Herbarts (Metaphys. p. 303) Kinder der Zeit sind, aber auch die Kinder der Zeit sind nicht ihrer ganzen Natur nach solche. In diesem Sinne trägt wohl jede Generation Merkmale an sich, welche ihre Stellung in der Entwicklung bestimmt. Aber dies schliesst nicht aus, dass die Merkmale der Erscheinungen um so mehr dem Wechsel

entrückt sind, je mehr sie wesentlicher Natur sind. Unsere Denkungsart, unser moralisches Verhalten, unsere ästhetischen Ansichten verändern sich, aber trotz aller Entwicklung können wir ruhig sagen: die Menschen wären vor Jahrtausenden in derselben Weise gegangen wie heute, hätten auf dieselbe Weise gegessen, getrunken und verdaut, Herz und Nieren, Magen und Lungen auf demselben Flecke getragen.

Der Empirismus hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass die Wirthschaftserscheinungen durch Entwicklungsstufen der Gesellschaft einen besonderen Charakter gewonnen. Roscher nennt (I. § 16.) die Oekonomik die Lehre von den Entwicklungsgesetzen der Volkswirthschaft. Hildebrand (Jb. für N.O. 1863. p. 3) sagt: „Die Wissenschaft von der Oekonomie der Völker hat die Aufgabe, den historischen Entwicklungsgang sowohl der einzelnen Völker als auch den der ganzen Menschheit von Stufe zu Stufe zu erforschen und auf diesem Wege den Ring zu erkennen, den die Arbeit des gegenwärtigen Geschlechts der Kette gesellschaftlicher Entwicklung hinzufügen soll.“ Auch Knies und List legen auf den Entwicklungsbegriff besonderes Gewicht. Die Ansichten des Empirismus leiden aber darunter, dass sie zu einem klaren Begriff des Entwicklungsgesetzes nicht durchzudringen vermögen. Sie leugnen die Naturgesetze; sie behaupten, es gebe nur Entwicklungsgesetze: sie betrachten die Entwicklungsgesetze aber zugleich als solche der Natur, als Naturgesetze.

Die Ansicht der Empiristen, es gebe keine Gesetze, weil es nur Entwicklungsgesetze gebe, ist daher unstichhaltig. Denn mit demselben Recht könnte ein Astronom behaupten, es gebe keine Fixsterne, weil alle uns bekannten Sterne, die das Centrum eines Systems bilden, sich ihrerseits in Zeitläuften, welche die Fassungskraft unseres Zahlensinnes weit überschreiten, um einen Punkt im Weltraum bewegen. Freilich, wir kennen streng genommen keine fixen Sterne, es gibt nur Centralsterne. Aber gerade durch die Relation ihrer Bewegung zu der ihrer Planeten können sie und müssen sie als Fixsterne betrachtet werden. So richtig und zutreffend auch der Einwand der Empiristen gegenüber den Rationalisten sein möge, dass sie auf die Culturhöhe eines concreten Volkes und seine concrete Entwicklung nicht genügend Rücksicht nehmen, so richtig und zutreffend ist andererseits der Einwand der Rationalisten gegenüber den Empiristen, dass trotz aller möglichen Verschiedenheiten zwischen Nationen, doch ein allgemein menschlicher Charakter allen eigen sei, dass das Wirthschaftsleben vom allgemein menschlichen Standpunkt aufgefasst erst auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit Anspruch machen könne. An der Hand des

finalen Princips werden wir leichter zu einer wissenschaftlich genauen Fassung des ökonomischen Entwicklungsgesetzes durchdringen können. Denn der Begriff der Entwicklung hängt mit dem der Zweckmässigkeit innig zusammen. Wenn nämlich das Zweckmässige eine überlebende Kraft hat, so ist eben damit die Entwicklung erst gegeben.

Wir haben die Entwicklungsgesetze als causale, die in Mengers Sinne exacten Gesetze als rationale und in dieser Eigenschaft den causalen, die ihrer Natur nach empirische sind, entgegengesetzte erkannt. Da Menger selbst die in seinem Sinne exacten Gesetze den empirischen entgegenstellt, die Entwicklungsgesetze aber, sofern sie eben Gesetze sind, als causale betrachtet werden müssen, ist es offenbar, dass von exacten Gesetzen der Entwicklung nicht die Rede sein kann. Kann aber von exacten Gesetze der Entwicklung nicht die Rede sein, so sind die exacten Gesetze, als unempirische, nicht fähig, der Thatsache der Entwicklung gerecht zu werden. Eben weil sie dies nicht vermögen, tritt denn auch bei Menger eine Zweitheilung der Theorie in eine exacte und eine empirische ein. Kann aber die exacte Theorie der Thatsachen der Entwicklung nicht gerecht werden, können die exacten Gesetze in keiner Weise zu solchen der Entwicklung werden, so vermögen sie uns auch bestimmte Zustände der Wirthschaftsentwicklung nicht genetisch zu erklären: vermögen sie uns solche Zustände als Thatsachen nicht genetisch zu erklären, so vermögen sie dieselben uns überhaupt nicht zu erklären, zumal Zustände der Wirthschaftsentwicklung als solche der Erfahrung aposteriorischer Natur sind und uns auf apriorischem Wege überhaupt nicht zugänglich sind. Da weiters alle Erscheinungen des Wirthschaftslebens sich entwickeln und alle Gesetze der Erscheinungen, wie wir oben ausgeführt haben, darlegen, wie Erscheinungen sich entwickeln, vermögen uns auch exacte Gesetze die Art, in welcher wirthschaftliche Erscheinungen sich überhaupt entwickeln, nicht zu erklären. Dies ist um so handgreiflicher, als die Erscheinungen alle aposteriorischer und empirischer, die exacten Gesetze dagegen unempirischer und apriorischer Natur sind.

Auf fernere, durch die Thatsachen der Entwicklung begründete Sätze, insbesondere aber auf die Entwicklungsregeln, glauben wir nach unseren Ausführungen im vorigen Capitel nicht näher eingehen zu sollen. Die bezüglichen Probleme lösen sich von selbst, wenn man festhält, dass die Entwicklungsgesetze nicht als Gesetze besonderer Art betrachtet werden können, daher denn auch die Entwicklungs-

regeln nicht auf den Rang von besonderen Regeln Anspruch machen können.

Die Oekonomik hat als Wissenschaft die Aufgabe, Gesetze des Wirthschaftslebens zu ergründen. Sind die Gesetze der Wirthschaft aber gleichbedeutend mit den Entwicklungsgesetzen der Wirthschaft, so folgt daraus, dass die Frage, ob die Oekonomik eine Gesetzeswissenschaft oder eine Entwicklungswissenschaft sei, gegenstandslos ist, zumal beide Aufgaben zusammenfallen. Die Oekonomik ist demgemäss Gesetzeswissenschaft, insofern sie die auf alle Entwicklungsstufen der Wirthschaft wirksamen Gesetze festzustellen hat; sie ist Entwicklungswissenschaft, insofern diese Stufen eben Entwicklungsstufen sind. Was demnach Wundt von den Wissenschaften überhaupt lehrt, das gilt auch von der Oekonomik. Wundt sagt, die Gegenüberstellung einer bloss beschreibenden und einer erklärenden Bearbeitung des nämlichen Thatbestandes werde heute von keinem Naturforscher mehr als richtig zugestanden. Geologie, Botanik und Mineralogie sollten nicht minder wie Physik, Chemie und Physiologie die Objecte ihrer Untersuchung erklären und soviel als möglich in ihren causalen Beziehungen begreifen. Wundt fügt hinzu, dass es sich überall darum handle, nicht etwa die Thatsachen zu schildern, sondern auch den Zusammenhang derselben nachzuweisen. Forderungen, welche für alle Wissenschaften gelten, muss sich auch die Oekonomik unterwerfen. Damit, dass der ökonomische, der wirthschaftliche Thatbestand beschrieben werde, ist somit nicht eine Wissenschaft, sondern nur das Material zu einer solchen, der Anlass einer solchen gegeben. Auch die Oekonomik muss, will sie überhaupt auf den stolzen Titel einer Wissenschaft Anspruch machen und den ihr vom Zeitbewusstsein eingeräumten hohen Rang würdig einnehmen, die Elemente der wirthschaftlichen Thatbestände aufsuchen und die Entwicklungsstufen, d. h. die Veränderungen in den Thatbeständen selbst in einen erklärenden Zusammenhang bringen. Wir haben jedoch ausgeführt, dass jede genetische Erklärung auch eine causale, jede causale auch eine genetische sei. Damit ist denn auch dargethan, dass die Oekonomik, sofern sie genetischn Erklärungen der wirthschaftsichen Erscheinungen zu bieten hat, dieses nur in der Form von causalen Erklärungen thun kann. Gelänge es, die Oekonomik in dieser Art analog den Naturwissenschaften aufzubauen, so könnte man füglich von einer theils der philosophischen Oekonomik der classischen Epoche, theils der historischen Oekonomik der nachclassischen Zeitläufte gegenüberstehenden, beide aber zusammenfassenden

und den Standpunkten beider Genüge leistenden naturalistischen Oekonomik sprechen.

Von dem zugleich rationalistischen und empiristischen Gesichtspunkte aus, von dem diese Ausführungen ausgehen, gelangen wir zu einem apodiktischen Urtheile über den Werth der Anschauungen, welche der Historismus hinsichtlich der gesetzmässigen Vorgänge im Wirthschaftsleben geltend gemacht hat. Es sind vornehmlich zwei Gedanken, welche besonders betont worden. Erstlich wären Gesetze nicht möglich, weil sich die Wirthschaftserscheinungen verändern. Zweitens wären sie nicht möglich, weil sich die Wirthschaftserscheinungen entwickeln, und daher nicht Naturgesetze, sondern nur Entwicklungsgesetze denkbar wären. Wir haben den einen Gedanken bereits früher ins Auge gefasst. Würde sich nichts verändern, so würde es überhaupt kein Gesetz geben; denn jedes Gesetz ist nur ein solches der Veränderung; eines Gesetzes bedürfen wir daher nur, sofern wir wissen wollen, ob das sich Verändernde sich constant in derselben Weise umgestalte. Dass die Dinge sich verändern, das kann die Möglichkeit der Gesetze nicht ausschliessen, im Gegentheil, das gibt uns erst Anlass, sie zu suchen; das ist eine Voraussetzung dafür, dass wir sie finden; das macht das Gesetz überhaupt erst möglich. Für Jene, die nicht im Stande sind, den Begriff des Gesetzes zu erfassen, für Jene, die der Erscheinungen nicht in der Form von Gesetzen Herr zu werden vermögen, ist die Erscheinung, als Problem, zugleich Lösung desselben und überdies auch noch Verhinderung, das Gesetz der Erscheinung zu finden; in ähnlicher Weise ist manchem Schüler, der über einem Rechenexempel brütet, die blosse Existenz der fraglichen Aufgabe der zureichende Grund dafür, dass er des richtigen Resultates nicht habhaft werden kann. Würde ein Arzt sagen, er könnte seinen Patienten leicht heilen, wenn derselbe nur nicht krank wäre, so würde Jeder, dem diese Wendung zu Ohren gelangt, über die logische Begabung dieses Mannes im Reinen sein. Auf dem Gebiete der Oekonomik dagegen ist es so schwierig, von klaren Begriffen Gebrauch zu machen, dass es möglich wird, ähnliche Anschauungen mit einem gewissem Anschein von Berechtigung vorzutragen.

Der Einwand, welchen die historische Schule vom Standpunkt des Entwicklungsbegriffes aus gemacht hat, ist ein ziemlich alter; er geht bis auf Heraklit zurück. Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen, lehrt er. Dieser Satz hat schon manchen verblüfft. Wäre er nicht nur geistreich, sondern auch richtig, so müsste angenommen werden, dass derselbe Mensch, der einen Fuss nach dem

andern in das fliessende Wasser steckt, nicht nur mit dem rechten Fusse in einem andern Flusse stehe als mit dem linken, sondern auch überhaupt ein anderer sei als er selbst. Denn schliesslich verändert sich ja nicht nur der fliessende Strom, sondern auch der Mann, der in ihm badet in jedem Augenblicke. Wenn Einer daher nicht zweimal in denselben Fluss steigen kann, so lässt dies den Schluss zu, dass das andere mal ein Anderer in einen anderen Fluss gestiegen ist. So gelangen wir denn dahin, die oben erwähnte an der Grenze, spitzfindigen Wahnwitzes stehende These auszusprechen. Der Begriff der Veränderung hat eben das Eigenthümliche an sich, dass er zu allerlei überflüssigen logischen Spielereien verwendet werden kann. Der gesunde Menschenverstand wird sich aber über solche Sophismen hinwegsetzen und mit Recht einwenden, der Mann, der in einen Fluss steigt, verändere sich wohl, aber er werde darum kein anderer, weil er sich nicht durchwegs, sondern nur in ganz untergeordneten Beziehungen verwandelt und sich im Wesentlichen gleich bleibt; er wird weiters einwenden, der Mann, der das zweitemal in denselben Strom stiege, nässe sich wohl nicht in denselben Wassertheilen, wohl aber in demselben Flusse, und es sei falsch, zu glauben, dass ein Fluss nur aus bestimmten Wassertheilen bestehe; unter einem Flusse begreife man vielmehr die Gesammtheit jener wirklichen und möglichen Wassertheile, die durch sein Bett gleiten mögen. Der gesunde Menschenverstand wird auch darauf hinweisen, dass man gemeiniglich seine Freunde und Hausgenossen auch nach längerer Zeit der Trennung wieder erkenne, obwohl sie sich fortwährend verändern. Dies lasse darauf schliessen, dass es ein Dauerndes im Wechsel gebe. Gibt es aber ein Dauerndes im Wechel, so ist ein Gesetz wohl möglich, denn dieses hat eben das Dauernde im Wechsel darzustellen: geschieht dies aber durch ein Urtheil bestimmter Art nicht, so ist es nur ein Flüchtiges im Flüchtigen und vermag auf den Titel eines Gesetzes nicht Anspruch zu erheben.

Wirthschaftliche Entwicklungsgesetze sind nicht nur möglich, sie sind auch wirklich. Die Entwicklungsgesetze, welche sich an den Namen Darwins knüpfen, sind solche Gesetze. Es kann wohl fraglich sein, ob diese Gesetze in der Form, in welcher sie gegenwärtig vorliegen, gegen jede Einwendung gefeit sind, aber darüber kann kein Zweifel herrschen, dass sie Entwicklungsgesetze sind. Auch darüber ist nicht zu streiten, dass sie Entwicklungsgesetze des Wirthschaftslebens sind. Denn alle Gesetze, welche Darwin ausgesprochen, beziehen sich auf die Art, in welcher Lebewesen ihre Zwecke durch Mittel verwirklichen, und wie ihnen diese Bemühung entweder gelingt und

Erhaltung, oder misslingt und Untergang zur Folge hat. Diese Entwicklungsgesetze sind aber, sofern sie sich auf die ganze Lebewelt erstrecken und mit ihr gleiche Dauer beanspruchen, perpetualistischer und kosmopolitischer Natur.

Auf die Frage, in welchem Sinne für die Principien der abstracten Oekonomik Universalität in Anspruch zu nehmen wäre, antwortet Keynes (p. 293), die Relativität der concreten ökonomischen Doctrinen schliesse die Unmöglichkeit einer abstracten Theorie nicht ein, welche einen gewissen Charakter von Universalität habe. Die abstracte Theorie untersuche zuvörderst die fundamentalen Begriffe der Nützlichkeit, des Guten, des Werthes, des Capitals; wenn diese Begriffe nun auch in verschiedenen Verbindungen einen verschiedenen Charakter aufwiesen, so sei doch auch etwas Allgemeines und Dauerndes in ihnen. Demgemäss sagt denn auch Jevons in „The Future of P. E.": „The first principles of political Economy are so widely true and applicable, that they may be considered universally true as regards human nature." Diese Bemerkungen beziehen sich auch auf die Entwicklungsgesetze der Wirthschaft. Denn sofern die Bedürfnisse besondere sind, welche einem bestimmten Volksthume angehören, ist auch die Wirthschaft desselben eine individuelle; sofern aber die Bedürfnisse allgemein menschliche sind, ist auch eine kosmopolitische Wirthschaft möglich, und thatsächlich. Fassen wir insbesondere unsere Untersuchungen hinsichtlich der wirthschaftlichen Entwicklung ins Auge, so gewahren wir, dass zwei Arten von Entwicklungsgesetzen denkbar wären, erstens nämlich Gesetze der wirthschaftlichen Entwicklung, zweitens Gesetze der ökonomistischen Entwicklung; also Gesetze der Entwicklung, welche sich auf die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens beziehen, einerseits; Gesetze der Entwicklung, welche sich auf das Denken über das wirthschaftliche Leben beziehen, andererseits.

1. Die historische Methode.

Vermag uns Geschichte die Erkenntnis von Entwicklungsgesetzen zu vermitteln? Und wenn ja, in welchem Masse ist dies möglich? Die erste dieser Fragen wird von der historischen Schule bekanntlich mit Nachdruck bejaht. Sie glaubt diese Bejahung ausschliesslich ausgesprochen zu haben. Allein die Wurzeln ihrer Anschauungen gehen weit zurück. Schon Mill weist darauf hin (Log. B. VI. C. IX. § 1), dass nach Comte die Gesellschaftswissenschaft wesentlich in Verallgemeinerungen aus der Geschichte bestehe. Mill spricht (Log. B. VI. C. X. § 4) davon, dass die Geschichte, wenn sie umsichtig befragt werde, empirische Gesetze des gesellschaftlichen Lebens darbiete; das

Problem der allgemeinen Gesellschaftswissenschaft sei es, diese zu ermitteln und sie an die Gesetze der menschlichen Natur durch Ableitungen zu knüpfen, welche darthun, dass dies Folgegesetze sind, die auf Grund jener letzten Gesetze naturgemäss zu erwarten waren. Zugleich ist Mill über die Einseitigkeiten des Historismus hinaus. Er sagt (B. VI. C. X. § 3), es könne nicht das letzte Ziel der Wissenschaft sein, ein empirisches Gesetz zu entdecken, es müsse mit den Gesetzen, auf denen es fusse, verknüpft, es müsse durch das Zusammentreffen der apriorischen Deduction mit Thatsachen der Geschichte aus einem empirischen in ein wissenschaftliches Gesetz verwandelt werden; erst dann könne ihm die Fähigkeit, die Zukunft zu erschliessen, zukommen. Mill betont ferner, dass auch die Induction beweiskräftig werden könne, wenn wir nur die Sicherheit haben, dass die beobachtete Uebereinstimmung einer Mehrheit von Fällen keine bloss zufällige, von besondern Umständen bedingte, ist; diese Sicherheit sei umso mehr vorhanden, je allgemeinerer Art die in den Fällen der Beobachtung hervortretende Regelmässigkeit sei. Mill geht sogar in seinem Essay über die Freiheit (On liberty p. 24) so weit, zu fragen, ob die Nützlichkeit als der letzte Massstab alles Ethischen in Frage kommen könne, und er gibt eine bedeutungsvolle Antwort: Ja, dies sei möglich, aber es müsse die Nützlichkeit in ihrer umfassendsten Bedeutung sein, gegründet auf die bleibenden Interessen des Menschen als eines fortschreitenden Wesens. Indem Mill an dieser Stelle von bleibenden Interessen der Menschen als fortschreitender Wesen spricht, lässt er den Schluss zu, dass er über dem Constanten nicht das Variable, über dem Variabeln nicht das Constante aus dem Auge verliere. Diese Aeusserung bezeichnet eine Höhe der historischen und wissenschaftlichen Anschauung, die nach Mill nicht behauptet worden ist.

Wirklich historischer Sinn wird das Unbegründete nicht historisch zu erklären versuchen; er wird das, was kein Recht hat, nicht durch seine Geschichte vertheidigen; er wird die Stimmen der Vergangenheit nicht aus dem Munde der Gegenwart dringen lassen; er wird nicht, emsig in der Müssigkeit, müssig in der Emsigkeit, die Thatsachen als wissenschaftlichen Fetisch anbeten, das Geschehene als Geschichte, das Werden als Entwicklung, Geröll von Thatsachen als System betrachten, er wird aus dem Sande nicht Stricke drehen wollen; er wird die Oekonomik nicht in Grabstichelmanier bearbeiten und behaupten, solcher Art könne durch das Zusammenwirken Vieler ein Freskogemälde breitester Führung werden. Er wird nicht wähnen, bloss darum prophetisch zu sein, weil er rückwärts schaut; er wird trachten, ob des Sinnes für die Thatsachen nicht das Verständnis für

dieselben zu verlieren; er wird nicht, nach den Worten Goethes, meinen, überliefern zu müssen, was Andere gewusst zu haben glauben, sondern, statt darzustellen, was Andere gewirkt haben, versuchen, Andern Stoff zur Darstellung zu bieten; er wird vor Allem das Gewesene nicht zu einem Künftigen machen wollen. Wahrlich, auch unsere Zeit macht Geschichte; die Kleider der Ahnen ziemen uns nicht; unserer Zeit ist zum Mindesten der Beruf, eine eigene Ansicht zu hegen, eigen. Das Einfache verwickeln, das zu Erklärende verdunkeln, Thatsachen für Principien ausgeben, das sind die Künste Jener, die im Trüben fischen wollen. Allzu oft gelingt es, edle Wissbegierde durch hochtrabende Selbstverständlichkeiten, krause Redensarten, spitzfindige Theoreme, in denen hohle Begriffe in verschiedenen Tanzpositionen auf und nieder schweben, zu äffen. Auch auf dem Gebiete der Oekonomik wird mit Wasser gekocht, mit Rauschgold geschmückt, mit Surrogaten gefüttert.

Wollen wir die oben formulirte Frage, welche wir kurz die historische nennen wollen, ins Auge fassen, so müssen wir uns zunächst klar werden, was die Geschichte überhaupt vermag. Menger scheint uns das Wesen derselben kaum richtig aufzufassen, wenn er nach Baco behauptet, ihre Aufgabe wäre es, concrete Thatsachen festzustellen. Wenn die Geschichte nicht mehr zu thun hätte, wäre sie mit der Reportage gleichbedeutend. Nein, so geringe Functionen sind der Historie nicht zu eigen. Sie stellt nicht nur Thatsachen fest, sie verbindet sie auch causal, und dieses causale Moment eben ist es, das ihr den ihr zukommenden Rang unter den Wissenschaften bestimmt. Sie ist insofern wissenschaftlich, als sie einen thatsächlich gegebenen Zustand auf einen zeitlich früheren dadurch zurückzuführen sucht, dass sie darlegt, wie sich aus dem früheren der spätere entwickelte. Aber damit, dass sie wissenschaftlich ist, ist sie noch nicht eine Wissenschaft. Mit der Beschreibung der Aufeinanderfolge bestimmter Erscheinungen ist keine Theorie, keine Wissenschaft gegeben. Denn der Charakter dieser liegt nicht etwa nur in der bloss causalen Verknüpfung der Thatsachen, sondern in dem Nachweise, dass eine solche gesetzmässig sei. Es widerstrebt der Natur unseres Intellectes, anzunehmen, dass der Uebergang aus einem Besonderen in ein anderes nicht nach Gesetzen erfolge; wir sind demnach der Ueberzeugung, dass jeder solche Uebergang nur nach allgemeinen Gesetzen beurtheilt und vorausgesehen werden könne. Solche allgemeine Gesetze können aber nicht in einem besonderen Erscheinungscomplexe liegen. Indem aber die Geschichte bloss das Besondere, nicht auch das Allgemeine bietet, verzichtet sie darauf, selbst Theorie, selbst Wissenschaft zu sein. Das

sind Vorwürfe, die zum Theil schon Schopenhauer gegenüber der Geschichte erhoben hat; auch Lazarus tadelt an ihr, dass sie darauf verzichte, das in ihr waltende Gesetz darzulegen; Wundt zweifelt daran, dass es je möglich sein werde, ein Gesetz des geschichtlichen Geschehens von naturgesetzlichem Charakter zu finden; wenn dies aber möglich sei, so dürfe sich der Historiker gewiss nicht das Recht nehmen lassen, es aus der umfassenden Kenntnis der Thatsachen abzuleiten.

Wenn die Geschichte nicht Wissenschaft ist und nicht selbst Entwicklungsgesetze auszusprechen vermag, ist es nicht möglich, dass die Oekonomik die Geschichte als Hilfswissenschaft benütze, um zu diesem Ziele zu gelangen? Diese Form der Frage geht nicht auf die Bestimmung des Werthes, welcher der Geschichte als Wissenschaft eigen wäre, aus, sondern auf die Bestimmung des Werthes, welcher der Geschichte für die Wissenschaft der Oekonomik zukäme. Was die Geschichte lehrreich macht, ist der Umstand, dass der Geist, dem eine Reihe von Thatsachen vorgeführt wird, inducirt, ohne es zu wollen; die Mannigfaltigkeit des Geschehenden selbst drängt ihm gewisse allgemeine Erfahrungen auf; er bildet sich Urtheile über Menschen und Dinge, Völker und Staaten, er gewahrt auch hie und da die ersten zarten Keime von Erscheinungen, welche später in stattlicher Kraft emporragen; er kann die Embryologie der Gegenwart studiren. Die historischen Thatsachen haben demnach die Bedeutung einer inductorischen Reihe, aus der ein Schluss zu entspringen vermag, aus der ein Erfahrungssatz als endliches Ergebnis organisch herauswächst. Darin allein kann somit der Nutzen der Geschichte bestehen, dass sie, ohne selbst eine allgemeine Erkenntnis zu sein, eine solche ermöglicht. Allein mögliche Wissenschaft ist nicht nur nicht wirkliche, sie ist auch nicht wahrscheinliche. Das Buch der Geschichte hat daher mit jedem andern gemeinsam, dass das Mass dessen, was jeder Einzelne in ihm liest, nicht nur von dem Inhalte des Werkes, sondern auch von den Fähigkeiten des Aufnehmenden abhängt. Wer eine bestimmte Zeit ins Auge fasst, der nimmt ein geschlossenes Culturbild wahr, in dem sich alles Gewordene als Seiendes zeigt. Nun fragt es sich für den wissenschaftlichen Geist, in welcher Weise in diesem Bilde die Ansatzpunkte zu einem spätern ersichtlich wären. Ein solcher Uebergang von dem Einen zum Andern vermag aber aus dem Bilde selbst nicht ersichtlich zu werden. Dies geschieht erst, sofern Erfahrungen über menschliche Geschicklichkeit und menschliche Schicksale uns das Vorhandene beurtheilen gelehrt haben. Geschichte belehrt also erst Denjenigen, der das Menschenleben auch ohne sie zu beurtheilen weiss.

Die Feststellungen der Geschichte können keineswegs auf unbedingte Sicherheit Anspruch machen. Wer die wirthschaftlichen Zustände zeitlich und räumlich entlegener Gemeinwesen einer möglichst genauen Untersuchung unterzieht, gelangt gewiss nicht zu exacten Forschungsergebnissen; sind wir doch nicht einmal in der Lage, unsere eigenen und gegenwärtigen wirthschaftlichen Verhältnisse in vollkommen befriedigender Weise wissenschaftlich zu durchleuchten. Würden wir auch zu vollkommen adäquaten Forschungsergebnissen gelangen, so hätte solche Erkenntnis für uns doch nur einen mittelbaren Werth. Denn wenn die Wirthschaftszustände zur Zeit Carls des Grossen auch kein Geheimnis mehr für uns hätten, so würde daraus nicht folgen, dass uns auch die unseren klar wären. Die Wirthschaftserscheinungen, welche einmal gewesen sind, können nicht durchwegs den gegenwärtigen gleichen, die Wirthschaftsgrundsätze der Vergangenheit haben mit den gegenwärtigen nichts gemein und lassen auf sie keine Schlüsse ziehen. In Wirklichkeit vermag uns aber die Geschichte nicht einmal vertrauenswürdig anzugeben, was gewesen ist, es gelingt ihr im besten Falle, anzudeuten, was gewesen sein mag. Aus der mehr oder weniger vagen Erkenntnis, wie die Verhältnisse gewesen sein mögen, kann etwas Sicheres nicht abgeleitet werden, denn in der Consequenz kann nie mehr Gewissheit liegen als in der Prämisse. Zudem sind auch die historischen Erkenntnisse ihrer ganzen Natur nach nicht geeignet, theoretisch verwerthet zu werden und die Erkenntnis von Gesetzen der Entwicklung zu ermöglichen. Die Geschichte vermag uns nicht alle Ereignisse, welche sich zu einer gewissen Zeit zugetragen haben mögen, zum Bewusstsein zu bringen. Sie wird daher eine gewisse Auswahl treffen. Aber nach welchen Gesichtspunkten? Sie wird zunächst nur die wichtigsten Vorkommnisse festhalten wollen. Die wichtigsten? Welchen Ereignissen kann denn Bedeutung zugesprochen werden? Das ist eine Frage, welche in der Geschichtswissenschaft keineswegs endgiltig beantwortet ist. Viele betrachten den Historiker als den Reporter der grossen wie den Reporter als den Historiker der kleinen Ereignisse. Berücksichtigt demgemäss der Historiker nur das Gewaltige, so ladet er leicht den nicht unbegründeten Vorwurf auf sich, das Kleine zu vernachlässigen, dessen Macht nicht zu unterschätzen ist; hält er sich dagegen an das Kleine, so schreibt er Geschichte vom Standpunkt des Kammerdieners, dem die Helden ihre Blössen enthüllen. Unseres Erachtens wären nur jene Thatsachen als bedeutungsvoll zu betrachten, in denen, als einzelnen Fällen, das allgemeine Gesetz durchleuchtet, jene, welche als Einzelfälle des allgemeinen Gesetzes gelten können; Thatsachen dagegen,

welche weder das Gedeihen noch den Verfall eines Volkes kennzeichnen, welche nicht die Fähigkeit eines Stammes, sich zu behaupten, darlegen, erscheinen uns als belanglos und des ewigen Gedächtnisses, das die Geschichte zu vermitteln berufen ist, unwürdig. Allein eben darum, weil der Historiker die Thatsachen siebt und nur solche von einer gewissen Wichtigkeit der Erzählung für würdig erachtet, weiss er kein vollständiges Bild der Zeit, welche den Gegenstand seiner Darstellung bildet, zu bieten. Er gibt daher nicht die volle empirische Realität wieder und Schlüsse, die von diesem Bilde auf die Wirklichkeit gezogen werden, können so wenig stringente sein wie die Schlüsse aus mehr oder weniger willkürlichen Abstractionen. Diese haben ja auch nur das wichtig Erscheinende an der empirischen Realität im Auge.

Ein weiteres Moment von Belang liegt darin, dass die Geschichte einen nur kurzen Zeitraum der menschlichen Entwicklung umfasst. Die prähistorische Zeit ist durch die Ausbreitung der Menschen ausgefüllt, die historische durch die Ausbreitung gewisser Menschenarten auf Kosten anderer. Alles Prähistorische entgleitet aber der Geschichte; der historische Geist, der die entferntere Vergangenheit enthüllen will, wandelt im Dunkel der Vermuthungen. Der Verkehr der Menschen muss sich entwickelt haben, er muss zur Entwicklung der Schreibekunst geführt haben, mittels deren der Mensch in der Lage ist, nicht nur über die räumliche, sondern auch über die zeitliche Entfernung seine Gedanken auszudrücken und zu späten Nachfahren zu sprechen. So lange der Sinn des Menschen von den Erfordernissen des Augenblicks vollkommen in Anspruch genommen war, so lange er lediglich die Deckung des Nothwendigsten besorgen musste, vermochte er nicht über jene Freiheit des Geistes zu verfügen, nicht über jene überschüssige Kraft zu gebieten, welche diese edelste aller Erfindungen bedingte. Erst in einer verhältnismässig späteren Zeit, nach einer Frist, deren Dauer nicht zu ermessen ist hat in Folge der wirthschaftlichen Entwicklung selbst eine derartige Ansammlung von Gütern in Erscheinung treten können, dass das hastende Drängen des blossen Trieblebens einigermassen beschwichtigt wurde. Dann erst konnte der Gedanke, Dauerndes für das ewige Gedächtnis zu leisten, vom menschlichen Geiste erfasst werden. Von dem rohen Denksteine der Dolmen bis zu dem geschichtlichen Documente, das in einer Inschrift vorliegt, führt ein weiter Weg, der von wirthschaftlichen Erscheinungen einschneidendster Art ausgefüllt ist; diese aber sind dem Geschichtsschreiber nicht zugänglich. Derselbe Trieb, sich den Nachfahren verständlich zu machen, der die Denk-

steine aufgerichtet hat, ist auch der Vater des kunstreichen Linienzuges, er schuf den Buchstaben, der sich seinerseits von der Bilderschrift zum Schriftbilde entwickelte. In dem Augenblicke, da die erste Aufschreibung geschah, mögen ihre Zeichen wie immer gewesen sein, ist die Muse der Geschichte geboren worden. Sie blickte neugierig in eine fertige Welt. Sie erschaute nicht mehr das Werden, sondern nur mehr Gewordenes; nur mehr ausgestaltete Thatsachen traten ihr allerwärts entgegen. Da nun nur ein hochgesteigertes wirthschaftliches Leben die Neigung wach werden liess, Geschehenes für das Gedächtnis festzuhalten, und das lallende Kind in den stärkern Armen der vollgereiften Mutter gewiegt wurde, vermag sich der längst mündig gewordene Sprössling nicht der frühesten Jugend der Erzeugerin zu entsinnen. Daher ist die Absicht, eine Phänomenologie der thatsächlichen wirthschaftsgeschichtlichen Entwicklungsformen zu bieten und aus denselben schliesslich das Entwicklungsgesetz abzuleiten, nicht zu verwirklichen. Sie ist nicht zu verwirklichen, weil die Geschichte nicht der Boden ist, auf welchem nach diesem Gesetze mit Erfolg gesucht werden kann.

Gesetzt sogar, der Forscher könnte die Wirthschaftsgeschichte bis an die Grenze der wissenschaftlichen Ueberlieferung fortführen, diese ergäbe noch immer nicht ein genügendes Material, weil nur ein Theil, der letzte und vollkommenste der Wirthschaftsentwicklung, in die geschichtliche Zeit fällt, der Anfang aber sich in das prähistorische Dunkel verliert. Es geht weiters nicht an, die Entwicklung der Wirthschaft in der geschichtlichen Zeit vollkommen darzulegen, weil die Aufmerksamkeit der historischen Quellen auf ganz andere Erscheinungen denn die ökonomischen sich erstreckte. Das Grosse und Gewaltige, das in männermordenden Schlachten zu Tage tritt, übte auf den menschlichen Geist weitaus tiefere und nachhaltigere Wirkung aus als das Kleine, Allmälige und Alltägliche des wirthschaftlichen Lebens; der Tod erschütterte mehr, als das Wachsthum fesselte, Vernichtung und Zerstörung mehr als Arbeit und Sammlung.

Wollte man auch die Geschichte verschiedener Völker durchforschen und in derselben nach dem Entwicklungsgesetze der Völker suchen, so würde man hierdurch doch nicht zum Ziele, zur Erkenntnis der Gesammtentwicklung gelangen. Denn die Geschichte führt nicht nur nicht so weit an den Anfang, als nothwendig wäre. Die Geschichtsschreibung ist auch eine einseitige und behandelt nicht das ganze Leben des Volkes; wie es gewirthschaftet hat, wird nicht berichtet. Wer aus den Aufzeichnungen der historischen Quellen die wirthschaftliche Entwicklung eines Volkes begreifen wollte, gleicht einem

Manne, der die Biographie seines Helden ausschliesslich nach den Bekenntnissen, die sich in seinem Tagebuche finden, zu schreiben unternähme. Auf den ersten Blick scheint diese Quelle wohl auszureichen, scheint sie sich insbesonders durch Authenticität zu empfehlen. Aber muss es nicht eine geraume Zeit gegeben haben, da der Mann, der Gegenstand des biographischen Werkes sein soll, noch nicht schrieb, ja sogar noch nicht dachte? Die Vermerke im Tagebuche lassen daher naturgemäss gerade die Entwicklungsjahre unerwogen und ungeschildert. Aehnlich verhält es sich mit der Wirthschaftsgeschichte. Je weiter der Forscher in das Dunkel der Geschichte zurück wandert, desto tiefere Finsternis umfängt ihn, bald tappt er nur mehr in undurchdringlicher Nacht, jeder Anhaltspunkt fehlt ihm, und es ist kaum anzunehmen, dass es ihm je gelingen werde, über vorhistorische Zustände der Wirthschaft historisches Licht zu verbreiten.

Wenn wir an dem Gedanken einer gesetzmässigen Entwicklung festhalten, so offenbart sich uns der Werth der Geschichte als einer Lehrmeisterin darin, dass sie das Gesetzmässige in sich birgt. Es wäre allerdings Aufgabe des forschenden Geistes, diesen Schatz zu heben. Aber Dem stellen sich die grössten Schwierigkeiten entgegen. Zunächst liegen sie darin, dass die Historiker sich lediglich mit der Feststellung des Thatsächlichen befassen und von einer Verwerthung derselben im Dienste der Wissenschaft vollständig absehen. Unter solchen Umständen kann sie nur als Magd, nicht aber als Herrin geschätzt werden. Sofern die eigentliche Bestimmung der Geschichte ausser Acht gelassen wird, sofern Das, was für die grosse Reihe der Entwicklung nicht erheblich ist, festgehalten wird, sofern ausser dem Kern auch die Schale wie ein Kleinod aufbewahrt wird, sofern unserer Aufmerksamkeit Erscheinungen empfohlen werden, die derselben nicht würdig sind und uns sichere Kunde von Thatsachen gebracht wird, aus welchen nichts folgt und aus welchen nichts gefolgert werden kann, ist die Geschichte eine eitle und müssige Beschäftigung.

Hierzu tritt noch eine Erwägung. Die Geschichte handelt nur vom Menschen, nur vom hochentwickelten Menschen. Welche Consequenzen es nach sich zieht, dass sie erst bei hoher Entwicklung des Menschen einsetzt, haben wir bereits erörtert. Es ist aber auch ins Auge zu fassen, dass eine Geschichte, welche im Stande wäre, uns die ganze Entwicklung des Menschen darzustellen, noch ein zu enges Erfahrungsgebiet wäre, um die Basis der Oekonomik, welche die Gesetze des Lebens, somit die Gesetze, nach welchen sich das Lebendige entwickelt, bieten muss zu bilden. Denn was erfährt der Oekonomist aus der Geschichte? Gewiss nicht die Grundsätze, nach welchen der

Entwicklungsgedanke auf die thatsächlichen Erscheinungen anzuwenden wäre, sondern nur Thatsachen. Ob diese Thatsachen gleichförmig sind, ob sie gleiche Wirkungen nach sich ziehen, ja sogar, ob sie einen Fortschritt erkennen lassen, ist aus der Geschichte nicht wahrzunehmen. Das muss in die Geschichte erst hineingetragen werden. Was uns die Geschichte bietet, ist daher in den seltensten Fällen geeignet, dem Oekonomisten über Das Aufschluss zu bieten, was er sucht. Sie hält ihre Blicke bis in die Gegenwart auf das grosse Werden des Staatslebens festgebannt; das kleine Leben der wirthschaftlichen Entwicklung entrinnt dem Griffe ihrer makroskopischen Methode; ehe der Oekonomist aus ihr schöpfen könnte, müsste sie von ihm lernen; sie müsste von ihm lernen, von welchen Kräften der wirthschaftliche Fortschnitt abhängt, um eine Entwicklung desselben bieten zu können: um diese Umgestaltung mit sich vorzunehmen, müsste sie aufhören, Staatengeschichte zu sein, und beginnen, Völkergeschichte zu werden. Dazu ist ihr aber für die Gegenwart wenigstens jede Möglichkeit verschlossen. Erst die Geschichtsforschung des künftigen Jahrhunderts wird im Stande sein, zu schildern, in welcher Art sich das Gegenwärtige entwickelt hat. Denn erst die Gegenwart liefert dem Wirthschaftshistoriker in ihren sorgsamen thatsächlichen Aufstellungen das nothwendige Material. Demgemäss würde die Geschichte nach mehreren Jahrtausenden erst jene Reife erlangen, welche dem Oekonomisten gestatten würde, aus ihr Belehrungen zu schöpfen. Genau so, wie Bentham's Kritik erst die historische Rechtsansicht möglich machte, indem sie zeigt, dass alles Recht von eigenthümlichen Interessengruppen, welche verschiedene Formen des Rechtes erzeugen, bedingt war, genau so bedingt die ökonomistische Theorie erst eine richtige Geschichte der Wirthschaft. Was wir von ihr verlangen, ist, dass sie, von der Oekonomik lernend, worauf sie ihr Augenmerk zu richten hätte, nicht von Politik sondern von Nationalwirthschaft Kunde gebe. Das Volk hat Zwecke, das Volk hat Mittel: es hat Fähigkeiten, jene Zwecke durch diese Mittel zu verwirklichen. Dieses Vermögen ist es, das wir als wirthschaftliche Energie bezeichneten. Die Völkergeschichte hat uns somit die Entwicklung der wirthschaftlichen Energie eines Volkes, die Weltgeschichte die Entwicklung der wirthschaftlichen Energie der Menschheit vorzuführen. Erst wenn die Geschichte die Wege gewandelt, die ihr die Oekonomik weist, wird sich die Herrin herbeilassen können, sie zu einer Hilfswissenschaft zu erheben und den Spuren der vorauswandelnden Magd zu folgen.

Dann wird sich zwischen ihnen auch ein bedeutsamer Unterschied

entwickeln: der zwischen historischer Oekonomik und ökonomischer Historie. Historische Oekonomik wähnt, in der Aneinanderreihung von Thatsachen eine Theorie geben zu können, die ökonomische Historie vereinigt das Thatsachenmaterial, damit der Oekonomist aus demselben Theorie schöpfen könne. Sie ist nicht selbst Oekonomik, sie will auch nicht eine solche sein, sie ist lediglich Phänomenologie und überlässt es dem Thoretiker, den Stoff erst wissenschaftlich zu bearbeiten, ihn erst durch Gesetze zu durchleuchten. Während die historische Oekonomik vom Vorwurfe der Sterilität nicht freigesprochen werden kann, verspricht die ökonomische Historie eine bedeutsame Erkenntnisquelle zu sein. Eine geschichtliche Darstellung, welche die Fortschritte des Reichthums, des Capitals, der Wirthschaft überhaupt vermitteln wollte, sie wäre die wahre Culturgeschichte, aus ihr würden sich für die Oekonomik die erfreulichsten Conclusionen ziehen lassen. Aber darum wäre sie doch noch nicht selbst Oekonomik, sondern nur Ausbreitung des erfahrungsmässig gegebenen Stoffes für sie.

So lange die Geschichte nicht die ihr von der Oekonomik gewiesene Bahn eingeschlagen, kann eine Philosophie der Geschichte ob der zu grossen Enge alles Historischen so wenig eine Oekonomik bedeuten, als eine Reise durch ein Zimmer eine Weltanschauung zu begründen vermag. Mill irrt somit, wenn er behauptet, dass die Philosophie der Geschichte zugleich für die Bewährung und für den ersten Beginn einer Philosophie des gesellschaftlichen Fortschrittes gelten kann. (Log. B. VI. C. XI. § 1). Denn bevor man über Geschichte philosophiren kann, muss man sie haben, die Geschichte muss demgemäss dem Philosophen, der sich über die Fortschritte der Gesellschaft klar werden und die Gesetze dieses Fortschrittes feststellen will, auch die zu solchen Erwägungen nothwendigen Entwicklungsketten bieten. Hiervon ist die Geschichte noch weit entfernt. Sie breitet vor dem Philosophen der Wirthschaftsgeschichte nicht die Entwicklung des Völkerreichthums, nicht die Entwicklung der Volkswirthschaft aus. Sie kann somit zur Verwerthung für die Erkenntnis des Oekonomisten nur wenig geeignet sein. Sie kann ihn vielmehr nur, wie die Thatsachen ja beweisen, von seiner Wissenschaft abwendig machen. Und dann reicht sie ihm erst recht statt des Brotes der allgemein giltigen und nothwendigen Erkenntnis nur den Stein des Versteinerten. Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, wenn es Oekonomisten gibt, welche von der Geschichte vollends irregeführt worden sind. Solche Fälle liegen vor, sofern dem Forscher die Gegenwart nicht genügt, und er, statt sich ein Verständnis des in ihr Werdenden zu erwerben, statt an ihrer Entwick-

lung zu arbeiten, statt ein Lebender unter Lebenden zu sein, auf praktische Reconstructionen untergegangener Wirthschaftsformen ausgeht und dem modernen Dasein längst überwundene, längst vermoderte Gestaltungen der Wirthschaftsentwicklung empfiehlt. Dergleichen bedeutet den völligen Bankbruch historischen Sinnes. Denn solchem müsste es vor Allem klar sein, dass die Wirthschaftsformen jeder Zeit historische Nothwendigkeiten sind, dass daher ihre in der Geschichte gegebene Verwerfung gleichfalls eine historische Nothwendigkeit war, und dass nicht nur jedem Volke, sondern auch jeder Epoche ihre eigene wirthschaftliche Tracht zu eigen ist.

Im Lichte dieser Darstellung zeigt es sich, in welcher Hinsicht insbesondere die die Geschichte betreffenden methodologischen Lehren eines Keynes verfehlt sind. Der genannte Forscher meint (l. c. p. 252), die Geschichte beschreibe die wirthschaftlichen Erscheinungen, welche für eine bestimmte Periode der Vergangenheit kennzeichnend waren, und schildere den gegenwärtigen Uebergang solcher Erscheinungen auf andere folgende Perioden. Die Theorie dagegen suche die Gleichförmigkeiten der Coexistenz und Succession ökonomischer Phänomene festzustellen. Geschichte beschäftige sich somit mit der Constatirung bestimmter Thatsachen, Wirthschaftstheorie mit der Darlegung allgemeiner Gesetze. Geschichte könne nicht an die Stelle der Theorie, Theorie nicht an die Stelle der Geschichte treten. Denn Geschichte vermöge die theoretischen Probleme nicht zu lösen, die Theorie dagegen die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens nicht darzustellen. Keynes meint weiters (p. 254), die Geschichte habe zunächst einen illustrativen Werth, sodann lehre sie die Grenzen der Anwendbarkeit, welche der gegenwärtigen ökonomistischen Theorie eigen ist, drittens gewähre sie auch die Grundlage der ökonomistischen Theorie. An einer anderen Stelle (p. 257) hebt er hervor, dass die Anwendung der Geschichte Vorsicht erheische, weil die vergangenen Perioden mit der gegenwärtigen nicht in jeder Beziehung im Einklang ständen. Endlich gibt er (p. 270) den Rath, Geschichte sei im Lichte einer Theorie zu lesen und dann die Theorie auf die derartig beleuchtete Geschichte zu basiren. Es ist sicher schwer möglich, über einen Gegenstand Widersprechenderes zu lehren. Keynes trennt zunächst die Geschichte von der Theorie. Das wäre im Allgemeinen richtig. Die Art seiner Trennung weist indess bedeutsame Mängel auf. Denn er sagt, die Theorie hätte nur Gleichförmigkeiten der Coexistenz und Succession der Wirthschaftserscheinungen zu bieten, und glaubt, dass hierin allgemeine Gesetze geboten wären, in Wirklichkeit wären durch Gleichförmigkeiten der Coexistenz und Succession nur Regeln gegeben.

Er glaubt auch, dass die Geschichte nur die Constatirung bestimmter Thatsachen bieten könne; in Wahrheit vermag sie dieselben sehr wohl zu verknüpfen. Hieraus geht hervor, dass Keynes einerseits die Functionen der Geschichte, andererseits diejenigen der Theorie unrichtig auffasst. Er hebt weiters an der Geschichte hervor, sie habe illustrativen Werth und lehre die Grenzen der Anwendbarkeit, welche der gegenwärtigen ökonomistischen Theorie eigen ist: mit andern Worten, sie lehre, was an der concreten Theorie richtig und unrichtig ist. Diese Bemerkung ist an sich nicht zu verwerfen; allein Das thut die Geschichte nur, sofern sie Erfahrung ist. Man kann demnach nicht sagen, dass sich eine Theorie an ihr allein zu bewähren hat; nicht sie allein ist der Probirstein eines Theorems, sondern die Wirklichkeit überhaupt. Der Uebereinstimmung mit der Geschichte kommt demnach nur insofern eine verificatorische Kraft zu, als sie selbst mit der Wirklichkeit übereinstimmt, als sie somit eine wahre Geschichte ist. Da aber die Wahrheit der Geschichte nicht Thatsache, sondern vielmehr ein auf das Innigste zu wünschendes Ziel ist, vermag auch ihre verificatorische Rolle nur als Wunsch Geltung zu beanspruchen. Wieso die Geschichte, welche nach den Lehren Keynes' von der Theorie scharf getrennt werden muss, Grundlage der Theorie werden kann, zumal die Vergangenheit mit der Gegenwart nicht im Einklang steht, ist schwer zu fassen. Der Rath schliesslich, die Geschichte im Sinne einer Theorie zu lesen und dann die Theorie auf die so beleuchtete Geschichte zu basiren, ist ein vollendeter circulus vitiosus: es ist der Rath, die Basis zu einem Gebäude zu suchen, aus der Geschichte das herauszugreifen, was einer vorgefassten Meinung entspricht, das liegen zu lassen, was ihr widerspricht, und dann vorzugeben, dass die thatsächlich vorgefasste Meinung aus der Geschichte hervorgehe.

2. Die evolutionistische Methode.

Unsere Untersuchung hinsichtlich des Werthes, welcher der historischen Methode zugesprochen werden muss, führt zu einem negativen Ergebnisse. Es ist richtig: wäre eine Wirthschaftsgeschichte möglich, so könnte sie der Theorie wohl eine bedeutungsvolle inductorische Reihe zur Verfügung stellen; man könnte dann die Wirthschaftsgeschichte studiren, nicht nur, um zu wissen, wie die Wirthschaft geworden ist, sondern, um aus Dem, wie sie geworden ist, zu schliessen, was sie ist; eine Wirthschaftsgeschichte könnte somit jene Theorie ermöglichen, welche die inductive Methode in Aussicht stellt. Aber die Absicht, Wirthschaftsgesetze aus der Wirthschaftsgeschichte abzuleiten, scheitert, wie wir wissen, an der harten Thatsache, dass die Wirthschaft

älter ist als jede Geschichte und daher eine wirkliche Wirthschaftsgeschichte unmöglich ist. Der Mensch hat gewirthschaftet, diese Wirthschaft hat sich entwickelt, lange bevor eine Geschichte ins Leben trat. Es ist daher undenkbar, dass die Geschichte uns die Entwicklung der Wirthschaft erzählend schildern und auch nur andeutungsweise in allen ihren Phasen enthüllen könnte. Lange, unvordenklich lange, bevor die Menschen daran schritten, Aufzeichnungen irgend welcher Art zu hinterlassen, haben sie Bedürfnisse empfunden, haben sie nach Gütern gestrebt, war die Arbeit in gewisser Weise getheilt, wurde ein Tauschverkehr zwischen Einzelwesen, grösseren oder kleineren Gruppen angebahnt, fanden wirthschaftliche Beziehungen zwischen Familien, Stämmen, Gemeinwesen statt, Ackerbau und Viehzucht wurden getrieben, Werkzeuge verfertigt, Wohnstätten ihren Zwecken mehr oder minder angepasst, Schmuck und Zier wurde der Schönheit zu Füssen gelegt. Wie dies Alles möglich geworden, weiss die Geschichte nicht zu künden. Eine Wirthschaftsgeschichte, welche uns die ganze Entwicklung des Menschengeschlechtes vorführte, kann somit nicht geschaffen werden, und würde man mit der Erkenntnis der Gesetze warten wollen, bis eine Wirthschaftsgeschichte vorläge, so wäre dies mit völliger Resignation auf die Oekonomik gleichbedeutend. Dies zeigt sich auch an dem Umstand, dass die Philosophie der Wirthschaftsgeschichte, welche bekanntlich von der historischen Schule gefordert worden, ein reichliches Menschenalter nachdem sie in das Programm dieser Schule aufgenommen worden, nicht einmal in ihren Rudimenten vorliegt. Sie ist eben ein frommer Wunsch geblieben, weil ihre Voraussetzung, die Wirthschaftsgeschichte, nicht zu beschaffen war. Kann die Wirthschaftsgeschichte aber nicht festgestellt werden, weil sie ihrem Wesen nach nur unvollständig sein kann, so können die Entwicklungsgesetze nur abgesehen von der Geschichte oder gar nicht zu Tage treten. Diese Einsicht führt auf die Frage, wie es möglich wäre, Entwicklungsgesetze der Wirthschaft ohne eine Wirthschaftsgeschichte zu ergründen.

Man studirt die Entwicklung nicht, um zu wissen, wie die Gegenwart geworden ist, denn diese Erkenntnis wäre kaum eine nützliche zu nennen, sondern um aus der Art und Weise, in der sie geworden ist, auf Das, was sie ist, zu schliessen. Das Ziel der historischen Methode, die Erkenntnis von Entwicklungsgesetzen, ist aber auf historischem Wege nicht zu erlangen. Das Studium der thatsächlichen Evolution, wie sie im Nacheinander zum Ausdruck gelangt, stösst auf unüberwindliche Schwierigkeiten, zumal die Thatsachen der Vergangenheit nur Trümmer in unsere Gegenwart ragen lassen, die Beobachtung

der Vergangenheit aber eine ökonomistisch unentwickelte ist. So entrollt uns denn die Geschichte die Reihe der Entwicklungsformen, welche das Leben durchlaufen hat, nur in dürftiger Weise. Sie bietet der Theorie keinen genügenden Boden, um auf ihr zu fussen. Daher ist es denn auch gekommen, dass die Wissenschaft den Schritt in das Dunkel der Vergangenheit nicht vollenden konnte und sich wieder darauf verlegt hat, der Probleme, die ihr gegeben sind, auf rationalistische Weise Herr zu werden. Wir müssten darauf verzichten, Entwicklungsgesetze der Wirthschaft je kennen zu lernen, böte sich uns nicht eine andere Methode dar, welche die Versprechungen der historischen zu halten vermag. Es ist dies ein Weg, den auch die Naturwissenschaften aus ähnlichen Gründen eingeschlagen haben, nämlich das Studium der gegenwärtigen Entwicklungsleiter, das Studium der Entwicklungsformen in ihrem Nebeneinander.

Um die verschiedenen geschichtlichen Arten und Formen der Wirthschaft kennen zu lernen, hat man nicht nöthig, in die Tiefen der Vergangenheit zu tauchen; sie leben nahezu vollständig auch gegenwärtig nebeneinander auf dem Erdball; sie weisen zugleich den Vortheil auf der sachkundigen und unmittelbaren Beobachtung freizustehen und denjenigen der Vergangenheit analog zu sein; in der Cultur zurückgebliebene Völker stehen auf Stufen, auf welchen sich unsere Vorfahren einst befunden haben müssen. Was wir nebeneinander sehen, kann uns Das, was wir nicht nacheinander beobachten können, ersetzen. Das einzige Mittel, das unter solchen Umständen die Absicht einer evolutionistischen Wirthschaftsbetrachtung verwirklichen könnte, wäre in einer vergleichenden Wirthschaftskunde, in einer anthropologischen Oekonomik gegeben, welche sich auf Grund einer zoologischen zu entwickeln hätte. Solches Studium ergäbe, bei den Elementen beginnend und bei den höchsten Formen endigend, ein Abbild der historischen Evolution und vermöchte uns diese, die für uns nicht reconstruirbar ist, vorstellig zu machen. Die historische Evolution ist nicht reconstruirbar, weil wir, sofern wir von einem engeren Gesichtspunkte als dem der Zweckmässigkeit ausgehen, zu keinem wie immer gearteten Verständnisse der Entwicklung gelangen und uns, abgesehen von der Zweckmässigkeit, die wesentlichen Zusammenhänge dunkel bleiben. Gehen wir dagegen vom Gesichtspunkte der Zweckmässigkeit aus, so wird das Gebiet der Beobachtung ein so weites, dass es kaum zu bemeistern ist. Die Wirthschaftsgeschichte ist dann Geschichte des Wissens, des Capitals, der Cultur, der Regierungsformen, Rechtsformen, Religionen, Moral, der Erfindungen, der Gesellschaft und der Association, wobei immer dargelegt werden muss, wie der Fortschritt auf einem Gebiete auf das andere wirkt.

Dem evolutionistischen, dem vergleichenden Studium, das die gegenwärtigen Phänomene ins Auge fasst, sind dagegen alle diese Erscheinungen und Erscheinungsverkettungen unmittelbar zugänglich.

Die historische Methode empfiehlt die Deutung eines Gegebenen der Gegenwart durch ein nicht Gegebenes der Vergangenheit, die evolutionistische empfiehlt die Deutung des Gegebenen durch sich selbst. Es kann dem Oekonomisten freilich nur nützlich sein, wenn er, in der Absicht, nach Gesetzen des Wirthschaftslebens zu suchen, die Fülle der Erfahrung vor sich ausbreitet. Dies vermag aber die Geschichte nicht zu leisten. Ueberdies ist, was sie bietet, nur ein Mittelbares, und der Oekonomist, der auf ihren Spuren wandelt, läuft immer Gefahr, die Meinungen über wirthschaftliche Erscheinungen mit den wirthschaftlichen Erscheinungen selbst zu verwechseln. Er muss auch entweder dem Historiker Glauben schenken, bei dem er kein vollständiges wirthschaftliches Verständnis der Erscheinungen voraussetzen kann, oder er ist genöthigt, selbst zum Historiker zu werden. Wird er dies, so gibt er die Oekonomik auf. Gibt er sie auf, so beweist er, dass der von ihm betretene Weg ihn nicht zur Erreichung ökonomistischer Ziele führen kann. Denn die Oekonomik ist nie und nimmer dadurch zu errichten, dass man sie aufgibt, dadurch zu kräftigen, dass man sich von ihr abwendet. Tritt der Forscher hingegen dem Weltbilde näher, das Abbild zur Seite lassend, das eine ökonomistisch nicht geschulte Beobachtung geschaffen, so ist er in der Lage, die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens unentwegt im Auge zu behalten und durch die Entwicklung der Erwägungen über die Wirthschaft, in seinem Urtheile über die Entwicklung der Wirthschaft selbst nicht getrübt zu werden.

Das ursprüngliche und eigentliche Streben des Denkens, von der Wirkung auf die Ursache zurückzugehen, ist überdies evolutionistisch und historisch zu gleicher Zeit: evolutionistisch, weil in jeder Entwicklung eine Veränderung gelegen ist und damit auch ein Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, welcher alle Entwicklung erst verständlich macht; historisch, weil es sich bei jedem Zurückgehen auf die Ursachen einer Erscheinung um etwas zeitlich Zurückliegendes handelt. Die evolutionistische Methode ist somit historisch, sofern sie Pragmatisches, Thatsächliches zum Gegenstande hat, sie ist dagegen weit davon entfernt, mit der historischen identisch zu sein, zumal sie nicht das von der Vergangenheit, sondern nur das von der Gegenwart Gegebene berücksichtigt; man könnte sie daher auch im Gegensatz zur historischen die actualistische Methode nennen. Erst durch sie, nicht aber durch die historische Methode wird das ökonomistische

Denken fähig, eine wahre Wissenschaft hervorzubringen; denn ihr, nicht aber der historischen Methode ist es möglich, ganze Arten von Wirkungen mit Arten von Ursachen zu verknüpfen und so Gesetze festzustellen.

Die evolutionistische Methode empfiehlt sich auch als ältere und reinere Form der historischen; eben darum ist es nothwendig, sie richtig zu verstehen, richtiger. als die historische Methode, richtiger sogar, als sie sich in ihrem ersten Auftreten selbst verstanden hat, und den gesunden Kern des Gedankens aus der zufälligen und mangelhaften Form, in welcher er in seiner ersten Daseinsperiode geäussert worden ist, aus der Verzerrung, Verengung, Vereinseitigung, Verkümmerung und Uebertreibung, der er anheimgefallen, zu lösen. Hierzu ist unsere Zeit, die unter dem Zeichen des Evolutionismus steht und von dem Geiste Darwins beeinflusst ist, besonders geeignet. Der Evolutionismus ist aber nicht mit dem Darwinismus zu identificiren. Die wesentlichsten Vorstellungen Darwins sind bekanntlich schon in Empedokles gegeben. Nach diesem sind die Elemente durch Liebe in eine einheitliche Welt vereinigt, welche durch trennenden Hass der Mannigfaltigkeit theilhaft wird; nach ihm entwickelt sich die organische Welt, bildet sich in derselben das Vollkommenere aus dem Unvollkommenen hervor; regellose Formen erhalten sich nicht; ihnen wird erst durch die Ausscheidung des Unvollkommenen zweckmässige Beschaffenheit. Hier sieht man den ganzen Gedankengang Darwins gewissermassen vorgebildet; der Darwinismus selbst ist solcher Art ein Beweis für seine Richtigkeit; denn er zeigt, dass ein trefflicher Gedanke fortlebt und sich zu immer grösserer Klarheit, zu immer grösserer Vollkommenheit ausbildet, indem er immer neuer Durcharbeitung von seiner tiefsten Tiefe bis zu seiner höchsten Höhe theilhaft wird. Die Oekonomik hat dem Gedanken, dem Darwin gehuldigt hat, ihrerseits Genüge zu leisten, ohne dem Namen dieses Forschers sklavisch unterthan zu werden. Vermag sie der Pflicht, welche die Zeit ihr auferlegt, zu entsprechen, so wird es früher oder später allen Fachleuten klar sein, dass die evolutionistische Methode mehr zu bieten im Stande ist als die historische. Mittels der evolutionistischen Methode ist es nämlich möglich, die unterschiedlichen Wirthschaftsweisen bis in ihre primitivsten Formen zu verfolgen, möglich, eine die Gesammtwelt der wirthschaftlichen Erscheinungen umfassende Phänomenologie der Wirthschaft zu gewinnen, möglich, jener ansteigenden Entwicklungsreihe habhaft zu werden, welche die Geschichte sucht, aber nicht zu finden weiss, möglich somit, alle Thatsachen der Erfahrung zu sammeln, die zum Aufbau einer allseitig befriedigenden

Theorie der Oekonomik nothwendig wären. Ist die evolutionistische Methode ihrer Aufgabe nachgekommen — hat sie vor dem ökonomistischen Bewusstsein die Erfahrungswelt ausgebreitet, so ist dieses erst in die Lage versetzt, aus der Entwicklung der Wirthschaft die Entwicklungsgesetze derselben zu gewinnen: aus den Entwicklungsgesetzen könnten dann die Gesetze der Wirthschaft und schliesslich auch die Einheit dieser Gesetze erfasst werden. Es wäre demgemäss zuerst das Wesen der Wirthschaft genau zu erkennen, dann die Entwicklung der Wirthschaft zu entrollen, schliesslich wären die Gesetze der Wirthschaft aus dem Flusse der Entwicklung zu heben: zunächst die Gesetze des Dauernden in der Entwicklung, dann die Gesetze des sich Verwandelnden, schliesslich die Gesetze, nach welchen das Dauernde sich verwandelt.

Je mehr die Behandlung der Oekonomik aufhört, eine lediglich historische zu sein, je mehr sie eine evolutionistische wird, desto mehr schwindet der Gegensatz zwischen dem Rationellen und Empiristischen: der Empirismus allein wird leicht ein blosses Schauen, der Rationalismus allein leicht ein blosses Denken: die evolutionistische Oekonomik dagegen ist rationalistisch und empirisch zu gleicher Zeit. Wird an die Stelle der Geschichte die Entwicklung gesetzt, so tritt an die Stelle einer Philosophie der Geschichte und auch an die Stelle einer Philosophie der Wirthschaftsgeschichte, welche uns vom Historismus in eine allerdings entfernte Aussicht gestellt wird, eine wissenschaftliche Naturerkenntnis. Geschieht dies, so ist das Postulat der historischen Schule in Betreff einer Philosophie der Wirthschaftsgeschichte in allerdings veränderter Form der Verwirklichung entgegengeführt. Denn der Begriff der Entwicklung leistet nach jeder Richtung hin Genüge. Die Entwicklungstheorie ist ja nicht nur Theorie, also in gewissem Sinne noch Philosophie, sondern auch Entwicklung, also in gewissem Sinne auch Geschichte. Gesetze und zwar Entwicklungsgesetze sind der Zweck der evolutionistischen Methode. Sie sucht, eingedenk des grossen Wortes: natura non facit saltus, das wirthschaftliche Leben zunächst dort, wo es noch einfach ist, wo die naturgesetzlichen Zusammenhänge noch primitiv sind. Aber sie vermag von hier aus weiter zu schreiten, von Stufe zu Stufe zu steigen, bis sie der höchsten Gestaltungen inne wird und ihnen ein reifes Verständnis entgegenbringt. Um im weitesten Sinne des Wortes das Verhalten alles Lebendigen zu den Mitteln seiner Zwecke festzustellen, hätte sie darzulegen, in welcher Art sich die ansteigende Reihe der Thiere bezüglich ihres Zwecklebens bethätigt. Sie hätte demgemäss das Leben der Zelle bis zum Ei zu verfolgen, die Elemente der organischen

Wirthschaft in ihren wirthschaftlichen Beziehungen klarzustellen und ins Auge zu fassen, wie sich die Wirthschaft in der Projection der Organe entwickelt. Auf die menschliche Wirthschaft übergehend, hätte sie sich den Culturfortschritt als einen Zug von Menschen zu denken, welche eine Treppe emporwandeln. Wenn einzelne Völker auch an der Spitze der Civilisation einherschreiten, so gibt es dafür doch auch noch andere, die der Reihe nach an sich alle Grade der Entwicklung und somit jene Lebensformen, die von den reifsten bereits überwunden sind, aufweisen. Die evolutionistische Methode hätte die verschiedenen Culturstufen der menschlichen Entwicklung, welche ihr die Völkerkunde vermittelt, zu verfolgen und in Erwägung zu ziehen, wie Völker mit geringerer wirthschaftlicher Energie, sofern sie in einen Wirthschaftskampf mit höher stehenden Nationen gerathen, rettungslos dem Untergange anheimfallen. Sie hätte aber auch zu bedenken, dass die Entwicklung sich durch zweckmässige Vereinigungen und zweckmässige Trennungen bereits vorhandener Elemente vollzieht und die moderne Gesellschaft demgemäss in sich verschiedene Wirthschaftsformen fasst, welche einander begrenzen, ergänzen und doch gegenseitig bekämpfen müssen. Sie hätte schliesslich zu berücksichtigen, dass vermöge der Evolution die Wirthschaftsprincipien einer Stufe von einer höheren Stufe aus immer als schädlich und daher auch als unsittlich aufgefasst werden; dass somit Menschen, welche überhaupt in die Art der Vorfahren zurückschlagen, auch gemeiniglich deren Wirthschaftsformen bethätigen, und dass Das, was wir heute Verbrechen nennen, nichts als eine antiquirte Wirthschaftsform ist, welche wir nun nicht mehr anerkennen wollen, nicht mehr anerkennen können.

Die Anschauung, dass Gutes und Böses, Schmerz und Lust in letzter Linie doch nur dazu dienen, die Menschheit zu entwickeln, sie eine höhere Stufe empor zu führen, ist eine ungemein tröstliche und erhebende. Sie ist erquickend und kräftigend. Denn man gewahrt durch sie, dass die Menschheit, wie der Einzelne, durch das Schmerzliche gewinnt, dass sie aus Pein und Elend gestärkt hervorgeht. Durch Kampf und Drangsal bricht der Held sich Bahn: durch Wunden und Verzweiflung wird er geläutert; das Ringen mit dem Schicksal macht ihn gewaltig. Wegen der Einheit in der Mannigfaltigkeit, welche das die Natur beherrschende Princip ist, kann in der Entwicklung und Entstehung der Nationen nicht ein Gesetz zur Geltung gelangen, das nicht auch das Leben des Einzelnen bestimmte. Das Epos, in welchem die Völker um ihre Existenz, um ihr Glück ringen, ist die Geschichte. Man hat gewähnt, sie in der Vergangenheit zu finden; sie liegt aber in vollständiger Weise vor uns ausgebreitet. Nicht aus den Resten

verklungener Tage, sondern aus dem offen liegenden Buche der Natur- und Völkerkunde ist die Entwicklung abzulesen. Wer das vor Augen Stehende solcher Art beschreibt, der erzählt, ohne es zu wollen: er schildert die Entwicklung und entrollt dabei die Geschichte. Solche Beschreibung geht von andern Grundsätzen aus als die Historie. Denn nicht die kennzeichnenden Thatsachen als solche sucht die vergleichende Wirthschaftskunde vorzuführen, sondern sie sucht die Thatsachen zu kennzeichnen und hierdurch das Verständnis der Entwicklung anzubahnen.

Der Werth solcher Untersuchungen liegt nicht etwa zumeist darin, dass Thatsachen in Erfahrung gebracht, gesammelt und geordnet werden, sondern vielmehr in ihrer Beziehung zu dem Leben des Volkes. Das Urtheil des Oekonomisten wird, sofern er die evolutionistische Methode verfolgt, nicht durch das Forschen in der Vergangenheit für die Forderungen der Gegenwart getrübt, nicht durch das Haschen nach dem Schimmer des historisch Wahren vom unmittelbar Wahrzunehmenden abgelenkt. Es wird vielmehr reiner und schärfer, sofern er auf Grund einer vergleichenden Wirthschaftskunde gelernt hat, den grossen Zug zu erfassen, welcher das gesammte Zweckleben durchwaltet, wenn er gelernt hat, in welcher Art sich die zweckmässige Thätigkeit der Zelle mit den höchsten Formen des socialen Rechts verknüpft, wenn die Einheit in der Mannigfaltigkeit aller finalen Erscheinungen sich seinen Blicken enthüllt hat. Wir gelangen, abgesehen von der Thätigkeit des Auges, zur Erkenntnis unserer körperlichen Formen, indem wir uns berühren. Legen wir beispielsweise die Hand auf das Knie, so fühlen wir ein Knie in der Hand, auf dem Knie eine Hand. Dadurch, dass beide Empfindungen zusammenfallen und auf denselben Ort localisirt werden, gelangen wir zu der Erkenntnis, dass es unsere eigene Hand ist, welche das Knie berührt, dass es unser eigenes Knie ist, das wir erfasst haben. Solches Zusammenfallen findet nur bei der Berührung unseres Körpers durch uns selbst statt und vermittelt uns die Vorstellung des eigenen Ich. Aehnliche Eigenart bekundet die ökonomische Erscheinung. Sie ist für unsere Sinnlichkeit eine Erscheinung, und wird in erster Linie als solche aufgefasst. Aber sie ist nicht nur eine Thatsache, sondern auch eine Sache der That. Ueberall gilt das Locke'sche Gesetz, dass nichts irgendwie im Bewusstsein ist, das nicht irgendwie in den Sinnen gewesen wäre. Auf dem Gebiete der Oekonomik gilt auch das Umgekehrte. Hier kann man sagen, es sei nichts in den Sinnen, das nicht irgendwie im Bewusstsein gewesen wäre. Alle wirthschaftlichen Erscheinungen sind demgemäss genetisch durch Zurückführung auf den

Willen zu erklären. Sie bestehen durchwegs aus Thaten und Handlungen, aus Setzungen von sinnfälligen Erscheinungen, sie lassen sich überall auf Bewusstseinszustände zurückführen; in allen zeigt sich unsere Spontaneität, die es ja mit Zwecken allein zu thun hat. Der Umstand, dass uns überall auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens nur Aeusserungen wirthschaftlicher Energie entgegentreten, würde das Gebiet des Wirthschaftlichen selbst allen Gesetzen entrücken, wenn nicht unsere wirthschaftliche Energie selbst Gesetzen unterläge. Nur dem Umstande, dass unser Wollen ausschliesslich auf Motive hin erfolgt, dass wir bei demselben immer Zweck und Mittel im Auge behalten, ist es zu verdanken, dass eine Oekonomik überhaupt möglich ist. Ohne Finalität ist daher auch eine Erkenntnis der Wirthschaftsentwicklung nicht möglich: ohne Erkenntnis der Wirthschaftsentwicklung ist aber eine Erkenntnis der wirthschaftlichen Entwicklungsgesetze undenkbar. So sehen wir denn, dass die Erkenntnis der wirthschaftlichen Entwicklungsgesetze durch den finalen Gesichtspunkt bedingt ist. Die Finalität birgt, wie wir wissen, die Causalität in sich. Schon gelegentlich unserer der Entwicklung des zweckmässigen Denkens gewidmeten Ausführungen haben wir hervorgehoben, dass sich die jeweilige Stufe desselben klar und scharf durch die Anzahl der Causalitätsschlüsse bestimmt, welche auf ihr möglich sind. Dasselbe Merkmal ist auch anzuwenden, wo es sich darum handelt, eine wirthschaftliche Entwicklungsstufe zu kennzeichnen. Darin nämlich besteht die wirthschaftliche Entwicklung, dass der Nexus, welcher zwischen Zweck und Mittel obwaltet, um so complicirter wird, je höher die Entwicklungsstufe ist. Es werden eben immer weitere Gegenstände der Erfahrung den Zwecken des Wirthschafters dienstbar gemacht, ihm immer mehr Mittel unterworfen.

Ist der Entwicklungsgang des Wirthschaftslebens erfasst, ist es klargestellt, welchen Weg einzelne Völker, welchen die gesammte Menschheit zurückgelegt hat, sind die Gesetze der wirthschaftlichen Entwicklung gefunden, so kennen wir auch die Grundlagen, auf welchen die jeweilige Cultur beruht: dieses Erkennen ermöglicht uns, die Stellung, die wir in der Entwicklung einnehmen, adäquat aufzufassen, und setzt uns in die Lage, den Obliegenheiten der Gegenwart nachzukommen. Sie zu leiten, ist Aufgabe des Staates, der das Heil der Gesammtheit, nicht aber das Interesse Einzelner zu wahren hat.

Während die evolutionistische Methode überall mehr zu leisten vermag als die historische und sich so als die im wahren Sinne höhere erweist, kann das, was sie nicht zu leisten vermag, auch von der historischen nicht geleistet werden. Der einen wie der andern ist es un-

möglich, mehr zu geben als Thatsachen, die Beherrschung derselben durch die Ordnung, die theoretische Durchleuchtung des gesammelten Thatsachenmaterials muss in dasselbe erst hineingetragen werden. Der einen wie der andern ist das bloss morphologische Betrachten der Dinge als Endzweck, nicht aber als Mittel behufs einer Theorie, unerspriesslich und hat lediglich den Werth eines Vorproductes. Wundt weist in seiner dem Entwicklungsgesetze gewidmeten Studie darauf hin, es sei aussichtslos, zu erwarten, dass es uns auf dem Gebiete des geistigen Lebens jemals gelingen werde, die Erscheinungen, welche die höhere Stufe darbietet, den Gesetzen vollständig unterzuordnen, denen das geistige Leben niederer folgt: dennoch bestehe zwischen beiden ein innerer Zusammenhang, der uns die Aufgabe stelle, die Gesetze der höheren Stufe in gewissem Sinne als die Entwicklungsproducte der niederern aufzufassen: alle geistigen Erscheinungen ständen im Flusse des geschichtlichen Werdens, bei dem das Vorangegangene zwar immer die Anlagen in sich enthalte, aus denen sich die für das folgende giltigen Gesetze entwickeln werden, wo aber diese Gesetze selbst aus jenen Anlagen niemals erschöpfend vorausbestimmt werden können. Darum könne im gegebenen Momente höchstens die allgemeine Richtung einer kommenden Entwicklung, nicht aber diese selbst vorausgesagt werden. Der Blick in die Zukunft, welchen uns die Überschau über die Entwicklung gewährt, reicht nicht weit: er lässt uns nur die nächste Phase ahnen. Diese Unsicherheit und Nebelhaftigkeit hat verschiedene Gründe. Wir sind nicht so weit, die Gegenwart vollständig zu begreifen, und können daher auch nicht wissen, was aus ihr hervorgehen mag, wir kennen somit die Ursache der Zukunft nicht vollkommen genau. Wir wären aber weiters auch dann, wenn wir eine vollkommene und genaue Kenntnis der Gegenwart hätten, nicht in der Lage, ohne Theorie in die Zukunft zu blicken, denn nur die Theorie sagt uns, wie die Erscheinungen wirken, nur sie gibt uns die Fähigkeit, von einer genau erfassten Erscheinung fort auf ihre Wirkung und somit auf die Zukunft zu schliessen. Weder die Entwicklung der Wirthschaftslehre noch die Entwicklung der Wirthschaft selbst bildet einen Ablauf von Erscheinungen, bei denen, ähnlich wie in der Mechanik, die Ursache gänzlich in die Wirkung einginge. Wäre dies möglich, so wäre es wohl denkbar, dass die Erscheinungen der Zukunft schon jetzt ausgerechnet würden. Allein der Beitrag, welchen eine hervorragende Individualität als zufälliges Moment mit in die Kette der Causalverknüpfungen wirft, lässt sich nicht als möglich voraussehen und verschleiert das Kommende unserem Auge. Die evolutionistische Methode befähigt die Theorie daher wohl zur Aufstel-

lung von Gesetzen der Entwicklung; sie kann uns wohl sagen, nach welchen Gesetzen sich die Zukunft bilden wird, aber sie wird uns die Gestalt derselben nicht verrathen können. Auch jene Art der Causalgesetze, welche wir Entwicklungsgesetze genannt haben, enthüllt uns nur die nothwendigen Zusammenhänge der Erscheinungen, sofern sie sich genau so wiederholen, wie sie beobachtet worden. Kann dies geschehen? Gewiss nicht völlig. Die Umstände, deren Gesetze wir festgestellt haben, werden in der Zukunft in veränderter Gestalt auf die Bühne treten; sie werden demgemäss auch veränderte Wirkungen nach sich ziehen. Mittels der Causalgesetze, die aus dem Wesentlichen kommen und auf das Wesentliche gehen, können wir folgerichtig nicht mehr voraussehen als das Wesentliche.

Bis zu welcher Höhe der Entwicklung die Wirthschaft es bringen, und welche Factoren ihr Stillstand gebieten werden, vermag daher gegenwärtig Keiner auszurechnen. Es scheint uns, dass diese Höhe eine unendliche wäre, weil jeder Punkt in ihr durch einen höheren überboten werden könnte. Dieser Schein beruht offenbar nur darauf, dass das Wesen der Entwicklung nicht nur, sondern auch die thatsächliche Entwicklung noch nicht richtig aufgefasst worden. Geschähe dies, so würde es uns klar werden, dass die Entwicklung nicht ins Ungemessene führen kann. Auch das Kind wähnt wohl, es werde immer wachsen. Dem reifen Manne dagegen ist es bewusst, dass der Tod ihn erwartet. Des entgegengesetzten, aber darum nicht geringeren Irrthums macht sich Hartmann schuldig. Er fasst die Entwicklung derartig auf, dass keine der möglichen Gestalten gänzlich des positiven Werthes entbehre, und dieser Werth bei jeder mit Ausnahme der letzten und höchsten nur ein relativer sei. Die letzte Stufe ist aber wie jede andere eine alles Vorige umfassende. Ist sie in Folge dessen eine von jeder Einseitigkeit und Unzulänglichkeit freie, so ist es gewiss, dass jede andere frühere die gleiche Beschaffenheit an sich tragen müsse. Die letzte Stufe ist genau so wenig eine abschliessende wie irgend eine frühere, sie erscheint nur so, weil der Intellect unserer Tage die Widersprüche im Modernen erst erfassen wird, wenn beide auf die höhere Entwicklungsstufe gelangt sein werden. Vor solcher Selbstbespiegelung, wie sie auch Hegel eigen war, der nicht übel Lust zeigte, sich als den Endzweck der Schöpfung zu betrachten, hat sich Nietzsche nicht zu bewahren gewusst; aber der Oekonomist, der über derartige Kindlichkeiten der Philosophie hinaus sein muss, hat sich von jeder unwissenschaftlichen Auffassung frei zu halten. Die Grundfrage, welche dem zeitgenössischen Pessimismus entgegenzuhalten wäre, lautet demnach

nicht, ob wir die Entwicklung abschliessen. Denn wir schliessen sie ab; allein nur für uns; wir schliessen sie nicht ab für Diejenigen, die nach uns kommen. Die Grundfrage lautet vielmehr: Vermehren sich die Uebel der Welt mit der Entwicklung, oder vermindern sie sich im Verhältnis zu derselben? Die Antwort auf diese Frage lässt sich unschwer geben. Gerade ob seiner Mängel, Fehler und Gebrechen wird das wirthschaftliche Leben allmählig vollkommener; es entwickelt sich daher durch die Uebel, die ihm jederzeit anhaften, zu Besserem. Das Gute ist daher die Richtung, nach welcher hin die Entwicklung strebt. Es ist in jedem Augenblicke der nächst höhere Punkt der Entwicklung, der selbst wieder durch seine Unzulänglichkeit auf den höheren hinweist. Wer uns die Entwicklung der Wirthschaft vorführen wollte, der hätte nicht historische Quellen zu erforschen, nicht eine äussere und innere Kritik dieser Quellen vorzunehmen; er hätte überhaupt nicht Wirthschaftsgeschichte zu schreiben, er hätte uns vielmehr nur die Thatsachen der Entwicklung vorzuführen. In der Geschichte hat jede Erzählung bis ins Detail richtig zu sein; dies ist eine Forderung, die sich nur schwer erfüllen lässt; sie ist vielleicht nie in Wirklichkeit erfüllt worden. Eine Darstellung der Entwicklung geht nur auf das Wesentliche aus. Sie vernachlässigt das Detail. Wenn sie demnach auch nur im Wesentlichen richtig ist, kann sie den Anspruch erheben, vollkommen adäquat zu sein. Eine weitere Erleichterung liegt darin, dass der Autor eines evolutionistischen Werkes nicht selbst die Farben für seine Gemälde zu reiben braucht; er kann mit jenen malen, welche die verschiedenen Wissenschaften ihm zur Verfügung stellen. Es ist nicht seine Obliegenheit, Alles zu verificiren; denn wozu wären die Wissenschaften vorhanden, wenn sie Dem nicht Material beitrügen, der es verwenden will und dessen geistige Kraft genugsam in Anspruch genommen ist, wenn er den Baustoff, den er sich nicht selbst verschafft, benützt. Wir haben in unserer Wissenschaft noch sehr wenig; wir dürfen daher nicht so unbescheiden sein, von Demjenigen, der Bedeutendes unternimmt, gleich Alles zu verlangen.

Auch trotz solcher Erleichterungen wäre die Arbeit Desjenigen, der uns die Entwicklung der Wirthschaft vorführen wollte, eine noch überaus schwere. Denn er hätte uns den grossen Zug der Entwicklung darzulegen, er hätte ins Licht zu setzen, dass unter Wirthschaft zweckmässige Thätigkeit zu verstehen sei; davon hätte er auszugehen. Des Weiteren hätte er uns die zweckmässige Thätigkeit der Zelle zu zeigen und uns auszuführen, wie schon in dieser sich das Princip der Arbeitstheilung bethätigt. Dann hätte er auf die Vereinigung von Zellen überzugehen und darzuthun,

wie sich in den Organismen das Princip der Arbeitstheilung in gesteigerter Art wirksam erweist. Zu diesem Zwecke hätte er uns erst die Wirthschaft der Pflanzen, dann die der Thiere zu schildern, bei welchen als weitere Consequenz der Arbeitstheilung bereits Tauschphänomene auftreten. Bei den organischen Wesen, den Lebewesen, hätte er darauf Bedacht zu nehmen, dass die eine Wirthschaftsarbeit innerhalb des Organismus stattfindet, die andere dagegen ausserhalb des Körpers in Thätigkeiten desselben ersichtlich wird, welche die Zufuhr von Mitteln zu den Zwecken des Organismus beabsichtigen. In solcher Art hätte er uns den Haushalt alles Lebendigen, wie er immer complicirter wird und sich immer mehr entfaltet, vorzuführen, immer aber im Auge zu behalten, dass in diesem Haushalte fortwährend Mittel erworben, in einen gewissen zweckmässigen Zustand versetzt, also bearbeitet und erzeugt und schliesslich zur Verwirklichung der Zwecke verwendet werden. An diese grundlegenden Schilderungen hätte sich eine allgemeine Darstellung der menschlichen Wirthschaft zu schliessen und zwar vorerst eine Darstellung der Wirthschaft, wie sie dem vorhistorischen Menschen eigen gewesen sein mag, sodann eine Charakteristik der Wirthschaft, durch die sich der historische Mensch im Alterthume, im Mittelalter und in der Neuzeit kennzeichnet. Diese Wirthschaftsstufen hätte jener Autor uns aber nicht in historischer, sondern in ethnographischer Weise vorzuführen und sohin immer jene Völkerschaften zur Illustration heranzuziehen, welche sich gegenwärtig auf der prähistorischen, classischen, feudalen und modernen Stufe befinden. Auf dieser Basis erst wäre es möglich, die wirthschaftliche Entwicklung als ein Ganzes ins Auge zu fassen, die Gesetzmässigkeit der wirthschaftlichen Entwicklung klarzustellen und das Gesetz oder die Gesetze der wirthschaftlichen Entwicklung auszusprechen.

Eine Darstellung der wirthschaftlichen Entwicklung könnte immerhin von der Culturgeschichte unterschieden werden. Jene bezeichnet die Entwicklung der Mittel, diese die Entwicklung des Menschen durch die Mittel: jene die Entwicklung dessen, was den Menschen dienend umgibt, diese die Entwicklung des Umgebenen; jene die Entwicklung der Bedingungen, diese die Entwicklung der Consequenzen. Die Entwicklungsgeschichte der Wirthschaft ist also nur eine Entwicklung der Dinge für den Menschen, Culturgeschichte eine Entwicklung der Menschen durch die Dinge. Die eine führt uns nur ein Verhältnis vor, nämlich das zwischen der Natur und dem Menschen, sie weist nach, wie die Macht des Geistes über das Gegenständliche immer gewachsen ist, seine Lage sich verbessert hat; die Culturgeschichte verfolgt aber, wie sich die Menschen unter einander verhalten haben, wie der Eine

den Andern zu einem Mittel für seine Zwecke gemacht hat und die Macht über ihn gleichzeitig eine über die Dinge wurde, über die der andere gebot. Die Culturgeschichte zeigt uns das vorhandene Nebeneinander der wirthschaftlichen Entwicklungsthatsachen im Nacheinander; die Wirthschaftsentwicklung das Nacheinander der wirthschaftlichen Thatsachen im Nebeneinander.

Zehntes Capitel.

Das ökonomische Princip.

Viele Werke, welche der Darstellung wirthschaftlicher Erkenntnisse gewidmet sind, versprechen auf dem Titelblatt, die Principien ihrer Wissenschaft auseinanderzusetzen; andere verheissen in demselben Sinne Grundsätze der Oekonomik. Im Texte solcher Schriften findet man gemeiniglich, dass sie sich mit den Gesetzen der Oekonomik befassen, die Gesetze oft als Principien, die Principien als Gesetze bezeichnen. Dieser Umstand, der zu oft zu beobachten ist, als dass es nöthig wäre, ihn durch Literaturbelege zu erhärten, legt die Frage nahe, ob Principien, Grundsätze und Gesetze gleichbedeutende Grössen sind. Es ist dies eine Frage, die bisher einer verweilenden Betrachtung nicht gewürdigt worden ist. Sie ist um so bedeutungsvoller, als man gewöhnlich unter einem Principe ein überaus wichtiges Gedankengebilde versteht. Daher spricht denn der Eine von einem Principe des Egoismus, der Andere von einem Principe des Individualismus, des Collectivismus. Bei namhaften Autoren der deductiven Richtung findet sich ein Princip der Wirthschaftlichkeit, bei den Wortführern des gemässigten Empirismus das privatwirthschaftliche, caritative und gemeinwirthschaftliche Organisationsprincip der Wirthschaft. Es ist demgemäss Aufgabe der Methodologie, zu untersuchen, welches Substrat mit der Bezeichnung „Princip“ zu verbinden sei.

Diese Aufgabe ist eine gar missliche. Mill fordert für die Wissenschaft im Allgemeinen, dass die Erklärung zuletzt auf eine gewisse Anzahl nrsprünglicher, nicht weiter auflösbaren Gesetze führe, auf die eigentlichen Grundgesetze, welche das Minimum von Annahmen darstellen, „aus welchen, wenn sie einmal zugegeben sind, die ganze bestehende Ordnung der Natur hervorgehen würde“. (Log. III, 41.) Mill's Spuren folgend, weist Cairnes auf die Nothwendigkeit eines

ökonomischen Princips hin; er fordert (l. c. p. 82): „Some ultimate force, some paramount and allpervading principle, by intellectual deductions from which light may be let in among the confused and jerring elements of the world.“ Allein mit diesen Postulaten ist zwar gewünscht, dass das ökonomistische Denken sich bis zu einem Principe läutere, es ist aber nicht klar ausgesprcohen, was wir uns unter einem solchen vorzustellen hätten.

Alle, die in den Stollen der Wissenschaft schürfen, wollen die Gesetze, die Grundsätze und, womöglich, auch die Principien des Erkenntnisgebietes, denen sie ihre Bemühungen widmen, kennen. Nehmen wir an, wir wären im Besitze der ökonomischen Gesetze, dürfen wir uns bei denselben beruhigen? Halten wir in ihnen auch die Grundsätze und die Principien in der Hand? Man könnte uns entgegnen, wir wären noch weit davon entfernt, die Gesetze der Oekonomik zu kennen, wir würden wohl auch noch geraume Zeit in dieser Unkenntnis verharren, erst unsere späten Enkel würden hoffentlich über solche Einsichten verfügen; mögen sie sich daher fragen, ob sie noch weiter zu streben hätten; uns genüge es vorderhand, zu wissen, dass wir die Gesetze der Oekonomik zu erforschen haben. Das ist ein Einwand, dem eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Wenn wir aber auch zugeben, dass wir mit der Ergründung der ökonomischen Gesetze genug zu thun hätten, scheint es doch wichtig, zu untersuchen, ob wir, im Unklaren über die Gesetze der Wissenschaft, derzeit auch über die Grundsätze und Principien der Oekonomik nichts Sicheres aussagen könnten, ob die ökonomischen Massnahmen, für welche unsere Zeit eine so rege Neigung zeigt, nicht nur ohne Verständnis der ökonomischen Gesetze, sondern auch ohne klare Einsicht in die Grundsätze und Principien erfolgen, ob dieses socialwirthschaftliche Handeln, dessen Regsamkeit wir allerwärts beobachten können, mithin nicht nach Principien und Grundsätzen, sondern nach gewissen mehr oder weniger vagen Anschauungen erfolge.

Wir haben gelegentlich in unserer dem formalen Charakter der Gesetze gewidmeten Erörterung darauf hingewiesen, dass jedem Gesetze nur eine gewisse Sphäre eigen sei, innerhalb welcher es allgemeine Giltigkeit habe. Diese Giltigkeitssphäre ist es, die wir nun in Betracht ziehen. Sie kann, wie wir bereits wissen, grössere oder geringere Weite besitzen. Denken wir sie uns unendlich eingeengt, so gelangen wir zur Vorstellung von Causalverknüpfungen blosser Einzelthatsachen; der Gesetzescharakter geht auf diese Weise mit dem Charakter der Allgemeinheit verloren. Stellen wir uns die Geltungssphäre andererseits unendlich ausgedehnt vor, so hört sie auf, überhaupt als Sphäre

aufgefasst werden zu können, und der Gesetzescharakter verschwimmt in den Weiten der Unendlichkeit. Das Gedankengebilde hört dann auf, Gesetz zu sein, weil es überhaupt keine Geltungssphäre mehr hat, zumal ja der Begriff der Geltungssphäre durch den der mangelnden Begrenzung aufgehoben wäre. Der Umstand, dass eine allzu kleine oder allzu grosse Geltungssphäre den Charakter des Gesetzes aufhebt, bekundet, dass die grössere oder geringere Weite der Geltungssphäre keinen Einfluss auf den Gesetzescharakter selbst üben könne; ein Gesetz mit engerer Geltungssphäre wird genau mit demselben Rechte Gesetz genannt wie ein Gesetz mit einer weiteren Geltungssphäre. Dies gilt aber nur solange, als jene Begrenzung überhaupt vorhanden ist. Bei unendlicher Weite der Geltungssphäre ist aber nicht nur der Charakter des Gesetzes getilgt; die weiteste Erkenntnis wird auch nicht die Form eines Urtheils haben. sie wird nämlich nicht mit einem Prädicate begabt werden können, das nicht schon in ihr wäre, zumal alles im umfassenden Umkreis seiner Geltung Raum findet. Sie muss ihrem Wesen nach eine rein analytische sein, bei welcher das Subject das Prädicat vollkommen in sich enthält, das Subject mit dem Prädicate sich vollkommen deckt.

Das oberste Princip muss demgemäss die Form eines Begriffes aufweisen und im Stande sein, alle Gesetze in sich zusammenzufassen, alle Gesetze von sich ableiten zu lassen; es muss alles Besondere empfangen und erzeugen, aus allem Einzelnen gewonnen sein und in jedem Einzelnen seine Wirksamkeit bewähren. Es ist, da es sich auf der Gesammtheit der Thatsachen erhebt, nicht schlechthin voraussetzungslos; aber es ist nur Eines; daher kann seine Annahme als nothwendig erwiesen, in Wahrheit aber nicht weiter erklärt werden. Wohl aber muss es selbst ein mögliches Erklärungsprincip sein und die Einheit des Wesens in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bedeuten. Der Fülle der Modalitäten, in die es sich vermummt, steht die Einheitlichkeit seiner innersten Natur gegenüber. Alle Sätze, welche unter einander nothwendig durch das Verhältnis der Unter- oder Ueberordnung verbunden sind, erscheinen doch im Ganzen als coordinirt im Verhältnisse zur letzten Erkenntnis. Als solche deutet sie an, wo unsere Einsicht aufhört und unsere Unkenntnis anfängt. Vermöge dieser Doppelstellung ist sie zugleich Markstein zwischen Licht und Dunkelheit. Daher muss ihr Helle und Schatten in gleicher Weise eigen sein. Man muss zu einem solchen weitesten oder zum Mindesten weitest scheinenden Erkenntnisse durch logische Schlüsse mit Nothwendigkeit hingelangen; können aber da es am Rande unseres Erkenntnisfeldes steht, können wir es nicht wieder causal ver-

knüpfen, können wir es nicht weiter auf etwas Darüberstehendes zurückführen; wir können es daher nie vollständig verstehen. Dass wir durch Schliessen nach dem Causalitätsprincipe zu ihm gelangen, das ist seine Kraft; dass wir es aber weiter nicht erklären können, bildet seinen axiomatischen Charakter und somit seine Schwäche. Seine Lichtseite ist, dass es nothwendig gedacht werden muss, seine Schattenseite, dass es selbst ein blosser Behelf ist, mit welchem wir irgendwie unsere Gedankenwelt abschliessen, um, des Lichtes froh, durch die Nothwendigkeit fortzudenken, nicht zu einem grausen Schritte ins Dunkel genöthigt zu werden. Diese letzte Erkenntnis allein ist es, welche des Namens „Princip" würdig ist. Princeps heisst ja der Oberste. Der Oberste ist, wenn man von unten zu rechnen beginnt, der Letzte: wenn man von oben zu rechnen beginnt, der Erste. Princeps ist der Fürst, der als solcher in seinem Bereich keinen Gleichartigen neben sich duldet.

Das Princip ist das Wunder des Alltäglichen. Was es bedeutet, können wir am eigenen Leibe wahrnehmen. Wir sind im Stande, unendlich mannigfaltige Bewegungen auszuführen. Dies geschieht nur durch Verkürzung der Muskeln. Entgegengesetztes, nämlich Beugung und Streckung der Gliedmassen, geht auf dasselbe Princip zurück, das in entgegengesetzter Weise ins Spiel tritt. Die Natur huldigt dem Grundsatze: principia praeter necessitatem non sunt multiplicanda. Dies ist auch ein Grundsatz, welchen die Wissenschaft verfolgt. Ihr wohnt das Streben inne, ihre Erfahrungen auf immer mehr Einzelheiten auszudehnen, über eine möglichst grosse Anzahl derselben zu verfügen, diese durch eine möglichst geringe Anzahl von Gesetzen zu beherrschen und die möglichst geringe Anzahl von Gesetzen durch ein einheitliches Princip dem Verständnisse nahe zu rücken. Durch neue Entdeckungen wächst auf dem Gebiete der Chemie die Zahl der Elemente; zugleich mehren sich die Anzeichen, dass sie alle auf ein Princip zu reduciren sind. Aber die Erfassung desselben steht noch in weiter Sicht. Es ist ein Ziel des Strebens, das noch weit von der gegenwärtigen Entwicklung der Wissenschaft entfernt ist. Gelänge es, die Oekonomik aus einem einfachen Principe, welches Alles zusammenfasst, zu erklären, so wäre ihr damit wohl ein bedeutsamer Dienst erwiesen. Er könnte in einwandfreier Form nur geleistet werden, sofern die Gesetze des Wirthschaftslebens vorhanden wären. Das oberste Princip des wirthschaftlichen Lebens auszusprechen, ist somit auch die höchste Schwierigkeit der Wirthschaftstheorie. Auf sie dürfen wir aber nicht verzichten. Denn nur durch wiederholte Versuche gelangen wir dahin, das unmöglich Scheinende zu leisten. Vieles wagen

wir nicht, weil es schwer ist, und es ist doch nur schwer, weil wir es nicht wagen.

Im Streben nach dem Principe drückt sich die der Natur des Geistes entsprechende Nothwendigkeit aus, den Process einer Sublimirung, welchem der von der Erfahrung gegebene Stoff unterzogen wird, immer weiter fortzusetzen. Aus der Erscheinung werden Begriffe, aus den Begriffen Urtheile, aus den Urtheilen Schlüsse, aus den Schlüssen Gesetze, das Wesentliche an den Gesetzen wird zu einem Principe zusammengefasst. Das Wesentliche an den Gesetzen kann aber nicht selbst Gesetz sein. Denn ein Gesetz ist allemal eine synthetische Verbindung causaler Natur; in jedem Gesetze drückt sich somit eine Zweiheit als einheitliche aus. Ist aber eine Einsicht in Wirklichkeit die oberste und als solche die weiteste und umfassendste, so kann sie nur Eine sein; denn, wären schliesslich zwei solche Erkenntnisse vorhanden, so wären sie nicht die letzten, es wäre nothwendig, das Verhältnis dieser beiden Erkenntnisse zu einander näher zu bestimmen, es würde sich dann ergeben, dass das eine irgendwie Subject, beziehungsweise Prädicat des andern sein kann; wollte man demgemäss zwei letzte Begriffe aufstellen, so wäre dies eine condradictio in adjecto. Wenn von zwei solchen Principien die Rede ist, sind dieselben entweder so geordnet, dass das eine das vorletzte, das andere in der That das letzte ist, oder dass beide nur auf ein höheres hinweisen, das beide in sich fasst. Wer auf eine Zweiheit von Principien gelangt, ist das Opfer einer geistigen Spiegelung: einander gegenüber aufgestellt, zeigen sie, gleich Spiegeln, eine Fülle der Gesichte, blickt man aber auf das wirkliche Object, so gewahrt man, dass es nur Eines ist. Ist ausser dem Principe nichts vorhanden, verändert es sich aber doch zu einer Mannigfaltigkeit, so muss angenommen werden, dass die Möglichkeit der Veränderung in ihm liege. Diese Vorstellung tritt wohl mit den Normen unseres Denkens in Widerspruch. Denn die Annahme, dass sich irgend Etwas ohne zureichenden Grund von innen heraus verändere, widerstreitet dem Principe der Causalität, welches ein solches des Einwirkens, nicht aber ein solches des Herauswirkens ist. Ist dem so, dann vermag uns das Princip, von welchem wir nicht annehmen können, dass es sich selbst modificire und so die Fülle der Erscheinungen erzeuge, deren wunderbare Buntheit wir staunend zu ergründen suchen, als ein wesentlich einheitliches seine Mannigfaltigkeit nicht begreiflich zu machen. Diese Antinomie erfordert, dass wir das Verhältnis zwischen dem Principe und der Causalität näher ins Auge fassen.

Dieses Verhältnis ist durch eine einfache Formel gegeben. Die

Causalität ist ein Princip. Die letzte Erkenntnis, welche uns von der Theorie unserer Vernunft selbst zugemittelt wird, ist die Einsicht, dass keine Wirkung ohne Ursache möglich ist; die letzte Erkenntnis, welche uns die Theorie der Natur in den Schoss legt, ist das Princip der Kraft. Wir haben bereits betont, dass dem Principe der Causalität einerseits, dem Principe der Kraft andererseits nur eine scheinbare Zweiheit gegeben ist. Hier liegt uns nur ein Princip vor, das uns nur wegen seiner verschiedenen Herkunft in verschiedener Tracht entgegentritt. Kraft liegt im Wirken, das Wirken liegt in der Kraft. Wir wissen nichts von der Kraft, als dass sie wirkt, wir wissen nichts vom Wirken, als dass es schliesslich auf eine Kraft zurückzuführen sei. Was keine Kraft ist, wirkt nicht: was nicht wirkt, ist keine Kraft. So ist denn Kraft das verhüllte Subject, Wirken das verhüllte Prädicat aller möglichen Urtheile. Es ist daher ein anderes Princip als das der Causalität nicht vorhanden. Hiemit stimmt überein, dass wir genöthigt waren, die Entwicklung als causale Veränderung, das Entwicklungsgesetz als Causalgesetz aufzufassen. Dafür spricht weiters, dass wir die Causalität nicht weiter erklären können. Denn wollten wir sie erklären, so müssten wir sie auf Etwas, was sie nicht selbst ist, zurückführen; dann würde sich ergeben, dass die Voraussetzung ihrer selbst sie selbst ist. So sehen wir denn, dass das Princip der Causalität, das überallhin Licht verbreitet, selbst dunkel ist. Es ist mit dem blinden Fleck im Auge, in welchen der Sehnerv mündet, vergleichbar. Diese Merkmale sind typische. Im obersten Principe hört die Causalität auf. Denn was sollte auf dasselbe einwirken, da es doch zuletzt übrig ist. Die Causalität ist daher nur im Lichtkegel des Principes anwendbar, nicht auf dieses selbst: man kann mittels desselben erklären, man kann es aber nicht selbst erklären; es ist nicht auf ein höheres zurückzuführen, es ist zu ihm nur durch ein Niedereres zu gelangen.

Dieses Niederere ist des Gesetz. Durch die Erfassung dieser Inferiorität ist das Verständnis für den Unterschied zwischen dem Principe und dem Gesetze gegeben. Das Gesetz bildet die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, das Princip die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Gesetze. Sie sind daher nur Modalitäten des Principes. Demgemäss ist das Princip kein Gesetz, das Gesetz kein Princip. Ist aber das Princip nicht als Gesetz zu betrachten, so kann in ihm auch nicht ein die Gesetze beherrschendes Gesetz erblickt werden. Ein solches kann es nicht geben. Denn die Gesetze beziehen sich nur auf die Erscheinungen, die Gesetze aber als solche sind nicht Erscheinungen, sondern Verknüpfungen von solchen. So wenig das Auge sich sehen kann, so wenig kann es eine die Causalität beherr-

schende Causalität geben. Das Princip unterscheidet sich ferner dadurch vom Gesetze, dass es im Allgemeinsten, dass es universell herrscht; das Gesetz weist eine Sphäre auf, in der es unbestritten gilt, es ist generell. Gesetze, welchen eine grosse Sphäre eigen ist, nennt man wohl auch leitende Gesetze, doch auch diese sind mit den Principien nicht zu verwechseln. Sie gleichen nicht den Fürsten, sondern den Ministern. Jedem Specialgesetze kann ein Generalgesetz entgegentreten: eine Wirksamkeit nach einem Specialgesetze nämlich kann wohl durch die Wirksamkeit eines Generalgesetzes aufgehoben werden; aber auch das Entgegengesetzte ist der Fall. Dem Principe kann nichts entgegentreten. Sogar dasjenige, was ihm entgegengesetzt ist, muss dasselbe Wesen haben.

Der Inhalt des Denkens und Vorstellens wird in bestimmter Weise geordnet und verknüpft. Daher entsteht die Annahme, dass überall ein gesetzmässiger Zusammenhang vorhanden sein muss. Diese Voraussetzung kann nur aufgegeben werden, wenn man das Denken selbst aufgibt. Entstehen aber die Gesetze aus dem Gedanken, dass der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen eine gewisse Einheitlichkeit innewohne, so ist auch der Gedanke, dass die Gesetze durch ein Princip verknüpft sein müssen, ein berechtigter. Demgemäss liegt es in der Natur unseres Geistes, dass wir unsere Einsichten zu vereinfachen trachten, mehrere derselben auf eine mindere Anzahl zusammenziehen, damit ein möglichst grosser Complex von Erfahrungen mit einer möglichst geringen Menge von Begriffen beherrscht werde. Um zu dieser erwünschten Einheitlichkeit zu gelangen, müssen alle Eintheilungen durch Reductionen zusammengefasst werden: während das analytische Denken die Unterschiede am Gegebenen beachtet, hat das synthetische das Gemeinsame herauszuheben: wir gelangen so dazu, Specialgesetze Generalgesetzen unterzuordnen. Durch immer subtilere Reduction erheben wird uns: der Inhalt unserer Erkenntnis wird dann immer enger, der Umfang immer weiter. Wir steigen aber zu höherer Erkenntnis empor, um von jener in der Wirklichkeit herabzublicken. Jeder derartiger Aufstieg ist seiner Natur nach mangelhaft. Wir schleppen Missgriffe bis zur höchsten Höhe der Abstraction mit. Die Sublimirung gelingt nie vollkommen; immer bleibt ein Rest von Gedankenschlacke übrig. Die Läuterung der obersten Principien ist das Werk einer langsamen Entwicklung. An ihnen wird immer gearbeitet. Ihre Bedeutung liegt in dem Umstande, dass sie den Punkt bilden, auf welchem das Denken seinen Aufstieg aufgibt und sich wieder niederwendet. Es gibt nämlich nur insofern erste Principien, als es letzte Principien gibt; insofern sie letzte Principien sind, kann man

von ihnen deduciren; indem man an sie anknüpft und sie den Ausgangspunkt einer neuen Gedankenbewegung bilden, sind sie erste Principien.

Ein Princip, an welches angeknüpft wird und das als Ausgangspunkt einer deductiven Gedankenkette dient, wird Grundgesetz genannt. Diese Bezeichnung kommt dem allgemeinen Sprachgebrauche nach auch Gesetzen mit grosser Geltungssphäre zu, sofern man von ihnen ausgeht, um durch sie zum Principe zu gelangen, weil sich dieses auf ihnen erst erhebt. Fasst man eine Wissenschaft als eine rein deductive auf, so sind bei ihr die Grundgesetze gleichzeitig auch die obersten Gesetze. Diese Nomenclatur, welche ein und dasselbe mit verschiedenen Bezeichnungen belegt, ist, da sie zu Missverständnissen Anlass gibt, zu vermeiden. Demgemäss sind unter Grundgesetzen jene Einsichten zu verstehen, welche den Unterbau der Erkenntnis bilden, unter Principien dagegen jene, welche als Schlusssteine in die Wölbung der Gesetze gesenkt werden; Grundgesetze, welche ihrem Wesen nach als Basis eines Gedankengebäudes zu wirken haben, wären daher mit den Principien, die es zu krönen hätten, nicht zu verwechseln. Solange man Grundgesetze und Principien mit einander identificirt, müssen für beide auch die gleichen Normen giltig sein. Demgemäss wäre man berechtigt, es als methodologisch zu empfehlen, dass die Anschauungen auf einfache Grundgesetze zurückgeführt werden; einfache Grundgesetze sind besser als scharfsinnige; denn scharfsinnige sind immer etwas Zusammengesetztes, sie können zerlegt werden; sie können daher auch zerbröckeln, zerfallen; dann stürzt auch der Bau, der auf ihnen ruht, zusammen.

Von den Principien sind auch die Maximen zu unterscheiden. Schon das linguistische Moment legt uns nahe, dass wir es hier mit einem Gedankengebilde höherer Art zu thun haben. Die Maximen gleichen den Principien, sofern sie oberste Sätze sind. Sie gleichen den Grundgesetzen, sofern von ihnen ausgegangen wird. Allein, da das Princip die oberste Einsicht auf theoretischem Gebiete bedeutet und die Einheit der theoretischen Gesetze bildet, kann die Maxime nicht mit dem Principe identisch sein; sie hat demgemäss immer praktische Bedeutung. Man geht von Maximen nicht theoretisch aus, sondern, sofern man so handelt, wie sie vorschreiben. Praktische Rathschläge sind nun allerdings auch auf theoretischem Gebiete denkbar, sofern sie dem Forscher eine gewisse Richtung seiner Thätigkeit weisen. Methodologische Maximen wären demgemäss Rathschläge für den methodologischen Forscher, die Mannigfaltigkeit des Gegebenen von einem gewissen Gesichtspunkte aus zu betrachten, theoretische Maximen Rath-

schläge für den theoretischen Forscher, auf bestimmte Seiten der wirthschaftlichen Erscheinungen Acht zu haben, praktische Maximen Rathschläge hinsichtlich der Verwerthung der wirthschaftlichen Mittel. So sehen wir denn, dass der Maxime immer eine praktische Bedeutung innewohnt. Und daher unterscheidet Keynes auch (p. 65) vollkommen richtig zwischen dem laisser faire „considered as an assumption or basis of reasoning" und dem laisser faire „considered as a maxim or rate of conduct". Eine hervorragende Wichtigkeit gewinnen Maximen demgemäss auf ihrem eigentlichen Gebiete, dem praktischen Theil der Oekonomik. Wenn es nämlich möglich ist, ökonomische Normen aufzustellen, so implicirt dies auch die Möglichkeit einer ökonomischen Gesetzgebung, eines ökonomischen Rechtes. Dieses ist nach Maximen, welche aus den principiellen Sätzen der Theorie zu schöpfen sind, auszugestalten.

Das ökonomische Princip ist das Ideal des ökonomistischen Denkens, wie die Maxime das Ideal des ökonomistischen Handelns. Ein Ideal ist ein erstrebenswerthes Vollkommenes, dessen Geltung unabhängig ist von seiner Verwirklichung, es ist ein schlechthin Seinsollendes. Es liegt somit im Wesen des Ideals, dass man danach strebt, ohne es zu erreichen; es ist auch keineswegs da, damit man es erreiche, sondern nur dazu, dass man nach ihm strebe, wie der Polarstern dem Segler ein Leitstern, nach dem man sich zu richten hat, wenn es auch gewiss ist, dass man ihn nie mit Händen halten werde. Das Ideal ist somit ein Leitbild, ein Leitgedanke.

Das wahre Princip der Oekonomik wird demnach nie zu ergründen sein. Allein die Activität des Geistes sucht, durch diese Einsicht nicht abgeschreckt, was ihr fehlt, durch Surrogate zn ersetzen. Sie stellt Ideen auf, um in einer Zusammenfassung des für die Erfahrung gegebenen Mannigfaltigen die Einheit der Anschauung und des Denkens zu bethätigen. Kant nennt Principien der Vernunft zum Unterschiede von Principien des Verstandes solche, welche nicht existiren, aber dennoch auf Giltigkeit Anspruch machen, weil man die Welt der Erscheinungen so auffassen muss, als würden sie existiren. Diese Principien der Vernunft nennt er auch Ideen. Sie sind theoretische Götterbilder, die dorthin gestellt werden, wo der Gott selbst thronen sollte. Weil die Idee gemeiniglich in der Richtung liegt, in welcher das Leitbild winkt, kommt es zumeist vor, dass die erste das andere dem spähenden Auge verbirgt. Die Idee ist aber nie das Ideal selbst, sondern immer nur ein Idol. Die Ideen sind im Verhältnisse zum Principe gleichwerthig, sie sind, als Idole, coordinirt. Anders verhält es sich aber hinsichtlich ihrer gegenseitigen Beziehung.

Je adäquater eine Idee dem Ideale, dem Principe ist, desto mehr ist sie Princip im Verhältnisse zu den minder adäquaten Principien. Jene Idee die sich also am meisten dem Principe nähert, ist, solange keine andere zwischen sie und das Leitbild tritt, als Princip zu betrachten. Diese Darlegungen werden den Leser wohl darüber aufklären, welchen Sinn wir mit dem Worte Princip verbinden, wenn wir sagen, dass es im zweiten Bande dieses Werkes unsere Aufgabe sein wird, genauer die Gründe darzulegen, aus welchen die wirthschaftliche Energie als das Princip des wirthschaftlichen Lebens zu gelten hat. Sie wird ihn aber zugleich zum Studium der ökonomischen Ideen vorbereiten, welche wir nun ins Auge fassen wollen.

Elftes Capitel.

Die ökonomischen Ideen.

Wissenschaftliche Ergebnisse sind Erkenntnisse auf mannigfachen Stufen der Entwicklung; sie sind daher mehrdeutig und widerspruchsvoll. Demzufolge stellt sich denn auch die Nothwendigkeit ein, das Mannigfaltige durch ein Einheitliches zweckmässig zu durchleuchten. Sofern Erkenntnisse noch solcher Art mangelhaft und einer Einheit bedürftig sind, die sie nicht in sich tragen, können sie nicht als streng wissenschaftliche gelten; sie sind vielmehr in demselben Masse, in welchem sie Gegensätzlichkeiten in sich bergen, noch paralogistischer Natur; es ist aber ein Vorzug des Widerspruchsvollen, dass es den Wunsch nach Widerspruchlosem rege macht. Wir haben in den Ausführungen, welche der Entwicklung des wirthschaftlichen Denkens gewidmet waren, hervorgehoben, dass es immer das Streben des wissenschaftlichen Denkens ist, zu einer einheitlichen Anschauung durchzudringen. Dies wird durch die Ideen versucht. Sie verhalten sich zu den Principien so wie die Hypothesen zu den Gesetzen. Es sind vornehmlich vier Ideen, welche auf dem Gebiete des ökonomistischen Denkens Macht gewonnen haben. Versuchen wir es, jede derselben in einen knapp formulirten Lehrsatz zu bannen.

1. Die Gesellschaft ist eine Maschine oder etwas Maschinenähnliches; die wirthschaftlichen Erscheinungen vollziehen sich nach mechanischen Gesetzen, oder solchen, die denselben ähnlich sind.

2. Die Gesellschaft ist ein Organismus oder etwas dem Organismus Ähnliches; die wirthschaftlichen Erscheinungen vollziehen sich nach organischen Gesetzen, oder solchen, die denselben ähnlich sind.

3. Die Gesellschaft ist ein sittliches Gebilde; die wirthschaftlichen Erscheinungen vollziehen sich nach sittlichen Gesetzen oder sollen sich nach ihnen vollziehen.

4. Die Gesellschaft ist psychologisch zu erklären; die wirthschaftlichen Erscheinungen vollziehen sich nach psychologischen Gesetzen.

Um nicht im Laufe der Untersuchung den Inhalt dieser Lehrsätze wiederholen zu müssen, erlauben wir uns, die erste Idee die mechanoktetische, die zweite die bioktetische, die dritte die ethoktetische, die vierte die psychoktetische zu nennen. Diese Ideen haben sämmtlich das Eigenthümliche an sich, dass sie Principien anderer Wissenschaften zu solchen der Oekonomik machen, sie sind somit heteronome. Sie können schon aus diesem Grunde nicht als wirkliche Principien der Oekonomik betrachtet werden. Die alten Inder glaubten, dass die Erde einen Stützpunkt brauche; ihrer Anschauung nach ruhte die schwere Masse auf einem ungeheuren Elephanten; die Griechen stellten sich vor, dass die Erdkugel auf den Schultern des Atlas ruhe. In gleicher Weise wird nach einem Stützpunkte der Oekonomik gesucht; bald scheint demgemäss Physik, bald die Biologie, bald die Ethik, bald die Psychologie dazu geeignet — lauter Gedankenbilde mythischer Natur wie jener Elephant, wie dieser Atlas. In Wirklichkeit beruht die Oekonomik auf sich selbst; die ihr eigenthümliche Kraft, welche sie bildet, sie bewegt, sie durchwaltet, ist von aller Mittelbarkeit ausgeschlossen; die Oekonomik ist autonom. Die vier Ideen aber, welche wir nacheinander prüfen wollen, bezwecken eine Zusammenfassung des gegebenen Mannigfaltigen zur Einheit der Anschauung auf heteronome Art.

I. Die mechanoktetische Idee.

Die mechanoktetische Idee betrachtet die ökonomischen Erscheinungen als solche, die jenen der Mechanik analog sind. Es ist dies eine Anschauung, für die Manches spricht. Die Gesetze der Oekonomik sind nämlich Gesetze des Lebenden überhaupt; das Lebende ist das sich Bewegende schlechthin. Daher sind die Gesetze der Oekomik Gesetze des Lebenden, sofern es sich bewegt. Gesetee der Oekonomik sind somit Bewegungsgesetze. Demgemäss scheinen scheinen sie als solche, die den Gesetzen der Mechanik analoge wären. Allein dieser Schluss ist ein irriger. Denn die ökonomischen Gesetze sind nicht etwa mechanische schlechthin, zumal das mechanistische Moment im Oekonomischen ein finales ist; die ökonomische Bewegung ist eine zweckmässige. Zuckerkandl stellt die mechanoktetische Auf-

fassung der Oekonomik („Zur Theorie des Preises" p. 31) in meisterhafter Weise dar. Die Kaufkraft der Güter sei von einem Tage zum anderen verschieden. Sie sei die eigenartige Urform des Interesses, das die Menschen den Gütern entgegenbringen. Der Weg, den die Wissenschaft eingeschlagen, habe nicht damit begonnen, dass man die Beziehungen zwischen den Menschen und den Gütern untersucht hätte, um festzustellen, wie jeder Einzelne das Gut schätzt; man habe vielmehr sofort die quantitativen Austauschverhältnisse verstehen wollen, die materielle Wirkung, die Veränderung des Preises, auf die materielle Veränderung der Gütermengen zurückgeführt und die zeitliche Aufeinanderfolge für eine unmittelbare, ursächliche gehalten. dabei aber das Zwischenglied, den Menschen, den Wirthschafter, übersehen. Diese Lehren seien mechanische, weil sie aus Zuständen und Verschiedenheiten äusserer Factoren eine an sich rein subjective Erscheinung verständlich machen wollen.

Zuckerkandl hat das Wesen der mechanoktetischen Auffassung mit Schärfe gekennzeichnet. Allein auch die Frage, wie diese Auffassung möglich geworden, ist von Interesse. Sie ist von unserem Standpunkte aus leicht zu beantworten. Die Oekonomik hat sich, wie wir wissen, von der Philosophie abgelöst, um Wissenschaft zu werden. Dies geschah während einer Epoche, da die Philosophie selbst ein wesentlich mechanistisches Gepräge aufwies und der Dogmatismus die Welt der Erscheinungen zu erklären suchte, ohne in der Erkenntnistheorie auf das Subject und seinen Antheil an der Vorstellungsbildung genügende Rücksicht zu nehmen. Die dogmatische Philosophie stand unter cartesianischem Einflusse, als die Oekonomik sich von ihr abschnürte; es ist bemerkenswerth, dass die ersten Erscheinungsformen des ökonomistischen Bewusstseins den gleichen Charakter an sich trugen.

Als sich die Oekonomik von der mechanistischen Philosophie getrennt hatte und sich bestrebte, zur Wissenschaft zu werden, musste sie wohl nach anderen Wissenschaften auslugen, um sich nach deren Muster zu bilden. Als vollendetste trat ihr die Physik entgegen; sie war in auf jener Entwicklungsstufe im Wesentlichen Mechanik. Die entsprechende Geisteskraft blühte vornehmlich im Zeitalter Newton's. Von ihm zumal gehen die mechanistischen Einflüsse aus, die sich bis auf die Gegenwart erstrecken. Die Naturwissenschaft, die im vorigen Jahrhundert eine vorwiegend anorganische war, hat damals nicht weniger auf die Oekonomik eingewirkt, als in unseren Tagen. Die Wissenschaften verknüpft eine sicherlich gesetzlich wirkende Anziehungskraft, deren Natur noch wenig er-

örtert worden. Jene Heteronomie, welcher gemäss sich die Oekonomik der Mechanik nähert, führt zur mechanoktetischen Idee: die Heteronomie dagegen, welcher gemäss die Oekonomik sich den biologischen Naturwissenschaften nähert, zur bioktetischen Idee. Heteronomie aber ist, als Unselbstständigkeit, auf dem Gebiete der Wissenschaften nothwendig ein Zeichen von Schwäche infolge grosser Jugend oder ein Zeichen von Verfall infolge hohen Alters. Auf dem Gebiete der Oekonomik ist demgemäss die mechanoktetische Idee eine Kinderkrankheit, auf dem Gebiete der Philosophie ist die machanistische Idee greisenhafter Marasmus. Als solcher bemächtigt er sich des philosophischen Denkens nachdrücklich, nachdem dasselbe seine Rolle ausgespielt hatte. So sucht dann Comte mechanische Principien auf die Psychologie anzuwenden; im gleichen Sinne führt Herbart alle psychischen Vorgänge auf eine Mechanik der Vorstellungen zurück; ihm ist sogar die Willensentscheidung ein rein mechanisches Ergebnis aus den vorhandenen Begehrungen.

Es gehört zum Wesen der mechanistischen Weltanschauung, dass sie sich über das Element des Spontanen entweder hinwegsetzt oder es mittels elementarer Bewegungsvorgänge zu erklären sucht. Sie betrachtet unveränderliche Massen als das letzte Substrat der Körper, alle Zustände derselben als Bewegungszustände, alle Veränderungen als Stosswirkungen; ihr Ideal ist das anschauliche Begreifen der natürlichen Zusammenhänge nach geometrisch-mechanischer Nothwendigkeit; sie bemächtigt sich sogar des psychischen Lebens. Sie zeichnet sich durch die Klarheit aus, welche sie allen Verhältnissen der Wirklichkeit verleiht und durch die eröffnete Aussicht, eine erschöpfende Erfassung, aus einem einheitlichen Grunde, eine vollkommene Einsicht in alle Connexe zu gewähren (König, „Causalproblem“, I p. 27 und 90). — Aehnliche Züge weist auch die mechanoktetische Oekonomik auf. Sie ist rationalistisch; sie betrachtet die Nation als eine Menge von gleichartigen Wirthschaften, sie erklärt die Bewegung der Güter durch das Princip streng wirthschaftlichen Verhaltens. Hasbach („Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von Quesnay und A. Smith begründeten pol. Oekonomie“ 1890, p. 191) sagt daher trefflich: „Die Methode des Hobbes erhielt durch die cartesianische Psychologie ihre nothwendige Ergänzung; jetzt erst war sie vollendet. Ricardo handhabte sie später in so virtuoser Weise, dass sein Werk zu einer Mechanik des wirthschaftlichen Lebens wurde.“ Auf eben dieser mechanoktetischen Auffassung des Wirthschaftslebens beruht die manchesterliche Monroedoctrin, vermöge welcher der Staat, als ein Fremdes, sich in das wirthschaftliche Treiben nicht ein-

mischen sollte. Man kann nicht behaupten, das hierdurch die organische Natur des Volkslebens verkannt werde. Cartesius hat bekanntlich auch das Thier, dessen organische Natur ungleich selbstverständlicher ist als die des Volkes, als eine Maschine betrachtet. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn unter den Händen der mechanoktetischen Idee das Volk, die Gesellschaft zu einer ungeheuren Maschine wird, deren Gang nach trefflichen Gesetzen von der Vorsehung geregelt ist (Garnier, Traité d'Ec. p., p. 104, 269) und daher nicht gestört werden darf. Und wer könnte dies? Der Staat, die Gesammtheit, die Gesellschaft selbst ist es, welche aufgefordert wird, ihre Einflüsse auf sich selbst aufzugeben. Es ist, als wollte ein Astronom der Sonne rathen, sie möge sich jeder Beeinflussung der Planeten enthalten, damit diese in ihrer Bahn bleiben könnten.

Die mechanoktetische Idee ist gegenwärtig bereits verblasst. Schon Cairnes lehrt (Log. Meth. of pol. Ec. p. 37 ff.): „The political economist does not attempt to explain the physical laws on which the qualities of the soil depend; and no more does he undertake to analyse the nature of those feelings of self-interest in the minds of the landlord and tenant which regulate the terms of the bargain. He regards them both as facts not to be analysed and explained, but to be ascertained and taken account of it . . . the physical fact he hands over to the chimist or the physiologist; the mental to the psychological or the ethical scholar." Allein auf dem Gebiete der Wissenschaft ist eine gewisse Seelenwanderung zu bemerken. Ueberlebte Gedanken treten in neuen Incarnationen zu Tage. So hat denn auch die mechanoktetische Idee wieder Kraft gewonnen, seit Jevons (Theory of pol. Ec. Pref. VIII): das Dogma aussprach: „The Theory of Economy thus treated presents a close analogy to the science of Statical Mechanics, and the Laws of Exchange are found to resemble the Laws of Equilibrium of a lever as determined by the principle of virtual velocities." Derselbe Autor bezeichnet die ökonomistische Theorie sogar schlechthin als „the mechanics of utility and selfinterest" (l. c. p. 21); er und Briganti sehen in der Oekonomik eine Mechanik der Lust, des Hedonismus. Auch der scharfsinnige Pantaleoni wandelt in diesen Spuren. Er sagt (Econ. pur. p. 12): „Auch in der Mechanik handelt es sich darum, möglichst grose Ergebnisse von Energie, von Geschwindigkeit, von Widerstand mit den geringsten Kosten von Reibung, von Gewicht, von Volumen zu erlangen." Der genannte Forscher ist der Anschauung, dass die Oekonomik sich nach diesem Muster zu bilden habe. Allein diese moderneren Richtungen scheinen uns mehr beweisen zu wollen, als aus ihnen hervorgeht. Sie bekunden nur,

dass sich wirthschaftliche Erscheinungen in der Sprache der Mechanik ausdrücken lassen, aber sie gestalten uns nicht zur unauflöslichen Gedankenverbindung, dass diese Erscheinungen wirklich mechanische sind, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen, welche für die Sprache der Mechanik fassbar sind, Erscheinungen ihrer Art, dass sie nur durch die mechanoktetische Methode oder doch wenigstens durch sie am besten zu erfassen wären.

Wie eingewurzelt die mechanoktetische Idee ist, zeigt sich an dem Umstande, dass sie uns wiederholt auch in den Ausführungen des modernsten der ökonomistischen Methodologen, dass sie uns auch bei Keynes entgegentritt. Dieser sagt (a. a. O. p. 81): „Inasmuch as the production of material wealth is dependent largely upon physical conditions, it may be asked whether political economy does not partake to some extent of the nature of physical science.“ Keynes sagt: die Oekonomik sucht nicht die physikalischen Gesetze zu erklären, welche in der Landwirthschaft, im Bergbetrieb oder in den Manufacturen zur Anwendung kommen; dies sei die Function anderer Wissenschaften, der Mechanik, der Chemie, der Geologie, der Agronomie. Keynes fährt fort: „The only concern of political economy with these laws is that it assumes certain of them as premisses or data, and makes them the basis of its own reasonings, tracing the influence which they exert in moulding and modifying men's economic activities“ (p. 81). — The relation of political economy to the physical sciences is then simply this that it presupposes them; it is sometimes concerned with physical laws as premisses, but never as conclusions“ (p. 82). — Doch löst sich Keynes wieder von der Mechanoktetik los, indem er meint: „The differentia of economic laws, as contrasted with purely physical laws, consists in the fact, that the formed imply voluntary human action“ (p. 83). Dagegen weist Schönberg in seinem Handbuche (§ 13) mit Recht darauf hin, dass die Gesetze der Natur mit jenen der Oekonomik nicht indentificirt werden können, zumal die wirthschaftliche Thatsache nicht als eine der materiellen Welt gelten könne.

In sublimirten und daher weniger klar zu erfassenden Formen tritt die mechanoktetische Idee in Gestalt der reinen Oekonomik, der sociologischen andererseits zu Tage. In welcher Art die mechanoktetische Idee mit der reinen Oekonomik zusammenhängt, mag uns Lotze ersichtlich machen. Er sagt (Logik p. 585), die reine Mechanik sei eine apriorische Wissenschaft, viele ihrer Sätze mögen immerhin die Erfahrung erst angedeutet und das Suchen nach ihnen veranlasst haben; gefunden und in die genaue Gestalt eines Gesetzes seien sie alle ge-

bracht worden, nicht auf Zeugnis wiederholter Wahrnehmungen, sondern durch eine Gedankenarbeit, die in einem vorgestellten reinen Fall das Selbstverständliche sah und verwickelte Fälle auf einfache zurückzuführen Mittel fand. Man pflege dies so auszudrücken, dass die Mechanik eine vollständig demonstrative Wissenschaft sei, die aus selbstgemachten Voraussetzungen nothwendige Folgen mit vollkommener Schlusskraft entwickle. Dafür habe sie, der Erfahrung gegenüber, nur hypothetische Giltigkeit, unter der Voraussetzung nämlich, es gebe Wirklichkeiten, die sich genau den Begriffen subsumiren lassen, aus denen sie ihre Folgerung gezogen hatte. Lotze wendet dem gegenüber ein, die Mechanik sei nicht in einem nachsinnenden Bewusstsein, das vor aller Erfahrung mit Möglichkeiten gespielt hätte, sondern unter dem unablässigen Drucke der Erfahrung entstanden, die Erklärung verlangte. Das Bild, das Lotze hier von der reinen Mechanik entwirft, fällt im Wesentlichen mit dem der reinen Oekonomik zusammen. Hier wie dort der Apriorismus, hier wie dort das Ausgehen von einem vorgestellten reinen Fall, hier wie dort das Zurückführen des Mannigfaltigen auf ein Einfaches, hier wie dort das Streben, die Wissenschaft zu einer rein demonstrativen zu machen, die zugleich, der Erfahrung gegenüber, nur hypothetische Giltigkeit hätte. Hier wie dort gilt aber auch der Einwand, dass die Wissenschaft, möge hierbei nun an Mechanik oder an Oekonomik gedacht werden, nicht ein blosses des nach Spiel sinnenden Bewusstseins, sondern ein Ergebnis der Erfahrung wäre.

Eine weitere sublimirtere Form der mechanoktetischen Idee, die vornehmlich von Patten vertreten, von Comte aber begründet ist, liegt in einer Sonderung von Statik und Dynamik auf dem Gebiete der Gesellschaftslehre. Diese Trennung ist umso unmöglicher, als sie die Wechselwirkung zwischen Statik und Dynamik überhaupt verkennt. Alles Statische ist ein Dynamisches, alles Dynamische ein Statisches. Es wird daher auch nie möglich sein, statische Gesetze einerseits, dynamische Gesetze der Wirthschaft andererseits zu Tage zu fördern.

Eine Widerlegung der mechanoktetischen Idee ist nicht mehr actuell. Sie liegt, soweit sie überhaupt denkbar, bereits in den Ausführungen Zuckerkandl's vor. Es ist übrigens nicht gut möglich, sie in voller Schärfe zu führen, weil sie nicht als ausdrückliches Theorem, sondern nur als Factum vorliegt, somit aus der Behandlungsart der ökonomistischen Erscheinungen erst erschlossen werden muss. Es ist unseres Wissens nie einem Autor eingefallen, klar anzugeben, warum sich die Oekonomik eigentlich nach dem Ebenbilde der Mechanik gestalten sollte. Gründe, die nicht vorliegen, können auch nicht zerfasert

werden. Wir können daher nur bemerken, dass die mechanoktetische Idee falsch ist, weil sie ein heteronomes Princip aufstellt und sich kein Rechtstitel für sie namhaft machen lässt.

II. Die bioktetische Idee.

1. Die anthropomorphistische Wurzel der bioktetischen Idee.

Der mechanistischen Auffassung der Erscheinungen stellt sich in der Philosophie wie in der Oekonomik die teleologische entgegen. Diese liegt, wie bereits betont, vor, sofern die erkenntnis-theoretisch gegebenen Grenzen des Zweckbegriffes nicht festgehalten werden und der genannte Begriff ausserhalb der ihm gezogenen Schranken Anwendung findet. Die ursprüngliche Form solcher Paralogismen ist unter dem Namen des Anthropomorphismus bekannt. Unter diesem Ausdrucke versteht die Philosophie die Lehre, dass der Mensch seine Götter nach seinem Ebenbild schaffe. Dieser theologische Anthropomorphismus ist von Feuerbach genugsam gewürdigt worden. Es gibt aber auch einen theoretischen Antropomorphismus; der erste ist überhaupt nur eine Art des zweiten. Je primitiver das menschliche Denken, desto anthropomorphistischer ist es; allein auch auf der höchsten Entwicklungsstufe, welche das Denken erklommen, bethätigt sich der anthropomorphistische Urdrang, sobald der Intellect die ihm gezogenen Schranken zu überschreiten sucht. Denn der forschende Geist findet hinter der Anschauung nur sich selbst; er sucht das Räthselhafte zu begreifen, indem er es mit Eigenschaften der eigenen Natur bekleidet. So strebt der Mensch danach, den Menschen zu etwas einem Dinge Aehnlichen, das Ding zu einem Menschenähnlichen zu machen, ein eigenartiges Verlangen, das Hohe zu erniedrigen und das Niedrige zu erhöhen. Auf anthropomorphistischem Wege übt sich die mythenbildende Kraft, die in uns noch keineswegs so erstorben ist wie es scheinen mag, sie schafft Surrogate für die der Sachlage nach unmögliche Erkenntnis und wähnt oft, dass Verhältnisse existiren, während die Existenz selbst ein Verhältnis ist; sie lässt sich von äusserlicher Aehnlichkeit fortreissen und gestaltet aus ihr eine Wesenseinheit; aus dem Gleichnis bildet sie eine Gleichheit; jeweilig blickt ihr das eigene Bild aus dem Zauberspiegel der Natur entgegen. So tritt denn der Anthropomorphismus zu Tage, wo immer

die Phantasie über die Unterschiede zwischen Belebtem und Unbelebtem hinwegschwebt und dem lediglich Causalen Absichten unterschiebt, die jenen der Menschen nachgebildet sind. Wie unausrottbar solche Neigung in der menschlichen Natur wurzelt, hat sich drastisch während der französischen Revolution gezeigt, als die Göttin der Vernunft verehrt wurde. Das Erhabene wurde durch das Gemeine versinnlicht, in der Verlorenen das Verlorene angebetet.

Die moderne Anthropologie legt dar, dass die Verehrung der Verstorbenen als Keim religiöser Anschauungen zu betrachten ist; sie zeigt, wie es kommt, dass die Götter der Fidschi-Insulaner selbst Wilde sind, welche einander voll Rachsucht bekämpfen und einander auffressen. Aber es entging ihr bisher, dass der Anthropomorphismus, auf die Welt im Ganzen angewendet, nichts anderes als Hylozoismus ist, dass er weiters auf den Erdball, schliesslich sogar in immer fortschreitender Beschränkung auf die Menschheit angewendet wird. Dem primitiven Menschen ist die Erde ein Weib; er nennt es Gäa oder Hertha. Seine Einfalt verschwindet im Laufe der Zeit; nicht so der Anthropomorphismus. Kepler ist die Erde beseelt; sie empfindet die Constellationen der Himmelskörper. Noch der berühmte Geograph Ritter, ein Kind unseres Jahrhunderts, bezeichnet die Erde als Organismus. All diese Auschauungen zeigen sich als wesentlich identische, wenn man bedenkt, dass ein Weib ein organisches Wesen ist und einem solchen Empfindung zukommt.

Die Naturphilosophie stand und steht unter dem Zeichen des Anthropomorphismus. Empedokles nahm Hassen und Lieben aus der eigenen Brust und schleuderte sie in das Weltall. Den Stoikern ist die Welt ein grosses Lebendiges, ein Thier. Die Medizin eines Paracelsus glaubt an Dämonen, die Astronomie eines Kepler an spiritus rectores, welche die Planeten in ihren Bahnen erhalten. Der horror vacui dichtet der Natur eine Abneigung gegen die Leere an, eine sinnlose Wuth, alles Hohle anzufüllen und anzustopfen. Galilei ist die ganze Natur ein persönliches Wesen (Op. I, 138 Florz. 1842). Baco behauptet die Universalität der Empfindung. (De aug. scient. IV, 3.) Thomasius denkt sich sogar das höchste Wesen nach seinem eigensten Ebenbilde, wenn er meint (Fund. jur. nat. I, 540): „Sapiens Deum magis concipit ut doctorem juris naturae quam ut legislatorem.“ Blicken wir des Weiteren auf die Entwicklung der Philosophie, so gewahren wir, dass sich das anthropomorphistische Element in ihr keineswegs abschwächt, sondern jeder Denker demselben seinen Tribut zollt. Giordano Bruno und Schelling ist die Welt ein Organismus, Pascal die Menschheit ein unsterblicher und immer lernender Mensch. Leibniz gelangt durch seine

teleologische Anschauung dahin, zu behaupten, dass alles Natürliche nur nach moralischer, nicht nach mathematischer Nothwendigkeit bestimmt sei. (Theodicee, III, 349.) Kant preist die Weltordnung als moralische und projicirt das Sittengesetz, das er, als ein in unserer Brust wohnendes, in den erhabensten Worten bewundert, in die Aussenwelt. Hegel identificirt den Geist, der im Menschen thätig ist, mit der Natur, die Dialektik der Begriffe, die sich hinter seiner Denkerstirne bewegen, hypostasirt er hinter die Erscheinungen der Wirklichkeit; und so sehr beseelt er die Aussenwelt, dass ihm sogar das Mineralreich als ein Organismus erscheint. Nach Schopenhauer ist die Materie lediglich der Widerschein unseres eigenen Verstandes, das nach Aussen geworfene Bild seiner Function. Allein diese dem Anthropomorphismus feindliche Anschauung hindert den Tiefsinnigen nicht, den Willen, der selbst als Erscheinung in unserer Erfahrung und somit als Vorstellung in unserem Bewusstsein lebt, zum Primate, zum Ding an sich, zum Alleinen und All-Einen zu erheben.

Wir haben Hartmann in diesen Blättern wiederholt Aufmerksamkeit schenken müssen; seine Metaphysik ist für die ökonomistische Methodologie von Bedeutung. Sie schliesst sich nämlich an Hegel's anthropomorphistischen Panlogismus und Schopenhauer's anthropomorphistischen Panthelismus als anthropomorphistischer Panökonomismus an; als solche schiebt sie der Natur Absichten und Zwecke unter, die nach Analogie der menschlichen Absichten und Zwecke gebildet sind. Das All Hartmann's hat persönliche Interessen, es wählt, es opfert demgemäss das kleinere Interesse dem grossen. Das Stärkere überwindet das Schwächere, weil jenes geeigneter ist, an der Entwicklung des Schöpfungplanes mitzuarbeiten. In dieser gedachten Welt opfert das mystische Unbewusste die Zelle dem Individuum, das Individuum der Nation, die Nation der Menschheit. Der Grund der ganzen Evolution ist pandämonische Unlust, der Zweck derselben die Ermöglichung der Erkenntnis; diese hat zur Einsicht zu führen, dass das Nichtsein dem Sein vorzuziehen sei; dazu also wäre das Sein, damit es ein Werthurtheil auslöse, ein Werthurtheil über sich, damit es sehe, wie werthlos es ist, damit es zur Ueberzeugung seines Nichtseinsollens gelange. Solcher Art stellt sich der Logos als ein Alogos dar. Verstehen wir nämlich unter Thorheit ein Verhalten, in welchem gewollte Mittel zu einem nicht gewollten Zwecke angewendet werden, so ist das wirthschaftende Unbewusste, das sich der grössten Bemühung unterzieht, um sich die Eitelkeit derselben zum Bewusstsein zu bringen, thöricht. Unzweckmässig schreitet es von Opfer zu Opfer, um schliesslich Nichtiges zu erzielen. Hartmann's Metaphysik erscheint

als das einzig Richtige, einzig Untrügerische auf Erden, die Schöpfung aber als ein allumfassender Irrthum. Bedenkt man, dass nach Hartmann Thier und Pflanzenwelt vorgeblich zweckmässig ersonnen sind, um uns zur Nahrung zu dienen, so möchte man wohl das Umgekehrte annehmen, seinen Anschauungen für lediglich teleologischen und somit paralogistische halten. Zudem ist es verwunderlich, wie Hartmann von seiner Doctrin aus einen Weg zu socialistischen Anschauungen findet. Denn sind die Thiere nur für uns geschaffen, dann ist auch jedes Geringere dazu da, um von dem Stärkeren verzehrt zu werden, jedes Stärkere dazu, das Geringere zu verdrängen. Dann muss es natürlich sein, dass der Schwächere ausgebeutet wird, weil er schwächer ist. Teleologie hebt jegliche Unzufriedenheit mit der Weltordnung auf, macht die bestehende zur besten der Welten, ist somit optimistisch. Teleologie hebt aber auch jede Unzufriedenheit mit der Gesellschaftsordnung auf, macht sie zur besten der bestehenden Gesellschaften, ist somit conservativ. Auf dem Boden der Teleologie keimt der Gedanke, die Welt sei für den Menschen erschaffen, keimt aber auch der Grössenwahn eines Nietzsche, welcher der Anschauung huldigt, „die Weltentwicklung habe bloss den Zweck, das Genie zu erzeugen. Und das Genie, das sei Er. So stellt sich denn der Erdgeborene, der sich der Schranken seines Denkens nicht bewusst wird, vor den Spiegel seiner Eitelkeit. Die Milbe im Käse, zumal aber der Wurm im menschlichen Eingeweide könnte ähnlichen Theoremen huldigen.

Die Paralogismen der modernen Philosophie sind erklärlich, wenn man bedenkt, dass Philosophie Oekonomik auf dem Wege zu ihrer Autonomie ist. So lange der Zweckbegriff noch ungeklärt ist, lässt sich die Naturphilosophie von dem wirthschaftlichen Moment leicht verführen: die Natur scheint uns zweckmässig zu handeln; sie scheint zu wirthschaften, weil wir selbst wirthschaften; die Finalität aber hat nur im Leben, nicht an demselben Geltung, weil die Causalität nur innerhalb der Erscheinungswelt, nicht auf dieselbe angewendet werden kann. Alle Teleologie ist somit die Uebertragung des Oekonomischen auf das Metaphysische.

Constructionen, in welchen eine Naturbeseelung liegt, in welchen das Object als Ebenbild des betrachtenden Subjectes aufgefasst wird, finden sich auch in den modernen Naturwissenschaften; auch in sie dringen ökonomistische Elemente ein; auch in ihnen wird das bloss Causale in finaler Weise aufgefasst. Wir sind eben belebte Wesen, wir können daher das Unbelebte nicht leicht begreifen und versehen es daher gern mit Merkmalen unseres Wesens; wir suchen das Leben auch an demjenigen, das uns in keiner Weise gleicht. So sehen wir

denn bald in dem Weltganzen einen Geist, bald einen Willen thätig, wir denken panlogistisch, panthelistisch; immer versehen wir das Aeussere mit Eigenschaften unseres Innern, schieben den Dingen das zu, was uns als Personen zukommt. Das Gemüthsleben wird in die Aussenwelt hallucinirt. Im Denken werden wir nicht müde zu dichten; wir statten die Materie mit Kräften, das Molekül mit der Fähigkeit, anzuziehen und abzustossen, das Atom mit der Fähigkeit, zu wählen aus und setzen hinter die wirkende Ursache die Kraft, deren ursprüngliche Vorstellung durch das Muskelgefühl in das Bewusstsein eingedrungen ist (vgl. Destut de Tracy. Elements d'Ideologie Cap. IX). Wir thun dies, weil wir durch die Eigenart unseres Denkens gezwungen sind, jenseits der Erfahrungsgrenzen eine Analogie des ewig Verborgenen und darum Göttlichen mit der menschlichen Natur anzunehmen; wir sind organische Wesen, wir können uns daher das Unorganische auch nur mit organischen Eigenschaften vorstellen.

Dieses anthropomorphistische Denken ist eine ewige Quelle des Irrwahns. Auf ökonomistischem Gebiete zumal ist es überdies als heteronomischer Irrthum zu betrachten. Demgemäss erblickt man in den wirthschaftlichen Erscheinungen organische und macht die Oekonomik, welche befähigt ist, über alle Wissenschaften zu herrschen, zu einer Dependenz der Physiologie. Andererseits wird das Oekonomische auf Erscheinungen angewendet, welche entschieden nicht wirthschaftlicher Natur sind. Galilei nimmt den Zweckmässigkeitsbegriff zu Hilfe, um die physikalischen Erscheinungen zu erklären. Nach ihm wendet die Natur zu jedem ihrer Zwecke das geringste Mittel an; ihm ist die Natur somit eine schlechthin wirthschaftende Allmacht. Dieselbe ökonomische Hypostase des Wirthschaftsmenschen, dieselbe Auffassung der Welt als einer makrokosmischen Wirthschaft findet sich bei Maupertuis und seiner lex parsimoniae; nimmt man ein Gesetz des geringsten Mittels an, so mag man mit Fug von einer Oekonomik der Natur sprechen. Dergleichen Anschauungen sind um so verwerflicher, als die erste Einsicht, die der primitive Mensch gewinnt, die Unterscheidung des Belebten vom Unbelebten ist. Aber gerade diese erste Unterscheidung ist es, die dem Geiste im weiteren Laufe der Entwicklung die grössten Schwierigkeiten macht. Denn erst spät gelangt er dazu, in dem Belebten das zweckmässig Bewegte zu erkennen; noch später gewahrt er endlich die volle Bedeutung des Zweckmässigkeitsbegriffes in dem Umstande, dass das finale Moment nicht zu einem Erklärungsgrund innerhalb der unbelebten Natur zu machen ist.

2. Die Vorstellung einer socialen Harmonie als Entwicklungsform der bioktetischen Idee.

Jene Astronomen, die an eine Harmonie der Sphären glaubten, sahen im Wandel der Sterne lediglich eine wundersame Ordnung, ihnen entging der wirbelnde Kampf, aus dem sie sich entwickelt hatte. In ähnlicher Weise wird behauptet: zwischen den Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens herrscht Harmonie. Sie äussert sich darin, dass Keiner seine Bedürfnisse befriedigen kann, ohne auch dem Anderen zu genügen, Keiner durch Mittel seine Zwecke zu verwirklichen vermag, ohne zugleich durch Verwendung dieser Mittel Zwecke Anderer zu verwirklichen. Solcher Anschauung gemäss gibt es keinen Kampf ums Dasein. Die Ringenden, die einander an die Brust drücken, thäten dies voll herzlicher Empfindung; es kann Keiner essen, ohne dass dabei auch die Nebenmenschen satt werden. Die Satten mögen nach dieser Theorie den Hungrigen zurufen: Wir wissen nicht, was Ihr nur wollt; wir thun unsere Pflicht und schmausen aus Leibeskräften für Euch!

Die These von der Harmonie der Interessen entspringt einer falschen Anschauung vom gesetzlichen Zusammenhange. Früh schon entstand diese; der teleologische Geist war geschäftig; man sah in den Gesetzen Normen von ordnender Macht. Dudley North (Discourses upon trade 1691) vertritt bereits die Idee der Interessen-Harmonie, Boisguillebert sind die Interessen der verschiedenen Gesellschaftsklassen unter einem freiheitlichen System identisch; die der Einzelnen fallen insbesondere mit den staatlichen zusammen; Quesnay ist der Meinung, dass die Interessen der Grundeigenthümer eng und unzertrennlich mit dem allgemeinen Interesse verbunden wären; Smith zumal meint, dass Jedermann sein Interesse am besten kenne und es am besten zu wahren verstehe, dass die wirthschaftlichen Vortheile des Einzelnen mit jenen der Gesellschaft zusammenfallen. Doch liefert nach ihm der Vortheil des Einzelnen nicht immer ein untrügliches Zeichen dafür, dass die verschiedenen Beschäftigungsarten auch der Gesammtheit nützlich seien. Auch nach Bentham ist das Glück des Einen vom Glück des Anderen nicht zu trennen; Jeden muss sein wohlverstandenes Interesse dazu führen, an dem Glücke des Anderen zu arbeiten. Nach Carey stimmen die Interessen der verschiedenen Gesellschaftsklassen miteinander überein. Unter solchen Umständen ist es schwer begreiflich, dass der Gedanke einer mechanoktetischen Harmonie von Bastiat (Harmonies economiques 1850) als ein origineller Einfall vorgetragen wurde, aber auch schwer begreiflich, dass Dühring

diese wenig bedeutsame Anschauung feierlich Carey zurückerstattet Eine Erörterung der weiteren Entfaltungen des Dogmas von der Harmonie der Interessen wäre für unsere Zwecke nicht erspriesslich. Es genüge der Hinweis, dass Garnier die Oekonomik schlechtweg als die Lehre von der Harmonie der wirthschaftlichen Gesetze bezeichnet.

Das Wort Harmonie bedeutete ursprünglich bekanntlich eine Uebereinstimmung zwischen Tönen. Wendet man diesen Begriff ausserhalb seines Geltungsgebietes metaphorisch an, so stellt sich uns ein Vergleich, ein Tropus dar, welcher bestimmt ist, zu glitzern, der aber das innere Wesen der Dinge nicht enthüllt. Die Sphärenharmonie hat noch kein menschliches Ohr gehört; die Harmonie der Interessen gleicht ihr. Sie wird vielleicht nicht einmal von Jenen vernommen, die behaupten, dass das Gesetz in jedem Falle auch eine Ordnung sei. Das mannigfaltige Wirken der Kräfte ist ein fortwährendes Ringen; der Umstand, dass die grössere Energie immer über die geringere Oberhand gewinnt, scheint nur eine Ordnung hervorzubringen. In der That setzt dieser Begriff ein zweckmässig ordnendes Subject voraus, welches ähnlich denkt wie wir und die Unordnung als schädlich betrachtet. Er setzt ein teleologisches Denken voraus. Eben darum wurzelt er auch im Boden der optimistischen Weltanschauung. Allein von der zu beweisenden Harmonie des Makrokosmus aus schliessend, kann man nicht eine Harmonie innerhalb des gesellschaftlichen Mikrokosmus als bewiesen annehmen.

Anhänger der Interessenharmonie weisen mit Vorliebe auf den Tausch hin. Dies geschieht mit Unrecht. Von zwei Tauschenden hat der Eine immer dem Anderen entgegengesetzte Interessen, weil Jeder von beiden das Interesse hat, dem Andern möglichst wenig zu geben und möglichst viel dafür zu erlangen; daher hat der Eine das Interesse, dass der Preis möglichst hoch, der Andere das Interesse, dass der Preis möglichst niedrig sei. Solange man freilich im Tausche einen Wechsel lediglich aequivalenter Werthe erblickte, konnte man noch dem Gedanken Raum geben, dass hier eine Harmonie der Interessen zu Tage trete; unter dem Gesichtspunkte aber, dass der Tausch nur dann stattfinden kann, wenn bezüglich der Werthung ein Massverhältnis sich geltend macht und Jeder der Tauschenden den Gegenstand, welchen er besitzt, niederer achtet als denjenigen, welchen er erlangen möchte, ist die Interessenharmonie undenkbar. Montaigne sagt demgemäss mit eigenthümlichem, seiner Zeit vorauseilendem Scharfblicke: „Le dommage de l'un est le profit de l'autre". Garnier dagegen versichert mit Bastiat und Bastiat mit Carey: „Ce qui est vrai, c'est que les sociétés, les peuples, les individus sont solidaires, — que le dom-

mage de l'un est le dommage de l'autre, — que le profit de l'un est le profit de l'autre." Garnier lehrt insbesondere (a. a. O. 219): „Les industries sont solidaires . . . Ce qui est économise sur l'une, profite à toutes." Mit Recht entfernt sich ein jüngerer Oekonomist, Jourdain, von dieser Theorie. Er sagt (Le Capital p. 64): „C'est quand l'élement travail entre en ligne que le discussion prend un caractère facheux; il est naturellement en opposition d'interêts avec les autres élements de la production; pour lui, il n'y a pas de distinction à faire entre le propriétaire et le capitaliste, et à certains égards cette confusion se conçoit très bien. Il ést hostile à l'entrepreneur à un double titre, parceque celuici veut grossir sa part comme les autres et en outre parceque l'entrepreneur représente les deux autres élements de la production, soit parceque il les fournit au moins en parties accidentellement; soit parceque chargé de le rémunerer, il doit defendre leur légitimes pretensions."

Es ist nicht ohne Interesse zu gewahren, in welcher Art die wärmsten Vertreter der Interessenharmonie durch die Gewalt der Thatsachen gezwungen werden, mitten unter ihre Beweise Widerlegungen ihrer Theorie zu mischen. Bastiat schon sagt (Harm. écon. I. Ed. chap. 1 p. 35): „Remarquons, que l'homme est organisé de telle façon, qu'il recherche la satisfaction et évite la peine, c'est de là, j'en conviens, que naissent tous les maux sociaux, la guerre, l'evelavage, la spoliation, le monopole, le privilège; mais c'est de la aussi que viennent tous les biens, puisque la satisfaction des besoins et la répugnance pour la douleur sont le mobile de l'homme. La question est de savoir, si ce mobile qui, par son universalité d'individuel devient social, n'est pas en lui même un principe du progrès. En tous cas les inventeurs d'organisations nouvelles ne s'aperçoivent-ils pas que ce principe inhérent à la nature même de l'homme, les suivra dans leurs organisations et que là il ferait bien d'autres ravages que dans notre organisation naturelle, où les prétentions injustes et l'interêt de l'un sont du moins contenus par la résistance de tous? Les publicistes opposent toujours deux choses inadmissibles: la première que la société telle qu'ils la conçoivent sera dirigé par des hommes infaillibles et dénués de ce mobile, l'intérêt; la seconde que la masse se laissera diriger par ces hommes." Bastiat widerlegt sich am merkwürdigsten an dieser Stelle selbst. Denn wenn die Interessen des Einen von den Interessen Aller eingedämmt und zurückgehalten werden, so ist damit auch zugegeben, dass die Interessen des Einen sich mit den Interessen der Gesammtheit im Widerspruch befinden und nur durch die Uebermacht derselben in ihrer Verwirklichung be-

hindert sind. Mit der Lehre, dass das Spiel der Interessen ein harmonisches ist. lässt sich somit weder die Thatsache, dass es ein Recht gibt, noch auch die. das eine Moral sich geltend macht, vereinigen. Denn jede Norm geht ja nur darauf aus, den Einzelnen zu verhindern, dass er sein Interesse in einem Grade verfolge, welcher nicht im Interesse der Gesammtheit liegt. Der Gedanke der Interessenharmonie wird sonderbarer Weise ebensowohl vom Schutzzöllner Carey als auch vom Freihändler Bastiat vertreten. Er steht eben weder mit dem System des Schutzzolles noch auch mit dem des Freihandels in inhärirendem Zusammenhang.

Wir haben gehört, dass sich bei Smith mehr oder weniger leise Anklänge an die Ideen der Interessenharmonie finden. Vernehmlicher sind die Momente bei Smith, welche dieser Ansicht widersprechen. Smith legt (Uebers. v. Stöpel I. 79) dar, dass es im allgemeinen Interesse der Kaufenden liege, dass möglichst viel angeboten werde, dagegen im Interesse der Anbietenden, dass möglichst viel nach Waare nachgefragt, mithin möglichst wenig angeboten werde. Er schreibt (pag. 91): „Der gebräuchliche Arbeitslohn hängt überall von den zwischen den beiden Parteien, deren Interessen keineswegs die nämlichen sind, gewöhnlich geschlossenen Verträgen ab.“ Der Arbeiter, so fährt Smith fort, will so viel als möglich erhalten, der Meister so wenig als möglich geben; die Ersteren sind zu Coalitionen genöthigt, um den Arbeitslohn hinaufzutreiben, die Letzteren ihn hinunterzudrücken.“ (Vgl. I, 94, 206, 216, 221).

Besonders scharf tritt gerade hinsichtlich der Interessenharmonie der Gegensatz zwischen Malthus und Carey zu Tage. Hier die Lehre vom Kampf ums Dasein, dort die Doctrin von der Harmonie der Interessen. Hier wird dargelegt, schon dadurch, dass der Eine isst, werde der Andere einer Mahlzeit beraubt: Jeder verzehre gewissermassen den Imbiss des Anderen. Dort wandelt sich das Gewühl der Ringenden in das Bild freundlicherer Gesellung: die Sättigung des Einen ist die des Anderen, der Genuss des Einen der des Anderen, Erholung des Einen die des Anderen. Es ist unschwer zu begreifen, dass das Dogma von der Interessenharmonie den Vorzug feiner Klugheit aufweist. An seiner Hand vermag man dem entrüsteten Socialismus lächelnd nachzuweisen, dass die gegenwärtige wirthschaftliche Ordnung ein wunderbar äquilibrirter Mechanismus sei, dass demgemäss die Arbeiter Unrecht hätten, in ihren Interessen solche zu erblicken, denen die der Unternehmer entgegengesetzt sind. Das zeigt sich beispielsweise an Garnier, der (Traité d'Ec. pol. p. 146) lehrt, das Interesse der Arbeiter liege darin, dass der

Unternehmer seine Unternehmung verwerthe und in derselben glücklich sei. In Wirklichkeit haben die Arbeiter nicht das Interesse, dass sich das Capital vermehre, sondern das sie selbst zu Capital gelangen.

Wer den Gegensatz der Interessen leugnet, der stellt die Concurrenz in Abrede; denn, wo Wettbewerb vorhanden ist, muss offenbar der Sieg, welchen der Eine über den Anderen davonträgt, dem Unterliegenden verderblich werden. Die These von der Interessenharmonie ist demgemäss falsch. Sie geht von irrigen Anschauungen hinsichtlich der Arbeit und hinsichtlich des Capitals aus. Es ist unrichtig, dass durch jede Arbeit das Los der Gesammtheit verbessert werde; denn es ist möglich, dass eine Arbeit keinen ökonomischen Werth besitze. Die Behauptung, beispielsweise, dass durch die Erbauung der Pyramiden das Los der Gesammtheit verbessert wurde, dürfte nur schwer bewiesen werden können. Es ist übrigens nicht nothwendig, Jahrtausende zurück zu greifen, um die Lehre von der Harmonie der Interessen zu widerlegen. Ein Blick in die uns umgebende Gegenwart genügt. Der Advokat hat das Interesse, dass ein Rechtsstreit möglichst lang, der Client, dass er möglichst kurz dauere. Der Arzt hat ein Interesse daran, dass die Nichtärzte möglichst krank seien, diese haben ein Interesse daran, möglichst gesund zu sein, daher denn der Kranke den Arzt bezahlt, damit dieser ihn gegen sein Interesse möglichst rasch heile. Der Arme zumal hat kein Interesse daran, dass sich der Wohlstand beim Reichen mehre, damit ihm dieser gelegentlich leichter Almosen verabreiche. Wenn ein Kaufmann zu Vermögen gelangt, so geschieht dies auch nicht deshalb, weil er seinen Nebenmenschen viel genützt hat; sonst müsste man annehmen, die Consumenten hätten ein besonderes Interesse daran, dass der Zwischenhändler ein bedeutendes Capital anhäufe. Der Gesetzgeber, der Religionsstifter, der Gelehrte, der Erfinder, sie nützen der Menschheit in ungleich höherem Masse als der Rheder, der Sensal, der Bankier. Armuth, Entbehrung, Verfolgung — die Dornenkrone ist der Lohn solcher Bemühungen. Bastiat und Garnier meinen, jede Ersparung, welche in einer Industrie gemacht wird, nütze in einer anderen. Aber das beweist nicht eine Harmonie der Interessen, das beweist nur, dass der Eine gierig aufgreift, was der Andere übrig lässt. Es ist ein Zeichen für den Antagonismus der Interessen. Von dem Standpunkt, welchen Carey auf wirthschaftlichem Gebiete eingenommen, ist die Harmonie der Interessen völlig unfassbar, denn sie lässt sich nicht mit dem Schutzzoll vereinigen, welcher nur denkbar ist, sofern man annimmt, dass die Interessen eines Landes nicht durchweg mit jenen eines anderen in Harmonie stehen. Carey suchte

bekanntlich auszuführen, dass der Zwischenhändler sich zwischen Consumenten und Producenten stellt, um den Gewinn des Letzteren zu schmälern und die Bedürfnisbefriedigung des Ersteren zu vertheuern, und solcher Art Beide auszubeuten; er müsste daher auch zugestehen, dass die Interessen des Zwischenhändlers jenen des Consumenten wie jenen des Producenten entgegengesetzt sind; wer den Freihandel für schädlich betrachtet, weil durch ihn eine Nation die andere aussauge, kann hieraus unmöglich eine Harmonie der Interessen deduciren. Je mehr ein Volk seine Bedürfnisse durch eigene Thätigkeit zu decken vermag, desto weniger ist es auf den Import angewiesen, desto mehr vermag sich der Export zu heben; somit stehen die Interessen der Industrie, deren sich ein Volk erfreut, im Einklang mit jenen des Exportes, im Gegensatz zu jenen des Importes. Je gedrückter aber der Export, desto mehr wird er darauf bedacht sein, den Unternehmergewinn des Industriellen zu seinen Gunsten zu schmälern.

Harmonische und gemeinsame Interessen sind verschiedene Begriffe, die gemeinsamen laufen einander parallel, aber eben darum fallen sie nicht ineinander; die harmonischen werden dagegen als solche gedacht, die in einander fallen; eben deshalb können sie nicht parallel sein. Theilnehmer an ein und demselben Unternehmen, etwa die Actionäre einer und derselben Gesellschaft, besitzen wohl gemeinsame Interessen, sie entschliessen sich demzufolge auch zu gemeinsamem Vorgehen. Coalitionen, Associationen, Cartelle, Genossenschaften, ja die Staaten selbst bekunden gemeinsame Interessen; aber nicht alle Interessen sind gemeinsam. Ein Unternehmer ringt mit dem anderen, eine Coalition mit der anderen, der Staat sucht durch das Recht zwischen Interessen entgegengesetzter Natur Schranken aufzurichten; die Verbindungen des vierten Standes schliessen sich gegen den fünften ab. Versteht man unter Harmonie Gemeinsamkeit, so sind wir weit entfernt, alle Harmonie der Interessen in Abrede zu stellen. Es gibt gemeinsame Interessen. Aber gerade der Umstand, dass es gemeinsame Interessen gibt, zeigt uns auch, dass es entgegengesetzte Interessen geben müsse. Es ist demgemäss falsch zu behaupten, dass die Interessen durchwegs harmonische sind; falsch, wäre es auch, wollte man behaupten, dass sie durchwegs entgegengesetzt sind. Dem Anderen zu nützen, erscheint dem Einzelnen in vielen Fällen angemessen, den Anderen dagegen nicht.

Die Oekonomik kann demgemäss nicht als eine Lehre der Interessenharmonie aufgefasst werden; sie hat nur zu zeigen, wie die Erscheinungen zusammenhängen, aber nicht, dass ihre Zusammenhänge harmonische sind. Die normale Bewegung innerhalb der Gesellschaft, die wir Verkehr nennen, mag in vielen Fällen den Eindruck des Har-

monischen hervorrufen; man darf aber nicht vergessen, dass das sich Bewegende sich nur durch den Widerstreit regt. Gäbe es eine Harmonie der Interessen, so hätte dies eine bedeutsame sociale Consequenz: es wäre nämlich nicht zu erklären, wieso es kommt, dass Moral und Recht miteinander in Conflict gerathen können; ist nämlich das Recht, wie Anton Menger in seiner „Kritik des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich“ ausführt, einerseits das Ergebnis der wirthschaftlichen Uebermacht, anderseits Mittel, sie aufrecht zu erhalten, so bildet die Moral eine Correctur desselben und tritt mit ihm in ethisch begründeten Gegensatz. Wir gewahren hieran einen Gegensatz der Interessen höchster Art, nämlich den zwischen rechtlichen und moralischen Interessen; wir gewahren die Bemühungen, diesen Gegensatz in gedeihlicher Weise auszugleichen. Angesichts solcher Thatsachen kann von einer Harmonie der Interessen nicht gesprochen werden. In der nothwendigen Einheit der Erscheinungen eine Harmonie zu erblicken, ist ein irriger Gedanke.

Die Idee einer mechanoktetischen Harmonie führt zur Idee einer bioktetischen Harmonie, weil im Organismus eine Uebereinstimmung aller functionellen Theile vorliegt. Die bioktetische Harmonie geht aber weiter als die mechanoktetische; denn wer sagt, dass die Gesellschaft organischer Natur sei, der sagt damit auch, dass sie harmonischer Natur sei; wer aber sagt, dass sie harmonischer Natur sei, der hat damit noch nicht ihre organische Natur zugestanden. Wenn es keine ökonomische Harmonie innerhalb der Gesellschaft gibt, so kann um so weniger von einem organischen Leben der wirthschaftenden Gesellschaft die Rede sein. Das wäre ein Schluss a minore ad majus, welcher füglich auf Stichhaltigkeit keinen Anspruch machen dürfte.

Wir haben nun den Uebergang von der mechanoktetischen zur bioktetischen Idee in seinen generellen Zügen betrachtet; wenden wir uns nun den besonderen Beziehungen der bioktetischen Idee zu.

3. Das Wesen der bioktetischen Idee.

Die Dinge dieser Welt haben viele Beziehungen miteinander gemein, sie können daher auch hinsichtlich derselben miteinander verglichen werden. Hermann betrachtet in seinen wirthschaftlichen Miniaturen eine Uhr, also einen Mechanismus, als einen Organismus; umgekehrt sieht La Mettrie im Menschen, also in einem Organismus, eine Maschine. Diese Betrachtungsweise hat in der modernen Physiologie, welche von Apparaten der Verdauung, der Circulation, der Bewegung spricht, ihre Spuren zurückgelassen. Streng genommen liegt solcher Ausdrucksweise nur ein Tropus zu Grunde; ein Apparat ist ja immer

ein Artefact, eine planvolle Zusammenstellung von ineinander greifenden Behelfen zu einem Mittel, dass geeignet ist, einen Zweck zu verwircklichen; daher ist eine Geburtszange ein Apparat, das gebärende Zeugungsorgan aber nicht. An La Mettrie zeigt sich das Gleichsetzen vergleichbarer Gedankengebilde besonders deutlich. Er hätte nur Recht zu sagen, der Mensch gleiche in vieler Hinsicht einer Maschine; allein er geht weiter; er ersetzt das Gleiche durch das Sein: er sagt, der Mensch sei eine Maschine. Durch welche Gedankenbewegung mag er zu diesem Urtheil gelangt sein? Die Maschine war ihm ein Organismus, der Mensch desgleichen: so musste denn der Mensch zu einer Maschine werden. Mit demselben Recht hätte er allerdings behaupten können, dass die Maschine ein Mensch sei. Man nennt diese ja einen eisernen Sclaven und meint dabei nicht, dass die Maschine einem Sclaven gleiche, sondern dass sie schlechthin ein solcher sei. In Wirklichkeit ist die Maschine nicht ein Organismus, vielmehr nur eine zweckmässige Organisation. Wollte man in der Weise La Mettries weiter schliesen, so würde man zu seltsamen Ergebnissen gelangen: alle Organismen sind Systeme, alle Maschinen sind Systeme. Folglich sind alle Maschinen Organismen und alle Organismen Maschinen; alle Organismen bestehen aus Zellen, alle Maschinen bestehen aus Hebeln; Organismen und Maschinen sind Systeme; folglich sind alle Hebel Zellen, alle Zellen Hebel. Man gelangt, wie wir sehen, auf dem eingeschlagenen Wege zum baren Unsinn.

Wir müssen uns daher Folgendes vor Augen halten: Beim Organismus sind alle Glieder dazu bestimmt, das Ganze und durch dieses sie selbst zu erhalten. Die Räder eines Triebwerkes dagegen sind nicht dazu da, solcherart zu wirken, sondern etwas hervorzubringen, das nicht der Maschine, sondern einem Andern nützt, dem Menschen nämlich. So erscheint denn der Apparat gewissermassen als ein vom menschlichen Körper getrenntes vervollkommnetes Glied, das zu einem bestimmten Zweck als Mittel erdacht worden ist. Aehnlich verhält es sich mit der Gesellschaft, sie dient nicht in ihr liegenden, sondern menschlichen Zwecken und existirt zum Wohle Derjenigen, aus welchen sie besteht.

So sehr aber auch Mechanismus und Organismus auseinander zu halten sind, die bioktetische Idee lässt sich doch in letzter Analyse auf die mechanoktetische zurückführen; in ihr ist nämlich die Anschauung gegeben, dass die wirthschaftlichen Erscheinungen jenen der Physiologie ähnlich sind; da nun die physiologischen Erscheinungen entweder ganz oder doch zum Theil jenen der Physik ähnlich scheinen und alle Physik, sofern sie eine Lehre von der Bewegung ist, als Me-

chanik betrachtet werden kann, dürfte, falls die bioktetische Idee zu Recht bestände, die mechanoktetische in ihr implicirt sein.

Die bioktetische Idee ist in ihrer modernen Fassung kein Kind unserer Zeit; sie stammt aus jener Epoche, da die grossen Erfolge der Naturerkenntnis Jedermann den Werth des Wissens zum Bewusstsein brachten. Solche Vortheile mussten den Neid anderer Wissenschaften erregen. Unentwickelte Disciplinen zumal mussten auf den Gedanken gerathen, sich durch Nachahmung zu ähnlicher Kraft und Fülle emporzuringen. So kam es, dass Manches, was nicht organischer Natur war, als Organisches aufgefasst wurde, damit es dieser Art naturwissenschaftlichen Charakter erlange. Wie früher mit Mechanik, so wurde nun die Oekonomik mit Physiologie geschminkt. Es schien, als würde die bioktetische Idee sichere und praktische Einsichten gewähren wollen. So hoffte man denn, es werde gelingen, das Unbekannte durch ein scheinbar Bekannteres, in Wahrheit aber viel Unbekannteres zu erklären.

Die Bedeutung der bioktetischen Idee ist nicht zu unterschätzen. Denn ist die Gesellschaft ein Organismus, dann ist die Lehre von der Gesellschaft ein Theil der Physiologie. Die bioktetische Idee macht die Oekonomik somit zu einer heteronomen Disciplin. Dies ist der Oekonomik schädlich. Allein alles Irrige kann als Uebergangsform zum Richtigem nützlich sein. Der Mensch sucht zu vergleichen, wo er noch nichts weiss; das Bilden geht dem Schaffen voraus. Wird ein auch irriger Vergleich genügend fortgeführt, so gelangt man an die Unterschiede; man gewahrt dann, dass in dem Gegenständlichen nicht ein Sonderfall einer früheren Erfahrung vorliege, sondern ein völlig Neues, dem eine eigene Natur eigen, das selbst erforscht sein will.

Die Idee, dass der Staat ein Organismus sei, ist alt; sie geht auf Plato zurück; Menenius Agrippa verwendet sie; sie bleibt bis auf Friedrich den Grossen aber kaum mehr als eine geistreiche Analogie. Erst die historische Schule macht das Spiel des Witzes zum Ernste der Wissenschaft. Savigny wird das Volk ein Naturganzes; Welcker ist der Staat ein organisches Wesen, das sonderbarerweise aus dem Staatsvertrage entsteht; Waitz ist der Staat ein ethischer Organismus; Bluntschli dagegen ein physischer, menschenähnlicher, sogar geschlechtlich differencirter. Constantin Frantz, der bereits an eine Physiologie des Staates denkt, leitet zu Schäffle hinüber. Aus dem Boden der organischen Staatsidee keimt die bioktetische Idee. Sie wird zuerst von St. Simon verfochten. Dessen Schüler Comte ist die ganze menschliche Gattung ein ewiges, mit Organen begabtes Individuum. Comte's Jünger Littré macht auf die „reale Analogie“ der Volkswirthschaft mit dem organischen Stoffwechsel aufmerksam. Mill spricht ge-

legentlich vom gesellschaftlichen Körper in einer Weise, welche durchwegs bioktetisches Gepräge aufweist (vgl. Log. B. VI C. VII § 4, C. IX § 2). — Des Weiteren findet die bioktetische Idee Ausdruck: bei Carey (The unity of law, 1872), Lilienfeld (Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft, 1873—81), Schäffle („Bau und Leben des socialen Körpers, encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialer Stoffwechsel, 1875—78; „Ueber den Begriff der Person nach den Gesichtspunkten der Gesellschaftslehre" Tübinger Ztschr. f. d. g. Staatsw. 1875, S. 183 ff; „Der collective Kampf ums Dasein"; „Zum Darwinismus vom Standpunkte der Gesellschaftslehre" Tübinger Ztschr. 1876 S. 89 ff., S. 243, 1879 S. 234 ff. „Zur Lehre von den socialen Stützorganen und ihren Funktionen", Tübinger Ztschr. 1878 S. 45). Besonders bemerkenswerth wegen ihrer feinen Dialektik sind die einschlägigen Ausführungen des H. Spencer im zweiten Bande seiner „Principien der Sociologie". Auch Roscher, Stein, Rau und Wagner sind unter den Anhängern der bioktetischen Idee zu nennen.

Eine besondere Sicherheit der Ueberzeugung ist weder bei Schäffle noch bei Spencer zu beobachten. Der Eine fängt mit Einschränkungen an, der Andere hört mit solchen auf. Schäffle erklärt (pag. VIII) die bioktetische Idee für etwas Aeusserliches; er meint (pag. 9), der sociale Körper sei kein Organismus im Sinne der Biologie; gegen Haeckel, Hartmann, Spencer weisst er aber schon auf der folgenden Seite auf die Form und Regelmässigkeit der Socialkörper hin und meint endlich (pag. 12), dieser Körper sei eine selbstständige Individualität höherer Ordnung. H. Spencer dagegen vertritt die Analogie zwischen der Gesellchaft und dem Organismus in elf ausführlichen Capiteln; er betont (Cap. I u. II) ausdrücklich, dass die Gesellschaft ein Organismus sei. Im Resumé dagegen meint er gleichgiltig, Alles sei nur Gerüst gewesen, das man nun abbrechen könne: gemeinsam wäre der Gesellschaft und dem Organismus doch nur die Wechselseitigkeit der Theile. Spencer gleicht dem Taschenspieler, der sich am Ende der Production selbstgefällig vor den Zuschauern verbeugt, um zu erklären, man möge ihm seine Kunststücke nicht glauben, sie seien lediglich Spiegelfechterei gewesen. Auch Lilienfeld schreckt einigermassen vor den äussersten Consequenzen seiner Anschauung zurück. Im Laufe seiner Auseinandersetzungen nennt er die menschliche Gesellschaft immer einen organischen Körper. Dennoch betont er, es sei nicht nöthig, der menschlichen Gesellschaft den Namen eines organischen Körpers zu geben; um ihr die wesentlichsten Eigenschaften eines realen Wesens zuzuerkennen, genüge auch ihre Benennung als organisches System.

Fassen wir die empfangenen Eindrücke zusammen, so gewahren wir, dass sich die Anhänger der bioktetischen Idee folgende Vorstellungen machen: Die Gesellschaft ist ein System von Kräften; der Organismus desgleichen; sind Gesellschaft und Organismus Systeme von Kräften, so muss die Gesellschaft ein Organismus sein. Nach der bioktetischen Idee ist die Gesellschaft ein engerer Begriff, der dem weiteren des Organismus subsumirt werden soll, ist die Gesellschaft eine Art von Organismus. Nach der bioktetischen Idee gibt es somit ein Güterleben; die Güter sind ein Theil des lebendigen Wesens, in dem sie sich vertheilen und von dem sie consumirt werden; sie leben selbst, haben selbst Zwecke und verfolgen sie nach ihrer Eigenart. Man spricht daher auch von organischen Gesetzen, organischer Entwicklung.

Die bioktetische Idee ist eine gefährliche Popularansicht. In einer solchen birgt sich gemeiniglich ein richtiger Kern. Darin liegt ihr Werth; aber sie dringt mit ihren verwerflichen Missgestaltungen in die Menge; darin liegt ihr Unwerth. Ihre Gefährlichkeit ist in dem Umstande gelegen, dass man mit ihrer Hilfe auch das Ungereimteste mit einem Anschein von Berechtigung vortragen kann. Das metaphorische Element der bioktetischen Idee hat ohnehin schon die Verkehrssprache durchdrungen; das Geld circulirt; es strömt in die Bank, es entströmt der Bank; die Bank gleicht somit dem Herzen und, weil das Gleichen mit dem Sein so leicht verwechselt ist, kann man auch kühn behaupten, das Bankwesen sei das Herz des gesellschaftlichen Organismus. Das Gleichnis ist gewiss nicht unrichtig; es entspricht in vieler Hinsicht der Sachlage; aber es involvirt eine Uebertreibung, es gibt zu einer Ueberschätzung der Bedeutung, welche einer Bank zukommt, Anlass. Einer Widerlegung der bioktetischen Idee ist auch noch eine weitere Bedeutung beizumessen. Ist die Gesellschaft kein Organismus, so kann man auch nicht von einer Anatomie oder einer Pathologie der Gesellschaft sprechen. Missstände sind somit nicht mit Krankheiten des socialen Körpers auf eine Linie zu stellen. Dies ist um so unstatthafter, als der Unterschied zwischen Gesundheit und Krankheit noch nicht exact festgestellt ist.

Unsere These ist die, dass eine Gesellschaft von Wirthschaftern nicht ein Organismus sei. Dass sie mit ihm vergleichbar sei, das wollen wir nicht in Abrede stellen. Schliesslich ist ja auch der Mond mit einem menschlichen Gesichte vergleichbar, aber es wird Keinem einfallen zu behaupten, er sei eines. Um unsere These nun zu beweisen, müssten wir zunächst den Begriff der Gesellschaft definiren, weiters den des Organismus, und dann zusehen, ob eine Verknüpfung dieser beiden Begriffe überhaupt unmöglich ist. Dieser

Weg würde zu einem vollkommen sicheren Ergebnis führen. Allein wir können nicht schon hier das Wesen der Gesellschaft studiren, denn diese ist ein Problem, welches seine Erledigung erst in der Socialökonomik finden soll und hier nicht nur nicht an seiner Stelle wäre, sondern auch unsere Ausführungen ungebührlich anschwellen liesse. Wir begnügen uns daher, nur kurz zu betonen, dass wir unter einer Gesellschaft eine Gesammtheit von Wirthschaftssubjecten verstehen. In dem Begriff der Gesammtheit liegt der einer Einheit von Vielheiten. Worin besteht die Vielheit in der Gesellschaft? In den einzelnen Wesen. Worin besteht die Einheit in dieser Vielheit? In der Organisation derselben, welche durch eine Zweckgemeinsamkeit veranlasst ist? Wir können demnach die Gesellschaft als eine organisirte Gesammtheit von Wirthschaftssubjecten betrachten. Diese Erklärung erfordert eine weitere. Volk, Staat und Menschheit sind organisirte Gesammtheiten von Wirthschaftssubjecten. Ist jede dieser Massenerscheinungen eine Gesellschaft? Unstreitig. Es ist aber unmöglich, sich Volk, Staat und Gesammtheit in gleicher Weise als Organismen zu denken, welche zusammen miteinander, ineinander und durcheinander leben. Ist nämlich das Volk ein Organismus, so kann der Staat keiner sein, sondern nur eine Veranstaltung im Interesse des Volkes, kann die Menschheit kein Organismus sein, denn sie ist nur die Zusammenfassung aller Völker. Wäre der Staat ein Organismus, so könnte das Volk kein solcher sein: denn in diesem Falle wäre das Volk für ihn da; wäre aber das Volk für ihn da, so wäre es Mittel für einen Zweck; wäre es Mittel zum Zwecke, so wäre es lediglich Organisation; ist es lediglich Organisation, so ist es kein Organismus. Nun ist es aber offenbar, dass der Staat für das Volk da ist, nicht das Volk für den Staat. Es ist daher auch offenbar, dass der Staat ein Mittel ist für das Volk, nicht umgekehrt; ist der Staat aber ein Mittel für das Volk, so ist er sicherlich nicht Organismus, sondern Organisation. Nimmt man endlich an, dass der Staat ein Organismus ist, so kann die Menschheit keiner sein; denn diese besteht nicht aus Staaten, sondern aus Völkern; sind nun die Völker nicht Organismen, so kann die Menscheit, als einheitliche Zusammenfassung derselben, auch kein Organismus sein. Diese Ausführungen haben uns lediglich darzuthun, dass es unmöglich ist, zu behaupten, jede Gesammtheit von Wirthschaftern sei ein Organismus, zu behaupten insbesondere, dass Volk, Gesellschaft und Menschheit zugleich Organismen wären. Es ist vielmehr nur die Ansicht möglich, dass entweder das Volk oder der Staat, oder die Menscheit Organismen wären. Um die Untersuchung aber nicht dreifach führen zu müssen, stellen wir die Frage ganz all-

gemein: Kann eine Gesammtheit von Wirthschaftssubjecten als Organismus betrachtet werden?

Diese Problemstellung führt zunächst zur Frage, was wir uns eigentlich unter einem Organismus vorzustellen hätten. Der Begriff des Organismus ist so dunkel, seine Grenzen sind so wenig bestimmt, dass unter ihm Verschiedenes denkbar ist. Kann unter ihm Verschiedenes gedacht werden, so ist es wohl auch möglich, sich unter ihm die Gesellschaft, die ja von ihm verschieden ist, vorzustellen. Bewiese dies aber, dass die Gesellschaft ein Organismus sei? Sicherlich nicht. Es würde nur bekunden, dass der Begriff des Organismus in mangelhafter Weise gefasst ist. Versuchen wir es, denselben strenger zu umschreiben. Man versteht im Allgemeinen unter Organismus ein Lebewesen, das sich in der Gestalt eines gegliederten Ganzen darstellt. Aber nicht jedes gegliederte Ganze ist ein Lebewesen, nicht jedes Lebewesen ein gegliedertes Ganzes. Auch die Maschine, auch menschliche Zweckgemeinschaften sind gegliederte Ganze; es gibt ferner auch Lebewesen, welche nicht gegliedert sind. Demgemäss besteht die Natur des Organismus nicht darin, dass er aus Organen zusammengesetzt ist. Wohl könnte man das Organ als den functionellen Theil des Organismus, den Organismus als die functionelle Einheit der Organe definiren, allein nur die Organismen, welche wir täglich vor Augen haben und daher unsere Begriffsbildung beeinflussen, nur Organismen, die uns, als höchsten Organismen, mehr oder weniger gleichen, bestehen aus Organen; eine functionelle Theilung, welcher gemäss sich eine gewisse zweckentsprechende Sonderung entwickelt, liegt in den primordialen Formen des Organischen nicht vor: die nackte Zelle ist eine gleichförmige Sarcodemasse, bei welcher eine Arbeitstheilung noch nicht bemerkbar ist; sie führt uns einen Organismus ohne Organe mit Gegenständlichkeit vor; die Vorstellungen, welche man sich demgemäss im Allgemeinen vom Organismus macht, knüpfen an höhere Organismen an; mit demselben Recht, mit welchem der Sophist des Alterthums einen gerupften Hahn als Plato's Definition, der Mensch sei ein Wesen ohne Federn und mit zwei Beinen, Entsprechendes zeigte, können wir mit dem Hinweis auf eine Gliederpuppe die Definition des Organismus als eines aus Gliedern bestehendes Ganzen, das durch Theilung derart geschieden wird, dass es aufhört, das zu sein, was es gewesen, zurückweisen.

Wer behauptet, dass der Organismus „ein" Lebewesen bedeute, irrt auch insofern, als er dadurch jedem Organismus eine geschlossene Individualität vindicirt. Im Begriff des Individuellen ist lediglich eine negative Eigenschaft ausgedrückt: die Untheilbarkeit; sofern wir also

das wesentliche Merkmal des Organismus in seiner Untheilbarkeit erblicken, sagen wir damit etwas lediglich Negatives aus. Sofern nur Negatives behauptet wird, wird aber auch nur behauptet, dass der Organismus irgend etwas nicht sei; damit ist noch nicht gesagt, was er sei. Wenn man unter der Untheilbarkeit nicht die Unmöglichkeit einer Theilung überhaupt versteht, so kann darunter nur gemeint sein, dass es unmöglich sei, einen Organismus zu theilen, ohne dass er aufhört zu leben, aufhört Organismus zu sein. Darin ist aber bekundet, dass das wesentliche Merkmal wo anders liegen müsse als in der Untheilbarkeit. Denn wenn der Theil nach der Theilung nicht mehr die dem Organismus wesentlichen Eigenschaften aufweist, so entsteht durch diese Thatsache erst recht die Frage nach dem Wesen des Organismus. Damit, dass der Begriff des Organismus durch den des Individuums definirt wird, ist nicht nur ein rein negatives Urtheil, es ist auch ein thatsächlich unrichtiges gegeben. Es gibt Organismen, bei welchen die Individualität eine keineswegs ausgeprägte ist; sie sind theilbar, ohne eine ihrer kennzeichnenden Eigenschaften zu verlieren, ja sie pflanzen sich sogar durch Theilung fort; es zeigt sich somit, dass man nicht behaupten kann, alle Organismen seien untheilbar, nicht, dass alles Untheilbare Organismus sei. Einerseits ist nämlich jedes System untheilbar und ist nur, insofern es Untheilbarkeit zeigt, ein System; der Organismus ist oft ein System, eine aus Mannigfaltigem zusammengesetzte Einheit; es gibt daher Organismen, welche untheilbar sind. Aber diese Eigenschaft ist nicht eine dem Organismus wesentliche; die Erfahrung lehrt uns vielmehr, dass die Theilbarkeit ein Unterschied höherer und niederer Organismen ist. Hieraus folgt, dass die Theilbarkeit für die Bestimmung des Begriffs Organismus selbst irrelevant ist. (Vgl. Ueberweg, Logik p. 97.)

Im Lichte dieser Erörterungen muss es uns auch klar werden, warum der Organismus nicht durch seine Theile zu erklären ist. Wird nämlich das Ganze durch seine Theile erklärt, so erscheint es eben durch sich selbst, im Grunde also nicht erklärt. Daher ist denn auch die Definition, der Organismus sei dasjenige Ganze, das aus Zellen besteht, inadäquat. Die Zelle ist wohl allem Organischen eigenthümlich, aber der Zelle selbt ist auch das Organische eigenthümlich. Betrachten wir den Organismus als ein Ganzes, das aus Zellen besteht, so vermögen wir in der Zelle selbst, welche doch ein Organismus ist, nicht einen solchen zu erblicken. Im Organismus dürfen wir somit nicht ein Ganzes sehen, das aus bestimmten Theilen bestände; das ist nur bei höheren Organismen zutreffend. Daher darf man, sofern der Organismus definirt werden soll, seiner

Theile nicht Erwähnung thun. Es darf also nicht gesagt werden, der Organismus sei dasjenige Gebilde, dessen Theile dazu dienen, das Ganze zu erhalten. Es ist uns demnach auch versagt, im Verhältnis der Gegenseitigkeit den Begriff des Organischen zu erblicken. Denn Wechselwirkung herrscht in jeder aus Mannigfaltigem zusammengesetzten Einheit. Somit ist es richtig, dass in jedem höheren Organismus Wechselwirkung vorhanden sei. Aber es ist falsch, dies Urtheil umzukehren: man kann nicht sagen, in jedem Organismus zeige sich Wechselwirkung; daraus folgt, dass auch nicht überall, wo Wechselwirkung statt hat, ein Organismus vorliegt.

So bleibt uns denn nur übrig zu fragen, woraus denn eigentlich der Organismus bestehe und welches die Masse sei, aus der er sich aufbaut. Die Naturwissenschaft lehrt uns, dass er aus Protoplasma gestaltet sei. In dieser Form können wir den Begriff des Protoplasmas aber nicht zu einer Definition verwenden. Denn wohl ist das Protoplasma bei Organismen zu finden und bei allen Organismen, aber nicht Protoplasma allein, sondern auch gewisse Substanzen, welche das Protoplasma bildet. Wollten wir den Organismus schlechthin als ein aus Protoplasma Bestehendes definiren, so würde diese Definition zu weit sein, denn dann könnte in gewissem Sinne nicht nur jede Nation, ja sogar die Menschheit als Organismus aufgefasst werden, sondern auch die Thierwelt, ja sogar diese zusammt der Pflanzenwelt. Wir müssen demgemäss auch noch das Merkmal materieller Continuität zu Hilfe nehmen. Setzt man diese ein, so würde die Formel lauten, der Organismus sei ein Continuum, das Protoplasma enthält. In dieser Form können wir die Gesellschaft nicht als Organismus betrachten, zumal ja die Verbindung zwischen einem und dem anderen Gliede nicht eine materielle ist. Diese Definition könnte wohl den wesentlichsten Anforderungen entsprechen; sie trifft den Gegenstand; aber sie ist doch nur dasjenige, was Sigwart eine diagnostische Definition nennt. Der Organismus lässt sich an dieser Definition erkennen, ohne dass mit ihr auch sein Grundwesen gegeben wäre. Denn im Organismus finden sich auch protoplasmatogene Substanzen, wie beispielsweise die Zellhaut, nicht bloss Protoplasma. Wir sehen somit, dass es auch das Protoplasma nicht ist, mittels dessen eine richtige Definition des Organismus zu bewerkstelligen wäre.

Wir haben es in die Formel eingesetzt, weil es der Träger des Lebens ist: Nur das Protoplasma lebt, alles Lebende birgt Protoplasma. Wir sehen somit, dass uns nur der Begriff des Lebens selbst den Begriff des Organischen erklären kann. Wir gelangen solcher Art zu einer theils chemischen, theils ökonomischen Definition des Organismus.

Das Leben ist an bestimmte chemische Processe geknüpft, deren Analyse die organische Chemie zum Gegenstande hat und die ausserhalb des Organischen nicht in Erscheinung treten. Alles Organische ist weiters dadurch bestimmt, dass es sich Zwecke setzt und dieselben durch Mittel zu verwirklichen sucht. Die Natur dieser Mittel aber ist es eben, welche in das Gebiet der organischen Chemie fällt. Hieraus erfolgt, dass die finale Definition die weitaus wesentlichere ist. Das Organische lässt sich somit nur durch das Oekonomische verstehen; der Begriff des Organischen ist im Wirthschaftlichen gegeben. Unter einem Organismus ist dasjenige zu verstehen, das wirthschaftliche Erscheinungen zu Tage fördert, dasjenige, das eine Oekonomie wahrnehmen lässt.

Diese wirthschaftliche Definition leistet nach allen Seiten Genüge. Sie ist physiologisch, weil sie den physiologischen Haushalt berücksichtigt; sie birgt die chemische in sich, weil der physiologische Haushalt nur durch Substanzen organischer Natur zu bewerkstelligen ist; sie hat die gehörige Weite, weil sie alle Organismen in gleicher Weise umfasst, und die gehörige Enge, weil sie sich nicht auf Gegenstände beziehen kann, welche nicht organischer Natur wären. An der Hand dieser Definition haben wir eine genaue Vorstellung vom Wesen des Organismus. Wir können ihn nicht mit der Maschine verwechseln, denn die Maschine setzt sich nicht Zwecke, sie ist vielmehr selbst für einen Zweck gesetzt.

Im Lichte einer geläuterten Anschauung dessen, was man Organismen nennen könnte, treten uns mehrere Widersprüche der bioktetischen Idee als einer paralogistischen lebhaft entgegen. Die Vertreter der bioktetischen Idee stellen die strenge Necessität der ökonomischen Erscheinungen in Abrede. Wenn nun die Gesellschaft ein Organismus wäre, könnte diese Auffassung nicht aufrecht erhalten werden. Denn das organische Leben weist strenge Zusammenhänge der realen Erscheinungen auf. Die Anhänger der bioktetischen Idee behaupten weiters, die Gesellschaft müsse organisirt werden. Wenn sie ein Organismus ist, wozu sie organisiren? Will man sie organisiren, so ist sie offenbar nach der Anschauung derjenigen, die dies beabsichtigen, nicht ein Organismus. Mancher tadelt die Gebrechen der thatsächlichen Organisation und spricht den Wunsch aus, in einer anderen zu leben; wäre die Gesellschaft in der That ein Organismus, so wäre sowohl die Aeusserung dieses Wunsches als auch die Erfüllung desselben undenkbar. Wer somit der bioktetischen Idee huldigt, muss folgerichtig jede wirthschaftliche Gesetzgebung leugnen; thut er dies nicht, so widerspricht er sich selbst.

Diese Idee anerkennen, heisst allen Socialismus über Bord werfen, Denn wenn die Gesellschaft wirklich ein Organismus ist, so kann es keinen Wirthschafter geben, der arbeitet, ohne angemessenes Entgelt zu erhalten, kann es keinen Wirthschafter geben, welcher in Wohlstand lebt, ohne zu arbeiten. Versteht man daher unter Organisiren eine Umwandlung von einem dem Organismus Unähnlichen in ein dem Organismus Aehnliches, dann ist die Forderung, dass die Gesellschaft organisirt werde, nur unter der Voraussetzung möglich, dass sie kein Organismus sei. Demgemäss ist es unmöglich, anzunehmen, dass die gegenwärtige Gesellschaft ein Organismus wäre, der zweckmässig umgewandelte Staat der Zukunft aber auch einer wäre. Ist nämlich die gegenwärtige Gesellschaft ein Organismus, und kann sie daher nicht erst organisirt werden, so ist jeder Zukunftsstaat unmöglich. Wird der sociale Staat aber als möglich gedacht, dann kann die Gesellschaft organisirt werden; wenn sie organisirt werden kann, ist sie kein Organismus, zumal man ja einen Organismus nicht nur nicht organisiren kann, sondern auch eine Organisation eines Organismus müssig wäre. Dem socialen Staat ist daher kein günstiges Prognostikon zu stellen. Was nicht auf natürlichem Wege Organismus geworden ist, wird sich auch weiterhin nicht zu einem solchen umgestalten lassen. Dem Socialisten schwebte ein Staat vor, der Das wäre, was er sich unter einem Organismus vorstellt. Er glaubte, im Organismus herrsche Harmonie, im Organismus gebe es keinen Kampf ums Dasein, keinen Wettbewerb zwischen Stärkerem und Schwächerem. Allein, wie der Physiologe Roux nachgewiesen, herrschen alle diese Erscheinungsformen auch im Organismus. Der Kampf der Theile ums Dasein existiert auch innerhalb des Organismus; denn wohl leben alle Organe von den Kräften, die ihnen durch das Blut zugeführt werden, aber diese muss sich jedes Organ durch seine Arbeit verschaffen; so muss jedes Organ dem anderen fortnehmen, wessen es bedarf. Wenn es auch gelänge, die Gesellschaft zu einem Organismus zu gestalten, so wäre damit doch der Zweck dieses Umbaues, die Ausschliessung des Kampfes ums Dasein, nicht zu erreichen. Der Socialismus täuscht sich, wenn er wähnt, die sociale Frage sei nur eine Magenfrage. Auch die Liebe ist in Erwägung zu ziehen. Der sociale Staat, wie er uns in den mannigfachsten Utopien vorgeführt wird, ist nur für eine bestimmte Anzahl von Menschen denkbar, welche über ein für sie genügendes Gesammtcapital verfügen. Das grosse Problem, vor das er alsbald gestellt würde, ist, ob die Vermehrung der Mittel Schritt halten kann mit der Vermehrung der Zwecke, welche durch die Vermehrung der Menschen gegeben wären. Würde nämlich jeder der Sorge bezüglich seiner Existenz

und der seiner Nachkommen überhoben werden, so würde die bisher eingedämmte Zeugungskraft eine uneingeschränkte Macht bewähren; die Menschen würden sich in einer Weise vermehren, dass eine immer grössere Gesammtforderung an das Gesammtcapital heranträte; diesem stände eine immer wachsende Schaar von Nahrungsgläubigern gegenüber: könnte es sich nicht gleich rasch vermehren, so müsste der Staatsbankerott das Ende sein. Diesen hintanzuhalten, wäre nur auf zweifache Weise denkbar. Entweder müsste die Vermehrung des Capitals mit der der Bevölkerung Schritt halten, oder umgekehrt. Wie dergleichen zu bewerkstelligen wäre, ist aber nicht zu ersinnen.

Es ist möglich, die Bedingungen organischen Gedeihens und organischen Verfalls zu setzen; es ist andererseits möglich, die Bedingungen wirthschaftlichen Gedeihens und wirthschaftlichen Verfalls zu setzen. Daraus aber, dass beide Erscheinungsreihen durch die Wirksamkeit von planvoll aufgestellten Ursachen verändert werden können, ist der Schluss, dass beide identisch wären, nicht zu ziehen. Wenn man auch wirthschaftliche Massenerscheinungen zu regeln vermag, so ist damit nicht gesagt, dass man alle Massenerscheinungen willkürlich verändern kann, es sind vielmehr nur jene unserer Beeinflussung zugänglich, deren Ursachen wir zu tilgen vermögen. Dieses Vermögen hängt nicht nur von unserer Einsicht in die Causalzusammenhänge ab, sondern auch von der Möglichkeit, über die erforderlichen Kräfte thatsächlich zu verfügen. In ähnlicher Weise wissen wir, wie Gewitter entstehen, können sie aber nicht nach Wahl und Ermessen erzeugen oder hintanhalten. Je tiefer unsere Einsicht in die Natur der wirthschaftlichen Vorgänge wird, desto eher werden wir sie auch unseren Zwecken unterordnen können. Der Nutzen solcher Einsicht besteht darin, dass wir durch sie in die Lage versetzt werden, zu bestimmen, in welcher Art durch unpassende Verknüpfung wirthschaftlicher Thatsachen wirthschaftliche Energie verschwendet wird und wie ein möglichst nützlicher Gebrauch derselben stattfinden kann.

4. Widerlegung der bioktetischen Idee.

Eine sachgemässe Widerlegung der bioktetischen Idee kann folgende Wege einschlagen. Wird nachgewiesen, dass die Gesellschaft kein Organismus ist, so ist hierin eingeschlossen, dass sie auch kein niederer, kein höherer und kein überorganischer Organismus ist. Dies würde genügen, wäre die bioktetische Idee nicht so festgewurzelt, so verbreitet. Unter den gegebenen Umständen werden wir es daher vorziehen, unseren Beweis doppelt zu führen; wir werden darthun, dass die Gesellschaft kein niederer, kein höherer, dass sie auch kein über-

organischer Organismus ist; wir werden endlich gesondert darthun, dass sie überhaupt kein Organismus ist.

Wenden wir uns dem ersten Beweisstücke zu. Wir haben bereits hervorgehoben, welcher Zusammenhang zwischen dem Begriff des Organismus und jenem des Individuums besteht. Nicht jedes Individuum ist ein Organismus, denn der Krystall ist ein Individuum, aber kein Organismus. Nicht jeder Organismus ist ein Individuum, denn es gibt Organismen, die sich als Gesammt-Individuen darstellen. Insbesondere unter den niederen Thieren finden sich solche, deren Structur veranlasst, sie als unvollkommene Individuen aufzufassen; bei ihnen sind Einzelthiere gewissermassen als Organe der Gesammtheit thätig und solcherart dieser untergeordnet. Es ist sogar möglich, das höchstentwickelte organische Individuum, den Menschen, als eine Vereinigung untergeordneter Individuen aufzufassen (vgl. Espinas „Die thierischen Gesellschaften“ p. 77 ff.). Die Flimmerzellen im Darmtrakt beispielsweise führen ihre Bewegungen selbstständig aus; sie können demnach mit ziemlichem Recht als individuell betrachtet werden. Dürfte nun die Gesellschaft als ein Organismus aufgefasst werden, bei dem die Individualität unentwickelt ist, so wäre damit ausgedrückt, dass sie ein niederer Organismus wäre. Diese Gestaltung der bioktetischen Idee lässt sich somit dahin formuliren: Weil es Thiere gibt, die aus Thieren bestehen, kann es auch etwas Organisches geben, das aus Menschen bestände. Eine solche Auffassung macht den socialen Körper zu einem Socialthiere. Sie ist naturwissenschaftlich nicht begründet. Denn ein solches Socialthier weist wohl eine unvollkommene Individualität auf; aber all diese halb individuellen, halb angegliederten Theilthiere sind Ergebnisse eines und desselben Zeugungsorgans; sie sind somit gewissermassen eine Familie eher denn eine Gesellschaft. Ganz anders verhält es sich mit der menschlichen Gesellschaft. Gerade weil auf den höheren Stufen, welche die Entwicklung der Lebewesen aufweist, jeder Organismus ein Individuum ist, kann die Gesellschaft, sofern man in ihr einen dem Menschen übergeordneten Organismus erblickt, nicht als ein aus Individuen bestehender Organismus mit unvollkommener Individualität betrachtet werden. Denn dadurch würde die Gesellschaft in eine Reihe mit dem Gliederwurm gestellt. Jede Milbe könnte auf sie mit berechtigtem Stolze fortgeschrittener Entwicklung herabblicken. Könnte die Gesellschaft ein Organismus in diesem Sinne sein, so müsste der höchste Organismus sich seiner Structur nach an die niederer Wesen und unvollkommener Individuen anschliessen.

Das Gesellschaftsthier kann auch mit der Thiergesellschaft nicht

identificirt werden. Unter den Gesellschaftsthieren gibt es so feste Verbindungen von Mehrheiten zu Einheiten, dass die Gesammtheit in mannigfachen Beziehungen einem Individuum gleicht. Ein Bandwurm ist beispielsweise eine Mehrheit von Einzelwesen, deren jedes sich besonders begattet, wobei aber alle durch Ganglien zu einer Einheit verbunden sind. Wäre es möglich, die Gesellschaft als einen solchen Organismus zu betrachten? Wäre sie in Wahrheit ein Organismus, so müsste dieser als ein entwickelterer jedenfalls höher stehen als jeder andere. Diese Höherstellung ist aber darin nicht gegeben, dass man in ihr ein annelidenartiges Thier erblickt. Es zeigt sich von diesem naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, dass die Anschauung, die Gesellschaft könnte in Analogie zu einem niederen Lebewesen aufgefasst werden, auf einer Verwechslung beruht. Einige Organismen sind nämlich Gemeinwesen; daraus kann aber nicht der Schluss gezogen werden, dass alle Gemeinwesen Organismen sind.

Wir gehen auf das zweite Beweisstück über. Ist die Gesellschaft ein höherer Organismus? Betrachten wir zunächst die Beziehung des Ganzen zu seinen Theilen, dann die Beziehung der Theile zum Ganzen. Ein höherer Organismus ist ein Ganzes, das für sich besteht. Die Gesellschaft dagegen ist ein Gebilde, das ganz für seine constituirenden Theile ist. Beim höheren Organismus liegt somit das Leben des Ganzen im Ganzen, bei der Gesellschaft in den Theilen. Bei einem höheren Organismus ist jeder Theil für das Ganze da, in der Gesellschaft jeder Theil für sich. Daher ist denn ein Organ des Organismus, das die Zwecke des Ganzen nicht mehr erfüllt, als krank zu betrachten, das widerspenstige Organ ist ein entartetes, eine Wucherung. Dagegen hat jedes Element in der Gesellschaft seine eigenen Zwecke, die es innerhalb des Ganzen verfolgt und dieses selbst ist nicht so gebildet, dass jedes Glied der Gesammtheit den Zwecken derselben völlig untergeordnet wäre. Unter einem höheren Organismus verstehen wir gemeiniglich ein Ganzes, dem seine Theile derart untergeordnet sind, dass die Existenz des Ganzen der Zweck, jene der Theile dagegen das Mittel zu dieser Existenz sind. Bei der Gesellschaft ist dies umgekehrt der Fall: Die Vereinigung ist ein Mittel für die Existenz des Einzelnen.

Gehen wir mehr in das Besondere ein, so gewahren wir, dass die Arbeitstheilung sowohl im höheren Organismus wie auch in der Gesellschaft zu beobachten ist. Hieraus kann nicht der Schluss gezogen werden, dass die Gesellschaft ein Organismus sei, auch nicht, dass sie ein höherer Organismus sei; denn wenn ein Merkmal auch bei zwei Begriffen identisch ist, so kann daraus nicht die Identität beider Be-

griffe gefolgert werden. Dies kann um so weniger geschehen, als das Merkmal der Arbeitstheilung weder für den Organismus, noch auch für die Gesellschaft wesentlich, sondern nur den höheren Formen beider eigenthümlich ist. Daher findet denn auch im höheren Organismus vollständige Unterordnung der Organe unter den Organismus statt, während die Gesellschaft sich zum Wohle der Einzelwesen organisirt und den Zweck aller Einzelnen, aber nicht des Ganzen im Auge hat, welches selbst nur Mittel ist.

Was von der Arbeitstheilung gilt, gilt auch von der Structur. Der höhere Organismus weist wie die höhere Gesellschaftsform eine solche auf. Dies zeigt, dass auch das Merkmal der Structur nicht ein wesentliches ist. Daher kann auch dieses Merkmal nicht zu einer Identification der beiden Begriffe Anlass geben. Die Structur der höheren Organismen führt auf die Function der in der Structur selbst gegebenen functionellen Theile; der höhere Organismus weist in seiner Structur Organe auf. Wäre nun die Gesellschaft ein höherer Organismus, so müsste auch sie organisch gegliedert sein. Was heisst aber organisch gegliedert sein? Im Allgemeinen hat jedes Organ eines natürlichen Organismus nur eine Function auszuüben; vicariirende Leistungen sind pathologischer Natur; sie gehören zu den Ausnahmen. Betrachten wir die Siphorophoren. Die Vertheidigungszellen derselben haben die Fähigkeit der Zeugung eingebüsst, die zur Zeugung bestimmten Zellen die der Vertheidigung. (Claus, Grundzüge der Zoologie pag. 107.) Bei höher entwickelten Organismen ist diese Functionssonderung in höherem Masse bemerkbar. Wäre die Gesellschaft ein höherer Organismus, so müssten ähnliche Erscheinungen an ihm beobachtet werden können. Dies ist aber in keinem Sinne der Fall. Solches gilt demgemäss nicht nur hinsichtlich der Vertheidigung und der Zeugung. Im höheren Organismus hat der Verdauungsapparat keinen anderen Zweck als den der Verdauung, der Circulationsapparat keinen anderen als den der Circulatien. Der ausschliessliche Zweck des Industriellen ist aber keineswegs die Production der Güter, der des Bankmannes nicht der Umlauf des Capitals. Der Industrielle wie der Bankier haben vielmehr die Absicht, durch ihre Thätigkeit ihren eigenen Lebensfuss zu erhöhen; Jeder will seines Daseins froh werden, einen eigenen Hausstand gründen, des Vergnügens und Behagens theilhaft werden, vielleicht auch den öffentlichen Angelegenheiten Aufmerksamkeit widmen. Solche Vielseitigkeit der Bestrebungen findet kein Analogon in den Organen eines Organismus. Die Sonderstellung, die der Einzelne in der Gesellschaft einnimmt, ist der Angliederung, welche dem Organe sein eigenartiges Gepräge verleiht, um so mehr

entgegengesetzt, als sie in der Thatsache des Capitals und des Capitalzinses einen unzweideutigen ökonomischen Ausdruck findet, der sich nur schwer übersehen lässt.

Werfen wir schliesslich noch einen Blick auf Ernährung und Bewegung. Die Function der Ernährung ist in allen höheren Organismen in einem mehr oder weniger mannigfaltig gestalteten Verdauungsapparat centralisirt. Die Ernährung der Gesellschaft ist aber eine entschieden decentralisirte. Auch bei einer gemeinsamen Speisung, wie sie den Communisten vorschwebt, müsste die eigentliche Ernährung in den Verdauungsorganen der Einzelnen erfolgen. Jeder höhere Organismus hat weiters einen Apparat, in dem seine Entschlüsse entstehen und localisirt werden. Die Willensregungen, die in diesem Apparat wirksam sind, lösen in kürzester Frist Actionen aus. Dergleichen ist in der Gesellschaft nicht vorhanden: während der höhere Organismus sich auf Grund eines einheitlichen Willens bewegt, geht die Bewegung innerhalb der Gesellschaft nur von einzelnen Wesen aus. Entschlüsse, welche die Gesammtheit betreffen, entstehen dagegen nur auf Grund der Uebereinkunft zwischen Paciscenten. Ueberschauen wir die Reihe der von uns angeführten Argumente, so müssen wir uns der Ueberzeugung zuneigen, dass die Gesellschaft weder ein niederer noch ein höherer Organismus ist: sie ist somit in keinem Sinne ein Lebewesen.

Wer behauptet, dass die Gesellschaft ein Organismus sei, der behauptet entweder, dass die Gesellschaft ein Organismus sei, welcher dem des Menschen völlig analog ist; dann betrachtet er die Gesellschaft als einen Menschen. Oder er betrachtet die Gesellschaft als einen Organismus, der dem des Menschen nicht analog ist, in diesem Falle also als einen niedereren oder einen höheren. Betrachtet er ihn als einen niederern, so ist ihm die Gesellschaft ein Thier. Betrachtet er ihn als einen höheren, so ist er ihm ein hyperorganischer Organismus. Die erste dieser Ansichten ist leicht widerlegt: die Gesellschaft ist kein Mensch, weil der Mensch vielmehr das Element der Gesellschaft ist und es keinen Menschen geben kann, der aus Menschen bestände. Die Gesellschaft kann auch kein Thier sein, weil es kein Thier gibt, das aus Menschen bestände. So bliebe denn nur die Auffassung, dass die Gesellschaft ein hyperorganischer Organismus sei. Die Anhänger der bioktetischen Idee flüchten mit dieser Wendung auf supranaturalistisches Gebiet. Der Gedanke erscheint in einer Hinsicht annehmbar. Denn im Organismus sind die Nahrungssäfte materielle Substanzen; die Güter dagegen können auch immaterieller Natur sein. Daraus geht hervor, dass die Gesellschaft idealerer, geistigerer Natur ist als der

Organismus. Abgesehen von dieser Beziehung vermag aber die bioktetische Idee auch in ihrer hyperorganischen Fassung der Kritik nicht Stand zu halten. Der hyperorganische Organismus ist ein Organismus, welcher etwas Anderes ist als ein solcher, mithin ein Organismus, welcher keiner ist. Für einen Organismus, welcher über den Organismen, also über sich selbst steht, bedarf es eines ganz neuen Wortes; ihn kann man nicht mehr Organismus nennen. Wenn zumal die Gesellschaft überhaupt nicht als ein Organismus aufzufassen ist, so ist damit auch gesagt, dass sie nicht ein Organismus besonderer Art, dass sie somit kein hyperorganischer Organismus sei. Hierzu treten weitere Erwägungen. Jeder höhere Organismus verzehrt andere organische Substanzen. Wäre die Gesellschaft ein hyperorganischer Organismus, so müsste er gleichfalls auf Assimilirung niederer Organismen ausgehen. Thatsächlich thut sie das Gegentheil: sie fördert die Interessen der Einzelwesen. Dies steht im Einklang mit einem weiteren Momente. Je höher man in der Reihe der Lebewesen steigt, desto mehr nimmt die Individualität zu. Wäre die Gesellschaft ein hyperorganischer Organismus, so müsste der Charakter der Individualität bei ihr in höherem Masse bemerkbar sein als beim Menschen. Dem ist aber nicht so. Die Gesellschaft ist weder einheitlich noch auch untheilbar. Die Gesellschaft steht allerdings über den Organismen. Aber eben darum ist sie nicht einer. Sie ist vielmehr ein Wesen eigener Art, das nur mit sich verglichen werden kann und dessen Natur gesondert zu erforschen ist. Fassen wir schliesslich ins Auge, dass die Gesellschaft weder ein höherer, noch ein niederer, noch ein überorganischer Organismus genannt werden kann, so gewahren wir, dass es auf dem Gebiete des ökonomischen Lebens ausser dem Einzelwesen nichts gibt, das sich Zwecke setzen und dieselben durch Mittel verfolgen, somit wirthschaftliche Vorgänge auslösen könnte.

Wir gehen nun daran, gesondert zu beweisen, dass die Gesellschaft überhaupt nicht ein Organismus ist. Hierbei wird es nicht zu vermeiden sein, dass Argumente, welchen wir bereits begegnet sind, in anderem Zusammenhange wiederkehren. Die bioktetische Idee tritt uns als ein Zweideutiges entgegen. Die Einen werden sie dahin verstehen, dass die Gesellschaft dem Organismus gleicht, die Anderen, dass sie in Wirklichkeit ein Organismus sei. Mit der Behauptung, dass die Gesellschaft einem Organismus gleiche, beschäftigen wir uns nicht näher. Man kann die Gesellschaft mit einer Maschine, einem Schiff, einem Wagen vergleichen. Damit ist nicht auch gesagt, dass sie solches auch in Wirklichkeit sei. Jeder Vergleich ist eine dichterische Freiheit. Diese bleibe ungeschmälert. Nur Eines müssen wir feststellen: Wem die Gesellschaft ein Organismus ist, der kann sie

folgerichtig nicht mit einem solchen vergleichen. Wer sie mit einem Organismus vergleicht, dem kann sie nicht zugleich ein solcher sein.

Die bioktetische Idee wird theils durch die Mannigfaltigkeit in der Einheit, theils durch die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Gesellschaft begründet. Betrachten wir zunächst die Schlüsse der ersten Art. Die Gesellschaft ist eine Einheit von Mannigfaltigem, daher ein System. Der Organismus ist eine Einheit von Mannigfaltigem, daher gleichfalls ein System. Aber der Begriff des Systems ist ein übergeordneter. Daher stehen die beiden Begriffe, die er in sich schliesst, im conträren Gegensatze zu einander. Man kann demgemäss nicht sagen: dass die Gesellschaft ein Organismus sei. Es gibt wohl Systeme von Organismen, welche selbst als Organismen betrachtet werden können. In den Thierstaaten ist die Vielheit derart gegliedert, dass gewisse Arten von Einzelwesen im Dienste der Gesammtheit stehen. (Claus, Grundzüge der Zoologie p. 13.) Der Thierstaat ist ein Organismus aus nichtzusammenhängenden Organen. Ein solches Gesammtwesen wird mit Recht mit einem Staate verglichen, weil die einzelnen Gruppen von Wesen, die es bilden, einander wechselseitig bedingen. Freilich unterscheidet sich der Thierstaat vom Staate dadurch, dass die Vielheit desselben von einem Mutterwesen abstammt. Ist es möglich, die Gesellschaft als einen Organismus aufzufassen, welcher demjenigen des Thierstaates gleicht? Keineswegs. Der Thierstaat weist wohl nicht Contiguität der Einzelwesen auf, allein bei solchen Gesammtwesen ist dem Individuum in der Regel eine Organisation eigen, welche es als Theil des Ganzen kennzeichnet. So haben gewisse Ameisen zwei Magen, den einen für die Zwecke der Gesammtheit, einen für die Zwecke des eigenen Organismus. So gibt es in Thierstaaten immer auch geschlechtlose Individuen, durch deren Sterilität die sociale Frage des Thierstaates gelöst erscheint. Der Mensch dagegen hat keine Organe, deren Functionen nicht seinen eigensten Zwecken dienen würden. Daraus geht hervor, dass eine Gesammtheit von Menschen kein Gesammtthier mit distanten Gliedern, kein Gesellschaftsthier wie Termite, Ameise und Biene ist.

Wer behauptet, dass die Gesellschaft ein Organismus ist, der behauptet auch, dass sie ein Individuum sei. Der Thierstock ist ein unvollkommenes Individuum; die Gesellschaft kann nicht als ein Individuum in der Art des Thierstocks betrachtet werden. Denn dieser hat sein Gepräge im materiellen Zusammenhang der constituirenden Einzelwesen. Die Gesellschaft kann daher weder als eine Individualität nach Art des Thierstaates, noch als eine solche nach Art des Thierstockes betrachtet werden.

Sie kann überhaupt nicht als ein Individuum betrachtet werden. Denn die Einzelwesen sind physisch von einander getrennt. Daher ist eine Gesellschaft theilbar, ohne dass die Theile dadurch an Lebensfähigkeit einbüssten. Der Einwand Spencer's, dass die Grafschaft Middlesex nicht existiren könnte, wenn man sie aus ihrer Umgebung heraushöbe, ist nicht beweisend. Denn gewiss würden in diesem Falle die in dieser Grafschaft wohnenden Menschen sich den neuen Verhältnissen anpassen müssen. Jene, die es nicht vermöchten, würden zu Grunde gehen. Eine völlige Entvölkerung ist aber undenkbar. Das schliessliche Ergebnis wäre im äussersten Falle, dass auf dem fraglichen Territorium eine kleinere Gesellschaft ihr Fortkommen fände.

Auch die Schlüsse, welche im Sinne der bioktetischen Idee aus der Mannigfaltigkeit in der Einheit der Gesellschaft und des Organismus gezogen werden, sind nicht stringent. Jeder höhere Organismus ist ein Complex von andern Organismen, von Zellen; die Einheit ist in der Individualität gegeben. Bei höheren Organismen findet eine Unterordnung der Organe unter das Ganze statt. Die Organe haben durch ihre Arbeit Zwecke des Organismus zu erfüllen. Dafür werden sie vom Organismus ernährt. Das Organ hat also nicht für sich, sondern lediglich in Ansehung des Organismus einen Werth. Zwischen Theilen wie zwischen Elementen findet, da beide Wirksamkeiten sind, Wechselwirkung statt. Die Wechselwirkung ist bei einem System so wesentlich, dass es füglich als ein Ganzes bezeichnet werden kann, dessen Theile einander wechselseitig bedingen. Doch die Wechselwirkung allein ist nicht genügend, um den Begriff des Organismus zu constituiren. Denn es gibt Organismen, bei welchen eine Wechselwirkung ihrer Theile um so weniger zu beobachten ist, als sie keine Theile haben. Die Analogie zwischen der Gesellschaft als einem Complexen und dem Organismus als einem Complexen, kann somit nur dahin verstanden werden, dass es sich nicht um Organismen überhaupt, sondern nur um complexe, gegliederte Organismen handelt. Demgemäss dürfte unter einer Gesellschaft nicht ein Organismus überhaupt, sondern nur ein höherer Organismus verstanden werden, ein Organismus also, der dem Einzelwesen irgendwie ähnlich ist. In dieser Form der bioktetischen Idee tritt der Anthropomorphismus besonders deutlich zu Tage. Betrachten wir nun die complexe Natur der Gesellschaft näher. Aus der complexen Natur irgend eines Gegliederten lässt sich die bioktetische Idee nicht ableiten. Denn, was gegliedert ist, muss nicht ein Organismus sein; was ein Organismus ist, muss nicht gegliedert sein. (Claus l. c. p. 4ff.) Müsste jedes Gegliederte ein Organismus sein, so wäre jedes System.

jedes Ganze, das Einheit in der Mannigfaltigkeit aufweist, ein Organismus. Ein philosophisches System, das System der Weltkörper — sie wären Organismen. Man muss ferner bei jedem Complexen zwischen Theilen und Elementen unterscheiden. Die Theile sind das Mannigfaltige, aus dem sich das Einheitliche zusammensetzt, die Elemente sind das Mannigfaltige, in die das Einheitliche zerfällt. Das Organ steht somit nicht in demselben Verhältnis zum Einzelwesen, in welchem das Einzelwesen zum Ganzen der Gesellschaft steht. Denn das Organ ist ein Theil des Complexen, zumal sich das Einzelwesen aus Organen zusammensetzt. Das Einzelwesen dagegen ist ein Element der Gesellschaft, zumal die Gesellschaft in Einzelwesen zerfällt. Die Gliederung beider ist verschieden. Der höhere Organismus zeigt materiellen Zusammenhang seiner constitutiven Theile. Die Einzelnen dagegen, welche die Gesellschaft bilden, sind distant.

Die Anhänger der bioktetischen Idee meinen, dass, wiewohl die materielle Cohärenz bei allen gegliederten Organismen beobachtet wird, die Distanz der Theile innerhalb der Gesellschaft nicht eine Widerlegung der bioktetischen Anschauung bilde. Die Sprache und die gegenseitige Abhängigkeit bilde eine Einheit aus der Vielheit. Was die Sprache betrifft, so ist sie wohl ein Mittel, das Getrennte verbindet, aber Verbindung ist im besten Falle Vereinigung. Vereinigung aber nicht Einheit im organischen Sinne. Die gegenseitige Abhängigkeit vermag noch weniger die bioktetische Idee zu begründen. Die normale Function des Organismus ist nämlich von seinen Theilen abhängig, die normale Function des Organs vom Ganzen. Functionirt ein Organ demgemäss nicht, so muss der Organismus seine Thätigkeit einstellen: er stirbt. Nichts Aehnliches bei der Gesellschaft. Es treten dann nur veränderte Lebensumstände ein, welchen sich die Gesellschaft anpassen muss.

Gerade das psychologische Moment, welches so gern in den Vordergrund gerückt wird, um die bioktetische Idee zu begründen, birgt eine bedeutsame Widerlegung dieses Dogmas. Organismen können durchwegs ihre Gestalt willkürlich verändern, sie bewegen sich, sie lösen Willensregungen aus. Aber hinsichtlich der Structur vermögen sie keine willkürlichen Aenderungen zu veranlassen. Die Gesellschaft hingegen vermag im Verhältnis des Ganzen zu den Theilen die verschiedensten Wandlungen vorzunehmen. Das ist eine Erscheinung, für die es kein Analogon auf dem Gebiete der organischen Erscheinungen gibt, demgemäss ist das Vermögen des Organismus, sich anzupassen, nur innerhalb gewisser Grenzen möglich, jenseits welcher die Vernichtung

des Lebens eintritt. Die Anpassungsfähigkeit der Gesellschaft ist eine ungleich grössere.

Hinsichtlich der socialen Structur wird hervorgehoben, dass die Gesellschaft aus Menschen bestehe, wie der Organismus aus Zellen. Allein der Umstand, dass ein System von Zell-Individuen Organismus genannt wird, ist noch kein genügender Grund dafür, dass auch ein System von Organismen gleichfalls Organismus genannt werde. Denn alle Organismen bestehen aus Zellen. Organismen, welche aus Zell-Complexen bestehen, weisen materiellen Connex, Contiguität der Substanz auf. Die Gesellschaft dagegen besteht aus Organismen höchster Art und ist eben deshalb nicht ein Organismus. Besonders einschneidend sind die functionellen Unterschiede. Das Organ hat seiner ursprünglichen Anlage nach eine bestimmte Function im Hinblick auf das Ganze. Dies kann vom Einzelnen im Hinblick auf die Gesellschaft nicht gesagt werden. Er kann demnach auch seinen Beruf ändern. Im Organismus gewahren wir eine Umwandlung von Kräften durch bestimmtes biochemisches Verhalten. Dennoch fällt es keinem Naturkundigen ein, den Chemismus für etwas Unorganisches zu erklären. Ebenso ist die Gesellschaft von organischen Kräften durchwaltet, und in gleicher Weise ist es unstatthaft, die Gesellschaft als Organismus aufzufassen. Sie weist kein den Organismen analoges, chemisches Verhalten auf. Der Organismus befindet sich in einem fortwährenden Kampfe mit Mikro-Organismen parasitärer Natur. In der Gesellschaft findet sich hiezu kein Analogon. Der Organismus reagirt auf Reize, das vermag die Gesellschaft nicht, das vermögen nur die Organismen, welche sie bilden. Das Wachsthum zumal weist einen nicht zu unterschätzenden Gegensatz auf. Die Gesellschaft kann nicht wachsen, sondern nur Einzelne oder Einzelwesen, welche sie bilden; die Gesellschaft hat eben keinen Stoffwechsel, keine Aufnahme von Substanz, keine Ausscheidung materieller Natur, sondern nur die Individuen, die sie zusammensetzen. Die Gesellschaft könnte durch Vermehrung ins Ungemessene zunehmen, wenn genügende Nahrung vorhanden wäre. Anders verhält es sich mit dem Wachsen des Individuums. Es vermag sich auch unter den günstigsten Ernährungsumständen nicht über eine gewisse Grenze auszudehnen, welche seiner Natur entspricht.

Gleich gewichtige Unterschiede zeigen sich in der Fortpflanzung. Die Organismen pflanzen sich ungeschlechtlich oder geschlechtlich fort. Niedere Organismen vermehren sich durch Scissiparität. Hiezu ist in der Auswanderung eine Analogie gegeben. Wäre die Gesellschaft ein höherer Organismus, so stände damit in Widerspruch, dass sie sich gleich einem niederen fortpflanzt. Das distributive System vermag

gleichfalls nicht zur Grundlage einer bioktetischen Analogie verwendet zu werden. Denn die Centren des Verkehrs sind mit den Centren organischer Functionen nicht in eine Linie zu stellen, weil die einzelnen Theile der Gesellschaft ihre Functionen nicht als functionelle Theile der Gesammtheit erfüllen. Im höheren Organismus rollt die Blutflüssigkeit, vom Herzen getrieben, durch bestimmte Gefässe. Sie hat den Zweck, Abgenütztes aufzunehmen, Verbrauchtes zu ersetzen, Schädliches zu vernichten, überall hin Lebensbedingung zu bringen. Im Gebiete der Gesellschaft gibt es nichts, was dem Blute wirklich gliche. Auch in der Zusammensetzung des Blutes zeigt sich ein Unterschied einschneidendster Art. Es besteht aus Organismen, aus Zellen nämlich, welche den Aufbau des organischen Körpers besorgen. Die Güter dagegen sind nichts Wirthschaftendes, sondern mit ihnen wird gewirthschaftet. Beim mobilen Capital ist somit ein Kreislauf immerhin ins Auge zu fassen. Allein von Gütern behauptet man, dass sie circuliren, wenn sie auch auf einem ziemlich geraden Wege vom Producenten zum Consumenten gelangen.

Ist die Gesellschaft kein Organismus, so kann auch ein Volk kein Organismus sein. Völker bilden, soferne sie gemeinwirthschaftliche Zwecke durch gemeinwirthschaftliche Mittel verwirklichen, gemeinschaftliche Einheiten. Somit würde die Menschheit auch dann nicht eine gemeinwirthschaftliche Einheit bilden, wenn vollständiger Freihandel herrschte. Vielmehr wäre eine solche Einheit nur in der utopischen Gestalt eines Universalstaates denkbar. Auch die Menschheit ist daher kein Organismus, denn grosse Theile derselben stehen mit anderen in keinem wie immer gearteten Verkehr. Wenn das Volk ein Organismus wäre, so könnte kein Güterverkehr zwischen Völkern stattfinden.

Wenn nun weder Gesellschaft, noch Volk, noch Menschheit Organismen sind, vielleicht ist der Staat ein solcher? Diese Frage wollen wir die biopolitische nennen. Sie gehört nach der Ansicht Vieler in die Staatslehre. Allein die Oekonomik kann sich das Recht, die Aufgaben des Staates zu erörtern, nicht streitig machen lassen. Denn die Aufgaben des Staates sind ökonomische, der Staat ist ein Wirthschaftssubject; es gibt daher auch eine Staatswirthschaft. Ist diese nun irgendwie organischer Natur? Eine Reihe von Argumenten, welche zum Theile auch die bioktetische Idee zu widerlegen im Stande sein werden, wird uns darthun, dass dem nicht so ist. Die biopolitische Idee lehrt, dass im Staat die Einzelindividuen, die ihn bilden, zu einem Gesammtindividuum zusammengefasst sind. Dieses Gesammtindividuum ist wohl juristisch eine Person. Diese aber ist eine Rechtsfiction. Die

biopolitische Idee wähnt, dass die Fiction Wirklichkeit sei. Die biopolitische Idee hat daher entweder den Sinn, dass der Staat ein wirklicher Organismus ist, oder den, dass der Staat einem wirklichen Organismus gleicht. Ist der Staat aber ein Organismus, so gleicht er auch einem solchen. Wenn wir somit nachweisen können, dass der Staat kein Organismus ist, so ist damit noch nicht nachgewiesen, dass er einem solchen nicht gleiche; würde aber nachgewiesen, dass er einem solchen nicht gleiche, so wäre damit auch dargethan, dass er nicht ein solcher ist. Dies ist nicht schwer. Wenn die Gesellschaft nicht ein Organismus ist, so ist auch der Staat keiner; denn dieser ist nur die geregelte Form, in welcher eine Gesellschaft lebt. Eine solche Art und Weise der Gemeinschaft ist ihrer Natur nach eine Modalität; die Körperschaft ist nicht ein Körper. In einem Universalstaate, wie ihn Schwärmer träumen, müssten wohl die einzelnen Racen, sofern sie überhaupt noch als verschiedene vorhanden wären, der Gesammtheit so untergeordnet werden, wie gegenwärtig Einzelne der Gesellschaft untergeordnet sind. Solange das nicht geschieht, solange die Aera des utopistischen Universalstaates nicht Erscheinung wird, können Völker nicht als Individuen gleich den Einzelwesen aufgefasst werden. Dies verhindert schon der Austausch wirthschaftlicher Kräfte unter jenen. Ein solcher Austausch ist ein Phänomen, zu dem auf dem Gebiete des Organischen kein Analogon zu finden ist.

Staaten entstehen, wachsen, vergehen; Organismen desgleichen. Die Anhänger der biopolitischen Idee ziehen daraus den Schluss, dass der Staat ein Organismus sei. Diese Folgerung beruht auf einer unlogischen Umkehrung. Denn wohl entstehen, wachsen und vergehen die Organismen. Aber nicht Alles, was entsteht, wächst und vergeht, ist darum ein Organimus. Entstehen, Wachsen, Vergehen ist gleichbedeutend mit Werden und Vergehen; da Vergehen auch ein Werden, nämlich ein Anderswerden ist, sind schliesslich Entstehen, Wachsen und Vergehen nur ein Werden. Dass alle Organismen werden, ist richtig. Aber nicht Alles, was wird, ist ein Organismus. Jede Erscheinung steht im Flusse des Werdens; indem sie sich verändert, vergeht sie schon. Wenn man daher sagt, dass irgend Etwas wird, so ist damit nicht ein besonderes Kennzeichen angedeutet, vielmehr nichts Anderes besagt, als dass es Erscheinung und als solche dem Causalitätsprincip unterworfen sei. Was sich entwickelt, das betrachtet man wohl gerne als Organismus. In diesem Sinne spricht man von einem Organismus des Gesetzes, der Sprache. Sie sind so wenig Organismen, wie der Staat. Wären sie es, wie wäre ein Staatsgesetz, wie eine Staatssprache denkbar?

Dass man auf die Thatsache der Entwicklung nicht die Idee einer realen Analogie zwischen Staat und Organismus gründen kann, geht auch aus einer anderen Erwägung hervor. Wie entsteht der Staat? Wir wissen es nicht genau. Wie entsteht der Organismus? Wir wissen es gleichfalls nicht genau. Ist zwischen dem, was wir nicht wissen, und dem, was wir weiters nicht wissen, eine sachliche Aehnlichkeit ausfindig zu machen? Weil wir nicht wissen, wie der Staat entsteht und nicht wissen, wie der Organismus entsteht, werden wir auch nicht sagen können, dass der Staat so entsteht, wie der Organismus. Wenn wir den Staat überhaupt und das organische Leben überhaupt als Subjecte setzen und von diesen Subjecten aussagen, dass sie entstehen, sind wir nicht berechtigt, aus diesem ursprünglichen allgemeinen Merkmale einen Anologieschluss zu gestalten.

Man könnte einwenden, wir wüssten freilich nicht, wie der Staat überhaupt, nicht, wie das organische Leben überhaupt entsteht, aber doch, wie einzelne Staaten, wie einzelne Organismen entstehen, und könnten wohl die Entstehung einzelner Staaten mit der Entstehung einzelner Organismen vergleichen. Dieser Einwand wäre leicht zu entkräften. Staaten entstehen nicht auf eine bestimmte Weise. Wir kennen die Gesetze der Staatenentstehung nicht. Die Organismen entstehen andererseits auf mannigfaltige Art. Das Wesentliche an einem solchen Entstehungsprocesse ist uns aber noch verborgen. Wir wissen beiläufig, wie ein Organismus, wenn er entstanden ist, wächst, wie er sich entwickelt: der Augenblick aber, in welchem er vom Nichtsein in das Sein übergeht, entglitt bisher der Forschung: wenn er noch nicht ist, können wir ihn nicht wahrnehmen, wenn er ist, können wir nur mehr sein Wachsen, aber nicht mehr sein Entstehen beobachten. Daher ist das Entstehen eines Organismus für uns kaum weniger ins Dunkel gehüllt, als das Entstehen des Organischen überhaupt. Der Vorgang im Innern der Zellen, welche sich fortpflanzen, das eigenartige Leben, das die Befruchtung zur Folge hat, sie bilden nebelumsponnene Räthsel. Wer somit die Entstehung eines Staates mit der Entstehung eines Organismus gleich setzt, der stellt ein der Erklärung Bedürftiges mit einem der Erklärung womöglich noch Bedürftigeren in Vergleich.

Auch in den Organisationen ist eine Entwicklungsreihe zu finden; der Staat steht in derselben zu oberst, er ist unter den Vergesellschaftungsformen, was der Mensch unter den Lebewesen. Ist man wegen dieser Aehnlichkeit der Verhältnisse schon berechtigt, den Staat als ein dem Menschen auch hinsichtlich der inneren Structur ähnliches organisches Gebilde zu betrachten? Sicherlich nicht. Das Brot steht in demselben

Verhältnisse zu seinen Vorproducten, wie der Rock zu den seinen; Beide sind Schlussergebnisse längerer Productionsprocesse. Aber darum darf man nicht sagen, das Brot ist ein Rock, der Rock ein Brot. Bei näherer Betrachtung der inneren Vorgänge, die einerseits im Staate, andererseits im Organismus sich abspielen, gewahren wir leicht, dass sie nicht wesensgleich sind. Im Stoffwechsel, den die Oekonomie des Organismus besorgt, entsteht eine Differenz zu Gunsten desselben, vermöge welcher, während der Vollkraft wenigstens, mehr in ihm beharrt, als von ihm wieder abgegeben wird. Innerhalb des Staates dagegen findet eine Vermehrung nur insofern statt, als die Anzahl der Geburten die der Todesfälle übersteigt. Das Wachsen des Organismus hat seinem regelmässigen Verlaufe nach Zeugungsfähigkeit und Zeugung zur Folge. Der Staat, welcher seine Reife erlangt hat, zeigt nichts Aehnliches. Wohl zerfallen Staaten, welche zu gross geworden sind. Aber darin kann ein Zeugungsact nicht erblickt werden. Niedrige Organismen pflanzen sich durch Scissiparität, durch Abschnürung, fort. Höheren ist eine geschlechtliche Fortpflanzung eigenthümlich, welche auf uns unbekannte Wirkungen hin die Scissiparität von zur Fortpflanzung bestimmten Zellen auslöst. Man könnte sagen, dass Staaten durch eine Art von Scissiparität entstehen können. Aber ein Analogon zur geschlechtlichen Zeugung fehlt. Dem gegenüber muss es seltsam berühren, wenn ein Staatsrechtsgelehrter wie Bluntschli sich den Staat als einen Menschen denkt. Er stellt demgemäss auch dem männlichen Staate die weibliche Kirche gegenüber und erblickt im Verhältnisse Beider eine Ehe. Ihm ist der Staat also nicht nur ein menschenähnliches Wesen, sondern geradezu ein männliches lebendiges Individuum. Ein männliches Individuum ist aber nicht dadurch schon männlich, weil es für das weibliche bestimmend ist und dieses sich ihm unterzuordnen hätte, es ist auch, abgesehen von jedem Geschlechtsverhältnisse, ob seiner physiologischen Eigenthümlichkeiten männlich zu nennen. Solche Eigenthümlichkeiten lassen sich vom Staate nicht aufweisen. Der Connex des Staates mit der Kirche zeigt sich auch nicht als ein im physiologischen Sinne fruchtbarer. Die biopolitische Idee schmeichelt sich oft mit der Höhe ihrer Auffassung. Diese ist uns nicht recht einleuchtend. Schelling war der Staat ein Gott. Die Anhänger der biopolitischen Idee machen ihn zu einem Menschen, wenn nicht zu einem Thiere. Eines ist so unsinnig wie das andere. Aber höher ist jene Anschauung, die den Staat über uns erhebt, niedriger jene, die ihn unter uns erniedrigt.

5. Erklärung der bioktetischen Idee.

Das Resultat unserer Untersuchung erfordert noch eine Ergänzung. Es genügt nicht, einen Paralogismus als solchen darzustellen, es ist auch nothwendig, zu erklären, wieso es entstehen konnte. Bei dieser Aufgabe wollen wir einen Augenblick verweilen. Während die Oekonomik die Gesellschaft als einen Körper, als einen Organismus bezeichnet, nennen viele Handbücher der Physiologie den Körper bekanntlich einen Staat, eine Fabrik. Wenn sie darlegt, in welcher Art die cellulare, musculare und nervose Arbeit sich vereinigt, um eine zweckmässige Wirkung auszulösen, sieht sie am Leib einen Haushalt, eine Wirthschaft, sie spricht von der Arbeitstheilung, von Oekonomie des Organismus; der Ausdruck der Wärmeökonomie zumal hat sich in der physiologischen Kunstsprache vollkommen eingebürgert. Claude Bernard hat die Idee ausgesprochen, dass alle lebenden Wesen Aggregate von Organismen sind. Virchow hat in seiner Cellular-Pathologie dargethan, dass jeder Organismus sich in eine Gesellschaft von Zellen auflöst, die selbst vollständige Organismen sind. Vulpian steht in seinen Vorlesungen über die Physiologie des Gehirns auf demselben Standpunkte. Häckel zumal sagt (Die Perigenesis der Plastidule, 1876, p. 20) schroff, er betrachte jeden höheren Organismus nach dem Vorgange Virchows als organisirte sociale Einheit, als einen Staat, dessen Staatsbürger die einzelne Zelle sei; er betont, dieser vollkommen zutreffende und oft angewendete politische Vergleich sei kein entferntes Sinnbild, sondern beanspruche reale Geltung. Die Zellen seien wirkliche Staatsbürger. In derselben Weise meint Lilienfeld und mit ihm Schäffle, der einzelne Mensch sei die Zelle des Gesammtorganismus. Die Idee, den physiologischen Organismus als politischen aufzufassen, scheint somit eine blosse Umkehrung der bioktetischen und könnte demnach die ktetobiologische genannt werden (Vgl. beispielsweise auch Hermanns Physiologie p. 1 ff.; Claus, Zoologie p. 1). Ist auch sie nur metaphorisch zu verstehen? Heisst es gleich weit von der Wahrheit abirren, wenn man die Vielheit wirthschaftender Einheiten einen Organismus nennt, oder wenn man im Organismus eine Einheit wirthschaftlicher Vielheiten erblickt? Sucht sich der menschliche Geist mit gleichem Rechte das wirthschaftliche Leben durch das organische, das organische Leben durch das wirthschaftliche verständlich zu machen? Nein. Die ktetobiologische Idee ist noch etwas mehr, als eine blosse Umkehrung der bioktetischen. Die Mannigfaltigkeit in der Einheit, die Einheit in der Mannigfaltigkeit, welche dem Naturforscher im höheren Organismus

entgegentritt, lässt den Körper desselben eher als ein Gemeinwesen, denn das Gemeinwesen als einen Organismus betrachten. Wenn der Physiologe im Organismus einen Haushalt sieht, so ist das dem ersten Anscheine nach ein blosser Vergleich. Man glaubt, es handle sich auf diesem Gebiete nicht um einen wirklichen Haushalt. Allein während man nicht ohne metaphorische Redewendung von einer Physiologie der Gesellschaft sprechen kann, ist die Oekonomie des Organismus ein wissenschaftlicher Begriff, der nichts von einem Tropus an sich trägt. Die Physiologie ist in Wirklichkeit die Lehre von der Wirthschaft im Organismus. Man könnte diese Disciplin daher auch als eine Lehre von der Erzeugung, Vertheilung und dem Verbrauche von für den Organismus nützlichen Substanzen, also von Gütern, definiren. Der höhere Organismus zumal, mit welchem sich die Physiologie der Menschen befasst, producirt Substanzen verschiedener Art, Flüssigkeiten, Zellen und Gewebe; zu diesem Zwecke consumirt er Nahrungsmittel durch das Verdauungsorgan, Sauerstoff durch die Lunge. Diese Thätigkeiten sind zweckmässige. Und wenn die moderne, biochemische Physiologie, wenn die moderne entwicklungstheoretische Naturwissenschaft diese Zweckmässigkeiten auch auf eine nicht teleologische Weise zu erklären sucht, so würde man ihre Thätigkeit doch vollkommen verkennen, wollte man wähnen, sie gehe darauf aus, alle Zweckmässigkeit zu leugnen. Im Gegentheil. Die Thatsache, die man zu erklären sucht, ist immerdar auch zugestanden. Man kann daher, ohne das Zweckmässigkeitsprincip ausserhalb seiner erkennntnistheoretisch gegebenen Grenzen und sohin fälschlich oder teleologisch anzuwenden, gemäss der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des Wissens behaupten, jeder Organismus setze, sofern er lebt, Zwecke und suche sie durch Mittel zu verwirklichen. Das Setzen von Zwecken und das Streben, sie zu verwirklichen, haben wir aber als wirthschaftliche Erscheinungen kennen gelernt. Wir haben daraus den Schluss gezogen, dass alles Lebendige wirthschafte. Ist diese Anschauung berechtigt, dann ist wohl nicht jede Einheit von wirthschaftenden Subjecten etwas Organisches, aber alles Organische enthält eine Vielheit von wirthschaftlichen Erscheinungen: Alles Organische ist etwas Wirthschaftliches. Wir sehen hierin den Schlüssel zur bioktetischen Idee. Dass der Organismus wirthschaftet, das ist von den Anhängern der bioktetischen Idee wahrgenommen worden, und diese Wahrnehmung ist richtig. Falsch aber ist die heteronome Umkehrung, welche behauptet, dass nicht nur der Organismus wirthschaftet, sondern das Wirthschaftsleben im Wesentlichen ein organisches sei. Die Oekonomik hat sich nicht unter die Heteronomie der Physiologie zu stellen, weil die Physiologie selbst unter der Heteronomie der Oekonomik steht.

Die Arbeit auch des niedersten und elementarsten Organismus ist eine zweckmässige; er wirthschaftet; schon die nackte Zelle hat Zwecke und verfolgt diese durch die geeigneten Mittel, sie wirthschaftet, und das erste Protoplasmatröpfchen, das sich seine Nahrung ergriff, umhüllte und verzehrte, hat die Erscheinung des Gutes in die Welt gebracht. Ein höherer Organismus vollends besteht aus Organen, also aus Mitteln zu Zwecken, er ist somit ein wirthschaftliches System. Es ist verschiedenen Zwecken angepasst; die Anpassung selbst wird von einem eigenen Organe geregelt, vom geistigen. Es versucht die Verwircklichung von Zwecken, für welche die Organisation nicht vorgesorgt hat. Das Thier, dessen Umhüllung nicht fest genug ist, um es gegen jeden Angriff zu schützen, gräbt sich in den Boden ein, um sich zu verbergen. Bedarf es eines beweglichen Gehäuses, so schlüpft es in die leere Schale anderer Lebewesen. Dies sind geistige Aeusserungen, die wir deshalb namhaft machen, weil sie auf sehr niederer Entwicklungsstufe bereits bemerkbar sind. Je höher man aber die Entwicklungsreihe der Thiere emporsteigt, desto mehr sind die Lebewesen darauf bedacht, durch Mittel, welche mit dem Körper nicht organisch verbunden sind und von diesen nicht organisch hervorgebracht werden können, die Zwecke des Organismus zu verwirklichen. So geht denn die Wirthschaft des Organismus, in welcher derselbe Mittel und Zweck zugleich ist, durch unmerklichen Uebergang in die Wirthschaft über, bei der lediglich der Zweck organisch ist; das Mittel dagegen mit dem Organismus erst in Verbindung gesetzt wird. Für Zwecke, welche nicht durch die Organisation verwirklicht werden können, hat auch der menschliche Intellect zu sorgen. Darum finden wir im wirthschaftlichen Leben der Gesellschaft Erscheinungen, die auf das Wirthschaftsleben des Organismus zurückzuführen sind. Aber gerade deshalb ist es unmöglich, Bedingung und Bedingtes mit einander zu identificiren, das wirthschaftliche Leben der Gesellschaft dem wirthschaftlichen Leben eines Organismus gleichzusetzen. Erwägt man, dass nur Organismen wirthschaften, so kann man wohl, aber in ganz anderem Sinne als die Anhänger der bioktetischen Idee vermeinen, sagen, dass das wirthschaftliche Leben lediglich organischer Natur sei. Der Gedanke aber, dass die Einheit aller wirthschaftenden Subjecte ein Organismus sei, oder auch nur eine reale Analogie zwischen dieser Einheit und den Organismen vorhanden wäre, ist entschieden zu verwerfen. Wir können von einer Wirthschaft des Organismus sprechen, aber nicht von einem Organismus der Wirthschaft. Nicht die Verbindung der beiden Begriffe organisch und wirthschaftlich ist somit aufzulösen, sondern nur die bisher übliche Art dieser Verbindung. Es wurde bisher Subject und Prädicat mit einander vertauscht. Nicht

alles Wirthschaftliche hat die Natur des Organischen, aber alles Organische wirthschaftet.

Wir glauben dargethan zu haben, dass die Gesellschaft nicht ein Organismus ist. Man könnte sich freilich noch fragen, ob die Organismen nicht Organisationen wären. Dieses Urtheil gehört zu jenen, welche die Organismen als Subject verwenden. Es gehört daher in das Gebiet der Naturlehre, welche nicht Gegenstand unserer Erörterungen bildet. Uns liegt nur die Frage, was die Gesellschaft wäre, vor. Wird nun gefragt, was die Gesellschaft wäre, so ist dies eine Frage nach ihrem Wesen. Wenn wir nach dem Wesen derselben fragen, so wollen wir ihren empirischen Charakter kennen lernen. Wenn wir ihren empirischen Charakter kennen lernen wollen, so wollen wir zunächst wissen, was sie thut, wie sie sich äussert, woher es kommt, was ihre Ursachen, was ihre Wirkungen sind. Wenn wir demnach fragen, was die Gesellschaft ist, so fragen wir nicht danach, wem sie gleicht, nicht, wem sie ähnlich ist. Wenn wir fragen, was die Gesellschaft ist, und man uns antwortet, sie sei einem Dinge, das nicht eine Gesellschaft ist, gleich, so ist damit unsere Frage nicht beantwortet, damit sind wir nur abgespeist, aber nicht gesättigt. Statt sich also zu fragen, welchem Gebilde eine Gesellschaft gleicht, wäre es angemessener für die Forschung gewesen, zu untersuchen, was sie ist.

In der bioktetischen Idee birgt sich die Anschauung, dass der Einzelne gleich einem Organe Zwecke der Gesammtheit zu verwirklichen hat; dies leitet zur ethoktetischen Idee über.

III. Die ethoktetische Idee.

Die Anhänger der bioktetischen Idee sind zumeist auch solche der ethoktetischen. Mit Unrecht, denn beide Ideen schliessen einander in Wirklichkeit aus. Das gegenseitige Verhältnis der Organe im Organismus ist nämlich kein ethisches, sondern nur ein physiologisches; es wird lediglich durch Anwendung der bioktetischen Idee in eine ethisirende Beleuchtung gerückt. Wer in der Gesellschaft das Sittliche als einen Organismus auffasst, der müsste auch den Organismus als etwas Ethisches auffassen; er wäre somit gezwungen, ihn nicht adäquat zu beurtheilen. Wir haben zu Beginn dieses Capitels die ethotektische Idee definirt. Ist es für die Wirthschaftskunde von Bedeutung, dass

die Beweggründe, aus welchen das wirthschaftliche Handeln jeweils erfolgt, sittlich bewerthet werden, so stellen sich folgende fünf Sätze als mögliche Thesen ethoktetischer Natur dar. Erstlich: Alles wirthschaftliche Handeln bezüglich der Güter ist ausschliesslich egoistisch; das ist die Doctrin des Egoismus. Zweitens: Alle Wirthschafter sollen bezüglich der Güter ausschliesslich egoistisch handeln; das ist das Postulat des Egoismus. Drittens: Bezüglich der Güter ist der Egoismus nicht ausschliesslich massgebend, einige wirthschaftliche Thätigkeiten sind auch altruistisch; das ist die Doctrin des partiellen Altruismus. Viertens: Die Wirthschafter sollen bezüglich der Güter nicht ausschliesslich egoistisch handeln, es soll vielmehr das wirthschaftliche Leben auch altruistische Motive aufweisen; das ist das Postulat des partiellen Altruismus. Fünftens: Das wirthschaftliche Leben hat nach altruistischen Grundsätzen geregelt zu werden; das ist das Postulat der ethischen Reglementation. Diese fünf Thesen sind unter der Voraussetzung denkbar, es sei für das wirthschaftliche Leben von Bedeutung, dass die Beweggründe, aus welchen das wirthschaftliche Handeln jeweilig erfolgt, sittlich bewerthet werden. Dies ist jedoch eine Voraussetzung, welcher eine Antithese gegenübersteht, die Anschauung nämlich, dass dergleichen für die Wirthschaftskunde nicht von Bedeutung wäre. Das Verhältnis zwischen der genannten Voraussetzung und der ihr entgegengesetzten These ist contradictorischer Natur, demgemäss die eine die stricte Verneinung der anderen. Das ökonomische Denken hat daher zwischen ihnen zu wählen.

Dass die Anschauungen der Oekonomik und Ethik mit einander nichts zu thun hätten, kann nicht behauptet werden. Denn beiden ist ein und derselbe Gegenstand eigen. Demgemäss ist Ethik die Philosophie, die Oekonomik die Wissenschaft vom Handeln. Es besteht somit ein Verhältnis zwischen den Disciplinen. Wie ist es näher zu bestimmen? Entweder handelt es sich um eine Theilung der Gewalten, oder um die Herrschaft einer Disciplin über die andere. Eine Theilung der Gewalten würde zu der Ansicht führen, dass die Oekonomik eine Darstellung der Handlungen sei, wie sie sind, dagegen die Ethik eine Darstellung der Handlungen, wie sie sein sollen. Dies wäre irrig. Denn eine Oekonomik, die nur darlegen wollte, wie gehandelt wird, ohne auch zu lehren, wie gehandelt werden soll, wäre unnütz; eine Ethik, die nur darlegen wollte, wie gehandelt werden soll, ohne zu fragen, wie gehandelt wird, wäre gegenstandslos; ihre Lehren wären aus der Luft gegriffen. Es bliebe uns dann nur die Annahme übrig, dass eine von beiden Disciplinen über die andere herrschen soll. Die ethische Rich-

tung der Oekonomik hat die Menschen nicht besser, die egoistische Richtung hat sie nicht schlechter gemacht. Desgleichen wird es die Welt im Ganzen nur wenig beeinflussen, ob man die Ethik unter die Oberhoheit der Oekonomik stellt, oder umgekehrt. Dennoch ist dies nicht ohne Bedeutung, denn es kommt auf die Ethisirung der nationalen Wirthschaft an. Ist diese falsch, so vermag sie nur schädlich zu wirken; ist sie richtig, so ist sie noch unsicher begründet und zählt daher zu viele Gegner, als dass sie mit voller Kraft wirken könnte.

Für viele Oekonomisten ist die Frage, welche wir uns vorlegen, bekanntlich längst gelöst. Sie stellen die Führung der Oekonomik der Ethik anheim; das wirthschaftliche Handeln, so lehren sie, soll überhaupt ein sittliches werden: womöglich sollte jeder Wirthschafter bei seinen wirthschaftlichen Handlungen das Ganze im Auge haben und sich immer fragen, ob es diesem wohl Vortheile bringen werde. Man könnte diese geistige Richtung füglich als eine idealistische Reaction des theoretischen Denkens gegenüber dem materialistischen Verlangen nach Glücksgütern, das den modernen Menschen durchbebt, betrachten. Je mehr das Wirthschaftsleben durch das Creditwesen in seiner Mannigfaltigkeit gesteigert, je mehr die Maschine zu einem Factor der Production wurde, je mehr zumal der Widerspruch zwischen Capital und Arbeit sich vertiefte, desto mehr drängte sich die Ueberzeugung auf, dass die Erfassung der wirthschaftlichen Erscheinungen vom Gesichtspunkte der Moral aus eine Nothwendigkeit sei.

Eine geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Moral und Oekonomik zu entwickeln, liegt nicht in unserer Absicht. Wir begnügen uns daher mit einigen allgemeinen Hinweisen, welche dazu bestimmt sein sollen, das Verständnis unserer weiteren Erörterungen zu vermitteln. In dieser Hinsicht ist zunächst zu bemerken, dass, wie die bioktetische Idee sich aus der biopolitischen, so auch die ethoktetische sich aus der ethischen Auffassung des Staatslebens, aus der ethopolitischen Idee entwickelt habe. Da der Staat schon früh als Mittel zur Durchführung der sittlichen Ordnung aufgefasst wurde, traten denn auch früh ethisch gefärbte Betrachtungen des Wirthschaftslebens zu Tage, wobei freilich ins Gewicht fällt, dass manches der sittlichen Postulate, mit welchen das Alterthum an das Wirthschaftsleben herantrat, uns heute als unsittlich erscheint. Das griechische Staatsideal forderte eine unbedingte Unterordnung des Individuums unter die Gesammtheit; der Bürger lebt nur in dem Staate, nur für ihn. Die modernsten Auffassungen haben sich der antiken bedeutsam genähert; aber so sehr sie auch vom Einzelnen Hingabe an das Ganze heischen, sie verkennen doch nicht, dass der Staat nicht für sich, sondern für die

Vielheit da ist, welche ihn mit lebendigem Leben erfüllt. Ingram, der selbst ein Anhänger der ethoktetischen Idee ist, rühmt es an Aristoteles, rühmt es an den theologischen Wirthschafts-Theoretikern des Mittelalters, dass sie in ihren Erwägungen hauptsächlich von sittlichen Grundsätzen ausgingen. Gerade vom historischen Standpunkte aus scheint es für die gegenwärtigen Parteigänger der ethoktetischen Idee keineswegs empfehlend, dass schon die frühesten und primitivsten ökonomistischen Gedankengebilde denselben Gesichtspunkt aufweisen; an der Hand der Entwicklungsidee, welche die historische Schule gewiss nicht leugnet, liesse sich darlegen, dass aus solcher Aehnlichkeit nur ein der neuzeitlichen Richtung abträglicher Schluss gezogen werden könne. An der Schwelle der Neuzeit wird die ethopolitische Idee besonders von Grotius vertreten. Aus dem Keime, den er setzte, blühte die ethoktetische Idee in der nachklassischen Epoche auf. Proudhon, Comte, Fichte, Marlow bringen sie in Schwung. Bastiat leugnet es, dass das Wirthschaftsleben gegen die Moral verstosse. Aber schon hatte sich die Anschauung herausgebildet, dass das Wirthschaftliche eine antimoralische Potenz sei; die Forderung einer Sittlichung des wirthschaftlichen Daseins wird erhoben. Unter den bedeutenden Oekonomisten, die diesem Evangelium huldigten, steht Mill obenan; er betont die Nothwendigkeit, ethische Grundsätze auf die Oekonomik anzuwenden; er weist in seiner ethischen und in seiner biographischen Schrift nachdrücklich auf die Bedeutung der idealen und sittlichen Momente für die sociale Frage hin. Unter den modernen Verfechtern der ethoktetischen Idee sind vornehmlich Schmoller, Knies, Wagner, Schaeffle, Cohn, Schütz und Kautz zu nennen (Vgl. Schönberg's Hob. I. Aufl. 1. Bd. pag. 6, 12, 48, 49. III. Aufl. 1. Bd. pag. 56). Schönberg's Ausführungen gipfeln in dem Dogma, die Oekonomik befinde sich in Uebereinstimmung mit der Ethik, sie betrachte deren Grundsätze als unbedingt massgebend auch für ihr Gebiet. Daher könne sie als „ethische Wissenschaft" betrachtet werden. C. Menger hat sich wohl als ein Gegner dieser Anschauung bethätigt, gelegentlich aber doch die Oekonomik als eine ethische Wissenschaft, ihre Gesetze als solche der ethischen Welt definirt (Unters. pag. 39). Am weitesten geht wohl Cohn, dem Oekonomik und Ethik geradezu gleichbedeutende Begriffe sind. Abseits stehen Cherbuliez und Block; der erste meint (Précis d'Ec. P. pag. 6 ff.), die Wirthschaftslehre habe mit der Sittlichkeit nichts zu thun; Block vertritt dieselbe These (Science Ec. pag. 53). Eine vermittelnde Stellung nimmt Keynes ein. Er ist der Ansicht, dass weder die wirthschaftliche, noch irgend eine andere Art von Handlungen von den moralischen Gesetzen unabhängig gemacht wer-

den könne (Sc. a. M. p. 41); die Wissenschaft könne streng positiv bleiben, wenn die wirthschaftlichen Erscheinungen auch hinsichtlich ihrer Beziehung zum allgemeinen Wohle in Betracht gezogen werden (p. 44); die Oekonomik könne sittliche Beweggründe ganz wohl als Thatsachen annehmen, ohne darum eine ethische Wissenschaft zu werden (p. 45). Die theoretische Oekonomik sei daher unabhängig von der Ethik und unterscheide sich dadurch von der praktischen (pag. 58). Doch hält Keynes an diesem bedeutsamen Gedanken nicht fest, auch denkt er ihn nicht aus, er wünscht vielmehr (pag. 60), dass zwischen die praktische und theoretische Oekonomik ein dritter Theil eingeschoben werde, welcher, als Zweig der angewandten Ethik, unter dem Titel einer Ethik der politischen Oekonomik die Aufgabe hätte, die Prinzipien des Oekonomisten und der Moralisten zu vereinigen und die allgemeinen Grundsätze festzustellen, nach welchen die Bedeutung der Socialethik für das Wirthschaftsleben gewürdigt werden könnte (Vgl. auch Paul Janet „Histoire de la science politique dans ses rapports avec la morale" 2 Ed. III. Bd. Chap. IX; Marco Minghetti „Della Economi a publica e delle sue attinenze colla morale e col diritto; Dargun, Egoismus und Altruismus).

Die These, die Oekonomik müsse auf das Fundament der Ethik gestellt werden, leidet an dem Uebelstande, dass die Ethik ein Theil der Philosophie ist. Wer die Oekonomik somit auf die Grundlage der Ethik stellen will, der will sie auf Philosophie bauen. Ist nun Philosophie nicht Wissenschaft, so fordert diese Anschauung, dass eine Wissenschaft auf einer Basis ruhe, welche selbst des Fundamentes dringend bedarf, zumal sie selbst nicht wissenschaftlich ist. Ist Philosophie nicht Wissenschaft, so wird auch die ethische Richtung der Oekonomik nicht als eine solche betrachtet werden können, die in consequenter Weise eine empirische und positive Gestaltung der Wissenschaft anstrebt, sondern vielmehr als eine solche, die Unmögliches und Widersinniges begehrt, nämlich den Aufbau einer realistischen Disciplin auf speculativer Grundlage. Würde es sich um Entgegengesetztes handeln, nämlich um eine Speculation auf realistischer Grundlage, so wäre die Oekonomik nach solchem Zuschnitte zum mindesten Speculation, also Philosophie, also doch irgend etwas. Empirisches aber, das sich auf speculativer Basis erheben soll, ist weniger als Philosophie; denn Oekonomik, die nach dieser Forschungsmaxime aufgebaut würde, hätte alle Mängel, welche der Philosophie eigen sind, ohne irgend einen Vorzug derselben aufzuweisen. Die Philosophie hat, wie wir bereits dargelegt, ihre historische Aufgabe erfüllt, indem sie zur Bildung der Oekonomik Anlass gegeben. Sie ist demnach gegenwärtig

überlebt. Was vom Ganzen gilt, das gilt auch vom Theile. Wir haben wohl eine thatsächlich in unseren sittlichen Anschauungen wurzelnde und in unserem Leben zum Ausdrucke gelangende Moral, ein Ethos, aber wir haben keine philosophische Ethik mehr oder wir haben sie noch nicht. Soferne wir sie nicht mehr haben, oder soferne wir sie noch nicht haben, soferne sie also für die Gegenwart nicht existirt, ist sie nicht geeignet, als Grundlage eines Gedankengebäudes zu dienen. Die Anhänger der ethoktetischen Idee zielen auf eine praktische Oekonomik ab; die theoretische aber, welche diese erst bedingt, also ihr zeitlich vorausgehen müsste, verweisen sie in die Zukunft. Sie fragen sich demnach zunächst, was sie sich zuletzt fragen müssten, wie nämlich das Wirthschaftsleben beschaffen sein solle. So wurde es das Sollen, das ihr Denken in das Gebiet der Ethik, als des Denkens über das Sollen, führte; dabei aber übersahen sie, dass die praktische Bedeutung der Philosophie und die praktische Bedeutung der Oekonomik eine wesentlich verschiedene ist, weil, wie wir alsbald ausführen werden, in beiden dasjenige, was man sich unter dem Praktischen vorzustellen hätte, verschieden ist.

Weder die Forderungen, welche die Gesammtheit an das Individuum, noch auch jene, die das Individuum an die Gesammtheit stellt, können je vollständig erfüllt werden, zumal das Mass des Verlangens sich ins Unermessliche steigern lässt, das Mass des Leistens aber von den Umständen abhängig ist. Es wird daher auch immer nur ein frommer Wunsch bleiben, wenn eine durchgängige Sittlichung des Wirthschaftslebens postulirt wird. Moralisch ist für Jeden eine Handlungsweise, vermöge welcher er nicht die eigenen Zwecke, sondern die anderer Personen zu erfüllen bestrebt ist. Vom Einzelnen aber verlangen, dass er sich in allen Fällen des wirthschaftlichen Verkehres moralisch verhalte, ist müssig. Der Verkäufer kann sich die Gelegenheit, ein Gut zu einem höheren Preise, als er selbst dafür geben würde, zu verkaufen, nicht entgehen lassen. Wollte man aus sittlichen Gründen verbieten, billig zu kaufen und theuer zu verkaufen, so wären dem Wirthschaftsleben die Existenzbedingungen entzogen (Vgl. Keynes Scope and Meth. p. 61). Nur der Staat vermag auf wirthschaftlichem Gebiete von moralischen Gesichtspunkten auszugehen. Wohl setzt er sich Zwecke und verfolgt sie, wie jeder einzelne Wirthschafter, aber diese Zwecke unterscheiden sich von jenen des einzelnen Wirthschafters dadurch, dass sie, indem sie die seinen sind, zugleich auch diejenigen Aller sind, dass er somit, indem er sie verwirklicht, das Wohl Aller fördert.

1. Die Ethik als Führerin der Oekonomik.

Fassen wir die empfohlene Basis für die Oekonomik nun näher ins Auge: untersuchen wir genauer. ob sie wohl sicher genug wäre, um ein wissenschaftliches Gebäude zu tragen. Unter Ethik verstehen wir, wie bereits angedeutet, nicht die thatsächliche Sittlichkeit, sondern die Erkenntnisse hinsichtlich derselben. Die historisch gegebene Ethik ist ursprünglich eine postulative; sie betrachtete es lediglich als ihre Aufgabe, zu untersuchen, wie die Menschen handeln sollen. Eben darum nannte sie sich praktische Philosophie. Es hat keine Philosophie gegeben, welche so unpraktisch gewesen wäre, wie diese. Wollte die Ethik im wahrsten Sinne des Wortes praktische Theorie werden, so müsste sie aufhören, Theil der Philosophie zu sein, um Wissenschaft zu werden, sie müsste sich auf empirischen Boden stellen. Statt aber aufzuhören, Philosophie zu sein, hat sie es vorgezogen, nach dem Zusammenbruche der Metaphysik vicariirend an deren Stelle zu treten und eine ethisirende Weltanschauung zu gebären, welche die Natur als Ganzes sittlichen Massstäben unterwirft und den gewaltigen Entwicklungsgang des Makrokosmos vom Gesichtswinkel des Mikrokosmos aus als einen guten oder schlechten beurtheilt.

Die höchste Entwicklungsform der imperativen Ethik tritt uns in der Kant's entgegen. Ihm ist die Ethik nicht eine Methode, um der Glückseligkeit theilhaft zu werden; denn dies hiesse Tugend aus Egoismus, also aus Mangel an derselben, üben. Selbstlosigkeit, die es auf Lohn abgesehen hat, ist ihm keine. Er will die Sittlichkeit auf einen festeren Boden stellen: die Postulate, die Alle verpflichten, müssen aller Veränderung entrückt sein, daher sollten sie nichts Empirisches an sich haben Auch verwirft Kant das blosse Leben nach dem Gesetze, die Legalität, weil sie nur äusserlich ist. Allein auch seine Ethik vermochte keine der Forderungen, die sie an sich selbst gestellt hatte, zu erfüllen. Das menschliche Denken sucht vergebens ausserhalb der Erfahrung einen Begriff zu finden, welcher geeignet wäre, den Eckstein einer befriedigenden Sittenlehre zu bilden, zumal die Begriffe eben alle empirischer Herkunft sind. Dies wird durch eine Analyse des Sollens begreiflich.

Der Begriff des Sollens ist um so bedeutungsvoller, als wir auch auf dem Gebiete der Oekonomik der Frage begegnen, ob das Seiende auch sein solle. Wissenschaft hat die Wahrheit zu erforschen; dieses Ziel erreicht sie in dem Masse, in dem es ihr gelingt, den thatsächlichen Zusammenhang der Erscheinungen zu erfassen. In diesem werden wir aber nur des Seienden gewahr, nicht des Seinsollenden; es

tritt uns als Erscheinung nirgends entgegen: die Naturwissenschaft kennt es denn auch nicht. Dies ist in logischen Verhältnissen begründet. Logisch entspricht dem Sein das Wirkliche, dem Müssen das Nothwendige, dem Können das Mögliche. Das Sollen jedoch, das eine Stellung zwischen dem Sein und Müssen, dem Wirklichen und Nothwendigen einnimmt, kommt keiner logischen Kategorie zu. Die Erkenntnis hat sich, als logische, mit dem Wirklichen und Möglichen, mit Dem, was sein muss, und Dem, was sein kann, zu befassen: sie ist demnach ihrem eigentlichen Wesen nach theoretisch, sie gebietet daher auch Niemand, wie er sich angesichts verschiedener Motive zu entscheiden hätte; sie legt nur dar, welche Folgen diese oder jene Entscheidung nach sich zöge. Wer dagegen behauptet, Jemand solle eine bestimmte Handlung setzen, der bekundet damit, dass seiner Anschauung nach der von ihm ins Auge gefasste Zweck den Vorzug vor demjenigen verdient, der dem Anderen vorschwebt, dass das von ihm empfohlene Mittel von ihm als das entsprechendere erachtet werde.

Da das Sollen sich nicht auf den thatsächlichen Zusammenhang zwischen erfahrungsmässigen Erscheinungen bezieht, drückt es nur den Zusammenhang von Erscheinungen mit bestimmten Zwecken aus: mit dem Sollen treten wir an die Natur heran, um sie zweckmässig zu ordnen. Richtet sich das Gebot des Sollens an jenen Theil der Natur, welcher Jedem von uns durch seine Nebenmenschen dargestellt wird, dann ist das psychische Verhalten Derjenigen, die dem Machtworte nachkommen, ein heteronomes. Es ist ein Wille, der sich an die Stelle des anderen setzt; denn das Sollen ist der auf die Objecte unseres Willens projicirte Ausdruck unserer Bestrebung. Wir haben das Mittel als die gewollte Ursache auch einer gewollten Wirkung, den Zweck als die gewollte Wirkung einer gewollten Ursache definirt. Wo das gewollte Mittel nicht thatsächlich in der gewollten Richtung oder in dem gewollten Masse wirkt, drücken wir die Differenz zwischen seinem Wirken und unserer Absicht durch das Sollen aus. Weil aber das Finale dem Causalnexus untergeordnet ist, lässt sich die Frage, ob Etwas anders sein soll, als es ist, nur beantworten, wenn wir wissen, was nothwendig und was zufällig ist. Daher hätte denn auch die Ethik, soferne sie positive Ergebnisse ihrer Gedankenarbeit zu Tage fördern wollte, zuerst das Thatsächliche ihres Gegenstandes zu ergründen und die Zusammenhänge, welche zwischen Handlungen vorwalten, mit menschlichen Zwecken in Verbindung zu setzen; Ethik dagegen, welche es in keiner Weise mit dem Seienden, sondern nur mit dem Sollen zu thun hat, verzichtet auf Das, was ist, somit auf die Wahrheit. Wer bloss postulirt, ohne sich um das Bestehende zu kümmern, läuft Gefahr, dass der Sachverhalt,

welchen er fordert, mit dem, welcher wirklich vorhanden ist, identisch wäre; er läuft andererseits Gefahr, dass er die Thatsächlichkeit einer Erscheinung verlangt, welche unmöglich ist. Dann ist seine Forderung gleichfalls gegenstandslos. Man kann einem Apfelbaume gebieten, Aepfel oder Birnen hervorzubringen, das Gebot wird in beiden Fällen wirkungslos sein. Oekonomisten thun desgleichen, wenn sie den Wirthschaftern rathen, dass sie ausschliesslich ihre Zwecke verfolgen mögen, oder ihnen rathen, dass sie andere Zwecke als die ihren im Auge haben mögen. Solche Rathgeber wissen nicht, was geschieht, und darum auch nicht, was geschehen soll; sie können auch nie stringent beweisen, warum Das, was ihnen als angemessen erscheint, zu geschehen hätte. Sie könnten erst die Berechtigung zu Vorschriften erringen, wenn es ihnen gelungen wäre, das erfahrungsmässige Gepräge jeder Erscheinung zu ergründen, um sie als planvolles Glied eines in sich mannigfaltigen Processes menschlichen Zwecken unterzuordnen. Aus diesen Gründen ist Vorschriften nur eine Bedeutung beizumessen, wenn der Rathende die Folgen einer Handlung zu überschauen vermag. Dies aber setzt Einsicht in die Gesetze voraus, die das menschliche Handeln regieren. Des Rathes, nach Glück zu streben, bedarf Keiner; Jeder aber wäre für die Weisung dankbar, wie er seine Ziele durch Mittel erreichen könnte. Wer daher einem Anderen rathen will, der muss dessen Zwecke kennen, dieselben dessen Anschauungen gemäss gegen einander abwägen, dass ganze Weltbild mit dessen Augen ansehen, sich mit ihm förmlich identificiren, er selbst sein; demgemäss kann man einem Nebenmenschen nicht Zwecke, sondern im besten Falle nur Mittel rathen. Denn der Rathende bleibt im Grunde doch immer er selbst. Nützlich ist Berathung überhaupt nur, soferne der Zweck bereits feststeht und es sich nur darum handelt, die Wege ausfindig zu machen, die zu ihm führen könnten. Hier vermag der Begabte hilfreich zu sein, verfügt er doch in höherem Masse über Einsicht hinsichtlich der Wirksamkeit von Mitteln. Aber auch in solchem Falle ist der Rath misslich. Denn da Sollen die Forderung einer Erscheinung unter der Voraussetzung ist, dass diese Erscheinung nicht thatsächlich sei, kann in Rathschlägen die grösste Mannigfaltigkeit herrschen; handelt es sich aber um Das, was ist, so kann solche Mannigfaltigkeit nicht sichtbar werden.

Solange die Oekonomik noch nicht eine Wissenschaft ist, haben wir kein Recht, aus ihr für das praktische Leben Schlüsse zu ziehen. Wir können nicht sagen, wie ein Ding sein soll, wenn wir nicht wissen, wie es ist; wissen wir, wie es ist, so müssen wir uns fragen, ob es möglich ist, dass es anders wäre. Wissen wir, es sei möglich, dass

es anders wäre, so haben wir uns zu fragen, ob ein solches Anderssein von Vortheil wäre. Bei jedem Vortheile müssen wir aber Den, welchem er zukäme, im Auge behalten; jede wahrhaft praktische Untersuchung ginge also dahin, zu ergründen, ob es nothwendig wäre, irgend eine Handlung zu gebieten, ob es nützlich wäre, sie zu vollbringen; sie hat nicht zu fragen, wieso es kommen mag, dass die Dinge sich nicht so verhalten, wie sie sich verhalten sollen, sondern die Thatsachen festzustellen, zu ergründen, wieso sie zu ihrem Gepräge gelangen, zu erforschen, ob ihnen ein anderes und zweckmässigeres Gepräge zu verleihen wäre.

Die imperative Ethik ging vom Grundsatze der Willensfreiheit aus; sie nahm an, dass die Willenshandlung unbedingt wäre; sie löste die That vom Satze des zureichenden Grundes los, weil sie sich nur auf diese Art und Weise die Wahl zu erklären wusste. Mit der Verneinung der Willensfreiheit ist aber keineswegs auch die Wahl geleugnet. Man wählt aus Gründen: man zieht nicht ohne Grund vor, man schlägt nicht ohne Grund aus. Die Art, in welcher der Einzelne wählt, ist völlig bestimmt. Er verfolgt die ihm eigenen Zwecke gemäss seiner Einsicht in die Mittel. Genau so bestimmt handelt ein Element: so oft man es unter denselben Umständen beobachtet, äussert es sich auf dieselbe Weise. Hiefür ist der empirische Beweis freilich nicht mit voller Strenge zu erbringen, weil es unmöglich ist, ein Individuum genau wieder unter dieselben Umstände zu bringen: ein solches ist ja nicht ein Element, sondern ein System von Kräften, deren gegenseitiges Verhältnis sich fortwährend verändert. Handelt eine Person daher unter sonst gleichen Umständen anders, so geschieht dies gleichfalls nicht ohne Grund; es ist uns nur nicht gelungen, diesen Grund auszuschalten, welcher das schliessliche Ergebnis abgelenkt hat. Demgemäss haben wir uns unter der Freiheit nichts Anderes vorzustellen, als die Möglichkeit jedes Einzelnen, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln seine Zwecke zu verfolgen. Wird diese Möglichkeit getilgt und muss er mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln andere als seine eigenen Zwecke verfolgen, so fühlt er sich unfrei, fühlt er den Zwang. Verhält sich der Wille derartig, dass er nichts ohne Grund thut, untersteht er also dem Causalgesetze, so ist eine Ethik, welche auf dasselbe nicht Rücksicht nimmt, sondern, ohne den Causalzusammenhang der Aufmerksamkeit zu würdigen, bestimmte Verhaltungsmassregeln decretirt, hinfällig.

In der Geschichte der Wissenschaften treten manchmal Epochen auf, in denen aus tiefen Quellen, die sich durch den Zauber des psychologischen Contrastgesetzes erschliessen, neue Ueberzeugungen fliessen;

geraume Zeit wagt Niemand dem Ueberkommenen zu widersprechen. Endlich wird Jener ein Held, der das erlösende Wort findet, das Jeder verschweigt, Jener, der zuerst Hand anlegt, um das Hohlgewordene zu zerdrücken. Schopenhauer war es, der die Mängel der imperativen Ethik zuerst tiefer erfasste und die Nothwendigkeit einer pragmatischen verfocht. Er hat den Bann der imperativen Ethik gebrochen; er hat eine theoretische Ethik gefordert, welche nicht darstellt, wie die Menschen handeln sollen, sondern wie sie handeln. Er hätte diese Ethik schaffen können, wenn er folgerichtig das Sittliche aus dem Willen zum Leben abgeleitet hätte. Er zog es leider vor, das Gegentheil zu thun und die höchste Sittlichkeit in der Verneinung des Willens zum Leben zu erblicken. Daher steht denn auch seine Ethik im Widerspruch mit seinen die Ethik begründenden methodologischen Ausführungen, im Widerspruch zu seiner Natur-Philosophie. Kaum ist das Verbot jeder Forderung dem Gehege seiner Zähne entflohen, so hat er der eigene Maxime schon vergessen. Und er empfiehlt Quietismus als höchste Form der Sittlichkeit. Ob es möglich ist, sich einen Menschen zu denken, welcher in keiner Weise will, in keiner handelt und doch lebt, hat der Denker sich nicht gefragt. Mit gutem Grund. Denn grade nach den Lehren Schopenhauers ist consequenterweise eine bis zur Abulie herabsinkende Verneinung des Willens unmöglich. Wenn wir unter dem Nichtwollen ein Wollen, dass etwas nicht sei, verstehen, so ist es ein negatorisches, aber keineswegs unbewegtes. Dieses kann also nicht gemeint sein. So bliebe denn nur die Annahme übrig, dass es sich um zwei gleich starke Motive handelt, welche den Willen nach entgegengesetzter Richtung hin beeinflussen. Aber auch in diesem Falle ist Jener, der nicht will, keineswegs Einer, dessen Willensvermögen nicht vorhanden wäre, sondern Einer, dessen Wille nach entgegengesetzten Seiten hin gleich stark in Anspruch genommen ist. Schopenhauer verwechselt hier den Zustand eines Körpers, welcher von gleichen Kräften nach entgegengesetzten Richtungen hin gezogen wird und sich daher nicht bewegt, mit einem, auf den keine wie immer geartete Kraft wirkt und sich deshalb nicht bewegt. In Wirklichkeit liegt es nicht im Belieben des Menschen zu handeln oder nicht zu handeln. Denn sofern es ihm beliebt nicht zu handeln, ist damit die Thätigkeit des Willens nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr vorausgesetzt. Alles Handeln ist demgemäss nur aus dem Willen möglich. Auch die Hemmung jeder Handlung könnte nur durch den Willen vor sich gehen. Damit wäre aber ein Quietismus bloss äusserlich gegeben. Nichthandeln kann überdies nicht zur Grundlage einer Ethik werden, sofern wir unter einer solchen eine Theorie des Handelns

verstehen. In der Ethik fragen wir nur, wie man handeln, nicht aber, wie man nicht handeln soll. Der Frage, wie man handeln soll, verdankt die Ethik ihre Existenz. In der Antwort, es sei gerathener, überhaupt nichts zu thun, ist diese Frage nicht beantwortet, sondern nur umgangen.

Ist sie aber die einzig mögliche Antwort, so beweist sie, dass die Frage schlecht gestellt worden, beziehungsweise, dass die Ethik als imperative keine Existenzberechtigung besitze. Auch das Leben des Propheten widerlegt seine Lehre: Einsicht in das Getriebe der Welt kann den Willen zum Leben nicht brechen; dergleichen ist bei Schopenhauer selbst nicht geschehen. Der Grund hiervon liegt in dem Umstande, dass auch er dem Willen gerade beim besten Willen nicht entfliehen konnte, dass es nicht möglich ist, gegen den Willen zu handeln, weil Handeln ein Ausfluss des Willens ist. Der Wille kann daher nicht durch sich selbst verneint werden. Zudem unterstützt der Imperativ: „Wolle nicht leben!" nur die Bestrebungen Derjenigen, welche ihm zuwider handeln. Denn wenn der Eine sich hinweghebt, gewinnt der Andere an Raum. Dem Wesen des Wackeren widerspricht es daher, den Willen zum Leben aufzugeben; er verpönt nicht den Tod, aber die Flucht aus dem Leben. Er ist lieber dadurch sittlich, dass er im Interesse seiner Nebenmenschen gegen Widersacher seiner Genossen kämpft. Quietistische und pessimistische Ethik ist womöglich noch müssiger als die frühere rein imperative. Denn der Mensch fragt ja nicht, ob er handeln soll, er fragt nur, wie er handeln soll. Er setzt dabei, dass er überhaupt handeln soll, als selbstverständlich voraus. Zum Nichthandeln bedürfte er ja keines Rathes. Denn er kann sich nur auf eine Art des Handelns vollständig enthalten, dagegen auf viele Arten handeln. Daher tritt ihn denn nur, soferne er handeln will, der Zweifel an. Wer die Hand in den Schooss legt, wer keine Wege wandeln will, der hat auch keine Zweifel darüber, welchen Weg er einschlagen soll. Er entbehrt daher auch leicht einen Wegweiser. Einer Ethik des Nichthandelns bedarf es nicht, eine solche wäre eine Nicht-Ethik.

Die rationalistische Ethik glaubte an die Allgemeinheit der sittlichen Axiome. Der Empirismus widerlegt diese Anschauung. Schon Locke stützt sich in dieser Absicht auf die Erfahrung, Comte ist das Sittliche bereits ein Entwicklungsproduct. Empiristisch ist Benthom, ist Beneke, ist Bain. Dieser leugnet die Universalität der moralischen Gesetze; es gebe nichts an sich Gutes, an sich Schönes, an sich Wahres. Mill behauptet wohl in seiner Logik, der Mensch besitze in der Gesellschaft keine anderen Eigenschaften als jene, die den

Gesetzen des Einzelwesens entstammen und sich in diese auflösen lassen; in seiner Schrift über die Nützlichkeit aber (p. 54—58) stellt er das Ethos als ein sich entwickelndes dar. Mill ist bereits Socialethiker, er denkt an eine vernunftgemässe sittliche Organisation, an eine Formel, nach welcher das individuelle und sociale Moment auszugleichen wäre, an nothwendige Zwangsmassregeln, zum Wohle Aller (Mill, Ueber die Nützlichkeit. 1. Cap.). Nach der Theorie von der grössten Glückseligkeit ist der letzte Endzweck die Rücksicht auf Wohlleben, um dessenwillen alle anderen Dinge wünschenswerth sind, gleichviel ob wir dabei unser eigenes Wohl oder das der Anderen ins Auge fassen, ein Dasein, welches soweit als möglich von Leiden frei und so reich als möglich an Genüssen ist, sowohl rücksichtlich der Quantität als der Qualität. Mill ist demgemäss die Moral der Inbegriff der Regeln und Vorschriften für das menschliche Verhalten, durch deren Befolgung eine Existenz, wie sie beschrieben wurde, in der grösstmöglichsten Ausdehnung allen Menschen gesichert werde und nicht nur diesen Allen, sondern, soweit die Natur der Dinge es zulässt, auch für die Gesammtheit aller empfindenden Wesen.

Mill's ethische Anschauungen fordern unsere Aufmerksamkeit besonders heraus; er denkt nämlich auf dem Gebiete der Ethik bereits ökonomistisch. Er stellt sich das Ergebnis der sittlichen Entwicklung als ein Gleichgewicht zwischen Capital und Bevölkerung vor; der Erwerb könne nicht das letzte Ziel sein; das Menschenthum müsse endlich dahin gelangen, den Zweck über das Mittel zu setzen. Aehnlichen soialethischen Anschauungen huldigt Spencer; er hat vom Standpunkt des Evolutionismus aus den ersten bedeutungsvollen Versuch einer empiristischen Ethik gewagt. Aber was er in dieser Hinsicht bietet, ist mehr eine Einleitung in sein Thema als dessen Lösung. Die Relativität des Sittlichen ist ihm eine örtliche und zeitliche; jedes Volk, jeder Stand, jede Gesellschaftsschichte, jede Familie, jeder Mensch sogar hat andere sittliche Begriffe, deren Eigenart aus der Tiefe des Charakters quillt. Allein nicht nur das Handeln ist verschieden, sondern auch die Art und Weise, in der darüber gedacht wird. Beides ist der Entwicklung und Fortbildung unterworfen. Damit ist die Handlungsweise, die einem Volke, einer Gesellschaft eigen ist, keineswegs als etwas Willkürliches hingestellt, sondern nur als etwas der Entwicklung Entsprechendes; die moralischen Gefühle sind nicht geleugnet, sie werden vielmehr als Etwas, dessen Bestehen anerkannt wird, auf ihre Bedingungen zurückgeführt. Es wird nur dargethan, dass das allgemeine Gepräge des Handelns durch frühere Formen bedingt und eben durch dieselben nothwendig gewor-

den, somit zugestanden, dass für jeden Einzelnen das Verhalten seines Volkes zu seiner Zeit massgebend sei. Die Entwicklungslehre erschüttert das Ethos nicht, sie erklärt es; und indem sie es erklärt, macht sie es begreiflich; indem sie es begreiflich macht, stärkt sie seine Verbindlichkeit.

So stellt sich der imperativen Ethik die pragmatische gegenüber. Sie will nicht Philosophie, sondern Wissenschaft sein. Demgemäss tritt sie vorurtheilslos an die Welt der Erscheinungen heran. Sie postulirt nicht die Grundsätze, welche alle in gleicher Weise bänden, welche nicht empirischer Natur sein dürften; sie nimmt die Thatsachen vielmehr entgegen und richtet sich nach ihnen, ehe sie fordert, dass sie sich nach ihr richten. Sie verpflichtet daher zunächst auch nicht, sondern untersucht die Thatsache der Verpflichtung selbst. Da sie an der Hand der Causalität vorgeht, ist ihr jede Handlung eine Erscheinung, die gleich irgend einer anderen von Bedingungen abhängt und, wenn diese vorhanden sind, mit Nothwendigkeit zu Tage tritt. Sie wird aber auch das Urtheil, das durch die Handlung des Einzelnen in der Gesammtheit erzeugt wird, sowie die Handlungsweise der Gesellschaft gegenüber dem Einzelnen als eine nothwendige begreifen wollen. Sie wird solcherart bemüht sein, sich selbst zu einer Disciplin zu gestalten, ehe sie es unternimmt, andere Wissenschaften am Gängelbande zu führen; weil sie selbst von den Thatsachen abhängt, können die wirthschaftlichen Thatsachen als solche nicht von ihr abhängen.

Das menschliche Handeln ist mit dem Menschen unauflöslich verbunden; es muss daher am Menschen studirt werden. Aber der Mensch ist unverständlich, wenn man ihn nicht in seinem genetischen Zusammenhange mit der Thierwelt auffasst. Daher ist denn eine empirische Ethik erst möglich, wenn die Entwicklung des sittlichen Handelns von den Niederungen des Thierreiches bis zu den Höhen reiner Menschlichkeit verfolgt wird. Erst wenn solcherart die entwicklungsgeschichtliche Erkenntnis vorbereitet ist, kann die ethische Forschung daran gehen, zu untersuchen, welche Beweggründe überhaupt auf den Menschen wirken, und welche insbesondere sittlichen Charakters sind. So nur vermag die Ethik der Aufgabe nachzukommen, das menschliche Handeln zu enträthseln. Erst wenn ihr dies gelungen ist, möge sie sich fragen, ob sie überhaupt und woher sie berechtigt ist, den Menschen eine andere Handlungsweise vorzuschreiben, als sie vorfindet.

Moralsysteme der Gegenwart, welche etwa anders vorgehen und nach wie vor darstellen, wie gehandelt werden soll, sind todtgeborne Kinder;

indem sie lehren, wie gehandelt werden soll, sagen sie ja zugleich, wie nicht gehandelt wird. Wird aber so nicht gehandelt, wie gehandelt werden soll, dann ist die Mahnung von fragwürdigem Werthe. Wüssten wir erst die Thatsachen, so hätten wir erst vernünftigen Anlass, mit ihnen zufrieden zu sein oder sie zu missbilligen. Erst aus unserer begründeten Unzufriedenheit könnte sich in folgerichtiger Weise der Wunsch nach einer zweckmässigen Aenderung der Sachlage ergeben. Er müsste nach zwei Richtungen hin erörtert werden: es müsste begründet werden, was geschehen sollte, aber nicht geschehen kann, und was geschehen soll, weil es geschehen kann.

Bei solchen Erwägungen wären gefährliche Klippen zu vermeiden. Empirische Ethik kann leicht naturalistisch werden. Sie wird sich daher davor hüten müssen, die Flagge des Egoismus zu entfalten, utilitaristisch, oder gar hedonisch zu sein. Sie wird sich auch hüten müssen, sich mit dem Natürlichen in Widerspruch zu setzen. Der Organimus ist in seiner Wohlfahrt an gewisse Bedingungen geknüpft, welche bestimmte Masse nicht überschreiten dürfen, ohne in ihr Gegentheil umzuschlagen. Dem Organismus scheint somit nur Masslosigkeit zu schaden; die Natur wendet sich nur gegen sie und straft nur sie. Tugend wird nicht belohnt, Laster nicht gesühnt, masslose Tugend, massloses Laster nur verfallen dem Zorne der Weltordnung. Dadurch kann die Ethik auf den hellenischen Gedanken gerathen, massvolles Laster sei schon Tugend. Es wird diese somit in Anderem als im Masse gesucht werden müssen.

Die Oekonomik, die sich auf die Ethik stützen will, steht vor folgendem Sachverhalt. Die imperative Ethik ist zu solchem Beginnen ungeeignet, weil sie Philosophie ist, sie entbehrt daher selbst des festen Kerns, ihr mangelt es an jeder Grundlage; auf solcher Basis lässt sich eine Wissenschaft nicht aufbauen. Den Forderungen der postulirenden Ethik, welche fälschlich Gesetze genannt werden, ist der Charakter der Nothwendigkeit, welcher den Gesetzen der Wissenschaft eigen ist, nicht gegeben. Vom Nichtnothwendigen lässt sich in keiner Weise Nothwendiges ableiten. Ueberlebt, wie es einst der Scholasticismus gewesen, ist heute die Philosophie und mit ihr eines ihrer constitutiven Glieder, die spekulative Ethik. Oekonomik, welche nicht mehr Magd der Philosophie sein will, kann auch der Ethik nicht mehr dienen wollen: sie leuchtet voran, aber es ist ihr gleichgiltig, wer ihr nachschreitet.

Wird pragmatische Ethik der Mission, welche ihr die Entwicklung der Philosophie zuzuweisen scheint, nachkommen können? Nein! Der Stamm der Ethik ist morsch. Sie kann sich trotz der bedeutungs-

vollen Versuche eines Spencer, eines Wundt nicht mehr empirisch regeneriren; ihre Aufgabe wird in neuer Formulirung Gegenstand neuer Disciplinen. Schon theilen sie sich in den Mantel der Verblichenen. Die empirische Psychologie unternimmt es bereits, darzulegen, in welcher Art die menschlichen Handlungen entstehen. Das empirische Problem der Ethik wird somit von der empirischen Psychologie übernommen. Soferne sie weiters den Einfluss der Vergesellschaftung auf das individuelle Bewusstsein untersuchen wollte, müsste sie auch die sich entwickelnde Gestaltung der Gesellschaft selbst zum Gegenstande ihrer Erwägungen machen. Sofern sie das menschliche Handeln, wie es in der Gesellschaft geworden ist, betrachtet, wäre sie sociale Psychologie; und soferne sie sociale Psychologie wäre, wäre sie nicht Ethik. Eine Ethik, welche darlegen wollte, wie der Mensch in der That handelt, ist noch nicht ausgebaut. Sie verspricht wohl, als eine unserer Erfahrung entsprungene Disciplin so geartet zu sein, dass sie von der Erfahrung nicht Lügen gestraft, sondern von ihr bewährt werde, sie verheisst der Zeit ein Ende zu machen, da man es vorzog die Menschen nach Theoremen formen zu wollen, statt umgekehrt Theoreme nach Menschen. Aber sie ist ein Werdendes. Wir verfügen aber über jene Ethik noch nicht, wir müssen sie erst gestalten. Wir haben die pragmatische Ethik ein Werdendes genannt. Wir gehen einen Schritt weiter: Wenn sie ausgebaut wäre, könnte sie doch nicht zur Grundlage für die Oekonomik geeignet sein, denn dann wäre sie selbst Oekonomik.

2. Das sittliche und das wirthschaftliche Werthurtheil.

Um die Richtigkeit des Gesagten zu begreifen, müssen wir an ein Thema herantreten, das zu den schwierigsten der Oekonomik gehört, an das sittliche Werthurtheil. Dieses ist Gegenstand der ökonomistischen Forschung, weil es eine besondere Art des Werthurtheils ist. Dass dieses selbst aber von der Oekonomik studirt werden müsse, ist eine Behauptung, welche wir nicht zu beweisen wagen, weil sie selbstverständlich ist. Nur mit einem Einwand wollen wir uns befassen. Man könnte uns entgegenhalten, die Oekonomik hätte es nicht mit dem Werthurtheil überhaupt, sondern nur mit dem wirthschaftlichen Werthurtheile zu thun. Aber das wirthschaftliche Werthurtheil ist ein Urtheil über Zweckmässiges überhaupt, nicht über dieses oder jene Zweckmässige. Würde auch die Begriffssphäre des Wirthschaftlichen nicht so weit gezogen werden, wie wir es thun, so würde doch das Werthurtheil überhaupt Gegenstand der Oekonomik sein, weil wir nicht be-

greifen können, was das wirthschaftliche Werthurtheil sei, wenn wir nicht wissen, was das Werthurtheil überhaupt ist. Demgemäss hat denn die Oekonomik jedenfalls, ob nun die engere oder weitere Fassung des Wirthschaftsbegriffs vorgezogen werde, die Aufgabe, zu erwägen, in welcher Art die Erscheinung des Werthes entsteht: Sie hat das Werthproblem zuerst in seiner Allgemeinheit zu fassen, dann zu betrachten, wie sich dasselbe auf besonderen Gebieten der Werthschätzung bethätigt. Hiebei ist festzuhalten, dass das Werthurtheil seinem Wesen nach nur Eines sein kann. Es ist ein Prinzip, das sich in verschiedenen Gestalten zu äussern vermag: jede dieser Verschiedenheiten hat ihren zureichenden Grund; jeder dieser zureichenden Gründe ist zu ergründen; aber keine dieser Gestalten hört darum auf, mit der anderen wesensgleich zu sein. Die Werthurtheile können mannigfaltig sein: die Einheit ihrer Mannigfaltigkeit beruht darauf, dass sie Werthurtheile überhaupt sind. Sind sie aber Werthurtheile überhaupt, so haben sie Ein Wesen.

Mit dem Werthurtheil verhält es sich aus Gründen, welche wir an dieser Stelle nicht zu erörtern haben, ähnlich wie mit der Causalität. Hume hat das Princip der Causalität als ein unbegründetes aufgefasst, weil es nicht objectiv giltig ist. Kant hat es gerade deshalb, weil es subjectiv ist, als ein allgemein giltiges und nothwendiges aufgefasst. In demselben Sinne ist auch das Werthurtheil als ein subjectives zu betrachten. Aber wo es auch ein solches ist, kann es doch nicht als ein lediglicher Vorgang des Bewusstseins aufgefasst werden, welcher sich losgelöst von der Aussenwelt und unabhängig von derselben abspielen würde. Das Subjektive und Objektive im Werthurtheil lässt sich nicht isoliren, sondern Beide müssen vielmehr in ihrem Wechselverhältnis begriffen werden. Da nun aber das Objektive ein Vielfältiges, das Subjektive ein Einheitliches ist, so ist es auch nothwendig, dass die Mannigfaltigkeit am Werthurtheile aus der Aussenwelt, die einheitliche Natur desselben dagegen aus der Innenwelt des Urtheilenden stamme. Wird daher irgend einer Handlung ein beliebiger Werth, sei dieser ein sittlicher, ästhetischer oder rein wirthschaftlicher, beigemessen, so ist es immer Sache der Oekonomik, welche das Werthproblem überhaupt zu erörtern hat, zu erklären, wie dergleichen überhaupt möglich sei. Sie wird sich dieser Aufgabe umsomehr unterziehen müssen, als dem Werthurtheile eine hohe sociale Bedeutung innewohnt, wenn es sich als ethisches äussert.

Versuchen wir es, das Phänomen des sittlichen Werthurtheils im Umriss ökonomistisch zu erklären. Gäbe es einen objektiven Werth, einen Werth, der lediglich im Gegenstande beruhte, so könnte er als absoluter

Geltung haben. Als absoluter wäre er ein unbedingter: als unbedingter würde er nicht necessirt sein; als nicht Necessirter wäre er nicht Erscheinung. Nun ist er aber eine Erscheinung. Es gibt daher keinen objektiven Werth. Spräche man von ihm, so würde man ihn zugleich als Erscheinung und als etwas, was nicht Erscheinung ist, auffassen. Ein objektiver Werth wäre also, wie wir sehen, ein Werth, welcher keinen Grund hätte, ein Werthurtheil aber, das keinen Grund hätte, wäre ein werthloses Werthurtheil. Jedes Werthurtheil muss somit einen Grund haben. Das sittliche Werthurtheil ist als ein solches ein Werthurtheil. Es muss daher einen Grund haben. Ist das sittliche Werthurtheil aber eine Art des Werthurtheils überhaupt und ist es Aufgabe der Oekonomik überhaupt, das Werthurtheil zu erfassen, so muss sie sich auch über die zureichenden Gründe des sittlichen Werthurtheils klar werden. Ohne das Wesen des Werthurtheils überhaupt an dieser Stelle erörtern zu wollen, können wir doch darauf hinweisen, dass das sittliche Werthurtheil die Merkmale aufweisen müsse, welche dem Werthurtheile überhaupt zukommen, dass aber die Gesammtheit dieser Merkmale durch ein gesondertes näher determinirt sein müsse. Wir haben den Intellect als ein Mittel zum Zwecke des Lebens erkannt; als ein Ergebnis der Anpassung an Zwecke vermag er nichts anderes wahrzunehmen und zu erörtern, als Mittel und Zwecke. Daher ist jedes Werthurtheil auf unsere Fähigkeit, Mittel im Auge zu behalten, zurückzuführen. Da die Werthschätzung die Mittel je nach ihren Wirksamkeiten mit den subjektiven Zwecken in Verbindung setzt, kann sie keine ausschliesslich objektive sein, sondern vielmehr nur eine Form, in welcher unser Bewusstsein auf jede uns betreffende Erscheinung reagirt. Allem Werthvollen kommt daher Werth nur im Hinblick auf gewisse Zwecke zu. Es ist demgemäss immer „Jemandem“ oder „für Jemand“ werth. Auch das sittliche Werthurtheil muss, als Werthurtheil überhaupt, eine solche Beziehung aufweisen. Im Menschen kann somit nur insoferne ein sittliches Werthurtheil über die Handlung eines Andern entstehen, als diese Handlung in Beziehung zu den Zwecken des Urtheilenden gesetzt wird. Entsteht das sittliche Werthurtheil unter dieser Voraussetzung, so ist eine gewisse Schätzung einer Handlung nur in dem Masse denkbar, in dem der Urtheilende nach ihr verlangt, weil sie ihm frommt. Sieht man demgemäss in der Sittlichkeit ein das Leben förderndes Princip, so ist damit auch seine Zweckmässigkeit und seine Nützlichkeit gegeben. Daher betrachtet man das sittliche Leben mit Recht als Gut, nämlich als das höchste. Handlungen, welche nur zu Zwecken des Handelnden Beziehungen aufweisen, veranlassen ausserhalb des Handelnden kein Werthurtheil und sind daher

auch sittlich irrelevant. Es gibt daher auch Handlungen, welche solcherart für den Einen irrelevant sind, dagegen den Anderen begeistern oder entrüsten. Solche Verschiedenheit der sittlichen Werthurtheile vermag sich nur aus der Verschiedenheit in der Beziehung der Handlung zu den Zwecken der Urtheilenden zu erklären.

Die Ethik wollte uns lehren, was wir thun sollen; zu diesem Zwecke unternahm sie es, uns zu zeigen, was wir vorziehen mögen; sie versuchte, uns darzulegen, welchen möglichen Gegenständen unseres Begehrens ein Werth zukäme. Hätte sie sich mit Methode an ihre selbstgestellte Aufgabe gemacht, so hätte sie sich zunächst um das Wesen des Werthurtheils bekümmert. Dann hätte sie den Begriff der Wahrheit zu ergründen gesucht. Erst wenn sie diese beiden Probleme gelöst hätte, wäre sie zu einem Verständnis Dessen vorgedrungen, was sie selbst unter einem wahren Werthe zu verstehen hätte. Sie hätte somit ihr eigenes Thun begriffen. Bevor sie aber noch ihr eigenes Thun begriffen, unternahm sie es, uns das unsere begreifen zu lehren; ohne uns zu sagen, was der wahre Werth ist, ohne zu fragen, ob seine Erkenntnis überhaupt möglich ist, lehrt sie, es sei sittlich, alle Dinge ihrem wahren Werthe gemäss zu schätzen. Es war zunächst irrig, dass sie sich und uns diese sittliche Aufgabe ganz allgemein stellte. Denn wohl ist die Frage aufzuwerfen, worauf die Werthbestimmung überhaupt beruhe. Aber man kann auch dann, wenn diese Angelegenheit ins Reine gebracht ist, nicht den Werth aller Dinge feststellen. Hätte die Ethik weiters den Begriff des wahren Werthes einer genaueren Analyse unterzogen, so wäre sie zu dem Ergebnis gelangt, dass es, soferne man unter einem wahren Werth einen solchen versteht, welcher von allen subjectiven Beimischungen befreit ist, einen solchen überhaupt nicht gibt. Hätte sie hinwieder das subjective Element in der Werthschätzung in Rechnung gesetzt, so wäre sie zur Ueberzeugung gelangt, dass die Menschen ihrer verschiedenen Natur nach verschiedene Zwecke haben, dieselben ihrer verschiedenen Natur nach auf verschiedene Weise verfolgen und daher Jedem eine ihm allein entsprechende Werthschätzung jedes Gegenstandes eigen sei. Mit anderen Worten, die Ethik hätte eingesehen, dass sie, sofern sie es sich vorsetzt, den wahren Werth der Dinge zu lehren, Unmögliches und Widersinniges unternimmt. Ihrem mangelhaften Vorgehen entsprechend war die geringe Ueberzeugungskraft ihrer Dogmen. Sie stellte es als Pflicht jedes Einzelnen hin, das höhere Gut dem anderen vorzuziehen. Betrachtete sie doch die Tugend und das Glück, das die Uebung derselben gewährt, als ein höheres und darum Begehrenswertheres denn flüchtigen Genuss, welcher die Sinne betäubt und das Herz leer lässt. Indem sie aber

lehrt, dass das Bessere werthvoller sei, spricht sie nicht ein synthetisches, sondern bloss ein analytisches Urtheil aus. Wer verlangt, dass Jeder das Werthvollere vorziehe, der fordert, dass Jeder das vorziehe, was er ohnehin vorziehen muss: das Eine wird eben dem Anderen vorgezogen, nicht weil es vorzüglicher ist, sondern umgekehrt, das Vorzügliche wird nur dadurch Das, was es ist, dass es vorgezogen wird. Zeigt man demnach nur dem Handelnden, das Etwas besser ist, so zieht er es von selbst vor, auch ohne dass man es von ihm fordert. Solches Vorziehen hat aber keinen ethischen Charakter an sich. Wer demnach mässig ist, weil er in Folge von Völlerei krank wird, wer Milde übt, weil er Belohnung nach seinem Tode hofft, wer nicht mordet, weil ihn dies mit der irdischen und himmlischen Gerechtigkeit in Conflict bringen könnte, der handelt so wenig sittlich, wie Derjenige, der eine Schüssel als die bessere erkannt hat und sie sich zuschiebt. Wenn die Ethik es demgemäss als sittlich bezeichnet, dass der Einzelne die Summe der Güter und des durch sie bewirkten Glückes vermehre und die Summe der Uebel und der durch sie bewirkten Leiden vermindere, so hat sie den menschlichen Geist um nichts reicher gemacht, sofern sie ihm nicht auch die Mittel an die Hand gibt, welche es ihm ermöglichen, so klug zu wählen, sie hat aber auch, wenn sie dies thut, nicht das Mass der Sittlichkeit, sondern bloss das der Vernunft auf Erden vermehrt.

Nachdem wir uns die Natur des sittlichen Werthurtheiles vorstellig gemacht, können wir darangehen, uns dem Probleme zuzuwenden, was Gut und Böse genannt werde. Eine Analyse des Handelns wird uns den Gegenstand näher rücken. Am Handeln können wir drei wesentliche Momente unterscheiden: der Bewegungsvorgang, der uns als Handlung erscheint, der Zustand des Handelnden, der den betreffenden Bewegungsvorgang auslöst, und das Urtheil, das über diesen gefällt wird. Das Handeln ist nur als Mittel zu möglichen Zwecken denkbar. Denken wir uns ein handelndes Subject allein, so kann sein Handlungsact nicht mehr als ein Bewegungsvorgang sein. In diesem blossen Bewegungsvorgang kann weder das Gute der Handlung noch auch das Schlechte derselben liegen, sonst wäre jede Bewegung sittlich relevant. Es gibt aber Bewegungsvorgänge, welche dies nicht sind. Es lässt sich auch nicht annehmen, dass es zur sittlichen Beurtheilung einer Handlung auf den Gegenstand derselben ankomme, denn alle möglichen Handlungen eines als allein gedachten Subjectes sind als sittlich irrelevante zu betrachten. So ist denn unser Handeln ursprünglich sittlich indifferent. Da wir mit ein Stück Natur sind, ist unsere Hand-

lung ursprünglich auch nur eine Naturerscheinung; soferne sie eben Erscheinung ist, untersteht sie dem Princip der Causalität.

Wenn die Zwecke des handelnden Subjects aber nicht die einzigen sind, so können wir die Handlung in zweifacher Hinsicht betrachten: in Hinsicht auf die Zwecke des Handelnden einerseits, in Hinsicht auf die Zwecke des von der Handlung betroffenen Subjectes andererseits, das wir, weil die Handlung sich auf dasselbe bezieht, der Kürze wegen Bezugssubject nennen wollen. Dem Bezugssubjecte tritt das Handeln des handelnden Subjects, welches wir Auslösungssubject nennen wollen, als Gegenstand der Wahrnehmung gegenüber. Das Bezugssubject wird dadurch Wahrnehmungssubject. Werden nun dem Handeln als einem Gegenstande der Wahrnehmung Attribute zugesprochen, so ist in diesen nicht etwa die gegenständliche Artung der Handlung, sondern nur die Reaction des Wahrnehmungssubjectes auf das Wahrgenommene gegeben. Eben darum sind solche das Gegenständliche mit Attributen versehende Urtheile weder rein objectiver noch auch rein subjectiver Natur. Es ist vielmehr auch am Handeln, soferne es dem Wahrnehmungssubjecte als möglicher Gegenstand der Wahrnehmung entgegentritt, als an einer Relation, eine subjective und eine objective Seite zu unterscheiden. Die Attribute, welche das Wahrnehmungssubject der Handlung beigibt, sind daher als Gegenwirkungen auf die Wirkungen des Handelns selbst aufzufassen und erhalten durch die Beziehung der Handlung zu den Zwecken des Bezugssubjects ihr eigenartiges Gepräge. Erst wenn der Eine auf den Anderen wirkt, kann diese Wirksamkeit Gegenstand der Beurtheilung werden. Das Merkmal der sittlichen Bedeutung kann sich also mit dem blossen Bewegungsvorgange der Handlung nur unter der Voraussetzung einer geselligen Gemeinschaft verknüpfen: das sittliche Urtheil ist ein sociales.

An sich ist das Handeln demgemäss weder gut noch böse. Nicht in ihr selbst liegen die Eigenschaften einer Handlung, sondern in einer von ihr bewirkten inneren Handlung des Gemüths, welches das ihm Gegenständliche mit einem Attribute bedenkt. Die Qualität des Handelns entsteht nur durch das Urtheil über dasselbe. Das „Gutsein“ drückt somit nur ein Verhältnis aus, in dem sich ein Gegenstand zu einem Menschen befindet. Wer die Rose roth nennt, sagt nicht, dass sie roth sei, sondern nur, dass sie ihm so scheine. Gut oder böse wird das Handeln nur in Ansehung seiner Beziehung zu den Zwecken seines Bezugssubjectes. Dieses erblickt nämlich als Subject der Wahrnehmung in der es betreffenden Handlung des handelnden Subjects eine Förderung oder eine Behinderung seiner auf die Verwirklichung der ihm eigenen Zwecke abzielenden Bestrebungen. Demnach kann

eine Handlung nur deshalb, weil sie Mittel zu Zwecken eines Andern zu sein vermag, diesem gut erscheinen. Eben darum kann eine Handlung erwünscht sein, kann sie durch eine andere Handlung auch tauschweise erworben werden. So deuten gut und böse nicht Qualitäten an, welche den Dingen oder den Menschen anhaften, sondern nur Beziehungen zwischen Dingen und Menschen oder Menschen und Menschen. So leuchtet uns besonders der tiefe Sinn der biblischen Erzählung entgegen; solange Adam allein war, konnte er weder gut noch böse sein, konnte er weder Gutes noch Böses unterscheiden.

Jedes Handeln ist, sofern es Mittel zu einem möglichen Zwecke ist, gut. Aber es ist dies nur vom Gesichtspunkte des Handelnden aus betrachtet. Wird es nach der Art, in welcher es das Bezugssubject beeinflusst, bewerthet, so kann es von Seite desselben anders beurtheilt werden. Eine Handlung kann eben Demjenigen, dem sie gilt, den Eindruck machen, als würde sie sich seinen Zwecken gegenüber als Mittel verhalten oder sich seinen Zwecken als Hindernis entgegen stellen. In dem einen Falle erscheint sie ihm als zweckmässig oder gut, im andern Falle als zweckwidrig oder schlecht. Dies geschieht nothwendig, weil unser Geist zum Schätzen der Erscheinungen nach Zwecken eingerichtet ist. Diese Natur des Geistes selbst ist zweckmässig und hat sich eben wegen dieser Zweckmässigkeit entwickelt. Denn würde irgend Jemand nicht Das, was ihn seiner Ansicht nach im Kampfe ums Dasein unterstützt, gut nennen und vorziehen, nicht Dasjenige, was ihn im Kampf ums Dasein hemmt, schlecht nennen und verabscheuen, sondern umgekehrt, das was ihn unterstützt meiden, und was ihn schädigt erstreben, so würde er sich im Kampf ums Dasein nicht erhalten und seine besondere Eigenart nicht fortpflanzen können. Die gegebene und thatsächliche Art der Beurtheilung ist daher eine zweckmässige, eine entwicklungsgeschichtlich nothwendige. Der Mensch nennt sohin mit Fug Denjenigen, der ihm Gutes gibt, gut, Denjenigen, der es ihm wegnimmt, böse. Der Gute verfolgt die Zwecke Anderer, er setzt sie als Zwecke zu seinen eigenen Mitteln, dem Bösen ist das Unglück anderer Mittel für das eigene Glück.

Da wir an dieser Stelle nicht etwa eine Werth-Theorie zu entrollen, sondern nur die Aufgaben einer solchen zu bestimmen haben, kann es auch nicht unsere Sache sein, den Weg, nach welchem wir weisen, thatsächlich zu wandeln. Wir begnügen uns daher mit einigen Bemerkungen, welche unsere Absichten zu erläutern geeignet erscheinen. In dieser Beziehung müssen wir zunächst hervorheben, dass es das Gebiet der Oekonomik wahrlich eng begrenzen hiesse, wollte man behaupten, es gehe sie nichts an, ob ein Kunstwerk schön ist oder

nicht; nur die Gestehungskosten und der Marktpreis des Kunstwerkes fielen in ihren Gesichtskreis. Demgemäss hätte die Oekonomik in der Venus von Melos nur eine Waare zu sehen, welche einmal um ein Geringes einem Unwissenden abgekauft worden ist und dann von einem Sachkundigen um ein Vermögen losgeschlagen wurde. Diese Anschauung beruht auf dem von uns bereits gerügten Materialismus, dessen sich die Oekonomisten allzulang beflissen: es interessirt sie nur, ob die Menschen essen oder nicht. Das weite und hehre Gebiet geistiger Arbeit wird nicht beachtet. Künstlerische Bethätigung zumal ist von Oekonomisten noch nicht zum Gegenstande der Forschung gemacht worden. So kam es, dass diese Lücke von einem Aesthetiker, von John Ruskin nothdürftig ausgefüllt werden musste. („A joy for ever"), von einem Mann, welcher selbst gesteht, allem Oekonomistischen fremd gegenüber zu stehen und nur in seinen jungen Jahren Smith gelesen zu haben (p. XI). Es ist, als würden die Oekonomisten nicht sehen oder nicht sehen wollen, dass tausende und tausende von Wirthschaftern für die Kunst oder von der Kunst leben, dass Kunst und Kunstgewerbe Achtung gebietende Summen umsetzen. Aber wie dem banausischen Sinne, welcher sich in unserer Wissenschaft breit macht, die geistige Arbeit und ihre soziale Frage entgeht, so entgleitet ihr auch das körperlich begrenzte Ergebnis derselben und dessen Werth. Diesem Uebelstande kann nur abgeholfen werden, wenn sich die Oekonomik fragt, wieso es kommt, dass es auch eine besondere Determination des Werthurtheils in Gestalt der ästhetischen gebe und in welcher Hinsicht es sich von dem ökonomistischen Werthurtheile unterscheide. Neben dem ökonomistischen und ethischen kommt daher das ästhetische Werthurtheil in Betracht.

Ist das Werthurtheil überhaupt ein solches, das als interesselos undenkbar wäre, zumal es eben das Mass des Interesses ausdrückt, so kann diese Interesselosigkeit auch dem ästhetischen Urtheil nicht zukommen. Das zeigt sich schon im Sprachgebrauch. Eine Wunde, welche heilt, ist gut, eine, welche schwärt, ist böse. Eine gute Wunde wird auch eine schöne genannt, eine böse Wunde auch eine hässliche. Das Schöne wie das Gute scheint somit ursprünglich im Interesse zu wurzeln. Wir können uns nicht darauf einlassen, diese mit der Schopenhauer'schen Aesthetik im Widerspruch stehende Anschauung hier näher zu begründen. Es genügt uns hier die Andeutung, dass das Werthurtheil sich in gleicher Weise auf das Schöne, das Gute und das Nützliche beziehen müsse, es genügt uns, die Drei-Einigkeit des Werthurtheils zu betonen. Diese Auffassung des Werthurtheils dürfte Anhängern Herbarts nicht befremdlich vorkommen, denn dieser Denker

hat die Ethik der Aesthetik einverleibt. Auch wir deuten auf eine solche Einverleibung hin, wenn auch auf die umgekehrte: Es ist die Aesthetik, welche in der Ethik aufzulösen ist. Der Mensch beurtheilt das Gute nicht nach dem Schönen, sondern das Schöne nach dem Guten.

Schon Spinoza sind die Begriffe des Guten und Bösen nichts Absolutes, das in den Dingen oder in der Handlung wäre, sondern ein Verhältnisbegriff, welcher die Beziehung irgend einer Handlung auf ein Subjekt und dessen Interesse bedeutet. Er sagt: „Per bonum id intelligam, quod certo scimus nobis esse utile, per malum autem id, quod certo scimus impredire, quominus boni alicuius simus compotes". In den Spuren dieses Satzes wandelt in neuester Zeit Spencer. (Thatsachen der Ethik § 2—24.) Ist aber der Begriff des Guten und Bösen etwas Relatives, so gewahren wir keinen festen Anhalt für unser sittliches Werthurtheil. Das, was wir als Zustand eines Dinges bezeichnen, ist in letzter Linie nur ein Zustand unser selbst. Auch bei Beurtheilung eines Handelns legen wir nur einen Zustand unser selbst klar, wie er durch das Handeln hervorgerufen worden ist. Ein Zustand unser selbst hängt aber nicht nur von der Artung des empfangenen Eindrucks, sondern auch von der des empfangenden Subjektes ab. Es müsste somit hinsichtlich einer bestimmten Handlung eine unendliche Mannigfaltigkeit von sittlichen Werthurtheilen möglich sein. Die Erfahrung bekundet uns dies, soweit sie uns eben unendliche Mannigfaltigkeit überhaupt vorführen kann. Sie zeigt uns insbesondere, dass auch das sittliche Werthurtheil von bestimmten Umständen abhängig ist. Bald ist diese Verschiedenheit in Veränderungen des Bezugssubjektes begründet, bald auch in den verschiedenen Absichten, aus welchen ein und dieselbe Handlung ausgelöst werden kann. Die Handlung wird daher allgemein als Mittel nach den Zwecken, die sie hervorgerufen, beurtheilt. Die Handlung ist, abgesehen von ihrer möglichen Wirkung, gut, wenn sie als eine gute beabsichtigt war. Daher behält denn ein Almosen seinen sittlichen Werth auch dann, wenn der Empfänger desselben es in der nächsten Spelunke vertrinkt. Allein eine höhere Auffassung wird geneigt sein, eine Beurtheilung des Mittels nach der Zweckmässigkeit eintreten zu lassen. Beide Betrachtungsweisen sind finale; die letztere, welche nicht nur den Zweck, sondern auch die Eignung des Mittels, ihn zu verwirklichen, ins Auge fasst, ist die exaktere. Ein und dieselbe Handlung, die Unterstützung eines Bedrängten beispielsweise, kann verschiedener Beurtheilung theilhaft werden, je nachdem sie einem unverschuldet ins Unglück Gerathenen oder einem Verbrecher hilft. Die Wohlthat wird getadelt, wenn sie

übel ausschlägt, der Mäcen gerühmt, wo er einen Dürftigen den Pranken des Elends entreisst, aber geschmäht, wo er einem noch nicht fest gefügten Charakter die Mittel zu zerstörender Ausschweifung gewährt. Und doch ist die Handlung selbst nur ein und dieselbe gewesen. Es ist möglich, dass ein sittliches Urtheil über eine Handlung selbst, als Handlung, der sittlichen Beurtheilung unterzogen und als unsittliches gebrandmarkt wird. Empfindsame und verschrobene Frauen schwärmen manchmal für Verbrecher. Die jüngsten Formen der Criminalpsychologie weisen ähnliche hysterische Züge auf. Wer sich, der Natur des Menschen gemäss, angesichts eines Verbrechens nicht mit dem Thäter, sondern mit der Gesellschaft identificirt, die durch die That verletzt worden, wird sie nicht löblich finden können. Wir ersehen schon aus dem Missmuthe, welchen die in Rede stehende perverse Theilnahme in der Oeffentlichkeit erregt, dass die Subjektivität des sittlichen Werthurtheils wohl vorhanden ist, dass aber dennoch ein Massstab der Beurtheilung, der nur innerhalb gewisser Grenzen veränderlich ist, zu bestimmter Zeit und an einem bestimmten Orte in der concreten Natur einer Gesellschaft gegeben sein kann.

Im Lichte dieser Ausführungen wird nun das Verhältnis, welches zwischen dem Guten und dem Gute obwaltet, klar. Beide sind, was sie sind, nur, sofern sie „gut“ sind, sofern sie also geeignet sind, als Mittel Zwecke zu verwirklichen. Der Unterschied zwischen beiden beruht dagegen darauf, dass das Gute Allen zum Vortheil gereicht; es ist somit schlechthin und universell gut, weil es universellen Zwecken, Gemeinzwecken, entspricht; das Gut dagegen ist nur particulär Demjenigen nützlich, der gerade auf einen durch dasselbe zu vermittelnden Zweck abzielt. Die innere Wesensgleichheit, die im Zweckentsprechenden liegt, hat sich der Oekonomist immer vor Augen zu halten, weil sie ihm Inhalt und Umfang seiner Disciplin bestimmt. Betrachtet man nämlich, wie dies schon Shaftesbury gethan, Den als tugendhaft, der bei seinen Handlungen auf das Wohl der Gattung oder das System, in welchem er als Theil mit eingeschlossen ist, bedacht ist, so liegt es zu Tage, dass die Tugend etwas jener Gattung oder diesem System Nützliches ist. Daher subsumirt schon Hume das sittlich Werthvolle unter den Begriff des Nützlichen und Angenehmen. Hume hätte besser des Zweckmässigen Erwähnung gethan. Dies konnte nicht geschehen, da er in einem Jahrhunderte lebte, dem das Nützliche nicht das Zweckmässige, sondern das dem Egoismus Entsprechende war. Die Idee des Zweckmässigen aber schützt uns nicht nur vor ethischen Irrthümern; ihre Leuchte weist uns auch durch das Dunkel moderner Philosophie den Weg. Da die Natur nicht final vor-

geht, hat sie auch nicht die Absicht, zu schaden oder zu nützen. Daher kann sie weder gut noch böse genannt werden. So lösen sich denn die Lamentationen des Pessimismus in ein Gewimmer über die eigene Gedankenschwäche auf. Wer das Weltganze böse oder schlecht nennt, denkt lediglich anthropomorphistisch. Damit stimmt überein, dass der Pessimismus den Optimismus nicht nur als unwahr und unrichtig, sondern auch als unsittlich verurtheilt.

Nachdem wir das sittliche Urtheil als eine Art des wirthschaftlichen, nämlich als ein finales, als ein zweckmässiges Urtheil über ein Zweckmässiges kennen gelernt haben, sind wir in der Lage, die möglichen Handlungen, die wir sämmtlich als wirthschaftliche erkannt haben, nach dem wesentlichen und natürlichen Eintheilungsgrunde, nach der Zweckmässigkeit zu ordnen. Demgemäss gliedert sich uns das Naturreich der Handlungen folgendermassen. Der Wirthschafter kann mit seinen Mitteln lediglich eigene Zwecke verfolgen. In diesem Falle ist seine Wirthschaft eine eigenzweckige (Autotelismus). Die eigenzwekige Wirthschaft wird gemeiniglich Egoismus genannt. Es ist andererseits möglich, dass der Wirthschafter mit eigenen Mitteln ausser den eigenen Zwecken auch Zwecke Anderer verfolge. Nach Massgabe dieser Wirthschaftsweise ist seine Wirthschaft eine fremdzweckige (Heterotelismus). Eine dritte Wirthschaftsweise ist nicht möglich. Innerhalb der fremdzweckigen Wirthschaft sind aber weitere Unterschiede denkbar, je nach den Beweggründen, die den Wirthschafter veranlassen, mit eigenen Mitteln fremde Zwecke zu besorgen. Der Wirthschafter verfolgt fremde Zwecke mit eigenen Mitteln, weil das Setzen fremder Zwecke ein Mittel, die eigenen Zwecke zu setzen, ist (Mutualismus). Der Wirthschafter verfolgt fremde Zwecke mit eigenen Mitteln, weil die Zwecke, die er für sich verfolgt, zugleich die des Andern sind (Collectivismus). Der Wirthschafter verfolgt fremde Zwecke aus eigenen Mitteln, weil er die fremden Zwecke als die eigenen ansieht, obwohl dies nicht der Fall ist (Altruismus). An dieser Eintheilung wird es klar, warum wir dem Egoismus nicht den Altruismus als logisch gleichberechtigtes Glied entgegensetzen können. Der Altruismus ist nämlich wohl das Gegenstück des Egoismus. Aber die ihm innewohnende Fremdzweckigkeit ist ein Merkmal, das er mit dem Mutualismus und Collectivismus theilt. Eben darum kann er nur als eine Art der Fremdzweckigkeit überhaupt aufgefasst werden. Da der Egoismus seiner Natur nach eine besondere Art des wirthschaftlichen Verhaltens bedeutet, müssen wir ihn als egoistische Wirthschaft näher ins Auge fassen.

3. Die egoistische Wirthschaft.

Schon die Sophisten waren der Anschauung, dass der Egoismus im Reiche der menschlichen Handlungen Alleinherrscher sei; sogar die Schranken, welche die Menschen sich selbst auferlegt, führten sie auf die Selbstliebe zurück: nur irgend ein Nutzen, irgend ein Genuss, irgend eine Lustempfindung könne den Handelnden veranlassen, seine Willkür in bestimmte Bahnen zu lenken. Demgemäss war ihre Anschauung eine wesentlich hedonische; ihre Moral war ein günstiges Geschäft, ein Ergebnis kluger Berechnung, eine des Gewinnes wegen unternommene Handlungsweise. Die Sophisten waren kalte Verstandesmenschen: der Einfluss ihrer nüchternen Weltanschauung wurde zwar durch die grossen Denker des Alterthums zur Seite gedrängt, aber keineswegs vernichtet. Und so edel auch die Ethik Spinozas sein möge, er wandelt doch in den Spuren der sophistischen Weltweisheit, soferne er den Selbsterhaltungstrieb als die Grundkraft unseres Wesens betrachtet: auch Leibnizen ist der Trieb nach Glückseligkeit die Wurzel alles Lebens und Handelns: im wahrsten Sinne erneut werden die Lehren sophistischen Ursprungs durch Hobbes, Larochefoucauld, Locke und Mandeville: ihnen ist der Egoismus als Verlangen nach ausschliesslicher Selbstbefriedigung die einzige Triebfeder des Handelns. Hobbes insbesondere leitet alle Sittlichkeit aus der schnödesten Selbstliebe ab und sieht im Moralischen nur eine Vorkehrung zum Zwecke einer gesicherten gesellschaftlichen Existenz. Shaftesbury, Butler, Hume hielten an der Existenz uninteressirter Triebe fest; — Butler lehrt, dass Pflicht und Interesse coincidiren: Hume dagegen kann sich trotz seines Standpunktes nicht enthalten, die Selbstliebe als Grundlage des menschlichen Handelns anzuerkennen. Vollends siegt die Sache des Egoismus, als Helvetius Mandevilles Ideen zu einem geschlossenen System verarbeitet: die Selbstliebe ist hier das Princip alles Handelns; sie bewirkt sogar das Verlangen nach Erkenntnis: sie geht nur auf Lust aus: das Princip ist egoistischer Hedonismus (vgl. Sidgwick „The Methods of Ethik p. 109). Alle übrigen etwa unegoistischen Aeusserungsformen des Menschen sind Helvetius nicht angeboren, sondern anerzogen. Er verneint alle ursprüngliche Sociabilität, alles ursprüngliche Wohlwollen: die Menschen sind weder gut noch böse; sie werden das eine oder das andere je nach den gleichen oder entgegengesetzten Interessen, welche sie vereinigen oder trennen.

Wir werden hören, dass Helvetius irrt, sofern er die Selbstliebe als den einzigen ursprünglichen und angeborenen Trieb der Menschen auffasst, dass er Wahres und Falsches in seinen Ausführungen mischte,

dass es nicht angeht, angesichts des Sittlichen die Augen zu schliessen oder es auf das Unsittliche zurückzuführen. Doch sein Irrthum war die Wahrheit seiner Zeit. Das vergangene Jahrhundert stand unter dem Banne des Hedonismus; auch Friedrich dem Grossen war die Selbstliebe das Princip unserer Sittlichkeit. Nachwirkungeu dieser Auffassung gewahren wir auch in der deutschen Philosophie, insbesondere in Fichte. Ihm ist der letzte Zweck des Wollenden die Erhaltung seiner selbst; in seinem Naturrechte (p. 114) postulirt er: Liebe deine Mitbürger um deiner selbst willen. Heute begreifen wir leicht, dass Jeder, der dieser Forderung nachkommt, nur sich liebt. Ein Nachklang aus der Vergangenheit ist es denn auch, dass Hartmann (Phän. d. sittl. Bew. p. 36) der Egoismus für sich weder sittlich, noch unsittlich, sondern schlechthin natürlich ist, dass Max Stirner und Friedrich Nietzsche die Fahne des Egoismus entfalten.

Es ist bedeutungsvoll, dass zu der Zeit, da sich die Oekonomik vermöge der Arbeit der Philosophen von der Philosophie abschnürte, die Ansicht verbreitet war, dass sogar das Sittliche nur eine Erscheinung, nur eine Funktion, eine Aeusserungsform der Selbstliebe sein könne. Umsomehr musste man sich der Ueberzeugung zuneigen, dass das Wirthschaftsleben ausschliesslich unter der Herrschaft des Egoismus stehe. Diese Anschauung tritt bereits in Montaigne zu Tage, dem der Gewinn des Einen immer auch der Schaden des Anderen war; nach Boisguillebert sind die Menschen stets damit beschäftigt, einander zu betrügen. Einem Smith wirft zumal die Gegenwart gern „Individualismus“ und „Atomismus“ vor; man erkennt in ihm den Bannerträger des Egoismus. Es ist immer unhistorisch, einen Autor von einem Standpunkte aus zu beurtheilen, welcher in seinen Tagen nicht eingenommen werden konnte. Die Philosophie, welche zur Zeit des Smith blühte, leugnete die uneigennützigen Regungen des Gemüthes, sie erklärte das Mitgefühl für das Interesse Anderer als ein secundäres Ergebnis der Eigenliebe. Smith anerkennt in seinem ethischen Werke den Bestand sittlicher Handlungen. Aber er vermag sich in seinen nationalökonomischen Untersuchungen den Einflüssen der Umwelt nicht zu entziehen. Es ist ihm bereits hoch anzuschlagen, dass das egoistische Moment bei ihm nicht hedonisches Gepräge erhält. In hedonische Bahnen lenkt Bentham; ihm gemäss folgt Jeder in seinen Handlungen seiner Lust, selbst im Falle einer Aufopferung wird geringere Lust gegen grössere hingegeben. Allein Bentham übersieht den eigentlichen Kernpunkt des ethischen Problems: er fragt sich nämlich nicht, wieso es nur komme, dass dem Einen selbstsüchtiges, dem Anderen dagegen selbstloses Handeln grössere Lust verursache.

Die modernen deutschen Oekonomisten vertreten im Allgemeinen das Bestreben, sich der Anerkennung des Egoismus, wie sie im vorigen Jahrhunderte üblich gewesen, zu entringen. Dies ist ihnen aber nicht vollständig gelungen (vgl. Dietzel's Beiträge zur Methodik der Wirthschaftswissenschaft in den Jahrb. für Nat. N. F. 9 p. 21 ff.). Der Grund hiervon liegt in dem Umstande, dass es ihnen an einer ihren Anschauungen entsprechenden Ethik gebrach, ihre eigene speculative Begabung aber, durch ihren Empirismus bedrängt, nicht ausreichte, diesen Mangel zu ersetzen. Den Bestand des Egoismus zu leugnen, wie Mandeville dies mit den selbstlosen Handlungen gethan, oder etwa gar den Egoismus auf die Selbstlosigkeit zurückzuführen, war unmöglich. Als Thatsache musste das Eigeninteresse anerkannt, aber seine Berechtigung konnte in Abrede gestellt werden. Ihn rundweg als verwerflich hinzustellen, wäre auch misslich gewesen. So verfiel man denn auf den Gedanken, Grade des Egoismus zu unterscheiden, die milderen walten zu lassen, die herberen aber zu verurtheilen. Auf diesen Ausweg gerieth bereits Roscher. Ihm ist der Eigennutz das Bestreben, möglichst viele Güter zu gewinnen, möglichst wenige derselben zu verlieren, entarteter Eigennutz erst werde Egoismus. Was ist durch diese Lehre geleistet? Wenig oder gar nichts. Unter dem Egoismus hatte man Eigennutz verstanden; Roscher ändert das Substrat; er versteht unter dem Egoismus einen besonderen Grad von Eigennutz; diesem weist er die Thüre. Hat er damit auch den Egoismus aus der Wirthschaftslehre hinausgeworfen? Keineswegs. Versteht man unter dem Egoismus Eigennutz, wie vordem, so gewahrt man ihn noch in Amt und Würden. Knies sucht sich dadurch zu helfen, dass er vier Triebe annimmt, den Trieb des Eigenwohles, welcher auf Selbsterhaltung und Behagen ausgeht, ferner den Trieb der Eigensucht oder Selbstsucht, welcher den des Eigenwohls in höchster Potenz darstellt; diese beiden Triebe nennt er Eigennutz, an sie schliesst sich der Trieb des Gemeinsinnes und endlich der Rechts- und Billigkeitssinn. Es muss zunächst bemerkt werden, dass Knies und Roscher sich unter Eigennutz Verschiedenes denken: dem Einen ist Eigennutz auch übertriebene Selbstliebe, dem Anderen ist er nur Selbstliebe ohne Uebertreibung. Es muss weiters bemerkt werden, dass in der Wissenschaft überhaupt mit der Annahme von Trieben nur wenig gedient ist: zunächst, weil die Annahme ihrem Wesen nach eine Behauptung ohne Beweis ist, welcher Erkenntniswerth erst zukommt, wenn ihr der Beweis folgt. Demgemäss müsste dargelegt werden, warum es gerade vier, nicht aber drei und nicht fünf Triebe im Menschen gebe, warum sie sich gespalten hätten und

wieso es käme, dass sie sich gerade in dieser Weise gespalten haben. Es ist auch nicht zu verkennen, dass mit dem Nachweise von solchen Trieben nur wenig genützt wäre. Denn ein Trieb ist seiner Natur nach eine qualitas occulta; Triebe und Seelenvermögen sind die Krücken, auf welchen lahme Psychologie einherhumpelt: sie sind hypothetische Setzungen von Kräften; sie sind Fragen, nicht Antworten. Aehnliches gilt Neumann gegenüber, der als Positiv, Comparativ, Superlativ Eigeninteresse, Eigennutz und Selbstsucht unterscheidet. Der Wahrheit scheint uns Wagner (Jahrb. für N. und St. 1886 p. 231) am nächsten zu kommen. Wagner tritt entschlossen auf die Seite des Selbstinteresses, welches er als bei allen Menschen wirksam betrachtet: Dies schliesse Altruismus nicht aus, soferne es sich beispielsweise um die Erwerbung von Reichthum für die Familie handelt. Schönberg, der in seinem Handbuche die allgemeine Meinung wiederspiegelt, verneint die manchesterliche Anschauung, dass der Egoismus nicht nur die thatsächlich bewegende Kraft, welche das Wirthschaftsleben durchwaltet, sondern auch die einzig berechtigte sei. Alle Menschen hätten vielmehr den Trieb zur Selbsterhaltung und zur Förderung des eigenen Wohles: dieser Trieb sei ein in der Natur des Menschen liegender und auch sittlich berechtigter; es sei somit für den Einzelnen Pflicht, ihn zu haben und zu äussern. Soweit ist nun Smith nicht gegangen: er hat den Egoismus als Thatsache angenommen; ob er in ihm die einzige wirthschaftliche Triebfeder erblickt hat, ist bei seiner vorsichtigen Ausdrucksweise über diesen Gegenstand streitig; sicherlich hat er ihn nie als Pflicht hingestellt: man könnte aus seiner Darstellung im äussersten Falle nur den Schluss ziehen, dass er im Egoismus ein Recht erblickt habe. Gemässigt erscheint diese Anerkennung des Egoismus von Seite der modernen Forschung durch folgende Darlegung Schönbergs: Der sittlich berechtigte Trieb, das eigene Interesse zu wahren, könne auch ausarten; dann werde der Egoismus zur Selbstsucht, zum Eigennutze: das sei ein unsittlicher Trieb: er sei Selbstliebe, verbunden mit Rücksichtslosigkeit, Feindseligkeit, Bereitwilligkeit zum Betruge, zur Ausbeutung: er sei vom moralischen Standpunkte aus zu bekämpfen. Schönberg steht, wie wir sehen, im Wesentlichen auf dem Standpunkte Roscher's; nur dass ihm die Uebertreibung des Egoismus als Eigennutz erscheint. Hinsichtlich der Nomenclatur ist er somit das Widerspiel des Autors, dessen Standpunkt er anerkennt.

Auch bei Dargun, welcher sich gleich Dietzel bemüht, die abstracte, von der Annahme des Empirismus ausgehende Speculation mit der Thatsache des Altruismus zu versöhnen, tritt das Streben zu Tage,

den Egoismus nach Graden einzutheilen. Er meint (a. a. O. p. 18 ff. und 33 ff.), es liege in Fällen, wo der Wirthschafter für sich selbst handelt, dies aber anderen Personen weder nützen noch schaden könne, eine eigenthümliche Form des Egoismus vor, den er Selbstsinn nennt. Hierher gehöre die Thätigkeit des für sich selbst arbeitenden Landmannes, Jägers, Viehzüchters, der für sich selbst arbeitenden Hausfrau. Rein egoistisch sei jene Handlungsweise, die sich nicht um Nutzen oder Schaden Anderer kümmert, selbstsüchtig schliesslich jene Handlungsweise, die den eigenen Nutzen erstrebt, obwohl sie mit fremdem Schaden inhärirend verbunden ist. Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass diese Gradation mit Scharfsinn fundirt ist; ist sie doch eine so evidente Uebertragung strafrechtlicher Kategorien auf das Wirthschaftsleben, dass man füglich, ohne dem Sinne der Dargun'schen Erörterungen Abbruch zu thun, sagen könnte, er habe den Egoismus in einen indifferenten, culposen und dolosen unterschieden. Diese Sonderung ist in der That von Werth, sofern der strafbare Eigennutz in Erwägung gezogen wird, er ist es aber nicht, sofern man sich über den Eigennutz, abgesehen von einer möglichen Repression, klar werden will. Fassen wir den Jäger ins Auge, so gewahren wir leicht, dass seine Thätigkeit, sofern sie seiner Familie frommt, nicht als eine lediglich selbstsinnige aufzufassen ist, sondern auch altruistische Elemente in sich schliesst. Ziehen wir weiters in Betracht, dass er schonungslos die Thiere, die ihm in die Schussweite gelangen, tödtet, dabei aber selbstverständlich den Nachtheil, den er ihnen zufügt, beabsichtigt, so müssen wir uns auch der Ansicht zuneigen, dass seiner Thätigkeit geradezu selbstsüchtige Merkmale eigen wären. Dargun spricht freilich nur von Personen, von anderen menschlichen Wirthschaftern. Es ist aber in keiner Weise abzusehen, warum sich ethische Empfindungen auf den Menschen beschränken sollten. Dargun's graduirende Eintheilung scheint uns vollständig hinfällig zu werden, wenn wir in Rechnung setzen, dass das Merkmal der Rücksichtslosigkeit, als ein rein negatives, sich zu einer Function, wie Dargun sie ihm zuweist, überhaupt nicht eignet; die positive Gestaltung dieses Merkmals aber, die Rücksicht auf Andere, bereits Altruismus involvirt. Mit Hilfe des Altruismus aber lässt sich der Egoismus nicht eintheilen. Dies wäre nur durch ein Merkmal des Egoismus möglich. Allein Altruismus kann nie als ein solches aufgefasst werden. Man kann daher, der Wahrheit gemäss, nur sagen, der Egoismus sei entweder durch altruistische Regungen in seinen Wirkungen eingedämmt oder nicht. Eine Aufhebung der Wirkungen jedoch kann nicht mit einer Veränderung der diese Wirkungen setzenden Ursachen identificirt werden.

Eine besonders scharfe Auffassung der Rolle, welche der Egoismus auf dem Gebiete der Wirthschaft spielt, findet sich bei F. A. Lange (Geschichte des Materialismus, 3. Aufl. 1875 II. Bd. p. 454 ff.). Die Erörterungen des Philosophen sind von besonderem Belange, weil sie sich mit jenen Menger's in mehr denn einer Hinsicht tangiren, wie denn auch bei Lange anderwärts („Die Arbeiterfrage in ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.") überaus interessante Ausführungen hinsichtlich der Grenznutzenlehre zu Tage treten. Lange ist sich darüber klar, dass der Wirthschafter in der klassischen Oekonomik nur egoistisch gedacht werde, um die Theorie der Wirthschaft zu ermöglichen. Diese strenge Wissenschaftlichkeit sei aber nur eine scheinbare. Lange hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn die Annahme des Egoismus gemacht worden wäre, um Betrachtungen über den gesellschaftlichen Verkehr durch Fingirung eines möglichst einfachen Falles eine exacte Form zu geben, denn gerade durch die Abstraction von der vollen empirischen Wirklichkeit seien auch andere Wissenschaften zum Charakter der Exactheit gelangt. Die abstracte Volkswirthschaft könne uns vorwärts helfen, obwohl es in der Wirklichkeit kein Wesen gibt, das ausschliesslich dem Antriebe eines berechnenden Egoismus Folge leisten würde. Lange empfiehlt somit eine Fiction, die in sich widerspruchslos wäre und zugleich auch eine genaue Erkenntnis einer Seite des menschlichen Wesens und eines Elementes, das in Handel und Wandel eine sehr bedeutende Rolle spiele, ermögliche; er will wissen, „wie der Mensch sich verhalte, insofern die Bedingungen seines Handelns jener Voraussetzung entsprechen, wenn dies auch niemals vollständig der Fall sein wird"; er will die Oekonomik auf den Egoismus basiren, um durch Abstraction von anderen Motiven innerhalb der Schranken einer Hypothese exacte Wissenschaft zu gewinnen. Und er setzt hinzu, dass ihm solche Untersuchung als Vorstufe voller Erkenntnis von Werth erscheine. Kenner der Menger'schen Richtung werden in diesen Sätzen eine präformirte Gestalt der exact-realistischen Methodologie erblicken können, deren Familienähnlichkeit sich bis in einzelne Züge erstreckt. Hier wie dort ist der Egoismus Ausgangspunkt exacter Deduction. Hier wie dort handelt es sich um Abstraction von der vollen Wirklichkeit, die ihre Bedeutung aufrecht erhält, wenn ihr in der thatsächlichen Welt auch nichts entspräche. Hier wie dort der Vorschlag, eine Seite des Wirthschaftslebens in strenger Isolirung ins Auge zu fassen. In zwei wesentlichen Punkten zeigt sich aber Lange Menger überlegen. Erstlich nämlich in der klaren Einsicht, durch die blosse Annahme des Egoismus sei nicht auch gegeben, dass der Wirthschafter in Wirklichkeit lediglich egoistisch handle. Zweitens

durch die klare Einsicht, dass solche Analyse nur eine Vorstufe voller Erkenntnis sei, ein Standpunkt, welchen wir in unseren, die Analyse betreffenden Ausführungen gleichfalls eingenommen haben.

Bei Menger ist hinsichtlich seiner Stellung gegenüber dem Egoismus eine Wandlung zu beobachten. In seinen „Grundsätzen" huldigt er noch der Ansicht, dass alle Wirthschafter in Wirklichkeit ausschliesslich Egoisten seien. Er sagt („Grundsätze" p. 59): „Jedes einzelne Individuum hat einen Antrieb, seinen Bedarf mit Ausschluss aller anderen wirthschaftenden Subjekte zu decken". Menger sagt weiters (l. c. p. 60): „Wenn die Güter im Ueberflusse vorhanden sind, so bilden sie nicht Gegenstände des Eigenthumswillens, und lässt sich hier in der That ein Bild des Communismus beobachten, welcher daher zu erklären ist, dass die Menschen überall dort Communisten sind, wo dies mit Rücksicht auf die natürlichen Grundlagen möglich ist. Dieser Communismus findet in der Ueberfülle der Güter ebenso seine Erklärung, wie das Eigenthum in der entgegengesetzten Erscheinung". Ein wesentlich verschiedenes Gepräge weist der Egoismus bei Menger an einer anderen grundlegenden Stelle auf (Unters. p. 78). Da fordert Menger eine Theorie, „welche uns die Aeusserungen des menschlichen Eigennutzes in der auf Deckung ihres Güterbedarfes hinzielenden Bestrebungen der wirthschaftenden Menschen in exacter Weise verfolgen und verstehen lehrt, uns das Verständnis einer besonderen, allerdings der wichtigsten, der wirthschaftlichen Seite des Menschenlebens zu verschaffen die Aufgabe hat, während das Verständnis der übrigen Seiten desselben nur durch andere Theorien erreicht werden könnte, welche uns die Gestaltungen des Menschenlebens unter dem Gesichtspunkte der übrigen Tendenzen desselben zum Bewusstsein bringen würden (z. B. unter dem Gesichtspunkte des Gemeinsinnes, des strengen Waltens der Rechtsidee u. s. f.)." Erwägt man, dass Menger's Anschauung nach die Theorie in eine exacte und empirische, die exacte ihrerseits aber gemäss der eben citirten Stelle in verschiedene Theorien zerfiele, über deren Anzahl nicht einmal ein sicherer Schluss gestattet wäre, so muss die Besorgnis, dass auf dem angegebenen Wege vor lauter Theorien nicht zur Theorie gelangt werden könnte, rege werden. Hinter dem Probleme, all diese Theorien auszugestalten, lauert ein weiteres, ihre systematische Einheit zu begründen. Dies wäre aber umsoweniger lösbar, als die Schwierigkeit, in der Wissenschaft die Einheit des Mannigfaltigen darzustellen, auch die Klippe ist, an der der extreme Empirismus scheitert. Denn wenn wir uns auch diese Theorien ausgebaut denken, so könnten sie uns doch nur ein dem Façettenauge der Insecten entsprechendes Façettenbild, nicht aber ein

Gesammtbild des Lebens ergeben. Gelangen wir aber auf dem angedeuteten Wege nicht zu einer Theorie, so ist es auch ausgeschlossen, dass wir sie je auf das Leben anwenden, dass sie je praktisch werden könnte. Wir müssen daher Dargun (a. a. O. p. 8) und Dietzel (Jahrb. f. N. u. St. IX. 1884 p. 229) Recht geben, wenn sie hervorheben, die Wirthschaftslehre gelte nur insofern, als ihre Voraussetzungen gelten.

Von den Autoren, die in den Spuren Menger's wandeln, stehen die einen unter dem Einflusse der Attraction, welche die englische Oekonomik auf sie ausübt, die andere unter dem Einflusse der Attraction von Seiten der deutschen Oekonomisten. Böhm-Bawerk (Grundzüge zur Theorie des wirthschaftlichen Güterwerthes. Conrad's Jahrb. 1886 S. 1 ff.) erklärt kurzweg: den Gütern gegenüber seien die Menschen Egoisten. Diese Aeusserung kann nur den Sinn haben, dass jeder dem Anderen gegenüber in Beziehung auf die Güter Egoist wäre. Sax dagegen unterscheidet in seinen überaus bedeutungsvollen und scharfsinnigen Untersuchungen (Wesen u. Aufg. Cap. 5, 6, 7 und Grundlegung der theoretischen Staatswirthschaft p. 4—33) Egoismus, Altruismus, Mutualismus im Individualismus und Collectivismus. Anhänger der „reinen Oekonomik", wie Pantaleoni, neigen sich wieder dem hedonischen Egoismus zu (Econ. pur p. 17, 20); sie glauben sogar, dass auch der Gesammtegoismus dasselbe Gepräge an sich trage.

Betrachten wir nun das Wesen des Egoismus näher. Angesichts einer Handlung wird immer gefragt, wem sie wohl nützen mag; nützt sie dem Handelnden selbst, so ist sie eigennützig, nützt sie einem Anderen, so gilt sie als selbstlos. Diese Popularanschauung, welche beispielsweise Dargun (Handwörterb. d. Staatswissensch. Artikel Altruismus p. 240) vertritt, wird dem Gegenstande nicht gerecht. Die Thatsächlichkeit des Nützens ist für die Beurtheilung einer Handlung nicht massgebend. Denn es können Handlungen in Erscheinung treten, welche ihr Ziel nicht erreichen, welche eigennützig gemeint sind und doch ihrer Wirksamkeit nach nur einem Anderen als dem Handelnden zu Gute kommen; daher muss eine Handlung nach ihrer Absicht, mithin nach dem Zwecke (vgl. Dargun Egoism. u. Altr. p. 12 ff.) beurtheilt werden. Dieser Zweck drückt sich am besten in Form einer Maxime aus: die Maxime des Egoismus lautet: Strebe, dass die Summe deiner Befriedigungen ein Maximum werde (vgl. Sidgwick „The Methods of Ethics" p. 107 ff.). Die Maxime des Egoismus hat nicht nur einen positiven, sondern auch einen negativen Inhalt. Der Egoismus geht darauf aus, dem Individuum das grösste Mass von Genüssen zu vermitteln, aber auch die Uebel, deren es theilhaftig werden könnte, zu möglichst geringen zu machen; soferne der Egoismus somit ausschliess-

lich nach Lust verlangt, ist der Schmerz bereits ausgeschlossen; in der alleinigen Bejahung der Freude ist die Verneinung jedes Weh's gesetzt. Man würde demgemäss das egoistische Wollen nicht entsprechend auffassen, wähnte man, es weise eine bejahende und eine verneinende Seite auf es: ist daher auch unrichtig, zu sagen: das Individuum wolle nicht, dass man es verletze, es will vielmehr, dass man es nicht verletze. Der Wille, dass etwas nicht geschehe, darf mit dem Nichtwollen, dass etwas geschehe, nicht identificirt werden; denn das Nichtwollen ist ein Zustand, in dem der Wille auf Motive nicht reagirt. Seinem Wesen nach ist der Egoismus daher eine durchwegs positive Willenserscheinung; seiner Maxime gemäss hat der Eine nur Gefühl für sich, nicht für den Andern. Daher irrt denn auch Dargun, wenn er glaubt (a. a. O. p. 15), der heilige Crispin, der Leder für die Armen gestohlen, habe egoistisch gehandelt; er irrt auch, sofern er meint, ein Familienvater, der seine Tochter aussteuern will, handle in seiner Erwerbsthätigkeit egoistisch. Dargun unterscheidet allerdings zwischen einem Egoismus im philosophischen und einem im wirthschaftlichen Sinne des Wortes (p. 18). Egoistisch im wirthschaftlichen Sinne des Wortes ist ihm jene Handlung, deren nächster Zweck auf Vermehrung des Vermögens ausgeht. Egoistisch im philosophischen Sinne ist ihm jene Handlung, deren weiteste Zwecke auch nur Sonderzwecke des handelnden Individuums wären. Es könnte demgemäss eine Handlung, wie die des heiligen Crispin, zugleich egoistisch und altruistisch sein. Hierin ist daher nicht eine Unterscheidung sondern eine Vermengung der Begriffe geboten. Eine Unterscheidung, wie die Dargun's, verstösst überdies gegen den Grundsatz: principia praeter necessitatem non sunt multiplicanda. Sie ist auch deshalb zu verwerfen, weil sie zwischen dem philosophischen und wirthschaftlichen Momente eine Antithese ausfindig zu machen sucht, die in der Sache nicht begründet ist. Massgebend für die Beurtheilung kann immer nur jener Zweck sein, der die gegebenen Falles aus verschiedenen Acten bestehende Handlung auslöst, beziehungsweise der Aufwand, der nothwendig ist, um jenen bestimmten Zweck zu vermitteln. Ist der Zweck Crispins, Zwecke Anderer durch Mittel zu erfüllen, so ist es auch selbstverständlich, dass keine jener Handlungen, welche er im Sinne dieser Verwirklichung unternimmt, egoistisch sein kann. Etwas anders verhält es sich mit dem Familienvater, welcher, nach Dargun, eine Tochter auszusteuern hätte. Würde seine Erwerbsthätigkeit lediglich den Zweck haben, ein Vermögen, das er für seine Tochter bestimmt hatte, zu vergrössern, so wäre auch jede einzelne Handlung zu diesem Zwecke eine altruistische. Hat aber die Erwerbsthätigkeit des Vaters den Zweck, ein Vermögen

zu begründen oder zu vergrössern, aus welchem die Aussteuer der Tochter gelegentlich ihrer Heirath ausgesondert werden soll, so ist der Zweck, welchem die Wirthschaft gewidmet ist, ein der Familie gemeinsamer, die Wirthschaft selbst eine collectivistische.

In solchen altruistischen Fragen wird man um so leichter fehlgehen, je weniger man sich bemüht, die Grundbegriffe mit möglichster Klarheit festzuhalten. Das Streben nach Selbsterhaltung ist keineswegs ein ausschliesslich menschlicher Trieb, er ist jedem Wesen eigen; schon die einfache Zelle weist Lebensäusserungen auf, welche den Zweck haben, sie zu erhalten. Könnte man nun angesichts dieser Umstände behaupten, das Lebewesen sei überhaupt egoistisch, weil es jeweils in der einen oder der anderen Weise auf Selbsterhaltung bedacht sei? Diese Frage lässt sich nicht schlechthin bejahen. Es kommt darauf an, ob der Wirthschafter, sei er nun ein thierischer oder menschlicher, mit seinen Mitteln nur eigene Zwecke verfolgt, oder ob er daneben auch fremdzweckig thätig ist. Das blosse Streben, final zu handeln, ist eine einfache Naturmacht. Von dem dumpfen Bewusstseinszustande, in welchem ein ungegliedertes Schleimthierchen seine aus organischer Substanz bestehenden Arme ausstreckt, bis zu dem edlen Rufe nach Freiheit und Selbstbestimmung, der die Menschheit begeistert, schlingt sich eine ununterbrochene Kette der Entwicklung: das Gemeinsame ist das Wesentliche; nur die Art der Erscheinung ist verschieden. Aber neben das lediglich Egoistische tritt schon auf andern Stufen der Entwicklung das Phänomen der Fremdzweckigkeit. Demgemäss tritt uns der Egoismus nur dort rein entgegen, wo ein Individuum mittels seiner Mittel ausschliesslich seine eigenen Zwecke verwirklichen will, wo es nach eigener Befriedigung ohne Rücksicht auf fremde Zwecke strebt, wo es somit lediglich auf Kosten fremden Glückes lebt. Egoismus äussert sich oft auch dort, wo man ihn nicht zu suchen gewöhnt ist: der junge Gelehrte erhält ein Stipendium, er freut sich desselben und denkt nicht an Jene, über die er den Sieg davon getragen; die reinsten Seelen wirken und handeln, um das, was ihnen Glückseligkeit dünkt, zu erwerben; sogar die Moral selbst versucht zu lehren, welches das höchste Gut und somit das erstrebenswertheste ist.

Allein, so gross auch die Bedeutung des Egoismus sei, von seinem Gesichtspunkte aus bleibt doch jede selbstlose Handlung, die nicht nur auf das eigene Interesse keine Rücksicht nimmt, sondern sogar die Aufopferung desselben bedeutet, unverständlich; der Mensch, der sein Bestes der Gesammtheit widmet, scheint ein Thor, der sich einem Ungeheuer in den Rachen setzt, damit es, sich mästend, sage: er schmecke gut. Schon der Familiensinn ist vom Standpunkte des Egoismus

aus ein nur gewaltsam lösbares Problem: er scheint einerseits wohl Ergebnis einer erweiterten Persönlichkeit, wohl Ausfluss des Egoismus, aber er widerspricht ihm doch. Der Hauptgrund jedoch, aus welchem Jene, die den Egoismus als alleinige Triebfeder des menschlichen Handelns betrachten, irren, liegt in dem Umstande, dass sie zwischen dem Generellen und Universellen, zwischen Regelmässigem und Gesetzmässigem nicht zu unterscheiden wussten. Der Egoismus lässt sich schon der Form nach, welche jede Causalverknüpfung ausschliesst, nur als Regel, nicht aber auch als Gesetz aussprechen. Wenn wir zugeben, dass der Egoimus zu den regelmässigen Erscheinungen des Wirthschaftslebens gehört, so glauben wir ihm als Erscheinung gerecht zu werden; wir zögern demgemäss nicht, anzuerkennen, dass er sich überaus oft als mächtige Triebfeder bethätigt, öfter sogar, als es den Anschein hat; denn die Menschen sind nicht nach ihren Handlungen zu beurtheilen, die sie gewahren lassen. Sie sind entweder besser oder schlechter; im Allgemeinen wird man daher nicht fehlgehen, wenn man dort, wo von Herz, Gefühl und Seele gesprochen wird, Interesse setzt. Da man aber immer auf die Beweggründe der Handlung zu blicken hat, ehe man sie sittlich beurtheilt, die Beweggründe aber in der Regel dem Handelnden selbst nicht klar sind, so lässt sich über sie nur wenig Bestimmtes aussagen. Auch ein weiteres Moment fällt ins Gewicht. Die egoistischen Zwecke verbergen sich oft, Handlungen dagegen, welche als Ausfluss des Edelmuths gelten wollen, drängen sich nicht selten selbstgefällig in den Vordergrund und stellen sich der öffentlichen Bewunderung aus. Wenn die Menschenfresserei auch bei vorgeschrittenen Völkern abgekommen ist, so gibt es unter ihnen doch noch Viele, die, falls sie sich nach ihrem Willen verwandeln könnten, gern die Gestalt von Eingeweidewürmern annähmen, um sich im Leibe des Nächsten bequem zu nähren. Bezeichnend ist es, dass im Jahre 1879 zu Versailles ein Mädchen Clémence Blossier verurtheilt wurde, weil es in der Gemeinde eine ganze Reihe von Feuersbrünsten angestiftet hatte, um während der durch den Brand verursachten Verwirrung in einem nahen Gehölze mit seinem Geliebten, dem die Eltern das Haus verboten hatten, ein Stelldichein zu ermöglichen.

Wenn sich auch ein so gigantischer, ein so verbrecherischer Eigennutz nur selten bethätigt, so ist der Grundzug unseres Wesens immerhin ein egoistischer. Egoismus ist der Allen vertraute und Alle doch seltsam anmuthende Familienzug, der die Menschen als Brüder erscheinen lässt; Jeder fühlt ihn in der eigenen Brust, aber er ist doch verwirrt und enttäuscht, wenn ihm Handlungen vor Augen treten, welche ihm verrathen, dass auch Andere ihr eigenes Wohl nicht ausser

Augen lassen. Zartfühlend sind die Menschen im Allgemeinen nur dann, wenn es sich um sie selbst handelt. Sind aber darum auch alle anderen fremdzweckigen Formen des Handelns aus dem Egoismus abzuleiten, wie die Ethik des vergangenen Jahrhunderts, wie der Utilitarismus des gegenwärtigen thut? In diesem Falle wäre er das Princip, die natura naturans, alle unegoistischen Regungen aber Erscheinungsformen, natura naturata. Entspräche diese Auffassung der Wirklichkeit, dann wäre der Egoismus weder zu verachten, noch zu preisen, sondern einfach als Thatsache entgegenzunehmen; wer ihn lobt, würde für sich sprechen, wer ihn tadelt, dem Anderen übel nehmen, was er sich selbst zu Gute hält. Dann hätten wir uns vorzustellen, dass aus der Thatsache des Egoismus das Ethos entstehe, dass das Gesetz, das dem Einzelnen zur Befolgung empfohlen wird, von der Allgemeinheit ausgehe; dass diese aus Selbstsucht die Bethätigungssphäre des Individuums einzudämmen suche. Dann sagen die Anderen dem Einen: opfere dich für mich, dann will ich Dich loben. Dies wäre eine Anschauung Aller zu ihren Gunsten. Von der Entwicklung beeinflusst und umgewandelt, träte uns der Egoismus nicht in seiner ursprünglichen Gestalt entgegen, in welcher er Missfallen zu erwecken geeignet wäre. Die nackte Selbstsucht heisst Habsucht, Geiz, Neid, Schadenfreude, Hass, die verkleidete hiesse Mitleid, Mitfreude, Mitfurcht, hiesse Freundschaft und Liebe. In all diesen Fällen lägen lediglich Erstreckungen des Egoismus auf Andere vor. Recht, Moral, Religion, Kunst, Wissenschaft, Alles wäre Ergebnis der Selbstliebe. Der Egoismus wird im Lichte dieser Ansicht proteisch und grenzenlos. Wenn der Egoismus verächtlich ist, so hätte die Menschheit, vorausgesetzt, dass diese Theorie berechtigt ist, Grund zur tiefsten Zerknirschung. Denn dann wird sogar der Edle, der sein Bestes der Menschheit opfert, auf der Flucht vor dem Egoismus dessen vollkommene Beute. Thomasius spricht daher nicht einen sittlichen Grundsatz, sondern einen solchen des Gesammtegoismus aus, wenn er (Göttl. Rechtsgelehrs. III 1 § 59, 66) sagt: „Thue das, was den Endzweck einer jeden Gesellschaft nothwendig befördert und unterlasse das, was denselben nothwendig stört.“

Die Ausblicke, welche die Lehre von der alleinigen Existenz des Egoismus eröffnet, zeigen uns, dass es unmöglich ist, das Sittliche auf sein Gegentheil zurückzuführen, den Egoismus als das Princip, den Altruismus als die Aeusserungsform, die blosse Modalität aufzufassen und im Altruismus eine Art Egoismus zu erblicken (vgl. Dargun a. a. O. p. 3). Eine solche Lehre würde die Moral selbst jedes sittlichen Werthes entkleiden. Es ist freilich bequem zu sagen, im Altruismus sei der Egoismus dadurch

veredelt, dass der Mensch den eigenen Nutzen auf andere Menschen ausdehnt. Es ist gefällig zu sagen: es entwickle sich Löbliches aus verwerflichem Boden, der Blüthe gleich, die ihre Lebenskraft aus dem Erdengrunde zieht und ihr schönes Haupt doch im Sonnenlichte wiegt. Aber es lässt sich nicht verhehlen, dass diese Ansicht überaus unbefriedigend sei. Denn dem Egoisten ist der Nebenmensch eine Mine, die er ausbeutet, dem Mutualisten eine Kuh, die er nährt, um sie zu melken, dem Altruisten aber ein Gott, dem er opfert. Fassen wir, unserer eingangs erwähnten Definition gemäss, den Egoismus als jene Willensrichtung auf, welche den Menschen veranlasst, nur seine Zwecke zu verwirklichen, so können wir den Altruismus nie und nimmer als eine Art des Egoismus betrachten. Denn nie und nimmer kann eine Willensrichtung, welche den Menschen veranlasst, seine Zwecke jenen Anderer zu opfern eine Art oder eine Aeusserungsform des Strebens sein, die eigenen Zwecke allein zu verwirklichen.

Vom Standpunkte des Egoismus aus ist, wie wir sehen, die Tugend nicht zu begreifen. Antiken Ethikern, auch Plato, entsteht aus der Uebung der Tugend eine Lust, die höchste, deren der Mensch theilhaft werden kann. Der Pfad des Edlen wird demgemäss gewählt, weil er mehr Vergnügen verheisst als der des Lasters. In diesem Falle wäre es lediglich Geschmacksache, ob der eine Weg oder der andere gewählt würde. Der Wüstling wäre nicht weniger zu loben als der Heilige; dem Einen behagt es eben, auf weichem Pfühle hingestreckt, der Ueppigkeit des Sinnengenusses zu fröhnen; dem Andern frommt es, im rothgeglühten Leibe des ehernen Stieres Psalmen zu singen. Sicherlich wendet sich jeder Dem zu, was ihm besser dünkt. Aber das sittliche Problem wäre nicht durch Constatirung, sondern erst durch Erklärung der Thatsachen gelöst. Nichts wäre falscher, als aus der fundamentalen Gleichartigkeit der ins Spiel kommend physischen Kräfte den Schluss auf die Gleichartigkeit der Motive und der Erscheinungen zu ziehen. Dies thut der egoistische Cynismus: Wir stecken alle nackt in unseren Kleidern, höhnt er; er glaubt nicht an Wunder und rückt Demjenigen, der ähnliche Denkungsart hegt, die sittliche That als solche vor. Wohlwollen, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, sie sind immer nur Köder für Wahlprogramme; in Wahrheit scheint ihnen die selbstlose That mit den Gespenstern vergleichbar, von welchen Jeder spricht, die aber Niemand mit eigenen Augen gesehen; im besten Falle, meint er, schätze er den Uneigennützigen aus denselben Gründen, aus welchen ihm der Diamant werthvoll ist: wegen der Seltenheit.

4. Die mutualistische und die collectivistische Wirthschaft.

Die Anhänger der Theorie, welche den Egoismus als die alleinige Triebfeder des Wirthschaftslebens betrachtet, sind der Ansicht, dass die Gesellschaft eine vornehmlich mutualistische sei. Diesen Gesichtspunkt macht schon Smith geltend (Chap. II). „Der Mensch braucht die Mithilfe seiner Mitmenschen fast immer. Er würde diese vergeblich von ihrem Wohlwollen erwarten. Er wird viel leichtere Erfolge haben, wenn er ihre Eigenliebe zu seinen Gunsten interessiren und ihnen zeigen kann, dass es ihr eigener Vortheil ist, für ihn zu thun, was er von ihnen fordert. Wer einem Anderen einen Handel irgend einer Art anträgt, verfährt auf diese Art. Gib mir das, was ich brauche, und du wirst haben, was du brauchst. Das ist der Sinn jedes solchen Anerbietens." Das Wesen des Mutualismus scheint uns auch Hartmann trefflich zu erfassen: er schreibt (Phän. d. sittl. Bew. pag. 118): „Der Mensch, der seinen Nebenmenschen zu seinen Zwecken nicht anders gebraucht als vermittels des eigenen Willens und des Einflusses, den er durch Beweggründe auf diese hat, dieser allein ist der haltbare Kern von Kant's Forderung, man solle den andern Menschen immer nur als Selbstzweck, nie aber als Mittel behandeln, denn thatsächlich muss jeder den anderen als Mittel für seine Zwecke brauchen." Hartmann gibt hier die beiden constitutiven Merkmale der mutualistischen Wirthschaft richtig an. Der Mutualist ordnet den Nebenmenschen als Mittel zu seinen Zwecken ein. Er thut dies durch Bestimmung des Willens; er bewegt durch Motivation. Wenn wir es versuchen wollten, diese richtige Anschauung schärfer auszudrücken, so müssten wir sagen, der Mutualist ist von dem Bestreben erfüllt, den Nebenmenschen durch Beweggründe zu veranlassen, dass dieser, selbst zweckmässig handelnd, zum Mittel für die Zwecke des Mutualisten werde.

Der Mutualismus scheint eine sittliche Kraft. Dargun beispielsweise betrachtet ihn als ein Mischungsverhältnis zwischen Altruismus und Egoismus (Egois. u. Altr. p. 29, Handwörterb. d. Staatswissensch. Art. „Altruismus" p. 240). In Wirklichkeit besteht er aus der Wechselseitigkeit zweier Egoismen. Wenn der Eine für den Andern, der Andre für den Einen Mittel ist, hört der Egoismus natürlich nicht auf, im Gegentheil, er bethätigt sich. Der Selbstlose nützt sich, um der Gesammtheit zu nützen; der Eigennützige nützt der Gesammtheit, um sich zu nützen; sie ist ihm nicht Zweck, sondern Mittel. So bringt denn der mutualistische Wirthschafter

dem Interesse des Fremden im eigenen Interesse Opfer. Was er hingibt, um ein anderes Gut zu erwerben, scheint ihm weniger werth als das, was er dafür erhält. Die Formel solcher Handlungsweise ist das do-ut-des; aber mit der besonderen Bestimmung, dass die Hingabe möglichst klein, das Empfangene möglichst gross sei. Reiner Egoismus weidet aus, Mutualismus beutet aus; er mästet, um zu schlachten, er schlachtet, um zu schmausen.

Wer einen Andern zu einer Handlung veranlassen will, kann sich hiezu nur des Mittels bedienen, ihm zureichende Gründe zu der beabsichtigten Handlung zu liefern. Diese Motivation selbst kann aber eine verschiedenartige sein: Lust und Schmerz, Hoffnung und Furcht, je nachdem Vortheile in Aussicht stehen, für den Fall, dass die Handlung gesetzt wird, oder Nachtheile, für den Fall, dass sie unterlassen wird. Die Anhänger der Lehre, dass der Egoismus die alleinige Triebfeder im Wirthschaftsleben sei, haben gewähnt, dass der Mutualismus ein Austausch von Hoffnungen sei. Sie haben wohl von der Wechselseitigkeit der Interessen gesprochen, aber dabei doch immer ausser Acht gelassen, der Wahrheit gemäss jene Fälle in Rücksicht zu ziehen, in welchen nur auf der einen Seite die Hoffnung auf Zweckerfüllung vorhanden ist, auf der andern Seite aber die Furcht gewichtig in die Wagschale fällt. Wo nach den Worten des Dichters schwarze Sorge hinter dem Reiter sitzt, dort wirkt der Mutualismus nicht mit der Macht des Vortheils, sondern mit jener des psychologischen Zwanges. Dies gilt noch mehr von jenen Formen des Mutualismus, die, wie die Sclaverei, auf psychischem und physischem Zwange beruhen.

Im gesunden Organismus thut das einzelne Organ, was es vermag, es erhält dafür, was es braucht. Nicht so in der mutualistischen Gesellschaft. Da muss Jeder, der nicht für sich handelt, seine Sinnesart büssen; wer für Andere handelt, thut dies, um durch sie Vortheile zu erlangen. Der Einzelwirthschafter, der in einer Gesellschaft ähnlicher Wirthschafter lebt, wird daher nicht nur unmittelbar, sondern auch mittelbar die eigenen Zwecke zu verwirklichen suchen: dies wird auf zwei Arten möglich sein. Dadurch zunächst, dass er als Mitglied einer socialen Gruppe, etwa einer Familie, aber auch einer Genossenschaft, eines Clubs, dieser Gruppe Zwecke erfüllt, um sie hiedurch zur Erfüllung persönlicher Zwecke zu veranlassen. Weiters dadurch, dass er sich als Mitglied der Gesellschaft selbst bethätigt und sich ihr gegenüber ähnlich verhält wie der socialen Gruppe gegenüber. In der Familie, einer Körperschaft, einem Club können demgemäss auch jene selbstsüchtigen Naturen ihr Genüge finden, die stets nur auf die eige-

nen Zwecke bedacht sind. Allein, wie uns weitere Ausführungen beweisen werden, ist es unrichtig, anzunehmen, dass alle Vergesellschaftung vom Einzelnen nur des eigenen Vortheiles wegen unternommen wird. Es wird aber aus unseren Darlegungen auch hervorgehen, dass der Mutualismus als die Keimform des gesellschaftlichen Zusammenhaltes betrachtet werden kann. Dies zeigt sich uns zunächst in der einfachsten Vergesellschaftung: der Parung. Das ursprünglichste Gegenseitigkeitsverhältnis liegt im Geschlechtsverkehre vor. In den entrücktesten Urzuständen mag dieser Verkehr in der That die Formen aufgewiesen haben, die ihm Kant (Metaphysik der Sitten I. Th. 2. Hauptst. 3. Abschn., § 24) ansinnt: er mag in der That mehr oder weniger der wechselseitige Gebrauch gewesen sein, „den ein Mensch von eines Andern Geschlechtsorganen macht", und somit wesentlich mutualistisch gewesen sein. Im Verlaufe weiterer Entwicklung wird dann das Weib Sclavin, im Zustande der Ueberfeinerung Herrin. So deutet sich im einfachsten mutualistischen Verhältnisse schon die Gefahr, die der Mutualismus überhaupt mit sich bringt, an: die Gegenseitigkeit entbehrt in vielen Fällen des Gleichgewichtes. Aehnliches zeigt sich in der Gesellschaft. Dass Jeder seine Interessen wahrnimmt, ist nicht nur für ihn, sondern auch für die Allgemeinheit von Vortheil, nicht deshalb, weil die Interessen beider harmonische wären, sondern deshalb, weil es für Keinen von Vortheil wäre, wenn immer ein Anderer seine Interessen wahrnähme, weil die allgemeine Norm, dass Niemand seine Interessen wahrnehme, für Alle vernichtend wäre. Hinsichtlich der Gesellschaft gilt ein paralleler Umschwung wie hinsichtlich der Geschlechtsverbindung, aber entgegengesetzte Prinzipien treten hier ins Wechselspiel: in jenen Zeiten, in welchen das Weib Sclavin ist, ist die Gesellschaft Herrin, in jenen, in denen das Weib Herrin ist, die Gesellschaft Sclavin. Die Griechen gaben dem Staate Alles, die Gegenwart zeigt die immer stärker hervortretende Neigung, von ihm Alles zu verlangen.

Wenn wir uns auch den primitiven Geschlechtsverkehr, der, wie die Thatsache des Mutterrechtes schliessen lässt, ein flüchtiger war, als blossen Mutualismus vorstellig machen können, so tritt doch schon in dem Verhältnisse zwischen der Mutter und ihren Sprösslingen eine Verbindung zu Tage, die nicht mehr mutualistischer Natur ist. In dem Bande des Blutes ist nicht mehr eine Beziehung gegeben, in welcher das mütterliche Wesen, möge dasselbe nun menschlicher oder thierischer Natur sein, Zwecke des Kindes setzt, weil sie Mittel für die eigene wären, sondern dies geschieht, weil die Zwecke, die das mütterliche Wesen für sich verfolgt, zugleich solche des Kindes sind: die

Mutter fühlt sich nicht nur als ein Lebendiges, dass eigene Zwecke hätte, sie empfindet die eigenen Mittel als solche für die Zwecke des Kindes. Je inniger die Einheit der Mehrheit ist, destomehr ist ein Mutualismus, der auf einem Austausch von Vortheilen zwischen zwei getrennten Wesen beruht, ausgeschlossen, desto lebendiger ist jener „Nostrismus", den man Collectivismus nennt. Aus dem Mutualismus entwickelt sich der Collectivismus nicht nur vermittels der Familie, die das nothwendige Ergebnis des ursprünglich mutualistischen Geschlechtsverhältnisses ist. Wenn wir uns mutualistische Tauschverhältnisse, abgesehen von dem der sexuellen Verbindung, als Massenerscheinung denken, so stellen sie uns immerhin ein Bild dar, das der thatsächlichen Gesellschaft entfernt ähnlich ist, in den allgemeinsten Umrissen ihr Gepräge an sich trägt. Die Aehnlichkeit wächst, je mehr aus dem Mutualismus der Collectivismus hervortritt. Dies Hervortreten ist ein nothwendiges. Stellen wir uns ein tauschendes Paar von Wirthschaftern vor. Sie haben sicherlich, wie wir bereits erörtert, entgegengesetzte Interessen. Denn jeder von ihnen will dem Andern durch den Tausch möglichst viel abgewinnen. Aber hinter diesen entgegengesetzten Interessen stehen auch gemeinsame. Jeder der beiden Tauschenden hegt nämlich den Wunsch, dass er das Geschäft ungestört vollbringe und ungestört im Genusse seines erworbenen Besitzes bleibe. Damit ist bereits ein wichtiges collectivistisches Streben gegeben, das in den Normen des Rechtes und, im weiteren Sinne, in jenen der Sittlichkeit seinen Ausdruck sucht. Gemeinsame Interessen finden eben immer auch gemeinsame Vertretung, weil diese die allein zweckmässige ist. Fühlt sich aber das gemeinsame Interesse, das durch die Normen gewährleistet ist, durchgesetzt, so erzeugt die Thatsache des mutuellen Tauschverhältnisses, als fortdauernde, andere collectivistische Erscheinungen. Demjenigen, der es versteht, sich durch das mutualistische Tauschverhältnis zu bereichern, schützt die eigene überlegene Energie einerseits, die entstandene Rechtsordnung andererseits in seinem erworbenen Besitze. Da nun jeder Wirthschafter über ein anderes Mass von wirthschaftlicher Energie verfügt und innerhalb derselben unendlich viele Abstufungen möglich sind, die sich mutualistisch verhaltenden Wirthschafter aber immer nur in endlicher Zahl vorhanden sind, kann der Tausch nie zwischen zwei wirthschaftlich gleich starken Wirthschaftern vorgenommen werden. Einer wird daher immer der Schwächere sein. Eben darum wird denn auch das Interesse an dem concreten Geschäfte ein verschiedenes sein. Das stärkste Interesse an dem Zustandekommen des Geschäftes wird jener Wirthschafter haben, der von demselben in seiner Existenz, in

der Verwirklichung seiner nothwendigsten und dringendsten Lebenszwecke abhängig ist, das schwächste jener, der aus dem Geschäfte wohl eine Bereicherung erhofft, auf sie aber auch verzichten kann. Jene nun, die ein starkes Interesse am mutualistischen Geschäfte haben, werden Alles versuchen, um es zu Stande zu bringen. Ihre Bemühung ist aber allemal eine zweckwidrige. Denn sie thun nothgedrungen Alles, um jenes Geschäft zu einem möglichst unerspriesslichen zu gestalten. Sie drängen sich heran. Sie begnügen sich mit unvortheilhaftem Entgelte. Sie unterbieten einander gegenseitig. So sehen wir denn im Mutualismus die Ausbeutung, das Verhältnis zwischen wirthschaftlich Unterdrückten und ihren Unterdrückern, ja sogar die Form, in der der wirthschaftliche Daseinskampf in Erscheinung tritt, gegeben. Aber kein Kampf ohne gesammelte Kraft. Durch den Mutualismus des Tauschverhältnisses drängt sich ein neuer Collectivismus hervor: der zwischen den wirthschaftlich Starken einerseits, der zwischen den wirthschaftlich Schwachen andererseits. Dieser Collectivismus ist nicht mehr der gemeinrechtliche, von dem wir früher gesprochen haben, es ist der sociale. Die Maxime des ersten war die der Rechtsgleichheit. Die des socialen ist die Machtgleichheit.

Im Collectivismus ist nur eine in einer Norm ausgedrückte Einheit der Vielheit gegeben; die Vielheit aber ist nicht aufgehoben; die Individuen, die zu einer Lebensgemeinschaft, zu einer Wirthschaftsgemeinschaft verbunden sind, haben auch Sonderzwecke. Wir müssen daher den Gegensatz zwischen Individualismus und Collectivismus in Betracht ziehen. Grundthese des socialen Individualismus ist, der Einzelne könne nicht besser im Interesse der Allgemeinheit handeln, als wenn er in der Weise vorgeht, in welcher er die grösste Kraft entfalten kann. Möge sich daher jeder Mensch zur Pflicht machen, sich selbst glücklich zu machen; wenn Jeder seine Zwecke, die er am besten kennt, zu verwirklichen weiss, so sind auch Alle glücklich. Das scheint vernünftig. Aber bei näherer Betrachtung stellt sich die Werthlosigkeit des Rathes ein. Dass Jeder trachten möge, glücklich zu werden, ist nämlich eine gar billige Vorschrift, zumal sie Jeder ohnehin befolgt, auch wenn sie ihm nicht aufgedrängt wird. Woran es ihm fehlt, das ist nicht die Absicht, sondern die Mittel. Dies geschieht, weil dem Einzelnen, der des Heiles habhaft werden will, Viele gegenüberstehen, welche dasselbe Ziel verfolgen und es ihm streitig machen. So geht im Kampfe um das Glück das Glück, im Kampfe um das Leben das Leben verloren. Die Erfolge, welche errungen werden, stellen im besten Falle einige Bedingungen

des Wohlseins dar, die Gesammtheit derselben aber ist um so schwerer zu setzen, als der Individualismus wohl als eine Mahnung zum Streben nach Glück zu betrachten ist, aber die Erreichung desselben für Jeden um so mehr in Frage steht, je mehr Mitbewerber in die Schranken treten; oft bricht der Mittelmässige, der Kluge, der Gewandte, der Scrupellose die Frucht, welche dem Griffe des in jeder Beziehung Wackern entgleitet; oft wird dem Besten erst ein Surrogat des Glücks, wenn er das Misslingen zum Anlass genommen, zu verzichten, wenn er keinen Beweggrund mehr zum Streben hat.

Gewiss bedeutet der Collectivismus nicht eine Willensrichtung egoistischer Natur, sondern das Gegentheil derselben. Als solches haben wir bereits den Altruismus definirt. Ist demnach der Altruismus mit dem Collectivismus gleichbedeutend? Was dem Egoismus entgegengesetzt ist, wird als Selbstlosigkeit bezeichnet; in dieser macht man gemeiniglich keine weiteren Unterschiede. Allein zwischen Altruismus und Collectivismus ist leicht eine Schranke aufzurichten, wenn man sich vorhält, dass der Altruismus das Merkmal der Selbstlosigkeit an sich trage, der Collectivismus dagegen Interessengemeinschaft bedeutet. Er findet sich demgemäss überall, wo gemeinsame Zwecke durch gemeinsame Mittel verwirklicht werden; ja, sofern eine Vereinigung behufs der Erreichung eines gemeinsamen Zweckes veranstaltet oder eine bestehende in diesem Sinne benutzt wird, ist sie selbst ein Mittel zur Verwirklichung des Zweckes. Der altruistisch Gesinnte sagt: ich handle nicht für mich: ich handle für dich, ich handle für euch. Der collectivistisch Gesinnte sagt: ich handle nicht für mich allein, sondern für uns. Da der Collectivismus andeutet, dass die Verwirklichung gewisser gemeinsamer Zwecke durch gemeinsame Mittel erstrebt wird, ist er als eine Art der Zweckvermittelung aufzufassen. Der Altruismus dagegen liegt in jener Handlung vor, die nicht dem Handelnden, sondern einem Anderen oder mehreren Anderen zu nützen geeignet ist.

Der sociale Individualismus steht dem socialen Collectivismus nicht deshalb gegenüber, weil der erstere etwa egoistisch, der andere altruistisch wäre. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden beruht vielmehr darauf, dass beide Richtungen hinsichtlich der Art und Weise, in der sie die Gesammtheit dem Glücke entgegenführen möchten, entgegengesetzt sind. Der Individualismus fängt beim Individuum an und hört bei der Gesammtheit auf, der Collectivismus macht es umgekehrt. Würde man den Kampf ums Dasein auch erleichtern, so müsste dies doch gerechterweise für Alle in gleichem Masse geschehen; dann aber würde die Ungleichheit von neuem entstehen. Der sociale

Collectivismus, der die Berechtigung des socialen Individualismus negirt, scheitert an dem Grundtriebe des Menschen, auf sein eigenes Behagen bedacht zu sein; eine Gemeinschaft, die für Alle eine Abspeisung einführt, aber die Familie raubt, kann nicht glücklicher machen. Der Collectivismus wird daher seiner Mission nur gerecht werden können, wenn er als Gegengewicht des Individualismus wirkt.

5. Die altruistische Wirthschaft.

Der Altruismus wird oft lediglich als das Gegentheil des Egoismus definirt. Leibniz lehrt, die wahre Liebe sei derjenige Affekt, in welchem wir uns über das Glück eines Anderen erfreuen. Sogar ein Helvetius gesteht zu, dass es Menschen gebe, welche das allgemeine Wohl als Richtschnur ihrer Handlungen betrachten und sich dadurch als sittliche erweisen. Hume stellt zwar das Vorhandensein einer allgemeinen Menschenliebe, welche von persönlichen Eigenschaften, geleisteten Diensten, persönlichen Beziehungen unabhängig wäre, in Abrede, aber er betont nachdrücklich die Existenz und Wirksamkeit von Willenserscheinungen, welche mit dem Egoismus nichts gemein haben, dem Handelnden sogar zum Schaden, Andern aber zum Nutzen gereichen. In voller Schärfe wird der Begriff des Altruismus, als einer dem Egoismus entgegengesetzten Willensbethätigung, erst von Comte ausgesprochen. Dieser leitet den socialen Zustand aus dem Vorhandensein eines instinktiven Triebes nach Gemeinschaft und Geselligkeit ab, welcher das Widerspiel aller selbstsüchtigen Regungen bedeutet. Bei Comte wie auch bei Spencer ist im Menschen ein ursprünglicher Dualismus von Egoismus und Altruismus vorhanden. Die Annahme, dass der gesellschaftliche Zustand auf den Altruismus zurückzuführen wäre, versucht wohl diesen, aber nicht den Altruismus zu erklären. Damit steht im Einklang, dass der Altruismus als eine ursprüngliche dem Menschen innewohnende Willensrichtung betrachtet wird. Allein in der Aufstellung des Altruismus als eines Erklärungsgrundes der Gesellschaft ist nur eine Hypothese gegeben, welche einen neuen Kraftbegriff einführt. Wir wissen bereits, dass diese Form der Hypothese vor dem Richterstuhl der Logik keine Erklärung findet. Mit Recht. Denn auf die Frage, woher die Societät komme, antwortet Comte: von der Sociabilität. Diese Sociabilität nennt er Altruismus. Es tritt uns also in der Sociabilität, welche die Societät zu Tage fördert, ein gleichwerthiges Gegenstück zu der vis soporifica entgegen, welche dem Opium innewohnt und die Ursache seiner Schlaf erzeugenden Wirksamkeit sein soll. So unzureichend auch diese Lehren der Positivisten sein mögen, ihre Anschauung, dass die Selbst-

verleugnung das eigentliche Kriterion der Moral sei, wird vom sittlichen Bewusstsein der Gegenwart bereitwillig anerkannt. Hartmann nennt die Selbstverleugnung die Freiheit vom Zwange des Egoismus und meint, dass hierdurch die Autonomie des Willens zur sittlichen werde.

Schopenhauer führt die Sittlichkeit auf das Mitleid zurück; Smith erblickt die moralischen Triebfedern in der Sympathie. Da beide das sittliche Handeln durch einen Bewusstseinszustand erklären, können ihre Anschauungen als verwandte betrachtet werden. In ihren Theoremen ist aber das sittliche Problem wohl gestellt, aber nicht gelöst. Dies geschähe nur, würde der angedeutete Bewusstseinszustand selbst erklärt. Wir müssen bei dem Begriff des Mitleids einen Augenblick verweilen, weil er in der Gegenwart durch Wagner und seine Vertretung des caritativen Gedankens (Volkswirthschaftslehre, I § 10—12) zu höherer ökonomistischer Bedeutung gelangt ist. Es muss zunächst hervorgehoben werden, dass das Mitleid um so weniger als das wahre Fundament der Ethik zu betrachten ist, als es nach Schopenhauer lediglich ein Phänomen des Selbstinteresses ist. Dieser Denker erklärt nämlich (Welt als Wille und Vorstellung, pag. 438), der Mitleidige finde sich selbst im anderen Individuum, setze daher das Wesen ausser sich dem eigenen Wesen gleich. Hierin zeigt sich, dass Schopenhauer ein eigentlich unegoistisches Handeln undenkbar ist: denn der Mensch, welcher sich in einem andern wiederfindet und sich selbst im andern liebt, ist Egoist, nur ist ihm eine andere Art der Selbstliebe eigen als Demjenigen, der eine ähnliche Uebertragung seiner egoistischen Empfindungen nicht vorzunehmen vermag. Thut der Mitleidige sich im Anderen wohl, so ist auch der Egoismus nicht als eine antimoralische Triebfeder aufzufassen. Beruht weiters die Tugend, wie Schopenhauer lehrt, darauf, dass der Einzelne im Andern dasselbe Wesen erkannte, das ihm selbst eigen ist, so ist damit offenbar der Begriff des Andern aufgehoben; wer daher für ein anderes Wesen unter der Voraussetzung handelt, dass es kein anderes Wesen, sondern vielmehr mit ihm identisch sei, handelt egoistisch, nicht aber tugendhaft, collectivistisch, aber nicht altruistisch; wir haben es in der Erscheinung des Mitleids dann nur mit einem Egoismus zu thun, welcher dauernd oder vorübergehend in einen anderen überschlüpft. Mitleid wäre demnach eine Art des Egoismus und hätte sohin keinen Anspruch auf sittlichen Werth; es würde nur gelobt, weil der Mitleidige seinem Nebenmenschen nichts Böses zufügen kann, durch den Grausamen dagegen Jeder seine Existenz gefährdet sieht.

Das Mitleid ist nicht spezifisch menschlich. Dafür gibt es sogar einen physiologischen Beweis. Misst man die Athmung eines curarisirten Hundes nach den durch die Physiologie bestimmten Methoden und fügt man dabei einem anderen Schmerz zu, so dass er heult, so wird der Versuchshund Vaguserregungen zeigen, was nur durch Mitgefühl erklärt werden können. Allein solche Erklärung ist im Grunde nur Constatirung der Thatsache; denn es muss sich weiter fragen, wie solches Mitleid möglich werden konnte. Eine wirkliche Erklärung des Mitleides ist in der eben erörterten Theorie, dass der Egoismus des einen Wesens sich mit jenem eines andern identificire, nicht gegeben. Denn auch hier müsste es sich fragen, wie eine solche Identification überhaupt möglich werden könne. Schopenhauer befasst sich mit diesem Probleme nicht. Er fühlt sich vielmehr in der Entdeckung wohl, dass der indischen Ethik höherer sittlicher Werth zukomme als der christlichen. Die Forderung, Jeder solle seinen Nächsten wie sich selbst lieben, setze Selbstliebe voraus. Auch sei sie ein blosser Befehl ohne weitere Angabe des Grundes. Der Buddhismus dagegen weise den Gläubigen darauf hin, dass er mit allem sonstigen Lebenden wesensgleich sei: Liebe Deinen Nebenmenschen, denn „Das bist Du“. So lautet die indische Formulirung. Allein wer könnte verkennen, dass in dieser Formel gleichfalls die Selbstliebe zum Ausgangspunkte genommen wird. Wer könnte zumal sich einer Täuschung darüber hingeben, dass die buddhistische Einheit alles Lebendigen nicht die Stelle einer Begründung vertreten kann, sondern lediglich eine mystische Behauptung ist, bei welcher die Verwechslung von Identität und Wesensgleichheit eine bedeutsame Rolle spielt. Burücksichtigt man diese Umstände, so neigt man der Ueberzeugung zu, dass die christliche Lehre die höhere sei, weil sie die jüngere, weil sie sittlicher und weil sie wahrer ist. Sie lehrt ja: Liebe den Nebenmenschen, wiewohl er von dir verschieden ist, wie wenn er dies nicht wäre. So lehrt denn der Buddhismus die Identität des einen und des Andern als constitutives Princip, als welches es vom Verstande nicht erfasst werden kann, das Christenthum dagegen als regulatives Princip, somit als einen praktischen Grundsatz, der sich nicht an die Vernunft, sondern an das Gemüth wendet. Das Christenthum leitet die Nächstenliebe nicht aus der mystischen Identität aller Lebewesen, sondern aus der Rechtsgleichheit aller Menschen als Kinder Gottes ab. Der Eine und Andere, sie sind dem Christen nicht wie dem Buddhisten eine metaphysische Identität, sondern rechtsgleiche Individuen. Dieser Auffassung liegt ein ungleich tieferer Sinn zu Grunde. Sind die Menschen nämlich alle Kinder Gottes, so liegt in dieser Lehre die Brüderlichkeit aller Menschen ausgesprochen. Die Menschen sind nach den

Lehren des Christenthums mit Selbstbestimmung begabt, sie sind selbstverantwortlich. Das Christenthum fordert somit auch die Freiheit. Aber eben deshalb, weil es für Alle die gleiche Freiheit fordert, diese aber ohne Ordnung undenkbar ist, heischt es geordnete Freiheit, die auf jene des Anderen Rücksicht nimmt und sie nicht beschränkt. Mit dem Grundsatze der Rechtsgleichheit hat das Christentsum ein bedeutsames religiöspolitisches Dogma in die Welt geschleudert, das sich schliesslich als die Parole der politischen und socialen Wiedergeburt bethätigte. Freilich, die Schreckenmänner der Revolution hatten keine klare Einsicht in die Thatsache, dass sie in Rousseau's aufwühlenden Lehren gegenüber dem conservativ gewordenen Clericalismus eine urchristliche Anschauung vertraten, dass sie, welche die Religion fortzudecretiren sich erkühnten, im Grunde doch nur mit dem geistigen Erbe wirthschafteten, das ihnen der Stifter des Christenthums hinterlassen. Auch die Gegenwart ist über die sociale Weisheit desselben im Wesentlichen nicht hinausgelangt. Dies zeigt sich in der Stellung, welche das religöse Bewusstsein der Armuth zuweist. Der Tiefsinn desselben gewahrt eine Majorität, welche in Elend lebte; es fragt sich, ob sie auch in Elend sterben müsse, ob den Enterbten, den Verzweifelnden nie und nirgends Glück, oder wie die Sprache der Kirche sich ausdrückt, Heil winke? Diese Frage ist dieselbe, die wir heute als sociale nennen. Das Christenthum hat sie vom religiösen Standpunkte aus mit vollster Einsicht gelöst: geschlechtliche Enthaltsamkeit, gemeinsames Leben in Klöstern, Verheissung des Gottesreiches. Allein der Verzicht auf die Familie, der Verzicht auf das Vermögen, der Verzicht auf eine lebendige Bethätigung der eigenen Kräfte, all diese demüthige Resignation ist, in irdischem, weltlichem, immanentem Sinne, nicht eine Lösung der socialen Frage, sondern ein Eingeständnis ihrer Unlösbarkeit. Solches Dasein kann nicht zur allgemeinen Regel werden. Es würde die Nationen, die ihr gemäss leben, vertilgen. Die Kirche ist auch nie so weit gegangen, das Leben der Orden für die Laien als Gebot aufzustellen. Sie hat insbesondere die Familie durch die Festigung der Ehe gestärkt, damit aber auch jene Lösung der socialen Frage, die in den frommen Institutionen der Klöster gegeben war, von der Gesammtheit der Gläubigen ausgeschlossen. Die Milde, das Mitleid, die Schätzung der Armen, das Almosen: das waren die Linderungsmittel, die sie für das grosse Uebel der Gesammtheit empfahl: sie forderte von Wenigen vollere Selbstlosigkeit, von Allen Altruismus.

Versuchen wir es nun, dem Wesen des Altruismus näher zu treten. Rein egoistisch war uns Jener, der lediglich die eigenen Zwecke, rein altruistisch ist uns Jener, der lediglich die Zwecke Anderer verfolgt. In der

Wirklichkeit gibt es weder reine Egoisten, noch auch reine Altruisten. Der thatsächliche Mensch kann eben in keinem Sinne zugleich Egoist und Altruist sein, weil er nicht zugleich lediglich seine eigenen und lediglich die Zwecke Anderer verfolgen kann. Es ist vielmehr nur möglich, dass er seine eigenen Zwecke, aber auch die Anderer im Auge habe. Er kann somit nur egoistisch, nämlich im Sinne des Egoismus, oder altruistisch, nämlich im Sinne des Altruismus handeln. Hieraus ergibt sich, dass nicht egoistische Menschen, aber egoistische Handlungen, nicht altruistische Menschen, aber altruistische Handlungen Thatsachen einer möglichen Erfahrung bilden. Der Altruismus tritt demgemäss hervor, sofern Einer sich schadet, um einem Andern zu nützen. Die hingebungsvolle Mutter, welche, selbst hungernd, dem Kinde ihren letzten Bissen Brotes reicht, sie beweist direct den Altruismus. Vielleicht noch reiner ist die altruistische Gesinnung in jenen Fällen ausgesprochen, wo ein Mensch, welcher selbst in dürftiger Lage sich befindet, einem Freunde, auf die Gefahr hin, sein Weniges zu verlieren, aus der Bedrängnis hilft. Und so tief steckt der Altruismus im menschlichen Gemüthe, dass sogar Verbrecher oft die Schuld ihrer Genossen auf sich nehmen, wenn sie wissen, dass die Strafe derselben wegen der Vorstrafen härter ausfiele als die ihre. Sicherlich empfindet Derjenige, welcher solcherart gehandelt hat, ob seiner Selbstlosigkeit eine lebhaftere Befriedigung, als wenn er sich entgegengesetzt verhalten hätte, aber gewiss war diese Befriedigung, von der er, bevor die Handlung geschehen war, keine Erfahrung hatte, nicht der Beweggrund seiner That. Das Problem liegt hier tiefer. Die Mutter, welche nur darauf bedacht wäre, sich die grösste Befriedigung zu sichern, würde nicht daran denken, ihrem Kinde gegenüber aufopferungsvoll und selbstlos zu handeln. Aehnlich verhält es sich mit dem Freunde. In Wirklichkeit lässt sich aber der gute Mensch sogar durch die Ueberzeugung, mit Undank belohnt zu werden, in seinen edlen Entschlüssen nicht wankend machen.

Die Thatsache der Opferwilligkeit und Selbstlosigkeit kann durch den Egoismus auch dann nicht erklärt werden, wenn man annimmt, dass derselbe sich, durch irgend welche Einflüsse veranlasst, verkleidet und solcherart Altruismus heuchelt. Es ist sogar unmöglich, solche Thatsachen durch eine Identification zu erklären, wie dies Schopenhauer thut. Denn wenn die Mutter sich mit dem Kinde identificirt, wenn sie das: „Das bist du!“ festhält, so kann sie das Kind nicht lieber haben als sich selbst: sie könnte demgemäss auch dessen Leben nicht höher schätzen als das ihre. Wenn sie nun das Kind auch so lieb hätte als sich selbst, so würde sie ihm im besten Falle doch nicht

jenen letzten Bissen zuwenden, sie könnte gar nicht zu dem Entschluss gelangen, dies zu thun; sie könnte allerdings auch nicht zu dem Entschluss gelangen, den Bissen selbst zu verzehren. Beim Altruismus ist aber gerade Das der Fall, dass die fremden Zwecke höher geschätzt werden als die eigenen. Da wird somit der Zweck des Andern nicht mit dem eignen identificirt, sondern die eigne Person wird sammt ihren Mitteln als Mittel zu den Zwecken einer andern benutzt. Damit ist eine Handlungsweise gegeben, welche das Mitleid als ein blosses Phänomen der Identification nicht zu liefern vermag. Denn die höchste Stufe des Mitleids bringt wie ja auch Schopenhauer zugesteht, eine Gleichsetzung der fremden Person mit der eigenen hervor, aber keine Höherstellung der fremden über die eigene.

Die Ethik hat dieses Phänomen zu erklären. Sie hat es also nicht zu beschreiben und nicht vorzuschreiben, nicht zu fordern und nicht anzurathen, sie hat es lediglich ins Auge zu fassen, um darzulegen, auf welche Art es möglich werde. Wir wollen versuchen, dieser schwierigen Aufgabe, welche angesichts der ethoktetischen Idee für die Oekonomik von besonderer Bedeutung ist, gerecht zu werden. Wenn wir fragen, wie der Altruismus sich als Phänomen erklären lasse, so ist zuerst die Berechtigung dieser Frage darzuthun. Es ist insbesondere zunächst auszuführen, ob sich der Altruismus überhaupt erklären lasse. Würde er nämlich, wie Schopenhauer meint, eine metaphysische Grösse sein, so wäre er freilich grundlos. Aber er wäre auch in keiner Hinsicht Erscheinung. Nun ist er aber Erscheinung. Folglich kann er nur auf zureichende Gründe hin zu Tage treten. Kann er aber nur auf zureichende Gründe hin zu Tage treten, so kann er auch erklärt werden. Kann er aber erklärt werden, so kann das Sittengesetz naturgesetzlich begründet werden. Freilich, Vielen wird es bedünken, dass sich diese beiden Factoren widersprechen. Das Sittengesetz verlangt Schutz der Schwachen und Förderung des Nebenmenschen. Das Naturgesetz fordert Unterdrückung, ja Vernichtung der Schwachen und Förderung seiner selbst. Der Gedanke, solche Gggensätzlichkeit in eine Einheit zusammenfassen zu wollen, scheint ungereimt. Allein eine tiefere Betrachtung lehrt, dass Naturgesetz und Sittengesetz einander nicht entgegengesetzt sein können. Es ist zunächst festzuhalten, dass das Sittengesetz nicht denselben Gesetzen folgt, welche dem Naturgesetz eigen sind. Denn das Naturgesetz ist ein causales Gesetz und verknüpft thatsächliche Erscheinungen. Das Sittengesetz dagegen ist eine Norm. Normen aber müssen sich durchwegs auf Gesetze zurückführen lassen. Ueberdies ist der Altruismus eine Erscheinung der beseelten Natur, des Lebendigen,

er ist somit eine Naturerscheinung, er muss sich somit causal begreifen lassen.

Hinsichtlich der Frage, wie dies möglich wäre, sind folgende Gesichtspunkte in Berücksichtigung zu ziehen. Egoismus und Altruismus bilden einen Gegensatz. Dieser Dualismus muss in einen Monismus aufgelöst werden. Dies ist nur denkbar, wenn wir entweder ein Princip auf das andere zurückführen, oder beide als Erscheinungsformen eines dritten begreifen. Wollen wir ein Princip auf das andere zurückführen, so müssen wir zunächst den Gedanken, als könnte der Egoismus durch den Altruismus begreiflich werden, von vornherein ausschliessen, zumal die Entwicklung offenbar eine derartige ist, dass sich der Altruismus später und auf Kosten des Egoismus herausbildet. Wir müssen daher darauf bedacht sein, zu untersuchen, in welcher Art der Altruismus auf den Egoismus zurückzuführen wäre. Dieser Gedanke bietet wohl grosse Schwierigkeiten, weil Egoismus und Altruismus einander entgegengesetzte Principien sind. Dennoch scheint diese Art der Erklärung vielen Forschern als möglich. Jodl sagt (Geschichte der Ethik, I. pag. 197) „Die Sittlichkeit wurzelt zwar in dem egoistischen Individualwillen; aber aus diesem trüben und schlammigen Grunde erhebt sich allmählig das reine Gewächs selbstloser Menschen- und Gottesliebe.“ Diese Anschauung ist auf Mill und Comte zurückzuführen. Die Sittengeschichte bekunde, bemerkt Jodl an anderer Stelle, wie harte Kämpfe es jede Zeit und jedes Volk gekostet hat, das nach dem socialen Urtheil werthvoll Erachtete den natürlichen Instinkten abzunöthigen. Fast alle schätzenswerthen Eigenschaften des Menschen seien daher nicht das Ergebnis natürlicher Instinkte, sondern bedeuteten den Sieg der Reflexion und des bewussten Wollens über die Instinkte (vgl. Jodl, pag. 461). Das Sittliche sei somit ein Entwicklungsprodukt aus der Wechselwirkung zwischen der psychischen Organisation des Individuums und der Gesellschaft. In gewissem Sinne sei das Sittliche nur die Summe der Forderungen, welche eine soziale Gemeinschaft im Interesse der eigenen Wohlfahrt und Vervollkommnung an Charakter und Willen ihrer Angehörigen stellt, die Anpassung des Individuums an diese Forderungen und, aus beiden erwachsend, das selbstthätige Weiterbilden und Individualisiren dieser Forderungen durch begabte Individuen im Dienste der Gesellschaft (vgl. Jodl, pag. 466). Aehnlichen Anschauungen huldigt Ihering. Diesem hervorragenden Denker ist (Zweck im Recht, B. II, p. 96) alle sittliche Einrichtung durch praktische Zwecke vermittelt; die Gesellschaft hätte sittlicher Veranlagung nicht bedurft, um sie hervorzubringen, zumal

die moralischen Normen unentbehrlich wären. Die sittlichen Normen hätten das Wohl der Gesellschaft im Auge (p. 104), sie wären sociale Imperative (p. 227). Ihering glaubt, dass das Recht aus dem Verstande quelle und von diesem zweckmässig construirt sei (p. 112); zugleich betrachtet er alles Sittliche als Product der Entwicklung (p. 115), die Gesellschaft als Quelle des Sittlichen (p. 117). Aber er gelangt zu diesen Schlüssen auf lediglich egoistischer Grundlage. Ihm ist das Sittliche nichts als ein „Egoismus in höherer Form", ein Egoismus der Gesellschaft. „Nur der Name ändert sich, die Sache bleibt dieselbe (p. 195)." Ihm ist das Leben nichts als die Zweckverwendung der Aussenwelt für das eigene Dasein (p. 197).

In diesen Anschauungen mischt sich Berechtigtes mit Unberechigtem. Es wird nie gelingen, die Gesellschaft auf den Einfluss bewusster Reflexion, bewusster Willensthätigkeit zurückzuführen. Es kann nur angenommen werden, das eine Weiterbildung des einmal vorhandenen Ethos, durch mühsam und zweckmässig ausgedachte Veranstaltungen, wie sie im Recht vorliegen, dem Naturmenschen angezüchtet werden. Es kann inbesondere angenommen werden, dass die Legalität durchaus das Product der Bildung und Zucht sei. Damit ist aber die Moralität nicht erklärt. Schon der Ausgangspunkt dieser Theoreme ist fragwürdig. Man kann wohl zu heuristischen Zwecken annehmen, dass der Mensch ursprünglich lediglich egoistisch gewesen sei. Aber es ist verfehlt ein heuristisches Princip, eine Annahme somit, die gemacht wird, um eine Erforschung zu erleichtern, zu einem constitutiven Principe, einem sicheren Ergebnisse der Forschung umzudeuten. Es ist daher nicht anzunehmen, dass der Mensch ursprünglich ausschliesslich egoistisch gewesen sei. Wenn er so geartet gewesen wäre, so wäre er nicht eine Fortentwicklung des Animalischen, sondern ein Rückschritt gegen dasselbe gewesen. Denn der höhere Animalismus äussert sich gleich dem Menschen in autotelistischem, aber auch in mutualistischem, collectivistischem, ja auch in altruistischem Sinne. Auch ist zu erwägen, dass die Fortpflanzung lediglich egoistischer Individuen unmöglich ist, zumal in solchem Falle die Fürsorge für die Ergebnisse der geschlechtlichen Thätigkeit undenkber wäre. Der Mensch muss somit, als er auf Erden erschien, wenigstens Anlagen zum Altruismus in sich gehabt haben (vgl. Dargun a. a. O. p. 33). Er kann nicht mit dem Triebe der Geselligkeit, sondern nur mit der Anlage zu einer solchen erschienen sein Es wäre Sache einer Wirthschaftsgeschichte, darzulegen, wie sich diese Artung im Lebenden überhaupt entwickelt habe und vom Menschen aus des Thierheit mit herübergenommen wurde. Im höheren Animalismus ist

schon der sinnliche Drang nicht mehr eine ausschliesslich physiologische Function. Aus dem rohen Triebe entwickelt sich die gegenseitige Zuneigung der Gatten, die Liebe zum Sprössling gesellt sich hinzu. Es ist offenbar, dass diese Wandlung der Empfindungen sich im Lebewesen vor seiner Menschwerdung vollzog. Allein es muss auch als möglich betrachtet werden, dass solche sittliche Züge durch das Bedürfnis nach Nahrungsmitteln zeitweilig in den Hintergrund gedrängt wurden. Dann mochte es geschehen sein, dass Menschen, welche geneigt waren, bei dem von ihnen befruchteten Weibe auszuharren und für die Nachkommenschaft zu sorgen, ursprünglich, wie immer die an der Spitze der Civilisation Einherschreitenden, in der Minderzahl waren. Aber sie hatten vor Jenen, die solche Neigungen nicht hegten, den Vortheil voraus, dass sie der Nachkommenschaft bessere Lebensbedingungen schufen, wodurch wieder ihre besonderen Charakteranlagen leichter auf die Brut vererbt wurden. Jene, welche Sinn für die Familie bekundeten, waren den Anderen somit im Lebenskampf überlegen. War die Familie erst gegeben, so stellte sich bald auch die Nothwendigkeit ein, sie als Ganzes gegen Ueberfälle zu schützen. Der Kampf, welcher solcherart zwischen gesellschaftlichen Gebilden primitivster Natur entstand, war ein weiteres Moment zur Hervortreibung sittlichen Verhaltens. Seine Ursache ist wahrscheinlich in vielen Fällen eine vornehmlich geschlechtliche gewesen. Eine Familie, welche junge Weiber und Vorräthe hatte, lud Jene, welche über dergleichen nicht verfügten, zu Beutezügen ein. War die Jagd der einzige Quell, welchem die Güter entflossen, so stellte sich wohl auch das Bevölkerungsproblem schon in Urzeiten ein; Mädchen erschwerten die Ernährung, ohne bei der Jagd behilflich sein zu können, sie gefährdeten überdies durch ihre blosse Existenz die Gemeinschaft. Es ist wahrscheinlich, dass sie ausgesetzt wurden. Reifte der männliche Nachwuchs heran und war er auf natürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes bedacht, so musste er auf Raub von Weibern ausgehen. Das Verlangen nach einer Beute, welche geeignet wäre, die mächtigsten Triebe des Menschen, Hunger und Liebe, zu befriedigen, muss auf den Urmenschen, so seltsam dies uns auch heute anmuthe, erziehlich gewirkt haben. Denn er war sicherlich ursprünglich feig und furchtsam. Da aber der Feige und Furchtsame weder zu ausreichender Nahrung noch auch zur Fortpflanzung gelangte, so starb er aus. Die Auslese hat im Urmenschen wilde Kampflust erzeugt, weil er nur nach Massgabe seiner kriegerischen Thätigkeit sich erhalten und fortpflanzen konnte. In Zeiten, da die Familien und Stämme einander bekämpften, muss sich die Moral mit besonderer Raschheit entwickelt haben. Nicht im gegenseitigen Wohl-

wollen, wie man annahm, sondern in der Furcht liegt die erste Nöthigung zur Vergesellschaftung, in den Banden des Blutes die erste Ermöglichung derselben. Je nach der friedlicheren oder kriegerischeren Artung des Stammes ist der Aelteste, oder der Stärkste, Kühnste, Umsichtigste Oberhaupt. Eine gewisse Disciplin wird nothwendig. Der Häuptling befiehlt, sein Wille ist das erste Gesetz. Rücksichtslose und eigenwillige Elemente können sich nicht erhalten, gehorsame und treue allein können leben und sich fortpflanzen. Die Sitten sind rauh und gewaltthätig. Aber gerade unter ihrem Einfluss wird Tapferkeit, wird Verlässlichkeit der Freunde und Kampfgenossen geschätzt, kluge Verstellung und kluge Festigkeit werden verdienstliche Eigenschaften. Sie werden geübt. Je mehr die Tapferkeit sich entwickelt, desto mehr wird sich Selbstachtung entfalten, wird die Neigung, von den Stammesgenossen anerkannt zu werden, an Innigkeit gewinnen. Zugleich aber wird der Mensch, welcher unter Gefahren lebt, übersinnlicher Vorstellungen theilhaft. Der Sinn für das Wunderbare und die Fähigkeit zu hoffen wird in ihm lebendig. Vertrauend gedenkt er der Hilfe, die ihm Ahnen in der Stunde der Verzweiflung bringen sollen. Die Keime religiösen Lebens zeigen sich. Der Mensch macht sich ein bestimmtes Verhalten zum Gesetz, um die Schicksalsmächte günstig zu stimmen: so entstehen neue Normen, welche im Sinne einer Auslese, also in dem einer weiteren Sittigung wirken. Das Ergebnis derselben, die Sesshaftigkeit, wird selbst wieder ein Anstoss zur Verstärkung des Ethos. Je mehr der Mensch an der Scholle haftet, desto wärmer wird er ihr zugethan sein, desto mehr wird er eine geregelte Thätigkeit schätzen. Je weniger er auf das Schwert angewiesen ist, um sich zu erhalten, desto eher vermag der Stamm auch seine weiblichen Sprösslinge zu erhalten. Der Raub der Frauen wird nicht mehr geübt; regsamer entfaltet sich der Geist, das Wohlwollen erleichtert die Existenz in der Gesellschaft: so wird aus dem Urmenschen allmählig ein Culturmensch.

Das Ethos ist das Verhalten des Menschen in diesem Zustande. Die Selbstsucht des Einzelnen wird als verwerfliche betrachtet, weil sie nicht nur dem Egoismus Aller widerspricht, wie Ihering meint, sondern umsomehr im Widerspruche mit dem Collectivismus und Altruismus der Gesammtheit steht. Und diese Entrüstung wird eine auslesende Macht. Nur Solche können im Kampfe ums Dasein Erfolge aufweisen, sich erhalten und fortpflanzen, welche die Missbilligung Aller nicht gegen sich wachrufen, oder ihnen durch Bildung einer neuen Gesellschaft, in welcher aber gleichfalls sociale Tugenden geübt werden müssen, zu trotzen wissen. Damit ist denn jene Entwicklungsstufe

erreicht, wo der Einzelne nicht nur sich selbst, sondern auch dem Ganzen dient. Es ist dies die Stufe, auf welcher die moderne Gesellschaft steht. Ihr tritt oft die Forderung entgegen, den Eigennutz über Bord zu werfen, völlig selbstlos zu handeln. Ein solches Postulat kann nur dem Egoismus selbst entquellen. Je älter das Menschengeschlecht wird, desto weniger Einzelwesen existiren, welche geeignet sind, die ursprüngliche selbstsichere Rücksichtslosigkeit zu bethätigen. Rückfallende sind atavistischer Natur und werden von der Gesellschaft aus der Kette der Lebendigen ausgeschaltet. Aber diesen überwundenen Formen stehen andere gegenüber, welche die Zukunft vorbilden. Der wahrhaft führende Theil der Gesellschaft wird immer auch der wahrhaft sittlichere sein. Die sittliche Entwicklung aber bringt es mit sich, dass Das, was erst Uebung Weniger gewesen, dann gemein und als solches wieder Gegenstand der Ueberwindung wird.

6. Die Grundformen der Wirthschaft in ihrer Bedeutung für die moderne Gesellschaft.

Die Bedeutung, die der egoistischen Wirthschaftsform zukommt, wird uns am besten dadurch klar, dass wir uns einerseits eine Gesellschaft denken, in welche keine Fremdzweckigkeit, andererseits eine Gesellschaft denken, in der keine Eigenzweckigkeit vorhanden wäre. Eine Gesellschaft von consequenten Egoisten ist unmöglich, der erste Artikel ihrer Verfassung müsste in der Freiheit, einander zu zerfleischen, bestehen. Vollständige und ausschliessliche Bejahung des eigenen Verlangens schliesst jede Geselligkeit und damit auch jede Fortpflanzung aus. Würden wir aber den Menschen auch als einen ursprünglich egoistischen auffassen, eine Annahme, die wenig für sich hätte, so würde doch die Aneinanderrückung einer Vielheit von Menschen auf einem bestimmten Raume genügen, um aus der Menge eine Einheit, ein Ganzes, eine Gesellschaft zu gestalten, in welcher der Eigennutz sich nicht mehr mit ungebrochener Kraft bethätigt, sondern in seiner Wirksamkeit durch fremdzweckige Regungen wesentlich modificirt ist. Ist nun eine aus lediglich egoistischen Mitgliedern bestehende Gesellschaft undenkbar und widersinnig, existirt aber die Gesellschaft als solche, so kann man hieraus den Schlussziehen, dass die Einzelwesen, die sie bilden, thatsächlich nicht lediglich Egoisten sind.

Dies ist bedeutsam für jene Oekonomisten, die eine aus lauter Egoisten bestehende Gesellschaft construiren und wähnen, die Gesetze, die für eine solche fictive Gesellschaft consequent erdacht sein mögen, müssten mit jenen, die in der wirklichen Gesellschaft wirklich herr-

schen, congruent sein. Besteht die Gesellschaft überhaupt, woran ja nicht zu zweifeln ist, und kann sie nicht nur nicht aus lediglich egoistischen Elementen zusammengesetzt sein, so kann auch der ausschliesslich egoistische Wirthschafter, der als homo oeconomicus in unserer Wissenschaft bekannt ist, nicht ein Abbild des wirklichen Wirthschafters sein. Dieser Wirthschaftsmensch ist vielmehr nur ein Behelf des theoretischen Denkens. Allein ein solcher Behelf ist unzweckmässig und unwissenschaftlich. Dies sehen wir leicht, wenn wir den homo oeconomicus mit dem Atome vergleichen. Denn die abstracte und deductive Oekonomik macht vom Wirthschaftsmenschen einen anderen Gebrauch als die Physik vom Atome. Die Physik wird nämlich durch die Auffassung der thatsächlichen Erscheinungen zu der Annahme veranlasst, dass es Atome gebe. Der Wirthschaftsmensch dagegen steht nicht am Ende der Gedankenbewegung, sondern am Anfange derselben. Beide sind wohl Nothbehelfe des Forschers: aber der physikalische Behelf dient dazu, dass der Gedanke zur Ruhe gelangen kann; der ökonomistische dient dazu, dass der Gedanke sich überhaupt in Bewegung setze. Eben darum sind denn auch die Lehren der Physik nicht von der Richtigkeit der Atomentheorie abhängig. Die Deductionen aus der Natur des Wirthschaftsmenschen dagegen stehen und fallen mit diesem. Denn in der Physik ist das Atom ein Grenzbegriff, ein Schlussstein, in der abstracten Oekonomik dagegen der Wirthschaftsmensch ein Fundament, auf dem die Theorie lastet, eine Wurzel, aus der sie Nahrung zieht; in ihr liegt nicht mehr Kraft, als sie aus ihrem Nothbehelfe gewinnt. Der Wirthschaftsmensch ist ein constructiver Typus, der sich in jedem angenommenen Falle auf eine angenommene Weise verhält; er ist nicht das Ergebnis der wissenschaftlichen Beobachtung, sondern nur eines des schematisirenden Denkens, das sich die Synthese des Mannigfaltigen, wie es in der Erfahrung vorliegt, durch Analyse klären will; es ist daher gewissermassen ein Haubenstock, an dem die Forschung ihre Theoreme probirt. Gewöhnt sie sich an das Phantom, so geräth sie unversehens in die Neigung, es für ein dem Wirklichen Adäquates zu halten. Das Phantom wird hierdurch nicht lebendig; aber das Lebendige wird zum Phantom. Solcher Entfernung von der Thatsächlichkeit wäre ein gewinnender, vielleicht sogar ein dichterischer Zug zuzuschreiben, gliche der Oekonomist, der sich an den Wirthschaftsmenschen klammert und seine Schlussketten an ihn knüpft, dem spielenden Kinde, das seine Puppe so lange an die Brust drückt, bis es wähnt, sie sei seinesgleichen. Der homo oeconomicus ist aber nicht eine Ausgeburt gestaltungskräftiger Phantasie, sondern eine des nüchternen Verstandes, der die Viel-

heit des Thatsächlichen zusammenfassen will, dessen Griffe aber die bunte Welt entgleitet, dem nur ein Schemen des Wirklichen in der Hand bleibt. Je mehr er sich mit diesem Schema befasst, desto mehr verknöchert seine Anschauung, desto mehr wird das subjective Weltbild ihm zu einer blossen Abstraction, die keine Beziehung zur Thatsächlichkeit aufweist. Oekonomik, die am Wirthschaftsmenschen festhält, ist eine stilisirte. Auch die Kunst, die noch unentwickelt ist, führt uns stilisirte Menschen vor; die bildende Kunst setzt sich in ihren Anfängen Formen, die sich in ihrer Einfachheit von jenen der Wirklichkeit allzuweit entfernen; sie bekundet dadurch, dass sie noch nicht fähig ist, der complicirteren Erscheinung, wie sie gegeben ist, Herr zu werden. Auch die Dichtung führt uns, wo sie unentwickelt ist, Charaktere vor, die entweder schön oder hässlich, edelsinnig oder niederträchtig sind. Je reifer sie wird, desto mehr entfernt sich die Kunst von den Stilisirungen, in denen nicht der Stil, sondern die Manier beruht, desto weniger hat sie es mit Typen zu thun, desto mehr wird sie der Wirklichkeit gerecht. Aehnliches gilt von jener Abart des Wirthschaftsmenschen, den wir als Wirthschaftlichkeitsmenschen bezeichnet haben. Denn dessen angenommenes Streben, die höchsten Erfolge mittels des geringsten Aufwandes zu verwirklichen, supponirt, wie der Superlativ bereits zeigt, ein Ideal des Wirthschaftens, Oekonomik, die sich mit diesem Ideale befasst, ist eine idealistische. Sie kann daher kein Bild der Thatsachen bieten, sondern nur durch Analyse zur Klärung des wirthschaftlichen Denkens beitragen; in dieser Hinsicht ist sie allerdings als eine nothwendige und auch überaus nützliche Art der Forschung zu betrachten.

Dass die Thatsache der Gesellschaft mit der Annahme des durchgängigen Egoismus unvereinbar sei, zeigt sich auch an den Theorien über den Ursprung der Gesellschaft. Dass die Gesellschaft überhaupt existirt, wird einerseits in naturrechtlicher Weise durch den geselligen Hang, durch Sociabilität, durch die gesellige Natur des Menschen erklärt. Andererseits wird angenommen, dass der Egoismus aus Klugheit auf das gesellige Leben verfallen sei, weil er dabei besser seine Rechnung finde. Weder das Eine, noch das Andere kann als adäquat betrachtet werden. Wer die Thatsache der Gesellschaft auf die Geselligkeit zurückführt, wie Grotius und Comte, fördert dadurch einen Erklärungsgrund zutage, der nur eine Wiederholung der Frage bedeutet. Wenn gefragt wird, woher eine bestimmte Wirkung komme, so darf nicht geantwortet werden, sie sei einer Kraft zu verdanken, welche im Stande ist, sie hervorzurufen. Denn in einer solchen Antwort ist nur die Thatsache constatirt, diese aber nicht auf ihre Be-

dingungen zurückgeführt. Auch der andere Erklärungsgrund kann nicht als ein entsprechender gerühmt werden. Es ist wohl richtig, dass der Egoismus durch die Einschränkungen, die ihm die Gesellschaft auferlegt, durch die Geselligkeit selbst, mehr gewinnt als verliert. Aber hieraus kann doch nie der Schluss gezogen werden, die Gesellschaft wäre nur eben dieses Mehrgewinnes wegen vom Egoismus gestaltet worden. Es kann nicht anerkannt werden, dass der sein Interesse nur schlecht verstehende Egoismus ein individualistischer, dagegen der besser informirte sich als Freund der Geselligkeit bethätige. Diese erhält sich vielmehr dort, wo sie aus natürlichen Gründen aus der Vermehrung und der Unterordnung entstanden ist, in Folge der Vortheile, die sie gewährte. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir begreifen, in welcher Hinsicht mit einem gewissen Rechte behauptet werden kann, Recht und Sittlichkeit entstünden in organischer Weise. Sie entstanden nämlich, soweit augenblicklich hierüber geurtheilt werden kann, ähnlich wie die Organe des Organismus, ohne, wie wir in den der bioktetischen Idee gewidmeten Ausführungen dargelegt haben, selbst irgendwie Organe oder gar Organismen zu sein. Denn die Organe entwickeln sich nach den Lehren der modernen Naturauffassung derart, dass Daseinsformen, ohne beabsichtigt zu sein, durch ihre Zweckmässigkeit sich erhalten und ausbilden. Es ist sohin die Zweckmässigkeit, welche dem Organe und der Norm gemeinsam ist und beide erzeugt; sie sind Aeusserungen des finalen Princips.

Da es offenbar ist, dass der Egoismus nicht die einzige Form der Wirthschaftsbethätigung ist, dass demnach die egoistische Wirthschaft nicht die einzige ist, wird es nothwendig, das Urtheil hinsichtlich des Egoismus sorgfältig zu quantitativiren. Man kann demnach nicht sagen, dass die Selbstsucht im wirthschaftlichen Leben die ausschliessliche Triebfeder sei. Es ist vielmehr nur möglich, anzunehmen, dass jeder Wirthschafter in seiner Wirthschaft eine grosse Anzahl von Handlungen aus Eigennutz setze. Allein es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass es auch uneigennützige Wirthschaftshandlungen gebe. Es muss sogar zugestanden werden, dass die Menschen im Allgemeinen nicht nur ausnahmsweise, sondern sogar alltäglich Handlungen fremdzweckiger und sogar altruistischer Natur auslösen. Diese Anschauung widerspricht dem Determinismus keineswegs. Dieser behauptet, dass sich die Willensentscheidung immer der günstigsten, beziehungsweise günstigst erscheinenden zuwende. Ist damit auch die lediglich egoistische Natur des Willens ausgesprochen? Sicherlich kann das nicht behauptet werden. Es haben vielmehr neben dem Egoismus Zwecke Werth erlangt, die zwar in deterministischer Weise, aber in selbstlosem Sinne zu wirken ver-

mögen. Wenn aber das Dogma von der Alleinherrschaft des Egoismus auch nicht aufrecht zu erhalten ist, wir müssen die Urheber und Anhänger desselben doch gegen mannigfache Anwürfe in Schutz nehmen. Wer die Selbstsucht zum Gegenstande seiner Forschung macht, der sagt damit noch nicht, dass der Mensch lediglich egoistisch handeln solle, der hat sich durch den Gegenstand seines Nachdenkens auch nicht selbst als Egoisten qualificirt. Sogar wer verlangt, dass der Wirthschafter selbstsüchtig handeln solle, hat damit nicht etwas seinen Charakter Verdunkelndes angerathen: denn gerade Menschen, welche die Selbstsucht billigen, können dies nicht selbst aus Egoismus thun; in gleicher Weise sind es meist die Redlichen, die Misstrauen predigen, meist die Verschlagenen, die Vertrauern fordern, um es zu missbrauchen.

Wir haben gesehen, dass die These, die Menschen seien durchwegs Egoisten, keine Anerkennung verdient. Der Altruismus existirt. Wäre es nun möglich, anzunehmen, dass eine Gesellschaft existiren könnte, deren Mitglieder ganz und gar altruistisch handeln? Eine ausschliesslich altruistische Gesellschaft ist ebenso unmöglich wie eine aus vollkommenen egoistischen Elementen bestehende. Wenn Jeder dem Anderen Alles opfert, so kommt es auf dasselbe hinaus wie wenn Jeder sich den Andern knechten wollte, denn dann knechtet sich eben Jeder selbst den Andern. Der völlige Verzicht auf die eigene Wohlfahrt müsste zum Untergange allzu edler Individuen führen. Mit Recht hebt daher Hartmann (Phänomenologie des sittl. Bew. p. 350) hervor, die Selbstverleugnung als alleinige Grundlage der Ethik könne zur Carricatur führen.

Ist es nun unmöglich, dass eine vollständig egoistische Gesellschaft existire, ist es andererseits unmöglich, dass eine vollständig altruistische Gesellschaft existire, so lässt die blosse Thatsache, dass die Gesellschaft existirt, Schlüsse auf die Sinnesart Jener zu, die sie zusammensetzen: sie können weder ausschliesslich egoistisch, noch auch ausschliesslich altruistisch wirthschaften, sie müssen vielmehr egoistische natualistische, collectivistische und altruistische Interessen ihr eigen nennen. Wenn wir demgemäss sagen, dass ein Wirthschafter seinem individuellen Interesse gemäss handle, so ist damit nicht angedeutet, dass er egoistisch, oder gar, dass er wesentlich, dass er ausschliesslich egoistisch vorgehe, sondern dass er die Zwecke, die er sich setzt, gleichgültig ob sie egoistischer collectivistischer oder altruistischer Natur wären, durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel verfolgt. Allein wir müssen auch noch ein Weiteres in Erwägung ziehen. Im Menschen kann keine wie immer geartete Eigenschaft zu

Tage treten, die nicht eine Beziehung zum Daseinskampfe aufwiese und in diesem zweckmässig wäre. Die Zweckmässigkeit von Eigenschaften, die dem Individuum direkt nützlich sind, können leicht eingesehen werden. Schwieriger verhält es sich mit der Frage: wie ist es zu begreifen, dass eine Handlung, dis bestimmt ist, einem Andern als dem Handelnden zu nützen, diesen fördere? Dies ist nun in der That von der einzelnen concreten Handlung nicht nachzuweisen, wohl aber von der Sinnesart, die sie hervorruft. Müsste eine Gesellschaft aus Egoisten zu Grunde gehen wie eine solche aus Altruisten, so ist der Altruismus, als Beigesellung zum Egoismus, nicht nur eine Wirklichkeit, sondern, als solche, auch eine Nothwendigkeit.

Die Thatsache, dass die Gesellschaft existirt, liefert somit den unumstösslichen Beweis, dass das Einzelwesen, das sie bildet, nicht so einfacher Natur ist, wie die rationalistischen Oekonomisten wähnen. Es ist weder ausgesprochen egoistisch, noch ausgesprochen altruistisch gesinnt. Es kann auch weder das Eine noch das Andere sein. Wir haben uns demgemäss das Ganze der Gesellschaft aus Elementen bestehend zu denken, die Eigennutz und Wohlwollen zugleich in sich bergen. Man kann, ohne von der Wahrheit abzuirren, behaupten, dass insbesondere der Mensch, welcher der modernen Gesellschaft angehört, bald egoistisch, bald altruistisch handelt, in der einen Hinsicht sich selbstlos, in der andern sich eigennützig äussert. Diese Mischung macht die Gesellschaft allein möglich. Zwischen dem lediglich gedachten Typus des reinen Egoisten und dem gleichfalls lediglich gedachten Typus des reinen Altruisten ist also eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Mischungen möglich, die noch dadurch ins Ungemessene vermehrt wird, dass die Verschiedenheit nicht nur eine quantitative, sondern auch eine qualitative ist. Die Gründe dieser Verschiedenheiten sind nur entwicklungsgeschichtlich zu begreifen. Die Entwicklung bewegt sich nämlich vom Egoismus zum Altruismus. Aber diese beiden Begriffe geben uns nicht Erscheinungen, sondern bloss Directiven an; sie sind so wenig Farben, wie das Ultraroth und das Ultraviolett in der Farbenscala; wir hören keine unendlich hohen, keine unendlich tiefen Töne. Da wir in der Sittlicherwerdung begriffen sind, entsteht in uns der Schein, dass es der Menschheit möglich sein werde, einmal die sittliche Vollkommenheit zu erreichen. In Wirklichkeit sind wir nie vollends Teufel gewesen, wir werden auch nie Engel sein. Daher ist denn auch das goldene Zeitalter, das die Positivisten vom Schlage eines Comte, eines Spencer in die Zukunft verlegen, genau so möglich wie das, mit welchem die Phantasie antiker Dichter die Vorstellung sagenhafter Vergangenheit ausschmückte. Wir werden dies leicht begreifen,

wenn wir ins Auge fassen, dass die Gesellschaft bestrebt ist, die allzu Rücksichtslosen zu unterdrücken. Die allzu sittlichen Naturen aber, welche sich mit der Gesellschaft in Widerspruch setzen, theilen das Los der Verbrecher oder sie gehen an ihrer Eigenart von selbst zu Grunde. So purificirt sich die Gesammtheit von allzu Edlen wie von allzu Selbstsüchtigen; innerhalb der Gesellschaft hat nur eine gewisse sittliche Mittelmässigkeit das Recht zu leben.

Nicht die absolut Guten, nicht die absolut Bösen, sondern jene, die auf der goldnen Mittelstrasse wandeln, sind die eigentlichen Schosskinder des Glückes. Auch der Stärkste, der die Gesammtheit gegen sich hat, vermag im wirthschaftlichen Kampfe nicht zu siegen, sondern nur Derjenige, der, selbst mächtig, durch den Zusammenhang mit der Menge mächtiger geworden. Dies zeigt uns, dass der Kampf ums Dasein nicht immer eine Auslese des Gewaltigen bedeute, sondern vielmehr vorwiegend Den begünstigt, der mit dem grössten Masse der Kraft das grösste Mass von Anschmiegsamkeit vereinigt. Je mehr der Einzelne in der Gesellschaft ein Mittel zu seinen Zwecken erblickt, desto mehr passt er sich ihr an; je mehr er sich der Gesellschaft anpasst, desto mehr vererbt er seine Gesinnung auf seine Nachkommen. Dieses Ergebnis wird dadurch namhaft verstärkt, dass auch die Gesellschaft in dem Einzelnen ein Mittel für sich erblickt und nur Jenem den Kampf ums Dasein erleichtert, der sich als Mittel zu ihren Zwecken darbietet, Jene aber unter erschwerte Lebensbedingungen stellt, die sich auf Kosten der Gesellschaft zu bethätigen wünschen. So bringt die Entwicklung der Gesellschaft eine Vermehrung der Geselligkeit mit sich; die Gesellschaft wird immer mehr zu einem compacten Ganzen. Der Schluss aber, dass der Altruismus je den Egoismus verschlingen oder verdrängen werde, ist aus der Thatsache der gesellschaftlichen Entwicklung nicht zu ziehen. Dass es einmal Menschen gegeben, die ausschliesslich egoistisch handelten, kann ebensowenig behauptet werden, als dass es einmal Menschen geben werde, die ausschliesslich altruistisch handeln werden.

Der moderne Culturmensch, wie er aus dem Schosse der gegenwärtigen Gesellschaft entspringt, sucht die Gesellschaft weder um seiner selbst willen noch um ihrer selbst willen; er wächst vielmehr in ihr auf; so wie er ist, bethätigt er sich als das Ergebnis einer langen socialen Entwicklung, ist er auf den gesellschaftlichen Zusammenhang angewiesen. Ausnahmsmenschen nur fliehen die Gemeinschaft. Es sind Individualitäten, die ihrer ganzen Natur nach alleinstehen. Männer, die ihrer Zeit vorausgeeilt sind, vielleicht von ihr verfolgt werden, retten ihre höhere Eigenart, der die Cultur erst entgegenreifen soll, in

das Asyl aller Propheten, in die Wüste der Abgeschiedenheit. Sieht man von Sonderlingen ab, fasst man die Gesellschaft als Das, was sie ist, als die Einheit von mannigfaltigen Wirthschaftern auf, deren Handlungsweise durch die Entwicklung des Wirthschaftslebens bestimmt ist, so gewinnt man leicht einen belehrsamen Ausblick auf die These von der Harmonie der Interessen. Die Oekonomisten, die in den wirthschaftlichen Gesetzen durchweg harmonische erblickten und wähnten, jede wirthschaftliche Erscheinung müsse mit allen andern in Einklang stehen, haben das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft nur mangelhaft aufgefasst. Sie glaubten, der Einzelne könne sich nur bereichern, sofern er die Gesellschaft bereichert; sie gingen von der Anschauung aus, dass das Verhältnis zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft das zweier lediglich egoistischer Wirthschafter sei und zwischen ihnen nur Mutualismus herrschen könne. In Wahrheit hat aber nicht nur der Einzelne einen gemischten Charakter, es zeigt sich dasselbe Gepräge, das dem Einzelnen eigenthümlich ist, naturgemäss auch an der Gesammtheit. Demgemäss ist denn auch der Mutualismus möglich, aber er ist, als einzige Form der wirthschaftlichen Beziehungen, unmöglich.

Dem Oekonomisten, der das Ganze des Lebens überschaut, treten Menschen entgegen, die verschiedene Stufen der culturellen Entwicklung kennzeichnen; der Oekonomist dagegen, der nur die höchsten Formen des gesellschaftlichen Daseins ins Auge fasst, hat es nicht mehr mit dem primitiven Menschen zu thun, der ja auch nicht als reiner Egoist gedacht werden kann, sondern mit dem gezähmten, mit dem domesticirten Producte einer langen gegenseitigen Anpassung, einer vielfachen Auslese. Man wird sich wohl kaum von der Wahrheit entfernen, wenn man annimmt, der Hausmensch unterscheide sich von seinen wilden Stammeltern ähnlich wie das Hausthier. Dieser Hausmensch aber ist weder ausschliesslich egoistisch noch auch ausschliesslich altruistisch gesinnt. Insofern er nicht ausschliesslich von der Eigenliebe bewegt ist, liebt er und wird geliebt sein, er strebt, sich gesellig mit Andern zu umgeben; er will ihnen angenehm sein und Angenehmes von ihnen erfahren. Daher ist denn auch der Culturmensch mit dem Wirthschaftsmenschen keineswegs identisch. Der primitive Mensch und jener moderne, der dem primitiven am meisten gleicht, weil er die ersten Phasen der Entwicklung durchmisst, der Säugling nämlich, sie mögen dem Bilde des Menschen, von dem die zugleich rationalistische und materialistische Oekonomik der englischen Schule ausgeht, nahekommen, nicht aber der Culturmensch, der nicht nur für seine Nahrung sorgt, sondern ein complicirtes Wesen ist und als solches in

die Wissenschaft eingehen muss. Dass dies bisher nicht geschehen, ist auf den Umstand zurückzuführen, dass die Oekonomik bis in die unmittelbare Gegenwart an einer physiokratischen und materialistichen Betrachtungsweise leidet, sofern sie vornehmlich Erwägungen anstellt, welche die Erwerbung von Nahrungsmitteln zum Gegenstande haben und für diese, allerdings nur für sie, giltig sind. Sie stellt sich unter einem Gute immer nur etwas Verbrauchbares, am besten etwas Essbares vor und dehnt, was für solche Güter gilt, auf alle aus. Nicht ohne Grund hat daher der Socialismus den Individualismus als den Cultus der Verdauung angesehen. Doch auch im Socialismus handelt es sich bekanntlich nur um eine Magenfrage. Diese Beschränkung des socialen Problems auf die Nahrungsbeschaffung ist eine den Gegenstand gleichzeitig verengende und erniedrigende. Sie hat aber unstreitig dazu beigetragen, das Interesse für ökonomistische Erwägungen wachzurufen und rege zu erhalten. Schon als sich die Oekonomik als die Kunst, reich zu werden, rühmte, zog sie an. Der Socialismus hat dieses Thema der individualistischen Oekonomik nur einigermassen verändert: da die socialistische Theorie als die Kunst, satt zu machen, auftrat, war sie vollends unwiderstehlich.

Wenn der moderne Wirthschafter nicht ausschliesslich egoistisch vorgeht, so kann er andererseits auch nicht als Altruist betrachtet werden. Daher hat denn auch die Forderung des Jevon's, Jeder solle, indem er von dem Seinen Etwas ausgiebt, nur an den Vortheil, den die Gesammtheit hieraus zu ziehen vermöchte, denken, nicht den Werth eines wissenschaftlich berechtigten Postulates. Diese Auffassung ist auch gegenüber dem Einwande, der Mensch sei möglicher Weise der Familie, den Freunden gegenüber altruistisch, in seinem Erwerbsleben aber lediglich egoistisch gesinnt, festzuhalten. Der nach Massgabe dieser Anschauung vorgehende Wirthschafter kann nicht als ein einer allgemeinen Regel entsprechender betrachtet werden. Jene, die dies glauben, nehmen einen Menschen an, der seelisch in zwei Hälften zerfällt, innerhalb einer Wirthschaft ein Heiliger, im Contact mit anderen Wirthschaftern dagegen ein Urbild der Gewinnsucht ist. Allein einerseits gibt es doch gar Viele, die auch ihre Familie nur aus Selbstsucht begründen, Viele, die sich hinsichtlich ihres freundschaftlichen Verkehres nur von geschäftsmässigen Interessen leiten lassen. Andererseits treibt auch der wackere Hausvater seinen Erwerb nur als Mittel zu Zwecken seiner Familie; daher kann man denn nicht sagen, dass er in seinem Erwerbsleben nur von selbstsüchtigen Zwecken ausgehe. Fasst man nun gar sein Wirthschaftsleben als die Gesammtheit seiner zweckmässigen Handlungen auf, so ist es

vollständig unmöglich, eine so gewaltsame Eintheilung aufrecht zu erhalten.

Wer die Gründe eines thatsächlichen Zustandes zu erfassen strebt und gewahrt, dass dieser ein nothwendiger sei, wird von Gegnern insbesondere dann, wenn das Object seiner Bemühungen die Gesellschaft ist, in hämischem Tone auf Leibniz und seine beste der möglichen Welten verwiesen. Um Missverständnissen zu begegnen, müssen wir ausdrücklich betonen, dass wir nicht der Ansicht sind, die bestehende Gesellschaft sei die beste der möglichen. Eine solche Anschauung wäre unseres Erachtens für jede concrete Gegenwart berechtigt, sofern die Wirksamkeiten, die sich in der Vergangenheit geltend gemacht haben, in Erwägung gezogen werden. Man könnte demnach mit freier Benützung der Theodicee sagen, die wirthschaftliche Welt sei in jedem Augenblicke der Entwicklung möglichst gut. Allein gerade eine adäquatere Auffassung des Entwicklungsbegriffes führt uns über jeden flachen Optimismus hinaus. Die wirthschaftliche Welt kann nämlich im gegenwärtigen Augenblicke allerdings nicht besser sein, als sie eben ist, wohl aber wäre dies in der Zukunft möglich; in der Zukunft kann sie besser sein, als sie ist, vorausgesetzt, dass jene Thatsachen gesetzt werden, von welchen eine so günstige Veränderung abhängig wäre. Ansprüche, die an die Gesellschaft in ihre Ordnung gestellt werden, beziehen sich naturgemäss immer auf kommende Zeiten, zumal sie ja ihrem ganzen Wesen nach ein Sollen zum Gegenstande haben. Da die gegenwärtige Gesellschaft, wie jede andere, in der Entwicklung begriffen ist, kann sie der zukünftigen nicht gleichen, und da sie der zukünftigen nicht gleichen kann, vermag sie den Ansprüchen, die, als die Zukunft betreffend, an sie gestellt werden, nicht Genüge zu leisten. Sie wird also in jedem einzelnen Punkt ihrer Entwicklung dem nächsten nicht entsprechen und daher immer unbefriedigend sein. Ist diese Empfindung schon auf jedem Punkte des Weges, den eine sich stetig entwickelnde Gesellschaft durchmisst, nothwendig, so ist sie dies noch mehr, wenn durch Gründe, welche wir an dieser Stelle nicht erörtern können, die Entwicklung stockt, oder gar eine rückläufige Bewegung eintritt. In der gegenwärtigen Gesellschaft, oder in einer, welche ihr wesensgleich ist, kann immerhin ein Grund zur Zufriedenheit gefunden werden. Es ist in ihr immerhin eine gedeihliche Entfaltung der Persönlichkeit denkbar. Dieses Verdienst der Gesellschaft ist jedoch von um so geringerer Bedeutung, als eine Gesellschaft, in welcher eine Entfaltung der Persönlichkeit ausgeschlossen wäre, undenkbar wäre. So lange es dem Einzelnen aber noch möglich ist, des verdienten Glückes in irgend einem Masse theilhaftig zu werden, ist auch die Grundbedingung dafür ge-

geben, dass die Gesellschaft auf ihrer Bahn fortschreite. Denn die Kraft und die Geschicklichkeit, die sich das Individuum im Kampfe ums Dasein erwirbt, kann sich auf die Nachkommen vererben.

Nun, da wir die Natur des Wirthschafters, die entsprechende der Gesellschaft, die er bildet, und die Möglichkeit, das Wirthschaftsleben zu verbessern, kennen gelernt haben, sind wir auch in der Lage, die Oekonomik, als die Wissenschaft dieser Verbesserung, als das Mittel hierzu, ihrem vollen Werthe nach zu würdigen. Dabei sei aber besonders betont, dass alles Praktische in der Oekonomik nur dahingehen kann, Handhaben zu bieten, mittels welcher die jeweilige Gesellschaft zu fördern wäre. Da die Oekonomik selbst auf keiner Stufe ihrer Entwicklung die Vollkommenheit erreichen, die in sich vollendete Wahrheit aussprechen kann, ist sie auch nie im Stande, Behelfe zu gewähren, kraft welcher die Gesellschaft etwa mit einem Schlage zur vollkommenen umzugestalten wäre. Demgemäss kann das so oft hervortretende Bedürfnis, in dichterischer Weise Staatsideale zu entwerfen, auf wissenschaftliche Berechtigung keinen Anspruch erheben. Denn solche Staatsideale sind, als lediglich Gegenstände der Vorstellung nur denkbar, sofern die Einbildungskraft über Gegebenes und Thatsächliches hinweg und ohne Ansehung der Durchführbarkeit constructiv auftritt. Wo wir aber mit den Thatsachen und den Erscheinungen, welche sie bedingen, nichts zu thun haben, dort kann nur von einer Ergötzlichkeit, nicht aber von einer Bereicherung oder auch nur einer Klärung unserer Erkenntnis, welche ihrer Natur nach Verständnis des Gegebenen ist, die Rede sein.

7. Die wirthschaftliche Wurzel des sittlichen Bewusstseins.

Wir haben uns auf dem Gebiete des Handelns auf einen Standpunkt gestellt, der sich bereits auf dem Gebiete der Erkenntnislehre als fruchtbar erwiesen, auf den subjectivistischen. Von diesem Standpunkte aus gewahren wir, dass die Motive, die eine wirthschaftliche Handlung veranlassen können, mannigfaltige sind. Eine Unterscheidung der Handlungen in altruistische und egoistische wäre um so unzureichender, als es wirthschaftliche Handlungen so zweifelhafter Natur gibt, dass sie mit gleichem Rechte als altruistische und als egoistische ausgelegt werden. Es gibt auch Handlungen, die sich schlechterdings weder in die eine noch in die andere Kategorie einordnen lassen. Die Eitelkeit verquickt den Egoismus und Altruismus in sich. Der Neid ist ein Kind der Eitelkeit. Er glaubt, dass die Erfolge, die der Andere erringt, diesem nicht gebühren. Der aus Neid Handelnde handelt weder

egoistisch noch altruistisch; Neid ist dennoch eine bedeutsame wirthschaftliche Macht, denn er ist der Träger der Mode. Ihm steht die Schadenfreude nahe. Angesichts des bunten Bildes, das uns in abgetönten Farben entgegenleuchtet, kann die Absicht, alle Handlungen als egoistische auffassen zu wollen, nicht entsprechen. Auch wer neben den Egoismus den Altruismus stellt, könnte uns kein Weltbild bieten. Er müsste in zwei Farben arbeiten, müsste Schwarz auf Weiss, Schatten und Helle vertheilen. Das Ergebnis wäre eine Zeichnung. Diese könnte das Thatsächliche nicht abspiegeln. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, haben wir eine vollständige Eintheilung des wirthschaftlichen Handelns versucht. Wir haben zwei Grundformen, vier Hauptformen der Wirthschaft unterschieden. Werfen wir einen Blick auf frühere ähnliche Eintheilungen.

Wiederholt haben wir Gelegenheit gefunden, auf Wagners dem Principe nach grundlegende Eintheilung der wirthschaftlichen Handlungen in drei Systeme, das privatwirthschaftliche, das gemeinwirthschaftliche und das caritative, hinzuweisen. Wenn wir von dieser Eintheilung abgewichen sind, so geschah dies unbeschadet der hohen Verehrung, die wir diesem Meister der ökonomistischen Forschung entgegenbringen. Die Gründe, die uns hierzu bewogen haben, sind nicht so sehr ökonomistischer, als vielmehr solche logischer Natur. Wir verkennen nicht, dass Wagner mit der ihm eigenen Sicherheit die verschiedenen Wirthschaftsformen gruppirt. Und im Wesentlichen sind wir ihm denn auch gefolgt. In unserer Eintheilung fällt die collectivistische Wirthschaft ja in essentiellen Merkmalen mit Wagners gemeinwirthschaftlichem System, die altruistische Wirthschaft mit dem caritativen System zusammen. Dennoch müssen wir an Wagners Eintheilung beanstanden, dass sie nicht von einem klaren Eintheilungsgrunde ausgeht. Auch findet sich bei ihr demzufolge auch der Mangel, dass die Eintheilungsglieder einander nicht rein ausschliessen. Dies tritt insbesondere an der Stellung, die dem privatwirthschaftlichen System zugewiesen ist, zu Tage. Hält man nämlich fest, dass es gleichgültig für den Begriff der Gemeinwirthschaft ist, ob eine grössere oder geringere Menge von Wirthschaftern die Befriedigung ihrer Bedürfnisse aus gemeinsamer Quelle schöpft, so muss in der Familienwirthschaft bereits eine collectivistische Wirthschaftserscheinung auch dann erblickt werden, wenn der Hausvater für die Seinen sorgt und die Hausmutter die Bearbeitung und Vertheilung der erworbenen Güter an die einzelnen Mitglieder ihres Kreises vornimmt. Tritt dies ein, so zeigen sich, wie Dargun übrigens hervorhebt, auch innerhalb der Familie altruistische Zuwendungen. Es lässt sich daher die

Privatwirthschaft nicht, wie dies Wagner versucht, lediglich auf das frei waltende Privatinteresse zurückführen (vgl. auch Dargun a. a. O. p. 24).

Schäffle stellt (System, § 198) gleichfalls einen dreifachen Unterschied auf. Er fasst ins Auge, ob in strenger Abrechnung jedes einzelnen Wirthes auf den höchsten Erwerbsnutzen des Einzelnen, oder mittels zusammenfassender öffentlicher Gewalt auf den höchsten einheitlichen collectiven Nutzen der Gesammtheit, oder mittels freier, aufopfernder Hingebung auf die höchste persönliche Befriedigung Anderer abgezielt werde. Die Einwendungen, die Dargun gegen diese Eintheilung erhebt, scheinen stichhaltig. Es lässt sich in der That nicht in Abrede stellen, dass Schäffle hier die zahlreichen Handlungen zu Gunsten Dritter, welche egoistischen Motiven entspringen, keinen Raum finden lässt, dass weiters auch in allen drei Fällen in Wirklichkeit nicht mit strenger Rücksicht auf den höchsten Erwerbsnutzen gewirthschaftet wird. So zeigt sich denn beispielsweise, dass innerhalb der privatwirthschaftlichen Sphäre das Ehrgefühl, das edle Bedürfnis, den Kindern einen geachteten Namen zu hinterlassen, vielfach vom höchsten Erwerbsnutzen abdrängt; so zeigt es sich, dass die Lohnsätze bei öffentlichen Bauten, wiewohl diese gemeinwirthschaftlicher Natur sind, in der Regel nicht die Absicht verrathen, die Productionskosten möglichst niedrig zu halten; so zeigt es sich zumal, dass insbesondere bei der freien Hingebung auf die höchste persönliche Befriedigung des Empfängers nicht abgezielt wird.

Sax bietet einen ungemein interessanten Eintheilungsversuch der „social-ökonomischen Erscheinungen“ (Wesen und Aufgaben C. V., Grundlegung p. 4—33). Er unterscheidet „zwei allgemeine Gestaltungstendenzen“: Individualismus und Collectivismus. Diese „Gestaltungstendenzen“ (W. und A. p. 50), diese „den Menschen beherrschenden socialen Potenzen“ (Grundl. p. 17), deren ökonomische Aeusserungen nur Gegenstand ökonomistischer Erörterung sein können (ibid.), die einer „nach beiden Richtungen hin zielenden Disposition der menschlichen Natur“ entsprechen (a. a. O. p. 18), sind „Erscheinungsreihen“, in welchen Sax „zwei Seiten des einen socialen Wesens des Menschen“ (W. und A. p. 62), „zwei gleich wesentliche Seiten der socialen Erscheinung des Menschen“ erblickt, welche in ihren Wirkungen gesondert zu verfolgen wären, aber niemals als den ganzen Menschen beherrschende angenommen werden können (ibid. p. 74). Individualismus und Collectivismus zeigen Egoismus, Mutualismus und Altruismus (W. und A. p. 61). Wir haben hier fünf Begriffe auseinanderzuhalten. Der Individualismus ist Saxen das „angeborene“ Streben jedes Men-

schen, „sich selbst als Mittelpunkt des socialen Kreises zu betrachten; Alles, Dinge und Menschen, auf sich zu beziehen. sein Eigenwesen hierin frei gegenüber Anderen zu bethätigen und so seinen Zusammenhang mit der Menschheit sich selbst zu suchen“ (W. und A. p. 50). Der Collectivismus „äussert sich in der Zusammenfassung der Individuen zu einer Gesammtheit, die sich als solche bethätigt und über das Individuum als Mittel zur Erreichung des Gemeinzweckes verfügt; er stellt somit ein „Aufgehen der Einzelnen in eine höhere Einheit dar, auf welche dieselben alle Dinge unmittelbar beziehen, soweit der Zweckbereich jener sich erstreckt“ (ibid. p. 50 und 61). Egoismus strebt nach dem erreichbaren Maximum an Lebensförderung ohne Rücksicht auf Andere, selbst mit Beeinträchtigung Anderer (ibid. p. 51). Mutualismus bedeutet directe Förderung des Andern in der Art, „dass ich meinem Interesse nur dadurch dienen kann, indem ich dem Andern nütze“ (ibid. p. 52). Der Altruismus schliesslich bedeute dasselbe, was die Philosophie unter diesem Ausdrucke versteht (p. 52); er äussere sich in allen Güterüberweisungen an Mitmenschen, welche lediglich die Erhaltung und Entfaltung dieser bezwecken (Grundl. p. 145). Saxens Eintheilung ist überaus werthvoll durch den inneren Reichthum der Gliederung und die Symetrie, welche sie aufweist. Sie stellt sich auch logisch als eine hochstehende Art der Eintheilung (codivisio) dar und zeigt sich solcherart des bewährten Scharfsinnes, der diesem Forscher nachzurühmen ist. würdig. Allein diese Vorzüge können sie doch nicht zu einer völlig befriedigenden gestalten.

Es muss zunächst bemerkt werden, dass nach der Begriffsfassung Saxens unklar bleibt, was eingetheilt wird. Er will die „socialökonomischen Erscheinungen“ eintheilen. Eine Eintheilung von Erscheinungen kann ihrer Natur nach nur Arten von solchen ergeben. Diese würden vergebens gesucht werden. Sax gelangt vielmehr zu „Gestaltungstendenzen“, zu „socialen Potenzen“, zu „Dispositionen der menschlichen Natur“. Diese können offenbar nicht als Erscheinungsarten, sondern vielmehr nur als angenommene Kräfte betrachtet werden, von welchen ausgesagt wird, dass sie gewisse Erscheinungen hervorrufen. Hiermit steht in Widerspruch, dass Sax sie anderwärts (W. u. A. p. 62) Erscheinungsreihen nennt. Sind Individualismus und Collectivismus „Tendenzen“, „Potenzen“, „Dispositionen“, so müssen wir sie als solche im Einklange mit unseren früheren Ausführungen, welche die Annahme von Tendenzen negirten, ablehnen. Ein zweiter Mangel an der Eintheilung beruht darin, dass an ihr nicht deutlich wird, wonach eingetheilt wird. In Saxens Darstellung treten die Eintheilungsgründe nirgends klarer hervor, daher denn Sax seine Eintheilung nur

als Versuch empfiehlt (W. u. A. p. 49) und ganz unvermittelt hinzufügt, die diversen socialen Gebilde möchten vielleicht auf zwei allgemeine Gestaltungstendenzen zurückzuführen sein, die unter dem Namen von Individualismus und Collectivismus auseinanderzuhalten wären. Wollte man auslegend vorgehen, so könnte man sagen, Sax gehe davon aus, dass die wirthschaftlichen Handlungen entweder von Einzelnen oder von Gesammtheiten, von Gruppen, ausgelöst werden; somit unterscheide er nach dem Subjecte der Handlung Individualismus und Collectivismus, ferner nach dem Objecte, welchem die Handlung nützt, egoistische, mutualistische und altruistische Handlungen. Damit wäre wohl Gegenstand und Art der in Rede stehenden Eintheilung klarer gestellt. Es bliebe aber immer noch Manches zu bedenken. Zunächst ist es fraglich, ob die versuchte Auslegung den Absichten des Autors entspricht. Weiters wäre in Acht zu behalten, dass Sax eine bedeutungsvolle Einschränkung macht: er will nur die ökonomischen Aeusserungen von Individualismus und Collectivismus in Betracht gezogen wissen. Ueber diese Begrenzung selbst drückt er sich aber nirgends aus. Eine weiter in Einzelheiten sich erstreckende und die Definition von Egoismus, Mutualismus und Altruismus analysirende Erörterung scheint uns umsoweniger angemessen, als wir in dieser Hinsicht gerade uns vornehmlich mit Dargun auseinandersetzen müssen.

Die Eintheilung Dargun's bezieht sich auf das Handeln überhaupt. Für Dargun umfasst Altruismus jedes Handeln, welches den Vortheil Anderer, Egoismus dasjenige, welches den eigenen Vortheil zum nächsten Zweck hat. Handlungen, welche zugleich altruistisch und egoistisch sind, heissen mutualistisch (vgl. insb. Handwörterb. für Staatsw. Artikel „Altruismus“). Eine solche Eintheilung ist möglich, wo man es mit conträren Gegensätzen zu thun hat (vgl. Sigwart, Logik I, p. 366). Man könnte demgemäss beispielsweise in einer logisch berechtigten Weise Unternehmerverbindungen nach Art der Cartelle eintheilen in solche, die auf die Preisbestimmung der Producte abzielen, in solche, die auf Auftheilung der Production ausgehen und in solche, bei welchen beide Merkmale vorhanden wären. Allein zwischen Egoismus und Altruismus liegt nach der Begriffsfassung Dargun's ein contradictorischer Unterschied vor. Die disjuncte Coordination, die bei jeder Eintheilung zu fordern ist, tritt daher auch insbesondere an dem Begriffe des Mutualismus nicht zu Tage. Dargun hält dafür, dass dieser eine Mischform aus Egoismus und Altruismus ist und gewahrt nicht, dass er hiedurch nicht nur den logischen Charakter seiner Einrichtung zerstört, sondern auch einen wichtigen Irrthum begeht. Denn es ist gar nicht der nächste Zweck des mutualistisch Handelnden,

in uneigennütziger Weise einen Andern zu fördern: dies ist vielmehr nur das Mittel, das er ergreifen muss, will er sich selber die erwünschten Vortheile zuwenden. Hinsichtlich des Altruismus insbesondere treten bei Dargun geradezu paradoxe Anschauungen zu Tage. Wer eine Wohlthätigkeitsanstalt gründet, um bei einer Staatsanleihe bevorzugt zu werden, wer einen Vorschussverein gründet, um aufgebrachte Arbeiter zu besänftigen, wer sich der Reclame wegen zu wohlthätigen Spenden entschliesst (Egoism. u. Altr. p. 15), handelt altruistisch (p. 38). Ja sogar, wer einem Minderjährigen die Mittel zu Ausschweifungen gewährt, damit der Unglückliche sich zu Grunde richte, der Spender aber ihn beerbe, handelt altruistisch, zugleich aber im höchsten Grade unmoralisch (p. 89). Wir gestehen, dass wir für die Auffassung, der heilige Crispin sei ein „Egoist" gewesen, weil er für die Armen Leder stahl, dagegen sei ein so diabolischer Erbschleicher, wie der hier geschilderte, ein „Altruist", nicht mit dem angemessenen ökonomistischen Verständnisse ausgestattet sind. Es tröstet uns aber, dass wir ein Gleiches auch bei Sax bemerken (vgl. Grundlegung p. 25). Wir können auch die Ansicht Dargun's, dass es bei der Unterscheidung zwischen Egoismus und Altruismus immer auf die materiellen Bedürfnisse, das Vermögen (p. 13) und den Vermögenszuwachs (p. 17) ankomme, nicht billigen. Wer sich wäscht, handelt im Sinne Dargun's selbstsinnig, also egoistisch. Aber ein Vermögenszuwachs ist keineswegs das Ergebnis der auf Reinlichkeit abzielenden Bemühungen. Ein Arzt, der einem armen Patienten unentgeltlich einen Besuch macht und ihm einen Rath hinsichtlich seines Leidens ertheilt, handelt ohne Zweifel altruistisch — sogar im Sinne Dargun's — aber der arme Patient ist, nachdem er den Rath, etwas völlig Immaterielles, empfangen, so dürftig, wie zuvor. Dargun ist weiters der Anschauung, dass Egoismus, Mutualismus und Altruismus, als von einander grundverschiedene Erscheinungen, gesondert zu erforschen wären: er glaubt, dass hierdurch Theile derselben Wirthschaftswissenschaft entstehen könnten (p. 6, 38). Er sagt aber zugleich (p. 5) selbst: „Wir können uns leicht eine wirthschaftliche Welt construiren, welche nur durch die egoistischen und eine andere, welche nur durch die altruistischen Erscheinungsreihen beherrscht und ausgefüllt würde, aber in der ersteren werden die altruistischen, in der letzteren die egoistischen Erscheinungsreihen fehlen. Der wirklichen Welt der Wirthschaft würde offenbar keine dieser Constructionen auch nur annähernd entsprechen." Dies ist unseres Erachtens richtig bemerkt. Allein, was wir haben wollen, das ist eben eine der wirklichen Wirthschaftswelt entsprechende Oekonomik. Auf eine solche, die von vornherein ver-

zichtet, dieses Postulat zu erfüllen. verzichten wir von vornherein. Wir bedürfen daher einer einheitlichen Oekonomik, die zugleich der empirischen Realität gerecht wird. Die empirische Realität lehrt uns aber, dass der Wirthschafter nicht ein gleich einer Maschine immer in einem Sinne handelndes Wesen ist, sondern eine complicirte Natur in sich birgt. Wir müssen nun darangehen, die Einheitlichkeit des Verschiedenen ins Licht zu setzen.

Diese Aufgabe ist von grosser Wichtigkeit, denn sie hat uns die einheitliche Wurzel der in unserer Eintheilung hervorgetretenen verschiedenen Handlungsarten aufzuweisen. Um die Lösung dieses Problems anzubahnen, müssen wir das sittliche Werthurtheil von der Ethik sondern. Die Ethik will uns lehren, wie wir richtige sittliche Werthurtheile fällen könnten und uns veranlassen, diesen richtigen sittlichen Werthurtheilen gemäss zu handeln. Die ethische Lehre kann daher, wenn sie ihr Geschäft unmethodisch unternimmt, irrig sein, sie kann auch widerlegt werden. Vom sittlichen Werthurtheile ist weiters auch das Ethos zu unterscheiden. Das einzelne sittliche Werthurtheil kann, sofern es eben überhaupt ein Werthurtheil ist, die Mängel und Gebrechen aufweisen, die jedem Urtheile anhaften können; es kann demnach auch irrig sein; es kann widerlegt werden. Die Thatsache aber, dass überhaupt sittliche Werthurtheile gefällt werden, sie bildet das Ethos; dieses wird, als Thatsache durch Untersuchungen hinsichtlich des Werthes bestimmter sittlicher Urtheile einerseits, hinsichtlich des Werthes einer Anleitung zur Fällung richtiger sittlicher Urtheile andererseits nicht berührt; es kann sich daher auch nie darum handeln, das Ethos als irriges hinzustellen und es zu widerlegen, wie dies Stirner und Nietzsche versuchen, sondern nur darum, es angemessen zu erklären.

Wollen wir dies versuchen, so müssen wir zunächst darauf hinweisen, dass man sich allzusehr mit der Aufgabe befasst hat, eine Ethik zu begründen, aber die nothwendige Vorfrage hiezu, wie es wohl komme, dass sittliches Wohlverhalten überhaupt gefordert wird, ist vernachlässigt worden. Sie hängt mit einem Probleme innig zusammen, das gleichfalls nur karge Berücksichtigung gefunden hat, nun aber unser eigentliches Thema bildet, nämlich mit der Frage, wie es wohl komme, dass Menschen überhaupt sittlich handeln. Diese Thatsache ist freilich bestritten. Mit Unrecht. Sie besteht. Und wir wissen auch, dass sie nothwendig besteht, weil sie eine unerlässliche Voraussetzung der Gesellschaft ist. Die autotelistische wie die heterotelistische Wirthschaft, sie sind beide als Thatsachen gegeben. Aber eine Trennung zwischen ihnen kann nicht als Thatsache betrachtet werden. Die Regel ist die Verknüpfung beider Elemente in der Ein-

heit des Wirthschafters; beide sind nur als Handlungen, nicht als Wirthschafter in der Erfahrung gegenständlich. Ihr Verhalten hat die Wissenschaft zu erklären. Eine Erklärung läge nicht vor, wollte Egoismus oder Heterotelismus einfach in Abrede gestellt werden. Sie läge auch nicht vor, wenn die eine dieser Aeusserungsformen mit der andern identificirt würde. Denn sofern auch gesetzt wird, dass sich Autotelismus in Heterotelismus und insbesondere Egoismus in den Altruismus umbilden könne, so ist damit doch noch nicht gesagt, dass beide gleichbedeutend wären, sondern im Gegentheil, dass sie verschieden sind. Wärme geht in Bewegung, Bewegung in Wärme über. Sind sie darum identisch? Blätter können zu Staubgefässen, Staubgefässe zu Blättern werden. Ist darum das Staubgefäss ein Blatt, das Blatt ein Staubgefäss? Der harte Zahn bildet sich aus einer weichen Haut. Ist darum die Haut ein Zahn, der Zahn eine Haut? Der Mensch entwickelt sich aus einem affenähnlichen Wesen. Eben darum ist er von allem Affenähnlichen verschieden, nicht ihm durchaus gleich. Was sich verändert, ist ein Anderes geworden. Daher ist denn der Altruismus auch dann nicht als eine Art des Egoismus zu betrachten, wenn er sich aus demselben entwickelt haben sollte.

Eine solche Entwicklung hat aber nicht stattgefunden. Es ist einerseits unmöglich, dass sich der Egoismus aus einem ursprünglichen Altruismus entwickelt hätte; denn dann hätte der Wirthschafter ursprünglich altruistisch gewesen sein müssen; in diesem Falle hätte er sich nicht selbst erhalten können. Nehmen wir andererseits an, dass der Mensch ursprünglich selbstsüchtig gewesen sei, so gerathen wir gleichfalls ins Irre. Denn wir haben ja gehört, dass der Wirthschafter, welcher ausschliesslich egoistisch vorginge, nothwendigerweise nicht für seine Nachkommen sorgen und daher auch solche nicht aufweisen kann. Wir müssen daher die Annahme eines ursprünglich egoistischen Menschen fallen lassen und einen Menschen annehmen, der ursprünglich schon egoistisch und altruistisch gewesen wäre. Diese dualistische Annahme ist wohl den Thatsachen gemässer aber sie enthält keine Lösung, sondern nur eine Hinausschiebung des Problems. Unter der dualistischen Annahme wird uns nur die Entwicklung der Sittlichen deutlicher. Stellen wir uns ein solches Wesen, das vornehmlich selbstsüchtig ist, aber eine Anlage zum Guten in der Brust trägt, allein auf einem abgeschlossenen Territorium vor. Seine Bemühung, Zwecke durch Mittel zu verfolgen, wird in keiner Weise tadelnswerth erscheinen. Lassen wir ihm ein anderes gleichartiges Wesen entgegentreten, das dieselben Zwecke hätte und dieselben Mittel

zu ihrer Verwirklichung heranzuziehen gewillt wäre. Jeder der beiden Wirthschafter wird dann die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten haben. Er wird entweder auf das ins Auge gefasste Mittel verzichten oder um dasselbe kämpfen. Verzichtet Einer, so setzt er sich freiwillig in die Lage des Besiegten. Wird gekämpft, so ist Einer von Beiden Sieger. Der Sieger wählt die ihm vortheilhafte Art der Unterdrückung. Er tödtet oder er bändigt. Macht der Starke den Schwächeren zum Sclaven, so ist damit eben der Beginn einer Domestication gegeben. Der Herr, der geeignet ist, den Hass seiner Sclaven zu erregen, wird sich auf ihre Treue nicht verlassen können. Tritt eine Gefahr an ihn heran, aus der ihn nur die Anhänglichkeit der Unterworfenen retten könnte, so wird er hilflos umkommen. So wird sich denn der Herr am ehesten im Lebenskampfe behaupten können, der dem Sclaven gegenüber nicht unmenschlich ist. Andererseits wird derjenige unter den Sclaven die meiste Aussicht auf Lebensbehauptung und Fortpflanzung haben, der sich unterordnet, der dem Gebieter anhänglich ist. Bändiger und Gebändigte, Zähmer und Gezähmte bändigen und zähmen einander gegenseitig.

Allein diese Einsicht hilft uns nicht über die Grundschwierigkeit hinweg. Enthält die Annahme eines ursprünglichen Dualismus der Anlagen keine Lösung, sondern nur eine weitere Hinausschiebung des Problems, so ist diese Unzulänglichkeit auf den Umstand zurückzuführen, dass eine Verschiedenheit von Erscheinungen überhaupt nicht mittels einer analogen Verschiedenheit von Kräften, von welchen jede einer besonderen Erscheinung entspräche, erklärt werden darf, sofern es sich darum handelt eine nicht nur scheinbare Auslegung der Thatsachen zu bieten. Der vorliegende Dualismus muss daher, unseren Ausführungen hinsichtlich der Causalität gemäss aufgelöst werden. Dies ist, wieder unseren Erörterungen gemäss, nur möglich, sofern eine Erscheinung auf die andere oder beide auf eine dritte zurückgeführt werden. Es ist aber nicht möglich, den Autotelismus als eine Art des Heterotelismus oder umgekehrt zu betrachten. Es ist unmöglich, das Ethos als eine Art des Egoismus zu betrachten, weil das Sittliche dem Selbstsüchtigen entgegengesetzt ist. Es ist unmöglich, die Sittlichkeit auf etwas dem Egoismus Entgegengesetzten zurückzuführen. Denn das dem Egoismus Entgegengesetzte wäre eben Sittlichkeit. Auch würde dieser Erklärungsversuch nothwendig voraussetzen, dass es einmal eine lediglich egoistische Welt gegeben habe. Dass dies nicht angenommen werden kann, haben wir bereits dargethan. So sehen wir uns denn genöthigt weiter zurückzugreifen.

Wir können zwar an der Hand der Entwicklung constatiren,

dass der Mensch zuerst vorwiegend egoistisch gewesen ist, dass dann neben den Egoismus der Mutualismus, neben Egoismus und Mutualismus der Collectivismus, neben Egoismus, Mutualismus und Collectivismus der Altruismus trete. Wir können gewahren, dass diese Factoren in der modernen Wirthschaft wirksam sind. Der Atomismus irrt; der Egoismus vermag sich nicht allein zu bethätigen. Der Mutualismus bewirkt die ungeheure Erscheinung des Verkehres, der Collectivismus die vielfältigen Verbände durch Interessengemeinschaft, das geschlossene Vorgehen gesonderter Individuen, Coalitionen und Cartelle; der Altruismus lebt in der caritativen Thätigkeit des Staats, der Gesellschaft. Können wir diese Erscheinungen nicht auf den Egoismus zurückführen, so müssen wir den Schluss ziehen, dass er und alle andern Formen der Wirthschaft von einer hinter ihm stehenden Energie ausgelöst werden. Die Frage nach dem Entstehen der Abzweigung, die wir in den Grundformen der Wirthschaft beobachten können, führt uns, da der Mensch bereits mit einer Anlage zur Sittlichkeit aufgetreten sein muss, und sicher schon der Urmensch zum mindesten so viel Moral hatte wie irgend ein Thier, in der Entwicklungsreihe hinter die Menschheit, aber auch hinter den Egoismus zurück. Wir gelangen auf Etwas, das weder Egoismus noch Altruismus ist, aber doch in beiden enthalten wäre. Indem wir solcherart die Methode der Reduction zu Rathe ziehen, gewahren wir, dass es nur Eines gibt, das dem Altruismus und dem Egoismus gemeinsam ist: die Zweckmässigkeit. Ihre Stellung zum Egoismus ist dadurch bestimmt, dass der Egoismus wohl zweckmässig, aber nicht alles Zweckmässige, wie Ihering glaubt (vgl. Zweck im Rechte II. 104, 195, 197, 206, 212, 225), auch Egoismus ist. Es kann nur angenommen werden, dass die egoistische Wirthschaft unter bestimmten Lebensbedingungen, die zum grösseren Theile für die Thierwelt gelten und zum grossen Theile auch für den Urmenschen wirksam waren, zweckmässig sei, dass sich aber die weiteren Formen des heterotelistischen Wirthschaftens aus dem Urgrunde des Zweckmässigen nach Massgabe veränderter Lebensumstände entfalten. Sind aber alle Handlungsweisen zweckmässige, so liegt allem Sittlichen etwas Wirthschaftliches zu Grunde. Die Ethik hat die Handlungen der Menschen zum Gegenstande; die Oekonomik hat es mit wirthschaftlichen Handlungen zu thun. Alle Handlungen sind, sofern sie Mittel zum Zwecke bedeuten, wirthschaftliche; folglich sind alle Handlungen Gegenstand der Oekonomik.

Sind alle Handlungen, als wirthschaftliche, Gegenstand der Oekonomik unter ihnen aber einige heterotelistischer, in weiterer Verengung

altruistischer Natur, so gewinnen wir Kraft des finalen Principes einen festeren Boden für die Forschung. Indem diese nicht den menschlichen Wirthschafter allein, sondern den Wirthschafter überhaupt, also das Lebende überhaupt, zu ihrem Gegenstande macht, gewahrt sie leicht, dass die moralischen Regungen in der Entwicklungsreihe vor dem Menschen, im Lebenden selbst auftreten. Sie sind diesem nicht angeboren, sondern in demselben Sinne anerzogen wie seine physiologische Structur. Erziehung und Vererbung, Einflüsse des Kampfes, des Lebens und des Lebenskampfes gestalten ihm seine körperliche, ebenso auch seine moralische Organisation. Die Frage, ob der Mensch mit moralischen Gefühlen auf die Welt komme, ist demnach genau so falsch gestellt, wie jene, die sich auf die angeborenen Ideen bezog. Gegenwärtig kommen sicherlich dem Neugeborenen kraft der Vererbung schon moralische Anlagen zu. Sie würden sich ohne Zweifel in ihrem Sinne auch äussern, wenn die jugendliche Seele den Einflüssen der Erziehung nicht offen stünde. Ohne Zweifel sind wohl auch dem Urmenschen moralische Regungen eigen gewesen, da sich das Ethos schon in den höheren Thierordnungen vorgebildet zeigt. Es ist aus demselben Grunde anzunehmen, dass der Mensch ein ursprünglich geselliges Wesen sei. Im Ethos liegt immer ein Zweckmässiges für gesellige Individuen. Dies wirkt als Auslese. Rücksichtslose werden vernichtet. Das Ethos steht somit, als Zweckmässiges, nicht nur im Dienste der Gesammtheit, sondern auch des Sonderwesens. Daher ist denn die jeweilige Gestaltung des Sittlichen von den culturellen Zuständen der Gesellschaft abhängig, aber auch umgekehrt die culturellen Zustände von der Gestaltung des Sittlichen. Mandeville glaubt, die Sittlichkeit habe keine Bedeutung für das Gedeihen der Gesellschaft. Allein die Sittlichkeit äussert sich in Normen. Diese können tödten und beleben. Gerade weil das Sittliche auf das Wirthschaftliche zurückzuführen ist, steht das Ethos im Strome der Entwicklung. So kommt es, dass Handlungen, die einmal sittlich waren und bei unentwickelten Völkern noch sittlich sind, uns empören. In solchen Thatsachen ist jedoch bedeutsam, dass überhaupt zwischen löblichen und verwerflichen Handlungen unterschieden wird. Wahrscheinlich wird auch Vieles, das uns heute als edel anmuthet, in einer späteren Zeit der Verachtung begegnen. Allein gerade weil die sittlichen Normen wechseln, muss es ein über dem Wechsel Stehendes geben. Es ist das Princip des Zweckmässigen.

Das Lebewesen hat Zwecke und wählt zur Verwirklichung derselben Mittel. Die Erreichung der Mittel wie die weitere, mittelbare der Zwecke erfordert einen Aufwand. Es müssen nämlich überall

gewollte Ursachen gesetzt werden, um gewollte Wirkungen hervorzurufen. Sofern nun Energie irgend einer Art als gewollte Ursache einer gewollten Wirkung auftritt, ist sie eine wirthschaftliche zu nennen. Dass das Lebewesen handelt, dass es mit dem Aufwande von mannigfacher Anstrengung sich zweckmässig zu bethätigen strebt, dass es seinen Zwecken Opfer bringt, sie durch passende Mittel zu verwirklichen sucht, das ist die grundlegende Thatsache aller Oekonomik. Vermöge der wirthschaftlichen Energie bethätigt es sich im Kampfe ums Dasein, vermöge derselben verleiht es den Zwecken ihren Werth indem es beabsichtigten Enderfolge einen bestimmten Aufwand unterordnet. Dass Zwecke solcherart bewerthet werden, kann umso weniger bezweifelt werden, als sie auch im menschlichen Gemüthe in jedem concreten Zeitpunkte eine gewisse Rangordnung einnehmen. Desgleichen ist es sicher, dass diese Rangordnung nicht eine fixe, sondern eine nicht nur von den Umständen, sondern auch von der Eigenart des Handelnden abhängige und daher wandelbare ist. Es kann somit nicht von einem in jedem Falle niederst stehenden Gute, nicht von einem in jedem Falle höchststehenden gesprochen werden; die Oekonomik schliesst demnach auch die Frage nach dem höchsten Gute aus. Dies geschieht mit um so grösserer Berechtigung, als der Werth subjectiver Natur ist und demgemäss ein für alle Wirthschafter in gleicher Weise gültiges Gut nicht ausgemittelt werden kann. Oekonomik, die sich diesen Begriff der wirthschaftlichen Energie zum Kernbegriffe wählt, ist nicht sittenlos, sie ist nicht egoistisch, sie ist auch nicht altruistisch, sie ist nur wissenschaftlich; sie stellt sich als wissenschaftliche über Egoismus und Altruismus, indem sie beide zum Gegenstande ihrer Erwägung macht und aus ihnen das fundamentale Element als das beiden gemeinsame heraushebt und zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet. Solche Oekonomik schreibt dem einzelnen Wesen nicht vor, dass es aus Selbstinteresse oder aus Gemeinsinn handeln möge, zumal ihr nur die wirkliche Intensität, mit welcher ein Plan verfolgt wird, nur die Energie, die in dieser Hinsicht entfaltet wird, von Belang ist; sie erwägt nur, welche Wirkung aus gegebenen Ursachen entstehen könne. Dort, wo sie die Grundsätze, nach welchen die wirthschaftlichen Gesetze im Interesse der Allgemeinheit verwerthet werden könnten, in Erwägung zieht, bleibt sie ihrer auf den Causalnexus gerichteten Betrachtungsweise getreu, indem sie die Mittel, aus welchen bestimmte Wirkungen entstehen könnten, in Betracht zieht.

Wie sehr das wirthschaftliche Moment geeignet ist, moralische Gestaltungen hervorzutreiben, zeigt sich uns deutlich an einer Reihe

von Erscheinungen, auf die wir im Vorübergehen um so lieber einen Blick werfen wollen, als sie bisher nur wenig Beachtung gefunden haben. Wir meinen die wirthschaftliche Moral. Die wirthschaftliche Energie des Geistes äussert sich als wirthschaftlicher Geist. Die Grundsätze desselben sind in der Wirthschaftlichkeit gegeben. Der wirthschaftliche Geist ist auf Wahl und Unterordnung der Mittel unter die Zwecke bedacht; sein Walten ist, da jeder Einzelne sich verschiedene Zwecke setzt, welche seiner Natur entsprechen und desgleichen über verschiedene Mittel gebietet, in jedem Einzelnen auch ein besonderes und verleiht ihm die ihm eigenthümliche wirthschaftliche Physiognomie. Ein concreter Wirthschafter hat immer nur eine concrete Einsicht in den Ablauf der wirthschaftlichen Causalitäten; es geschieht daher, dass er in der einen oder der anderen Hinsicht im Hinblick auf einen bestimmten Zweck mehr Energie auslöst als zur Erreichung desselben nothwendig wäre; andererseits kann es geschehen, dass er in der Aufwendung von Mitteln eine gewisse Sparsamkeit eintreten lässt, welche die Erreichung seines Zweckes verhindert und zugleich den bisherigen Aufwand zu einem unerspriesslichen gestaltet. Da demgemäss jeder seinem eigenen wirthschaftlichen Geist gemäss handelt, erscheint die Mannigfaltigkeit der wirthschaftlichen Physiognomien so gross wie die der physischen. Da der wirthschaftliche Geist aber nur eine Bethätigung des Geistes überhaupt ist, so entwickelt er sich nach Massgabe der Kulturentwicklung. Die Völker, welche den Erdball bewohnen, stehen daher auch hinsichtlich des wirthschaftlichen Geistes, welchen sie in ihrem wirthschaftlichen Leben bethätigen, auf verschiedenen Stufen.

Neben dem wirthschaftlichen Geist kommt auch die wirthschaftliche Sittlichkeit als eine Aeusserungsform der wirthschaftlichen Energie in Betracht. Wir verstehen unter der wirthschaftlichen Sittlichkeit das weite und noch wenig explorirte Gebiet jener sittlichen Aeusserungen, welche einem höher entwickelten wirthschaftlichen Geist entspringen. Wirthschaftliche Sittlichkeit ist ein legales Verhalten, sie ist vornehmlich Ergebnis wirthschaftlichen Calcüls. Dem aus wirthschaftlichen Gründen sich sittlich Verhaltenden ist die Pflicht jenes Gebahren, dem er sich nicht entziehen kann, ohne eines Uebels theilhaftig zu werden, dessen Erduldung misslicher ist als die Erfüllung des Pflichtgebotes; ihm ist demnach das Pflichtgemässe jede Leistung, die durch ein grösseres Uebel als sie selbst ist, in ihrer Verwirklichung geschützt ist. Dass die wirthschaftliche Sittlichkeit sich nur auf dem Boden des wirthschaftlichen Geistes entwickeln kann,

geht bereits aus dem Umstande hervor, dass sie es schon als Pflicht betrachtet, Jegliches richtig zu schätzen und solcher Schätzung gemäss zu leben, die Summe der Güter und des durch dieselben möglichen Glücks zu vermehren, die Summe der Uebel und des durch sie bewirkten Leides zu vermindern. Die Art und Weise, in welcher sich die wirthschaftliche Moral entwickelt, ist kennzeichnend für das Princip der Wirthschaft, für den Finalismus.

Das Princip der Wirthschaftlichkeit nämlich, welches, wie wir wissen, mit dem des Finalismus nicht identisch ist, bezeichnet als ein vollkommen individualistisches das Streben, den grösstmöglichen Gewinn ohne Rücksicht auf die Moral anzustreben. Für die individualistische Oekonomik ist es wohl offenbar, dass jede concrete Handlung sittlich beurtheilt werden könne. Aber sie befasst sich mit dieser Seite der Erscheinung nicht. Sie sieht nur das Wirthschaftliche an den Dingen, sie verfolgt nur die grösste Zweckerreichung mittels des geringsten Aufwandes. In diesem Sinne ist es wirthschaftlich, sich für die Verwaltung anvertrauter Gelder einen angemessenen Betrag bezahlen zu lassen, mit demselben aber durchzugehen; es ist wirthschaftlich, zu übervortheilen, zu lügen, zu betrügen, wofern solche Handlungsweise nur, sei es dadurch, dass sie Lücken des Gesetzes oder Unvollkommenheiten des justiziellen Vollzugsorganismus benützt, straflos auszugehen vermag. Bei Völkern mit wenig entwickeltem wirthschaftlichen Geiste wird denn auch gemeiniglich eine Art des Geschäftsverkehres geübt, die vom Standpunkte der wirthschaftlichen Moral als unreelle gekennzeichnet wird. Ein reiferer wirthschaftlicher Geist gewahrt aber, dass solches Gebahren nicht nur rechtswidrig und sittenlos, sondern auch unwirthschaftlich ist. Die Erschütterung des Vertrauens lähmt den Verkehr, vernichtet den Credit, zerstört die Fruchtbarkeit des Capitals und bewirkt, dass jede Unternehmung einen seltenen Aufwand von Kühnheit erfordert. Wenn eine Bevölkerung nun die obengenannten äussersten Consequenzen des Wirthschaftlichkeitsprincips, welche die durchgängige Giltigkeit desselben in der Theorie und Praxis vom Boden der wirthschaftlichen Moral aus widerlegen, nicht zieht und sich im Handelsinteresse gewisser sittlicher Grundsätze bedient, so hat sich in ihr eine gedeihliche wirthschaftliche Moral entwickelt. Sie zeigt sich in der Wirklichkeit vornehmlich bei den modernen Handelsvölkern. Während die Handelsvölker des Alterthums wegen ihrer geringen wirthschaftlichen Moral berüchtigt waren, setzen die modernen einen besondern Ehrgeiz darein, ihre exotischen Consumenten auch dann redlich zufrieden zu stellen, wenn die Nichteinhaltung ihrer übernommenen Verpflichtungen wegen der Schwierigkeiten der Rechtsverfolgung mög-

lich und gewinnbringend wäre. Es ist dies eine Redlichkeit, die durch den steigenden Umfang des Verkehrs bezahlt wird und sich hiedurch eben als rein wirthschaftliche Moral qualificirt.

Die vornehmsten Tugenden der wirthschaftlichen Sittlichkeit sind durch die Nothwendigkeiten des wirthschaftlichen Betriebes hervorgerufen. Sie zerfallen in drei Gruppen, je nachdem sie im inneren Betriebe, im Kampfe mit dem Wettbewerb, oder im Verkehr mit den Geschäftsfreunden zum Ausdruck gelangen. Tugenden ersterer Art sind Ordnung, Vorsicht, Umsicht, Kühnheit und Zähigkeit. Tugenden der zweiten Art sind Verschlagenheit und Rücksichtslosigkeit; Tugenden der dritten Art sind Promptheit hinsichtlich der Zeit, Verlässlichkeit hinsichtlich der Qualität der Leistung, Coulance hinsichtlich der Einforderung der Gegenleistung. Ihre Gesammtheit bildet den tüchtigen Wirthschafter, den tüchtigen Geschäftsmann. Es darf nicht verkannt werden, dass diese Tugenden auf tiefer sittlicher Stufe stehen. Allein sie sind als Geschäfts- und Betriebstugenden nicht zu unterschätzende Ansatzpunkte weiterer sittlicher Entwicklung, zugleich aber bilden sie einen einleuchtenden Nachweis für die moralisirende, die ethische Kraft des wirthschaftlichen Momentes, das sonst als antimoralische, ja entsittlichende Potenz verunglimpft wird. Wirthschaftlicher Geist, wirthschaftliche Sittlichkeit und Wirthschaft stehen miteinander in einem Verhältnis der Wechselwirkung, auf welche wir an dieser Stelle nicht näher eingehen können. Haben wir es doch hier lediglich mit der Frage zu thun, in welcher Art Egoismus, Mutualismus, Collectivismus und Altruismus unter einen gemeinsamen Nenner zu bringen wären. Dieser hat für uns um so grösseren Werth, als es sonst nothwendig wäre, eine Theorie des Egoismus, eine des Mutualismus, eine des Collectivismus und eine des Altruismus zu entwerfen. Wollten wir dann etwa jede einerseits vom abstract-deductiven, andererseits vom historischen Gesichtspunkte ins Auge fassen, so würde uns die Einheitlichkeit der Theorie verloren gehen. Jede von ihnen würde auch nur eine besondere Seite der Wirklichkeit abspiegeln können, die Erkenntnis dieser selbst aber wäre uns verschlossen. Nun ist uns die vermisste Einheit des Mannigfaltigen im Principe des Zweckmässigen gegeben. Indem wir die vier Wirthschaftsformen als Entwicklungsgestaltungen der Zweckmässigkeit kennen lernen, zeigt sich die von uns empfohlene Eintheilung als eine evolutionistische, zeigt sich uns, dass wir lediglich eine Theorie der Zweckmässigkeit zu bieten haben, sofern wir beabsichtigen, die theoretische Oekonomik überhaupt aufzubauen. Wir sind durch dasselbe der Veranlassung überhoben, die wirthschaftlichen Vorgänge einerseits

unter der Annahme einer fictiven Freiheit, andererseits in ihrer concreten Gebundenheit zu studiren, eine Art und Weise des Vorgehens, die zum Erfolge haben muss, dass die Ergebnisse der beiderseitigen Untersuchungen nicht zusammenstimmen, dergestalt, dass wir schliesslich über Erkenntnissätze verfügen, die wohl innerhalb des aufgestellten Schemas gelten, dass aber die Wirklichkeit uns als eine gegenübersteht, deren Causalgesetze wir nicht zu fassen vermögen, dass wir also dort Erkenntnisse haben, wo sie uns nichts nützen, dort keine, wo sie uns nothwendig wären. An der Hand des finalen Principes verfolgen wir die Thatsachen des Wirthschaftslebens nicht als freie, sondern als nothwendige, somit als solche, die auf zureichende Gründe hin zu Tage treten. Diese Gründe allein und deren Gesetzmässigkeit bilden den Gegenstand einer wahrhaft wissenschaftlichen Forschung. In ihrem Auge gilt Freiheit oder Gebundenheit für theoretische Zwecke gleich, zumal sie den Wirthschafter als einen den Umständen gemäss zweckmässig handelnden auffasst. Das Verfolgen des finalen Principes bekundet sich uns somit als die einzige Möglichkeit, mittels welcher wir zu einer geschlossenen Theorie gelangen können. Es bildet die alleinige Basis der Oekonomik. Auf ihr nur können wir den systematischen Bau dieser Zweckmässigkeitslehre errichten.

8. Das Primat des Wirthschaftlichen gegenüber dem Secundären alles Ethischen.

Versuchen wir es, unsere die ethoktetische Idee betreffenden Anschauungen zusammenzufassen und die letzten Consequenzen derselben zu ziehen. Wir können das Ergebnis unserer Untersuchung umsomehr als ein der Entwicklungsstufe unseres Bewusstseins adäquates betrachten, als ein Blick auf die jüngsten Erscheinungsformen der Ethik uns zeigt, dass diese, indem sie sich zum Finalismus hin entfaltet, gleich der Oekonomik, schliesslich in diesem Principe mit ihr zusammenstossen, mit ihr verschmelzen muss, dergestalt, dass die beiden Entwicklungslinien hinter dem Vereinigungspunkte nur als theoretische und praktische Oekonomik gedacht werden können, wodurch allerdings die Ethik als solche von der Oekonomik absorbirt erschiene. Schon zur Zeit, da die Oekonomik sich von der Philosophie loslöst, gewinnt das finale Princip erhöhte Bedeutung in der Ethik; es zieht die Sittenlehre somit immer mehr zur Oekonomik hin, um sie zuletzt zu einem Theil derselben zu machen. Die Encyclopädie lehrt demgemäss bereits, dass jede Handlung als ein Zweck des Subjectes zu betrachten sei. (Jodl a. a. O. II. 109). Erst bei Kant zeigt sich jedoch in aller Form die Nothwendigkeit einer auf den Begriff des Finalen aufgebauten Ethik. Wohl

schliesst der Königsberger Philosoph den Begriff des Zweckes aus seinen ethischen Betrachtungen officiell aus; in Wahrheit wird er zum Angelpunkt eben dieser Betrachtungen; Kant stellt den Unterschied zwischen objectiven und subjectiven Zwecken auf, von denen die ersteren auf Triebfedern beruhen, die anderen aber aus Beweggründen hervorgehen, welche für alle Vernunftwesen gelten mögen; Kant weist so dem individuellen Zwecke die Thür, aber er öffnet dem socialen, dem Gesammtzwecke das Thor. Nach Kant lautet der kategorische Imperativ: Handle so, dass darnach alle Vernunftwesen bestehen können. Diese Forderung ist im Interesse aller Vernunftwesen gelegen. Der Königsberger Philosoph kennt das Princip des Utilitarismus, es stösst ihn wegen des allem Utilitarismus zu Grunde liegenden Egoismus ab. Dennoch birgt es sich in seinem kategorischen Imperativ. Denn wenn der Sittliche so handelt, dass alle Vernunftwesen danach bestehen könnten, so handelt der Unsittliche so, dass die Vernunftwesen dabei nicht existiren könnten, er handelt somit dem Problem der allgemeinen Glückseligkeit entgegen. Die zweite Hauptformel des Sittlichen wird bei Kant folgendermassen formulirt: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden Andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloss als Mittel gebrauchst.“ Nach Kant hat man zwischen sittlichen und zweckmässigen Handlungen unterschieden. Das finale Element galt als das materiale, das formale dagegen schien das allein Sittliche. Aber allmählig schlug das finale Element durch; bei Fichte hat das sittliche Verhalten seine Zwecke; Fichte's Ethik ist eine wesentlich sociale, denn ihm ist das Sittliche die Wechselwirkung freier, vernünftiger Wesen zum Zwecke der Vervollkommnung der Gattung. Bei ihm ist somit die Ethik schon Oekonomik. Noch mehr ist dies bei Beneke der Fall, welcher die Principien des Zweckmässigen und des Sittlichen als verschiedene Seiten eines und desselben Ganzen zu erfassen sucht. Jouffroy's Ethik ist durchwegs final; indem er alle Wesen als zweckmässig handelnde betrachtet, nähert er sich sehr dem Standpunkte, welchen wir vertreten. Allein er unterscheidet sich von uns dadurch, dass bei ihm die Zwecke jedes Wesens demselben bestimmte sind; unserer Anschauung nach bestimmt dagegen jedes Wesen seine Zwecke selbst; es ist nur, sofern es dies thut.

Die modernsten Gestaltungen der Ethik sind fast vollständig ökonomistischer Natur. Der Utilitarismus wird von Oekonomisten vertreten, er fordert das grösste Mass von Wohlsein für die grösste Menge wie die Oekonomik. Mill gestaltet demgemäss nach dem Vorgange Bentham's die Ethik als Socialethik; ihm ist das

Sittliche die Summe der Forderungen, welche eine sociale Gemeinschaft im Interesse der eigenen Wohlfahrt und ihrer Vollkommenheit an ihre Angehörigen stellt. Darin liegt der Werth Mill's auf ethischem Gebiete, dass er den Werth der Sittlichkeit für die Gesellschaft nachwies. Abgesehen von dieser Beziehung können wir Mill als Ethiker nicht beipflichten. Denn der Utilitarismus wähnt eine ethische Lehre zu sein: er ist in der That eine ökonomistische; sie wird daher an unrechter Stelle entwickelt. Damit steht im Zusammenhange, dass der Utilitarismus wie alle Socialethik im Wesentlichen Collectivismus ist, und für die höchste Form der des sittlichen Heterotelismus, für den reinen Altruismus nur wenig Verständnis bekundet. In demselben Sinne muss es aber als einseitiges Erfassen des Theiles statt des Ganzen betrachtet werden, wenn nur der Altruismus als sittlich betrachtet und die sittliche Bedeutung des Collectivismus ausser Acht gelassen wird, wie dies der Comte'sche Positivismus thut. Die sittliche Bedeutung des Collectivismus liegt eben darin, dass er der Boden ist, dem der Altruismus erst entkeimt. Der Utilitarismus hat so mit unserer Auffassung wohl das Problem, aber nicht die Beantwortung desselben gemein; denn wir machen das Nützliche nicht zum Angelpunkte der Moral, sondern zu dem der Oekonomik. Demgemäss bewerthen wir eine Handlung nicht; wir fassen vielmehr nur ins Auge, dass sie bewerthet werde und erblicken in diesem ganzen Werthungsprozesse eine Ursache, welcher gemäss die Gesellschaft und in ihr der Einzelne sich bildet. Als theils socialethische, theils ihren Grundanschauungen nach ökonomistische Gestaltungen der Ethik müssen wir auch nennen: J. H. Fichtes „System der Ethik"; Alex. v. Oettingens Werk „Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre, Versuch einer Socialethik auf empirischer Grundlage"; Tennies „Gemeinschaft und Gesellschaft"; Dörings „Philosophische Güterlehre"; Classens „Ideale und Güter". Die beiden letztgenannten Werke tragen schon in ihren Titeln das Gepräge ökonomistischen Denkens augenfällig an sich.

Angesichts der unaufhaltsamen Entwicklung, die uns in diesen Erscheinungen entgegentritt, werden die Unterschiede zwischen Oekonomik und Ethik, die gewohnheitsmässig angenommen werden, immer vagere, unbestimmtere, äusserlichere. Man könnte sagen, dass die Oekonomik nur egoistische Handlungen zum Gegenstande habe, die Ethik dagegen nur Handlungen, welche gegen den Nutzen des Handelnden und wegen der Pflicht unternommen werden; die Ethik, so könnte man behaupten, beschäftige sich mit dem Guten, die Oekonomik dagegen mit den Gütern, die Ethik mit den Zwecken, die Oekonomik mit den Mitteln.

Die Art und Weise aber, in welcher die Gesellschaft den Einzelnen zu ihren und zu seinen Gunsten umgestaltet, ist eine so nothwendige, so zweckmässige, dass wir im Ethos nur eine wirthschaftliche Erscheinung erblicken müssen, vermöge welcher zunächst gemeinsame Zwecke durch gemeinsame Mittel verwirklicht und endlich auch fremde Zwecke vermittelt werden.

Fassen wir ins Auge, dass, unseren Ausführungen gemäss, allem Ethischen ein Wirthschaftliches zu Grunde liegt, dass es nur aus diesem zu erklären, mit diesem zu verstehen ist, so zeigt sich uns im Lichte dieser Anschauung, dass die Theorie, die Oekonomik sei auf die Ethik aufzubauen, ihr unterzustellen, von ihr zu leiten, nur eine fehlerhafte Formulirung eines an sich nicht unrichtigen Gedankens ist. Das wirthschaftliche Handeln nämlich ist eine Art des Handelns überhaupt, die Ethik beschäftigt sich mit dem Handeln überhaupt; es scheint die Erkenntnis des wirthschaftlichen Handelns folglich nicht ohne Recht aus der Ethik entwickelt zu werden. Dennoch haben die Forscher, welche die Oekonomik als ethische Disciplin betrachten, der Empfindung von einem Zusammenhange der Oekonomik mit der Ethik einen verkehrten Ausdruck verliehen: das Wirthschaftliche beruht nämlich nicht auf ethischen, das Ethische beruht vielmehr auf wirthschaftlichen Grundlagen. Auf die Ethik aber kann die Oekonomik nicht gestellt werden: auf die imperative nicht, weil sie nicht Wissenschaft, sondern Philosophie ist; weil das Thatsächliche nicht aus einem Sollen deducirt werden kann; weil diese Ethik nie ein unanfechtbares Ergebnis aufwies, auf welches irgend ein Bau aufzuführen wäre; weil sie schliesslich nicht mehr zu Recht besteht, sondern ihre Machtvollkommenheit an die empirische und pragmatische Ethik abgetreten hat. Auf diese aber lässt sich das Oekonomistische nicht fundiren, weil sie selbst noch nach einem sicheren Boden sucht, weil sie selbst noch im Werden ist, und ausgebaut nichts Anderes sein kann, als Oekonomik. So kann denn die Oekonomik auf keinerlei Ethik fussen, von keinerlei Ethik geleitet werden. Dies ist um so unmöglicher, als jederlei Ethik Theil der Philosophie und sohin philosophischer Natur ist, man auf Philosophie aber eine Wissenschaft nicht zu begründen vermag; eher umgekehrt. Wäre die Ethik auch eine Wissenschaft, im Stande uns nicht nur mit Postulaten, sondern mit Gesetzen aufzuwarten, es wäre doch verfehlt, die Oekonomik an sie zu schmieden. Denn der Werth einer Wissenschaft kann nicht an ihrem Verhalten zu einer anderen, möglicherweise nicht einmal wissenschaftlichen Disciplin gemessen werden. Die Oekonomik kann als Wissenschaft auch darum nicht auf die Ethik basirt werden, weil

der Gegenstand der Ethik, das Ethos, von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort wechselt, und es daher vorerst Aufgabe der Ethik wäre, zu Gesetzen dieses Wechsels durchzudringen. Auch auf die Moral ist die Wissenschaft der Oekonomik nicht zu stützen, weil diese, als ein Zweckmässiges, vielmehr ihr Gegenstand ist.

Mit diesen Argumenten sind wir vor die Schlussthese unserer die ethoktetische Idee betreffenden Ausführungen gelangt. Wir erachten es für nothwendig, dass sich Erwägungen hinsichtlich der Ethik auf theoretische Erkenntnisse ökonomischer Natur stützen. Wir werden diese Behauptung an drei Reihen von Argumenten erhärten, indem wir nacheinander aus der Natur des Handelns, aus der Natur des Gutes, aus der Natur des Werthes schliessen werden.

Die Oekonomik hat es mit dem Handeln zu thun, die Ethik desgleichen. Die theoretische Oekonomik beschäftigt sich mit dem Handeln, wie es ist; die Ethik mit dem Handeln, wie es sein soll. Man kann aber nur berücksichtigen, wie das Handeln sein soll, wenn man weiss, wie das Handeln beschaffen ist; man kann demnach ethische Erwägungen nur auf Grund ökonomischer anstellen. Die Forderungen des Gesammtinteresses, nicht aber die des Gesammtegoismus, wie Jhering meint, bilden, systematisch vorgetragen, die Ethik. Die Möglichkeit, die Menschen glücklicher zu machen, bildet den Gegenstand der Oekonomik; nun ist aber die Möglichkeit, die Menschen glücklicher zu machen ein Gesammtinteresse. So sind denn Ethik und Oekonomik in letzter Analyse Socialeudämonologie. Ethik und Oekonomik sind somit ihrem Wesen nach identisch. Sind sie aber ihrem Wesen nach identisch und ist es zugleich richtig, dass sich ethische Erwägungen nur auf Grund der theoretischen Oekonomik erheben können, so ist damit auch dargethan, dass die Ethik für die Gegenwart und nächste Zukunft nur in einer Umgestaltung als praktischer Theil der Oekonomik von Werth ist.

Zu einem ähnlichen Ergebnisse gelangen wir, sofern wir von dem Begriff des Gutes ausgehen. Die Sittlichkeit ist ein Gut, sie kommt nach der Ansicht vieler Ethiker sogar als höchstes Gut in Betracht. Nun ist aber Alles, was ein Gut genannt werden kann, Gegenstand der Oekonomik. Folglich fällt die Sittlichkeit der Oekonomik als ihr Object anheim. Die Sittlichkeit ist jedoch von praktischer Bedeutung; sie kann daher, sofern sie Gegenstand der Oekonomik ist, nicht dem Gebiete der theoretischen Oekonomik angehören, sie muss vielmehr in das der praktischen Oekonomik fallen.

Vom Begriffe des Werthes aus gelangen wir zu demselben Schlusse. Das Handeln ist allemal ein wirthschaftliches, denn es ist immer ein

Mittel zu einem Zweck; sofern es geeignet ist, den Zweck als Ursache zu verwirklichen, ist ihm Nützlichkeit eigen; sofern diese Nützlichkeit zu erlangen gesucht wird und daher für das Bewusstsein eine gewisse Bedeutung erlangt, kommt ihr Werth zu. Es gibt aber auch einen ethischen Werth. Das Verhältnis zwischen beiden Werthen haben wir bereits erörtert. Es wird durch die Thatsache bestimmt, dass es keine sittliche Handlung gibt, die nicht für irgend ein Subject zweckmässig wäre. Gibt es aber keine sittliche Handlung, die nicht für irgend ein Subject zweckmässig wäre, so ist auch jede sittliche Handlung, als zweckmässige, eine wirthschaftliche. Dieses Urtheil kann nicht umgekehrt werden: es sind viele Handlungen denkbar, welche wohl wirthschaftlicher aber nicht sittlicher Natur wären, zumal alle Handlungen, welche in der isolirten Wirthschaft möglich sind, des Merkmals der Sittlichkeit, welches bloss im gesellschaftlichen Zustande möglich ist, verlustig werden. Wir sehen somit, dass alle sittlichen Handlungen wirthschaftlicher Natur, aber nicht alle wirthschaftlichen Handlungen sittlicher Natur sind. Demzufolge ist das Wirthschaftliche der weitere Begriff: es erscheint als Dasjenige, das Zwecke überhaupt erfüllt: das Sittliche dagegen als dasjenige Wirthschaftliche besonderer Art, das Zwecke gesellschaftlicher Natur, also Gemeinzwecke erfüllt, und sich auf dieser collectivistischen Basis erst zu seinen höchsten, edelsten Formen, zum Altruismus entwickelt. Somit ist denn der ethische Werth auf einen ökonomischen zurück zu führen. Damit ist keineswegs gesagt, dass beide identisch wären. Denn wenn sie beide identisch wären, so wäre eben der eine nicht auf den anderen zurückzuführen.

Dies leuchtet um so mehr ein, als der Werth einer Handlung nicht zu bestimmen ist, sofern die nothwendigen Folgen derselben nicht ermessen werden. Ist der Werth einer Handlung aber überhaupt nicht zu bestimmen, so ist sie auch nicht als sittliche zu beurtheilen. Um jedoch die Folgen der Handlung zu ermessen, ist es nothwendig, auf dem Gebiete der Handlungen überhaupt Ursache und Wirkung zu unterscheiden, müssen die Gesetze dieser Wirkungen in Erwägung gezogen werden. Die Gesetze dieser Wirkungen hat aber die theoretische Oekonomik und nur sie ausfindig zu machen. Eine wahrhafte Ethik, welche lehren wollte, wie Handlungen hinsichtlich ihres sittlichen Werthes zu schätzen wären, könnte sich daher nur auf Grund jener ökonomischen Gesetze erheben.

Dies wäre für sie sehr angemessen. Denn die Ethik, als lediglich praktische Disciplin vom Handeln, entbehrt immer der sicheren Fundamente; sie können ihr nur durch eine theoretische

Darlegung ontologischen Charakters geboten werden, aus welcher dann deontologische Consequenzen zu ziehen wären. Die Ethik findet die entbehrten Fundamente in der Oekonomik. In jener handelt es sich insbesondere auf ihrer jüngsten socialeudämonistischen Entwicklungsstufe um die Bedingungen gemeinschaftlichen Lebens, gemeinschaftlichen Glückes, somit um ein ökonomisches Problem; sie konnte dieses nicht lösen, weil sie die Gesetze des thatsächlichen Handelns, ohne deren Befolgung die Bedingungen gemeinschaftlichen Fortschritts nicht gesetzt und das Glück nicht angestrebt werden kann, nicht erfasste; will sie dies aber thun, so tritt sie sogleich auf das Gebiet der Oekonomik. Diese hat somit der Ethik gegenüber die Aufgabe, ihre Forderungen vernunftgemäss zu begründen. Geschähe dies nicht, so würde ein und dieselbe Handlung nach wie vor, vom sittlichen Standpunkte aus verschieden beurtheilt werden können. Dies wurde möglich, weil die Wirkungen einer concreten Handlung auf das Ganze der Gesellschaft Jedem anders erschienen. Gerade die Wirksamkeit einer Handlung aber lehrt die Oekonomik als Theorie begreifen. Setzt die Ethik solcherart ökonomische Theorie voraus, so fällt sie mit der praktischen Oekonomik zusammen, welche ihrer Natur nach die Grundsätze, nach denen theoretische Erkenntnisse, welche die Oekonomik liefert, anzuwenden wären, zu entwickeln hat.

Fassen wir diese Gründe, deren Beweiskraft uns zwingend scheint, ins Auge, so müssen wir uns der Ueberzeugung zuneigen, dass das wirthschaftliche Leben nicht von ethischen Grundsätzen ausgehen und daher auch nicht nach denselben beurtheilt werden könne; umgekehrt entkeimt vielmehr das sittliche Leben dem wirthschaftlichen Boden, tritt das Wirthschaftliche in Gestalt des Ethischen zu Tage. Fordert die Weiterentwicklung der zur Socialethik gewordenen Ethik solcher Art eine Verbindung mit der Oekonomik und setzt sie die theoretische Oekonomik voraus, weil sie, als Socialethik, die Socialwissenschaft voraussetzen muss, so muss sie sich zugleich als etwas Praktisches und als etwas Oekonomisches bethätigen, sie muss praktische Oekonomik sein. Der Umstand, dass die Ethik, welche als praktische Philosophie zu existiren begonnen, von selbst zu einer praktischen Sociallehre wird, dass der social-eudämonistische Standpunkt gegenwärtig als der höchste in der Entwicklung des sittlichen Bewusstseins erscheint, zeigt uns deutlich, wie die Oekonomik mit evolutionistischer Nothwendigkeit an die Stelle der Philosophie tritt. Gewahren wir nämlich, wie die Ethik, als praktische Philosophie, um Wissenschaft zu werden, die Umwandlung, welche die Philosophie vollzogen hat, an ihrem Wesen mitmacht, und sich an die theoretische Oekonomik als eine mit der praktischen iden-

tische Disciplin angliedert, so wird uns erst klar, in welchem Sinne beide Parteien Recht hatten: die Einen, die meinten, dass die Oekonomik eine theoretische Wissenschaft sei, wie die Andern in der Oekonomik eine ethische Wissenschaft erkannten. Die theoretische Oekonomik hat, weil sie Theorie ist und sich als solche um die praktische nicht kümmern kann, einen von der praktischen verschiedenen Charakter, aber sie ist um so weniger eine sittenwidrige oder gar unsittliche Wissenschaft, als gerade das Sittliche auf ihr zu ruhen hat. Sie ist demgemäss eine Wissenschaft von hohem sittlichem Werthe. Aber dieser ist mit einer Leitung der Forschung durch die Moral nicht zu verwechseln. Die Bemühungen der Philosophie, sich von der Oberhoheit der Theologie loszureissen, erschienen Jenen, denen dergleichen wider den Strich ging, als gottlos. In ähnlicher Weise betrachten die Anhänger der historischen Schule eine Ethik, welche nicht moralisirt, als unmoralisch. Die Aehnlichkeit der Situationen ist auch in anderen Zügen begründet. Jodl sagt: „Die theologische Ethik weiss nichts von einem Ziel und Zweck der Menschheit als solcher, sie fasst nur den Einzelnen ins Auge . . . Die Menschheit ist ihr nur ein zufälliges und vorübergehendes Aggregat von Individuen, von denen jedes nur mit seinem eigenen Heil beschäftigt ist und die Förderung des anderen nur als Mittel zur Erhöhung der eigenen Verdienste betrachtet." Dasselbe war bei der individualistischen Oekonomik der Fall. Die Abneigung des postulativethisirenden Empirismus gegen die ökonomistische Theorie wird gegenstandslos, sofern sich die Ansicht Bahn bricht, dass das sittliche Moment in pragmatischer Begründung auf den Ergebnissen der Oekonomik sich entwickeln müsse; von diesem Gesichtspunkte aus kann man nicht begreifen, dass die Oekonomik nichts Ethisches, das Ethische nichts Oekonomisches an sich trägt. Die theoretische Oekonomik, welche es mit dem menschlichen Zweckleben zu thun hat, bestreitet die moralischen Empfindungen nicht, im Gegentheile, sie sucht sie als ein organisches Glied dieses Zwecklebens zu begreifen. Sie stellt nur in Abrede, dass auf irgend eine moralische Weltordnung ausserhalb der Grenzen des Zweckbegriffes geschlossen werden könne, indem sie sich vor Augen hält, dass Moral ausserhalb der Grenzen des Zweckbegriffes als etwas durchwegs Zweckmässiges nicht gedacht werden könne.

IV. Die psychoktetische Idee.

Die ökonomistische Forschung hat, wie besonders die mechanistische Auffassung des wirthschaftlichen Lebens bekundet, lange den Fehler begangen, welcher der vorkantischen Philosophie ihr eigenthümliches Gepräge verleiht. Sie vergass nämlich, dass es Menschen gebe; von diesem dogmatischen Standpunkte aus liess sie es ausser Acht, dass alle Güter von solchen und für solche erzeugt werden. Daher verstieg sie sich zur Idee eines Güterlebens, einer Idee, welche das wirklich Lebendige ausser Acht lässt, um das Todte zu beseelen. In jüngster Zeit erst ist die Oekonomik dahin gelangt, den Wirthschafter selbst näher ins Auge zu fassen und von ihm aus das wirthschaftliche Leben erklären zu wollen. Auf dem Wege zur Wahrheit aber ist sie über dieselbe hinausgegangen. Sie hat sich unter die Botmässigkeit der Psychologie gestellt. So wird eine neue Art der Heteronomie begründet. Der Herr wechselt, die Knechtschaft bleibt. Ein solches Verhältnis nützt naturgemäss der Psychologie, aber es schadet der Oekonomik. Dies zeigt schon der Umstand, dass kein Fortschritt auf dem Gebiete der Oekonomik die Psychologie zu fördern vermag, dagegen müsste auf Psychologie begründete Oekonomik jedes Schwanken in ihren Fundamenten mitmachen. Ein solches Verhältnis ist nicht nur keine Nothwendigkeit, es ist vielmehr auch nur irrthümlich veranlasst worden. Wäre nämlich die Oekonomik eine angewandte Psychologie, so wäre die Oekonomik eine lediglich praktische Disciplin, in ihr würde die Theorie, zumal alles Theoretische von der Psychologie in Anspruch genommen wird, gänzlich fehlen. Fehlt aber die Theorie der Oekonomik, so ist eine wahrhaft wissenschaftliche Gestaltung derselben unmöglich.

Die Absicht, die Oekonomik auf die Psychologie zu stützen, ist weiters kaum durchführbarer als jene, welche die Wissenschaft auf die Ethik zu fundiren strebt. Wohl handelt es sich auf dem Gebiete der Oekonomik um Auslösung von Reizen psychologischer Natur und von solchen physiologischer Natur, in welche psychologische Momente hineinspielen. Aber auch die Psychologie ist noch unfertig, auch sie ist erst auf dem Wege, eine wirkliche Wissenschaft zu werden, auch sie ist zum grössten Theile noch Philosophie. Stützt man die Oekonomik auf Psychologie, so baut man demgemäss ein Haus auf Sumpfboden. Soll man warten, bis die Psychologie exact geworden ist? Dann stände man auf der Seite des Rationalismus auf dem Standpunkte jenes quietistischen

Messiasglaubens, der dem extremen Empirismus eigenthümlich ist. Die psychoktetische Idee sieht sich daher einem Dilemma gegenüber. Ist die Psychologie Philosophie, also unfertige Wissenschaft, Wissenschaft im ersten Entwicklungsstadium, so kann die Oekonomik nicht auf ihr fussen, um aus ihren unsicheren Ergebnissen Schlüsse abzuleiten, welche auf dem eigenen Gebiete Unanfechtbarkeit in Anspruch nehmen dürften. Ist sie dagegen Wissenschaft, so müsste sie sichere Ergebnisse aufweisen, auf welchen, wie auf Axiomen, die Oekonomik aufgebaut werden könnte. Ueber solche Ergebnisse verfügt die Psychologie nicht. Sie hat insbesondere das finale Moment auf ihrem Gebiete nicht hinreichend berücksichtigt. Zumal in einer Zeit, da sie durch das Phänomen der Hypnose in Gährung versetzt wird, da das Seelenleben mystischer geworden als je, ist sie nicht geeignet, als Basis für die Oekonomik zu dienen.

Könnte man aber aus der Thatsache, dass die Oekonomik es mit Erscheinungen zu thun hat, die als seelische von der Psychologie ins Auge gefasst werden, den Schluss ziehen, dass die Oekonomik mittels der psychologischen Methode behandelt, auf Psychologie aufgebaut, zu einer psychologischen Wissenschaft umgestaltet werden müsse? Dies würde voraussetzen, dass wir es in der Oekonomik nur mit der wirthschaftlichen Seite psychologischer Phänomene zu thun hätten. Eine solche Anschauung kann nicht aufrecht erhalten werden. Es soll wohl nicht in Abrede gestellt werden, dass eine psychologische Betrachtungsweise wohl berechtigten Eingang in die ökonomistischen Erwägungen gefunden. Aber es wäre übertrieben, wollte man dies Element zum Grundstein der Forschung machen. Wie wenig Psychologie den Oekonomisten fördern kann, leuchtet gerade aus den Forschungen der Grenznutzens-Theoretiker hervor. Sie hätten allerdings an Ergebnisse der psychologischen Forschung anknüpfen können, welche als psychophysische bekannt sind (vgl. Lange, Arbeiterfrage, III. Aufl. S. 113—132); aber sie haben das nicht gethan und dadurch den Beweis geführt, dass der Oekonomist der Psychologie entrathen kann. Die Psychologie hat die Gesetze zum Gegenstande, nach welchen ein geistiger Zustand auf den anderen folgt. Hat es die Oekonomik auch nur mit inneren Zuständen zu thun? Sind die inneren Zustände nicht von Aussen abhängig? Es hiesse wahrlich, die Wechselwirkung zwischen dem Realen und dem Psychischen, zwischen Aussenwelt und Innenwelt verkennen, wollte man diese Frage nicht bejahen. Wären sociale und nationale Zustände lediglich socialpsychologische oder völkerpsychologische? Wahrlich, wenn es nur auf die inneren Zustände ankäme, so könnten die Verschiedenheiten

socialer und nationaler Zustände überhaupt nicht erklärt werden. Denn es muss Jedem klar sein, dass sich, hinsichtlich der psychologischen Gesetze der Reiche von dem Armen nicht unterscheidet. Der Darbende ersehnt die Befriedigung seiner Bedürfnisse, auch er will im Wohlstand leben. Wäre dieser ein bloss psychologisches Problem, wie gering wäre die Schwierigkeit jener eudämonologischen Grundfrage, die als sociale bekannt ist!

Der Standpunkt der psychoktetischen Idee wurde schon von Mill eingenommen, nennt er doch die Oekonomik eine moralische oder psychologische Wissenschaft. Er definirt ihre Aufgabe dahin, dass sie bestimmt wäre, die moralischen oder psychologischen Gesetze, nach welchen die Güter produzirt oder vertheilt werden, darzulegen. Freilich hat Mill recht, hervorzuheben (Log. B. VI. C. IX § 1): „Setzen wir voraus, dass die Gesetze der menschlichen Handlungen und Gefühle genügend erkannt seien, so liegt keine ausserordentliche Schwierigkeit darin, aus jenen Gesetzen die Beschaffenheit der socialen Wirkungen zu bestimmen, die irgend eine gegebene Ursache hervorzubringen strebt" (vgl. auch Menger Jb. XIX p. 2; Jevons, Th. of P. E. p. 16; Keynes a. a. O. p. 86). Der psychoktetischen Idee aber ist ein bedeutsamer Einwand entgegenzustellen. Ist der Zweck gewollte Wirkung einer gewollten Ursache, das Mittel gewollte Ursache einer gewollten Wirkung, so ist damit schon der Zusammenhang zwischen Oekonomischem und Psychologischem gesetzt. Dieser wird uns besonders klar, wenn wir das Phänomen des Werthes ins Auge fassen. Die Werthung stellt sich uns als eigenthümlicher psychologischer Vorgang dar, der sich ohne Eingehen in die Natur unseres Wollens nicht in erwünschter Weise analysiren lässt. Betrachtet man das Werthurtheil als ein Urtheil über Interessen, so bedeutet es zugleich eine Regung des Geistes und eine solche des Wollens und umfasst im Grunde genommen die ganze Psychologie, zumal diese von nichts Anderem handelt, als von der Art, in welcher Urtheile und Willensregungen zu Stande kommen. Es ist nicht zu verkennen, dass unsere ganze Psyche lediglich eine zweckmässige organische Function ist, welche sich herausgebildet hat, um die Verwirklichung unserer Zwecke zu ermöglichen. Wir haben es demgemäss in unseren Vorstellungen, Gefühlen, Strebungen ausschliesslich mit Zwecken und Mitteln zu thun. Es kann daher auch keinem Zweifel unterliegen, dass die Vorgänge in unserer Seele als zweckmässige ökonomistischer Natur sind. Demgemäss haben wir denn auch in unseren der ökonomischen Causalität gewidmeten Ausführungen die wirthschaftliche Causalität der psychologischen gleichgesetzt. Die Bedeutung dieser Auffassung würde

aber verkannt werden, wollte man annehmen, dass unserer Ansicht nach die Oekonomik schlechthin Psychologie, beziehungsweise angewandte Psychologie wäre. Vielmehr kann aus ihr nur der Schluss gezogen werden, dass die Psychologie sich mit der seelischen Seite des Wirthschaftlichen zu befassen habe.

Ueberschauen wir die angeführten Argumente hinsichtlich der vier Ideen, so zwingen sie uns zur Ueberzeugung, dass die Oekonomik sich selbst helfen müsse. Es ist daher dringend geboten, die Herrschaft dieser heteronomen Ideen zu brechen und die Oekonomik von den „Standpunkten“ und „Gesichtspunkten“ zu retten, welche in der neueren Literatur so mannigfaltige Vertretung finden. Oekonomik kann und darf von keinem anderen Standpunkte aus behandelt werden als vom ökonomischen. Alle anderen Betrachtungsarten beruhen darauf, dass auf dem Gebiete der Oekonomik Ideen heteronomer Natur geltend gemacht werden. Wer demgemäss eine Seite des Wirthschaftslebens ins Auge fasst, ist immer auch einseitig, wer einseitig ist, der muss dem Irrthum anheim fallen. Mit Standpunkten ist uns in der Oekonomik um so weniger gedient, als von einem solchen aus freilich Vieles richtig ist, sofern von ihm aus nur logisch weiter geschlossen wird. Es fragt sich aber, ob die Wahl des Betrachtungspunktes immer berechtigt ist. Es fragt sich vor Allem, ob es überhaupt angemessen ist, sich auf dem Gebiete der Wissenschaft auf bestimmte Standpunkte zu stellen. Diese Frage wird von Jenen gerade, welche die Oekonomik von solchen Gesichtspunkten aus behandeln, in keiner Weise erörtert.

Den heteronomen Ideen gegenüber empfehlen wir die wirthschaftliche Energie als autonomes Princip. Es ist den wirthschaftlichen Ideen nicht nur in materieller, sondern auch in formaler Rücksicht überlegen, weil es, gemäss unseren dem ökonomischen Principe gewidmeten Ausführungen nicht als Urtheil sondern als Begriff sich darstellt. Das Princip der wirthschaftlichen Energie wird der mechanoktetischen Idee gerecht, weil der Begriff der Energie der oberste hinsichtlich der mechanischen Vorgänge ist; er wird der bioktetischen Idee gerecht, weil er der oberste Begriff ist, der die organischen Vorgänge beherrscht; dasselbe gilt von der ethoktetischen und bioktetischen Idee; treten doch in ihnen Aeusserungen der wirthschaftlichen Energie zu Tage. So schliesst denn die wirthschaftliche Energie die ethoktetische Idee in sich, zumal sie die Zweckmässigkeit sittlicher Erscheinungen würdigt; sie schliesst die bioktetische Idee in sich, denn sie betrachtet die Vorgänge im Organismus als zweckmässige; sie wird auch dem psychoktetischen Standpunkte gerecht, denn ihr sind auch die Vor-

gänge innerhalb unseres Bewusstseins zweckmässige. Indem sie in Einem leistet, was jede der dargelegten Ideen einzeln zu leisten sucht, stellt sie sich über jede derselben. Dies ist eine Position, welche ihr vollauf gebührt. Die Energie bildet den obersten Begriff des Naturerscheinens überhaupt. Es ist daher nothwendig, dass dieser Begriff in seiner finalen Gestaltung den Kern der obersten aller Wissenschaften bilde, welche es sich zum Zweck setzt, zu untersuchen, wie das Zweckleben von natürlichen Energien abhängt.

Zwölftes Capitel.

Die ökonomistische Systematik.

Alles Erkennen ist eine Thätigkeit des Geistes, vermöge deren er die Wirklichkeit in sich wiederholt. Das Erkennen ist ein unmittelbares, sofern es lediglich auf Wahrnehmung beruht, es ist ein mittelbares, sofern es durch das Denken zu höheren Formen emporgeläutert wird. Das Ziel des Denkens ist Wahrheit. Erfassen der Wahrheit ist Wissen. Was geschieht, ist in erster Linie weder zu belachen noch zu beweinen, weder zu preisen noch zu tadeln, weder gutzuheissen noch abzustellen, es ist zunächst zu begreifen. Wir sind noch weit davon entfernt, die wirthschaftliche Erscheinungswelt wissenschaftlich bannen zu können. Wohl ist die Oekonomik auf dem Wege, zur Wissenschaft zu werden, aber es ist noch unmöglich, zu behaupten, dass sie diesen Reifegrad erlangt habe. Es handelt sich daher darum, sie weiterer Entfaltung entgegenzuführen, sie selbständig zu machen, sie von der Philosophie loszulösen, sie zur Wissenschaft zu machen, sie zwischen Morphologismus einerseits und reiner Oekonomik andererseits hindurchzuführen. Man wähnte, praktisch zu sein, wenn man die Theorie mit der ätzenden Lauge des Spottes übergoss, man schmeichelte sich, wissenschaftlich zu sein, wenn man die denkende Betrachtung der Dinge verfolgte; man lehrte hinsichtlich der wirthschaftlichen Institutionen, Eines schicke sich nicht für Alle, und wurde dabei nicht müde, Massnahmen fremder Länder zu empfehlen. Die Theorie war abscheulich, Beschäftigung mit derselben im wahrsten Sinne des Wortes eine capitis deminutio; die nackte Thatsache wälzte sich auf dem Altare der Wissenschaft. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wäre ihre Macht gebrochen. Nun wäre auf dem erstrittenen Boden ein neues Gebäude der Wissenschaft aufzurichten: das System der wirthschaftlichen Erkenntnisse. Um dieses System im Aufriss zu entwerfen,

haben wir nur die Consequenzen unserer bisherigen Erörterungen zu ziehen. Um die Oekonomik als System zu begreifen, ist es nothwendig, sich nach zwei Richtungen hin Klarheit zu verschaffen, erstlich über Inhalt und Umfang der Oekonomik, sodann über die Gliederung derselben.

I. Determination der Oekonomik.

Der Definitionen, welche die Oekonomik zum Gegenstande haben, ist Legion (vgl. Kautz, Theorie und Geschichte der Nationalökonomie I. p. 288 ff. Menger, Untersuchungen p. 241 ff.); ihre Menge beweist, dass eine richtige Angabe des Gegenstandes auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe der Wissenschaft mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist. Wollten wir jede Definition prüfen, es wäre der Erörterungen kein Ende; für unsere Zwecke genügt es, wenn wir uns durch ein summarisches Verfahren orientiren und die Anwendbarkeit jener Begriffe, die gemeiniglich zu Definitionen benützt werden, untersuchen.

Smith unterliess es, die Wissenschaft, die er auf eine verhältnismässig bedeutende Stufe hob, zu definiren; wahrscheinlich geschah dies aus Klugheit; er wollte nörgelnder Kritik keinen Angriffspunkt bieten. Er bedurfte solcher Schulmässigkeit nicht, um die Höhe des Erfolges zu erklimmen; er hatte wohl auch genug zu thun, um die Oekonomik gewissermassen aus dem Gröbsten herauszuarbeiten. Und in Wahrheit: gelingt eine Definition, so bietet sie keine neue Entdeckung, misslingt sie, so ist sie jedenfalls abträglich. Definiren ist daher immer gefährlich. Mit einer Definition der Oekonomik zumal beschäftigt man sich nicht gerne. Warum? Es gebe, heisst es, in der Natur keine harten Linien, nur weiche Uebergänge (Cairnes l. c. p. 148). Auch fördere dergleichen die Wissenschaft nicht und sei nur eine Folge ihres Fortschrittes (Cairnes l. c. p. 144).

Wie sehr eine Definition misslingen kann, gewahrt man in der That an Say; seine Definition ist keine; nach Say handelt die Oekonomik von der Production, Repartition und Consumtion des Reichthums; abgesehen von dem Umstand, dass der Reichthum ein Begriff ist, der selbst der Definition bedürftig ist, liegt es auch auf der Hand, dass wir es hier mit einer Eintheilung, nicht aber mit einer Definition zu thun haben. Die Definitionen, welche des Weiteren hervortreten,

suchen die Schwierigkeit dadurch zu umgehen, dass sie nicht das Wesen, sondern bald die Aufgaben, bald den Gegenstand der Oekonomik anzugeben versuchen. Was versteht man unter der Aufgabe einer Wissenschaft? Unter ihrem Gegenstande? Das erforderte eine eigene Definition. Der Eine denkt sich ja unter der Aufgabe einer Wissenschaft das Ziel der forschenden Thätigkeit, der Andere die Thätigkeit selbst, der Erste somit den Zweck, der Zweite das Mittel der wissenschaftlichen Untersuchung. Und was ist der Gegenstand einer Wissenschaft? Kant sagt, der Gegenstand sei „Etwas, das dawider ist, dass wir unsere Vorstellungen beliebig verbinden“; er sieht somit im Gegenstand einen sachlichen Zwang, welcher uns nöthigt, unsere Vorstellungen immer nur in einer eindeutig bestimmten Weise zu verknüpfen, falls wir mit dieser Verbindung etwas Wahres aussagen wollen. Aufgabe und Gegenstand werden meist als gleichbedeutende Ausdrücke angewendet. Allein diese Begriffe sind von einander zu sondern. Der Inhalt einer Wissenschaft ist ein systematischer Complex von Erkenntnissen hinsichtlich eines bestimmten Gegenstandes; Aufgabe der Wissenschaft ist es, ihren Gegenstand durch Forschung zu erkennen. Gegenstand aber ist allemal ein bestimmter Kreis von Erscheinungen, welche durch ein gemeinsames Merkmal vereinigt sind.

Es heisst zumeist, Gegenstand der Oekonomik sei der Reichthum. Allein mittels des Reichthums kann man die Oekonomik nicht definiren; wollte man dies, so müsste man zunächst darauf bedacht sein, den Reichthum selbst zu definiren; dieser ist aber ein ökonomischer Begriff; je mehr er gerade in ökonomistischem Sinne aufgefasst wird, desto mehr entfernt er sich von seiner vulgären Bedeutung; wird aber der Begriff des Reichthums auch definirt, so wird ein Begriff, welcher an sich unbestimmt ist, der der Oekonomik, durch einen anderen, noch unbestimmteren, den des Reichthums, erklärt. Wie unzureichend dieser Behelf ist, zeigt uns leicht eine kurze Erwägung. Mill eröffnet die Untersuchung seines ökonomistischen Hauptwerkes mit einer grundlegenden Bemerkung, er behauptet nämlich, die Frage, wie ein Volk Vermögen erwirbt, sei durchaus verschieden von der, wie es frei oder tugendhaft oder ausgezeichnet im Kriegswesen oder in der Politik werden könne. Diese Anschauung wäre stichhaltig, wenn es keine wirthschaftliche Causalität gäbe, wenn eine Reihe von Thatsachen nicht eine andere Reihe von Thatsachen bedingte, wenn sich die wirthschaftlichen Thatsachen insbesondere gesondert vom übrigen Culturleben abspielen könnten. Ein armes Volk vermag sich nur unter ganz besonderen Bedingungen der Freiheit zu erfreuen; ein geknechtetes Volk

wird sich nie zu wirthschaftlicher Prosperität erheben. Sittlichkeit gedeiht nicht, wo Jammer und Elend hausen, sie schwindet, wo allzu strotzende Ueppigkeit herrscht. Auch Kunst und Wissenschaft sind Blüthen, die steinigem Boden nicht entspriessen können: ein darbendes Volk hat keine Denker, keine Sänger, keine Bildner, es hat aber auch keine Waffen, kein Heer: Der Aufwand für eine Streitmacht stärkt wohlhabende Völker, verarmt schwache, arme tödtet er. Ohne militärischen Rückhalt ist aber auch eine politische Machtstellung unmöglich. Was bedeutet der Reichthum, von welchem Freiheit, Kriegswesen, Politik abhängt? Sicherlich nicht glitzerndes Geschmeide, nicht goldene Barren, nicht klingende Münze; sicherlich ist auch die materialistische Auffassung des Reichthums, welche in diesem ökonomistischen Begriff das erblickt, was der Jurist Sache nennt, unzureichend. Schon Steuart meint (B. I. ch. II), der Gegenstand der Oekonomik, welche er stets Wirthschaft nennt, sei die Sorge für den Unterhalt, für die niederen Bedürfnisse, für die Beschäftigung eines Jeden in der Gesellschaft; Fichte stellt ähnliche Anforderungen. Der Oekonomist und der Philosoph, sie glauben beide damit die Aufgaben der socialen Forschung scharf umschrieben zu haben; es handele sich nur um diese Forderungen und die Wege, auf welchen sie verwirklicht werden könnten.

Allein die Oekonomik wird mit Unrecht als eine Wissenschaft betrachtet, welche es lediglich mit dem Unterhalt zu thun hätte. Der Wirthschafter verwendet wohl Gegenstände körperlicher Natur, allein dies geschieht nur, sofern sie geeignet sind, seine Zwecke der Verwirklichung entgegenzuführen. So ist denn das Zweckmässige das oberste Princip. Die Oekonomik stellt demnach nur die Form dar, in welcher mittels des Zweckmässigen der Kampf ums Dasein zwischen Wirthschaftern geführt wird; sie zeigt insbesondere, wie dieser Kampf bei den höchsten Lebewesen zu einem solchen um das Glück wird. Aus dem blossen Streben nach Befriedigung niederer und physischer Bedürfnisse entwickelt sich ein höheres: der Wirthschafter sucht sich nicht nur zu erhalten, er sucht auch edlerer Errungenschaften theilhaft zu werden.

Besondere und sehr gebräuchliche Formen der Definition, welche sich zu ihren Zwecken des Reichthumsbegriffes bedienen, liegen in jenen Definitionen vornehmlich rationalistischer Provenienz vor, welche die Oekonomik als eine Lehre von der Erzeugung und Vertheilung des Reichthums auffassen. (Mill, Uns. Qu. p. 132, 133; Cairnes l. c. p. 26, 43, 45, 71; M. Block, Science ec. p. 15.) Da in dieser Definition eine Eintheilung gegeben ist, werden wir uns mit ihr dort befassen,

wo wir über die Eintheilung der Oekonomik zu sprechen haben werden. Auf höherer Stufe als die Definitionen, die mit Hülfe des Reichthumsbegriffes formulirt werden, stehen jene, die das Wesen der Oekonomik mittels des Begriffes der Nützlichkeit erklären wollen. Vom Gesichtspunkt aus, der durch diesen Begriff bestimmt ist, könnte man sagen: Nominaldefinition der Oekonomik sei, dass sie eine Wissenschaft von der Wirthschaft ist, als Realdefinition aber gelte, dass sie die Wissenschaft von dem Nützlichen ist, wie die Ethik vom Guten, die Aesthetik vom Schönen. Der Einwand hingegen, dass man die Oekonomik, welche mittels des Nützlichen definirt wird, mit der Technologie verwechseln könne, ist wohl hinfällig, denn diese handelt nicht vom Nützlichen, sondern von Nützlichem. Dennoch ist der Begriff der Nützlichkeit nicht geeignet, zu einer durchaus befriedigenden Definition der Oekonomik verwendet zu werden. Es ist nämlich alles Nützliche nur insofern ein solches, als es eben Bedürfnissse zu befriedigen vermag, es muss daher, wie der Begriff des Reichthums, von der Oekonomik erst definirt werden. Wollte man dies vermeiden, so könnte man wohl sagen, die Oekonomik sei eine Wissenschaft, welche lehrt, wie Bedürfnisse befriedigt werden. Allein damit wäre eine genaue Inhaltsbestimmung der Oekonomik um so weniger geleistet, als die Bedürfnisbefriedigung Zweck jeder menschlichen Thätigkeit ist. So führt denn der Begriff des Nützlichen über sich hinaus zu einer Erweiterung der Oekonomik, zur Auffassung der Oekonomik als einer Wissenschaft, welche lehrt, wie Zwecke vermittelt werden. Der Umstand, dass der Begriff des Nützlichen zu einer finalen Definition der Oekonomik führt, zeigt, dass er allein seiner Aufgabe, die Oekonomik zu definiren, nicht gerecht zu werden vermag. Dies ist um so mehr der Fall, als jede Definition der Oekonomik mittels des Begriffes der Nützlichkeit dieselbe in einen Gegensatz zur Ethik, deren Gegenstand das Gute ist, bringt; in Wahrheit aber ist das Gute eine Art des Nützlichen. Daher ist denn auch, wie wir im vorigen Capitel dargestellt haben, die Ethik entweder nichts, oder ein Theil der Oekonomik. Aehnliches gilt hinsichtlich der Gleichstellung der Oekonomik und Aesthetik. Diese ist nicht eine der Oekonomik nebengeordnete, sondern eine ihr untergeordnete Disciplin wie die Ethik. Beide haben es ja durchweg mit Werthurtheilen zu thun; das Werthurtheil als solches aber ist Gegenstand der Oekonomik; hierdurch stellt sie sich über Ethik und Aesthetik und macht beide von sich abhängig.

Die Definitionen, die sich des Gutsbegriffes bedienen und die Oekonomik demgemäss als Güterwissenschaft, Güterlehre oder Güterkunde bezeichnen, sind nicht weniger vorwurfsfrei denn jene, die sich

auf den Begriff des Reichthums stützen. Ihr Hauptmangel beruht darin, dass das Gut selbst ein ökonomischer Begriff ist, als solcher von der Oekonomik erst seine Definition zu erwarten hat und sie daher nicht seinerseits definiren kann. Ferner wäre diese Definition zu weit, weil sie die als Waarenkunde bekannte kaufmännische Disciplin in sich schliesst; denn auch diese ist eine Güterlehre; es fällt auch ins Gewicht, dass die in Rede stehende Definition ohne klare Einsicht in den Zusammenhang der Principien die Ethik, welche ja dem höchsten Gute gewidmet ist, mit in ihr Gebiet einbezieht. Andererseits ist sie wieder, sofern sie als von der gebräuchlichen und zu engen Begriffsbestimmung des Gutes ausgehend gedacht wird, zu eng. Auch ist das wirthschaftliche Handeln nicht nur jenes, das sich auf die Güter bezieht. Denn vom Gute kann man nichts weiter aussagen, als dass es mögliches Mittel zu einem möglichen Zwecke ist. In diesem Sinne ist auch das Handeln selbst ein Gut, daher fällt jedes mögliche Handeln unter die Oberhoheit der Oekonomik.

Die modernste Form dieser Definitionsmethode sucht den Inhalt der Oekonomik durch das Verhalten des Wirthschafters gegenüber den Gütern zu bestimmen. An ihr ist anerkennend hervorzuheben, dass sie auf die Voraussetzung aufgebaut ist, die wirthschaftlichen Erscheinungen wären in dem Verhalten des Wirthschafters gegenüber den Gütern gegeben. Allein auch diese Definition bedient sich des Gutsbegriffes, eines Begriffes also, welchen die Oekonomik erst zu definiren hätte, und der demnach ohne Diallele nicht zur Definition verwendet werden kann. Auch diese Definition ist weiters zu eng, sofern sie lediglich eine Erklärung unseres Verhaltens zu den Gütern fordert; denn eine Erklärung ist gegeben, wenn die Verknüpfung der fraglichen Erscheinungen mit ihren Bedingungen gegeben sind. Handelt es sich in der Oekonomik nur darum, das Verhalten der Menschen gegenüber den Gütern zu erklären, wie insbesondere Böhm-Bawerk meint, die ganze Wissenschaft wäre in wenige Worte zu bannen: das Verhalten der Menschen gegenüber den Gütern ist nämlich nach Massgabe des individuellen Zweckverständnisses immer ein zweckmässiges. Allein es handelt sich auch darum, die Folgen dieses Verhaltens klarzulegen.

Es ist noch ein weiterer Gesichtspunkt in Erwägung zu ziehen. Die Oekonomik kann nicht lediglich als die systematische Darstellung der Art und Weise, in welcher die Menschen ihre Bedürfnisse befriedigen, aufgefasst werden: diese Anschauung wäre zu eng: wir können das Bedürfnisleben der Menschen nicht richtig beurtheilen, wenn wir die Continuität der Lebewesen ausser Acht lassen. Die Auffassung der Oekonomik als einer Wissenschaft von den Lebensbedingungen der

menschlichen Gattung wäre zwar richtiger, aber gleichfalls zu eng. Denn wohl bestimmt sie Das, was wir wissen wollen; aber sie sagt uns nicht auch, wodurch wir Das, was wir wissen wollen, auch wissen könnten. Denn, wenn wir die Bedingungen der Prosperität für die menschliche Gattung aufstellen wollen, so haben wir keinen anderen Anhaltspunkt zur Ergründung allgemein giltiger und nothwendigen Gesetze als die Betrachtung der Prosperität anderer Lebewesen. Dem ist so nicht nur deshalb, weil auch der Mensch ein Lebewesen unter anderen ist und die allgemeinen Bedingungen des Lebens auch für ihn zutreffen, sondern auch aus dem besonderen Grunde, weil er das höchste Lebewesen ist und als solches von der Existenz anderer, niederer Lebewesen abhängt, von denen er behufs seiner Bedürfnisbefriedigung Gebrauch macht. In diesem Sinne könnte man denn auch sagen, die Oekonomik sei jene Wissenschaft, welche die Abhängigkeit des Menschen von den Gütern oder das Verhältnis des Menschen zur Natur in Bezug auf die Benützung derselben zum Gegenstande hat. Da aber die Güter nur insofern solche sind, als sie zweckmässig sind, da ferner das Verhalten des Menschen gegenüber den Gütern selbst immerdar ein zweckmässiges ist, da das Verhältnis des Menschen zur Natur in Bezug auf die Benützung derselben darauf hinausgeht, dass die Darbietungen der Aussenwelt, von welchen der Mensch abhängig ist, seinen Zwecken möglichst untergeordnet werden, stellt sich die Oekonomik als die Wissenschaft vom Zweckmässigen dar.

Angesichts dieses Ergebnisses wäre es nicht angemessen, wollte man die Oekonomik als Wissenschaft des Verkehrs betrachten: diese Definition ist zu eng; die Oekonomik muss von der einzelnen Wirthschaft als dem Elementaren ausgehen; in dieser aber liegt eine Wirthschaft, abgesehen von jedem Verkehr, zum Unterschied von der isolirten Wirthschaft, der Wirthschaft ausserhalb jedes Verkehrs. Derselbe Einwand ist gegen jene Definitionen zu machen, welchen gemäss die „Nationalökonomie" die Aufgabe hätte, die „volkswirthschaftlichen" Erscheinungen zu erklären. Oekonomik ist nicht nur Nationalökonomie; denn diese betrifft nur die Lebensbedingungen der Nation; die Oekonomik hat es aber mit den Lebensbedingungen überhaupt zu thun. Desgleichen kann man mittels des Begriffes der Arbeit die Oekonomik nicht definiren. Erblickt man in der Oekonomik die Wissenschaft von den Gesetzen der Arbeit, so ist diese Auffassung eine zu weite, weil auch Wind und Welle Arbeit leisten, weil überhaupt in jeder Bewegung Arbeit geleistet wird; demgemäss würde die Oekonomik mit der Physik zusammenfallen. Diese Auffassung ist andererseits zu eng, weil auch andere Fragen, wie beispielsweise die Bevölkerungslehre,

Gegenstand der Oekonomik sind. Versteht man unter Arbeit nur die ökonomische, so wird die Definition logisch vollends anfechtbar, weil es nicht angeht, die Oekonomik mittels des Oekonomischen zu definiren.

Einen vornehmen Rang unter den Definitionen nehmen jene ein, welche die Oekonomik mittels des Wirthschaftlichkeitsbegriffes zu fassen trachten. Gemäss dieser Anschauung hätte die Oekonomik das Streben des Menschen, seine Bedürfnisse mittels des geringsten Aufwandes, des geringsten Opfers zu befriedigen, und die Ursachen, welche diesen Erfolg verhindern, in Erwägung zu ziehen. Diese Auffassung wird mit Fug von einer höheren abgelöst; sie betrachtet das wirthschaftliche Verhalten als ein von Werthungsprocessen abhängiges, denn diese hätten erst darüber zu entscheiden, welcher Aufwand der geringste wäre. Der Umstand, dass die Oekonomik von Xenophon und Aristoteles als Haushaltungskunde aufgefasst wurde, erregt bis in die Gegenwart das Vorurtheil, dass es sich in ihr um die Kunst der Haushaltung handle. Demgemäss glaubt man wohl auch heute noch, die Oekonomik habe zu lehren, wie Zwecke mit dem geringsten Aufwand der Mittel verwirklicht oder mit gegebenen Mitteln grösste Erfolge erzielt werden könnten. Erstlich ist dieser Grundsatz bloss jener der praktischen Oekonomik und nicht jener der theoretischen, welche als solche nicht zu lehren hat, wie etwas geschehen soll, sondern nur Thatsachen festzustellen und sie durch Denken zu Gesetzen zu verknüpfen hat. Ferner ist er auch in der praktischen Oekonomik nur für bestimmte Zwecke, Gemeinzwecke nämlich, anwendbar, weil es unmöglich ist, zu lehren, wie man unbestimmte Zwecke durch unbestimmte Mittel verwirklichen könnte, zumal eben nur bestimmte Zwecke durch bestimmte Mittel zu verwirklichen sind. Daher kann denn auch die Oekonomik nicht dahin gelangen, für alle Fälle zu bestimmen, wie unbestimmte Wirthschafter mit unbestimmten Zwecken dieselben mittels des geringsten Aufwandes unbestimmter Mittel verwirklichen könnten, weil ein geringster Aufwand eines unbestimmten Mittels nicht denkbar ist, vielmehr von einem geringsten Aufwand nur bei bestimmten Zwecken und bestimmten Mitteln gesprochen werden kann. In Wirklichkeit führen alle Erwägungen über diese Gegenstände nicht etwa zu Lehren, aus welchen hervorginge, wie Zwecke mittels des geringsten Aufwandes verwirklicht werden; der einzige Schluss, welchen sie gestatten, ist vielmehr, dass die Menschen ihre Zwecke mit dem geringsten Aufwand zu verwirklichen streben. Nachdem sich solcher Art der Wirthschaftlichkeitsbegriff nicht geeignet erweist, zum Eckstein der Oekonomik gemacht zu werden, bleibt uns

nur der Werthbegriff übrig. Die Werthung ist aber eine doppelte; es werden einerseits Zwecke geschätzt, andererseits Mittel. Auch ist die Werthung selbst nur ein zweckmässiger Vorgang, geeignet und bestimmt, aus der Fülle der möglichen Mittel das geeignetste und zugänglichste herauszuheben und solcher Art die Zweckvermittlung anzubahnen. So führen uns denn alle Definitionen, von der primitivsten bis zur höchsten, aus sich heraus zu einer finalen Definition der Oekonomik hin.

Versuchen wir es, zu dieser finalen Definition der Oekonomik durchzudringen. Alle Handlungen haben einen Zweck; sie sind demgemäss zweckmässig; sie sind es auch dann, wenn sie einem schärferen wirthschaftlichen Geist als unzweckmässig erscheinen; sie sind nämlich vom Standpunkte des handelnden Individuums zur Verwirklichung seiner Zwecke unternommen. Die ökonomischen Erkenntnisse haben ökonomische Handlungen zum Gegenstande. Oekonomische Handlunngen aber sind Handlungen überhaupt; sie müssen Gesetzen unterworfen sein, welchen Handlungen überhaupt unterworfen sind. Die Oekonomik ist daher die Wissenschaft vom Handeln. Ihr Gegenstand ist nicht das menschliche Handeln allein, denn dieses ist losgelöst von der ganzen Natur nicht zu begreifen. Versteht man unter Wirthschaften eine auf Receptivität (Erkenntnis) beruhende Spontaneität (Handlung), welche durch Mittel Zwecke zu verwirklichen sucht, so kann man nicht von der Annahme ausgehen, dass das Wirthschaften erst beim Menschen beginne. Diese Grenze wäre allzu unbestimmt. Denn wir wissen nicht genau, wo das Menschliche sich vom Thierischen sondert; das menschliche Handeln ist daher nicht durchwegs, sondern nur dem Grade und der Mannigfaltigkeit nach vom Thierischen unterschieden. Während sich also der Zweck dieser Wissenschaft, wie der jeder anderen, auf die Vermehrung des menschlichen Glückes bezieht, greift die Untersuchung über die Grenzen des Menschlichen hinaus, um der einfachsten Formen der zu untersuchenden Erscheinungen bei anderen Lebewesen habhaft zu werden. Da das Wohl eines jeden Lebewesens von dem Masse abhängt, in welchem die ihm eigenthümlichen Zwecke verwirklicht werden, ist die Oekonomik, als Wissenschaft von der Verwirklichung solcher Zwecke überhaupt, auch Wissenschaft vom Wohlsein der Lebewesen, insonderheit des Menschen, und somit Eubiotik. Sofern mit jeder Zweckvermittlung eine Steigerung der Glücksempfindung gegeben, ist die Oekonomik die Wissenschaft vom Glück überhaupt, und somit Eudämonologie. Sofern sie Eudämonologie ist, kann sie auch als die systematische Darstellung des den Lebewesen eigenthümlichen Kampfes ums Dasein und die Erhöhung

desselben zu einem Kampfe ums Glück bei den Menschen angesehen werden. Da weiters alle Cultur darauf abzielt, das menschliche Glück zu vermehren, und Das, was man Civilisation nennt, nichts Anderes ist als der Inbegriff aller Veranstaltungen zu diesem Zwecke, kann die Oekonomik auch als die Wissenschaft von der Cultur und den Bedingungen des civilisatorischen Fortschrittes aufgefasst werden. Es handelt sich also in der Oekonomik nicht nur um den Reichthum, sondern um die Ursachen desselben und seine Wirkungen; es handelt sich weiters nicht um den Reichthum allein, sondern auch um die ausserhalb des Reichthums liegende Prosperität, um das Glück. Die Oekonomik wäre lediglich Nationalökonomik, wenn es sich in ihr lediglich um das Glück der Völker handeln würde; es handelt sich bei ihr aber nicht weniger um das Glück der Einzelnen, um das Glück bestimmter gesellschaftlicher Schichten und bestimmter collectivistischer Kreise. Man kann somit allgemein sagen, die Oekonomik ist die Wissenschaft von den Lebens- und Glücksbedingungen; indem sie darstellt, wie der Wirthschafter mit der Kargheit und Wildheit der Natur um das Dasein ringt, wie er strebt, sich nicht nur zu erhalten, sondern auch inmitten aller Feindseligkeiten des Glückes theilhaft zu werden, zeigt sie uns nothwendiger Weise nicht nur das Ziel, sondern auch den Weg dazu. Aus diesem Grunde ist ökonomistische Theorie nie unpraktisch. Da aber weiters das Glück Einzelner, das Glück von Gesellschaftsklassen, collectivistischen Kreisen, Nationen von mannigfaltigen Factoren abhängt, so fallen sie alle in den Bereich der Oekonomik; hierauf beruht die Weite der Oekonomik.

Hält man das finale Princip fest, so kann man mittels desselben die Oekonomik als eine Wissenschaft auffassen, welche darlegt, wie die Zwecke überhaupt vermittelt werden; sie unterscheidet sich von der Technologie durch ihren allgemeinen Charakter; es handelt sich ihr nicht um bestimmte Zwecke und bestimmte Mittel, sondern um Zwecke und Mittel überhaupt. Gegenstand der Oekonomik ist somit die Zweckvermittlung; Aufgabe der Oekonomik ist es, uns zweckmässige Erkenntnisse über das Zweckmässige zu vermitteln. So unterscheidet sich die Oekonomik von allen übrigen Wissenschaften dadurch, dass sie nicht allein zweckmässig ist, sondern das Zweckmässige auch zum Gegenstande hat. Spannen wir die Wölbung der Oekonomik so weit, so wird es uns klar, dass diese Wissenschaft nicht irgendwie ethisch beurtheilt werden kann. Da nämlich die Normen der Sittlichkeit zweckmässige sind und als collectivistische auf das Wohl der Gesammtheit, als altruistische auf das der Dürftigen insbesondere abzielen, unterliegt das Sittliche, wie wir im vorigen Capitel ausführlicher

begründet haben, der Oekonomik als Gegenstand. Die Zweckmässigkeit der Oekonomik kann aber nicht so weit gehen, dass sie etwa Mittel für alle möglichen Zwecke wäre; und dies wäre sie, vermöchte man ihr das Recept zu entnehmen, welchem gemäss Jeder sein Huhn im Topfe hätte. Sie weiss nur darzulegen, warum dies nicht stattfindet, warum dies nicht stattfinden kann; aber sie ist nicht so zweckmässig, Jeden, der sich mit ihr befasst hat, zum wohlhabenden oder gar zum reichen Manne zu machen. Dies wird leicht deutlich, wenn wir uns vor Augen halten, was im Lichte der finalen Auffassung die ökonomische Beurtheilung einer Thatsache bedeute. Dies heisst nichts Anderes, als die Gegenstand gewordene Thatsache nach ihrer Zweckmässigkeit abschätzen. Um aber ein gegebenes Factum solcher Art zu bewerthen, bedarf es vieler Einsicht und Erfahrung. Es ist nicht nur nothwendig, dass man vollen Einblick über die verschiedenen Zwecke, welche mit der problematischen Thatsache in Beziehung treten können, besitze, man muss auch ihre gegenseitigen Verhältnisse genau kennen; es ist ferner auch nöthig, dass man die Art und Weise, in welcher eine concrete Thatsache im Zusammenhalte mit gleichzeitigen Thatsachen zu wirken geeignet ist, beurtheile. Jeder handhabt das ökonomische Urtheil, der Eine mit grösserer, der Andere mit geringerer Geschicklichkeit. Viele erwägen insbesondere ihre persönlichen Zwecke und die Mittel, welche geeignet wären, sie zu verwirklichen, mit der grössten Geschicklichkeit. Wodurch würde sich demnach das ökonomische Urtheil des Oekonomisten von demjenigen des Nichtökonomisten unterscheiden? Der Unterschied kann kein wesentlicher, sondern nur durch den Grad bestimmt sein, in welchem das Fortwirken von Thatsachen erwogen und die Kette der Causalität verfolgt wird.

Die finale Auffassung der Oekonomik bietet uns eine gleichzeitig wissenschaftliche und leicht fassliche Anschauung vom Wesen und vom Inhalt der Oekonomik: sie weist auch den Vorzug auf, dass Zweck und Mittel Begriffe sind, die ohne Weiteres als verständlich betrachtet werden können und nicht so wie der des Gutes, des Werthes, der Arbeit, des Reichthums von der Oekonomik selbst erst ihr Licht empfangen. Eine Definition der Oekonomik durch das Princip der Finalität begründet somit nicht eine Diallele. Allein die Auffassung ist dennoch einer Vertiefung nicht nur fähig, sondern auch bedürftig. Versuchen wir es, den Begriff des Finalen wissenschaftlich zu läutern, so führt er uns auf den der wirthschaftlichen Energie. Zweckmässig ist jede Ursache, welche, allein oder mit anderen Ursachen zusammen, die Verwirklichung eines Zweckes zur Folge hat. Die Wirksamkeit

eines Zweckmässigen, welche es geeignet macht. einen Zweck zu verwirklichen, bildet die wirthschaftliche Energie. Die Bedeutung dieses Begriffes für die Wissenschaft wird uns vornehmlich deutlich, wenn wir uns vor Augen halten, dass alles Handeln zweckmässig ist, dass je nach der Bewerthung des Zweckes das Mittel geschätzt und ausgelöst wird, dass schliesslich die Bewerthung selbst als ein zweckmässiger Vorgang zu betrachten ist, ohne den eine angemessene Verfolgung der Zwecke nicht denkbar wäre. Hierdurch stellt sich bereits, wie die elementare Oekonomik in ihren dem Werthe zu widmenden Ausführungen näher begründen wird, die wirthschaftliche Energie als ein dem Werthphänomen übergeordnetes Princip dar, das im Werthe thätig, dessen Wesen Inhalt und Kern ist. An dieser Stelle fesselt uns nur der Umstand, dass, je nach der Bewerthung des Zweckes ein Aufwand von Energie eintreten muss, der geeignet ist, zur Verwirklichung des Zweckes aufgewendet zu werden.

Im Kampfe ums Dasein und in dem ums Glück werden ausschliesslich Zwecke vermittelt; in ihnen wird das Zweckmässige vom Wirthschafter mit grösserer oder geringerer Energie verfolgt. Wir gewahren den Aufwand solcher wirthschaftlichen Energie in der primitivtsen Form als Arbeit. Arbeit ist jede Thätigkeit, welche Mittel durch zweckmässige Veränderungen zur Erreichung bestimmter Zwecke geeigneter zu machen sucht. Die Arbeit steht mit dieser Eignung nicht in einem nothwendigen Connexe; die Mühe kann gross, das Ergebnis derselben geringfügig sein. Nicht alle Arbeit wird also wirklich und thatsächlich Mittel, vereinigt sich mit dem Mittelbaren, um zweckmässig zu wirken. Ein Theil der Leistung nur wird vom Mittel aufgenommen, um in ihm zur Erreichung des Zweckes beizutragen. Die Schätzung des Mittels erfolgt nach seiner Zweckmässigkeit: es ist aber nicht nur vom Grade derselben abhängig, sondern auch von dem Masse, in dem der Wirthschafter seiner eigenthümlichen Natur nach auf Anlässe zu reagiren vermag. Die dem Zweckmässigen geltende Spontaneität ist nämlich bei verschiedenen Wirthschaftern verschieden entwickelt; demgemäss hängt die Befriedigung eines Bedürfnisses nicht nur von der Zweckmässigkeit des Mittels, sondern auch von dem Willen, dieses zu erwerben und anzuwenden, von der individuellen Möglichkeit, das hiezu Erforderliche zu thun, ab. Den Inbegriff derjenigen Bedingungen aber, unter denen ein Zweck verwirklicht wird, die Gesammtheit der Causalitäten, die, als Mittel, zu ihrem schliesslichen Ergebnisse die Verwirklichung des Zweckes haben, nennen wir die wirthschaftliche Energie; demgemäss müssen wir denn auch die Oekonomik, als Wissenschaft vom Zweckmässigen, von seinen Ursachen und seinen verursachten

Wirkungen, als solche der wirthschaftlichen Energie, als die Darlegung der Gesetze auffassen, nach denen sich die wirthschaftliche Energie äussert.

Mit dem Begriffe der wirthschaftlichen Energie ist auch der Umfang der Oekonomik gegeben; sie geht so weit, als dieser Begriff geht. Wir haben dargelegt, dass alle wirthschaftlichen Handlungen zweckmässig, alle zweckmässigen Handlungen wirthschaftlicher Natur sind; die Oekonomik hat demnach die zweckmässige Handlung zu betrachten, ihr Geltungskreis wird durch den Begriff der Zweckmässigkeit bestimmt. Diese Begrenzung weist den Vortheil auf, dass sie eine sehr scharfe ist. Sie scheint wohl auf den ersten Blick als eine zu weite, weil die gegenwärtige Umfriedung der Wissenschaft eine zu enge ist. Die Nothwendigkeit, die Grenzen der Oekonomik zu erweitern, lässt sich aber leicht darthun. Angesichts des Verhältnisses, das zwischen der Oekonomik einerseits, dem Zweckmässigkeitsprincipe andererseits vorwaltet, sind nur zwei Möglichkeiten denkbar. Es gilt entweder den Begriff der Zweckmässigkeit auf das gewünschte Mass einzuschränken oder den der Oekonomik angemessen auszudehnen. Das Erstere zu thun verbietet uns der gegenwärtige Stand der Naturwissenschaft (vgl. Münsterberg „Die Willenshandlung" p. 28). So bleibt uns denn nur das Andere übrig. Wollen wir demnach, dass sich die Oekonomik innerhalb des angegebenen Gebietes als Wissenschaft bethätige, so müssen wir die zweckmässige Handlung als wirthschaftliche Erscheinung auffassen, sie auf ihre Bedingungen hin prüfen und untersuchen, welche Wirkungen ihr in Bezug auf das Leben überhaupt zukommen. Wenn wir nun sagen, dass die Oekonomik es mit der zweckmässigen Handlung zu thun habe, so ist dies eine Formulirung, die zwar in vieler Hinsicht entspricht, aber doch immerhin noch weiterer Läuterung fähig ist. Jede Handlung ist nämlich insofern eine solche, als sie zweckmässig ist. Das Merkmal der Zweckmässigkeit ist im Begriffe der Handlung implicirt. Wir bedürfen daher der Tautologie nicht, die in dem Ausdrucke der zweckmässigen Handlung liegt. Es ist vielmehr angemessen, zu sagen, die Oekonomik habe die Handlung überhaupt oder die Zweckmässigkeit überhaupt zum Gegenstande. Allzulange hat man in ihr vorwiegend die Wissenschaft vom Handel erblickt; es empfiehlt sich nun, sie als Wissenschaft vom Handeln zu betrachten. Allzulange schien sie die Wissenschaft von den Gütern; es empfiehlt sich, sie nun als Wissenschaft von dem, das alles Gut erst zu einem solchen macht, als Wissenschaft von der zweckmässig wirkenden oder wirthschaftlichen Energie zu würdigen.

Der empiristische Evolutionismus eines Knies hat auf den Causal-

connex zwischen den grossen Kategorien des Rechts, der Kunst, der Wissenschaft, des Familienlebens, des socialen Zusammenhanges, der Sitte, der religiösen Empfindung, des politischen und wirthschaftlichen Momentes hingewiesen. Diese Wechselwirkung ist eine Thatsache, die sich nur aus der Wesensgleichheit aller dieser Factoren erklärt; sie sind nämlich alle als Erscheinungsformen der wirthschaftlichen Energie aufzufassen. Geschähe dies nicht, so wäre in das Mannigfaltige nicht eine Einheit zu bringen. Die historische Schule vermochte denn auch, da sie allem Discursiven von jeher abhold ist, nicht die Fülle ihrer Interessen auf einen Gesammtbegriff zu reduciren: sie war solcher Art nicht in der Lage, ihre Anschauungen zu einem System zu gestalten.

In ihrer durch den Zweckmässigkeitsbegriff bekannten weiten Spannung erst tritt uns die Bedeutung der Oekonomik voll ins Bewusstsein. Nichts ist falscher als zu wähnen, die Oekonomik sei ausschliesslich die Selbstbesinnung des Handelsstandes, der Landwirthschaft oder der Industrie; sie ist vielmehr die Selbstbesinnung des Volkes, und als solche aller Völker, die der Menschheit; sie betrachtet das Sein und Werden der Wirthschaft überhaupt und damit auch alles Thun, zumal Alles, was wird, von Innen betrachtet, ein Thun ist, von Aussen aber ein Werden. Die Oekonomik fasst das Leben, sofern es von der Verwirklichung seiner Zwecke abhängig ist, sie fasst jede Arbeit auf, die für den derselben Bedürftigen geschieht, ob sie nun von ihm selbst, von Andern, oder von der Natur geleistet worden; sie untersucht die Fähigkeit zu nützen, das Vermögen, Zwecke zu erfüllen, die wirthschaftliche Energie. Ein breiter Strom dieser Energie fluthet über den Erdball. Wie verschieden auch die lebenden Wesen sein mögen, ein Licht umleuchtet alle, dieselbe Luft umweht sie, mannigfaltig ist das Weben und Walten, aber einheitlich das Element, von dem Alles ausgeht.

Ist die Oekonomik, die sich mit diesem Elemente befasst, eine Naturwissenschaft oder eine Geisteswissenschaft? Die Frage liesse sich bündig nur beantworten, wenn es sicher wäre, dass alle Wissenschaft entweder solche der Natur oder solche des Geistes wäre. Diese These ist aber sehr anfechtbar. Denn der Geist gehört zur Natur, sofern er wie diese überhaupt Gegenstand der möglichen Erfahrung ist; sofern er dies nicht ist, kann er auch nicht Gegenstand einer Wissenschaft sein. Es gibt also keine Naturwissenschaft, die von der Geisteswissenschaft getrennt wäre; in Wirklichkeit gewahren wir, dass die moderne Psychologie, der sicherlich das Gepräge einer Geisteswissenschaft in hohem Grade eigen ist, sich immer mehr zur Naturwissenschaft entwickelt. Es gibt auch keine von den Naturwissenschaften gesonderten

Menschheitswissenschaften, zumal die Menschheit ihren ganzen Wesen nach zur Natur gehört, aus ihr hervorgegangen und an sie mit allen Fasern gebunden ist; das Verständnis der Menschheit liegt denn auch nicht in ihr allein, sondern in dem der Natur überhaupt. Das Verständnis des Belebten liegt im Unbelebten, das es bildet; man kann daher nur Wissenschaft vom Belebten und vom Unbelebten unterscheiden, Physik und Biologie. Die Oekonomik gehört zu den Wissenschaften, die vom Belebten handeln: sie ist die oberste biologische Wissenschaft. Man theilt die Wissenschaft auch wohl in solche der Beobachtung und solche des abstracten Denkens ein. Aber diese Eintheilung ist eine nur wenig angemessene. Denn die Naturwissenschaften sind sowohl solche der Beobachtung als solche des Denkens. Die Oekonomik als Naturwissenschaft ruht gleichfalls auf diesen beiden Säulen des Erkennens.

Der Rang der Oekonomik wird von mehreren Momenten bestimmt, die wir jedes an seiner Stelle bereits hervorgehoben haben, hier aber in Kürze vereinigt vorführen wollen. Die Oekonomik überkommt von der Philosophie die Aufgabe, die Vermehrung des Glückes; ihren Gegenstand bilden die möglichen Mittel einer solchen Vermehrung. Die Oekonomik ist die wichtigste aller Wissenschaften. Denn alle andern dienen dem Glücke; sie hat dieses selbst zum Objecte. Die Oekonomik ist die werthvollste Wissenschaft, denn sie handelt vom Werthe. Sie ist die interessanteste, denn sie handelt vom Interesse. Ob sie, als Mittel, zur Verwirklichung ihres Zweckes führen wird, lässt sich nicht mit Bestimmtheit vorhersagen. Es lässt sich nur hoffen. Wir werden in dieser Hoffnung wohl nicht zu weit gehen, wenn wir sagen, dass sie wahrscheinlich weniger im Stande sein werde, das Gute herbeizuführen als das Schädliche hintanzuhalten.

Ihrem Range entspricht ihre Schwierigkeit. Im öffentlichen Leben ist wohl noch das Vorurtheil herrschend, dass jeder Beruf eine sorgsame Vorbildung benöthige, Jeder aber komme mit den tiefsten Einsichten in die Gesetze des Wirthschaftslebens zur Welt. Jeder wisse, wie allen Uebeln der Wirthschaftsordnung abzuhelfen wäre. Es fällt Keinem ein, zu sagen, dass er Arzt sei, weil er einen Leib habe. Mancher aber wähnt, ihm müssten aus unmittelbarer Erfahrung alle Geheimnisse der Oekonomik klar geworden sein, weil er in einem Staate lebe, selbst wirthschafte und sogar Zeitung lese. Es wundert ihn nicht, dass viele Ansichten über denselben Gegenstand hervorgebracht werden; sogar wenn er ahnt, dass der Irrthümer viele sind, es aber nur eine Wahrheit gebe, glaubt er sich doch im Besitze derselben. So naives Selbstvertrauen in den gesunden

Menschenverstand hat die Frage der Oekonomik gestellt, sie ist aber unvermögend, diese zu beantworten. An dem Bau dieser Wissenschaft haben sich mehr Autodidacten betheiligt als an irgend einer andern. Sie war bald in den Händen von Männern, die nur in der Schule des Lebens gereift waren, bald in jenen von Geistern, die sich nur im Leben der Schule entwickelt hatten. Daher ihre einerseits widerspruchsvolle, andererseits scholastisch dunkle Begriffsbildung. Da sie die Summe aller Lebenserfahrung und aller Lebensweisheit zu bieten, da sie das Leben selbst in der bunten Mannigfaltigkeit seiner Erscheinung zu einem geschlossenen Bilde zusammenzufassen hat, darf Derjenige, der sich in ihr mit einigem Erfolge bethätigen will, keine einseitige Bildung besitzen. Er darf daher weder blosser Routinier noch auch blosser Bücherwurm sein. Er muss sich vielmehr eigens für die Oekonomik erziehen, um für sie geeignet zu sein. Er beobachte vor Allem das wirkliche Leben, er prüfe das menschliche Handeln, er durchschreite die Gesellschaftsschichten, er erfasse die manigfaltigen Arten der Lebensführung, er erforsche, wie Arbeitsproducte erzeugt und wem sie zu Theil werden; wo ihm Reichthum auffällt, suche er zu ergründen, warum er sich gerade in diesen Händen angesammelt, wo ihm Armuth entgegentritt, erkunde er, warum der Segen ausgeblieben, er versenke sich in die Gesetze der Natur, um sie mit jenen des Wirthschaftsleben zu vergleichen, er überschaue die Entwicklung des Menschengeschlechtes, um dessen Verhalten gegenüber den Naturkräften zu würdigen. Dies ist die Vorbereitung, welche die Wissenschaft fordert; hat der Forscher sie erlangt, so ziehe er erst die ökonomische Weisheit der Väter zu Rathe, nicht um an sie zu glauben, sondern um über sie hinauszugelangen. Solche Heranbildung zu einem bestimmten Zwecke verlangt nicht Jahre, sondern Lustren. Sie stellt die grössten Anforderungen an Geist und Charakter. Sie bezeichnet die höchste, selbstloseste, rückhaltloseste Hingabe an das allgemeine Wohl. Sie ist ein seltener Zufall. Dies ist nicht zum Vortheile der Staaten. Es liegt nicht in ihrem Interesse, die Enträthselung schwieriger ökonomistischer Fragen lediglich zum Sport für einige Sonderlinge zu machen, die an solchen Problemen einen Gefallen finden, es läge vielmehr in ihrem Interesse, die ökonomistische Erkenntnis auf jede Weise zu fördern. Sie müssten etwas treiben, was im Augenblicke weder der Sache noch dem Namen nach genügend gewürdigt wird: **Wissenschaftspolitik.**

II. Die Entwicklung der ökonomistischen Systematik.

Die Systematik bildet für die Classiker der Oekonomik keinen Gegenstand besonderer Sorge: von Smith bis Ricardo gibt es kein eigentliches Gebäude der Wissenschaft, sondern nur Gedanken und Erwägungen, welche zu einem solchen zu verwenden wären. Gerade bei den grössten ökonomistischen Denkern ist demnach der Inhalt der Oekonomik unbestimmt, der Umfang derselben unbestimmter, die Systematik wird vollends ausser Acht gelassen, die Methodologie fehlt fast vollständig. Ein Beweis, wie wenig wahrhafte Grösse von der Schulmässigkeit abhängig ist. Diese Art der Behandlung vermag einen bedeutsamen Vortheil aufzuweisen: sie ermöglicht es dem Autor, gleich einem Romancier mit dem packendsten Capitel zu beginnen. Say, der in der Einführung zu seinem System die Methodologie die ersten Kinderlaute lallen lässt, bietet uns auch die primitivste Eintheilung des der Oekonomik wesentlichen Stoffes. Seiner Ansicht nach handelt es sich in dieser Wissenschaft um Production, Distribution und Consumtion der Güter. Diese Eintheilung empfiehlt sich allerdings durch besondere Vorzüge. Sie geht von einem Eintheilungsgrund wirklich ökonomistischer Natur aus, sie ist einfach und einleuchtend, klar und scharf: so ist sie denn nicht ohne Verdienst lange Zeit in Uebung gewesen. Dem ökonomistischen Bewusstsein der Gegenwart vermag sie jedoch nicht mehr zu entsprechen. Zunächst fehlt es bei dieser Gliederung an der richtigen Ponderation der Theile. Die Lehre von der Production überwiegt zu sehr und verhindert solcherart eine genaue Vertheilung der Massen. Vollends das dritte Glied der Eintheilung glich lange einem blinden Fenster, das lediglich aus architektonischen Gründen angebracht worden. Erst Patten's bekannte Erörterungen über diesen Gegenstand („The consumption of Wealth“) haben dem Lichte auch hier Eingang gebrochen. Schwer fällt ins Gewicht, dass sich der Rationalismus in der in Rede stehenden Eintheilung die ökonomischen Erscheinungen in einer Vereinfachung vorstellt, welche der Thatsächlichkeit nicht entspricht. Fasst man die Oekonomik nämlich als die Lehre von der Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Güter auf, so beruht eine solche Eintheilung jedenfalls auf der Voraussetzung, dass jedes Gut nacheinander erzeugt, vertheilt und schliesslich consumirt werde.

Allein diese Voraussetzung ist nicht stichhältig. In der Welt der Wirthschaft gewahren wir Güter, die wohl producirt werden, bei denen aber entweder die Vertheilung oder die Consumtion oder die Verthei-

lung und Consumtion ausfallen. Unter den Gütern, welche erzeugt und consumirt, aber nicht vertheilt werden, sind diejenigen hervorzuheben, welche der Wirthschafter für sich selbst erzeugt und gewissermassen „in sich“ als Genussgüter dem Consum zuführt, oder nicht consumirt, um sie der Wirthschaft selbst als Wirthschaftsmittel dienen zu lassen. Diese Art der Güterbildung ist in der Einzelwirthschaft häufig, in der Sonderwirthschaft Regel. Unter den Gütern, die producirt und vertheilt, aber nicht consumirt werden, tritt uns zunächst das Capital, als ein zur Production bestimmtes Gut entgegen; es wird in keinem Falle erzeugt, um consumirt zu werden, sondern nur um den Consum seiner Erzeugnisse zu ermöglichen. Auch Geld wird dadurch, dass man es ausgibt, nicht consumirt, man kann dabei vielmehr nur vergleichsweise von einer Consumtion des in seinem legalen Besitze gelegenen Rechtes sprechen. Kunstschätze sind weiters Güter, welche der Erzeugung und Vertheilung unterliegen, aber nicht dem Consum. Auch ist es schwer möglich, sich die Consumtion eines Hauses, eines Wagens, einer Festung, einer Kanone vorzustellen, wiewohl diese Gegenstände als Gebrauchsgegenstände im Laufe der Zeit einer Verschlechterung entgegengehen. Es gibt ferner Güter, welche producirt werden ohne vertheilt oder consumirt zu werden. Solche Production kann unwirthschaftlich sein, aber sie ist dennoch thatsächlich und gehört als solche in das Wirthschaftsleben. Ja, es ist auch möglich, dass eine Production ganz abgesehen von einer möglichen Vertheilung und einer möglichen Consumtion stattfindet und doch nicht unwirthschaftlich ist. Dies zeigt sich beispielsweise an Gütern, welche erzeugt werden, damit ihre Erzeugung erlernt werde oder damit man einen Erzeugungsvorgang erprobe. Es gibt endlich auch Güter, welche zum Zweck der Consumtion producirt sind, aber weder zur Vertheilung noch zur Consumtion gelangen, weil sie verfehlt sind. Damit haben wir aber den Kreis derjenigen Güter, welche nicht consumirt werden, nicht durchmessen. Es ist ein Fehler der Oekonomik gewesen, dass sie sich nur mit consumirbaren Gütern befasste; denn die Bedürfnisse des Stoffwechsels sind nicht die einzigen, die dem Menschen oder dem Lebewesen überhaupt eigen wären. Sogar die Befriedigung der durch den Stoffwechsel hervorgerufenen Bedürfnisse erheischt nicht immer eine Erzeugung und Vertheilung der Güter. Der Urzustand des Menschen spricht dafür. Je mehr man den Begriff des immateriellen Gutes ins Auge fasst, desto mehr wird man auch geneigt sein, unter den Gütern, welche erzeugt, aber weder vertheilt noch auch consumirt werden, nicht nur öffentliche Anlagen, Parke und Wege, sondern auch Justiz- und Verwaltungsgesetze zu verstehen, welche die Legislative

mit bedeutsamem Aufwand von Kosten hervorbringt, damit sie als Mittel zu Zwecken der Ordnung dienen, aber der Consumtion nicht unterworfen seien. Es gibt auch Güter, die nicht zu Zwecken der Consumtion producirt werden und doch zur Consumtion gelangen. Wir haben da nicht nur die urwirthschaftliche Verzehrung von Bodenfrüchten und Jagdbeute im Auge, welche dem primitiven Menschen möglich war, sondern auch die gegenwärtig besonders entwickelte Technik in der Verwerthung von Abfällen und Nebenprodukten. Es kann wohl auch Güter geben, welche nicht erzeugt und nicht consumirt werden, aber doch einer Vertheilung unterliegen. Wir denken dabei an einen Landstrich mit natürlicher Fruchtbarkeit, eine Bodenfläche, welche zu einem Bauplatz geeignet ist. Es gibt aber nicht nur Güter, bei welchen ein oder zwei der in Rede stehenden Phasen in Wegfall kommen, es gibt auch welche, bei denen sie vorhanden sind, aber nicht im Nacheinander, sondern in der Gleichzeitigkeit. Das Genussgut beispielsweise, das in einem musikalischen oder theatralischen Vortrage liegt, wird zu gleicher Zeit erzeugt, vertheilt und consumirt.

Die Say'sche Eintheilung ist um so werthloser, als sie den Anschein erregt, als wollte sie alle Güter umfassen und scharfe Trennungen zwischen ihnen schaffen. Allein ein einfaches Beispiel wird uns zeigen, dass sie keineswegs hält, was sie verspricht. Der Landwirth erzeugt Korn, einen Theil legt er zu eigener Verwendung zur Seite, einen andern bestimmt er zum Verkaufe, einen dritten zur Aussaat. Von dem ersten, zur eigenen Verwendung bestimmten Theile widmet er eine bestimmte Menge der Umwandlung in Brot, eine andere der Umwandlung in Mehl, eine dritte zur Erzeugung von Bier, eine vierte zur Fabrikation von Branntwein, vielleicht eine fünfte zur Fütterung von Hausthieren, insbesondere zur Mast von Geflügel. Da hätten wir denn eine ganze Reihe von Zweckbestimmungen vor uns; die Ernte ist aber nur Eine. Die Zweckbestimmung ist eben nicht ein Zustand der Güter, sondern ein solcher des Wirthschafters. Erzeugung, Vertheilung, Consum sind nur bei jenem Theil des Getreides vorhanden, das der Wirthschafter auf den Markt zu bringen beabsichtigt. Jener Theil, den er nothwendig zur eigenen Verwendung oder zur Aussaat bestimmt, sträubt sich gegen die Eingliederung in das Say'sche Procrustesbett. Wo der Zweck in der unmittelbaren Consumtion gelegen ist, stellt sich eine Gleichberechtigung der drei Glieder nicht dar, weil der Consum als Zweck das wichtigste Glied ist, die Vertheilung ausfällt, die Production nur ein Mittel zum Zwecke ist; wo die Verwendung zur weiteren Production vorhanden ist, fällt die Vertheilung mit der Consumtion fort. Die Say'sche Eintheilung berücksichtigt

nicht die Güter, welche erzeugt werden, um die Vertheilung anderer Güter zu ermöglichen oder zu erleichtern, ohne dass auch nur im Entferntesten an einen Consum dieser Hilfsgüter gedacht werden könnte; wir brauchen bloss in ein Bankgeschäft zu treten, um eines solchen Gutes ansichtig zu werden. Say berücksichtigt auch nicht die wechselseitige Verflechtung der Begriffe, welche er zur Eintheilung verwendet: es wird in der Regel producirt, damit man consumiren könne, aber in vielen Fällen auch consumirt, damit man produciren könne; auch bei den consumirbaren Gütern ist die Consumtion oft wohl Zweck der Production, oft aber auch weitere Production. Ist aber eine Consumtion zum Zwecke der Production möglich, wie dies bei der Aussaat der Fall ist, so ist damit die Eintheilung Say's bereits ad absurdum geführt. Ihr innerlicher Mangel beruht eben auf dem Umstand, dass die Antithese zwischen Consumtion und Production nicht berechtigt ist und alle Production Consumtion voraussetzt. Daher ist denn auch die socialistische Forderung, dass die Gesellschaft nicht so viel producire als sie könne, sondern nur soviel, als consumirt zu werden vermag, irrig, zumal es sich bei der Production in der Regel um Consumtion von Vorproducten handelt. Wollte man demgemäss die Say'sche Eintheilung modernisiren, so müsste man sagen, in der Oekonomik handle es sich um die Art und Weise, wie die menschlichen Bedürfnisse dahin wirken, dass Güter entstehen, behufs der Bedürfnisbefriedigung vertheilt und schliesslich thatsächlich zu dieser Befriedigung verwendet werden. Aber auch diese Form der Say'schen Eintheilung vermag nicht in jedem Sinne zu entsprechen. Handelt es sich doch in ihr nur um Güter, nur um ihr Entstehen, ihre Vertheilung, ihre Verzehrung. Wo bleibt der Wirthschafter? Wo sind die Wirkungen, welche Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Güter auf das Glück des Einzelnen und der Gesammtheit hervorbringen? Ziehen wir die Summe aus der Say'schen Systematik, so gelangen wir zu dem Schlusse, dass die Angabe der Phasen, welche ein Gut vom Augenblick, da es Erscheinung wird, bis zu dem Augenblicke, da diese Erscheinung verschwindet, zu durchlaufen hat, uns zwar gewissermassen die Biographie bestimmter Güter gibt, aber nicht ausreicht, um uns die Oekonomik systematisch zu gliedern. Wollten wir die Naturlehre, als die Lehre vom Entstehen, Wachsen und Vergehen der Menschen definiren und sie demgemäss eintheilen, wir hätten sie genau so eng hinsichtlich des Umfangs, so dürftig hinsichtlich des Inhalts und so falsch hinsichtlich der Systematik behandelt, wie es Say mit der Oekonomik gethan. Seine Systematik ist so äusserlich, dass man mit demselben Rechte die Naturerscheinungen in nützliche, schädliche und indifferente glie-

dern und hieraus drei Reiche der Natur gestalten könnte. Der Grundfehler der Say'schen Eintheilung liegt aber darin, dass sie nicht die Oekonomik als solche, sondern nur die theoretische Oekonomik zum Gegenstande hat, mithin nur den Theil, nicht das Ganze gliedert. Zu einer Zeit, welche ein praktisches Eingreifen des Staates nach ökonomischen Grundsätzen als unberechtigt auffasste, blieb freilich nur die theoretische Oekonomik als der Eintheilung bedürftig übrig. Gegenwärtig handelt es sich jedoch nicht allein um die Frage, wie die theoretische Oekonomik, sondern wie die Oekonomik überhaupt einzutheilen wäre.

Indem wir unsere Stellung hinsichtlich der Say'schen Systematik betonten, haben wir zu gleicher Zeit auch unseren Standpunkt hinsichtlich einer modernen Streitfrage markirt, welcher grosse Bedeutung beigemessen wird. Mill glaubt, die Oekonomik habe sich nur um Production und Vertheilung der Güter zu kümmern: „Political Economy has nothing to do with consumtion of weath.“ Senior geht noch weiter: er möchte das Wort Consumtion aus der ökonomistischen Nomenclatur ausgerottet sehen. Jevons dagegen betrachtet die Theorie der Nützlichbeit als eine der Consumtion; die Lehre von der Consumtion sei der wichtigste Zweig der Wissenschaft: „The theory of economies must begin with a correct theory of consumtion“ (Theory of P. E. 1879 pag. 43); es ist dies eine Ansicht, die von Walras und Patten getheilt wird und in die moderne psychologische Richtung immer mehr Eingang gewinnt. Mill und Senior sind zweifelsohne von der Voraussetzung ausgegangen, dass die Oekonomik es nur mit Gütern zu thun hätte, dass dagegen die Zwecke, zu welchen diese dienen sollen, die Wirthschaftskunde nichts angingen. Diese Ansicht ist anfechtbar. Denn im finalen Verhältnisse lässt sich der Begriff des Mittels nicht von dem ihm correlativen des Zweckes trennen. Andererseits scheint uns auch die Bedeutung, die von der modernen Richtung dem Begriffe der Consumtion eingeräumt wird, den Thatsachen nicht zu entsprechen. Hat die Oekonomik nämlich das Zweckmässige ins Auge zu fassen, so ist sicherlich zunächst dem Zwecke Beachtung zu schenken und demgemäss die Consumtion, sofern sie Zweck der Gütererzeugung ist, ins Auge zu fassen. Es bleibt aber zu erwägen, dass der Begriff der Consumtion ein durch die Enge des Gutsbegriffs bestimmter ist; da man unter den Gütern nur materielle, unter den Bedürfnissen nur solche nach materiellen Gütern verstand, hat auch der Begriff der Consumtion ein materialistisches Gepräge angenommen. Daher gewinnt es den Anschein, als hätte sich die Oekonomik nur mit dem Verbrauch, nicht aber mit dem Gebrauch zu befassen; ja, fast möchte man ver-

muthen, gebrauchbare Güter wären ein der Oekonomik völlig unwichtiger Gegenstand. Diese am Stofflichen hangende Anschauung, welche die edelste Wissenschaft erniedrigt, und aus ihr, die berufen ist, eine Weltanschauung zu sein, eine Verzehrungskunde gestaltet, diese derbsinnliche Anschauung, die in der Oekonomik eine vornehmlich in Victualien wühlende Disciplin erblickt und das Grosse durch Kleinheit und Engherzigkeit der Auffassung entwürdigt, sie hat viel dazu beigetragen, das banausische Gepräge der Oekonomik zu vermehren und das Vorurtheil zu erwecken, dass der Oekonomist sich sein Lebelang nur um Getreide, Viehzucht und Düngung zu kümmern habe. Allein, so wenig wie der Arzt, hat es auch der Oekonomist nur mit Magenproblemen zu thun. Auf einer höheren Warte verschwindet daher die Frage nach der Bedeutung, welche der Consumtion hinsichtlich der Production und der Vertheilung beizumessen wäre. Denn der Oekonomist, welcher den finalen Standpunkt erreicht hat, sieht in den Vorgängen der Production Distribution und Consumtion nur zweckmässige Vorgänge; er schätzt demnach das Werden der Güter so hoch wie das Zerstören derselben, sofern sie beide gleich zweckmässig sind.

Wir haben in der ökonomischen Erscheinung ein zweckmässiges Handeln kennen gelernt; das Handeln ist zweckmässig, soferne es gewollte Wirkungen durch gewollte Ursachen zu setzen strebt: Ursachen, welche geeignet sind, bestimmte Wirkungen zu setzen, müssen, als Mittel, erst ermittelt werden. Diese Ermittlung kann in zweckmässiger Weise nicht in jedem besonderen Falle besonders vorgenommen werden. Es ist vielmehr wirthschaftlich, dass die allgemeinen Verursachungsbeziehungen für eine unendliche Anzahl möglicher Einzelfälle vorherbestimmt werden, damit die Einzelermittlung erspart werde. Diese Arbeit wird vom Organ der Wirthschaftlichkeit, dem Intellecte vollzogen. Die Wissenschaft, welche das Resultat dieser Thätigkeit ist, stellt sich uns demgemäss in ihrer Gesammtheit als die wirthschaftlichste Vorkehrung dar, welche überhaupt im Hinblicke auf die menschliche Zweckvermittlung getroffen werden könnte. In ihrer historischen Entwicklung, die in ihrer Gesammtheit noch keine Darstellung gefunden hat, weil der Einfluss einer Wissenschaft auf die andere, die Wechselwirkungen zwischen den Disciplinen und die Gesetze, die solchen Wechselwirkungen zu Grunde liegen müssen, zu den schwierigsten Problemen des menschlichen Geistes gehören, repräsentirt sie sich als das gebnis einer bedeutsamen Arbeitstheilung: ursprünglich muss es Sache jedes Einzelnen gewesen sein, sich seine Einsichten über die Causalität zu erwerben und sie anzuwenden: im Falle der Culturentfaltung treten diese beiden Momente auseinander: die Wissenschaft tritt der Praxis

gegenüber. Ist dies geschehen, so entwickelt sich auch zwischen Praxis und Erfahrung ein Gegensatz, der unseres Erachtens noch wenig gewürdigt ist. Man versteht nämlich unter Praxis nicht nur die Erfahrung, aus welcher die Theorie schöpft, sondern auch diejenige, welche aus der Theorie schöpft. Diese Vermischung ist nicht zum Vortheile der Erkenntnis. Die durch das Denken geläuterte Erfahrung bildet die Theorie, die derart gebildete Theorie wird durch die Erfahrungen, die durch ihre Anwendung ermöglicht werden, verificirt und berichtigt; aus der Erfahrung quillt demnach die Einsicht, aus der Praxis ihre Entwicklung. Je mehr sich die Wissenschaft entwickelt, desto schwieriger muss es werden, ihre Erkenntnisse in der Wirklichkeit anzuwenden, desto mehr tritt, zur Bewältigung dieser Schwierigkeit, ein weiteres Glied der Erkenntnis hervor, nämlich eine Lehre, nach welcher die wissenschaftlichen Erkenntnisse in das Leben zu übertragen wären: zwischen der Physik und den Bedürfnissen des Alltags vermittelt die Technologie, ihr Name leitet auf die Kunst zurück, weil die Anwendung von Erkenntnis zu bestimmten Zwecken die Kunst bildet. Die Lehre von der Anwendung solcher Erkenntnisse zu bestimmten Zwecken aber bildet die Kunstlehre. Demgemäss lehrt die Technik die Anwendung physikalischer und chemischer Erkenntnisse. Und indem sie Anwendung, also Kunst lehrt, ist sie Kunstlehre, Technologie. Mit der Kunstlehre wird das Gebiet der Wissenschaft verlassen und das der Praxis betreten.

Zu den Zeiten, da die Oekonomik sich von der Philosophie abschnürte, hatte diese selbst kein klares Verständnis von dem Wesen der Wissenschaft. Damals konnten Männer von universeller Bildung noch der Ansicht huldigen, in der Oekonomik sei eine Technik, eine Kunst möglich, die nicht auf einer Wissenschaft zu fussen nöthig hätte. Der Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst war eben unklar, weil Inhalt und Umfang beider Begriffe nicht bestimmt waren. In Folge dessen konnten sich folgende Formen von Urtheilen ergeben: die Oekonomik ist entweder Wissenschaft oder Kunst, oder Wissenschaft und Kunst. Ist sie Wissenschaft und Kunst, so kann sie dies in Einem sein oder die Elemente treten auseinander und bilden dann eine Sonderung von systematischer Bedeutung. Ein kurzer Ueberblick über die hervorgetretenen Anschauungen, bei welchem es uns zu dogmengeschichtlicher Vollständigkeit an Raum gebricht, wird uns zeigen, in welcher Art die Entwicklung des methodologischen Denkens nacheinander diese logischen Schemen ausfüllte. Da die letzte Form dieser Entwicklung die Totalität der zu einer gewissen Zeit gegebenen ökonomistischen Erkenntnisse als ein aus logisch

verknüpften Theilen bestehendes Ganzes zu begreifen bemüht ist, stellt sich das auf Erfassung der Beziehung zwischen Theoretischem und Praktischem auf dem Gebiete der Oekonomik gerichtete Denken als das systematische Bewusstsein ökonomistischer Natur dar.

Wollen wir die Entwicklung des systematischen Bewusstseins auf dem Gebiete der Oekonomik ins Auge fassen, so müssen wir uns zunächst mit der hochragenden Gestalt Baco's beschäftigen. Es ist nicht leicht, sich eine zusammenhängende Vorstellung darüber zu bilden, was Baco eigentlich unter Wissenschaft, was er zumal unter dem praktischen Theile derselben verstand. Es leuchtet allerdings bald ein, dass bei ihm ein lebhaftes Gefühl von dem Nutzen der Wissenschaft hervortrete; er will nicht Beweisgründe, sondern Künste entdecken (Eintheilung zum Nov. Org.) Die wahren Ziele der Wissenschaft sollten nicht wegen des Geistes erstrebt werden, sondern zu Dienst und Nutzen für das Leben (Vorrede zur Instauratio magna). Dieses solle mit neuen Erfindungen und Mitteln bereichert werden (B. 1 Art. 81). Hält man sich diese Stellen vor Augen, so ist man geneigt anzunehmen, Baco habe das, was wir heute Theorie nennen, eigentlich nicht gekannt; die Wissenschaft, die ihm vorschwebt, ist aber nicht eine unmittelbar praktische. Er fordert, dass die Wissenschaft die Form einer gegebenen Eigenschaft oder ihr eigentliches Wesen oder ihre wirkende Natur oder den Quell ihres Entstehens entdecke (B. II Art. 1), dass sie somit, als lichtbringende, auch fruchtbringend sei. Man dürfte demgemäss Baco nicht missverstehen, wollte man der Ansicht huldigen, dass er die „Erklärung der Natur“ (B. I Art. 26) von der „Thätigmachung der Wissenschaften“ (B. I Art. 23) unterscheide. In diesem Sinne spricht er denn auch von einer Anwendung der Wissenschaften, von einem praktischen Theile derselben (B. II Art. 8). In diese Auffassung bringt Baco's eigenthümlicher Begriff der Kunst Trübung; Künste sind ihm gleichbedeutend mit dem, was wir heute Industrie und Gewerbe nennen (B. I Art. 81); die „opera“ bildet ihm die „pars activa“, welche den Wissenschaften ihren Werth gibt, weil es Zweck derselben ist, die Macht des Menschen über die Natur zu erhöhen; sie wird denn auch durch Anwendung der Erkenntnis hervorgebracht. Aber die praktische Anwendung der Wissenschaften für die realen Zwecke des Lebens wird bei ihm nirgend durch Grundsätze vermittelt. Baco scheint an Grundsätze, nach denen theoretische Erkenntnisse auf das Leben angewendet werden könnten, nicht gedacht zu haben. Er stellt wohl den berühmten Satz auf, dass der Mensch die Natur nur zu besiegen vermag, sofern er ihr gehorcht (Eintheil. des Werkes, gegen Schluss und B. I Art. 3). Niemand aber dürfe hoffen, die Natur zu

beherrschen, ehe er sie begriffen habe (B. II Art. 7). Allein dieser Gedanke hat eher den Zweck, die Nützlichkeit der Wissenschaft zu erläutern, als anzugeben, wie sie nützlich zu machen wäre.

Die Anschauungen, die Baco über das Wesen der Wissenschaft hegt, lassen ahnen, in welcher Weise er sich die Theorie denkt. Sie hat sich der Induction zu bedienen; unter ihr versteht Baco das Verfahren, das nur sinnliche Wahrnehmungen festhält (Eintheilung). Alles, was der Verstand in seiner Isolirung sich ausdenkt, ist verdächtig. Der Empiriker sammle und verbrauche nur wie die Ameise; der Dogmatiker, der mit der Vernunft beginne, ziehe wie die Spinne das Netz aus sich heraus; das Verfahren der Biene stehe zwischen beiden: sie sauge den Saft aus den Blumen in Gärten und Feldern und behandle und verdaue ihn durch eigene Kraft (B. I Art. 95). Baco strebt, wie er in der Vorrede zur Instauratio magna sagt, ein matrimonium legitimum zwischen Denken und Wahrnehmung an, ja er meint sogar in der Darlegung über die Eintheilung der Instauratio, er hätte beiden Principien das gemeinsame Brautbett geschmückt.

Was Baco sagt, scheint klar und ist doch sehr unbestimmt. Er bietet im Grunde nur ein geistvoll phosphorescirendes Dunkel. Aus dem Nebel seiner Anschauungen könnte man leichtlich erwünschte Gestalten vortreten lassen, sofern man Das, was er gemeint haben mag, in Das übergehen liesse, was er gemeint haben könnte. Jedenfalls hat Baco Wissenschaft und Kunst von einander getrennt. Unter Wissenschaft hat er einen Complex von Erkenntnissen verstanden, welche zweckmässig wären, unter Kunst eine unmittelbare physische Thätigkeit zweckmässiger Natur.

Hobbes fasst den Begriff der Wissenschaft rationalistisch, analytisch und deductivistisch auf (De cive, Vorwort): er begründet den Begriff der Wissenschaft gleichwohl auf denjenigen der Ursachen, denn er definirt dieselbe ziemlich schwerfällig als die Kenntnis von Wirkungen oder Erscheinungen, die wir durch richtiges Schliessen aus der vorherigen Kenntnis ihrer Ursachen oder ihrer Erzeugung erlangen und Kenntnis ihrer Ursachen oder ihrer Erzeugung, die wir nach unserer vorherigen Kenntnis der Wirkung haben können. (Elem. I. p. 77.) In Baco und Hobbes treten uns zwei Anschauungen von der Wissenschaft entgegen, die in der Entwicklung der ökonomistischen Systematik mannigfaltig durcheinander spielen. Die Wissenschaft wird einerseits als etwas Praktisches, als ein Mittel zu praktischen Zwecken aufgefasst, die Theorie selbst erscheint als praktisch. Andererseits wird die Zweckmässigkeit der Wissenschaft vollständig in Abrede gestellt, die Erkenntnis wird als Selbstzweck betrachtet. Der Theoretiker kann es

wohl nicht verhindern, dass seine Forschungsergebnisse von dem Leben für dessen Bedürfnisse benutzt werden; aber er selbst will in ihnen nicht dem Leben, sondern nur der Lehre Bereicherung bieten. Von Vorstellungshilfen', welche der Zeitgeist auslöst, beeinflusst, tritt bald die eine Ansicht, bald die andere in den Vordergrund, bis sich endlich zwischen den Gegensätzen, welche lange miteinander ringen, ein matrimonium legitimum anbahnt. Die Ansichten der Mercantilisten waren in einem Maasse auf unmittelbare Wirksamkeit gerichtet, dass man wohl annehmen sollte, sie wären hinsichtlich der Auffassung der Oekonomik im Banne der Baconischen Anschauung gestanden. In Wirklichkeit bekundeten sie kein klares Bewusstsein davon, dass die Oekonomik überhaupt eine Wissenschaft sei. Die Oekonomik ist den Mercantilisten vielmehr eine Kunst, die Kunst nämlich, in den Staaten einen vermeintlich gedeihlichen Ueberfluss an Edelmetall zu erzeugen. Wenn sich auch bei den Mercantilisten hie und da Aeusserungen finden, die darauf hindeuten, dass sie in der Oekonomik auch eine Wissenschaft erblicken, so fassten sie ihr Erkenntnisstreben doch jedenfalls als ein so eminent praktisches auf, dass der Gedanke an eine Theorie auf diesem Boden gar keinen Entfaltungsraum hatte. Schon bei Steuart zeigte sich eine bedeutsame Abschwächung dieser naiven Auffassung. Er hofft aus der ökonomistischen Einsicht nicht, wie Baco aus dem Naturerkennen, „Werke", er meint, dass die Oekonomik auf Gefahren aufmerksam machen könne. Demgemäss wäre denn die Oekonomik nicht mehr die Kunst, das Edelmetall in einem Lande zu vermehren, sondern eine Erkenntnis, welche bloss negativer Nützlichkeit sich rühmen dürfte.

Smith schwankt, wie öfter, zwischen den Parteien. Fasst man den Titel seines Werkes ins Auge, so sollte man meinen, ihm erscheine die Oekonomik als eine Disciplin, welche die Natur und die Ursachen des Reichthums zu erforschen habe. Damit wäre uns gesagt, dass die Oekonomik nach dem Causalitätsprincip vorgehen müsse; damit wäre die Oekonomik als eine Wissenschaft aufgefasst. Andererseits aber ist man fast versucht anzunehmen, Smith habe die volle Bedeutung seiner Worte verkannt. Zu diesem Schlusse gelangt man wenigstens, wenn man sich erinnert, in welcher Weise er in der Einleitung zu dem vierten Buche seines Werkes von der Oekonomik spricht; sie ist ihm ein Zweig der Wissenschaft eines Staatsmannes oder Gesetzgebers; sie verfolgt zwei verschiedene Ziele; erstens: wie dem Volke reichliches Einkommen oder Unterhalt zu verschaffen, oder richtiger: wie dasselbe in den Stand zu setzen wäre, sich selbst ein reichliches Einkommen zu verschaffen; zweitens: wie dem Staate oder dem Gemein-

wesen ein zur Bestreitung der öffentlichen Dienste hinreichendes Einkommen zu sichern sei; sie habe den Zweck, sowohl den Staatsbürger als auch den Herrscher zu bereichern.

Die wissenschaftliche Auffassung, welche Smith im Titel seines Werkes kund gibt, ist gross; die praktische, welche er in der Einleitung äussert, ist klug; er tritt auf und verheisst. Das lockt, aber es bethört. Say wird in seinen Considérations génerales wohl nicht müde, die Nützlichkeit der Oekonomik hervorzuheben, aber er ist weit davon entfernt, der Theorie eine Technologie, der theoretischen Wissenschaft eine praktische entgegenzusetzen. Die Nachfolger des Smith neigen sich vielmehr im Allgemeinen der Ansicht zu, die Oekonomik sei durchwegs Theorie, eine Theorie, die der Staatsmann immerhin mit Gewinn zur Kenntnis nehmen mag, um aus ihr zu lernen, dass er der Gesellschaft nur nützen könne, sofern er ihr nicht schadet, dass er der Gesellschaft nicht schaden könne, sofern er überhaupt nichts thut; der Gedanke, dass die Oekonomik in das Leben übergreifen könnte, verblasst immer mehr, bis man schliesslich die Wissenschaft als eine lediglich theoretische versteht.

Dies tritt bei Mill, der sich von Uebertreibungen der klassischen Schule fern zu halten weiss und zum Empirismus überleitet, allerdings weniger zu Tage. Mill unterscheidet die Theorie von der Praxis: die Theorie ist ihm die Erklärung der Praxis (Log. B. V. C. VII. § 1). Auch staatswissenschaftliche Schlüsse dürfen nicht nach unnachgiebigen Maximen, sondern nur aus Naturgesetzen gefolgert werden (Log. B. VI. C. VIII. § 3). Gründe einer politischen Maxime oder irgend einer anderen Kunstregel könnten nur in Lehrsätzen der entsprechenden Wissenschaft wurzeln (Log. B. VI. C. XII. § 2). Die Gründe jeder Kunstregel wären daher in den Lehrsätzen der Wissenschaften zu suchen; eine Kunst bestehe aus Regeln nebst den speculativen Sätzen, die zur Begründung der Regel erforderlich sind (Log. B. VI. C. XII. § 5). Eine der bedeutsamsten Stellen lautet: „Der Imperativ ist das Merkmal der Kunst im Gegensatz zur Wissenschaft: Alles, was in Regeln oder Vorschriften nicht in Aussagen über Thatsächliches spricht, ist Kunst und die Ethik oder Moral ist eigentlich ein Theil der Kunst, welche den Wissenschaften von der menschlichen Natur und Gesellschaft entspricht" (Log. B. VI. C. XI. § 4). Mill glaubt (Uns. quest. p. 124), die Oekonomik wäre eine Wissenschaft und könne daher nicht eine Sammlung von praktischen Regeln bedeuten. Aber Das schliesse nicht aus, dass sich aus der Wissenschaft praktische Regeln ableiten liessen; geschähe dieses nicht, so wäre die Oekonomik eine nutzlose Wissenschaft. Eine Kunst (art)

sei andererseits nur dann im wahrsten Sinne Das, was sie sein will, wenn sie sich auf wissenschaftliche Einsichten zu stützen vermag. Gesetze, welche bestimmt seien, den Reichthum in einem Volke zu vermehren, seien daher nicht Wissenschaft, sondern Ergebnisse einer solchen.

Erst bei Cairnes tritt die Grundanschauung des Hobbes wieder in all ihrer Schärfe zu Tage. Seiner Meinung nach hat die Oekonomik (l. c. p. 37) mit dem laisser-faire nichts zu thun, nichts mit dem Communismus, nichts mit der Vertragsfreiheit, nichts mit den Vortheilen der Fürsorge, nichts überhaupt mit Staatssystem. Die Theorie wird bei Cairnes ein Mechanismus aus abstracten Begriffen, der sich im luftleeren Raume bewegt. „Ecomic science has no more connection with our present industrial system than the science of mechanics has with our present system of railways. Our existing railwaylines have been laid down according to the best extant mechanical knowledge, but we do not think it necessary on this account, as a preliminary to improving our railways, to denounce mechanical science.“ (p. 38.) In demselben Sinne sieht Storch in der Oekonomik die Wissenschaft von den natürlichen Gesetzen, welche die Prosperität der Nationen bestimmen, von ihrem Reichthum und ihrer Cultur (Cours d'Ec. P. Einleitung). Nirgend schwingt hier, wenn auch nur als Oberton, der Gedanke mit, dass die Erkenntnis der ökonomischen Gesetze irgendwie praktisch werden könnte, und daher mehr sei als eine müssige Befriedigung müssiger Wissbegierde.

Jene Richtung, die von der klassischen Theorie nichts wissen will, glaubt consequent zu sein, wenn sie von der Theorie überhaupt nichts wissen will. Sismondi bedeutet die Oekonomik das physische Wohlsein des Menschen, soferne es von der Regierung bewirkt zu werden vermag. Sicherlich ist damit nicht die Oekonomik, sondern die Volkswirthschaftspolitik definirt, die Thätigkeit nach der Lehre, nicht die Lehre selbst. Sicherlich ist ferner die Oekonomik in dieser falschen Definition als eine Kunst, nicht als eine Wissenschaft aufgefasst. Man hat also zuerst in der Oekonomik eine Kunst gesehen, dann eine Wissenschaft, dann wieder eine Kunst. Nun beginnen auch sonst nicht mit einander harmonirende Schulen in ihr eine Disciplin zu erblicken, die Wissenschaft und Kunst zugleich ist. Senior ist die Oekonomik einerseits Wissenschaft; sie stellt als solche die Gesetze fest, welche die Erzeugung und Vertheilung der Güter regeln; andererseits Kunst, die in Verbindung mit den Einrichtungen und Gewohnheiten zur Erzeugung und Anhäufung der Reichthümer anleitet, schliesslich auch Kunst, welche diejenigen Arten der Erzeugung, der Anhäufung oder

Vertheilung sucht, die für das allgemeine Wohl am vortheilhaftesten sind (Lectures on P. E. Lect. 3). Auf demselben Boden steht Scheel. Dieser Antor betrachtet Geschichte. Theorie und praktische Oekonomik als ein und dasselbe Ganze (Schönbergs Handbuch p. 71 ff.). Auch Cohn gibt (System p. 89 ff.) eine Sonderung des theoretischen vom praktischen Elemente nicht zu. Auf dem radikalen Flügel der Partei tritt die Theorie vollends in den Hintergrund. Sie schrumpft zur blossen Phänomenologie zusammen.

Wäre es richtig, dass die Phänomenologie, also die Darlegung des Thatsächlichen. für sich schon Wissenschaft ist, so könnte es keinem Zweifel unterliegen, dass die Oekonomik überhaupt als überflüssig erachtet werden müsste. Es ist richtig, alle Erkenntnis durch Begriffe ist mittelbar. Schilderung ist weit unmittelbarer. Haben wir aber lediglich nach der Unmittelbarkeit zu streben. dann braucht uns auch die Schilderung nicht mehr unmittelbar genug zu sein. So sachlich sie auch sei, sie muss doch dem subjectiven Elemente Eingang gewähren. sie muss auch mehr oder weniger mit Abstraction versetzt sein, Schilderung wäre demnach sicherlich weniger wahr als blosse Wahrnehmung: Schilderung ist ja nur mittelbare Anschauung. Anschauung die unmittelbare. frischere und stärkere Erkenntnis des Thatsächlichen. Es wäre daher nur folgerichtig. wollten Jene. die in der Phänomenologie bereits die Theorie erblicken. die letzte Consequenz ihrer Ansicht ziehen und auch solche Phänomenologie als unwissenschaftlich erachten. um das seelenlose, verständnislose, gedankenlose Anstarren. welches das Thatsächliche ohne jede subjective Trübung durch Abstraction und Begriffe dem Bewusstsein vermitteln könnte. als wahres Heil zu verkünden. Allein, warum ziehen sie diese Consequenz nicht? Aus Consequenz! Sie verachten das Schliessen; sie verachten die Logik. sie verschmähen den Gedanken, welcher ihrer Meinung nach die Thatsachen verunreinigt, das Weltbild besudelt, die Wahrheit fälscht. Sie können daher auch nie ad absurdum geführt werden. Wäre dem nicht so, sie müssten wissen, dass die Wahrnehmung wohl die erste und unmittelbarste Erkenntnisform ist, welche allen anderen zu Grunde liegt. aber dass sie eben darum die niederste Erkenntnisform und als solche auch die der Thiere ist. Wer somit in dem Besondern das allein Wissenschaftliche erblickt, wer sich über dasselbe nicht zu einer Allgemeinheit erheben will. wer an dem Concreten haftet. die Gesetze leugnet. jede Abstraction als unwissenschaftlich rügt, der entmenscht, er verthiert das ökonomistische Denken.

Unter Jenen, die vom historischen und ethoktetischen Standpunkte aus eine Trennung zwischen der theoretischen und praktischen Wissenschaft befehden, aber nicht dem Jakobinismus der Empirie ange-

hören, ist vornehmlich Marco Minghetti zu nennen (Della Economia pubblica e delle sue attinenze colla morale e col diritto, 1881). Einige Sätze dieses Autors werden uns seiner Betrachtungsart näher rücken. „E primieramente, è da considerare in generale che la scienza è una, come l'universo che contempla“ (p. 60). „Bene e chiaro che quando parlo di arte, intendo non già l'atto, l'opera materiale, ma la teorica di essa opera: onde anche l'arte è un complesso di cognizioni ordinate e di precetti. Se non che, la scienza ha per obbietto il vero o (per usare la voce platonica) contempla le idee, e cerca le relazioni degli enti fra loro e le leggi che le governano: l'arte, invece pon mente alla possibilita che noi abbiamo di trasformare le cose, cerca i mezzi a tal fine, ne trae i documenti di cio che sia dafare o da evitare dagli uomini. La prima e speculativa, l'altra pratica; l'una mira l'opera del Creatore, l'altra l'opera dell nomo; quella abbraccia tutti i tempi, questa solo l'avvenire; la scienza sta da sè e per se, l'arte a d' uopo di recevere dalla scienza i principii, per farne sue prò“ (p. 61). „Ora, che cosa è l'Economia? Anch' essa e scienza ed arte ad un tempo“ (p. 62). „La Economia, come scienza, contempla le leggi che governano la produzione, la ripartizione, lo scambio e il consumo della ricchezza. L'economia, come arte, fornisce precetti per conseguir la ed usarla“ (p. 92). Minghetti hat sicherlich Recht, wenn er behauptet, dass die Oekonomik Eine sei, er hat Recht, wenn er sie als Ganzes betrachtet, aber schliesst das aus, dass sie aus Theilen bestehe?

Minghetti verficht seine Ansichten vornehmlich gegen Rossi, welcher einer der Ersten war, welche die Anschauungen Bacos, die ja auch bei Smith wieder durchschimmern, auf dem Gebiete der Oekonomik zur Geltung zu bringen suchte. Rossi meint (Cours d' Ec. P. I, Leçon 2, 3), die Nationen wären gleich den Einzelnen hinsichtlich des Reichthums, des Glücks und des moralischen Fortschritts in Betracht zu ziehen. Reichthum rufe nicht immer Prosperität, Prosperität nicht immer sittliche Vollkommenheit hervor. Da sie somit nicht causal verknüpft sind, sei jede von ihnen auf einem anderen Wege zu erreichen. Die Kunst, den gegebenen Zweck zu erreichen, stütze sich aber auf die Grundsätze der Wissenschaft. Diese habe das Seiende zu untersuchen, nicht aber zu lehren, wie bestimmte Zwecke vermittelt werden könnten. Der Gegenstand der Oekonomik sei von demjenigen aller anderen Wissenschaften verschieden und vermöge ein solcher einer besonderen Wissenschaft zu werden. Es handle sich in der Oekonomik um die Erforschung des Menschen, soferne er den Stoff bearbeitet, um ihn zur Befriedigung der Bedürfnisse geeignet zu machen, um gewisse, die Bearbeitung beherrschende allgemein giltige Gesetze. Die reine

Wissenschaft habe keine Anhäufung von Thatsachen nothwendig, sie befasse sich nur mit der Erklärung der Grundthatsachen, welche alltäglicher Natur wären; sie sei eine Wissenschaft, die mehr aus dem Denken als aus der Beobachtung quelle; ihre Ergebnisse könnten sich nicht in der Wirklichkeit wiederfinden; ihre generellen Feststellungen liessen die Umstände der Zeit, des Raumes, der Nationalität ausser Acht, welche von bedeutsamem, ablenkendem Einfluss wären. Erst sofern es sich um die Anwendung der von der Wissenschaft ermittelten Einsichten handelt, seien jene Faktoren in Rechnung zu setzen. Daher müsse man von der rationalen, reinen Oekonomik, welche die universalen Gesetze des Reichthums darzustellen hat, die angewandte Oekonomik unterscheiden, welche die Aufgabe habe, zu bestimmten Zwecken Mittel zu beschaffen; diese habe die Umstände in Betracht zu ziehen, welche die wissenschaftlichen Ergebnisse in der Wirklichkeit beeinflussen können, insonderheit Zeit, Raum und Nationalität. Wissenschaft und Kunst hätten auf dem einen Gebiete der Oekonomik einen gemeinsamen Zweck, den Reichthum; aber die erste befasse sich mit dem Reichthum der Menschheit, die andere mit dem Reichthum der Nation. Auch wo die reine und die angewandte Oekonomik zu den äussersten Ergebnissen ihrer Gedankenarbeit gelangt wären, könnten sie nicht ohne Weiteres in die That umgesetzt werden. Solches wäre nur möglich, wenn der Mensch keine andere Zwecke als den Reichthum hätte; aber andere und edlere Absichten belebten uns. Daher sei es nothwendig, dass der Gesetzgeber die Lehren der Oekonomik mit jenen der Moral und Politik vergleiche, sie gegeneinander abschätze, sie durcheinander begrenze, um seine Zwecke zu erreichen.

Wir haben den Anschauungen Rossi's einen weiteren Raum gewidmet, weil sie sich als eine bedeutsame Abklärung der Baconischen darstellen und Menger, hinsichtlich der Systematik, zu Rossi sich so verhält wie dieser zu Baco. Wie Rossi, so unterscheidet vor Menger auch Courcelle-Seneuil in seinem: Traité théorique et pratique d'Economie politique (1859) die ökonomistische Wissenschsaft, welche er „Ploutologie“ nennt, von der Kunst, die er als „Ergonomie“ bezeichnet; in dieser behandelt er vornehmlich das Verwaltungsrecht. Aehnlich trennt Cherbuliez (Précis la science economique p. 6 ff.) die Wissenschaft von der angewandten Wissenschaft. Ihm schwebt eine Theorie vor, welche es weder mit Tugend, noch mit Laster, auch nicht mit dem Glück der Gesammtheit zu thun habe; sie sei nicht Erkenntnis hinsichtlich des menschlichen Lebens, des socialen Lebens, des Wohlstandes; sie würde noch existiren, wenn die Reichthümer, anstatt unser Behagen zu fördern, dasselbe unberührt liessen, wenn sie nur fort-

führen, erzeugt, getauscht, vertheilt zu werden. Sidgwick's Anschauung nach (Political Economy. 1887 p. 395) ist man der blossen Theorie, wie sie Cairnes vorschwebt, müde; er will die Oekonomik nicht nur zu einer lichtspendenden, sondern auch zu einer fruchtbringenden Wissenschaft gestalten. Schon die Ausdrucksweise, noch mehr der Gedanke ist Baco entlehnt. Sidgwick sagt weiter (p. 397): „we may take the subject of political economy considered as an art to include, besides the theory of provision for gouvernemental expenditure the art of making the proportion of produce to population a maximum and the art of rightly distributing produce among membres of the comunity whether on any principle of making the whole produce as useful as possible.“ Sidgwick schlägt in seinen Anschauungen, wie wir sehen, Töne an, welche sehr an Baco gemahnen. Gleich ihm billigen Jevons, Cornwall Lewis und Pantaleoni eine Sonderung der Wissenschaft in eine theoretische und eine angewandte; doch bieten ihre, die Systematik betreffenden Anschaungen so wenig des Neuen, dass es nicht der Mühe werth ist, näher auf sie einzugehen.

Anders verhält sich dies mit Menger. In ihm zeigt das systematische Bewusstsein ökonomistischer Natur seine höchste Entfaltung; in der Auffassung der Oekonomik als eines aus Theilen bestehenden Ganzen dürfte auch das höchste Verdienst seiner methodologischen Untersuchungen liegen. Einige der Hauptsätze, in welchen sich sein systematischer Standpunkt kundgibt, seien hervorgehoben. Menger trennt die Theorie scharf von der Praxis (Unters. 27, 29). Fassen wir ins Auge, dass nach Menger die theoretische Volkswirthschaftslehre, das generelle Wesen und den generellen Zusammenhang der wirthschaftlichen Erscheinungen zu erforschen hat (Unters. p. 6); erwägen wir, dass seiner Ansicht nach ohne Erkenntnis der „typischen Relationen“ jede Voraussicht und Beherrschung der Dinge unmöglich wäre (Unters. p. 5), somit die Theorie praktisch ist, sofern sie der Beherrschung dient und es ermöglicht, auf Grundlage der theoretischen Erkenntnis die in unserer Gewalt befindlichen Bedingungen einer Erscheinung zu setzen und solcherart diese letztere herbeizuführen (l. c. p. 33), so sehen wir klar, dass er Rossi bedeutsam berichtigt. Bei Rossi hat die Wissenschaft keinen Zweck, sie ist nur der Besitz der Wahrheit, aber sie lässt eine praktische Wissenschaft zu; bei Menger ist, sofern wir nur die angezogenen Stellen im Auge behalten, die Theorie für das Leben da.

Menger empfiehlt die Sonderung in einen allgemeinen und einen besonderen Theil nicht. Seiner Meinung nach zerfällt die Oekonomik in eine theoretische und mehrere praktische Wissenschaften, deren jede in einen

allgemeinen und einen besonderen Theil zu gliedern wäre (Unters. 246); bei den praktischen Wissenschaften handle es aber sich nicht um das Eingreifen der öffentlichen Gewalten in das Wirthschaftsleben (l. c. p. 247); Volkswirthschaftspolitik und Finanzwissenschaft hätten uns zu lehren, wie der Staatshaushalt am zweckmässigsten einzurichten wäre (l. c. p. 245); der praktische Theil befasse sich mit Normativgesetzen, der theoretische mit Gesetzen der Erscheinungen (l. c. p. 96). Die praktischen Wissenschaften sollten lehren, wie gewisse generell bestimmte Zwecke, unter verschiedenen typischen Umständen, erreicht zu werden vermögen (Jb. f. NO. XIX, p. 15). Menger entbindet solcherart (Unters. p. 132) den praktischen Oekonomisten von der Aufgabe, für alle Fälle anzugeben, in welcher Art man sich in der Praxis u. z. in jedem besonderen Falle zu verhalten habe, dergleichen sei überhaupt unmöglich. Sehr richtig und scharfsinnig bemerkt Menger (Jb. XIX, p. 17), dass man zwischen praktischen Wissenschaften und der Praxis unterscheiden müsse. Die ersteren hätten die Aufgabe, uns die Vorgangsweisen, nach welchen gewisse generell bestimmte Absichten nach Massgabe verschiedener Verhältnisse am zweckmässigsten verwirklicht werden könnten, zu lehren. Der Praktiker habe dagegen die Aufgabe, auf Grundlage der obigen Wissenschaften und seiner theoretischen Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang der Dinge das der Besonderheit des concreten Falls, in dem er zu handeln berufen ist, entsprechende Verfahren in den Einzelheiten festzustellen und dasselbe durchzuführen. Die Verwechslung der praktischen Wissenschaft und der praktischen Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft sei ein Hauptgrund zahlreicher methodologischer Missverständnisse. Die Chirurgie sei eine angewandte Wissenschaft. Diese sei aber von der Thätigkeit des praktischen Chirurgen zu unterscheiden.

Diese wenigen Sätze machen Menger zu dem bedeutendsten der ökonomistischen Systematiker. Menger ist kein Freund Bacons. Der Umstand, dass dieser das abstracte Denken verachtet, ergrimmt den Wiener Forscher gegen den bahnweisenden Empiristen. Dennoch dürfte Menger dort, wo er mit Baco im Einklange steht, dort, wo er die orphischen Anregungen desselben zu helleren Einsichten klärt, am hervorragendsten sein. Wo er sich mit Baco in offenen Widerspruch setzt und Hobbes folgt, kann er andererseits auch nicht ohne Widerspruch bleiben. Menger zerstört das Brautbett, das Baco errichtet zu haben glaubt, es gibt seiner Ansicht nach eine zweifache Theorie (l. c. 67, 95). Die theoretische Oekonomik umfasst die exacten und realistischen Ergebnisse der Forschung (p. 51). Verschiedenheit der Ziele und Wege sei vorhanden (p. 67). Die exacte Theorie habe uns die Gesetze der Wirthschaftlichkeit darzustellen, die

empirisch-realistische, die Aufeinanderfolge in den realen Erscheinungen der menschlichen Wirthschaft (p. 59). Wir glauben dargelegt zu haben, dass dieser Theil der Mengerschen Anschauungen anfechtbar ist und unterlassen es daher, auf den besagten Punkt zurückzukommen. Wiewohl weiters Menger's Trennung der theoretischen von den praktischen Wissenschaften ökonomistischer Natur ohne Zweifel berechtigt ist, scheint uns doch die Art und Weise dieser Trennung nicht mit genügender Stringenz durchgeführt zu sein. Dieser Vorwurf bezieht sich auf die Definition der Aufgaben, welche er der theoretischen Wissenschaft einerseits, der praktischen andererseits zuweist. Menger lehrt nämlich (Unters. p. 16, 20, 264), die exacte Richtung der theoretischen Forschung habe uns darüber aufzuklären, wie gewisse generell bestimmte Zwecke am vollkommensten erreicht werden könnten; er lehrt weiters, die praktische Wissenschaft hätte im Unterschiede zur Theorie uns darüber aufzuklären, wie gewisse generell bestimmte Zwecke am vollkommensten erreicht werden könnten (Unters. 19, 48, 49 Jb. f. NO. XIX 4, 16, 17, 20). Fassen wir die Definitionen selbst ins Auge und vergleichen wir sie, so müssen wir zu dem Schlusse gelangen, dass die exacte Theorie mit der praktischen Wissenschaft zusammenfällt. Auch Sax scheint uns die Frage, wodurch sich die praktische Wissenschaft von der theoretischen unterscheide, nicht zu lösen, wenn er (Wesen und Aufgaben p. 21) die beschreibende von der normativen Wissenschaft trennt und von der einen verlangt, sie solle darlegen was ist, von der andern, was sein soll.

Diese Momente fordern eine weitere Klärung der Anschauungen. Bevor wir dieselbe unternehmen, müssen wir noch eines Autors erwähnen, welcher gleich uns in der glücklichen Lage war, auf den Grundlagen, welche Menger gelegt hat, fortbauen zu können. Wir meinen Keynes. Mit Recht sagt Keynes (l. c. p. 31): die schwierigste Frage der Methodologie liege in dem Verhältnisse derselben zu den praktischen Problemen. Ist die Oekonomik eine Wissenschaft, welche unserer Zeit und für die Zeit geboren wird, oder vermag sie ihre Lehren über Vergangenheit und Zukunft zu werfen? Ist sie eine positive Wissenschaft, welche auschliesslich die Gleichartigkeiten der Erscheinungen ins Auge zu fassen hat, oder eine Kunst, welche zum Gegenstand die Bestimmung praktischer Gesetze des Handels hat? Keynes unterscheidet (p. 34) zwischen positiver und normativer, regulativer und angewandter Wissenschaft. Die positive Wissenschaft ist ihm der Inbegriff dessen, was ist, die normative der Inbegriff dessen, was sein soll; die positive Wissenschaft lehrt die Gleichmässigkeiten der Erscheinungen, die normative die Bestimmung von Idealen, sie formulirt Rathschläge.

Nach der logischen Ordnung entwickle sich die Kunst aus der Wissenschaft, nach der historischen entwickle sich die Wissenschaft aus der Kunst (p. 39). Die theoretische Untersuchung sei nicht Selbstzweck, sondern Grundlage einer praktischen Untersuchung, in welcher ethische Rücksichten ins Gewicht fielen (p. 46). Politik, welche die Industrie und das Finanzwesen zum Gegenstande ihrer Massnahmen macht, könne nur auf Theorie gegründet werden (p. 53). Als Hauptaufgabe der angewandten Oekonomik erscheint Keynes die Feststellung, auf welche Art das grösste Glück mittels der geringsten Anstrengung verwirklicht werden könnte. Zugleich hätte die Oekonomik den Pflichtenkreis zwischen den Einzelnen auszumitteln und die Aufgabe der Gesellschaft, sofern durch ihre Thätigkeit die Bedingungen des Wirthschaftslebens verändert werden können, zu bestimmen. Desgleichen sei es Sache der Oekonomik, Ideale hinsichtlich der Erzeugung und Vertheilung der Güter zu entwickeln und anzugeben, inwiefern diese Ideale verwirklicht werden könnten (p. 60). In praktischen Fragen, meint Keynes, gelange man fast immer zu verschiedenen Ergebnissen, je nachdem man den ethischen oder den praktischen oder den wirthschaftlichen Standpunkt einnehme (p. 62). Keynes fordert von der Theorie generelle Erkenntnisse (p. 143). Zugleich aber sagt er: the ultimate aim of the science is the explanation and interpretation of the phenomena of the actual industrial world (p. 225).

Wenden wir uns nun wieder zu Menger zurück. Dieser hervorragende Forscher lehrt in einer magistralen Abhandlung (Grundzüge einer Classification der Wirthschaftswissenschaften. Jahrb. f. N. u. St. XIX p. 3), das Streben nach der Erkenntnis des Realen könne sich hinsichtlich jedes einzelnen Gebietes von Erscheinungen zunächst in zwei Grundrichtungen geltend machen; es könne einerseits auf die Erkenntnis der concreten Erscheinungen und ihre concreten Beziehungen in Raum und Zeit, andererseits auf die Erkenntnis des generellen Wesens der Erscheinungen und ihrer generellen Beziehungen zu einander, die Coexistenz und Aufeinanderfolge generell bestimmter Phänomene gerichtet sein. Die erste Richtung führt, Mengers Anschauung nach, je nachdem die concreten Erscheinungen die einzelnen Gebiete der realen Welt unter dem Gesichtspunkte der Zuständlichkeit oder jenem der Entwicklung betrachtet werden, zu den statistischen, beziehungsweise zu den historischen Wissenschaften; die andere, je nachdem das Wesen der generell bestimmten Erscheinungen, die Gemeinbilder der Erscheinungen, oder die Relationen und die inneren Zusammenhänge generell bestimmter Phänomene, die Gesetze der Erscheinungen, Gegenstand unseres wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens

sind, zu den morphologischen, beziehungsweise zu den theoretischen Wissenschaften. Menger gemäss haben die statistischen Wissenschaften der Oekonomik die concreten Erscheinungen der einzelnen Gebiete der realen Welt unter dem Gesichtspunkte der Zuständlichkeit zu untersuchen; die historischen Wissenschaften der Oekonomik hätten die concreten Erscheinungen der einzelnen Gebiete der realen Welt unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung zu betrachten; die morphologischen Wissenschaften der Oekonomik hätten das Wesen der generell bestimmten Erscheinungen, die Gemeinbilder der Erscheinungen ins Auge zu fassen; die theoretischen Wissenschaften der Oekonomik hätten die Relationen und den inneren Zusammenhang generell bestimmter Phänomene, die Gesetze der Erscheinungen, zu Gegenständen des Erkenntnisstrebens zu machen. Der Wiener Forscher gelangt auf Grund dieser Unterscheidungen zu einer eigenen Eintheilung der Oekonomik. Man sollte glauben, dass diese Eintheilung eine viergliederige sein und den obigen Anschauungen entsprechend Statistik, Wirthschaftsgeschichte, Morphologie und Theorie umfassen werde. Allein neben die vier Glieder tritt noch ein fünftes: die praktische Wissenschaft von der Oekonomik, eine Ansicht, die sicherlich dem Gegenstande angemessen ist, aber aus den einleitenden, erkenntnis-theoretischen Sätzen Menger's, welche wir mittheilten, nicht hervorgeht. Angesichts dieses Zuwachses wieder sollte man consequenter Weise vermuthen, dass das System der Oekonomik ein fünfgliedriges sein werde, dass die Oekonomik, wie Menger (a. a. O. p. 4) ausführt, in statistische, historische, morphologische, theoretische und praktische Wissenschaften zerfallen müsse. Allein nach Menger (a. a. O. p. 13) umfasst ein vollständiges System der realistischen Wirthschaftswissenschaften 1) die historischen Wissenschaften von der Volkswirthschaft, die Wirthschaftsstatistik und die Wirthschaftsgeschichte, von welchen die erste die concreten Wirthschaftserscheinungen innerhalb bestimmter, räumlicher Grenzen unter dem Gesichtspunkte der Zuständlichkeit, die letztere unter jenem der Entwicklung zu erforschen und zu einem einheitlichen (collectiven) Bilde zusammenzufassen hat. 2) Die Morphologie der Wirthschaftserscheinungen, deren Aufgabe die Classification der realen Wirthschaftserscheinungen (nach Gattungen, Arten und Unterarten) und die Darstellung ihres generellen Wesens (die Beschreibung der Gemeinbilder der verschiedenen Gruppen gleichartiger Erscheinungen) ist. 3) Die Theorie der Wirthschaftserscheinungen, welche die Gesetze der Letzteren (die Regelmässigkeiten in der Coexistenz und in der Aufeinanderfolge der Wirthschaftserscheinungen und ihrer inneren Verursachung) zu erforschen und darzustellen hat; die Morphographie der Grunderscheinungen der

Volkswirthschaft hat zweckmässig mit der Theorie verbunden zu werden. 4) Die praktischen oder angewandten Wissenschaften, welche uns die Grundsätze und Vorgangsweisen lehren, nach welchen generell bestimmte wirthschaftliche Absichten mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verhältnisse, nach Massgabe der verschiedenen wirthschaftlichen Einsicht, am zweckmässigsten verwirklicht werden können.

Es ist zunächst in Erwägung zu ziehen, ob die systematische Eintheilung der Oekonomik in vier Gruppen von Wissenschaften in consequenter Weise aus den erkenntnis-theoretischen Prämissen abgeleitet ist; sodann ist der erkenntnis-theoretische Werth dieser Prämissen ins Auge zu fassen. Demgemäss haben wir zuvörderst einige Differenzpunkte zwischen den Vordersätzen und Schlusssätzen in Erwägung zu ziehen. In den Vordersätzen unterscheidet Menger zwischen statistischen und historischen Wissenschaften der Oekonomik, in der systematischen Gruppirung der Wissenschaften dagegen betrachtet er die statistischen Wissenschaften als eine Art der historischen. Damit ist nicht nur eine Verschiebung der Nomenclatur, sondern auch eine solche des Gedankens gegeben, weil die Rolle, welche der Statistik in den Prämissen zugewiesen worden, in den Schlussfolgerungen nicht festgehalten wird. Schon dieser Umstand ist geeignet, die Kritik herauszufordern. Je mehr wir uns ihrer bedienen, desto mehr gewahren wir, dass die Menger'sche Systematik wohl auf den ersten Blick vollständig befriedigt, bei näherem Zusehen erhellt aber, dass die von ihm vorgeschlagene Eintheilung nicht von einem einheitlichen Eintheilungsgrunde ausgeht; sie weist überdies den Mangel auf, dass die verschiedenen Eintheilungsglieder einander kreuzen. Nach den Anschauungen Menger's hat es die Oekonomik mit Erscheinungen der Wirthschaftlichkeit zu thun; es ist dies eine Auffassung, welche zu billigen ist, sofern der Begriff der Wirthschaftlichkeit mit dem der Zweckmässigkeit gleichbedeutend ist. Damit wäre sohin der Gattungsbegriff gegeben, welcher das ganze Gebiet der Oekonomik zu beherrschen hätte. Es müsste sich sodann, um eine erwünschte Eintheilung zu begründen, ein anderes, womöglich nächstwesentliches Merkmal finden, durch dessen Modificationen eine Eintheilung zu begründen wäre. Dieses Merkmal findet sich im Momente der Anwendbarkeit; die Theorie hat nämlich anwendbare Erkenntnisse hinsichtlich des Zweckmässigen zu bieten, die angewandten Wissenschaften haben zu lehren, wie die anwendbaren Erkenntnisse anzuwenden wären, oder, nach Menger: „sie haben uns die Grundsätze und Vorgangsweisen vorzuführen, nach welchen generell bestimmte wirthschaftliche Absichten mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verhältnisse nach Massgabe der vorhandenen wissen-

schaftlichen Einsicht am zweckmässigsten verwirklicht werden können.“ Der theoretische Theil ist dem Denken über das Wirthschaftliche gewidmet, der praktische Theil der zweckmässigen Anwendung der durch den ersten Theil vermittelten Erkenntnisse; der Erkenntnisweg ist im theoretischen Theil ein vorwiegend regressiver; es handelt sich um die Verknüpfung der Wirkung mit der Ursache, um Erklärung; der Erkenntnisweg ist in den praktischen, oder, besser gesagt, technologischen Wissenschaften ein progressiver, denn bei ihnen handelt es sich um Ermittlung von möglichen Ursachen gedachter Zwecke. Der Zweck der theoretischen Wissenschaften liegt in der einsichtsvollen That. Da im praktischen Theil des Systems das Denken über das Wirthschaftliche, welches im theoretischen Theil zu Ausdruck gelangte, sich selbst als ein Zweckmässiges herausstellt, tritt uns die Trennung zwischen Theorie und Technologie in ihrer finalen Bedeutung klar entgegen. Aber dieser Gesichtspunkt verlässt uns, sofern es sich um die Unterscheidung zwischen den sogenannten historischen Wissenschaften und der Morphologie, dieser und der Theorie handelt. Hier ist es nämlich nicht mehr das Merkmal der Anwendbarkeit einer Erkenntnis, das ausschlaggebend ist, sondern das logische Verhalten der Vorstellungen, welche der Disciplin zugrunde liegen. Die Morphologie trennt sich von der Theorie dadurch, dass die eine die Thatsachen zu geben sucht, die andere dagegen die Theorie der Wirthschaftserscheinungen, die Regelmässigkeiten in der Coexistenz und in der Aufeinanderfolge der Wirthschaftserscheinungen und ihrer inneren Verursachung zu erforschen und darzustellen hätte; demgemäss hätte die Morphologie eben mit Vorstellungen, die Theorie dagegen mit Begriffen zu arbeiten. Hier ist der Unterschied zwischen Vorstellung und Begriff Eintheilungsgrund; es ist ein anderer als derjenige, welcher die Theorie der Wirthschaftserscheinungen von den angewandten Wirthschaftswissenschaften sonderte.

Hinsichtlich der historischen Wissenschaften gilt das Gesagte in einem womöglich verstärkten Masse; sie unterscheiden sich von der Theorie der Wirthschaftserscheinungen durch dasselbe principium divisionis, das mit dem zwischen Theorie und angewandter Wissenschaft nichts zu thun hat; zugleich aber ist ein Eintheilungsgrund zwischen den historischen Wissenschaften von der Oekonomik und der Morphologie der Wirthschaftserscheinungen nicht ausfindig zu machen. Dies führt auf die Kreuzung der Eintheilungsglieder. Sie ist ein Fehler der Eintheilung, welcher schwer ins Gewicht fällt. Die historischen Wissenschaften von der Volkswirthschaft hätten gemäss der Menger'schen Ansicht die Wirthschaftsstatistik und die Wirthschaftsgeschichte zu behandeln: die Wirthschaftsstatistik die concreten Wirthschafts-

erscheinungen innerhalb bestimmter räumlicher Grenzen unter dem Gesichtspunkte der Zuständlichkeit, die Wirthschaftsgeschichte die concreten Wirthschaftserscheinungen unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung. Nun haben wir es in der Statistik mit einer Disciplin zu thun, welche nicht als Wissenschaft, sondern nur als wissenschaftlich genaue Ermittlungsmethode von Massenerscheinungen zu betrachten ist. Selbst in Zeit und Raum stehend, selbst der Entwicklung unterworfen, kann sie in keinem Sinne vom zeitlichen Momente losgelöst werden. Daher denn auch Statistik Geschichte in ihrem Stillstand, Geschichte Statistik in ihrer Bewegung genannt wird. Sicherlich ist Statistik nicht dasselbe wie Geschichte, sie ist ein Anderes; aber sie ist nicht ein der Geschichte Entgegengesetztes. Mit der Comte'schen Unterscheidung zwischen statischer und dynamischer Auffassung, welche bei Menger als Unterscheidung zwischen dem Gesichtspunkte der Zuständlichkeit und jenem der Entwicklung uns entgegentritt, scheint uns hier nicht gedient zu sein. Denn diese Merkmale selbst kreuzen sich: die Entwicklung ist eine Reihe von Zuständen; die Zustände sind die Ergebnisse der Entwicklung.

Betrachten wir nun die Kreuzung der Eintheilungsglieder hinsichtlich der Unterscheidung zwischen den historischen Wissenschaften von der Volkswirthschaft und der Morphologie der Wirthschaftserscheinungen. Die Zulassung einer gesonderten morphologischen Disciplin collidirt einerseits mit der Statistik, andererseits mit der Wirthschaftsgeschichte. Denn sicherlich kann die Morphologie nur gegenwärtige oder vergangene Erscheinungen zum Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit machen; beschreibt sie gegenwärtige, so fällt sie in das Gebiet der Statistik, beschreibt sie vergangene, so fällt sie in das der Wirthschaftsgeschichte. Wollte sie aber weder gegenwärtige noch vergangene Erscheinungen beschreiben, sondern dieselben nur eintheilen, so müsste sie mit Begriffen arbeiten; arbeitet sie mit Begriffen, so kann sie nur als eine Philosophie der Wirthschaftsgeschichte oder der Wirthschaftsstatistik oder beider gedacht werden; in diesem Falle stellt sie sich wieder nur als Theorie dar. Das erste Eintheilungsglied der historischen Wissenschaften verschwimmt bei Menger um so mehr mit dem zweiten der Morphologie, als die Wirthschaftsstatistik als historische Wissenschaft concrete Wirthschaftserscheinungen zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen hat. Die Morphologie dagegen hat die Aufgabe, die realen Wirthschaftserscheinungen zu classificiren und ihr generelles Wesen, die Beschreibung der Gemeinbilder der verschiedenen Gruppen gleichartiger Erscheinungen zu bieten. Demgemäss hätte es die geschichtliche Oekonomik mit concreten

Wirthschaftserscheinungen, die morphologische mit realen Wirthschaftserscheinungen zu thun. Es liegt aber auf der Hand, dass die concreten Wirthschaftserscheinungen real, die realen Wirthschaftserscheinungen concrete sind; somit fiele dieser Unterschied nicht ins Gewicht. Will Wirthschaftsstatistik oder Withschaftsgeschichte Wirthschaftserscheinungen unter einem einheitlichen Bilde zusammenfassen, so muss sie offenbar morphologisch verfahren, sie muss die Wirthschaftserscheinungen classificiren und ihr generelles Wesen, die Beschreibung der Gemeinbilder der verschiedenen Gruppen gleichartiger Erscheinungen zu bieten versuchen. Wirthschaftsstatistik und Wirthschaftsgeschichte einerseits, Morphologie der Wirthschaftserscheinungen andererseits sind bei Menger der Theorie der Wirthschaftserscheinungen entgegengesetzt. Hier ist der Eintheilungsgrund klar; es handelt sich darum, dass auf dem einen Gebiete die Thatsache, auf dem andern dagegen das Denken über dieselbe walte, also auf der einen Seite die Vorstellung, auf der andern der Begriff. Allein die Vorstellung muss als Grundlage für die Begriffsbildung dienen. So verschmilzt denn nicht nur der erste Theil mit dem zweiten, sondern auch der zweite mit dem dritten; Letzteres gesteht Menger ja selbst zu, wenn er auch meint, dass dies lediglich durch Zweckmässigkeitsgründe indicirt sei. Betrachten wir aber das Verhältnis zwischen Morphologie und Theorie näher, so gewahren wir bald, dass sie nur gewaltsam von einander getrennt werden können. Stellt die Morphologie das Wesen der generell bestimmten Erscheinungen, der Gemeinbilder der Erscheinungen dar, so ist das Gebiet der Beschreibung bereits verlassen, indem das Sinnenfällige zu Begriffen sublimirt ist. Stellt die Theorie die Relationen, also die Beziehungen und den Zusammenhang generell bestimmter Phänomene, die Gesetze der Erscheinungen dar, so muss sie sich mit den Erscheinungen befassen und aus ihnen Begriffe bilden. Diese Thätigkeit schlägt um so mehr in das Gebiet der Morphologie, wie es Menger definirt, als andererseits auch das Wesen der generell bestimmten Erscheinungen nicht ohne Auffassung ihrer Wirksamkeit, die Wirksamkeit aber nicht ohne Auffassung des Causalzusammenhanges begriffen werden kann, der Causalzusammenhang aber sich als eine Relation zwischen den Erscheinungen darstellt.

Schon die Trennung zwischen Thatsachen einerseits, Theorie andererseits scheint uns richtigen methodologischen Grundsätzen zu widersprechen. Ein deutliches Gefühl hiervon verräth Menger in seiner These, dass die Morphologie der Grunderscheinungen zweckmässig mit der Theorie verbunden werden müsse. Allein in ähnlicher Weise, in welcher hier die Morphologie in die Theorie

übergreift, greift auch die Theorie in die Morphologie über. Aufgabe der Morphologie wäre nach Menger die Classification der realen Wirthschaftserscheinungen nach Gattungen, Arten, Unterarten und die Darstellung ihres generellen Wesens, die Beschreibung der Gemeinbilder der verschiedenen Gruppen gleichartiger Erscheinungen. Wir sehen somit, dass hier ein begriffliches Element von nicht zu unterschätzender Bedeutung in das Gebiet der Morphologie mit eingeht. Da sich zwischen der Morphologie einerseits, der Theorie andererseits begrifflich ein Phänomen darstellt, das in der Physik unter dem Namen der Endosmose und Exosmose bekannt ist, drängt sich uns der Schluss auf, dass das trennende Moment eine zu dünne Membrane ist, um zu den Zwecken constructiver Systematik verwendet zu werden. Wir sehen somit, dass die drei ersten Theile des Systems weder Nebenordnung noch Ueberordnung mit scharfer Abgrenzung aufweisen, sondern vielmehr zusammenfliessen, dass sie sich demnach gegen eine Eintheilung, wie sie von Menger versucht worden ist, sträuben, dass Wirthschaftsstatistik, Wirthschaftsgeschichte, Morphologie zur Theorie gehören.

Menger's systematologische Tetrachotomie krankt übrigens noch an einem principiellen Mangel. Die Oekonomik ist durch ihren Gattungsbegriff ein Ganzes; es gibt daher auch nicht Theile der Wissenschaft, in welchen jeweils ein anderer Standpunkt eingenommen werden könnte, etwa in der einen Disciplin der historische, in der anderen der exacte Standpunkt. Standpunkte kommen vielmehr nur in der Politik vor und entsprechen ihrem Parteileben; Wissenschaft dagegen muss über den Parteien stehen; sie ist daher die Zusammenfassung aller Standpunkte; sie hat ihre relative Berechtigung ins Auge zu fassen. Daher ist denn auch die Gleichberechtigung und Gegenüberstellung, die antithetische Coordination der exacten und realistischen Methode nicht unanfechtbar; geht man von den Phänomenen aus, dringt man durch sie zu den Begriffen vor, wendet man diese an, um die Gesetze zu finden und durch sie die Erfahrung zu beherrschen, so ist dieserart das realistische Moment mit dem exacten vereinigt; denn das exacte Moment hat als analytisches nur die Bedeutung einer Methode zur Klärung der Begriffe. Hat das Thatsächliche in die Theorie einzutreten, gehört es zu derselben als ihre Grundlage, als der Boden, auf dem sie zu fussen hat, so fragt es sich, in welchem Masse sie in das eigentliche Lehrgebäude einzugehen hätte. Die Oekonomik gibt darauf aus eigener Machtvollkommenheit und kraft der ihr eigenen Principien Antwort. Die Ermittlung von Thatsachen hat nur insofern einen Werth, als sie zum Aufbau einer Theorie dienen kann; damit ist auch

die Einsicht gegeben, dass Thatsachen nur so weit dargestellt zu werden verdienen, als sie dem Aufbau der Theorie förderlich sind. Auch die adäquateste Auffassung der Thatsachen kann nicht den letzten Zweck der Wissenschaften bilden, bei dem sie sich beruhigen könnte. Die Auffassung des Sinnenfälligen, möge man es nun als solches statistischer, wirthschafts-historischer oder morphologischer Natur betrachten, vermag dem wissenschaftlichen Streben den stärksten Anstoss zu verleihen, aber ihm nicht zu genügen; so wird man zur Theorie geleitet. Aber auch die Theorie ist es nicht, bei welcher sich das Denken beruhigen könnte; denn es wird durch seine eigenthümliche Bestimmung zu praktischer Bethätigung gedrängt. Wir gelangen solcher Art zu einer sehr wichtigen Einsicht, gegen welche gemeiniglich gesündigt zu werden pflegt; es ist dies eine Einsicht, die man füglich als ein Princip des ökonomistischen Denkens hinstellen könnte. Die Sammlung der Thatsachen ist durch die Theorie, die Theorie durch die Technologie, die Technologie durch die Praxis bezweckt; es ist eine Kette von Mitteln, welche schliesslich zur einsichtsvollen That zu führen hat, diese hat den höchsten und letzten Zweck der Oekonomik zu bilden. Ist diese Einsicht nicht eine blosse Ansicht, ist sie adäquat, so muss jeder Theil der Oekonomik als Mittel zu seinem Zwecke geeignet sein, muss jeder den späteren bedingen, jeder spätere durch den früheren bedingt werden. Mehr Thatsachen sammeln oder mehr Theorien zu gestalten, als in der Praxis anwendbar sein könnten, Theoreme zumal, die ihrer ganzen Natur nach nicht nützlich werden können, widersprechen, als unzweckmässig und unökonomisch, den Grundsätzen einer Wissenschaft, welche das Oekonomische und Zweckmässige zum Gegenstande hat. Dieser Grundsatz der ökonomistischen Systematik begründet uns in starker und nachdrücklicher Weise die Autonomie der Oekonomik; es zeigt sich in ihr, was sich in keiner anderen Wissenschaft bethätigt, dass sie ihre Ordnung nach ihren eigenen Grundsätzen regelt und im wahrsten Sinne des Wortes für sich selbst gesetzgebend ist.

Diese Anschauung dürfte den Thatsachen und Menger's Ueberzeugung selbst gerecht werden, denn Menger ist es, welcher in der modernen Oekonomik am wärmsten für eine Trennung von theoretischen und praktischen Wissenschaften eingetreten ist; demnach wäre gegenwärtig eine Disciplin ökonomistischer Natur immer entweder in die eine oder die andere gehörig; dies müsste zugleich für Wirthschaftsstatistik, Wirthschaftsgeschichte und Morphologie gelten. Sind sie aber nicht Disciplinen, welche in das Gebiet der ökonomistischen Theorie, auch nicht in das Gebiet der ökonomistischen Praxis gehören,

so sind sie überhaupt aus dem Gebiete der Wissenschaft abzuschaffen und lediglich als vortheoretisches Material zu fassen, welches allerdings ohne irgendwie einen wesentlichen Theil der Oekonomik auszumachen, aus statistischen, wirthschaftsgeschichtlichen und morphologischen Elementen bestehen mag. In beiden Fällen sehen wir die Tetrachotomie zu einer Dichotomie zwischen theoretischen und praktischen Wissenschaften zusammenschrumpfen. Ist es nämlich richtig, dass die Morphographie zweckmässig mit der Theorie verbunden wird, so ist es auch nothwendig, dass die Wirthschaftsstatistik und Wirthschaftsgeschichte, welche lediglich morphologischer Natur sind, mit ihr vereinigt werden! Bleibt sodann nur mehr der Gegensatz zwischen ökonomistischer Theorie und ökonomistischer Technologie übrig, so ergänzen diese Contraste einander.

III. Der Schnitt zwischen Theoretischem und Praktischem auf dem Gebiete der Oekonomik.

Wenn wir vom Sonnensystem sprechen, so haben wir dabei im Auge, dass der Fixstern mit seinen Planeten eine einheitliche Mannigfaltigkeit bilde, in der ein Zusammenhang des Verschiedenen und Getrennten vorwaltet. Derselbe Gedanke schwebt uns vor, mögen wir nun von einem Weltsystem oder dem System einer Maschine reden. Gleicht wissenschaftliches System einem solchen System in jedem Sinne? Sicherlich kann man eine gewisse Menge von ungeordneten Gedanken über einen bestimmten Gegenstand nicht ein System nennen. Ein solches liegt erst vor, sofern Erfahrungen, Beobachtungen, Erwägungen hinsichtlich einer Art von Gegenständen in ein gegenseitiges Verhältnis treten, sofern bei ihnen Ueber- und Unterordnung festzustellen ist, sofern das Einzelne nach bestimmten Grundsätzen aneinander gefügt und solcherart das Unzusammenhängenpe zu einem Ganzen umgebildet ist. Die Einheit eines Systems drückt sich in seinem Princip, die Einheitlichkeit eines Systems in seiner Widerspruchslosigkeit aus. Ein System ist somit in dem Masse vollkommen in dem es ihm gelingt, adäquate Einzelerkenntnisse zu einem widerspruchslosen Ganzen zu verknüpfen. Ein wissenschaftliches System unterscheidet sich jedoch durch einen wesentlichen Umstand von einem mechanischen. Wohl ist bei dem einen wie bei dem andern eine Einheit in der Mannigfaltigkeit vorhanden; dadurch eben sind beide

Systeme. Allein an allen aus materiellen Theilen bestehenden Systemen ist zu gewahren, dass die Theile miteinander im Verhältnis der gegenseitigen Uebereinstimmung und Abhängigkeit stehen und so im Nebeneinander sich ergänzen. Bei einem wissenschaftlichen System soll dagegen, was miteinander und zu gleicher Zeit wahr ist, in ein Nacheinander aufgelöst werden, dessen einzelne Theile sich als Glieder eines Organismus aneinanderschliessen. Dies ist nur dadurch möglich, dass immer vom Bedingenden zum Bedingten, oder umgekehrt, vom Bedingten zum Bedingenden fortgeschritten wird. Einen dieser Wege starr festzuhalten ist aber undenkbar, weil ein wissenschaftliches System nothwendig aus Theilen besteht, welche einander gegenseitig bedingen. Hieraus folgt, dass in jedem wissenschaftlichen System das ihm innewohnende Princip der gegenseitigen Abhängigkeit mit dem Princip der Darstellung, welches die gegenseitige Abhängigkeit nicht als etwas Gleichzeitiges zu bieten vermag, sondern in ein Nacheinander zwingen muss und nur eine einseitige Abhängigkeit vorzuführen im Stande ist, im Widerspruch steht.

Das wissenschaftliche System soll mithin mehr leisten als das der Sterne, kann aber den Forderungen, die man an es stellt, nicht gerecht werden. Der erste Grund hiervon liegt in dem Umstande, dass an das wissenschaftliche System hochgespannte Massstäbe angelegt werden, während es keinem Menschen einfällt, mit dergleichen Ansprüchen an ein kosmisches System heranzutreten. Hierzu tritt noch weiteres Moment. Auch das Sonnensystem ist nicht ein vollkommenes; die Bahn der einzelnen Planeten wird von versprengten Sternentrümmern durchkreuzt. Wir träumen von einer Harmonie der Sphären, aber auch in jenen Weiten, die irdischem Leid entrückt sind, bethätigt sich der Kampf ums Dasein, siegt das Stärkere über das Schwächere, und erst die geschehene Unterwerfung macht den Eindruck des Friedens. Sicherlich haben wir keinen Grund zur Zerknirschung, wenn das Gebilde aus Menschenhand auch nicht vollkommen ist. Die Maschine ist in gleichem Sinne ein System wie das wissenschaftliche. Allein in ihr fügt sich doch in die Einheit des Mannigfaltigen noch ein anderes Moment: das finale. Die Maschine ist nämlich eine zweckmässige Anordnung von Kräften, bei welcher der Zweck die Einheit, die Bestandtheile aber die Mannigfaltigkeit bilden. Auch die Maschine kann nur in einem gewissen Masse ihre Bestimmung erfüllen; ihre Entwicklungsfähigkeit spricht deutlich für ihre Unvollkommenheit. Ein Gedankengebilde zumal ist nicht wie ein Sternensystem das Ergebnis einer unmessbar langen Zeit, eines unendlichen Werdeganges, es ist nicht gleich einer Maschine das wohlüberlegte Resultat mannigfacher Experimente, die dem forschen-

den Geiste Hemmungen, Störungen, Fehler, Widersprüche im Gebilde verrathen; es ist von einem concreten, endlichen, mehr oder weniger beschränkten und unvollkommenen Geiste, im besten Falle während einiger Lustren ersonnen: nur in den seltensten Fällen ist ein solches System das Ergebnis eines ganzen Lebens, das, auch wenn es lange dauert, nur eine kärgliche Zeitspanne ausfüllt; die Erwägungen, aus denen es sich gestaltet hat, konnten gemeiniglich nur durch die Logik eine Gewähr für ihre Wahrheit erlangen. Und noch mehr! Ein wissenschaftliches System ist in den seltensten Fällen das Ergebnis einer Arbeit, welche sich in einem Bewusstsein vollzogen hat. Wenn das Werk auch nur von einem Einzelnen herrührt, so haben auf ihn doch mannigfaltige Einflüsse, welche theils aus der Vergangenheit, theils aus der ihn umgebenden Gegenwart stammen, eingewirkt. Diese Einflüsse stehen gemeiniglich im Widerspruche zu einander; der Intellekt, in dem sie ihre Triebkraft bekunden, vermag eine durchgängige Einheitlichkeit seiner Anschauungen nie zu bewerkstelligen. Wohl ist zwar Jeder denselben psychologischen Gesetzen unterworfen. Aber nach diesen Gesetzen suchen in Jedem andere Anlagen andere Thatsachen des Bewusstseins zu klären; daher haben denn auch bei Jedem Vorstellungen von wissenschaftlicher Bedeutung verschiedenen Inhalt. So entwickeln sich in jedem concreten Autor gewisse Einseitigkeiten, Uebertreibungen, Entartungen, Widersprüche, Fehler, welche oft als die Schattenseiten vorhandener Vorzüge zu begreifen und zu entschuldigen sind.

Damit kann nicht gesagt sein, dass die Systembildung überflüssig oder der Wissenschaft schädlich wäre. Es ist vielmehr nothwendig, die wissenschaftlichen Erkenntnisse systematisch zusammenzufassen, um den Erklärungsbestrebungen ein Ziel zu setzen, ihnen bestimmte Formen zu gewähren, um Fortschritte über das Gegebene hinaus zu vollziehen und durch Irrthümer sogar wieder zu weiteren Fortschritten Veranlassung zu bieten. Wenn auch ein vollkommenes System unmöglich ist, so müssen wir doch immer ein Neues zu Tage fördern, im Bestreben, der Vollkommenheit näher zu kommen, obwohl wir wissen, dass sie nicht zu erreichen ist. Es ist ferner in gewissem Sinne von Vortheil, dass wir nur Unvollkommenes bieten können. Denn nur unter dieser Voraussetzung können wir hoffen, verstanden zu werden.

Allein, wie gross auch der Antheil des Persönlichen in der Wissenschaft sei, es kann doch nicht behauptet werden, dass alle möglichen Systeme gleichartig wären und lediglich die Bedeutung von subjectiven Ansichten hätten. Es kann vielmehr eines Vorzüge vor dem anderen voraus haben. In der That sehen wir, dass sich zu jeder

Zeit gewisse Vorstellungsgebilde an die Spitze der wissenschaftlichen Bewegung stellen und eine führende Kraft bewähren. Dies kann nur in dem Masse geschehen, in dem sie verschiedene Forderungen erfüllen. Sie müssen zunächst einfach und zeitgemäss sein, sie müssen weiters entwicklungsgeschichtlich hervorgetretene Anschauungsgegensätze derart vereinigen, dass die früher feindlichen Kräfte sich als begründete, aber einseitige Auffassungen ergänzen. Dies ist aber nur möglich, sofern der Forscher den vor ihm zurückgelegten Erkenntnisweg nicht als einen durchwegs irrigen auffasst, sondern es unternimmt, die Wissenschaft, der er den Abschluss nicht zu geben vermag, wenigstens um ein Stück weiter zu führen. Wem dies gelingen soll, der hat keineswegs nachzuweisen, dass Alle, die vor ihm über denselben Gegenstand gedacht und geschrieben haben, Thoren, sondern dass sie für ihre Zeit Weise waren. Ein angemessenes wissenschaftliches System kann demnach nur von Dem errichtet werden, der das Erbe der Väter erwirbt, den Erkenntnisbestand der Disciplin zusammenfasst und das Verschiedene zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft. Dies ist ohne grosse Mühe nicht zu leisten. Treffliche Einzeleinfälle haben zu diesem Zwecke keinen Werth, denn die besten Aperçus sind nur Randbemerkungen, nicht aber Text der Wissenschaft. Aperçus verhalten sich zu einem System wie Laich zur Leibesfrucht eines Säugethieres. Dort eine Fülle von Keimen, von welchen die meisten zum Untergange, wenige nur zur Reife bestimmt sind; hier ein in sich geschlossener Organismus, der wohl mangelhaft sein kann, sicherlich auch unentwickelt und unvollkommen, aber doch bereits Das ist, was jene erst werden können.

Der echte Systematiker erweist der Wissenschaft durch seine Thätigkeit grosse Dienste. Er weiss, dass noch so gelungene Anordnung des gegebenen Lehrstoffes nicht als eine Bereicherung desselben durch wirkliche Einsichten zu betrachten sei. Er weiss, dass wissenschaftlicher Hochsinn, der Alles überschauen will und dem es an weiten Perspectiven gelegen ist, sich nach oben gezogen fühlt, wissenschaftlicher Tiefsinn, der Alles ergründen will, wühlt in den Abgründen und will von jedem Punkte der Oberfläche zu dem gemeinsamen Mittelpunkte vordringen. In der Höhe aber versagt der Athem, in der Tiefe erlischt das Licht. So wird denn der Systematiker sich vor Augen halten, dass er nicht nur Bekanntes in eigener Anordnung darzustellen, sondern Neues in neuer Ordnung vorzutragen habe. Er wird versuchen, neuen Wein in neue Schläuche zu giessen.

Wir haben in jenen Ausführungen, die der Entwicklung der ökonomistischen Systematologie gewidmet wären, wahrgenommen, dass sich

die Anschauungen hinsichtlich der ökonomistischen Systematik verändern. Versuchen wir es nun, den treibenden Grund jener Umbildungen ausfindig zu machen. Die Oekonomik beginnt als eine tumultuarische; sie wandelt sich allmälig in eine fragmentarische um. Aus dem Fragmentarischen wird ein Cohärentes, das noch nicht System genannt werden kann, weil es mehr Mannigfaltigkeit in der Einheit, als Einheit in der Mannigfaltigkeit bekundet. Die Oekonomik sucht also von einer Stufe zur anderen wissenschaftlicher zu werden. Wissenschaftlicher werden heisst jedoch, da alle Wissenschaft ein durch und durch Zweckmässiges ist, zweckmässiger werden. Sucht die Oekonomik sich aber dadurch, dass sie zweckmässiger wird, zu entwickeln, so zeigt sich das wohl überaus Bedeutsame, dass die plastische Kraft, vermöge welcher die Oekonomik sich organisch zu gestalten, somit zu gliedern strebt, ihrer Natur nach eine lediglich ökonomistische ist. Dies ist ein Moment, das uns den Vorrang der Oekonomik vor anderen Wissenschaften von einer neuen Seite aus würdigen lehrt. Denn während alle anderen Wissenschaften sich mehr oder weniger heteronom zeigen, indem sie sich aus vornehmlich logischen Gründen gliedern, ordnet die Oekonomik ihre Anschauungen nach dem ihr eigenen Gesichtspunkte der Zweckmässigkeit. Sie ist innerlich consequent. Denn sie führt an sich selbst durch, was sie lehrt: die Arbeitstheilung. Sie borgt nicht von anderen Disciplinen, sie ist autonom. Die Anschauung, dass die Oekonomik ihrem Wesen nach Technik sei, wie dies von den Mercantilisten, von Smith und auch von jenen Oekonomisten der historischen Schule, welche die Berechtigung der Theorie negiren, vertreten wird, stellt sich als unökonomistisch heraus. Sie ist nämlich unzweckmässig. Denn Technik ohne Einsicht in die Natur der causalen Zusammenhänge, vermag nicht zum Ziele zu führen; man muss die Gesetze kennen, ehe man daran geht, sie zu benutzen. So ist denn alles Technische nur auf Grund theoretischer Durchdringung des Gegenständlichen möglich. Im wirthschaftlichen Leben des Einzelnen wird sich wohl immer ein lebendiger, aufgeweckter Geist, der die eigenen Zwecke und die eigenen Mittel nicht aus dem Auge verliert und sich an das Nächste und Greifbarste hält, am besten bewähren. Wo es aber das Heil der Gesammtheit betrifft, da hüte man sich vor jenem Walten, das instinktmässig das Richtige zu treffen wähnt. Das wirthschaftliche Leben der Menge ist zu complicirt, als dass es möglich wäre, in dasselbe ohne Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen gedeihlich einzugreifen. Unser Intellect, bestimmt, dem Einzelnen zu dienen, ist für seine beschränkten Zwecke in hohem Masse geeignet. Wo er über seine natürliche Funktion hinausgreift,

kann er dies mit einigem Erfolge nur thun, sofern er das Princip der Zweckmässigkeit nicht verlässt, und an der Hand der mit diesem verbundenen Causalität fortschreitet. Wer für sich sorgen will, der findet in seiner Erfahrung hinreichenden Rückhalt. Wer für die Menge sorgt, muss aus der Menge heraus denken. Er muss die cumulative Causalität hinsichtlich der Massenerscheinungen zu beurtheilen wissen und er muss Einsicht in die Gesetze des wirthschaftlichen Gesammtlebens besitzen. Wie fragwürdig aller Rath ohne Einsicht ist, das zeigt sich so recht an den Vorschlägen zur Hintanhaltung der Uebervölkerung. Oekonomik, die nur praktisch sein will, verfehlt ihre Ziele, sie wird unpraktisch, weil sie über die Mittel zu ihren Zwecken nicht zu verfügen vermag. Praktische Oekonomik, die nicht von theoretischer Durchbildung getragen ist, kann daher nur als ein ödes Besprechen thatsächlicher Umstände, als ein lallendes Vortragen von halbverstandenen Wünschen, als ein unartikulirter Ausdruck dunkler wirthschaftlicher Schmerzgefühle betrachtet werden. Wendet sich solche Oekonomik zur That, so vermag sie im besten Falle nicht mehr zu leisten, als Exorcismus, der ohne Einsicht in die Natur der Uebel, die er behandelt, ins Zeug geht und, als Aberglaube, die pathologischen Erscheinungen mit Alräunchen und ähnlichen Sympathiemitteln heilen will. In anderen Fällen wird Einsichtslosigkeit, die am öffentlichen Leben herumcurirt zur bösartigsten aller socialen Krankheiten: sie schüttet das Kind mit dem Bade aus, sie erschlägt Den, von dessen Stirne sie eine Fliege verjagen will; ihre Diagnose ist eine Gefahr, ihre Indication ein Verhängnis, ihr Heilmittel eine Katastrophe. Sie würde nicht so unheilvoll wirken können, gäbe es nicht immer Leute, welche rufen, die Welt gefalle ihnen nicht, man solle sich doch um des Himmels willen bemühen, sie so umzugestalten, dass sie ihren Beifall erringe. Unzufriedenheit ist leicht zur Schau getragen; sie bildet den Beruf des Kannegiessers; geeignete Massregeln fordern, ist bequem, sie angeben, das ist die Kunst.

Jenen, die von den gesetzlichen Zusammenhängen der ökonomistischen Erscheinungen nichts wissen wollen und nur verlangen, dass in irgend einer Weise gedeihlich in das wirthschaftliche Getriebe des Wirthschaftslebens eingegriffen werde, die somit eine in sich wiedersprechende und daher unmögliche Forderung erheben, steht die Schar jener Anderen gegenüber, die in der Theorie eine blosse Darlegung von Gesetzen erblicken, nach welchen sich das wirthschaftliche Leben bewegt. Die Läugnung alles Theoretischen wiederlegt sich allerdings von selbst, denn auch die Ansicht, dass es keine Theorie gebe, ist eine Theorie. Schwieriger verhält es sich mit jener an Hobbes gemahnen-

den Auffassung, welche die Wissenschaft als Selbstzweck betrachtet und wähnt, der Theoretiker hätte lediglich zu beobachten und zu constatiren. So weit getriebener theoretischer Rigorismus entfremdet die Wissenschaft, die aus dem Leben quillt, dem Leben selbst. Wäre Theorie allein Wissenschaft, so ergäbe sich alsbald die Frage, ob eine praktische Richtung derselben, ob eine praktische Oekonomik überhaupt als Wissenschaft möglich wäre, ob von einem ökonomischen Sollen mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit gesprochen werden dürfte. Könnte nämlich das Sollen überhaupt keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, so müsste man sich füglich fragen, was dann die Wissenschaft nütze, wozu sie überhaupt auf der Welt da sei? Das Sonnenlicht des Lebens zertheilt solche Begriffsnebel, die aus der dumpfen Gelehrtenstube aufqualmen. Das Leben verwendet wissenschaftliche Ergebnisse, und zeigt damit, dass die Wissenschaft nicht als ein Nutzloses für sich da ist, sondern für das Heil der Menschheit.

Ist es nun unmöglich, die Oekonomik als blosse Technik, unmöglich andererseits, sie als blosse Theorie zu erfassen, so ist es geboten, sie als eine Vereinigung beider zu betrachten. Betrachtet man sie als die Vereinigung beider, so ist nothwendig weiters zu erwägen, wie diese Vereinigung gedacht werden könnte. Wird erwogen, wie diese Vereinigung gedacht werden könnte, so wird die Beziehung zwischen Theoretischem und Praktischem erörtert. Weder die Anforderungen des sittlichen Rigorismus, welcher heischt, das Thun des Handelnden möge so eingerichtet sein, dass es seinen Tadel nicht verdient, noch auch die rüde Versicherung des Routiners, er könne sich solchen Raths füglich entschlagen, mögen der Menschheit gedeihliche Förderung bringen. Es ist vielmehr angemessen, dass man sich über das gegenseitige Verhältnis, welches auf dem Gebiete der Oekonomik das Theoretische mit dem Praktischen verknüpft, klar werde.

Betrachten wir zunächst jene Momente, welche die ökonomistische Theorie von der ökonomistischen Technologie trennen. Da unser Denken ein ausschliesslich zweckmässiges ist, und unsere Erkenntnis bestimmt ist, uns als zweckmässige zu fördern, ist auch die Wissenschaft nur im Hinblick auf ihre mögliche Anwendbarkeit vorhanden und hat nur in Ansehung dieser einen Werth. Wenn demnach auch der Theorie eine praktische Bedeutung zukommt, so ist hieraus nicht der Schluss zu ziehen, dass theoretische und praktische Oekonomik gleichbedeutend wären. Es kann hieraus vielmehr nur folgen, dass die Anwendung der Wissenschaft etwas anderes sei, als diese selbst. Wissenschaft hat nämlich Ursachen und Wirkungen durch Gesetze zu verknüpfen. Es ist demnach nicht ihre erste Aufgabe, zu gegebenen

Zwecken Mittel zu suchen. Somit hat denn auch die Oekonomik zunächst festzustellen, in welcher Art ökonomiche Erscheinungen als zweckmässige Handlungen gesetzmässig wirken. Wer andererseits festzustellen sucht, was geschehen soll, der geht vom Erkennen, welches allein Ziel und Gegenstand der Theorie ist, zum Handeln, zur Praxis über. Solcher Uebergang ist entweder ein unmittelbarer oder ein vermittelter, jedenfalls aber ein von der Theorie fort- und zur Thätigkeit selbst hinführender. Da nun Jener, der handeln will, die Theorie verlassen und benutzen muss, um sie in That umzusetzen, ist Theorie praktisch, soferne sie Mittel zu dem Zwecke der Praxis überhaupt ist, dagegen nicht praktisch, soferne sie mit ihrem Zwecke, als Mittel, nicht identisch ist. Sie ist aber in keinem Falle unpraktisch, wie Viele wähnen, weil ihre Ergebnisse möglicher Weise nützlich werden können. Um sie aber in Wirklichkeit nützlich zu machen, ist es nothwendig, die Theorie auf besondere Umstände anzuwenden und in Erwägung zu ziehen, wie, gemäss den allgemeinen theoretischen Einsichten, bestimmte Ziele durch positive Handlungen verwirklicht werden können. Dies ist die Hauptfrage der technischen Ueberlegung; solche technische Ueberlegung aber mit der Theorie zu verwechseln, ist ein methodologischer Missgriff. Denn nicht nur ihren Zwecken, auch ihren Mitteln nach sind Theorie und Technik von einander verschieden. Auf dem Gebiete der Theorie herrscht nämlich der Schluss von der Wirkung auf die Ursache, also der regressive, der von einem gegebenen Zustande auf den früheren zurückschreitet, auf dem Gebiete der Technik dagegen waltet der Schluss von der Ursache auf die Wirkung, also der progressive, von dem gegebenen Zustande auf einen späteren.

Wenden wir uns nun jenen Beziehungen zu, welche die ökonomistische Theorie mit der ökonomistischen Technologie verknüpfen. Aristoteles hat die Erscheinungen im Staate danach unterschieden, ob sie „physisch“ oder „thetisch“ wären, durch die Natur des Menschen oder durch seine Willenshandlungen entständen. In der Oekonomik ist alles Physische zugleich ein Thetisches, zumal es in der Natur des Menschen liegt, zu handeln, und alles Thetische ein Physisches, zumal alle Willens handlung sich aus der Natur des Menschen ergibt. Die grosse Schwierigkeit, auf dem Gebiete der Oekonomik das Theoretische vom Praktischen zu trennen, beruht demnach darauf, dass in ihrem Bereiche das Denken und das Handeln nicht auseinander fällt wie bei anderen Wissenschaften, dass vielmehr Oekonomik nur das Denken über das Handeln bedeutet. Sie hat es mit causalen Zusammenhängen, die sich zu zweckbewussten Handlungen entwickeln, zu thun; sie erörtert mithin regressiv ein Progressives. Das Erwägen, das Zweck und Mittel zu ver-

knüpfen strebt, es ist selbst, sammt seinem Inhalte, Gegenstand des ökonomistischen Forschens. In der Oekonomik stehen somit Theorie und Praxis nicht in einem feindlichen Gegensatz zu einander, in ihr vermählen sich die beiden einander gegenüberstehenden Elemente zu einer höheren Einheit. Die Oekonomik sieht in der Theorie Etwas, das nur auf Grund des thatsächlichen Handelns und für dasselbe gebildet ist, in der Praxis dagegen Etwas, das nur auf Grund der Theorie dauernde Berechtigung hat. Man weiss erst ganz, was man will, wenn man weiss, was man kann. Das Finden der wirthschaftlichen Gesetze ist Sache der Theorie; die praktischen Folgerungen derselben hat eine Disciplin zu ziehen, die von der Theorie abhängt, die Technologie.

Die Uebertreiber des an Hobbes gemahnenden Theorismus auf dem Gebiete der Oekonomik irren demnach, sofern sie glauben, es sei des Theoretikers unwürdig, die mögliche praktische Verwerthung seiner Einsichten ins Auge zu fassen. Vielmehr liegt gerade in der Möglichkeit, praktisch zu werden, der alleinige Werth einer adäquaten Theorie. Die Uebertreiber des Baconismus irren andererseits, sofern sie glauben, in Aenderungsvorschlägen bezüglich des Bestehenden allein liege wissenschaftliches Verdienst. In solchen Vorschlägen birgt sich vielmehr nur dann ein werthvoller Kern, wenn sie sich auf genaue Einsicht in die Folgen, welche die Befolgung des Vorschlags nach sich ziehen könnte, stützen, wenn sie somit auf theoretischer Erkenntnis fussen. Einsicht in die Wirksamkeit jeder Ursache ist die unerlässliche Bedingung für ein vernünftiges Wollen und ein vernünftiges Gebieten. Die gute Absicht genügt nicht. Man muss wissen, was man bezweckt, wissen, wie und warum das angestrebte Ziel erreichbar ist oder unerreichbar bleiben muss. Wir vermögen in das Getriebe der Preisbildung nicht einzugreifen, wenn wir nicht wissen, von welchen Bestimmungsgründen der Preis überhaupt abhängen mag. Wir wissen nicht, von welchen Bestimmungsgründen der Preis abhängt, wenn wir die Werthbildung nicht begreifen. Wir sehen somit klar, dass die Forderung einer ökonomischen Praxis indirekt die Forderung einer ökonomistischen Theorie in sich birgt. Ob dieselbe nun hartherzig oder mitleidvoll erscheine, ob sie das Wohlwollen oder den Missmuth der leidenden Menschen, die sich im Schweisse ihres Angesichts um das tägliche Brot mühen, errege — gleichviel! Wenn wir die wirthschaftlichen Vorgänge als unabwendbare erkennen und Das, was uns krankhaft erscheint, als eine nothwendige und unabweisliche Folge der ökonomischen Prozesse erfassen, so muss uns diese Erkenntnis wohl oder übel gefallen; wir müssen die Gesetze des Wirthschaftslebens hin-

nehmen wie die der Natur: ohne zu tadeln und ohne zu mäkeln. Es entspricht dem wahren Baconismus, wenn wir sagen; dass mit der Bejahung der Theorie nicht nothwendig eine Verneinung der Technologie gegeben sei; mit dem Streben nach einer im Leben verwerthbaren, nach einer praktischen Wissenschaft, nach einer ökonomistischen Technologie, ist andererseits nicht eine Verneinung der Theorie gegesetzt. Nichts ist auch irriger als die Anschauung, dass Theorie nothwendig unpraktisch sein müsse. Im Gegentheil: theoretische Oekonomik ist nichts anderes als Theorie der Praxis. Die Theorie besitzt somit einen höchst praktischen Werth. Die theoretische Oekonomik ist es erst, welche eine praktische ermöglicht, und die praktische Oekonomik erst bedingt eine ökonomische Praxis. Oekonomische Praxis ohne Einsicht in die gesetzlichen Zusammenhänge der Erscheinungen vermögen wir nicht zu schätzen: Energie ohne Erkenntnis der Grundsätze ist eine blind wirkende Kraft. Wie berechtigt diese Anschauung ist, erhellt auch aus dem Umstande, dass jeder Praktiker in seinem Berufe von gewissen Grundsätzen ausgeht, die ihm Surrogate des theoretischen Verständnisses bilden. Diese Grundsätze werden allerdings den Thatsachen nur in unzureichender Weise gerecht. Denn Wissenschaft ist nur insofern eine solche, als sie theoretisch ist; Handeln ohne theoretische Grundsätze kann nicht wissenschaftlich genannt werden. Bedeutet die Wissenschaft in Wahrheit Beherrschung der Erscheinungswelt durch Begriffe und schliesst Beherrschung die Benutzung der Erscheinungswelt zu Zwecken in sich, so ist die Erkenntnis der Erscheinungswelt Voraussetzung der Wissenschaft, aber nicht diese selbst. Der Weg von der Erscheinung zur Praxis führt somit durch die Theorie und nur durch sie. Erst wenn man weiss, in welcher Weise einmal gesetzte Thatsachen wirken, tritt an den menschlichen Willen die Frage heran, ob die zu gewärtigenden Erscheinungen mit seinen Zwecken übereinstimmen. Und erst dadurch, dass man weiss, in welcher Art jede gesetzte Erscheinung wirkt, ist man in der Lage, durch planvolle Setzung von Wirksamkeiten wirthschaftliche Veränderungen hervorzurufen, welche den Verlauf der Causalität den Absichten des Handelnden gemäss zu gestalten vermögen. Das wirthschaftliche Denken ist demgemäss praxis in thesi, wirthschaftliches Handeln auf Grund der Erkenntnis concreter Zustände praxis ex thesi. Theorie ist virtuelle Praxis, Praxis actuelle Theorie.

Soll nun das praktische Moment vom theoretischen einerseits getrennt, andererseits mit demselben verbunden sein, so kann dieser widersprechenden Forderung nur dann Genüge geleistet werden, wenn das Praktische zum Theil des Systems gemacht wird und solcherart

die Einheit des Verschiedenen gewahrt wird. Indem wir dieserart theoretische und praktische Oekonomik von einander trennen und der einen die Einsicht in die thatsächlichen Vorgänge, der anderen die Anwendung dieser Einsicht auf das Leben zuweisen, vollziehen wir die wichtigste Cäsur innerhalb der ökonomischen Wissenschaft. Denn dadurch, dass wir die Oekonomik nicht als eine nur theoretische oder nur praktische oder zugleich theoretische und praktische Wissenschaft auffassen, sondern als eine Disciplin, die in einem bedingenden Theile theoretisch, in einem bedingten Theile praktisch ist, construiren wir die Oekonomik nach Analogie anderer Wissenschaften. Aber diese Analogie kann sich nur auf das Verhältnis der Theile beziehen, es lässt jedoch keine wie immer geartete Herrschaft anderer Wissenschaften innerhalb der Oekonomik zu. Die Physik stellt die Gesetze des Naturgeschehens fest. Sie überlässt die Grundsätze, nach welchen diese Gesetze für das praktische Leben zu verwerthen wären, der Technologie, welche sich vermittelnd zwischen Physik und Technik einschiebt, der Lehre von den Erfahrungen, welche hinsichtlich der Kunst, die physikalischen Gesetze anzuwenden, gemacht worden sind. In aller Technik handelt es sich um Anwendung zweckentsprechender Mittel, um Klugheit, nicht um Weisheit, in aller Technik liegt die Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze auf die Erfordernisse des Lebens. Ein Blick auf die Medicin lehrt uns, dass sie längst ihre Aufgaben in einer Weise erfasst hat, zu welcher die Oekonomik erst herangebildet werden muss. Wir verweisen auf sie nicht etwa, weil die Gesellschaft ein Organismus wäre wie der menschliche Körper, sondern weil auch sie eine im wahrsten Sinne des Wortes praktische Wissenschaft ist. Die ökonomistische Theorie ist gewissermassen die Physiologie der Gesellschaft. Fassen wir die Uebel, an denen das Wirthschaftsleben zu jeder Zeit zu kranken scheint, ins Auge, so stellt sich uns ein Complex von Erscheinungen dar, welchen wir gewissermassen als die Pathologie der Gesellschaft bezeichnen könnten. Die Frage liegt nun so: kennen wir die Gesetze des Wirthschaftslebens und sind dieselben durchwegs vom Charakter der Nothwendigkeit erfüllt, so läuft aller Rath, den die Wissenschaft zu bieten vermag, darauf hinaus, es sei nach den Gesetzen der Oekonomik zu leben. In diesem Falle liesse sich aus der Oekonomik lediglich eine prophylaktische Hygiene, eine ökonomistische Diätetik ableiten. Eine zweite Möglichkeit bietet eine andere Perspective. Gibt es in dem Körper der Gesellschaft krankhafte Umbildungen und Entartungen, so fragt es sich, ob sie nicht zu unterbinden und solcherart zu atrophiren wären? Welche Erscheinungen das wirthschaftliche Leben auch bieten möge, sie haben alle ihren zu-

reichenden Grund. Haben wir diesen einsehen gelernt, haben wir auch den vollen Einblick in die alle wirthschaftlichen Erscheinungen verknüpfende Causalität gewonnen, sind wir also im Besitze einer Wirthschaftstheorie, so werden wir in ihr möglicherweise die Mittel finden, dieser Entartungen und Verwilderungen Herr zu werden, indem wir nach dem Grundsatze: „tolle causam“ verfahren. Das Dringendste wäre also, zu praktisch-therapeutischem Zwecke die Causalität zu erforschen, um darüber ins Reine zu kommen, ob eine bestimmte, uns missliebige Erscheinung durch irgend eine andere, von uns absichtlich gesetzte Ursache mit Erfolg aufgehoben werden könne, und ob dann durch unseren Eingriff nicht ein anderes und vielleicht schlimmeres Uebel hervorgerufen würde.

IV. Die Systematik auf der Basis des Zweckmässigkeitsprincipes.

Die Eintheilung der Oekonomik in eine theoretische und technologische ist von der Zweckmässigkeit geboten, weil die Zwecke der Oekonomik nicht durch die praktische Oekonomik allein und ohne Grundlage der theoretischen erreicht werden können. Vor die Theorie tritt aber wieder eine sie bedingende Disciplin, die Methodologie; ihr Gebiet haben wir nahezu durchmessen. Ihre Stellung im System ist gleichfalls durch das Princip der Zweckmässigkeit bestimmt. Die Methodologie ist zu einem besonderen Zwecke da: sie hat darzuthun, wie zunächst eine adäquate Ausgestaltung der ökonomistischen Theorie, wie weiters eine ökonomistische Technologie der politischen Oekonomik möglich wäre: sie ist vornehmlich dazu da, festzustellen, wie ökonomistische Erkenntnisse gewonnen werden könnten. Die Theorie hat ihrerseits den Zweck, zu Grundsätzen ihrer praktischen Anwendung zu führen. Diese Grundsätze haben schliesslich den Zweck, angewendet zu werden. Ein solches System ist ein innerlich geschlossenes, denn die Eingriffe in das Leben können auf zweckmässige Weise nur durch Anwendung von Grundsätzen bewerkstelligt werden; Grundsätze bezüglich der Anwendung theoretischer Einsichten sind nur durch eine Theorie möglich; die Theorie aber ist in zweckmässiger Weise nur auf Grund methodologischer Untersuchung zu entwickeln. So stellt sich uns ein dreigliedriger Bau dar: Methodologie, Theorie, Technologie. Diese architektonische Gliederung

findet ihre Basis in dem Grundsatze, dass es gewisse ökonomistische Erkenntnisse geben müsse, welche andere bedingen; die bedingenden Erkenntnisse müssen naturgemäss früher vorgetragen werden, als die bedingten.

Die Gliederung der Oekonomik in Methodologie, Theorie und Technologie hat weiters eine tiefere Bedeutung, welche wir nicht unerwähnt lassen können. Betrachten wir die Eintheilung der Philosophie näher. Plato theilte die Philosophie in Logik, Physik und Ethik ein. Welcher der Sinn dieser Eintheilung gewesen, geht schon daraus hervor, dass die Logik den Epikuräern bereits nur für die Physik, die Physik nur für die Ethik vorhanden war. Aristoteles, dessen Geist immer damit beschäftigt war, das Wissen zu erweitern, gibt sich nicht gerne damit ab, es zu ordnen und einzutheilen. Seine Eintheilungen der Philosophie insbesondere weichen von einander ab. Er unterscheidet wohl theoretische und praktische Wissenschaft, doch spricht auch er von drei wesentlichen Theilen der Philosophie, von Logik, Physik, Ethik. Er legt auf diese Eintheilung keinen besonderen Werth, er spricht sich sogar wiederholt gegen jede Systemisirung der Erkenntnisse aus. Man kann aber immerhin annehmen, dass ihm die Trennung der Philosophie in eine theoretische und praktische als eine nothwendige erschien. Unter den Aristotelikern des Mittelalters befestigt sich die Dreitheilung der Philosophie. Albert der Grosse sieht in der Logik eine vorbereitende Philosophie, in der theoretischen, welche seiner Ansicht nach in Metaphysik, Mathematik und Physik zerfällt, die eigentliche, in der Ethik die praktische Philosophie, die Anwendung der theoretischen auf das menschliche Leben. Die Trennung der Philosophie in eine theoretische und praktische findet sich in der Neuzeit nicht nur bei Wolff und Kant vor, sie wird vielmehr bis zu Herbart festgehalten. Die Oekonomik tritt nun an die Stelle der Philosophie; sie hat deren Form mit neuem Leben zu erfüllen; aber verwandter Inhalt erzeugt verwandte Gestalt. Die Oekonomik ist die Tochter der Philosophie; eine Tochter ist ein von der Mutter verschiedenes Wesen, das trotz dieser Verschiedenheit sich als Kind der Mutter zeigt und demgemäss nicht nur in gewissen Charakterzügen, sondern auch in der Gestalt Aehnlichkeiten mit der Erzeugerin aufweist. In dieser Hinsicht ist es kennzeichnend, dass die einzig mögliche Gliederung der Oekonomik die der Philosophie selbst ist, welche die Oekonomik überkommt.

Die Methodologie tritt an die Stelle der Erkenntnislehre; sie ist ökonomistische Erkenntnislehre; sie hat zunächst zu untersuchen, was der Oekonomist im Wirthschaftsleben wahrnehme, was er an den ihm

gegenständlichen Erscheinungen ergründen könne; sie hat diese Erscheinungen nicht als gegeben anzunehmen, sondern auf das denkende Subject zurückzugehen und die gesetzliche Art und Weise festzustellen, in welcher die Erscheinungen auf sein Bewusstsein wirken; sie hat dem Forscher die Gesetze des ökonomistischen Denkens festzustellen ehe er daran geht, das Thatsächliche zu beobachten und zu begreifen; sie hat ihm zu zeigen, auf welche Art er das am Thatsächlichen beobachtete und begriffene zu einer Wissenchaft gestalten könne. Die Theorie tritt hinwieder an die Stelle der ontologischen Naturphilosophie; sie hat, wie die Methodologie auf das denkende Subject der Forschung, auf das handelnde Subject des wirthschaftlichen Lebens zurückzugehen; ihr Held ist nicht mehr der Oekonomist, der sich auf sich selbst, auf seine forschende Thätigkeit besinnt, sondern vielmehr der Wirthschafter selbst, der bestrebt ist, für seine Zwecke zu sorgen. An die Stelle der Ethik schliesslich tritt die politische Oekonomik, sie ist die Lehre vom wirthschaftlichen Sollen; sie geht nicht auf das sollende Subject zurück; denn welches Subject irgend etwas thun soll und was es thun soll, das wird vom Subjecte bestimmt, welches das Sollen auslöst, welches befiehlt und anordnet. Der Held der politischen Oekonomik ist die sich nach ökonomistischen Grundsätzen ordnende Gemeinschaft. So wird denn zunächst die Möglichkeit ökonomistischer Erkenntnis erörtert; dann die ökonomistische Erkenntnis gesucht, endlich die Anwendbarkeit wirthschaftlicher Erkenntnis auf das Leben zum Gegenstande der Forschung gemacht.

1. Die Gliederung der theoretischen Oekonomik.

Das Hauptproblem, das uns des Weiteren entgegentritt, besteht in der Gliederung der Theorie. Wollen wir sie bewerkstelligen, so müssen wir uns vor Augen halten, dass eine noch so umsichtige Ansammlung von wirthschaftlichen Thatsachen nicht eine wirthschaftliche Theorie bilden kann, so wenig ein noch so scharfer Anlauf als Sprung zu erachten ist. Ein wesentlicher Grund hievon, welchen wir erst jetzt nach Gebühr schätzen können, liegt in dem Umstande, dass Thatsächliches concreter Natur nicht unmittelbar praktisch werden kann. Denn in einer concreten, in der Wahrnehmung haften bleibenden Erkenntnis liegt kein Impuls, welcher den Wirthschafter für alle Zukunft zu bestimmen vermöchte; die Möglichkeit einer Anwendung der aus dem Gegebenen geschöpften Erfahrungssätze ist vielmehr nur durch Grundsätze gegeben; diese aber sind nicht in der Wahrnehmung zu finden, sondern müssen aus ihr erst geholt werden.

Das Princip der Zweckmässigkeit hat uns dahin geführt, die Oeko-

nomik als ein dreifach gegliedertes Ganzes zu erfassen, es hat uns den Stoff der Erkenntnis derart geordnet, dass das Bedingte auf das Bedingende folgt. Die Zweckmässigkeit liegt aber der ökonomistischen Erscheinung zu Grunde; sie ist der geeignetste Ausgangspunkt für die Gliederung der Theorie. Der Begriff des Gutes vermag uns nicht einen adäquaten Eintheilungsgrund zu bieten, denn es ist offenbar, dass das Gut selbst nur eine ökonomische Erscheinung unter anderen genannt werden kann. Dasselbe gilt von den übrigen Grunderscheinungen der Oekonomik. Würden wir die wirthschaftliche Erscheinung, die uns als eine eigenartige Beziehung zwischen einem Zwecke und einem entsprechenden Mittel klar geworden und uns somit die Elemente des Wirthschaftlichen in einer höheren Einheit darstellt, nicht als Basis der Untersuchung acceptiren, so würden wir uns veranlasst fühlen, anzunehmen, dass es sich in der Oekonomik um Zweierlei handle, um eine Theorie nämlich, die den Menschen, um eine andere, welche die Dinge, um eine endlich, welche das Verhältnis zwischen beiden zum Gegenstande hätte. Wir würden vermuthen, die erste befasse sich nur mit der Bevölkerungslehre, die andere nur mit den zum Vermögen geeigneten Gegenständen, die dritte mit den Vermögen. Demgemäss könnte es sich in der Oekonomik nur um zweierlei handeln, um Vermehrung der Wirthschafter einerseits, um die der wirthschaftlichen Mittel andererseits. Allein diese Auffassung könnte nicht Anspruch auf Stichhaltigkeit machen. Denn es handelt sich in der Oekonomik nicht um Beziehungen zwischen Menschen, zwischen Dingen und zwischen Menschen und Dingen, sondern um das Verhältnis von Allem, was Mittel zu sein vermag, zu allen möglichen Zwecken. Die Erfüllung eines Zweckes aber ist ein complicirtes Phänomen, das nur durch das Zusammengreifen verschiedener Bedingungen zu Tage treten kann. Sie hängt von der Wirksamkeit des Mittels zum Zwecke ab; dies ist die objective wirthschaftliche Energie. Sie hängt weiters von der Zweck und Mittel verbindenden Wirksamkeit des Subjectes ab, welche selbst Mittel zum Zwecke ist, und als solches betrachtet die subjective wirthschaftliche Energie bildet. Der angewendete Begriff der wirthschaftlichen Energie hat die Action der Zweckvermittlung zum Substrate. Er ist somit von der Vorstellung der Bedürfnisbefriedigung, welche nur ein bestimmter Zustand des Wirthschafters ist, und auf einer Wirksamkeit der wirthschaftlichen Energie beruht, von ihr hervorgerufen wird, zu unterscheiden. Dieser Begriff ist der oberste und wichtigste der Oekonomik. Ihm liegt es daher ob, uns einen Eintheilungsgrund der Oekonomik zu bieten. Er erscheint hiezu besonders geeignet, weil er ein Causalbegriff ist; alle Wissenschaft hat es aber

mit Causalconnexen, mit Verknüpfungen von Ursache und Wirkung zu thun. Die Oekonomik ihrerseits hat, soferne sie Wissenschaft sein will, wirthschaftliche Causalconnexe ins Auge zu fassen. Im Causalbegriffe selbst aber birgt sich die einfachste und natürlichste Eintheilung: die in Ursache und Wirkung.

Die theoretische Oekonomik ist, als Lehre von der Natur der ökonomischen Erscheinungen ökonomische Physik oder ökonomische Naturlehre; in ihr hat die Natur des Oekonomischen in der Einheit ihrer Mannigfaltigkeit dargestellt zu werden. Wir gliedern die wirthschaftliche Theorie in drei Theile, von welchen jeder spätere durch den früheren bedingt wird. Der erste Theil ist die Elementarökonomik, welche uns die wirthschaftlichen Erscheinungen als solche der wirthschaftlichen Energie vorzuführen hat. Der zweite Theil wird von der Socialökonomik gebildet; sie hat die Aufgabe, uns auf Grundlage der Elementarökonomik die Wirkungen der wirthschaftlichen Energie innerhalb einer Vielheit von mit wirthschaftlicher Energie begabten Wesen vorzuführen, uns zu zeigen, in welcher Art sich nach Massgabe der wirthschaftlichen Energie innerhalb der Gesellschaft Schichten bilden und wie diese Schichten sich nach Massgabe ihrer wirthschaftlichen Energie verändern. Der dritte Theil wird von der Nationalökonomik gebildet; sie hat die Aufgabe, uns auf Grundlage der Socialökonomik zu zeigen, wie Mass und Art der wirthschaftlichen Energie mit dem Masse und der Art des Glückes Wachsen und Vergehen der Völker zu Wege bringt. An den theoretischen Theil hat sich der praktische oder besser gesagt der technologische anzuschliessen; dieser ist die politische Oekonomik; sie hat zu lehren, in welcher Art die wirthschaftliche Energie des Gemeinwesens nach Grundsätzen, die sich aus der theoretischen Oekonomik ergäben, zu leiten wäre. So werden uns zuerst die Wechselwirkungen der ökonomischen Erscheinungen innerhalb der Gesellschaft gezeigt, dann die Wirkungen jener Wechselwirkungen auf die Gestaltung der Gesellschaft, endlich die Wirkungen dieser Gestaltungen auf die Gesellschaft selbst. Ist dieser Lauf durchmessen, so stellt sich erst das Problem dar, welche wirthschaftlichen Erscheinungen die einzelne Gesellschaft als Ganzes setzen mag.

In dieser Gliederung haben wir von der Aufstellung eines lediglich evolutionistischen Theiles Abgang genommen. Die Gründe, aus welchen uns ein solcher Theil unstatthaft erscheint, gehen aus unserer Auffassung des Entwicklungsgesetzes als eines Causalgesetzes hervor; ist nämlich das Entwicklungsgesetz kein Gesetz besonderer Art, so kann es auf keine Sonderstellung Anspruch machen, so ist es noth-

wendig, dass alle entwicklungsgesetzlichen Erwägungen jenem Theile anheimfallen, welcher es überhaupt mit Causalverknüpfungen zu thun hat, nämlich dem theoretischen.

Werfen wir nun einen Blick auf den praktischen Theil der Oekonomik. Im Ethos haben wir Bethätigungen einer heterotelistischen Gesinnung erkannt, die, sofern sie sich in Urtheilen der Gesammtheit über Einzelne äussert, bestimmt ist, das Verhalten solcher zweckmässig zu regeln. Die Rechts- und Staats-Philosophie enthält Darlegungen hinsichtlich der zweckmässigen Gestaltung der Gemeinschaft, welche bestimmte Handlungen von der Gesammtheit auszulösen wünschen: die Erste bietet uns zweckmässige Forderungen der Gesammtheit an den Einzelnen, die Andere zweckmässige Forderungen des Einzelnen an die Gesammtheit; in beiden Fällen haben wir es mit Zweckmässigkeiten zu thun, welche als von der Gesammtheit ausgehende betrachtet werden müssen; in ihnen liegen Leistungen der wirthschaftlichen Energie vor; es ist daher kein Grund vorhanden, diesen Disciplinen, die ihrem innerlichen Wesen nach der Oekonomik unterstehen, ihre Autonomie zu belassen. Erkenntnisse, welche sie ermöglichen, fallen daher in das Gebiet der politischen Oekonomie, die sich mit den von der Gesammtheit ausgelösten Leistungen wirthschaftlicher Energie befasst.

Versuchen wir es, uns den Kreis der besonderen Aufgaben, die jedem Theile der Oekonomik zugewiesen sind, genauer zu vergegenwärtigen. Die Elementarökonomik hat, als elementare, das Verhalten der Einzelwesen ins Auge zu fassen. Die elementaren Bestandtheile der Gesammtheit, die Einzelnen sind Gegenstand ihrer Untersuchung. Sie hat insbesondere als Lehre von der Oekonomik der Menschen die Bethätigung wirthschaftlicher Energie von Seiten Einzelner zu prüfen. Zu diesem Ende hat sie die menschlichen Zwecke und deren Bewerthung, sowie die Zweckvermittlung selbst als Bekundung wirthschaftlicher Energie in Betracht zu ziehen, ferner das wirthschaftliche Verhalten Einzelner zu einander im Hinblicke auf das Zweckleben zu erörtern. Elementarökonomik wird eines Satzes, welchen Mill ausgesprochen (Logik B. VI., C. VII., § 1) eingedenk sein. „Menschliche Wesen in der Gesellschaft besitzen keine anderen Eigenschaften, als jene, welche von den Gesetzen der Natur des individuellen Menschen herstammen und sich in diese auflösen lassen. Bei socialen Phänomenen ist die Zusammensetzung von Ursachen das Grundgesetz“. Demgemäss hat die Socialökonomik in Erwägung zu ziehen, in welcher Art die Bethätigung wirthschaftlicher Energie durch den einzelnen Wirthschafter zunächst die Stellung desselben in der Gesellschaft be-

stimmt und solcher Art. in der Form von Massenerscheinungen, als Wirkung die Schichtungen und Sonderungen innerhalb der Gesellschaft hervorruft. Die Nationalökonomik hält sich in derselben Weise vor Augen, dass dieselben Ursachen, welche bewirken, dass eine sociale Gruppe mehr prosperire, als eine andere, auch für das Verhältnis von Völkern unter einander massgebend sein müssen. Sie hat die wirthschaftliche Energie einer Gesammtheit zu studiren und sich besonders die Frage vorzulegen, woher es komme, dass zwischen den Nationen Unterschiede der wirthschaftlichen Entwicklung vorhanden sind, und welche Wirkung dies auf den Bestand, die Blüthe und das Vergehen von Nationen zu äussern vermag; sie hat das Werden und Vergehen von Völkern und Völkergruppen in seinen wirthschaftlichen Bedingungen zu erfassen. Die politische Oekonomik hat sich endlich mit jenen zweckmässigen Handlungen als Aeusserungen der wirthschaftlichen Energie zu befassen, welche vom Ganzen für sich und für seine elementaren Theile ausgelöst werden. Das Problem der politischen Oekonomie bildet das Gegenstück zu dem der Elementarökonomik und solcher Art den Abschluss des Systems.

Die Elementarökonomik hat somit die Abhängigkeit der Einzelnen von der wirthschaftlichen Energie zum Gegenstande, die sociale Oekonomik die Abhängigkeit gesellschaftlich gesonderter Theile von der wirthschaftlichen Energie, welche in jenen ausgelöst wird, die Nationalökonomik die Abhängigkeit einer Nation von der wirthschaftlichen Energie, über die sie gebietet; die politische Oekonomik hat, als praktischer oder technologischer Theil die Abhängigkeit des Staates von der wirthschaftlichen Energie der Gesammtheit und seine Function im wirthschaftlichen Leben zu behandeln. Die Elementarökonomik stellt den Kampf ums Glück als Einzelkampf dar, die sociale Oekonomik als socialen, die Nationalökonomik als internationalen; die politische Oekonomik befasst sich mit den Massnahmen, welche die Gesammtheit trifft, um den Kampf ums Glück in allen drei Formen zu regeln. Die Elementarökonomik hat es mit dem Wettbewerbe Einzelner, die sociale Oekonomik mit den Gesetzen der socialen Schichtenbildung, Umschichtung und Umwälzung; die Nationalökonomik mit dem nationalen Moment, die politische hat es mit dem Staate und seiner wirthschaftlichen Wirksamkeit zu thun. Die Einheit der einzelnen Theile wird durch das finale Princip gebildet; die Elementarökonomik zeigt, wie die Zwecke der Einzelnen werden, die sociale Oekonomik, wie die Zweckvermittlung Einzelner auf die Structur der Gesellschaft wirkt, die Nationalökonomik, wie sie das Entstehen, Wachsen, Vergehen von Nationen beeinflusst; die politische Oekonomik

legt dar, in welcher Weise Gemeinzwecke vermittelt werden, sie weist die wirthschaftliche Bedeutung der Moral und des Rechtes auf, sie entwickelt die Grundsätze, nach welchen die theoretischen Einsichten im Staatsleben zu Gemeinzwecken zu verwenden wären; demgemäss ist die politische Oekonomik vornehmlich jener Theil der Oekonomik, welcher als Gesetzgebungskunde den Legislator interessirt; sie ist Nomothetik. Wir haben uns im vorigen Capitel bemüht, darzulegen, dass sich das Princip der Zweckmässigkeit als solches des Lebens nacheinander als Egoismus, Mutualismus, Collectivismus uud Altruismus bethätigt, dass eine Form in die andere übergeht, und jede alle früheren bedingt. Diese wirthschaftlichen Bethätigungsformen sind auch von systematologischem Werthe. Denn die Methodologie muss sich als grundlegender Theil vornehmlich mit dem finalen Principe befassen; Dominante in der Elementarökonomik ist der Egoismus, dessen Walten schärfer ins Auge gefasst, wiewohl nicht als ausschlaggebendes oder gar einziges betrachtet wird, und wiewohl ein successives Einsätzen angenommener Prämissen auch angesichts des finalen Principes unnöthig ja zweckwidrig wäre. Dominante ist in der Socialökonomik der Mutualismus, der durch seine Wirkungen die Schichtenbewegungen beeinflusst; in der Nationalökonomik der Collectivismus. In der politischen Oekonomik gesellt sich zum Collectivismus der Altruismus. Da diese Eintheilung, sowie auch diese Systematik evolutionistisches Gepräge an sich trägt, somit jedes hervortretende Moment die früheren voraussetzt, die späteren bedingt und in sich schliesst, kann folgerichtig jede Wirthschaftsform in dem systematischen Theile, indem ihm besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird, nicht als allein wirksame Kraft in Betracht kommen, sondern nur den Werth einer besondern betonten beanspruchen. Das Ganze aber stellt sich als Wissenschaft vom Zweckmässigen, als Lehre von der wirthschaftlichen Energie dar.

In jüngerer Zeit, und insbesondere, seit die „Sociologie" ihre magischen Lockungen übt, betrachtet man die Oekonomik gerne als eine sociale Wissenschaft, man fordert, dass in ihr die socialen Gesichtspunkte zur Geltung kommen, man sieht in ihr wohl sogar einen Theil der socialen Wissenschaft. (Vergl. Knies P. Oe. v. g. St. 1883, p. 3, 9; Schönberg Hb. I. Aufl. p. 3, 16, 17, 69, III. Aufl. p. 71, 72; Menger, Jb. XIX. 14, Sax, W. u. A. 4. 7, Heynes a. a. O. p. 13, 85, 89, Jevons Th. of P. E. p. 20, 27). Diese Lehren sind des Misstrauens würdig. Das gesellige Leben ist eine Form des Daseins, welche dem Einzelnen die Erreichung vieler Zwecke vermittelt, anderer immerhin ermöglicht; es ist daher zweckmässig; es ist demgemäss ein Mittel; die

Geselligkeit gehört daher in die Oekonomik, nicht umgekehrt. Die Gesellschaft ist eine ökonomische, das Oekonomische aber nicht eine ausschliesslich sociale Erscheinung; daher muss die Sociologie von ihr, nicht die Oekonomik von der Sociologie abhängig sein. Eine nähere Ausführung dieses Gedankens, welche zugleich begründet, aus welchen Motiven die Einreihung der Socialökonomik in die Oekonomik überhaupt erfolgt, und nicht umgekehrt, wird in der Socialökonomik geboten werden.

Diese Systematik lässt sich als das nothwendige Ergebnis der wissenschaftlichen Entwicklung begreifen. Lenken wir, um dies zu thun, unsere Aufmerksamkeit zunächst auf den Umstand, dass sich das System der wirthschaftlichen Energie keiner historischen Anschauung gegenüber durchwegs ablehnend verhält. Wohl wissend, dass wir, dank den Oekonomisten der Vergangenheit, im besten Falle gewiss nicht weniger des Irrthums, aber vielleicht etwas mehr der Wahrheit bieten, als die Vorgänger, verfolgen wir die Anschauungen Anderer nicht, wir bestreben uns vielmehr, ein wissenschaftliches Gebäude aufzuführen, in welchem jedes wissenschaftliche Theorem zu leben vermag, allerdings nicht in schrankenloser Freiheit, aber doch als Bürger eines Gedankenstaates, in dem alle Excesse untersagt sind und die Einzelnen sich in einem angemessenen Wirkungskreise zu bethätigen wissen. Wir sind nicht der so weit verbreiteten Ansicht, dass eine ökonomistische Anschauung die andere ausschliesse, wir halten vielmehr dafür, dass die verschiedenen Gruppen der Gesellschaft je nach ihren Interessen auch verschiedenen Anschauungen huldigen müssen und diese neben und unter einander ihre Giltigkeit haben; es scheint uns psychologisch nothwendig, dass innerhalb der Gesellschaft die Landwirthschaft physiokratisch, die Arbeit socialistisch, die Handelswelt mercantilistisch, das Capital liberal, das Gewerbe protectionistisch, der Adel reactionär ist, die Enterbten aber einerseits Billigkeit im Gegensatze zum starren Rechte, Mitleid im Gegensatze zur Selbstsucht, Mildthätigkeit im Gegensatze zum Erwerbssinne als Grundprincipien der socialen Politik fordern und eine caritative Oekonomik im Auge haben, andererseits anarchistisch die Grundfesten einer Gesellschaft unterwühlen wollen, welche ihren Wünschen nicht entgegenkommt; es vertritt eben jede Richtung ihre Interessen. Von einem auf der Höhe der Entwicklung stehenden Systeme muss gefordert werden, dass es Alles leiste, was vor ihm geleistet worden, dabei aber über das bisher Geleistete hinausgehe. Das System, das sich auf der Basis des Zweckmässigkeitsprincipes erhebt, gönnt demgemäss allen historisch gegebenen Gesichtspunkten Raum. Der Mercantilismus behält Recht, soferne er behauptet, dass innerhalb einer Nation nur

Fleiss und Arbeitsamkeit Kraft und Blüthe hervorzurufen vermögen. Das physiokratische System sieht sich anerkannt, soferne es lehrt, dass die ökonomischen Erscheinungen durch natürliche Gesetze verknüpft sind. Das Industriesystem findet seine gebührende Achtung, soferne es lehrt, dass freier Tausch für die Menschheit am besten sei; es soll aber auch dargelegt werden, dass das für die Menschheit Günstige nicht auch für alle Nationen von Gewinn ist, zumal durch den freien Verkehr minder tüchtige Völker von fortgeschritteneren verdrängt werden. Das nationale System wird solcherart Berechtigung finden; denn es wird in der Nationalökonomik insbesondere des Genaueren ausgeführt werden, dass ein Volk die Beute des wirthschaftlich Stärkeren werden muss, wenn es nicht darauf bedacht ist, wirthschaftlich selbständig zu sein und sich selbst zu schützen. Die Art und Weise dieses Schutzes führt auf die Fürsorge, welche dem wirthschaftlich Schwächeren überhaupt zugebilligt werden muss, und die bedeutsame Rolle, die gerade sie im wirthschaftlichen Leben zu erfüllen hat. Endlich erhält auch der sociale Gesichtspunkt seine Stellung im Systeme, soferne die ihm entsprechenden Lehren zwar nicht als theoretisch haltbar oder praktisch durchführbar, aber doch als Anschauungen erklärt werden, die einer bestimmten Gesellschaftsgeschichte mit Nothwendigkeit entkeimen. Vor dem Vorwurfe des Synkretismus und Elekticismus aber scheint das System dadurch gewahrt, dass es die gegebenen wissenschaftlichen Anregungen nach einem einheitlichen Mittelpunkte hin zu vertiefen und sie mittels eines eigenen Principes und einer eigenen Systematik möglichst widerspruchslos zu verbinden sucht.

2. Die Gliederung der praktischen Oekonomik.

Untersuchungen, welche die mögliche Anwendung der ökonomistischen Einsichten auf das Leben zum Gegenstande haben, bilden die höchste Blüthe der Oekonomik. Ihnen fällt eine bedeutsame Aufgabe zu. Sie haben zu begründen, dass die Oekonomik aus dem Leben quillt und für das Leben da ist, sie haben die Wissenschaft auf das Leben überzuleiten. Eben weil ihnen diese Mission zufällt, sind sie mit der Praxis selbst nicht zu verwechseln. Sie sind wegen derselben da, sind Mittel zu deren Zwecken, mithin Ursachen, welche geeignet wären, Zwecke zu verwickeln. So ist denn, da die Ursache von der Wirkung verschieden sein muss, auch Technologie von der Praxis verschieden; sie ist also praktisch, ohne selbst Praxis zu sein. Dies Ergebnis erfordert eine Erläuterung. In dem Ausdrucke der Praxis ist nämlich eine Amphibolie gelegen. Wir werden sie am besten erkennen, wenn wir zwei gebräuchliche Wortverbindungen ins

Auge fassen. Man versteht im Allgemeinen unter einem praktischen Kopfe einen solchen, der es versteht, auf seine Interessen bedacht zu sein; in diesem Sinne ist denn Eigennutz, ist Rücksichtslosigkeit ungemein praktisch. Man versteht weiters unter praktischer Philosophie Sittenlehre, mithin die Lehre, nach welcher zu handeln ist, soferne Eigennutz und Rücksichtslosigkeit nicht bethätigt werden sollen. Wir sehen somit, dass das Praktische in dem einen Sinne das Gegentheil von dem Praktischen im anderen Sinne bedeutet. Diese Amphibolie hat Jene, die in der Oekonomik nur eine praktische Lehre erkennen wollten und von ihr verlangten, dass sie lediglich praktisch sei, sehr genützt; denn Alle, denen der Widerspruch, der sich im Praktischen birgt, nicht klar wurde, sahen in solchen Oekonomisten Leute, welche sich auf den Vortheil verstanden, aber nur auf jenen der Gesammtheit bedacht waren. Die finale Oekonomik, die es weder ausschliesslich mit eigennützigen Handlungen, noch auch ausschliesslich mit edlen zu thun hat, sondern mit dem, was beiden gemeinsam ist, nämlich mit der Zweckvermittlung, kann auch in ihrem praktischen Theile nicht einseitig werden, sie kann nicht Egoismus allein oder Altruismus allein im Auge behalten, sondern muss ihren finalen Grundsätzen treu bleiben. Sie hat es demgemäss zunächst mit Gemeinzwecken zu thun, ohne zu erörtern, ob dieselben egoistischer oder altruistischer Natur sind; sie hat es mit Gemeinmitteln zu thun, ohne dieselben ethischer Beurtheilung zu unterwerfen; sie sieht vielmehr in der Ethik selbst ein Gemeinmittel zu Gemeinzwecken.

Da die politische Oekonomik das Ergebnis der theoretischen für das Leben zu verwerthen hat, wendet sie sich zunächst nicht an den Oekonomisten, sondern an den Oekonomurgen, an Jenen nämlich, der das Verständnis des Richtigen mit der Macht, es durchzusetzen, vereinigt und das von der Wissenschaft gebotene Zweckmässige in die That umzusetzen vermag, an den Staatsmann. Sie sucht der Gesetzgebung die Gründe begreiflich zu machen, welchen sie Folge zu leisten hätte, sofern sie das Wirthschaftsleben durch vernunftgemässe Wirthschaftsgesetze zu regeln wünscht. Bei allen Normen aber, welche ihrer Natur nach ein gewisses Verhalten vorschreiben, kommt es zunächst auf das Causalgesetz an, dessen zielbewusste Erkenntnis in ihnen angewendet werden muss. Vorschriften, welche gegen die Causalgesetze des Wirthschaftslebens verstossen, sind nothwendig gegen das Interesse Aller und daher zumeist in den Wind gesprochen. In den Erörterungen, welche dem Begriffe des Gesetzes gewidmet waren, haben wir darauf hingewiesen, dass Das, was wir Gesetz im juristischen Sinne des Wortes nennen, lediglich Regel für unser Verhalten, also Satzung

ist, während das eigentliche Gesetz, das Causalgesetz nämlich, der Natur allein angehört, nicht vom Menschen gegeben, sondern von seinem forschenden Geiste nur entdeckt wird. Naturgesetze sind daher ihrem Wesen nach rückwirkend, weil sie ewig sind; Satzungen und Normen wirken unter Umständen auch dann nicht, wenn sie zu Thatsachen geworden sind. Die Gesetze sagen, was unter bestimmten Umständen geschieht, die Satzungen und Normen, was unter bestimmten Umständen geschehen soll. Das der praktischen Oekonomik zu Grunde liegende Problem ist aber die Frage: Wie soll man handeln, damit nach den Gesetzen ein bestimmter erwünschter Erfolg eintrete? Die Antwort auf diese Frage wird uns, im Principe wenigstens, nach den bisherigen Erörterungen nicht schwer. Die Normen haben auf den Gesetzen, welche die Theorie aufstellt, zu fussen. Erst aus den erfassten Gesetzen des wirthschaftlichen Lebens lassen sich die Postulate schaffen, welche unser Verhalten nach diesen Gesetzen zu bestimmen hätten. So gelangen wir dann zu dem alten Baconischen: naturae non imperatur nisi parendo.

Dieser Grundsatz bestimmt die näheren Aufgaben der praktischen Oekonomik. Sie hat zunächst zu untersuchen, ob überhaupt eine Regelung des wirthschaftlichen Lebens im Interesse der Allgemeinheit möglich ist; ist sie hierin zu einem bejahenden Schlusse gekommen, so mag sie sich der Frage nähern, ob eine solche Regelung nützlich oder nothwendig ist. Gelangt sie zu dem Ergebnisse, dass eine solche Regelung nicht überall möglich oder nicht überall nützlich oder nothwendig ist, so hat sie sich die Frage vorzulegen, ob sie dort, wo sie möglich, auch nützlich oder nothwendig sei. Demgemäss gehört denn beispielsweise die Frage, ob Schutzzoll oder Handelsfreiheit vorzuziehen wäre, nicht in die theoretische, sondern in die praktische Oekonomik. Die praktische Oekonomik hat diese Frage, soferne sie in ihrer Allgemeinheit nicht zu lösen ist, aber nicht zu beantworten, sondern vielmehr nur die Grundsätze, von welchen man bei ihrer Beantwortung auszugehen hätte, darzulegen. Die in Rede stehende Frage lässt nämlich eine adäquatere engere Fassung zu, soferne untersucht werden soll, ob für ein bestimmtes Gebiet Schutzzoll oder Freihandel vorzuziehen wäre. Ihre Beantwortung fällt nicht mehr der politischen Oekonomik, sondern der ökonomischen Politik zu.

Die politische Oekonomik grenzt sich demgemäss nach oben, nach der Seite des Allgemeinen von der theoretischen, nach unten, nach der Seite des Besonderen von der ökonomischen Politik und der ökonomistischen Technik ab. Die Abgrenzung gegen die Theorie ergibt sich leicht aus dem Bisherigen. Das Handeln des Theoretikers äussert

sich im Begreifen, das Begreifen des Praktikers äussert sich im Handeln. Alle Wissenschaft ist naturgemäss auf das Begreifen angelegt und steht daher unter der Führung der Theorie. Auch die praktische Wissenschaft ist, da sie ja nicht selbst Handeln ist, sondern dem Handelnden nur den richtigen Weg weist und ihn auf die seiner Thätigkeit zu Grunde liegenden Principien aufmerksam macht, nicht selbst ein Handeln. Eben darum kann es dann auch geschehen, dass der Theoretiker den Zweck der Theorie nicht im Auge behält und zum Doctrinär entartet; er bildet dann das Gegenstück des Praktikers, welcher die theoretische Einsicht vernachlässigt und zum Routinier herabsinkt. Es ist dem Doctrinär eigenthümlich, dass er aus der Wissenschaft Folgerungen zieht, welche nie praktisch werden können und sich dem Leben feindlich gegenüber stellen.

Gestalt und Gliederung der praktischen Oekonomik hängt von der erfolgten Durchführung der theoretischen ab. Wir verfügen daher streng genommen an dieser Stelle noch nicht über die nöthigen wissenschaftlichen Voraussetzungen zu einer Untersuchung hinsichtlich dieses Gegenstandes und müssen betreffs eingehender Erörterungen des in Rede stehenden Problems auf die Einleitung zum praktischen Theile des Systems verweisen. Wir können dies mit um so grösserer wissenschaftlicher Berechtigung thun, als die Methodologie eigentlich nur zu lehren hat, wie ökonomistische Erkenntnisse möglich sind, nicht aber, wie etwaige ökonomistische Erkenntnisse auf das Leben anzuwenden wären; Methodologie ist demgemäss, wie wir wiederholt betonen müssen, da, um die Theorie zu ermöglichen, nicht aber, um der praktischen Oekonomik ihre Wege vorzuschreiben; Theorie dagegen hat den Zweck, die praktische Wissenschaft zu ermöglichen. Dennoch wollen wir auf das System der praktischen Oekonomik mit einigen vorläufigen Andeutungen hinweisen, damit ersichtlich werde, dass die Oekonomik nicht als ein gewöhnliches System von Disciplinen, sondern nur als ein solches von Systemen gedacht werden kann und sich so auch hinsichtlich ihrer äusseren Gliederung als eine andere Wissenschaften überragende darstellt.

Die theoretische Oekonomik hat vom Besonderen zum Allgemeinen, die praktische, umgekehrt vom Allgemeinen zum Besonderen zu wandeln. Diese Gangart ist bedeutungsvoll für die innere Structur der Disciplinen. Nur der Umstand, dass zwischen Theoretischem und Praktischem auf dem Gebiete der Oekonomik nicht immer klar genug unterschieden wurde, hat es mit sich gebracht, dass einerseits die Theorie geleugnet werden konnte und in der vorgeblich ihrer ganzen Ausdehnung nach praktischen Oekonomik die inductive Methode, als

solche theoretischen Erkennens, für angemessen erachtet wurde, anderseits wohl eine ökonomistische Theorie angenommen, ihre Aufgabe aber als Anweisung, wie bestimmte Zwecke mit möglichst geringem Aufwande zu ermitteln wären, somit als praktische, und ihre Methode als deductive, somit als praktische, definirt werden konnte. Unserer Anschauung nach irren beide Richtungen von der Linie des Adäquaten ab. Die theoretische Oekonomik hat, im Sinne unserer früheren Ausführungen, dadurch, dass sie von dem Besonderen zum Allgemeinen durchzudringen hat, vornehmlich inductivistisches Gepräge, wiewohl innerhalb ihrer Untersuchungen die Induction nimmer mit der Deduction Hand in Hand zu gehen hat. Aufgabe der praktischen Oekonomik ist es, den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen zu gehen und die Anwendung der in der theoretischen Oekonomik ergründeten Erkenntnisse auf das Leben zu vermitteln. Sie hat daher vornehmlich deductivistisches Gepräge, wenn auch die Induction berufen ist, der Deduction insbesondere durch genaue Ermittelungen Stringenz zu gewähren. Die besondere Gliederung der praktischen oder politischen Oekonomik wird von ihren Aufgaben bestimmt. Die politische Oekonomik hat uns zunächst das System der elementar-ökonomischen, socialökonomischen und national-ökonomischen Zwecke darzustellen, welche dem Staate gesetzt werden können, dann das System der moralischen, rechtlichen, materiellen Mittel, welche die Gesammtheit aufwenden muss, um jene Zwecke zu verwirklichen, endlich das System der Zweckvermittlung selbst, jene ineinander greifenden, einander gegenseitig bedingenden Handlungen, welche die Gesammtheit auszulösen hat, um zu ihren Zwecken zu gelangen.

Der Kreis, der von den systematisch gegliederten ökonomistischen Wissenschaften gebildet wird, ist mit der politischen Oekonomik beschlossen. Von diesem System der Oekonomik ist ein weiteres System der ökonomischen Technik abhängig, das wir hier nur im Umrisse zu skizziren haben. In ihm handelt es sich nicht um Gesetze der Erscheinungen wie in der Theorie, nicht um Grundsätze ihre Anwendung wie in der Technologie, in ihnen wird vielmehr die Wissenschaft nach Grundsätzen ihrer Anwendung thatsächlich auf bestimmte Bethätigungsgebiete angewendet. Unter diesen technischen Disciplinen ist in erster Linie die ökonomistische Politik zu nennen. Sie ist nicht mehr Oekonomik, sondern, wie schon der Name andeutet, Politik. Sofern die ökonomische Politik durch politische Oekonomik aufgeklärten Rath zum Handeln bedeutet, kann sie nur als wirthschaftliche Erscheinung, nicht aber als Doctrin in Betracht kommen; sofern sie nur Anlass zu politischer That, zu richtiger Gruppirung und Abwägung

der Motive, aber noch nicht Handlung selbst bedeutet, sondern Plan zu einer solchen ist, kann sie auch noch nicht als Praxis selbst aufgefasst werden; sie ist daher als Technik ins Auge zu fassen. Die theoretische Oekonomik hat uns demgemäss die Verkettung der wirthschaftlichen Erscheinungen zum Bewusstsein zu bringen; die ökonomische Technologie hat diese Erkenntnisse, welche die Theorie vor ihr ausbreitet, darauf hin zu untersuchen, ob und in welchem Masse sie Mittel für unsere Zwecke werden könnten; die ökonomische Politik erst hat die ausgewählten Mittel besonderen Zwecken eines bestimmten Staatswesens dienstbar zu machen, hat zum Bewusstsein zu bringen, welche besonderen Erkenntnismittel zur Erreichung besonderer Zwecke angewendet werden könnten. Sofern sie eine bestimmte Erscheinung in ihrer Bestimmtheit feststellt, die Beziehungen zwischen dieser bestimmten Erscheinung und anderen erörtert und den Werth derselben für das Wohl einer concreten Bevölkerung ins Auge fasst, sofern ihre Ergebnisse nie Gesetze, nie allgemeingiltige und nothwendige Erkenntnisse sind, sondern nur Mittel zu bestimmten Gemeinzwecken, kann ihr die Bedeutung einer Wissenschaft nicht beigemessen werden, kann sie auch nicht als Theil der Oekonomik gelten. Geht sie aber über das Specielle hinaus, schwingt sie sich zu allgemeinen Betrachtungen auf, so hört sie in denselben Masse auch auf, ökonomische Politik zu sein und wird politische Oekonomik. Sie geht von der Thatsache aus, dass gewisse gemeinsame Zwecke durch gemeinsame Mittel erstrebt werden; diese gemeinsamen Mittel sind aber bestimmte; sie lassen sich daher auch nur durch bestimmte Mittel verwirklichen; unter den möglichen Mitteln, welche geeignet wären, zu einem beabsichtigten Zwecke zu führen, wird je nach den vorhandenen Zuständen eine Wahl zu treffen sein. Wo es sich darum handelt, in welcher Weise die von der Theorie gebotenen Grundsätze mit den Thatsachen in Einklang zu bringen sind, wird daher die Morphologie von bedeutendem Werthe sein. Erkenntnis der thatsächlichen Welt ist aber für sich unfähig, irgend einen Fortschritt mit sich zu bringen; alle Theorie, für sich ohne Macht, irgendwie heilsam zu wirken, hat vielmehr die Beherrschung der Thatsachen durch Begriffe zum Zwecke; denn Theorie quillt nicht nur aus der Erfahrung, sie ist derselben auch nutzbar zu machen. Beobachten und Denken bedingen einander gegenseitig, ergänzen einander gegenseitig. Unter den praktischen Wissenschaften ökonomistischer Natur hat daher insbesondere die ökonomistische Politik zu begründen, welche Zustände in einem Staate vorhanden sind, und die Verbesserung dieser Zustände nach Grundsätzen der politischen Oekonomik anzugeben. Sie ist nicht mehr Wissenschaft, weil sie es nicht mehr mit generellen Er-

scheinungen, sondern mit speciellen Zwecken und speciellen Mitteln zu thun hat. Ihre Methode muss, ihrer ganzen Natur angemessen, eine wesentlich syllogistische sein. Der Obersatz wird ihr von der Oekonomik geliefert, der Untersatz wird durch morphologische Ermittlung gegeben; der Schluss geht auf den Vorschlag einer Norm als eines Mittels zweckentsprechender Ordnung aus.

Der Wirthschafter gewöhnlichen Schlages ist damit nicht zufrieden, dass ihm die praktische Oekonomik das Ganze der Gesellschaft möglichst günstig ordnet; er möchte, dass sie auch seine besonderen Verhältnisse zum Vortheile wende, und ihn solcherart über die Menge anderer Wirthschafter hinaushebe. Es liegt aber auf der Hand, dass die Oekonomik beim besten Willen nicht Jeden dem Andern überlegen machen kann, weil diese Forderung in sich widerspruchsvoll ist. Da nun der Wirthschafter gemeiniglich von der Oekonomik mehr fordert, als sie ihm zu leisten vermag, ist er geneigt, sie missgünstig zu beurtheilen. Scheelen Auges blickt er auf den theoretischen Oekonomisten, welcher seiner Ansicht nach die Absicht hat, zu erkunden, wie man reich werde, und ihm nicht mittheilen will, wie es möglich wäre, mit dem geringsten Aufwande von Zeit und Mühe Wohlstand zu erlangen. Trifft er nun gar auf einen solchen Oekonomisten, welcher in der Verwaltung der eigenen Angelegenheiten kein solches Geschick bewährt, so gesellt sich zur Antipathie auch die Verachtung. Die grosse Menge wird denn auch nie aufhören, den Oekonomisten nach dem Vermögen zu schätzen, und umgekehrt, auch Jenen, welcher über ein bedeutendes Vermögen verfügt, für einen tüchtigen Oekonomisten zu halten. So wird der Oekonom mit dem Oekonomisten verwechselt. Wir glauben, dass diese Art der Beurtheilung in der Geschichte unserer Wissenschaft nicht ohne Einfluss geblieben ist. Ricardo's wissenschaftliche Verdienste wären vielleicht nie so hoch geschätzt worden, wenn er in privatwirthschaftlicher Hinsicht weniger Erfolge aufzuweisen gehabt hätte; List hätte früher Anklang gefunden, wenn er über die kaufmännische Tüchtigkeit eines Ricardo geboten hätte; Gossen's Lehren wären nicht in Vergessenheit gerathen, wenn dieser die Stellung eines Rothschild eingenommen hätte. So tadelnswerth solche Nichtachtung des Oekonomisten auch von dessen Standpunkte aus sein mag, vom Standpunkte des Wirthschafters ist sie nicht ganz unberechtigt. Demjenigen, der die Oekonomik in der Hoffnung, in ihr ein Recept zu finden, mittels dessen Geld zu machen wäre, zur Hand nimmt, wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch in weiterer Zukunft enttäuscht finden. Die Oekonomik klärt den Wirthschafter, der sich mit ihr befasst, über die Bedeutung seines Thuns auf. Für den

einzelnen Wirthschafter wird dies aber keinen besonderen Werth haben. Die Wissenschaft vermag ihm nicht mehr zu sagen, als er ohnehin weiss, dass er nämlich zweckmässig verfahre. Eine Privatwirthschaftslehre, wie sie Menger vorschwebt, wird im besten Falle aus der Thatsache des zweckmässigen Handelns für den einzelnen Wirthschafter den Rath ziehen können, dass er seine Fähigkeiten, seine Zeit, seine Arbeitskraft, sein Capital auszunützen strebe. Das ist alles, was sie zu bieten vermag. Bestimmteres kann sie nicht aussagen, weil sie einem unbestimmten Wesen auch nur vage Weisungen zu ertheilen weiss. Die Daten zu einem wissenschaftlichen Urtheile fehlen ihr. Die Oekonomik könnte, als Wissenschaft von der Zweckvermittelung, weniger allgemeine Urtheile nur fällen, wenn einerseits die Zwecke jedes Einzelnen, andererseits die Mittel desselben gegeben wären. Beim Staate ist ihr dergleichen in allgemeiner Weise zur Verfügung gestellt, sie kann daher auch zu allgemeinen Urtheilen über das Gegebene gelangen; von dem einzelnen Wirthschafter dagegen weiss sie nichts, als dass er einzeln ist und dass er Wirthschafter ist; diese Prämissen aber reichen zu einer Privatökonomik nicht aus. So bleibt es denn dem Einzelnen überlassen, sich die Art und Weise auszudenken, in welcher er zweckmässig verfahren könnte; er ist zur Lösung dieser Frage allein competent, weil nur er seine Zwecke, nur er seine Mittel kennt, nur er unter den ihm zu Gebote stehenden Mitteln diejenigen auswählen kann, welche ihm am zweckmässigsten zum Ziele führen. Da es sich in der Privatökonomik allemal um individuelle Interessen handelt, diese aber nur als fluctuirender Bewusstseinszustand concreter Bewusstseinscentren aufzufassen sind, vermag die Oekonomik auch dem Einzelnen nicht vorzuschreiben, wie er die Mittel, welche ihn umgeben, oder die Zwecke, welche ihm innewohnen, zu schätzen hätte. Er vollzieht diese Schätzung vielmehr in zweckmässiger Weise durch eigene Arbeit, indem er sich der Rechnung bedient. Der Eigenthümer eines Betriebes wird sich daher das Interesse, das er daran hat, seinen Betrieb zu besitzen, zwar nur ungefähr, aber doch mit hinreichender Klarheit, vergegenwärtigen können; aber es ist nicht ausser Acht zu lassen, dass das rechnungsmässige Ergebnis nicht nur ein ungefähres ist, sondern auch, seiner ganzen Natur nach, das Interesse nicht ganz versinnlicht. So ist es denn möglich, dass der Eigenthümer eines Betriebes ein stärkeres Interesse an demselben hat, als dessen Reinertrag entspräche, weil mit dem Besitze des Betriebes eine gewisse gesellschaftliche oder politische Stellung verbunden ist, auf die er nicht verzichten will, weil er auf eine günstige Veränderung in den allgemeinen Conjuncturen hofft, ja

66*

vielleicht ist ihm sogar ein passiver Betrieb von Werth, weil er ihm ermöglicht, eine reiche Heirath zu machen und durch Aufwendung der solcherart erlangten Capitalien ihn in einen activen zu verwandeln. All diese Grössen individueller Natur vermag der Einzelne nur selbst zu schätzen, die Wissenschaft wird ihn hierin in keiner Weise unterstützen können.

So zeigt es sich denn, dass der einzelne Wirthschafter für seine individuelle Wirthschaft um so weniger von der Oekonomik zu hoffen hat, je individueller sie ist, weil das Allgemeine sich auf das Individuelle grundsätzlich nicht anwenden lässt. Eine ökonomische Technik ist daher nur denkbar, soferne die Betriebe, um die es sich in ihr handelt, Gemeinsamkeiten aufweisen und demgemäss genereller Behandlung zugänglich sind. Dies liegt in der Natur der Sache: Wo das Individuelle beginnt, dort hört die Theorie auf, daher muss auch die praktische Wissenschaft vor dem Individuellen Halt machen. Die ökonomische Technik bildet für sich ein System, das sich nach verschiedenen Wirthschaftsgattungen ordnet: sie hat im Allgemeinen darzulegen, in welcher Form die einzelnen, hauptsächlichen Wirthschaftskreise für sich eine ihren Zwecken angepasste Zweckvermittlung eingeführt haben und in welcher Art und Weise solches Verhalten von der Gesammtheit geregelt werden muss. Die ökonomistische Technik kann daher als eine solche der Landwirthschaft, des industriellen Betriebes, des Handelsbetriebes, des Bankwesens, des Assecuranzwesens in Betracht kommen. In allen diesen Zweigen der wirthschaftlichen Thätigkeit lassen sich gewisse allgemeine Grundsätze feststellen, nach welchen gewirthschaftet werden muss, sofern die solcher Thätigkeit gesetzten Zwecke in angemessener Weise erreicht werden sollen. Wie sehr sich die Technik aber auch auszubilden vermag, sie wird sich doch immer in unbestimmter Weise auf die Verwaltung eines Landgutes, einer Fabrik, einer Handelsunternehmung, einer Bank, einer Assecuranz beziehen; sie wird dem concreten Wirthschafter daher nicht concrete Weisungen hinsichtlich der Art, in welcher er seine Unternehmung zu verwalten hätte, ertheilen; das muss er stets selbst bedenken. Baco glaubte, dem Forscher einen geistigen Mechanismus zur Verfügung stellen zu können, der ihn der unangenehmen Nothwendigkeit, selbst Begabung zu bekunden, überhöbe; die ökonomistische Methodologie vermag dem theoretischen Forscher wohl zu zeigen, in welcher gesetzmässigen Weise sich die ökonomistischen Anschauungen abklären und läutern, sie vermag ihm aber keine Maschine zu bieten, mittels welcher er, gleichsam auf einem methodologischen Zweirade, die Räume der Erkenntnis durchmessen könnte; ja auch die praktische Oekonomik weiss auf dem

Boden der gegenwärtigen Entwicklung dem Wirthschafter nicht eine solche nützliche Erfindung in die Hand zu geben, vermöge welcher er jedes selbstständigen Denkens überhoben wäre; ihm bleibt es überlassen, das generell Ausgedachte auf die eigenen speciellen Verhältnisse anzuwenden. Mit anderen Worten: die Technik schliesst die Kunst nicht aus, sondern fordert sie; sie macht sie nicht unentbehrlich, sie erleichtert ihre Ausübung nur. Dies gilt auch von der höchsten unter den ökonomistisch-technischen Disciplinen, welche die Staatswirthschaft zum Gegenstande hat, von der Finanzwissenschaft. Wir behalten uns vor, die Erkenntniswege und Erkenntnisziele der Finanzwissenschaft in der Gestalt einer finanzwissenschaftlichen Methodologie demnächst näher ins Auge zu fassen.

Wir sehen, dass die Oekonomik eine weitwendige Wissenschaft ist, welche, weit entfernt, irgend einer Wissenschaft Heerfolge zu leisten, selbst Trabanten aufweist. Es ist unwürdig einer solchen Wissenschaft, dass sie an juristischen oder philosophischen Facultäten gelehrt wird. Es wird wohl eine Zeit kommen, da wir die Bedeutung und die Gliederung dieser Wissenschaft besser verstehen, als dies heute möglich ist, da die ökonomistische Erkenntnis, nach welchen wir heute so mühsam suchen, gefunden sind: in jenen Tagen, die vielleicht dem kommenden Jahrhunderte vorbehalten sind, mögen weise Gesetzgeber auf den Gedanken gerathen, für die höchste und edelste und selbstherrlichste aller Wissenschaften eine eigene Facultät zu gründen, eine ökonomistische Facultät. In ihr mag der Jünger im ersten Jahre Oekonomik studiren, im zweiten Jahre die wirthschaftlichen Verhältnisse und die wirthschaftliche Gesetzgebung des Staates kennen lernen, dessen Bürger er ist, um im dritten für seinen besonderen Beruf durch die ökonomistische Technik vorbereitet zu werden und dann als Doktor der Oekonomik ins Leben hinauszutreten.

Ein System der Wissenschaft ist nicht nur ein Werk des sachlichen Verständnisses, sondern auch ein solches der construirenden Einbildungskraft. Je weniger es möglich ist, alle einschlägigen Fragen zu beantworten, desto mehr muss eine Auswahl unter denselben eintreten, desto mehr wird das System zum Kunstwerke, in welchem nicht darauf gesehen werden kann, dass Alles gesagt, sondern dass das zum Ausdrucke Gelangende in sich harmonisch sei. Die didactische Methodik versucht, Antwort zu geben auf die Frage, in welcher Art ökonomistische Ueberzeugungen am besten zu solchen eines Anderen gemacht werden. Es wäre möglich, hinsichtlich dieser Frage allgemeine Regeln aufzustellen, wenn bei der Mittheilung von Vorstellungen logische Rücksichten die allein massgebenden wären; allein diese wer-

den, wenn es sich um Uebermittlung von Gedanken, also von psychologischen Grössen handelt, immer durch psychologische Rücksichten gekreuzt. Soferne die Darstellung dem logischen Principe folgt, soll sie klar sein, soferne sie dem psychologischen Principe folgt, soll sie schön sein, sie soll daher die Klarkeit mit der Schönheit vermählen. Allein das Eine ist das Mass des Anderen; das Streben nach Klarheit kann bis zur Plattheit getrieben werden, das nach der Gefälligkeit der Ausdrucksweise bis zur Geziertheit. Wohl soll auch der Bildner wissenschaftlicher Erkenntnisse in Gedanken und Worten ein Künstler sein, aber er darf nicht künsteln, er darf das Kunstwerk mit dem Kunststücke nicht verwechseln. In schlichter Grösse liegt eine eigene Kraft. Der richtige ökonomistische Stil wird geschmiedet, getrieben und gefeilt sein; die Sprache wird sich in ihm als eine Art edler sorgsamer Arbeit erweisen, an der nichts klappert und nichts klafft. Vieles wird dem Strebenden am besten gelingen, wenn er einfach vorzubringen sucht, was ihm auf dem Herzen liegt. Der Sinn der Gegenwart ist besonders für dasjenige empfänglich, das sich mit einem gewissen Nachdrucke nähert. So muss dann dem Worte Leichtigkeit und Schlagkraft zu eigen sein; von eitlem Flunkern aber hat es sich zu enthalten; der Inhalt der Form, welche der Schönheit huldige, soll die Wahrheit sein. Manche Schwierigkeit überwindet der Schriftsteller, wenn er nicht zum Leser, sondern mit ihm spricht; nur dadurch, dass wir mit dem Leser sprechen, können wir ihn veranlassen, dass er mit uns denke. Nichts soll unversucht bleiben, was ihm diese Bemühung erleichtern könnte, doch darf ihm auch keine Mühe erspart werden, wenn es sich darum handelt, in die Tiefe der Probleme zu tauchen. Der Autor soll sich bemühen, kurz und bündig, sehnig, gedrungen zu schreiben; aber der Leser darf nicht ungehalten werden, wenn es dem Oekonomisten nicht gelingt, ihm die geistige Nahrung, nach der er verlangt, in einer Nussschale zu bieten. Kürze und Klarheit ist die Höflichkeit der Schriftsteller, Ausführlichkeit und Gründlichkeit die Pflicht des Forschers gegenüber der Wissenschaft. Dem Gange der Gedanken unentwegt folgen, sich aller Einstreuungen enthalten, ist gewiss rühmlich, zumal Abschweifungen immer der Ermüdung entspringen. Allein ihr vollständiges Fehlen bringt andererseits Ermüdung hervor.

V. Denomination der Oekonomik.

Wir haben in unserer der systematischen Gliederung der Oekonomik gewidmeten Darlegung ausgeführt, dass sociale Oekonomik, nationale Oekonomik und politische Oekonomik als Glieder einer einheitlichen wissenschaftlichen Erkenntnis, als Theile eines Ganzen aufzufassen sind: das allen Gemeinsame ist das Oekonomische: daher erscheint uns der Name Oekonomik auch für das Ganze am angemessensten. Dieser Ausdruck ist kurz und prägnant; er ist weiters in seiner Allgemeinheit nicht so eng, wie jeder der drei anderen: er empfiehlt sich auch dadurch, dass er auf das wirthschaftliche Subject, auf den Oekonomen hinweist, auf ein Wesen, das seine Zwecke kraft seiner Mittel zu verwirklichen sucht. Wir verstehen demgemäss unter dem Oekonomen nicht etwa nur Denjenigen, der Landwirthschaft betreibt, zumal ja auch das Wort Oekonomik selbst der näheren Beziehung auf die Landwirthschaft entbehrt, sondern den Wirthschafter überhaupt. Das Wort Oekonomik bietet ferner den Vortheil, dass eine angemessene Unterscheidung zwischen dem Oekonomischen als dem die Wirthschaft Betreffenden und dem Oekonomistischen, als die Wirthschaftskunde betreffenden zulässt. Diese Vortheile überwiegen die Nachtheile, die mit der in Rede stehenden Bezeichnung verknüpft sind. Unter ihnen ist hervorzuheben, dass das Wort Oekonomik seiner linguistischen Bedeutung nach die Vorstellung der Hauswirthschaft erweckt. Die Oekonomik hat es aber nicht mit der Hauswirthschaft allein zu thun. Diese ist nämlich bereits eine entwickeltere Form des Wirthschaftens: das Haus zumal ist ein Wirthschaftsmittel, welches als Ergebnis eines wirthschaftlichen Prozesses durch Erklärung desselben erst wissenschaftlich zu begreifen ist.

Das finalistische System huldigt der Anschauung, dass die verschiedenen Bezeichnungen der Wissenschaft, welche bisher theils als gleichbedeutend aufgefasst wurden, theils zur Charakterisirung von besonderen wissenschaftlichen Richtungen verwendet wurden, in Wirklichkeit solche der wesentlichen Theile der Oekonomik sind: sie ist der Meinung, dass sich diese Bezeichnungen mit Recht entwickelt haben, weil sie wesentliche Aufgaben des wissenschaftlichen Forschens mit besonderer Energie betonen. Denn die Socialökonomik beschäftigt sich mit der Abschichtung der Gesellschaft innerhalb eines Volkes und enthält daher ein restringirtes Problem. Nationalökonomik bedeutet Volkswirthschaft; in ihr ist das Volk als Ganzes zum Gegenstande der Erwägungen gemacht. Die Bezeichnung der Oekonomik als politische

Oekonomik ist ebenfalls zu eng, weil diese nur die Wissenschaft der verschiedenen Collectivmittel zu Collectivzwecken bedeutet.

Wir haben daher in der Oekonomik eine Wissenschaft zu sehen, welche sich in Methodologie, Elementarökonomik, Socialökonomik, Nationalökonomik und politische Oekonomik gliedert und sich mit der Rolle des Zweckmässigen in Gesellschaft, Volk und Staat befasst. Unter solchen Umständen scheint es opportun, die Bezeichnung der Wissenschaft als Oekonomik anzunehmen. Sie ist mit der Socialökonomik, der Nationalökonomik und der politischen Oekonomik, die sie in sich schliesst, nicht zu verwechseln. Die Bezeichnung der die Gesetze der wirthschaftlichen Energie betreffenden Wissenschaft als Oekonomik, als Wirthschaftslehre, ist freilich nicht einwandfrei. Es gäbe wohl einen Namen, welcher noch besser und handlicher wäre, als jener der Oekonomik, wir meinen den der Ktetik. Dieses Wort würde sich nicht nur empfehlen, weil es mit einem Hauptworte zusammenhängt, welches Gut bedeutet, sondern weil das zu seinem Stamme gehörige Zeitwort jedes Ergreifen, jedes Besitznehmen, jeden Erwerb bedeutet: nun hat es die Oekonomik gerade mit demjenigen zu thun, was ergriffen und Zwecken untergeordnet wird. Allein dieses Wort ist nicht gebräuchlich. Es scheint daher nicht unangemessen, ihm durch gelegentliche Anwendung einigen Eingang zu verschaffen, damit man sich an die Synonymität der Ausdrücke Ktetik und Oekonomik gewöhne und schliesslich vom Schlechteren zum Besseren übergehen könne. Am bezeichnendsten für eine Wisssenschaft, welche die Gesetze des Zweckmässigen zu erkunden sich zum Gegenstande gemacht hat, wäre freilich der Ausdruck Teleonomie. Das Wort Teleologie würde wohl gleichfalls in Erwägung zu ziehen sein; doch tritt es in den Hintergrund, weil diese Benennung als Lehre von einem nach Zwecken vorgehenden Weltgeiste eine ausgeprägte Bedeutung besitzt und eine Anwendung in einem neuen Sinne Missverständnisse ermöglichen könnte. Auch lässt sich nicht verhehlen, dass Teleonomie allzusehr an die Nomenclatur der Philosophie erinnert. Aehnliches wäre gegen die Bezeichnungen der Oekonomik als Chrestologie, Chrestonomie und Chrestosophie als einer Wissenschaft vom Nützlichen einzuwenden, obwohl nicht verkannt werden kann, dass diese Namen das Wesen der Oekonomik besser bezeichnen, als dies durch den Namen Oekonomik geschieht. Der Name ist jedoch minder wichtig, als Das, was man unter ihm versteht.

Schlusswort.

Der Weg der Methodologie ist durchmessen. Wir sind an der Schwelle der theoretischen Oekonomik angelangt. Hier ziemt es sich, noch einmal umzublicken und die zurückgelegte Strecke ins Auge zu fassen. Die classische Schule hat sich, wenn wir von einigen Bemerkungen eines Say, eines Malthus absehen, mit dem methodologischen Problem nicht beschäftigt. Sie hat sich eine abstracte Gesellschaft vorgestellt, dieselbe mit abstracten Menschen bevölkert, die Beziehungen zwischen denselben zu ergünden gesucht und geglaubt, solcherart zu Gesetzen zu gelangen, welche mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Der Empirismus hat sich gegen diese Richtung aufgelehnt. Er hat mit Recht betont, dass man von der Wirklichkeit ausgehen müsse, um sie zu begreifen. Er ist aber im weiteren Verlaufe dahin gelangt zu behaupten, dass die Erkenntnis der Wirklichkeit zur Einsicht genüge. Er hat Wissen mit Erkenntnis verwechselt. Menger hat mit Recht dagegen eingewandt, dass die Erfahrung allein nicht ausreiche, die Theorie zu begründen. Er hat betont, dass es nothwendig sei, zwischen Theorie und Praxis zu unterscheiden. Theoretisch vermag man sich aber seiner Ansicht gemäss nach zwei Richtungen zu bethätigen: man kann, von Erfahrung abgesehen, denken, man kann nämlich von apriorischen Axiomen deductiv verfahren, man kann andererseits von aposteriorischen Erscheinungen ausgehend inductiv verfahren. Wir haben uns gegen jede dieser Richtungen gewendet. Wir glauben doch jeder derselben gerecht geworden zu sein. Wir haben ausgeführt, dass die classische Schule Recht gehabt hat mit der Ansicht, dass es möglich sei, durch Denken zur Erkenntnis der wirthschaftlichen Gesetze zu gelangen. Wir haben dargethan, dass der Empirismus Recht gehabt habe, zu betonen, dass man von der Erfahrung ausgehen müsse. Wir haben dargethan, dass Menger Recht gehabt hat, indem er Denken und Er-

fahrung als gleichberechtigte Factoren betrachtete. Wir haben zugleich betont, dass die classische Schule Unrecht gehabt habe, nicht von der Erfahrung auszugehen, dass die empirische Schule Unrecht habe, das Denken zu vernachlässigen, dass Menger Unrecht habe, wenn er behauptet, man müsse einerseits denken und andererseits empirisch verfahren. Wir haben die Ansicht vertreten, dass man über die Erfahrung denken müsse, wenn man zur Einsicht in das wirkliche wirthschaftliche Leben gelangen will. Wir haben weiters betont, dass es der Oekonomik nicht angemessen ist, von einem abstracten Menschen auszugehen, welcher lediglich eigensüchtige Interessen verfolgt, wie dies die classische Schule thut; dass es unrichtig ist, die Oekonomik unter die Oberhoheit der Ethik zu stellen, wie es die empirische Schule thut, dass es vielmehr allein angemessen sei von einem Menschen auszugehen, welcher sich mit dem Wirklichen vollkommen deckt, um aus ihm Gesetze abzuleiten, welche sich mit der Wirklichkeit vollkommen decken. Wir gehen daher von einem Wirthschafter aus, der seine Zwecke durch Mittel zu verwirklichen trachtet. Das Verhältnis zwischen Mittel und Zweck ist aber ein causales. Es ist daher eine gewisse Energie nothwendig, um durch das Mittel den Zweck zu verwirklichen. Diese Energie nannten wir die wirthschaftliche. In diesem Principe war uns ein fester Punkt gegeben, von dem aus die Autonomie der Oekonomik durchgeführt werden konnte. Die Untersuchung hat uns demgemäss gelehrt, dass die Oekonomik nicht auf die Physik, nicht auf die Physiologie, nicht auf die Ethik und nicht auf die Psychologie zu basiren sei. Die Untersuchung hat uns vielmehr dargethan, dass die Oekonomik selbstherrlich sei. Oekonomik darf sich daher auch nicht an die Philosophie anlehnen, sie darf nicht speculativ werden, sonst tritt sie in Rückbildung. Wer sich nicht zu helfen weiss, geht einen Anderen um Rath an. Dergleichen ist berechtigt, sofern sich der Rathlose von der Vergeblichkeit des eigenen Denkens überzeugt hat. Die Oekonomik hat keine Ursache, sich so tief herabzuwürdigen. Ihr erwächst aus solcher Selbstentäusserung auch kein Vortheil. Wohl aber gewinnt sie durch Festhalten an dem eigenen Wesen. Indem sie sich nämlich nach dem ihr eigenen Principe gliedert, wird sie zur Wissenschaft.

Um diesen Process einzuleiten, haben wir in der dem ökonomistischen Denken gewidmeten Disciplin, der ökonomistischen Methodologie, bei Menger eingesetzt und versucht, zunächst an seine gegen den extremen Empirismus gerichteten Kritik anzuknüpfen. Zugleich haben wir uns aber gegen den Apriorismus dieses hervorragenden Methodologen wenden müssen. Gemäss jener Kritik, welcher wir Menger's methodologische

Theoreme im dritten Capitel dieses Werkes unterwerfen, suchten wir seine exact-realistische Richtung zu einer rationell-empirischen weiter zu entwickeln. Zu diesem Behufe haben wir aus dem von Schäffle, Menger und Dietzel vertretenen Wirtschaftlichkeitsprincipe den Kern der Zweckmässigkeit herausgeschält. Dies geschah, weil das Wirthschaftlichkeitsprincip in seiner bei den genannten Autoren gegebenen Form entweder nur eine abstracte zu blossen Erkenntnissätzen durchdringende Theorie oder nur eine im Sinne der Wirthschaftlichkeitsmaxime zu entwickelnde praktische Disciplin, die statt der Causalgesetze Postulate bietet, zu gestalten vermag. Auf diesem Wege ist aber eine Wissenschaft nicht möglich. Oekonomik nämlich, welche darlegen will, wie gewisse Zwecke mittels des geringsten Aufwandes zu ermitteln wären, unternimmt es, zu lehren, wie gewirthschaftet werden soll. Sie ist somit nicht theoretische, sondern praktische Oekonomik. Praktische Oekonomik aber ohne theoretische Erkenntnis, auf der sie fusst, kann auf die Leitung unserer Entschliessungen keinen Anspruch erheben. Aus dem Materiale des Wirthschaftlichkeitsprincipes ist wegen seiner praktischen Natur keine Theorie überhaupt, wegen seiner rationalistischen Natur keine der Erfahrung entsprechende Wissenschaft zu gestalten. Damit wäre denn auch eine aus der Theorie fliessende, sich auf sie stützende praktische Oekonomik unmöglich. Durch das finale Princip haben wir erst die Fähigkeit gewonnen, von den wirthschaftlichen Erscheinungen, als wirthschaftlichen Thatsachen, auszugehen und den Connex der Theorie mit der Wirklichkeit herzustellen. Das Zweckmässigkeitsprincip hat sich weiter dienlich erwiesen, das Gebiet der theoretischen Forschung namhaft zu erweitern und zugleich stramm zu vereinheitlichen. Mittels desselben ist es uns gelungen, die rationalistische Auffassung des Wirthschaftslebens, die aus der classischen Periode her in die Gegenwart reicht, die These nämlich, dass die theoretische Oekonomik es lediglich mit egoistischen Handlungen zu thun habe, als eine unbegründete niederzustreifen. Aehnliches geschah mit der gleich alten und gleich jugendfrischen Anschauung, dass es in der Oekonomik immer nur auf materielle Bedürfnisse und materielle Güter ankomme. Denn im Finalismus ist nichts gelegen, was ihn auf den Egoismus und auf die körperlichen Güter beschränken würde. Durch ihn hat sich weiters die Trennung zwischen exacten Gesetzen als apriorischen und empirischen als aposteriorischen als gegenstandslos erwiesen. Wir können nunmehr die theoretische Oekonomik als eine einheitliche begreifen, welche von Denken und Erfahrung in gleicher Weise durchdrungen ist. Kraft des finalen Principes ist die theoretische Oekonomik ein Gefäss geworden, weit genug, um Egoismus, Mutualis-

mus. Collectivismus und Altruismus in sich zu schliessen; demgemäss ist denn auch eine andere Spaltung der Theorie in eine solche des Egoismus und des Altruismus, wie sie von Menger und Dargun befürwortet wird, vermieden, ein Vorzug, der um so schwerer ins Gewicht fällt, als eine derartige Spaltung uns zwar Theorien bieten würde, aber aus demselben nicht eine einheitliche, das Verständnis der Thatsächlichkeit vermittelnde Theorie geschaffen werden könnte. Wir glauben demnach auf dem Wege, den Menger eingeschlagen, um ein gedeihliches Stück weiter fortgeschritten zu sein, zugleich aber durch den Begriff der zweckmässigen Wirksamkeit, der wirthschaftlichen Energie eine allezeit leicht und bequem verwendbare Brücke zwischen der Abstraction und der Wirklichkeit geschlagen zu haben. Hiezu kommt noch, dass die moderne Methodologie, die Menger, von seiner Abneigung gegen den extremen Empirismus veranlasst, dem Rationalismus näher rückte, als die methodologische Evolution erforderte, durch unsere Ausführungen erst, wie wir meinen möchten, jenem mittleren Standpunkte bedeutsam genähert sind, auf den die Entwicklung der Wissenschaft selbst hinzudrängen scheint.

Wer sich die Ausdehnung der Wissenschaft vergegenwärtigt, wie sie nach dem Aufrisse im vorigen Capitel zu überblicken ist, der wird es sicherlich nicht missbilligen, wenn wir unumwunden erklären, es liege nicht im Plane der unternommenen Arbeit, das eben entworfene System der Oekonomik auch völlig und bis ins Einzelne auszuführen. Uns muss es vielmehr genügen, nach dem auseinander gesetzten Plane ein verkleinertes Modell auszuführen, das die Grundsätze, nach denen die Oekonomik systematisch vorzutragen wäre, plastisch verdeutlicht. Die Fülle der Erscheinungen liesse sich wohl überhaupt geistig beherrschen, aber ein Einzelner dürfte kaum je über genügende Kraft und genügende Zeit verfügen, um das Ungeheuere thatsächlich zu leisten und die wunderbare Mannigfaltigkeit des Zwecklebens in ein in sich geschlossenes System zu bannen. Der innere Reichthum der Oekonomik lässt jeden Oekonomisten seine Armuth an Erkenntnismitteln schmerzlich empfinden. Je mehr, je öfter er sich mit den Problemen dieser höchsten und schwersten der Wissenschaften befasst, desto weniger kann er hoffen, aller ihrer Theile Meister zu werden. Es kann sich daher auch für uns nicht darum handeln, jede Frage ökonomistischer Natur zu erörtern, geschweige denn, sie zu lösen; auf die innere Consequenz des Gedankengebäudes haben wir vornehmlich Acht. Wir würden unser Tagewerk als vollendet betrachten, dürften wir annehmen, dass die Grundlagen, auf welche die Oekonomik aufgebaut werden soll, durch unsere Bemühungen auch nur einigermassen gefestigt worden wären. Unser Streben

geht ausschliesslich dahin, zur Klärung der Materie beizutragen und das Vorprodukt der Erkenntnis, das wir überkommen haben, in etwas veredelter Form zu hinterlassen. Die Totalität der Erkenntnis bieten zu wollen, alle Probleme einer so räthselvollen Wissenschaft zu erschöpfen, das letzte Wort der Weisheit aussprechen zu wollen, wäre ein dreistes Unterfangen, das uns fern liegt. Es handelt sich uns also nicht darum, eine neue Oekonomik zu bieten, sondern nur unseren Beitrag zur Oekonomik zu leisten; wo es ausserhalb unseres Vermögens steht, zu klären und weiter zu entwickeln, werden wir es vorziehen, uns in bescheidenes Schweigen zu hüllen, um weder Vorhandenes zu wiederholen, noch Bekanntes zu verschlechtern. Wir unternehmen daher des Weiteren nicht, eine Reise um das Gebiet der Oekonomik herum, sondern nur eine quer durch ihr Reich hindurch. Den ganzen Bau nach dem angemessenen Plane wirklich zu errichten, insbesondere aber die Einrichtung desselben, welche jedes Gemach mit dem schmucken Hausrath versieht und es so erst heimisch und wohnlich macht, müssen wir Jenen überlassen, die nachsichtig genug sein werden, in den vorliegenden Forschungen eine wenn auch unzureichende Förderung der Disciplin zu erblicken.

Sicherlich ist auch unser eingeschränktes Unternehmen noch ein solches, in dem uns mannigfaltige Gefahren drohen. Wir müssen sie gering achten, denn nur sofern wir dies thun, können wir versuchen, sie zu überwinden. Misslingen unsere Bemühungen, so ist für die Wissenschaft wenigstens Nichts verloren, Nichts gewonnen. Wer das nicht wagt, dem ist das Vermeiden des Misslingens sicher, aber auch das Ausbleiben jeden Gelingens. Wer es wagt, für den ist das Misslingen möglich, vielleicht wahrscheinlich, aber doch der Erfolg nicht ausgeschlossen. In dem Bestreben, still und beharrlich das Unsere zu thun, wenden wir uns nun dem zweiten Theile des vorliegenden Werkes zu, welcher die *theoretische Oekonomik* darstellen soll.

Berichtigungen.

Seite:	Zeile:	statt:		lies:
3	4	den	—	dem
4	39	dle	—	die
5	32	nach:	—	nach.
12	8	theorethischer	—	theoretischer
12	18	in	—	einen
13	27	ihren	—	ihrem
14	4	von Muttersternen	—	vom Muttersterne
15	36	Hie	—	Hier
16	23	es	—	er
18	37	weit	—	weil
18	38	den	—	dem
21	38	solchen	—	solchem
28	30	transcendentale	—	transcendentalen
28	30	Analystik	—	Analytik
50	11	inneren	—	innere
65	19	unmöglich	—	möglich
66	34	sie	—	er
72	10	realitiven	—	relativen
72	13	Realitivität	—	Relativität
82	17	nimmer	—	immer
83	31	activies	—	activities
90	16	wie wir in	—	wie in
90	26	Oekonomie	—	Oekonomik
91	27	aus adäquatem	—	als adäquaten
101	11	on	—	one
103	7	uns aber nicht	—	uns nicht
106	32	considelation	—	consideration
107	13	ist	—	, ist
110	27	Adäqualheit	—	Adäquatheit
115	26	Whateley	—	Whately
121	22	Slawe-Power	—	Slave-Power
123	25	Weiteres	—	Weiters
123	30	werden	—	werde
128	5	ökonomischen	—	ökonomistischen
131	11	für	—	die für
132	12	methodogischen	—	methodologischen
140	34	ausgeführt	—	dargelegt
148	19	ein	—	eine
154	32	dem Synthese	—	dem der Synthese
160	16	Werththeoroie	—	Werththeorie
175	40	rationalistischen	—	empiristischen

Seite:	Zeile:	statt:		lies
184	31	welches	—	welchen
192	25	primitiveste	—	primitivste
211	9	sich	—	sie
211	29	Nicht	—	Nichts
214	28	so ist wenig	—	so wenig ist
225	32	wird	—	werden
318	23	es	—	sie
393	24	Zwecke	—	Mittel
445	35	Helmholz	—	Helmholtz
501	9	auf	—	an
518	5	Helmholz	—	Helmholtz
646	38	natürlich	—	natürlichen
648	16	delerminirenden	—	determinirender
694	37	Macculoch	—	Macculloch
719	15	innerhalb	—	an.
731	19	Jevon's	—	Jevons'
771	27	erwiesen	—	erweisen
870	5	ersten	—	zweiten
884	15	Marlow	—	Marlo
900	7	das	—	dass
906	17	eigenzwekige	—	eigenzweckige
907	31	Ethik	—	Ethics
928	5	was	—	welche
944	22	Jevon's	—	Jevons'
1016	26	Gleicht	—	Gleicht ein
1034	37	Heynes	—	Keynes